Nord und Süd
Eine deutsche Monatsschrift

Hundertunddreißigster Band
33. Jahrgang : 1909 : Juli—September

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

Inhalt des 130. Bandes: Juli / August / September 1909

Kunstbeigaben:

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

33. Jahrgang Band 130 Juli 1909 Heft 388

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Sigurd Ibsen:
Natur und Mensch.

I.

Daß es religiöse Dogmen gibt, die zwar Gegenstand des Glaubens, aber dem Verstande unzugänglich sind, wissen wir Alle. Ebenso wissen wir, daß es ethische Grundsätze gibt, die man mit dem Munde bekennt, aber selten zur Richtschnur seiner Handlungen wählt. Doch wohl nur die Wenigsten machen sich klar, daß es wissenschaftliche Wahrheiten gibt, die einer ähnlichen Begrenzung unterworfen sind, da wir sie uns ausschließlich als Wissen zu eigen machen, ohne sie in unser tieferes Bewußtsein aufzunehmen. Und das wage ich gerade von den Wahrheiten zu behaupten, die die größte theoretische Tragweite haben: von keinen geringeren Entdeckungen als denen, die sich an die Namen Kopernikus und Darwin knüpfen. Die Erde aus ihrer zentralen Lage geschleudert, der Mensch seines göttlichen Adelsbriefes beraubt, eine solche Ideenverschiebung steht ganz einzig da, denn sie trifft ja das Fundament unseres Daseins selbst. Man stelle sich einen König vor, durchdrungen von den höchsten Gedanken über seine Abkunft und sein Gottesgnadentum, der dann plötzlich erfährt, daß er ein untergeschobenes Kind, der Sohn eines Handwerkers ist: was für eine Umwälzung wird nicht in seinem Innern stattfinden. Welche Erklärung gibt es also dafür, daß eine so ungeheuere Veränderung, wie sie die Wissenschaft in den Begriffen von der Stellung der Erde im Universum und der Stellung des Menschen in unserem planetarischen Leben hervorgerufen hat, nicht unsere ganze Grundstimmung beeinflußt, unsere Generation genötigt hat, mit völlig neuen Werten zu rechnen? Denn Niemand wird behaupten können, daß unsere Lebensanschauung düsterer, unsere Selbstschätzung geringer geworden ist, als bei den Generationen, die da glaubten, daß die Erde der Mittelpunkt der Welt und der Mensch am fünften Schöpfungstage als Ebenbild Gottes geformt worden sei. Es ist nur eine Erklärung möglich: wir haben diese Resultate der Naturforschung rein verstandesgemäß in den Kreis unseres Wissens aufgenommen; aber bis zu unserem Gefühl sind sie nicht vorgedrungen; an unseren Motiven, unseren Zielen, unserem innersten Ich haben sie nichts ändern können.

Deshalb: wenn von einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung die Rede ist, die stets an Terrain gewinnt, so hüte man sich, der Umbildung eine übertriebene Bedeutung beizulegen. Es ist wahr, jedes Schulkind lernt heutzutage, daß die Erde sich um die Sonne drehen muß, und daß diese Sonne wiederum nur ein Firstern unter Millionen anderer ist. Wir wissen, daß sie ebenso wie diese der Vergänglichkeit preisgegeben ist, daß sie früher oder später zugrunde gehen muß, sei es infolge eines natürlichen Todes, sei es infolge einer Katastrophe. Was bleibt dann von unserem kleinen Planeten übrig? Auch jetzt ist er ja nicht mehr als ein Stäubchen im Weltall. Vielleicht nicht einmal das einzige seiner Art; es gibt womöglich Weltkörper, die eine ähnliche Entwickelung durchmachen, ein organisches Leben aufweisen können und in der Beziehung unsere Erde überholt haben. Das erzählt uns die Naturforschung, und wir akzeptieren es gewissermaßen, d. h. wir registrieren es pflichtschuldigst in unser Gehirn ein. Aber Theorie und Praxis sind zwei sehr verschiedene Dinge: wir huldigen Kopernikus, folgen aber Ptolemäus. Und zwar nicht nur im Sprachgebrauch, der immer noch die Sonne auf- und untergehen läßt. Wir sind an die Erde gebunden, für uns ist sie der Mittelpunkt, so verschwindend sie ist. Wie oft hat man nicht gesagt, die Astronomie sei geeignet Demut zu lehren, weil sie uns daran gemahnt, welch einen unbedeutenden Teil des Weltalls unser Planet und das sich auf ihm regende Leben in Wirklichkeit darstellen. Das klingt so einleuchtend, und dabei ist es doch nur Binsenweisheit. Die ungeheuren Dimensionen des Himmelsraumes können freilich uns flüchtig imponieren, wenn sie in Zahlen ausgedrückt werden. Aber gerade weil die Zahlen so unfaßbar hoch sind, erwecken sie keine wirksame Vorstellung. Denn uns fehlt der Sinn für das unendlich Große wie für das unendlich Kleine: unser Auge ist auf menschliche, auf irdische Verhältnisse eingestellt. Wenn von anderen Planeten berichtet wird, was beschäftigt dann die Phantasie des Laien? Die großen Dimensionen, die großen Abstände? Nein, in neun von zehn Fällen wird es sich, charakteristisch genug, herausstellen, daß sein Interesse sich vor allen Dingen auf die Frage konzentriert, ob diese Gestirne wohl von menschenähnlichen Wesen bewohnt sind.

Der Mensch ist nun einmal für uns der wichtigste aller Gegenstände. Sollte es anders sein, dann müßten wir den archimedischen Punkt gefunden haben, der uns ermöglichte, uns selbst von einem außer und über unserer Menschheit gelegenen Ort zu betrachten. Wir haben ihn nicht gefunden, und wenn behauptet wird, Darwin habe den Anthropozentrismus totge-

schlagen, so mag das für die Wissenschaft zutreffen, aber nicht für die praktische Lebensauffassung. Die Forschung sagt uns, daß der Mensch nur ein Glied in einer Kette, ein begabter Emporkömmling ist, der von sehr unansehnlichen Vorfahren stammt. Wir hören, daß die Zeit, die er auf Erden gelebt hat, mit dem ancien régime anderer organischer Formen verglichen, äußerst kurz ist, und ziehen den Schluß, daß er, wie er einst entstanden ist, auch einst vergehen wird. Denn die Wissenschaft klärt uns darüber auf, daß wir in dem großen Naturprozeß keinerlei besondere Bedeutung haben. Die Natur ist gleichgültig gegen unser Wohl und Wehe; Insekt oder Mensch, beide sind sie in ihr nur vorübergehende Entwickelungszustände von Stoff und Kraft, Eintagswesen, deren Nichtigkeit wir ahnen, wenn wir an den unbegrenzten Raum und die ewige Zeit denken. Und wir können uns zu dieser Lehre bekennen, mit kleidsamer Demut unsere unbedeutende Rolle zugeben, in einer müßigen Stunde damit kokettieren: wir können es so ausgezeichnet gut, weil wir im letzten Grunde nicht an unser neu gewonnenes Wissen glauben, sondern uns trotzalledem als die Auserwählten der Schöpfung fühlen. Im Prinzip können wir die Einheit der Natur proklamieren und uns selbst in den großen Zusammenhang mit einbeziehen. Pantheisten, Monisten: mag sein, daß wir in unserer Eigenschaft als Anhänger eines philosophischen Systems gewissermaßen berechtigt sind, uns so zu nennen. Aber schließlich sind wir es wohl nur unter so ziemlich denselben Bedingungen, wie Victor Hugo, als er sich unterfing, Weltbürger und Demokrat zu sein: Weltbürger in einer Verbrüderung der Völker, in der das Vaterland Victor Hugos an der Spitze marschierte, und Demokrat in einer Gesellschaft, in der alle gleich waren — ausgenommen Victor Hugo, der Einzige, Unvergleichliche.

„Was gilt mir diese Quintessenz vom Staube", sagt Hamlet vom Menschen. Aber wir müssen eingestehen: sie ist für uns Alles, sie ist die Welt selbst. Nie wird die Unendlichkeit der Natur unser Inneres so erfüllen, wie die Mannigfaltigkeit des menschlichen Lebens. Keines ihrer Phänomene, so merkwürdig es auch ist, wird in seiner Wirkung auf uns mit den menschlichen Erscheinungen, mit dem Menschen als Individuum, mit dem Menschen als Masse rivalisieren können. Hier kann die Unermeßlichkeit des Sirius nicht mit der Größe Cäsars wetteifern, und das Erdbeben in Lissabon, der vulkanische Ausbruch des Krakatoa läßt sich an nachhaltiger Tiefe des Eindrucks nicht mit gewissen Episoden der französischen Revolution vergleichen. Die Natur ist uns fremd, und soll sie uns näher gebracht werden, so muß es geschehen, indem man sie sozusagen vermenschlicht.

Denn der Mensch ist immer der Maßstab aller Dinge gewesen. Natur oder Gottheit, haben wir sie uns erklären wollen, so ist es immer kraft des menschlichen Mediums, „sub specie humanitatis", geschehen. Das höchste Wesen der Religionen ist ein Inbegriff all der menschlichen Eigenschaften, die zu ihrer Zeit als die vollkommensten galten. Phidias konnte für seinen Zeus und Michelangelo für seinen Gott Vater keine andere als die menschliche Gestalt finden. Der Dichter, der die Gewalt der Elemente besingt, der Maler, der uns die Schönheit der Landschaft veranschaulicht, wir selbst, wenn wir andachtsvoll die Natur bewundern — was anderes tun sie und wir, als eben diese Natur mit menschlichen Gedanken und Gefühlen zu erfüllen? Die Natur, in der aufzugehen Goethe sich sehnte, wie man uns erzählt, war doch schließlich von ihm geschaffen, ein Reflex seiner eigenen Seelenstimmung. Der Pantheismus zählt ihn zu seinen größten Namen — und für was Alles kann man sich nicht auf ihn berufen, diesen allseitigen Geist, der das Abendland und den Orient umspannte, gleichzeitig klassisch und romantisch war, von der Ruhe der Antike geprägt und durchdrungen von moderner Empfindsamkeit. Ja, Goethe war Pantheist; aber er war auch ein Verehrer der großen Persönlichkeit. Seinen Liedern hat man seine Oden, seinem Naturgefühl seine Behauptung des Menschen gegenüberstellen können, die in dem Gedicht „Prometheus" ihren gewaltigsten Ausdruck fand.

Wer im Geist und in der Wahrheit die naturwissenschaftliche Weltanschauung verwirklichen wollte, müßte sich von diesem menschlichen Subjektivismus losreißen. Er müßte den Gegensatz zwischen dem Ich und der Außenwelt aufheben, sich dem Universum einverleiben in Eintracht mit allen Formen, am Leben sämtlicher Existenzen teilnehmen. Wie Buddha unter dem Feigenbaum müßte er danach streben, sich in ein allumfassendes Nirvana zu verlieren, geläutert von den Leidenschaften und Vorurteilen, die mit unserer Gattung verbunden sind. Aber ungleich Buddha, der im tiefsten Innern erfüllt war von Mitleid mit dem Geschlecht und dem Wunsch, ihm den Weg zu Ruhe und Frieden zu weisen, könnte er sich nicht von solcher menschlichen Einseitigkeit beherrschen lassen. Freilich würde er nicht vom Menschlichen absehen: als ein Teil der Allnatur würde auch das einen Platz in seinem System finden. Aber es würde für ihn nicht das Wesentliche sein, er würde es nicht zum Prinzip erheben. Die menschlichen Verhältnisse würde er mit denselben Augen betrachten, wie die anderen Phänomene. Glück und Elend, Tugenden und Laster, Fortschritt und Verfall, das alles wäre für ihn nicht mehr Gegenstand der Freude und des

Kummers, des Lobes und des Tadels, sondern nur ein Spiel der Kräfte und Bewegungen, Glieder in einem Zusammenhange, Resultate der allgemeinen Gesetze von Ursache und Wirkung, ebenso wie die Bildung der Zellen oder der Kreislauf der Himmelskörper. In Paul Bourgets Buch Le Disciple wird ein Philosoph geschildert, Adrien Sixte, der sich vorgenommen hat, ein solches Programm zu realisieren. Und er vermag es am Schreibtisch, solange es nur gilt, dort zu sitzen und sich mit wissenschaftlichen Werken zu beschäftigen. Aber eines schönen Tages wird er aus seiner Stubengelehrten-Existenz herausgerissen; er wird in eine Tragödie verwickelt, die er unfreiwillig mit hervorgerufen hat. Da versagt das System, und seine Seele wird tief erschüttert, genau wie es einem gewöhnlichen Menschen geschehen würde. So geht es im Roman, und im wirklichen Leben würde es sich wohl nicht anders zutragen. Ja, es ist die Frage, ob ein Philosoph dieser Richtung sogar da, wo es sich einzig um die Aufstellung von Theorien handelt, ganz konsequent sein, sich völlig von menschlichem Eigengefühl freimachen kann.

Die Konsequenz in dieser Beziehung, wo sollten wir sie wohl suchen, wenn nicht bei dem Großmeister des modernen Monismus, Ernst Haeckel, selbst? Werfen wir also einen Blick in die kürzeste, aber in ihrer Knappheit auch am meisten programmatische der Schriften, in denen er seine Weltanschauung niedergelegt hat. Es ist die Wiedergabe eines viel beachteten Vortrages, den er vor einer Reihe von Jahren in einer Naturforscherversammlung hielt, und die den Titel führt: „Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft". Sie liegt mir in elfter Auflage vor, und die Verbreitung, die sie gefunden hat, ist wohl verständlich. Sie behandelt ja Themata, die für weite Kreise von Interesse sind, und sie tut es in einer Darstellung, die gleichzeitig leicht lesbar und anregend, in der Form vollendet und mit Inhalt gesättigt ist. Ihr erster Teil, die naturwissenschaftlichen Prämissen, ist allerdings aus einem Gusse. In einer großartigen Synthese zeigt Haeckel uns hier den Zusammenhang des Universums, die unlösliche Verbindung zwischen Geist und Materie, das Aufgehen von Kraft und Stoff in die Substanz, die Gültigkeit des Substanzgesetzes für das gesamte Dasein. Er verkündigt die prinzipielle Einheit in der anorganischen und organischen Natur, von denen — nach seiner Darlegung — die letztere aus der ersteren entsprungen ist. Er betont die gemeinsame Entstehung der Organismen: alle Pflanzen- und Tiergattungen sind Zweige eines einzigen Stammbaumes, das Menschengeschlecht ein Schößling auf dem Zweige der Wirbeltiere. Es gibt keinen absoluten Unter-

schied zwischen Pflanze und Tier, zwischen Tier und Mensch. Und ebensowenig gibt es eine Spaltung zwischen Körper und Seele: die psychische Entwickelung ist abhängig von der physischen, und das menschliche Bewußtsein unterscheidet sich nur gradweise von dem tierischen. Was man Seele nennt, ist eine Summe von Plasma-Bewegungen, und das Bewußtsein ist eine Gehirnfunktion, die auf der mechanischen Arbeit der Ganglienzellen beruht, die wiederum auf chemische und physikalische Prozesse zurückzuführen ist. Mit dem individuellen Körper verschwindet auch die individuelle Seele: der Sonderanspruch des Menschen auf Unsterblichkeit wird in absurdum genau so reduziert, wie sein Glaube an einen persönlichen Gott, der in unsere Verhältnisse eingreift. Nachdem er vor unseren Augen sein Weltbild entrollt hat, auf dem die große Natur Alleinherrscherin ist, und von dem aller menschliche Aberglaube, alle dualistischen Vorurteile fortgefegt sind wie welke Blätter, gelangt Haeckel zu seinem eigentlichen Thema: der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft, zu dem Nachweis von der Anwendbarkeit der Lehre auf das Leben. Und wir lauschen in gespannter Erwartung: wie wird es lauten, das monistische Evangelium? Wird unsere gewohnte Sprache hinreichen, um den neuen Gedanken auszudrücken? — O ja, die Sprache reicht hin, und der Gedanke hat ein ehrwürdiges Alter. Denn *diese* Botschaft wird uns gebracht: Du sollst nach dem Wahren, dem Guten und dem Schönen streben. Nun, das ist eine Melodie, in die jeder von uns einstimmen kann. Aber wir haben sie von Kindesbeinen an gehört, und unsere Vorfahren vor uns, und sie wird meist von Leuten gesungen, die die naturwissenschaftliche Weltanschauung gar nicht teilen. Sie sind zu demselben Resultat gelangt wie Haeckel, und zwar ohne die Hilfe seines monistischen Fundamentes, was darauf schließen läßt, daß es hier völlig belanglos ist. Es besteht auch gar kein gegenseitiger Zusammenhang. Die Prämissen sind wissenschaftlich, und die Konklusion kann sehr wohl für ein Glaubensbekenntnis gelten; aber das *Band*, das er uns zwischen Religion und Glauben zu knüpfen versprochen hat, können wir nicht entdecken. Ich übersehe durchaus nicht, daß er versucht hat, ein Bindeglied zu schaffen, indem er uns anrät, das Wahre, das Gute und das Schöne auf *monistischem* Wege anzustreben. Aber was heißt das? „Monistische Bestrebungen": ist diese Zusammenstellung nicht ein Widerspruch in sich selbst? Unter „monistisch" kann doch nur das verstanden werden, was mit der Allnatur übereinstimmt. Aber nun ist unser Streben — mit anderen Worten unsere zielbewußte Wirksamkeit — gerade das, was die Eigenart des Menschen bildet

und ihn von der übrigen Natur ausscheidet. Deren Ziellosigkeit nachzuweisen, daran hat Keiner planmäßiger gearbeitet als Haeckel, und er würde sicher der Erste sein, der den Gedanken bekämpfte, daß die Natur in ihrer Gesamtheit etwa intellektuelle, ethische und ästhetische Tendenzen offenbare.

Ist sein Präludium monistisch, so ist sein Finale menschlich, und dessen letzte Note, wie es Einzelnen vorkommen mag, allzu menschlich. Indem er sich zu dichterischem Schwunge erhebt, schließt er seine Rede mit dem Hinweis auf ein Zusammentreffen, in dem er ein günstiges Anzeichen für den Sieg seines Glaubensbekenntnisses erblickt. In der Nähe des Ortes, wo er seinen Vortrag hält, sind nämlich die durchlauchtigsten Erhalter der Universität Jena, die thüringischen Fürsten, zu einem seltenen Fest versammelt, der goldenen Hochzeit des großherzoglichen Paares von Sachsen-Weimar. Dieses wohlgeformte Kompliment ruft uns in das Reich der Wirklichkeit zurück. Es ist, wie wenn der Schauspieler, der auf der Bühne den Tod erlitten hat, sich am Schluß des Stückes zeigt und vor dem applaudierenden Publikum seine Verbeugungen macht. Sein Erscheinen sagt uns, falls w i r es uns nicht schon selbst gesagt haben: Meine Damen und Herren, es war nicht so ernst gemeint. Ein paar Stunden haben wir uns der intensiven Stimmung des Dramas hingegeben, aber wir können nicht immer im Lande der Träume wandeln: das Leben meldet sich und verlangt sein Recht. Von Zeit zu Zeit können wir uns in die Sphäre der naturwissenschaftlichen Weltanschauung erheben; aber es ist kalt auf ihren Felsgipfeln, und wir flüchten uns bald wieder hinab in die geschützten Täler, wo das Menschliche zu Hause ist, hierbei den Großherzog von Sachsen-Weimar nicht zu vergessen. Denn auch er repräsentiert eine Seite des Ewig-Menschlichen. Unterschätzt ihn nicht: um diese Größe kommt man nicht so leicht herum. Der Naturforscher kann Gottvater abschaffen; aber die Existenz des Großherzogs kann er nicht leugnen. Er kann das M e n s c h e n g e s c h l e c h t zu einem Schößling auf dem Stamme der Wirbeltiere erniedrigen; das hindert ihn aber nicht, einzelnen seiner I n d i v i d u e n, gewissen privilegierten Wirbeltieren, eine Ehrfurcht zu erzeigen, als ob sie über die allgemeinen Gesetze des Lebens erhaben wären. Laplace fand die Formel für die Mechanik des Sonnensystems, er beschäftigte sich mit den höchsten Problemen, sein souveräner Gedanke bewegte sich im grenzenlosen Raum und ließ sich von keinem Schöpfer hemmen: er habe, sagte er, für diese Hypothese keine Verwendung. Der Herrgott imponierte ihm nicht; aber er war durchbebt von Ehrfurcht vor dem großen Napoleon, er beugte sich tief vor dem dicken Ludwig XVIII., und wie weit er auch

in der Unendlichkeit des Sternenhimmels wanderte, er kam nie dahin, gegen den Glanz jener andern Sterne gefühllos zu werden, die von Potentaten ausgeteilt werden. Was half es also, daß er Monist war? Ach, wie wenig hat dieses Gewand doch im letzten Grunde zu bedeuten. In seiner Philosophie kann der Monist alle Erscheinungen auf ein einziges Prinzip zurückführen; aber im wirklichen Leben wird sich auch bei ihm ein Dualismus geltend machen: wir Menschen auf der einen, die ganze übrige Welt auf der andern Seite. Im Leben wird er den menschlichen Dingen eine Wichtigkeit beimessen, die ihnen, der Lehre gemäß, nicht zukommt. Es hat gar keinen Zweck, wenn die Wissenschaft ihm erklärt, diese Dinge seien Kleinigkeiten, die Ereignisse des Tages schwänden zu nichts zusammen, wenn man bedenkt, daß die ganze Geschichte der Menschheit nur eine kurze Episode in der organischen Entwicklung eines kleinen Planeten ist. Er wird nichtsdestoweniger in der Zeitung nach den letzten Telegrammen spähen, sich für das Tun und Lassen von seinesgleichen interessieren, an ihren Freuden und Enttäuschungen teilnehmen, wie andere gute Bürger sich über die Lage des Staatsbudgets Sorgen machen, sich dieser oder jener politischen Partei anschließen, sich von Vorliebe für Personen, von sozialen Rücksichten oder vaterländischen Vorurteilen leiten lassen. Kurz und gut, er wird im täglichen Leben ein Mensch unter Menschen sein. Freilich kann er das in verschiedener Weise, im guten wie im schlechten Sinne des Wortes sein. Mit Schwächen und Inkonsequenzen behaftet wie Laplace, oder ein geradliniger Charakter, eine erhabene Persönlichkeit wie Darwin und Spencer; doch über das Menschliche wird er sich auf keinen Fall hinwegsetzen können, nicht was ihn selbst, nicht, was die andern anbelangt. Es gibt einige, denen die Forschung alles zu sein scheint. Auch *sie* kann sich wie die Religion, ihrer Blutzeugen rühmen, und wir nennen sie Märtyrer der Wissenschaft; aber der Ausdruck ist nicht zutreffend, nicht Märtyrer der Wissenschaft, sondern Märtyrer des Menschengefühls müßten sie heißen. Dem Anschein nach ist es die Idee, das Unternehmen, das Experiment, dem sie Wohlfahrt, Gesundheit und Leben geopfert haben; aber hinter dem wissenschaftlichen Eifer hat stets ein tieferer Beweggrund, ein primus motor, gelegen: der mehr oder weniger bewußte, aber unwiderstehliche Drang, menschliche Erkenntnis oder menschliches Glück zu fördern. Alle die wirklich Großen in der Welt der Wissenschaft sind von diesem Pathos beseelt gewesen. Es prägt auch Ernst Haeckels Lebenswerk, und um seiner Menschlichkeit willen vergeben wir ihm gern das Allzumenschliche.

Seien wir darin einig, wie wir es auch anstellen mögen, unser ganzes Dichten und Trachten wird auf den Menschen hinausgehen. Wir haben keine Ruhe vor ihm. Er läßt alle Saiten in unserem Innern erklingen, und ob er uns nun mit Haß oder Liebe, mit Furcht oder Wonne, mit Verachtung oder Anbetung erfüllt, so hält er uns in seinem Zauberkreis gefangen. Es lohnte wohl der Mühe, zu untersuchen, worauf diese Abhängigkeit beruht, ob sie eine notwendige Folge unveränderlicher Bedingungen ist. So unvollständig unser Wissen auch ist, wenn es sich um unsere eigene seelische Organisation und die von außen kommenden Momente handelt, die unsere Gefühle, Gedanken und Taten mitbestimmen, so glauben wir doch, wenigstens hypothetisch zur Beantwortung der Frage beitragen zu können. Unser Erklärungsversuch hat seinen Ausgangspunkt in der Annahme, daß wir selbst und sämtliche uns umgebende Existenzen durch alle Formen der Energie immerwährend in Verbindung miteinander sind. Auf die Spitze gestellt, läßt sich die Sache folgendermaßen ausdrücken: nichts geschieht im Universum, was *uns* nicht beeinflußte; nichts unternehmen *wir*, was nicht das Universum beeinflußte. Alles, was geschieht, hat allumfassende Wirkungen. Diese können in dem einzelnen Falle verschwindend klein, unmeßbar und unmerklich sein; aber sie werden stets vorhanden sein. Sollen sie sich mit größerer Intensität geltend machen, so ist zweierlei erforderlich: eine gewisse Stärke des beeinflussenden Agens und eine gewisse Empfänglichkeit des beeinflußten Objekts. Dieser zweite Faktor, die Empfänglichkeit, spielt wahrscheinlich die wichtigere Rolle, und wir müssen sie uns als eine sogenannte „Abstimmung" zwischen den betreffenden Parteien, der aktiven und der passiven, vorstellen. Es ist eine Abstimmung, ähnlich der, von welcher in der Musik und in der drahtlosen Telegraphie die Rede ist. Eine Stimmgabel klingt mit, wenn man den entsprechenden Ton anschlägt; zwei Marconi-Apparate korrespondieren, wenn sie auf dieselben elektrischen Wellenlängen eingerichtet sind. Ähnlich geht es mit den Menschen: als gleichartige Wesen sind sie unter einander abgestimmt, und jeder einzige von ihnen ist deshalb besonders empfänglich für die Kräfte, die von seinen Mitmenschen ausgehen. In höherem oder geringerem Grade allerdings, aber jedenfalls empfänglicher für *diese* Äußerungen der Energie als für all die anderen tellurischen und kosmischen Kraftäußerungen, in deren Wirbel wir uns befinden. Diese Wirkung der Menschenkraft läßt sich mit Leichtigkeit konstatieren, wo der Einfluß durch Wort oder Handlung geübt wird; aber er ist nicht an die Anwendung dieser äußeren und nachweisbaren Mittel gebunden. Auch

ohne deren Hilfe kann eine Stimmungs- und Gedankenübertragung vorgehen; wir erfahren es von Zeit zu Zeit im Verhältnis zu nahen Angehörigen, im Verkehr mit verwandten Seelen. Wir erklären uns derartige Erscheinungen so, daß die Schwingungen eines Gehirnes, durch den Äther verpflanzt (wie die übrigen Vibrationen), einem anderen Gehirn begegnen und in diesem unwillkürlich analoge Schwingungen hervorrufen. Die Wirkung wird stärker oder schwächer sein, je nach der Affinität der Gehirne und vielleicht auch nach dem Abstand, der sie von einander trennt. Der Effekt kann minimal sein; aber daß es eine Grenze geben sollte, wo er ganz und gar ausbliebe, können wir nicht annehmen. Man hat die Vermutung geäußert — und wir dürfen sie bei weitem nicht ablehnen —, daß die Molekularbewegungen jedes Gehirns auf alle Gehirne übertragen und daß unsere Seelen ununterbrochen von sämtlichen Menschenseelen beeinflußt werden und ihrerseits wiederum die anderen Seelen ununterbrochen beeinflussen. Diese unzähligen Einflüsse können einander kreuzen, entgegenwirken, aufheben, aber sie können sich auch zu psychischen Strömen von einer Stärke vereinigen, denen wir nicht zu widerstehen vermögen. Wer kann sagen, welchen Anteil dieses Verhältnis an dem Aufkommen von Ideen, Tendenzen, Meinungsrichtungen hat? Wüßten wir das, dann würden unsere Psychologie, unsere Geschichtsforschung und unsere Sozialwissenschaft auf einem höheren Standpunkt stehen, als sie ihn heute einnehmen. Wie die Dinge liegen, können wir nur die Sache in allgemeinen Umrissen erraten. Wir ahnen, daß unser ganzes Dasein einer Summe von Einwirkungen unterworfen ist, deren wir uns nicht bewußt werden, weil sie, vereinigt, gerade das Element bilden, in dem wir seelisch leben und uns bewegen. Wir sind in ein Netz des Gemeinsamkeitsgefühls eingesponnen, dessen Maschen von Millionen Wesen gebildet werden, die uns nicht kennen, und die wir niemals kennen lernen, die uns aber trotzdem hindern, ebenso wie wir sie hindern, jemals zu der großen Freiheit jenseits des Menschlichen zu gelangen.

Alles, was wir tun können, ist: uns *innerhalb* des Netzes zu bewegen: wir können uns *einzelnen* Einflüssen, einem gewissen bestimmten Milieu entziehen. Doch wenn wir uns auch in eine Zelle einschließen, uns in einer Wüste verbergen, vor den Menschen fliehen, Eines gibt es, dem wir nicht entfliehen können, und das sind wir selbst. Wir können nicht aus unserem eigenen Ich herausgehen, nicht unsere eigene Menschlichkeit abstreifen. Deshalb wird unter anderem unsere gesamte Philosophie spezifisch menschlich sein: auch die naturwissenschaftliche

Weltanschauung ist es in praxi. Sie beruht ja vor allen Dingen auf dem Begriff Natur; aber dadurch, daß wir den Begriff formulieren, werden wir selbst das psychische Subjekt, das uns außerhalb und in Gegensatz zu der Natur, unserm psychischen Geschöpf stellt. Also von Anfang an ein Bruch des Einheitsprinzips, aber freilich ein Bruch, der nicht zu vermeiden ist. Denn ein konsequenter Monismus würde eine Kraftanstrengung verlangen, die wir einfach außerstande sind zu leisten. Man hat vom Christentum behauptet, es stelle in seiner unverfälschten Gestalt Ansprüche, die unsere Kraft übersteigen, aber, mit den Ansprüchen des Monismus verglichen, sind sie doch die minder weitgehenden. Es ist schon wahr, das Christentum ist in seiner Echtheit niemals von den großen Gemeinschaften praktisiert worden: ganze Völker und Staaten haben sich nicht auf der Grundlage der Entsagung und Weltfremdheit einrichten können. Für die Durchschnittsmenschen ist es bestenfalls eine Religion für den Sonntag gewesen, und sie haben aus seiner Lehre nur die Elemente eingesogen, die nicht in unversöhnlichem Widerspruch mit ihren innersten Neigungen standen. Im Jenseits aufzugehen, sich vom irdischen Leben abzuwenden, ist nicht ihre Sache gewesen. Im Gegenteil, sie haben vor allem leben wollen, ihr Reich ist gerade von dieser Welt gewesen, und wie viel Gebete um die himmlische Seeligkeit sie auch emporgesandt haben, so waren es doch die irdischen Freuden, die ihrem Streben am nächsten lagen. Aber so schwer zugänglich uns das reine Christentum auch erscheint, bei Licht betrachtet ist seine Verbindung mit dem Menschlichen nirgends unterbrochen. Die Anbetung, die es befiehlt, gilt einem Gotte, der zuguterletzt der ideale Mensch ist: Gottsverehrung ist Menschenverehrung. Die Nächstenliebe, die es verkündigt, ist der bis ins Extrem gesteigerte Altruismus; aber das Gefühl selbst, die Sympathie mit unseresgleichen, liegt schon in der menschlichen Natur. Die Opfer, die die Religion ihren Bekennern auferlegt, mögen schwer genug sein; aber indem sie eine Entschädigung in Aussicht stellt, appelliert sie an menschlichen Eigennutz. Wenn der Christ für seinen Glauben das Leben hingegeben hat, so hat er es getan, um ein anderes und besseres Leben zu gewinnen, er hat seinen vergänglichen Körper preisgegeben, um seine unsterbliche Seele zu retten, er hat aus einem höheren Selbsterhaltungstriebe heraus gehandelt. Was uns als seine Verleugnung des Menschlichen erscheint, ist eigentlich eine Verlängerung, eine Erweiterung des Menschlichen. Ein durchgeführtes Christentum ist immer eine Ausnahme gewesen, hat immer ein Extrem bedeutet; aber es ist jedenfalls ein Extrem, das noch innerhalb des menschlichen Gebietes liegt. Ein durch-

geführter Monismus ist dagegen etwas Undenkbares, weil es einen vollkommenen Verzicht auf das Menschliche, ein Aufgehen unseres Ichs in ein Nicht-Ich voraussetzen würde. Es würde in direktem Widerspruch zu all unserem Streben stehen, ganz abgesehen davon, daß uns niemand sagen kann, wie wir uns dabei anzustellen hätten. Und deshalb dürfen wir behaupten: sind wahre Christen selten, so ist der wahre Monist eine Erscheinung, die wir nie gesehen haben und nie sehen werden.

Aber was beweist das nun, wird man fragen? Muß man deswegen den Monismus notgedrungen für einen Irrtum halten? Keineswegs — und es müßte eigentlich überflüssig sein, zu betonen, daß die obigen Betrachtungen den Monismus an und für sich durchaus nicht treffen. Es sei gern zugegeben, daß diese Philosophie mehr als jede andere imstande ist, unser Kausalitätsbedürfnis zu befriedigen. Ja, wir können weiter gehen und sagen, eine unbefangene Naturforschung zwingt sie uns geradezu mit logischer Notwendigkeit auf. Deshalb sollte auch hier nicht die monistische Lehre bekämpft, sondern nur dargetan werden, daß wir ungeeignet sind, sie auf uns selbst anzuwenden. Nun ist dieses Verhältnis offenbar von zu einschneidender Bedeutung, als daß wir uns mit seiner bloßen Konstatierung begnügen könnten. Unwillkürlich drängt sich hier die Frage auf, ob es sich nicht um eine Unvollkommenheit handelt, der wir, wenigstens soweit unsere geringen Kräfte reichen, abzuhelfen suchen müßten. Man sollte von vornherein geneigt sein, dies anzunehmen. Es liegt nahe, folgendermaßen zu raisonnieren: billigen wir eine Theorie, so müssen wir auch ihre Konsequenzen annehmen. Daß es uns schwer fällt, die völlige Durchführbarkeit zu bezweifeln, ist für uns keine Ausrede. Das gerade ist ja das Merkmal des Ideals, daß es sich nie ganz erreichen läßt; aber deshalb müssen wir nichtsdestoweniger danach streben, ihm näher zu kommen. Die monistische Lehre überzeugt uns nun einmal von der Einheit der Natur, und es wird deshalb das Richtige sein, daß wir unser Leben nach dieser Anschauung formen, wir unsere Existenz so weit wie möglich mit dieser Allnatur in Einklang bringen, von der wir — wie wir erkennen — einen Teil bilden. Diese Folgerung scheint unantastbar; doch wenn wir näher zusehen, so entdecken wir, daß eine Tatsache ihr widerspricht, um die sie nicht herumkommen kann. Die Erfahrung zeigt uns nämlich, daß Alles, was wir einmütig als menschliche Vervollkommnung betrachten, einer, wie uns scheint, antimonistischen Praxis zu verdanken ist, daß alle unsere Fortschritte, technische und künstlerische, intellektuelle und moralische, von einem wachsenden gegensätzlichen Verhältnis zwischen dem Menschen und

der übrigen Natur begleitet sind. Und wohlgemerkt, daß und weshalb dies so ist und sein muß, das wird für uns erst völlig einleuchtend gerade durch die Naturwissenschaft und die auf ihr aufgebaute Philosophie, wenn auch die Forscher selbst sich dessen nicht bewußt gewesen sind oder sich dagegen gewehrt haben, zu einem solchen Resultat zu gelangen.

II.

Was ist die Natur? Darüber müßten wir uns eigentlich klar sein, ehe wir uns auf ein Thema wie die Untersuchung des Verhältnisses zwischen Natur und Mensch einlassen. Aber wir können auf diese Frage keine befriedigende Antwort geben. Immer mehr sind wir zu der Überzeugung gelangt, daß wir die Natur in ihrer Gesamtheit nicht erfassen, daß wir sie nicht einmal in allen ihren Einzelheiten erforschen können. Schon Spinoza hatte, rein spekulativ, die Vermutung aufgestellt, daß „die absolute Substanz" am Ende über Attribute verfüge, die wir uns nicht klar machen. Später zeigte die Kantsche Erkenntnistheorie, daß wir von den Dingen an und für sich nichts wissen können, daß wir von den Dingen nur wissen können, wie sie sich uns offenbaren. Und endlich ist die experimentelle Wissenschaft hinzugekommen und hat uns über die Unzulänglichkeit unserer armen fünf Sinne aufgeklärt, darüber, daß deren Wirksamkeit begrenzt ist, da der menschliche Organismus nur zerstreuten Kategorien der Ätherschwingungen angepaßt ist, die das Leben des Universums ausmachen. Für alle die Bewegungen, die zwischen diesen Kategorien und außerhalb ihrer liegen, fehlen uns die angeborenen Auffassungsmittel. Wir wissen, daß es Farben, Töne, elektrische Ströme, magnetische Anziehung und Abstoßung gibt, die sich unserer Empfindung entziehen. Wir haben ihr Dasein durch Instrumente von besonderer Empfindlichkeit erweisen können; aber neben diesen nachweislichen Phänomenen gibt es Energieformen, die wir weder empfinden noch messen können. Daß es solche geben muß, davon können wir uns mit Hilfe einer sehr einfachen Methode überzeugen; aber von ihrer Anzahl, Beschaffenheit und Wirkungsweise haben wir keine Vorstellung. Was also nennen wir Natur? Nur einen Teil der Außenwelt, den Teil, den *wir erfassen*, also eigentlich eine Widerspiegelung des Zustandes unserer *eigenen* Sinnesorgane und Nervenzellen. Wesen, deren Struktur uns *unbekannten* Schwingungsarten angepaßt wäre, würden die Dinge in *einer von der* unseren verschiedenen Weise auffassen. Ebenso würde eine *geringe* Veränderung im menschlichen Organismus unser ganzes Weltbild

verändern können. Die Welt, das müssen wir ja annehmen, würde dieselbe bleiben, nur nicht mehr für uns, und wir würden vielleicht zu einer vollkommeneren Erkenntnis gelangen, als wir sie mit unserem gegenwärtigen Habitus erreichen können. Wie die Dinge liegen, müssen wir zugeben, daß Bruchstücke der Natur alles sind, was unser Bewußtsein sich zu eigen machen kann, und noch dazu beobachten und erschauen wir diese Fragmente durch die farbige Brille der Subjektivität. Nun können wir freilich unseren Blick schärfen und unseren Gesichtskreis erweitern. Wir können Instrumente herstellen, die der dürftigen Ausstattung unserer Sinneswerkzeuge einigermaßen abhelfen, und wir können uns wissenschaftliche Hypothesen bilden, die Lücken in der empirischen Forschung ausfüllen und Verhältnisse beleuchten, die der unmittelbaren Erfahrung nicht zugänglich sind. Aber es ist klar, daß wir mit dieser Hilfe nur ein Stück des Weges zurücklegen, daß es eine Schranke gibt, die wir nicht überschreiten können, da die Findigkeit, die das Instrument schafft, wie die Geistesfreiheit, die die Hypothesen aufstellt, nur bedingt sind und schließlich in den Grenzen des Menschenwesens auch ihre Grenze finden. Die naturwissenschaftliche Hypothese selbst, die ja immer auf der Annahme einer Gesetzmäßigkeit aufgebaut ist, bewegt sich mit dieser ihrer Voraussetzung in einer menschlichen Gedankensphäre. Der Begriff „Gesetz" ist ursprünglich von unseren sozialen Verhältnissen hergeholt und von dort auf die Prozesse der Natur übertragen worden. Aber der Vergleich hinkt. Die legalen Normen, die unsere Gesellschaft beherrschen, führen ein selbständiges Dasein, während die Regulative, denen die Natur untertan sein sollte, jedenfalls in Notwendigkeiten bestehen müßten, die in den Dingen selbst wohnen. Wir können kein Naturgesetz konstatieren, wie wir ein Staatsgesetz konstatieren — auf direktem Wege. Was wir in der Natur beobachten, sind nicht Gesetze, sondern Gruppen von Tatsachen, aus deren gegenseitiger Übereinstimmung wir auf eine Gesetzmäßigkeit schließen. Wir sehen eine Reihe stets wiederkehrender Ursache- und Wirkungsverhältnisse und erklären uns ihre Wiederholung als Resultat einer Notwendigkeit. Unser Intellekt ist so beschaffen, daß wir zu dieser Induktion getrieben werden; aber mehr dürfen wir auch nicht sagen. Newton meinte, das, was man Naturgesetz nenne, existiere nicht an und für sich, sondern bestehe nur in Formeln, die unserer Fassungsgabe zu Hilfe kämen. Wir brauchen diese Formeln, ohne sie könnten wir uns nicht wissenschaftlich betätigen, und sie haben insofern ihre Berechtigung. Aber wir dürfen es uns andererseits nicht verhehlen, daß wir es sind, die diese Naturnotwendigkeit in die Dinge hineinlegen, und daß uns niemand

ihr wirkliches Vorhandensein verbürgt. Was den Naturprozessen zugrunde liegt, davon wissen wir streng genommen gar nichts. Wir wissen nur von dem, was sich uns zu erkennen gibt, und suchen wir es zu deuten, dann tun wir es auf unsere eigene Weise. Unsere Naturphilosophie wird mit der Zeit weniger naiv, aber auch bei den klarsehendsten Geistern wird sie stets in der Menschlichkeit befangen sein.

Ganz zu schweigen von der Naturauffassung, die noch bei der großen Mehrzahl üblich ist. Hier ist der Anthropomorphismus noch kein überwundener Standpunkt. Freilich tritt er nicht mehr in seiner gröbsten Gestalt, als die direkte Vermenschlichung von Gegenständen und Phänomenen auf, die wir von den Mythologien aus kennen. Aber er hat weiter gelebt in der Vorstellung von einem Geist in der Natur oder hinter ihr, zwar höher als der unsere, aber doch ihm gleichartig, und vor allem von Weisheit und Güte beseelt. Nicht allein die Bekenner der Religionen, sondern auch Rationalisten und Freidenker haben in einer oder der anderen Form dem Glauben an solch ein leitendes, ordnendes und förderndes Prinzip gehuldigt. Er ist uns von der Schulzeit her eingeimpft worden: wer hat nicht Eltern oder Lehrer von der wohlwollenden Mutter Natur reden hören, die für ihre Kinder alles so klug zurecht legt. Die Naturwissenschaft der letzten fünfzig Jahre hat an dieser Anschauung gerüttelt; aber die Begriffsänderung ist bei weitem noch nicht durchgedrungen: des Menschen Sinn weicht vor ihren kalten und harten Konsequenzen zurück, und sogar in den Kreisen der Gelehrten gibt es Einige, die mit den alten Ideen einen Akkord schließen. Ich kann in diesem Zusammenhang auf ein kürzlich erschienenes Buch verweisen, das ein Beispiel dafür bietet, was in der Beziehung noch im Jahre des Heils 1908 geleistet werden kann. (Dr M. Wilhelm Meyer: „Vom Himmel und von der Erde".) Es wird uns hier erzählt, daß das Weltall ein harmonisches Ganzes sei, in dem jedes Atom seine Aufgabe habe und rastlos an seiner Vollendung arbeite. Denn die gesamte Naturentwickelung strebe nach Vollkommenheit, äußerer und innerer, nach Fortschritt in Bau, Vernunft und Schönheit. Wenn jeder Wurm seine Daseinsbedingungen zu verbessern strebe, wenn chaotische Nebelmassen sich zu rotierenden Himmelskörpern ordnen, dann beweise dies, daß der Trieb zum Höheren das Kleinste wie das Größte beseele. In der organischen Welt sei der Kampf ums Dasein ein Kampf zwischen Gut und Böse. Die Natur sei unerschöpflich in ihren Mitteln zur Förderung des Lebens, und deshalb habe sie unter anderem dem Menschen seine Intelligenz mitgegeben. Diese Sätze werden freilich in einem

Buch vorgetragen, das auf ein breiteres Publikum berechnet ist; aber man kann doch nicht wohl annehmen, daß der Verfasser deshalb seiner Überzeugung Gewalt angetan hat, und es muß betont werden, daß er nicht nur ein populärwissenschaftlicher Schriftsteller ist, sondern als Forscher von Fach einen angesehenen Namen besitzt. Was beweist, daß man in der exakten Forschung tüchtig und gleichzeitig in ihrer philosophischen Auslegung schwach sein kann. Eine vorurteilsfreie Betrachtung kann nur zu dem Resultat gelangen, daß uns die Natur unbegreiflich ist. Wer da glaubt, daß sie von einem Bewußtsein geleitet werde, müßte jedenfalls zugestehen, daß dieses nicht dem menschlichen gleichen könne, und daß ihre Mittel und Wege nicht mit den unseren übereinstimmen. Die wohlmeinenden und zweckmäßigen Tendenzen, die in die Natur hineingedichtet werden, scheinen von den Tatsachen selbst ebensowohl widerlegt wie bestätigt zu werden. Wenn sich auf einer Seite des Himmelsraumes neue Gestirne bilden, so gehen anderwärts Gestirne ihrem Untergange entgegen, und nichts deutet darauf hin, daß der Prozeß der Entwickelung kräftiger sei als der der Auflösung. Oder, um uns an das Gebiet zu halten, das unserem Verständnis am nächsten liegt, die organische Natur, was zeigt sich uns, wenn wir uns umsehen? Mit menschlichem Maße gemessen, ist es ein Spiel mit Formen, ein wirres Schaffen und Zerstören, unendliche Umwege, halbfertige Versuche, eine ungeheure Verschwendung mit Keimen und Möglichkeiten, eine absolute Gleichgültigkeit gegen Leben und Glück, unaufhörliche Kämpfe zwischen Individuen und Arten. In der Natur, wie sie sich einem unparteiischen Auge offenbart, gibt es nichts, was Schätzung heißt, weder Plan und Ökonomie, noch Moral und Gerechtigkeit. Selbst eine Horde Wilder könnte nicht bestehen, wenn sie sich in allen Stücken die Natur zum Lehrmeister nähme, und je mehr wir uns von ihr entfernen, wir und unsere Methoden, um so näher kommen wir dem menschlichen Ideal.

Die widerstrebende Aneignung der neuen Naturwissenschaft, der innere Kampf zwischen Erkenntnis und Gefühl, zwischen einer Forschung, die sich nicht ablehnen läßt, und einer Lebensanschauung, die man nur ungern aufgeben will, hat bei vielen zu einem Kompromiß geführt. Den Glauben an die Güte der Natur haben sie aufgeben müssen gegenüber dem Nachweis der Bedingungen, unter denen der Kampf ums Dasein stattfindet. Aber zum Entgelt hat ihr Glaube an die Weisheit der Natur gerade in der Wissenschaft einen Anhalt zu entdecken geglaubt: in der Darwinschen Auslesetheorie. Man weiß, daß im Kampf ums Dasein eine Auswahl stattfindet, bei der die minder Lebenstüchtigen untergehen, während die besser Aus-

gerüsteten die Überlebenden bleiben, sich verpflanzen und ihre Eigenschaften vererben. Diese Darwinsche Erklärung des Mechanismus der Lebensentwickelung ist ebenso bekannt wie allgemein mißverstanden, zumeist selbstverständlich von Laien, doch zuweilen auch von Leuten, die es besser wissen müßten. Immer wieder wird sie nämlich zugunsten der Auffassung angeführt, daß die Natur, so unbarmherzig sie uns scheint, doch den Fortschritt anstrebt. Der Irrtum ist unzählige Male berichtigt worden, doch man hält hartnäckig an ihm fest, und so mag es denn noch einmal wiederholt werden: Darwin lehrt nicht, wie es so oft ausgelegt wird, daß die Natur aristokratisch ist, daß es die Besten sind, die im Wettstreit siegen; er lehrt, daß es die Qualifiziertesten sind, was hier sagen will, die, deren Eigentümlichkeiten den gegebenen Umständen mehr entsprechen. Und diese können sich ja in einzelnen Fällen für den niedrigeren Organismus günstiger gestalten als für den höheren. Ein giftiges Insekt kann in einer Sumpfgegend gedeihen, in der der Mensch umkommen muß. Ein stärkeres Individuum kann von schwächeren überwunden werden, wo diese in überwältigender Menge vorhanden sind. Die Riesentiere der Vorzeit sind ausgestorben, während Millionen mikroskopischer Wesen noch ihr Spiel treiben. Die Kleinen richten manches Mal mehr aus als die Großen: nicht der Walfisch, sondern die Koralle erbaut Inseln und Inselgruppen; nicht der Löwe, sondern der Pilz verändert Aussehen und Beschaffenheit der Dinge. Sollten wir an eine innewohnende Tendenz zum Fortschritt glauben, dann müßten wir zu der Überzeugung gelangen, daß die Entwickelung nach einem Plane vor sich gegangen sei, der die wechselnden Verhältnisse für stets vollkommenere Existenzen zurecht gelegt habe. Aber für eine solche Vermutung fehlt uns jeder Anhalt. Wir sehen vielmehr, daß die niedrigsten Lebensformen neben den höchsten immer fortbestehen, und man hat sogar Beispiele dafür, daß die äußeren Bedingungen sich in einer Weise verändern, die einen Rückgang in Struktur und Funktionen der betreffenden Wesen zur Folge hat. Nicht einmal das Dasein und die dominierende Stellung des Menschengeschlechts ist ein entscheidender Beweis für den Triumph der Vollkommenheit. Denn wer sagt uns, ob nicht während der Entwickelung der organischen Formen Lebenskeime zugrunde gegangen sind, die reichere Möglichkeiten in sich trugen, als sie unsere Spezies verwirklichen kann. Es ist, nebenbei bemerkt, gar nicht so ausgemacht, daß der Mensch so ein Meisterstück ist, wie man es sich gewöhnlich vorstellt. Schon die Art, wie er zur Welt kommt, bietet Anlaß zur Kritik: die Ärzte erzählen uns, daß der Geburtsmechanismus eine höchst unpraktische Ein-

richtung ist, die der Erfindungsgabe der Natur nichts weniger als Ehre macht. Unsere Sinneswerkzeuge sind auch nicht tadellos: unter anderem soll Helmholtz einmal geäußert haben, wenn ihm einer seiner Assistenten ein so unvollkommenes Präparat brächte, wie das menschliche Auge, so würde er es ohne weiteres zurückweisen. Daß der Mensch den Empfindungen des Schmerzes mehr ausgesetzt ist als jedes andere Geschöpf, ist ein zweifelhafter Vorzug. Einzelne haben dies mit Nützlichkeitsrücksichten erklären wollen, aber ohne Glück, da es sich in den allermeisten Fällen nicht nachweisen läßt, daß der Schmerz in irgend einer Hinsicht ersprießlich sei. Überhaupt ist die gesteigerte Empfindlichkeit, als Begleiterin der Verfeinerung des Nervensystems bei Tieren und Menschen, nicht allein eine Quelle neuer Leiden, sondern sie bildet auch ein wachsendes Hindernis für die Anpassung des Organismus an seine Umgebung, und insofern ist die Behauptung zulässig, daß die naturgegebene Entwicklung die höheren Lebensformen im Kampf ums Dasein nicht begünstigt.

Ein Streben nach Fortschritt setzt Ziele voraus; aber der Darwinismus ist so weit davon entfernt, der Natur eine planmäßige Wirksamkeit beizulegen, daß er, umgekehrt, versucht hat, die teleologische Idee auszurotten, die in der früheren Philosophie eine so große Rolle spielte. Diese erklärte gern die scheinbar vernünftige Ordnung der Natur mit vorausbestimmten Zielen, mit dem von Anbeginn an festgelegten Plan der Vorsehung, wogegen Darwin bewiesen hat, daß die zweckmäßigen Resultate ganz von selbst, ohne Mitwirkung eines Zweckprinzips, zuwege gebracht werden. Das Zweckdienliche entsteht, aber der Zweck ist nicht Ursache: es gibt eine Kausalität, es gibt keine Finalität. Aber, wohl gemerkt, die Zweckmäßigkeit, von der hier die Rede, ist nur relativ, da sie beständig an ihrem Verhältnis zu bestehenden Bedingungen gemessen wird. Der Satz von dem Überleben der zweckmäßigsten Lebensformen stellt sich, wenn wir ihn auflösen, eigentlich als eine Selbstwiederholung heraus, da er ja weiter nichts ausdrückt als die unbestreitbare Wahrheit, daß die für gewisse bestimmte Lebensbedingungen am besten Ausgerüsteten die größte Aussicht auf den Sieg haben, wo gerade solche Lebensbedingungen vorhanden sind. Doch über die Zweckmäßigkeit dieser Lebensbedingungen im höheren Sinne, inwiefern sie, im ganzen genommen, eine gute oder schlechte Ordnung repräsentieren, darüber können wir uns keine objektive Meinung bilden. Um ein Urteil über unsere planetarische Entwicklung abzugeben, müßten wir jedenfalls einen Vergleich anstellen, eine Parallele ziehen können zu dem Entwickelungsgange anderer Weltkörper, deren Evolutionsvoraus-

setzungen einigermaßen mit denen unserer Erde übereinstimmten. Und trotzdem würden wir nicht zu Ende kommen: es würde sich eine letzte Frage über die Einrichtung des ganzen Weltalls erheben, eine Frage, zu deren Beantwortung weder Optimismus noch Pessimismus ausreichen, sondern die einzig mit Hilfe eines übermenschlichen Wissens von einem universellen Ziel entschieden werden könnte. Aber hat das Universum überhaupt ein Ziel? In dem Teil der Natur, der unserer Beobachtung zugänglich ist, gibt sich ein solches nicht zu erkennen. Was wir in ihr erblicken, ist bestenfalls ein äußerlicher Zusammenhang, Ketten von Ursachen und Wirkungen; aber es ist ein Spiel der Kräfte, das uns blindlings umherzutaumeln scheint. Vielleicht sind wir nur, weil wir selbst mit Blindheit geschlagen sind, außerstande, einen tieferen Sinn herauszufinden. Aber wir können nun einmal keinen entdecken, und, nach unserer Erfahrung zu urteilen, müssen wir davon ausgehen, daß der Zweckbegriff eine rein menschliche Gedankenform ist, die wohl für uns Gültigkeit hat, aber nicht die Natur im großen ganzen beherrscht. Wir leben unter seiner Herrschaft und zwar in dem Grade, daß unser Dasein geradezu von ihm abhängig ist. Kein Wunder, daß ein Geschlecht nach dem andern ihn auf die übrige Natur ausgedehnt hat. Tausenderlei Umstände legen Zeugnis ab für die Gleichgültigkeit der Natur dem Zweck gegenüber, aber die Vorstellung ist unserem Wesen so fremd, daß wir ihr nur widerstrebend in unser Gehirn Einlaß gewähren. Hat sie sich jedoch erst festgesetzt, dann wird sich der Gegensatz zwischen uns und der Natur bald in seinem ganzen Umfange zeigen, und wir werden uns leicht dahin einigen können, daß ein menschlicher Demiurgos nie eine Welt geschaffen hätte, wie sie sich uns offenbart. Er hätte nicht Sonnensysteme hervorgebracht, um sie wieder in Sternennebel aufzulösen, auch keinen Pflanzenwuchs, um ihn unter den Gletschern der Eisperioden zu zerstören, oder riesenhafte Tiergattungen, um sie ohne Fortsetzung verschwinden zu lassen, oder geniale Geister, um sie fortzureißen, ehe sie ihre Gaben entfalten konnten. Ein menschlicher Weltbaumeister hätte keine so schwerfällige und zwecklos arbeitende Maschinerie ersonnen. Der Geist, den Philosophen und Andere in die Natur hineingelegt haben, nach dem wir aber außerhalb unseres eigenen Ich vergeblich suchen, er wäre davon beseelt gewesen: er wäre ökonomisch und planmäßig zu Werke gegangen, in Übereinstimmung mit Leibnizschen und Hegelschen Formeln. Er hätte die Kräfte so angewandt, daß durch die einfachsten Mittel und auf dem kürzesten Wege die größtmöglichen Nutzwirkungen erzielt worden wären. Er hätte es so eingerichtet, daß „höhere Einheiten" die Grundlage stets

neuer Evolutionen geworden wären. Mit anderen Worten: er hätte für einen ewigen Fortschritt gesorgt. Die Natur dagegen zeigt uns einen ewiglichen Kreislauf: auf Entwicklung folgt Auflösung, darauf wieder ein Fortschritt, dann abermals ein Rückschlag. Das ist das Danaidenfaß ohne Boden, das unaufhörlich gefüllt und geleert wird; das ist der Stein des Sisyphus, der unablässig den Berg hinaufgewälzt wird, um ebenso unaufhaltsam wieder herunterzurollen. Es liegt ein tiefer Sinn in den alten Sagen, die hier angeführt werden: sie sind Symbole der Scheu des Menschen vor dem Zwecklosen.

Wir haben nun den springenden Punkt, die große Unvereinbarkeit, berührt, die zwischen uns und der Natur in ihrer Gesamtheit zu bestehen scheint, zwischen uns, die wir vorwärts wollen, Zwecke verfolgen, berechnen und abschätzen, und der Natur, die sich im Kreise zu bewegen scheint, ohne Zweck und Ziel, ohne Rücksicht auf Werte. Wir werden getrieben von einem Drange, der bewirkt, daß wir im Laufe der Zeit immer mehr *das* wollen, was die Natur im übrigen nicht zu wollen scheint. Die natürliche Entwickelung der Organismen ist insofern passiv, als sie in der Weise vor sich geht, daß sie sich unwillkürlich nach den gegebenen Verhältnissen richtet. Das ist eine Notwendigkeit, der sich auch der Mensch nicht hat entziehen können, aber neben diesem Prozeß ist bei ihm — und bei ihm allein — ein aktiver Fortschritt zu konstatieren, der sich darin äußert, daß er durch zielbewußte Wirksamkeit umgekehrt die Verhältnisse sich und seinen Bedürfnissen anpaßt. Und diese Bedürfnisse sind veränderlich und wachsend, sie erscheinen nicht wie bei anderen lebenden Wesen als dauernde Gattungsmerkmale, unlösbar mit dem Körperbau und übrigen Lebensbedingungen verbunden. Ein Ochs, den man heute sich selbst überließe, würde keine andere Nahrung suchen, als der Ochs, den unsere Vorfahren gekannt haben, und die Schwalbe baut ihr Nest genau ebenso, wie es vor Tausenden von Jahren geschah. Alle Formen des Geschlechtsverkehrs: Promiscuität, Polygamie, Monogamie, sind im Tierreich vertreten, aber jede Tiergattung hat die ihre, und es existiert kein Beispiel dafür, daß irgendeine Gattung, ähnlich wie menschliche Stämme und Staaten, von der Stammesehe zur Vielehe und von dieser zur Einehe übergegangen wäre. Bienen und Ameisen bilden hoch entwickelte Gemeinwesen, aber deren Anordnungen bleiben sich stets gleich, und sie fungieren ständig in derselben Weise, während die gesellschaftlichen Anlagen der Menschen sich in den verschiedensten Gestalten offenbaren und ihre Sozialverfassungen oft in sehr kurzer Zeit einschneidende Veränderungen erfahren können. Unleugbar spielt das von der Natur

gegebene Milieu eine bedeutende Rolle auch in der gesamten menschlichen Entwickelung; aber die Umgebung ist nicht alleinbestimmend; es wirkt außer diesem äußeren Faktor auch ein innerer mit: die seelische Neigung, vorwärts zu kommen. Je stärker diese Neigung sich geltend macht, um so ausgeprägter wird der Kontrast zwischen Mensch und Natur und desto weniger kann er sich mit der Natur, so wie sie eben ist, abfinden. Er sucht also ihren Unvollkommenheiten abzuhelfen, ihre Kräfte zu unterjochen und sie in seinem Dienst anzuwenden. Er begnügt sich nicht mit der Nahrung in der Form, wie sie die Natur bietet, sondern er bereitet sie so zu, wie es ihm am besten behagt. Er ist nicht mit Haustieren und Nutzpflanzen zufrieden, wie sie ihm die Natur zur Verfügung stellt, sondern er bewirkt durch Kreuzung und durch Veredlung zweckmäßige Veränderungen in ihnen. Er begnügt sich nicht mit der Ausrüstung, die die Natur seinen eigenen Organen gegeben, sondern er verbessert und vervollständigt sie durch allerhand Werkzeuge, durch Maschinen, Instrumente, künstliche Beförderungsmittel. Immer mehr Prozesse, die der Willkür der Natur preisgegeben waren, macht er der Herrschaft der Vernunft und Planmäßigkeit untertan. Menschengewalt über Naturgewalt, so ist in kurzen Worten die Formel der Zivilisation ausgedrückt worden. Während die Naturkräfte eine Summe bilden, die sich stets gleich bleibt, strebt der Menschengeist immer mehr nach Erweiterung seines Machtgebietes. Er bringt leicht und schnell Resultate zuwege, zu deren Erreichung die Natur viele Umwege und lange, lange Zeit brauchen würde, und die Kunst kann Dinge bilden, zu denen die Natur kein Gegenstück kennt. Und indem der Mensch Leben und Gesellschaft nach seinem Bilde umformt, indem er die Verhältnisse um sich her verändert, wirken diese wiederum auf ihn zurück und verändern ihn selbst. Der Baum der Kultur wurzelt im tiefen Urgrunde der Natur; aber die Ausläufer entfernen sich immer mehr von ihrem Ursprung. Der Stamm wächst, die Zweige breiten sich aus, sie tragen Blätter, Blüten und Früchte. In dem Maße, wie die Kultur emporschießt, erzeugt sie körperliche und seelische Wandlungen, die den Menschen immer weiter von dem ursprünglichen Typus entfernen. Leben, Kämpfen, Sichfortpflanzen — das sind die gemeinsamen Instinkte der Organismen. Aber der Mensch hat sie im Laufe der Zeiten verfeinert. Er lebt, doch das bloße Existieren genügt ihm nicht, er will seine Lebensbedingungen heben, er will wirken und schaffen. Er kämpft, sehr wahr, aber er hat den Krieg zu einer Wissenschaft gemacht, er hat ihn mit äußerem Glanz und dem Pathos der großen Gefühle vergoldet. Er pflanzt sich fort

wie die anderen Wesen, aber der Paarungstrieb kann bei ihm in Erotik und diese wiederum in Liebe übergehen. Wer weiß, wohin die Kultur zuletzt noch führen kann? Vielleicht wird er einst kommen, der Tag, da das Leben zur Kunst geworden ist, da Kämpfe nur noch zwischen den Seelen stattfinden und die Liebe sich zu einem Verhältnis umgebildet hat, dem wir noch keinen Namen geben können, dessen Wert aber unabhängig von der Norm der Fortpflanzung ist.

Nie ist wohl eine Richtung mehr in die Irre gegangen als jene, die in den Tagen unserer Urgroßväter auf eine Rückkehr zum Naturzustande als wünschenswertes Ziel hindeutete. Sie beruhte auf einer romantischen Illusion über das Wesen der Natur, die vor der wissenschaftlichen Kritik nicht standhält. Nun kann auch die Wissenschaft uns nicht über das Wesen der Natur aufklären: dies ist und bleibt uns ein Rätsel. Aber soviel kann sie uns verraten, daß eine Divergenz zwischen uns und der Natur besteht, und daß sie die Neigung hat, sich ständig zu erweitern. Allmählich, mit dem Fortschreiten der Zivilisation, werden wir von Ideen getrieben, benutzen wir Mittel und erstreben wir Ziele, die uns immer mehr von der übrigen Natur trennen. Fort von der Natur! so lautet in Wirklichkeit die Losung des Fortschritts, mag es sich nun um die Verbesserung menschlicher Lebensbedingnngen oder um die Veredelung des menschlichen Individuums selbst handeln. Es scheint mir, daß die moderne Wissenschaft, vor allen Dingen von dem Nachweis der ursprünglichen Zusammengehörigkeit in Anspruch genommen, diesen wachsenden Gegensatz nicht hinlänglich betont. Wie die Sentimentalität des achtzehnten Jahrhunderts hat auch die Forschung des neunzehnten Jahrhunderts auf eine Annäherung zwischen Natur und Mensch hingearbeitet, aber freilich mit dem großen Unterschiede, daß die erstere die Natur vermenschlichte, während die letztere sozusagen den Menschen naturalisierte, indem sie seine physischen und psychischen Lebensäußerungen auf die Wirksamkeit allgemeiner Naturgesetze zurückführte. Nun ist die starke Betonung der Gebundenheit des Menschen an die Natur erklärlich bei einer Wissenschaft, die von dem Gedanken an die Einheit der Allnatur beherrscht ist, und es ist begreiflich, daß das zweite Moment, die zunehmende Disharmonie des Menschen mit der übrigen Natur, vorläufig in den Hintergrund treten mußte, da seine Hervorhebung leicht als ein Zugeständnis an die noch mächtigen dualistischen Vorurteile mißdeutet werden konnte. Aber bei Licht betrachtet, verträgt die Würdigung dieses Momentes sich sehr wohl mit monistischen Anschauungen. Würden wir das gegensätzliche Verhältnis in der Weise auffassen, daß

Natur und Mensch einander als feindliche Mächte gegenüber stünden, ja, dann wäre das allerdings eine unwissenschaftliche Anschauung, ebenso unwissenschaftlich wie die, die sich die Natur als unsere gute und weise Mutter vorgestellt hat. Aber hier handelt es sich nicht um solchen Aberglauben. Der Gegensatz entsteht einfach dadurch, daß der Mensch, ohne deshalb aus der Allnatur auszuscheiden, sich von deren anderen Teilen abhebt, seine Eigenart entfaltet und hierbei Richtungen einschlägt, deren Verfolgung ihm immer wichtiger wird, während sie für die Natur in ihrer Gesamtheit gleich unwesentlich zu bleiben scheinen. Es ist also ein Differenzierungsprozeß; aber nun ist ja ein solcher an und für sich keine ungewöhnliche Erscheinung, sondern im Gegenteil ein Phänomen, das sich allerorten zeigt, eine der Modalitäten, unter denen sich jede Entwicklung vollzieht. Was die Eigenart der menschlichen Differenzierung bildet, ist der Umstand, daß die Entwicklung sich als ein aktiver Fortschritt äußern kann. Aber auch diese Eigenart läßt sich erklären. Von den beiden Hauptfaktoren, die die Entwicklung eines Organismus bestimmen, nämlich Individualität und Umgebung, hat bei dem Menschen, wie wir annehmen müssen, die Individualität allmählich in einzig dastehender Art die Oberhand gewonnen, einen Überschuß von Energie erworben, der sie dazu treibt, sich geltend zu machen, sich zu entfalten und, übereinstimmend mit ihren Zielen, auf die Umgebung zu wirken. Hierin besteht das, war wir Fortschritt nennen, denn Fortschritt ist weiter nichts, als eine Entwicklung, die zweckdienlich und, in einem höheren Stadium, zugleich zweckbewußt ist; und die menschlichen Ziele wiederum sind durch die menschliche Individualität gegeben, indem sie ein Streben nach Verwirklichung der Möglichkeiten und Forderungen unseres Wesens bilden. Es will mir nicht einleuchten, daß die hier aufgestellte Vermutung über das Entstehen unseres Fortschrittes sich nicht mit einer monistischen Auffassung vereinen läßt, weil wir in der uns umgebenden Natur kein Seitenstück dazu aufzuweisen haben. Es handelt sich ja hier nicht um einen plötzlichen Sprung, sondern um einen langsamen Übergang. Das beobachten wir auch an dem heutigen Menschengeschlecht, bei dem das Individualitätsprinzip in sehr verschiedenen Graden hervortritt, bis herab zu Völkerschaften, bei denen es so schwach ist, daß man es kaum entdecken kann. Jedenfalls ist der Abstand zwischen passiver Entwicklung und aktivem Fortschritt nicht größer als der zwischen anorganischer und organischer Natur, deren Einheit der Monismus, trotz des Mangels eines nachweisbaren Bindegliedes, keinen Anstand nimmt, als Glaubenssatz zu verkündigen. Und wie dem auch sei, die zunehmende

Divergenz zwischen dem Menschen und der übrigen Natur ist unleugbar vorhanden, und ein richtig aufgefaßter Monismus wird sich nicht zu nahe treten, wenn er diese allmähliche Entfernung ebenso wohl erkennt, wie die ursprüngliche Zusammengehörigkeit. Denn die beiden Momente sind in Wirklichkeit in ein und derselben Entwickelungslehre begründet.

Theoretisch sind sie deshalb gleichberechtigt, doch in bezug auf ihren praktischen Wert besteht ein großer Unterschied. Während nämlich das Studium der menschlichen Eigenart uns einen Leitfaden zum Verständnis der Ziele gibt, die wir anstreben müssen, ist die Vorstellung von dem Zusammenhang des Menschen mit der Natur in dieser Hinsicht ziemlich belanglos. Wenn Haeckel alle menschliche Geistestätigkeit auf Gehirnfunktionen zurückführt, deren Keim sich schon bei den höchst stehenden Tieren findet, und in dieser Verbindung von einer „monistischen" Ethik, einer „monistischen" Ästhetik usw. spricht, so hat sein Nachweis des gemeinsamen Ursprunges allerdings Interesse, doch nur ein rückblickendes. Ob wir ein künstlerisches Element in dem Spiel der Vögel, ein moralisches Element in der gegenseitigen Hilfsbereitschaft der Affen, ein religiöses Element in der Ergebenheit und Folgsamkeit des Hundes seinem Herrn gegenüber konstatieren, die Erkenntnis hiervon bringt weder die Kunst noch die Moral noch die Religion um Haaresbreite vorwärts. Und doch kommt es nur auf dies Eine an: nicht der Punkt, von dem wir ausgegangen sind, sondern der Punkt, den wir erreichen können, ist für uns das Wesentliche. Es ist verhältnismäßig unwichtig über die tierische Stammtafel unserer Seelenkräfte Bescheid zu wissen; aber es ist überaus wichtig, sich klar zu machen, daß wir können, was die Tiere nicht zu können scheinen, nämlich diese Kräfte entwickeln, und darüber ins reine zu kommen, welche Richtung die Entwicklung nehmen muß. Wie ein Genie ja nicht nach den neunzehn Zwanzigsteln beurteilt wird, die es mit anderen Leuten gemein hat, sondern nach dem einen Zwanzigstel, das seine Originalität ausmacht, so ist der Mensch, dieses Genie der Schöpfung, das er unserer schmeichelhaften Ansicht nach ist, besonders im Lichte der Eigentümlichkeiten zu betrachten, die ihn von der übrigen Natur sondern. Und ebenso verkehrt, wie es sein würde, das geniale Individuum in allen Stücken in die gemeinsame Norm der Alltäglichkeit einzupressen, von ebenso mißverständlicher Auffassung zeugt es, wenn die moderne Wissenschaft, zum Teil vielleicht unter einem hypnotisierenden Einfluß des Namens Monismus, geneigt ist, die Einheit in der Weise zu behaupten, daß sie das Menschenleben unbedingt in die Formen eines Naturgesetzes einordnet, weil sich der Nachweis erbringen

läßt, daß dieses Gesetz für alles übrige Dasein gilt. Eine solche Anschauung kann zuweilen in die unvernünftigste Reaktion münden. Betrachten wir uns einmal das Gesetz von dem Überleben der zweckmäßigsten Lebensformen: sollte Eines uns allgemeingültig erscheinen, so müßte es wohl dieses sein. Nun wohl, welche Lehre können wir Menschen aus diesem Gesetz ziehen? Ein berühmter Entdeckungsreisender, der zugleich Naturforscher ist, hat kürzlich in einer Abhandlung über „Wissenschaft und Moral" die Frage folgendermaßen beantwortet: „Wir müssen die ganze Energie, die wir besitzen, darauf verwenden, den Organismus der Umgebung anzupassen, und sie nicht in sinnlosen Anstrengungen vergeuden, die Umgebung dem Organismus anzupassen." Es ist unbestreitbar, daß diese Lebensregel mit unserem Wissen von der natürlichen Auslese im großen ganzen übereinstimmt: für die Pflanze oder das Tier ist die Hauptsache die, sich den äußeren Bedingungen einzufügen, und die das nicht können, sind zum Untergang verurteilt. Aber nicht weniger unbestreitbar ist, daß der Mensch, wenn er ausschließlich dieselbe Regel befolgt hätte, wenn er nicht in vielen Stücken gerade den entgegengesetzten Weg gegangen wäre, nie zum Stadium der Kultur durchgedrungen wäre. Wenn unsere Vorfahren auf den Gedanken kommen, Wohnungen zu bauen, Tiere zu ziehen und Pflanzen zu veredeln, so geschah es gerade aus einem Drange heraus, die Umgebungen den Bedürfnissen des Organismus anzupassen. Und diese Linie: sich nicht mit dem Vorhandenen, wie es ist, zu begnügen, sondern im Gegenteil es in Übereinstimmung mit den Anforderungen des Menschenwesens umzuformen, windet sich wie ein roter Faden durch die Geschichte allen Fortschritts: sie läßt sich von der primitivsten Verbesserung materieller Verhältnisse bis hinauf zu den höchsten Bestrebungen auf dem Gebiet des geistigen Lebens verfolgen. Waren es nicht zu allen Zeiten die Auserwählten der Menschheit, ihre Bahnbrecher und Reformatoren, die weder Verhältnisse oder Milieu respektierten, sondern sie bezwangen und nach ihren idealen Intentionen umbildeten? Hier ist nicht der Ort, diesen Gedanken weiter auszuspinnen: es galt nur zu zeigen, daß sich nicht alle menschlichen Erscheinungen in die Analogien anerkannter Naturgesetze einschnüren lassen. Es kann geschehen, daß die Analogie nicht ausreicht, daß die Formel gesprengt wird; aber deshalb brauchen wir keine Gesetzwidrigkeit anzunehmen: wir stehen in diesem Fall einer Differenzierung, einer Entwicklung menschlicher Eigenart gegenüber, und wir dürfen dann weder diese übersehen noch uns durch irgend eine Erklärung darüber hinweghelfen: wir müssen vielmehr nach unsern Kräften in sie einzudringen

versuchen. Denn die Vermutung drängt sich uns auf, daß, was die menschliche Eigenart ausmacht, auch der Teil unseres Wesens ist, der mehr als irgend ein anderer Förderung verdient. In dem Charakteristischen pflegen wir auch das Wertvolle zu sehen. Der Vorzug einer Rose besteht in unseren Augen in den Eigenschaften, die sie von anderen Blumen unterscheidet, und das Streben des Blumenzüchters ist auch nicht darauf gerichtet, diese Eigenschaften zu verwischen, indem er sie auf einen gemeinsamen Typus zurückführt, sondern umgekehrt sie noch kräftiger herauszubilden, daß die Rose noch mehr Rose wird, als sie es schon ist. In ähnlicher Art muß es die Aufgabe der Kultur sein, den Menschen mehr, immer mehr zum Menschen zu machen. Zur Erreichung dieses Zieles ist ein tieferes Erkennen des Menschenwesens selbstredend von Bedeutung. Wir müssen es zu erforschen suchen, wie es in unserem eigenen Innern lebt, und wie wir es durch Mitgefühl bei unseresgleichen beobachten können. Neben diesem unmittelbaren und empirischen Studium, das stets die Hauptquelle des Verständnisses sein wird, wird auch die Naturforschung uns zu Nutzen gereichen können. Jedoch nur indirekt, da sie uns einzig auf dem Wege des Vergleiches und des Gegensatzes über die menschliche Eigenart aufklärt.

Schluß in der August-Nummer

Hans Rosenhagen:
James McNeill Whistler.

Es hat nie einen Künstler gegeben, dessen Größe in so engem Zusammenhange mit dem ihm angeborenen Widerspruchsgeiste gestanden hätte, wie Whistler. Diese Behauptung scheint lächerlich angesichts von Bildern, die so abgeklärt, harmonisch und unaufdringlich wirken. Eher wird man sie gegenüber dem schreibenden Whistler gerechtfertigt finden. Aber was der Künstler als Maler geworden ist, wurde er zweifellos, weil er etwas anderes produzieren wollte als seine Umgebung. „Wenn er kein Genie wäre, wäre er der lächerlichste Mensch von ganz Paris", pflegte einer seiner Jugendfreunde und berühmtesten Kollegen von Whistler zu sagen. Man muß sich daran erinnern, daß über Whistlers Jugendjahren das Gestirn Courbet leuchtete, daß er der Freund junger Maler war, die, um Manet geschart, für eine erhöhte Wahrheit des malerischen Ausdrucks kämpften, um zu begreifen, daß er mit Bewußtsein das Gegenteil von dem tat, was er die anderen erstreben sah. Er besaß wohl Temperament, aber sein Intellekt war stärker und gab seiner Kunst das Gepräge. Vor allem verhinderte er, daß die Empfindung Whistlers sich nach der Seite der Empfindsamkeit kehrte. So weich und zart der Künstler als Maler sein konnte, er ist niemals sentimental gewesen. Man könnte ihn indessen zu den Romantikern zählen; denn er hat sich sein Leben lang bemüht, das von den Erscheinungen zu geben, was die Phantasie erregt.

Vielleicht geht der romantische Einschlag in Whistlers Kunst auf seinen ersten Lehrer, auf Charles Gleyre zurück, den Maler der „Illusions perdues". Auch dem fehlte im letzten Grunde die gestaltende Phantasie, aber er setzte alles daran, die Phantasie der anderen in Bewegung zu bringen. Was Whistler in die Nähe von Courbet zog, war vielleicht nur der Widerspruch, in dem dessen Schaffen zu dem seines Lehrers stand. Und er erlag eine ganze Zeitlang dem Eindruck dieser starken, lebensvollen Persönlichkeit. Doch bald wehrte sich sein Instinkt gegen eine Kunst, die nur auf die grobe, laute Wirklichkeit reagierte und im Fluge arbeiten mußte, weil ihr Ziel war, das Vergängliche fest-

zuhalten. Diese fette, derbsinnliche Malerei sagte ihm um so weniger zu, als er durch Vermittelung seines Freundes Fantin-Latour bereits die nähere Bekanntschaft von Rembrandt und Velasquez im Louvre gemacht hatte, deren Art ihm nicht nur vornehmer schien, sondern auch künstlerischer; denn sie gaben ja in ihren Bildern mehr den schönen Schein der Dinge als die brutale Wirklichkeit. Ihm lag auch das Malen unmittelbar nach der Natur nicht. Er oder vielmehr sein Geschmack vermochte sich nicht schnell genug zu entscheiden, wenn es galt, einen Eindruck oder auch nur einen Farbenton festzuhalten. Auch die Entfaltung der handwerklichen Bravour, in der Courbet ein Meister war, schien ihm unvereinbar mit dem Wesen einer feineren Kunst, weil sie die Mittel, deren sich der Künstler zu bedienen genötigt ist, betont, anstatt sie zu verbergen. „Ein Gemälde ist vollendet, sobald jede Spur der Mittel, die zur Erreichung des beabsichtigten Resultates angewendet wurden, verschwunden ist" — so lautete späterhin eines seiner Kunstaxiome. War denn das überhaupt Kunst, wenn nichts weiter zum Malen gehörte, als sich vor die Natur hinzusetzen und wiederzugeben, was man sah? Was war denn damit erreicht, daß man den höchsten Ausdruck von Wahrheit in seinem Bilde hatte? War denn die Wahrheit tatsächlich immer schön? Befriedigte sie in allen Fällen das feinere Gefühl? Whistler gelangte mehr und mehr zu der Einsicht, daß des Künstlers Aufgabe weniger darin bestehen dürfe, die Wirklichkeit nachzubilden, als deren Wesen zu erfassen und dieses anschaulich zu machen. Die Kunst kann nie Wahrheit geben, sondern täuscht solche nur vor. Je weniger grob die Täuschung, um so größer die Kunst. Es genügt daher, eine Ahnung von der Wirklichkeit zu geben, indem man nur deren charakteristische, ihren eigentlichen Reiz bildende Züge zur Darstellung bringt. „Die Natur birgt in Farbe und Form die Elemente zu allen Bildern, ebenso wie der Schlüssel vor den Noten alle Musik. Der Künstler hat die Bestimmung, diese Elemente zu erkennen, auszuwählen und anzuordnen, damit etwas Schönes entstehe. Er tut also das Gleiche, wie der Musiker, der die Töne ordnet und Akkorde bildet, bis aus dem Chaos die glanzvolle Harmonie wird. Wollte man dem Maler sagen, daß er die Natur so wiedergeben solle, wie sie ist, so dürfte man auch dem Klavierspieler den Rat erteilen, sich auf sein Instrument zu setzen. — Eine vollendete Harmonie der Dinge, die wert ist, im Bilde festgehalten zu werden, kommt in der Natur selten vor."

In dem Worte „Kunst ist Wahl" liegt eigentlich das ganze Pro-

gramm der Whistlerschen Kunst. Um zu wählen, richtig zu wählen, muß man ein sicheres Urteil, das auf Verständnis und Einsicht beruht, und Geschmack haben. Wie das sichere Urteil nur bei Wenigen gefunden wird, so ist der gute Geschmack auch niemals der, den alle haben. Während Whistlers Freunde es für geschmackvoll hielten, in ihren Bildern möglichst wahr, möglichst farbig, möglichst hell zu sein, ging er um so sorgsamer den Brutalitäten der Farbe, dem bunten Spiel des Lichts und den nackten Tatsächlichkeiten aus dem Wege. Dafür bemühte er sich, den fast ungreifbaren Charme der Erscheinungen und Dinge unter dem Zeichen der Stimmung zu fassen, wobei er alles das beiseite ließ, das seine Absicht hätte stören können.

Eines hat Whistler allerdings von Courbet gelernt und behalten: Die Kunst, ein Bild aus schönen Tönen aufzubauen. Nur, daß er, im Gegensatz zu der empirischen, immer von dem empfangenen Natureindruck abhängigen Art des großen Realisten, durchaus systematisch vorging, einen Ton oder zwei ihm besonders reizvoll dünkende Farbentöne aus der Wirklichkeit wählte und seine ganze Darstellung darauf stimmte. Das Künstliche und Gesuchte dieser Methode wird bei ihm nicht bemerkt, weil er seinen Ton so wunderbar nuanciert, daß die Illusion einer gewissen Farbigkeit sich doch immer einstellt. Die Idee zu dieser besonderen Art von Malerei scheint bei ihm unter dem Eindruck einiger Frauenbilder von Alfred Stevens entstanden zu sein, dessen schönste Schöpfungen meist auf zwei pikant zueinander stehenden Farben — Grün und Schwarz, Rosa und Grau — aufgebaut sind. Das beweist sein erstes wichtigeres Bild „La femme blanche", das 1863 im Salon des Refusés in Paris erschien und neben den Werken Manets am meisten von den Künstlern beachtet wurde. Das beweisen die bald danach entstandenen Bilder „The piano" und „The black robe", die ganz auf die Note Schwarz-Weiß gestellt sind und die viel von den Eigenschaften Stevensscher Bilder haben. Als er dann die ersten Farbendrucke der Japaner, die vermutlich auch dieses Vorbild inspiriert haben, zu Gesichte bekam, war er entzückt, die Richtigkeit seiner Idee bestätigt zu finden. „Die Zusammenstellung der Farben, so schreibt er einmal, bedeutet für mich die wahre Farbe . . . vor allem scheint mir, daß die Farben auf die Leinwand gleichsam gestickt werden müssen. Das heißt: Dieselbe Farbe erscheint fortwährend hier und dort wie der Faden in einer Stickerei . . . . Sieh die Japaner an, wie sie das verstehen! Niemals suchen sie die Kontraste, im Gegenteil die Wiederholungen." Und noch eine Offenbarung gab ihm die japanische

Kunst: die Erkenntnis von der Wichtigkeit der Linienführung und der Fleckenverteilung im Bilde, und daß nichts mit größerer Vorsicht zu verwenden sei als eine lebhafte Farbe. Sie dürfe, falls sie überhaupt da sei, höchstens die Rolle des Tipferl auf dem „i" spielen, nichts für sich bedeuten, sondern nur dazu dienen, den Charakter des Übrigen zu heben.

Aber auch seinen impressionistischen Freunden verdankt Whistler Einiges. Von ihnen nahm er die Erfahrung, daß die Ausführlichkeit der Darstellung nicht deren Wahrheit erhöhe, und daß es darauf ankäme, einen Eindruck sogleich als Ganzes zu konzipieren und zu geben, ihn nicht durch die Wiedergabe von Einzelheiten zu erzeugen. Dazu trat dann noch die Beobachtung, die er an den Bildern Velasquez' gemacht hatte, daß die ungemein lebendige Wirkung von dessen Bildnissen zu einem Teil auf der gemalten Luftschicht beruht, die den Dargestellten von der Wirklichkeit vor dem Bilde trennt. So ausgerüstet mit den feinsten Mitteln der feinsten Künstler begann er seine Laufbahn als Maler.

Es ist wohl nicht zuviel behauptet, wenn man sagt, daß Whistler von außerordentlichem Einfluß auf die Entwickelung des Geschmacks der europäischen Künstler gewesen ist. Natürlich unter dem lebhaften Protest des Philisteriums in der gesamten Kulturwelt. Dieses entrüstete sich vor allem über die Abwesenheit jedes anekdotischen Details in seinen Bildern und über des Künstlers Neigung, auf die von ihm beabsichtigte malerische Wirkung durch die Benennung seiner Bilder mit Titeln von ausgesprochen musikalischem Charakter, wie Symphonien, Arrangements, Harmonien und Nocturnos, hinzuweisen. Whistler hat in einem kleinen Aufsatz, „das rote Tuch" betitelt, seine Gründe dargelegt. „Wie die Musik die Poesie des Schalls, so ist die Malerei die Poesie der Farbe. Die Anekdotenmalerei hat nichts mit der Harmonie des Schalls und der Farbe zu tun. — Man nehme das Bild meiner Mutter in der Royal Akademy, das ich als ‚Arrangement in Grau und Schwarz' ausgestellt habe. Dieser Titel sagt, was es ist. Für mich allein hat es Interesse als Bild meiner Mutter. Was kann oder darf das Publikum die Identität des Porträts interessieren?" Bekannt ist Whistlers Streit mit dem englischen Moralästhetiker John Ruskin, der ihn in einer Kritik einen Hanswurst genannt hatte, der für einen Topf Farbe, den er dem Publikum an den Kopf werfe, 200 Guinees zu fordern wage. Die Prozeßverhandlung, die sich daran knüpfte, ist eine der köstlichsten Satiren auf die Unbildung der Gebildeten in Kunstdingen. Unvergleichlich die Art, wie Whistler des Richters Fragen, warum der

Künstler sein Bild „Nocturne in Schwarz und Gold" und nicht „Ansicht von Cremorne" genannt habe, und wie er dazu komme, für eine Arbeit von zwei Tagen eine solche Summe zu fordern, beantwortet. Der Prozeß endigte mit der Verurteilung Ruskins zur Zahlung eines Farthing, der kleinsten Münze, die England führte, hat aber dem Ruhme dieses Mannes für immer einen Stoß versetzt; denn die Verhandlung bewies, daß Ruskin sich ein Urteil über eine Sache angemaßt, von der er wirklich nichts verstanden hat.

Der hervorstechendste Zug in Whistlers Kunst ist ihre absolute Vornehmheit. Nie gibt er eine Trivialität. Die wunderbare Art, mit der er die Erscheinungen vereinfacht, erhebt sie über das Alltägliche, gibt ihnen eine Größe, die sich tief dem Gedächtnis einprägt. Seine Malerei hat durch die feinfühlige Umsetzung der Farbe in Ton etwas seltsam Vibrierendes, ja Mystisches. Das weiche, dunstige, gedämpfte Licht, das seine Gestalten umfließt, verleiht ihnen ein unheimliches Leben, einen geistigen Reiz, dessen Wirkung man sich schwer entziehen kann. Die besten von Whistlers Bildnissen geben die Dargestellten befreit von aller Erdenschwere und allen zufälligen Mängeln. Ohne daß die Unwirklichkeit auf die Spitze getrieben wäre, oder in Unwahrheit und Idealisiererei ausartete, scheinen die von Whistler gemalten Personen ein transzendentales Dasein zu führen. Die weiche, graue Atmosphäre, die sie umgibt, scheint sie geboren zu haben. Zu den schönsten dieser stimmungschaffenden Bildnisse des Künstlers gehören das Porträt seiner Mutter mit dem schmalen, etwas gesenkten Antlitz, mit den Augen, die erhoben sind „vers les visions invisibles et certaines. Il y a bien du sombre, il y a bien du noir sur cette douce femme et autour d'elle". Das Bild gehört zu den Zierden des Luxembourg-Museums. Ihm nahe steht das wunderbare Bildnis Thomas Carlyles im Museum zu Glasgow, in dem die erschütternden Register der Melancholie und der Resignation mit unnachahmlicher Kunst angeschlagen sind. Da sind die seltsam phantomhaften Bildnisse des Geigers Sarasate und des Helden des Huysmanschen Romans „A rebours", des Grafen Montesquieu. Und welche Reihe herrlicher Frauenporträts hat Whistler geschaffen! Von dem Bildnis der kleinen Miß May Alexander im Velasquez-Arrangement bis zu dem der Lady Meux, einer Harmonie in Rosenrot und Grau, der davonschreitenden Lady Campbell (Arrangement in Schwarz), der Mrs. Huth, der Miß Kinsella, des „Blue Girl" — eine Folge von Meisterwerken.

Auch in Whistlers Landschaften dient das Gegenständliche eigentlich nur dazu, seinen Farbenpoesien ein Rückgrat, eine Unterlage zu geben. Er findet den Ausdruck, den die Dinge der Natur unter gewissen Umständen erhalten, schöner und darstellungswürdiger als die Dinge an sich. Er erzählt grundsätzlich nichts von der Wirklichkeit, sondern schildert nur Eindrücke, die ihm besonders reizend erschienen. Das Bild, das Ruskins Entrüstung erregte, gibt ein von weitem gesehenes Feuerwerk in Cremorne Gardens wieder, eine „Ruhige See" benutzt er, um Harmonien in Grau und Braun oder in Blau und Opal oder in Fleischfarbe und Grün oder in Blau und Silber zu zeigen, und es bleibt schließlich ganz gleichgültig, ob er diese Bilder in Chelsea, Jersey, Valparaiso oder Trouville gesehen hat. Auch in den Landschaften zeigt er seine Vorliebe für die Nacht und die Dämmerung, weil die Dunkelheit und das halbe Licht der Entfaltung der Phantasie, dem Erwachen der poetischen Empfindung günstiger sind als das Tageslicht, das alle Illusionen zerstört, weil es nur die Tatsachen sprechen läßt und die leisen Stimmen der Seelen diesen gegenüber ohnmächtig sind. Er liebte die weite Fläche des Meeres und die Unendlichkeit des Firmaments, weil sie nicht als Form zum Auge sprechen, sondern nur als Farbenreize und sich wie unendliche, immer neu sich formende Melodien den Blicken bieten. Aber er hat auch Straßenbilder, Brücken und Restaurationsgärten gemalt unter Beleuchtungsverhältnissen, die ihnen eine phantastische Schönheit verleihen. „Wenn der Abendduft die Ufer milde einhüllt, die kleinen Häuschen sich in weichem Nebel baden, die niederen Schornsteine wie Glockentürme, die Speicher wie Paläste in die Nacht ragen, die ganze Stadt sich mit dem Himmel eint und Geisterland sich vor dem Auge auftut — da versteht der Philister nicht mehr, weil er aufhört, genau zu sehen. Doch dem Künstler weiht nun, in Tönen redend, die Schöpfung ihr schönstes Lied, ihm, ihrem Sohn und Meister. Ihrem Sohn, weil sie ihn liebt, ihrem Meister, weil er sie kennt. Für ihn sind ihre Geheimnisse entwirrt, für ihn ist ihre Unterweisung klar. Nicht durch das Vergrößerungsglas des Naturforschers sieht er ihre Blumen, um botanische Studien daran zu machen, sondern mit dem Blicke des empfindenden Schöpfers, der in ihrer köstlichen Zusammenstellung von schimmernden Farben und zarten Tönen Anregungen zu prächtigen Harmonien findet."

Von nicht geringerer Bedeutung als der Maler ist der Radierer Whistler. Seine Arbeiten mit der kalten Nadel gehören zum Feinsten und Eigenartigsten, was die moderne Kunst auf diesem Gebiet hervor-

gebracht. Seit Rembrandt hat kein Radierer „the art of ommission", wie es Whistler genannt hat, die Kunst des Auslassens mit mehr Geist, mehr Kühnheit und Erfolg betrieben. In der Radierung hält der Künstler ebenfalls daran fest, daß nur das Charakteristische, das Wesentliche, darstellungswürdig sei. Auf seinen Blättern scheinen die Striche gezählt, nicht einer ist ohne besonderen Grund da, und jeder dient nur der Illusion. Ein Meister der Andeutung gibt er mit einem Nichts von Mitteln Farbe, Licht und Luft. Niemals ist das Weiß des Papiers raffinierter mitbenutzt worden, und Whistlers sparsamer Strich suggeriert nicht nur Formen, sondern auch Bewegungen. Er hat fast ausschließlich Straßenszenen und Ansichten radiert. Die berühmtesten sind seine Serien von der Themse und von Venedig, die zwischen 1871 und 1887 entstanden. Noch herrlicher, ja vielleicht das schönste, was Whistler als Radierer geschaffen, sind die in den letzten Lebensjahren nach nordfranzösischen, holländischen und belgischen Motiven radierten Blätter „Balcony Amsterdam", „Palace Brussels", „Zaandam", „Dance House" und „The Mill". Und kaum weniger reizvoll als seine Radierungen sind Whistlers Lithographien, unter denen sich auch Bildnisse finden. Der Künstler ist ferner als Dekorateur hervorgetreten, indem er es unternahm, seine malerischen Grundsätze auf die Ausstattung seines später von seinen Gläubigern verkauften Hauses „The White House" in Tite Street, auf das Musikzimmer Sarasates in Paris und das Pfauenzimmer im Hause Mr. Leylands zu London zu übertragen.

Von Whistlers Leben ist nicht viel zu berichten. Er kam am 11. Juli 1834 in Lowell (Massachusetts) in Amerika zur Welt. Sein Vater war Ingenieur und lebte mit der Familie bis zu seinem Tode in Rußland. Dann kehrte die Mutter mit James wieder nach Amerika zurück. Dieser bezog 1851 die Militärakademie West Point. Die vier Jahre, die er dort verbrachte, führten ihn nicht nur der Kriegskunst, sondern auch der Malerei zu. Nach einem Streit mit seinen Vorgesetzten hängte er kurzer Hand den Leutnantsrock an den Nagel und ging nach Paris, wo er sich im Atelier von Gleyre der Malerei widmete. Nachdem seine „femme blanche" 1863 Aufsehen gemacht, vertauschte er den Aufenthalt in Paris mit dem in London, unternahm Reisen nach Holland und Belgien, ist aber nie nach Madrid gekommen, das ihn Velasquez wegen so mächtig anzog. Er teilte sein Leben zwischen London und Paris und war in beiden Städten seines Dandytums und seiner Exzentrizitäten halber sicher bekannter als in seiner Eigenschaft als Künstler. Es scheint, daß er diese

Vie de Parade anfänglich darum führte, um überhaupt bemerkt zu werden. Später wurde es ihm zur zweiten Natur. Er konnte nicht existieren, ohne daß man in der Welt, in der Pariser und Londoner Gesellschaft von ihm sprach, und führte die Gelegenheit dazu oft sehr gewaltsam und ohne Rücksicht auf seine Freunde herbei. In diesem Sinne war er auch literarisch tätig. So amüsant seine Schriften „The gentle art of making ennemies“ und „Ten o'clock“ sind und so treffende Aussprüche über Kunst und künstlerisches Schaffen sie enthalten — sie lassen keinen Zweifel, daß dieser glänzende Geist als Mensch nichts von der vornehmen Gesinnung besaß, die ihn als Künstler auszeichnet, vielmehr ein recht unangenehmer, streitsüchtiger und in der Befriedigung seiner Eitelkeit wahl- und maßloser Zeitgenosse war. Noch kurz vor seinem Tode — er starb am 17. Juli 1903 in seinem Gartenhäuschen zu Chelsea — bemühte er sich, ein Syndikat zur Exploitierung seines Künstlerruhms, zu einer Preistreiberei seiner Bilder zu gründen. — Der Mensch vergeht, die Werke des Künstlers bleiben. Die Whistlers sichern ihrem Urheber die Unsterblichkeit und werden der Nachwelt bezeugen, daß er einer der bedeutendsten und feinsten Künstler war, die das vergangene Jahrhundert gesehen hat.

Hermann Kienzl:
Kettenkleid. Vier Gedichte.

I.

Ja, dich umklammr' ich, Augenblick! Gesegnet,
Wenn du mich segnest . . . Blütenüberregnet
Von fremden Lenzen ist dein lichtes Haupt . . .
Nicht mir hat sich Arkadien belaubt;
Ein später Flüchtling, trat ich in den Hain.
Doch was du warst: du bist es — und bist mein.

Vergangenheit . . . verwünschter Christen-Dom,
Ich kniee nicht vor deinem Schutt, Phantom!
Das Kugelblei, das mir am Fuße rollt,
Und alles, was ich einst gewollt, — gesollt,
Fort stieß ich es und presse das Geschick
An die befreite Brust: den Augenblick.

Nichts ist geblieben, als gewordnes Sein.
Das Werden starb. Du bist — und du bist mein.
Wer frägt am Ziel der Leiden seiner Fahrt,
Verblühter Zeit in blühnder Gegenwart?
Verbrannt die Schiffe und der Stab zerspellt —
Mein ist die Zeit und mein ist meine Welt.

II.

Du bist dir selbst getreu — und ich, dein Knecht,
Bin ich in deiner Wage wertgerecht?

Von meiner Liebe hartem Kettenkleid
Drückt sich in deine Glieder vieles Leid.
Ich liebe dich — ich hasse jeden Hauch
Von fremden Altars dir geweihtem Rauch.
Ich liebe dich — ich hasse jedes Pfand,
Das Fremde je empfahn aus deiner Hand,
Und jede Frist, die ungenutzt verrann
In fremden Lebens, fremder Pflichten Bann.

In Eigennutz und Selbstverlorenheit
Werf ich um dich das harte Kettenkleid;
Befrei von Jahres Last dein Blütenhaar,
Entreiße dich von allem, was einst war,
Und schütze mir mit blinder Lebenswut
Die Gegenwart als losgelöstes Gut.

III.

Dein liebes Aug' blickt tief in mein Gedicht.
Der Blick ist m e i n e r Liebe Spiegel nicht!

Ist eine Brück', gebaut aus altem Leid,
Die führt zum Ufer der Vergangenheit.

Es schwebt aus einem unsichtbaren Tor
Gespenstger Schatten stummer Zug hervor.

Mein Heil hat vieler Menschen Haß gebraut,
Der lauernd dich, du letzte Burg, umgraut.

Lieb' ist mit Haß — und Haß mit Lieb' beschwert;
Von zweien Feuern wird das Öl verzehrt . . .

Dein liebes Aug' blickt tief in mein Gedicht.
Der Blick ist *meiner* Liebe Spiegel nicht!

IV.

Sei wie du bist!
Schwebt hoch am Wolkenrand
Des Lichtes Bote. Tief im dürren Sand
Schleppt sich der Erde Sohn in dumpfen Mühn.
Doch klingt die Luft und zückt ein goldnes Glühn
Herab von deines Fittichs reinem Weiß
In seiner trüben Seele irdschen Kreis:
Dann regen sich verbrannte Flügel ihm;
Es schwillt sein Herz empor zum Cherubim.
Die Sonne brennt, Phaëton stürzt erschlafft.
Bleibt Jeder denn in seines Wesens Haft?
Dein ist die Ewigkeit — sein war die Frist —
Dein ist die Ewigkeit —
Sei wie du bist!

Kurt Aram: Die Hagestolze. Roman.

S ch l u ß.

IX.

Ich erwachte aus sehr unruhigen, aufregenden Träumen. Sie waren, wie man zu sagen pflegt: nicht Fisch, nicht Fleisch. Die Träume nämlich. Ein angenehmer Traum versetzt den Träumenden, wenn er erwacht, in eine angenehme Stimmung. Die kräftigende, aufmunternde Illusion ist so stark, daß sie auch den Wachen noch ein gut Teil des Tages begleitet. Wie oft ist die gute Stimmung, die den Menschen fast einen halben Tag lang beherrscht, so daß sich alles über ihn wundert, nur aus so einem angenehmen Traum zu erklären. Dann wieder gibt es unangenehme Träume, so daß man stundenlang nach dem Erwachen wie verstört herumgeht. In beiden Fällen aber ist für den Traum charakteristisch, daß man sich als Wacher keiner Einzelheiten erinnert. Der Traum gibt an den Wachen nur eine Stimmung ab, die uns längere oder kürzere Zeit verfolgt, ohne daß der Alltag und seine Bedürfnisse dieser Stimmung Herr werden können. Bei einem angenehmen Traum hat das etwas Beglückendes wie ein Sonnentag, dessen Wirkung man auch in seinen Einzelheiten nicht begründen kann. Ein unangenehmer Traum aber gleicht in diesem Fall einer Gewitterstimmung, die sich nicht in Blitz und Donner aufgelöst hat. Das hängt Stunden und Stunden über dir wie eine schwarze Wolke, die sich nicht entlädt.

Viel schlimmer aber sind Träume, die dich gegen Morgen überfallen, wenn sich das Bewußtsein schon wieder sammelt, wach zu werden. Hattest du in diesem Zustand einen fröhlichen Traum, so ist das Bewußtsein nach dem Erwachen doch stark genug, um sofort zu erkennen: es war nur ein Traum. Und damit ist jede beglückende Wirkung für den Tag aufgehoben. Hattest du aber einen schlechten Traum, so haften in deinem Bewußtsein gerade seine unglücklichsten Momente. Und dein Gehirn, das schon wieder zum Sammeln blies, als dieser Traum über dich kam, hält die widerwärtigsten Einzelheiten auch den Tag über fest, weil es nicht mehr schlaftrunken

genug war, um alles in eine, wenn auch noch so störende, allgemeine Stimmung untergehn zu lassen. Alle die Einzelheiten, die das erwachende Bewußtsein trafen, folgen dir den ganzen Tag, denn sie trafen dein Gehirn, als es schon wieder „en marche" war.

Nun stelle man sich vor, daß die Erwartung dessen, was kommen soll, ein Gehirn eine ganze Nacht nicht zum Schlafen kommen läßt, sondern es besten Falls zu einer Art von leichter Betäubung, zu einer Art von Halbschlaf bringt. Und das, was sonst nur der Schlafende gegen Morgen, kurz vor dem Erwachen erlebt, das erlebt dies Gehirn ununterbrochen, alle paar Minuten eine ganze lange Nacht hindurch. Man kann sich denken, wie mir zumute war, als ich erwachte.

Alles, was ich in diesen vielen Monaten meiner Bekanntschaft mit Mabel Schweres und Unangenehmes erlebt hatte, gewann in dem Halbschlaf dieser langen Nacht für einen Augenblick Gestalt wie ein Gespenst. Meine Eifersucht, da sich ihr Haupt hinter dem erleuchteten Vorhang zu einem andern neigte! Meine Jämmerlichkeit, da ich hinter ihrem Wagen wie ein Irrsinniger herlief! Meine Wut, da ich sie in dem feinen Restaurant nicht mit der Zofe und deren Bräutigam, sondern mit einem Herrn im Smoking traf! Das prinzliche Automobil, das unter dem Schutz der Linden in abendlicher Stunde wartete, während alle Lausbuben es umjohlten und mit Fingern auf mich wiesen! Mabels hochmütiges Gesicht, wenn ich ihr Vorhaltungen machte! Mabels spöttisches Gesicht, wenn ich ihr von den Männern sprach! Mabels rechter Fuß, der nichts von mir wissen wollte! Die beiden Brüder, die wie Hühner gackerten. Das alles lag in kurzen, wüsten Träumen dieser Nacht auf mir und traf mich wie Blitze.

Zerschlagen erhob ich mich, blickte zum Fenster hinaus, und ein schöner Herbsttag sah mich aus ruhigen Augen an, die blau sind und wissen, daß es nicht mehr lange dauert, bis sie erblinden.

Und mein Bewußtsein ist noch geladen mit all diesen kurzen, bösen Träumen.

Ich schnupperte in die Luft, die noch einige Sommerwärme hat. Aber es zieht doch schon die Kühle des Todes, der nicht mehr fern ist, durch die Gebeine.

O, so ein erwachender Herbsttag, der weiß, daß es schon um vier Uhr nachmittags mit ihm aus ist!

Kein Vogel singt mehr. Nur die Äpfel springen von den Bäumen. Die Blätter taumeln, und das Weinlaub ist rot wie Augen, die geweint haben.

Und diese Luft, die durch meinen Garten zieht! Wie alte Leute von ihrer Jugend erzählen, so spricht diese Spätherbstluft vom Frühling. Die wehmütige Erinnerung eines Sterbenden, der an seine Jugend denkt. Noch einmal, ehe es für immer zu spät ist.

Frau Bleiders klopft an meine Schlafzimmertür, wie jeden Morgen, und entschuldigt sich — wie jeden Morgen — sie habe leider gestern abend vergessen, meine Stiefel vor das Schlafzimmer zu stellen, sie bittet mich um Verzeihung, es käme nicht mehr vor; und plumps, die Stiefel, die schon gestern abend hier hätten stehn sollen, fallen wie Betrunkene auf die Erde.

Draußen versucht die Sonne ihr Glück. Es hat etwas unsagbar Rührendes, diese Sonne lächeln zu sehn, da sie alt und müde geworden ist. Eine schöne Frau, die gewohnt war, daß jedermann sie anbetet, und jetzt ist sie alt geworden und schwach, aber sie lächelt immer noch wie einst im — Mai!

Ich schaue sie an, und ich bin plötzlich ein uralter Mann, der mindestens die diamantene Hochzeit mit der Sonne feiert. Gott, sie ist eine Dame, sie lächelt, so gut es geht, und sie merkt nicht, wie alt sie geworden ist. Und ich lächle auch, ich nicke ihr zu, benehme mich verliebt wie einst im — Mai, und sie glaubt es, sie meint, sie sei noch genau so jung, und ich möchte weinen.

Ein Apfel springt vom Baum wie ein Frosch ins Wasser. Welke Blätter schaukeln durch die Luft. Auch sie sind müde und matt.

Kinder im Garten wissen es nicht anders, wenn die Mutter ruft: es ist Zeit zum Schlafengehn!

Aber diese Blätter schaukeln schon am M o r g e n so müde durch die Luft.

Mein Diener Josef kommt und fragt, ob ich bald fahren wolle? Gar nicht blaß und verschlafen schaut er drein, sondern rosig und munter wie ein rechter Bauer. Sogar die lederne Chauffeurjacke hat er schon an. Sie kleidet ihn gut.

Ich frage ihn: „Sagen Sie, Josef, waren Sie schon einmal verliebt?"

Er lächelt verschämt wie eine Jungfrau.

„Immer tapfer!" sage ich.

Er gesteht mir, daß er schon einmal sehr verliebt war.

„Warum haben Sie das Mädchen nicht geheiratet?"

Josef ist verlegen und will nicht mit der Sprache heraus.

„Wo hat's denn gefehlt?"

Ich habe viel Mühe mit ihm, aber schließlich gesteht er, er hat das Mädchen nicht geheiratet, weil es nicht zu ihm paßte.

„Warum denn nicht?"

Er wird immer verlegener.

Endlich erfahre ich es doch.

Wieder springt in meinem Garten ein Apfel vom Baum.

Josef geht und rüstet das Auto.

Ich setze mich an den Frühstückstisch, den Frau Bleiders gut bestellt hat. Drüben, mir gerade vis-a-vis, sitzt jetzt auch das Mädele und frühstückt. Ich muß plötzlich an meinen Mathematikprofessor denken, der immer vom Parallelogramm der Kräfte sprach.

Ich streiche mir ein Brötchen und habe das Gefühl, als täte sie dasselbe in diesem Augenblick.

Ich nehme einen Schluck Kaffee und habe das Gefühl, als täte sie es jetzt ebenfalls.

Bin ich verhext, bilde ich mir etwas ein, sind es die Träume? O, wenn wir doch schon im Auto säßen!

Frau Bleiders erscheint und legt alles zurecht: den Staubmantel, die Autobrille, die Mütze. Sie breitet die Dinge aus, als seien es heilige Gegenstände.

„Sagen Sie, Frau Bleiders?"

Sie dreht sich taktvoller Weise sofort um und zeigt mir den Rücken.

„Warum haben Sie eigentlich nicht wieder geheiratet?" Ich weiß nicht, weshalb ich diese Frage stelle, denn mir fällt erst jetzt ein, wie taktlos sie bei der körperlichen Beschaffenheit meiner Hausbesorgerin ist.

Frau Bleiders kichert.

Das ermutigt mich, und ich frage aufmunternd: „Na?!"

„Die, die ich gewollt hab', die ha'm mich nicht gewollt — und umgekehrt."

Die Ironie, die in meiner Frage liegt, hat sie überhaupt nicht bemerkt, das glückliche Geschöpf!

„Sie haben doch sicher viele Heiratsanträge bekommen, Frau Bleiders?"

„Ach, Herr Doktor!" Sie kichert wie eine, die sehr begehrt wird.

„Warum haben Sie denn keinen von all den Männern genommen?"

Nun wird Frau Bleiders ernst und setzt mir auseinander, daß der eine nur nach ihrem Sparkassenbuch angelte, daß der andre sie nur um ihres Vetters willen heiraten wollte, der Postsekretär ist und infolgedessen ein

hochangesehener Mann, daß ein dritter sie nur deshalb begehrte, weil er der Ansicht war, Frau Bleiders gäbe eine gute Hausmeisterin ab.

„Das ist doch nichts Unanständiges!"

Gewiß nicht, aber es genüge nicht, erklärt Frau Bleiders.

„Warum eigentlich nicht?"

Frau Bleiders wünscht, nur um ihrer selbst willen geheiratet zu werden.

„Dabei waren Sie schon einmal verheiratet."

Frau Bleiders setzt mir weitläufig auseinander, wie es sich damit verhielt. Ein junger Kerl, ein hübscher Kerl, den sie ernst genommen habe. Ein schlauer Kerl, der nie von ihren Ersparnissen sprach und doch nur sie begehrte.

„Hatten Sie Kinder mit ihm?"

Da richtet sich Frau Bleiders auf. Nein, sie hatten keine Kinder zusammen. Sie sagt das so, daß man erkennt, infolgedessen war das in ihren Augen überhaupt keine rechte Ehe. Infolgedessen hat sie sich mit dieser Heirat auch nichts vergeben. Nur wenn sie von so einem gemeinen Kerl Kinder gehabt hätte, müßte sie sich dieser Ehe schämen.

„Na, und als Sie zu mir kamen, damals, Frau Bleiders, wissen Sie noch?"

„Davon spreche ich nicht gerne, Herr Doktor."

„Wenn nun aber wieder einer käme, ein ehrlicher, anständiger Mensch?"

Frau Bleiders krümmt den Buckel. Einen wirklich anständigen Menschen würde sie immer nehmen.

„Dabei hassen Sie alle häßlichen Menschen?"

Ordentlich pathetisch sieht Frau Bleiders aus, indem sie antwortet: „Das war einmal, Herr Doktor. Und wissen's, wenn eine häßliche Frau einen häßlichen Mann wirklich gern hat, so is das auch eine schöne Sach!"

Ich bin verwirrt. Warum hat jedermann in meiner Umgebung einen so gesunden und richtigen Instinkt? Warum nimmt jedermann in meiner Umgebung mit solcher Selbstverständlichkeit die richtige Stellung zu dem ein, was die Natur von uns Menschen will? Warum habe nur ich all diese Scherereien?

Josef kommt und sagt, es sei Zeit.

Da wird mir grün und blau vor den Augen. Im Halse würgt es mich, und mein Magen will um jeden Preis aus dem Mund fahren. Ein Gefühl, wie ich es seit meinem letzten Examen nicht mehr gekannt habe.

Josef holt schnell ein Glas Wasser. Frau Bleiders schleppt einen Cognac herbei. Wie besorgt sie sind... Warum ist Mabel nur so grausam?

Nord und Süd
Jahrgang 1909

Franz von Stuck: Phantastische Jagd.
(Zum Aufsatz von Erich Felder.)

Verlag der Münchener Kunst- und Verlagsanstalt Dr. E. Albert & Co. in München.

Josef meint, es sei zwar ein recht schöner Oktobertag heute, aber es würde deren ja wohl noch mehr geben in diesem Jahr. Vielleicht wäre es besser, wir warten noch einen Tag mit der Fahrt?

Ich springe auf und schüttele mich und trinke noch einen Cognac. Ich bin doch kein Gymnasiast mehr, der sich fürchtet!

Mabel steht schon draußen und findet das Auto sehr hübsch. Sie scheint fröhlicher Stimmung zu sein. Das beruhigt meinen Magen sehr. Ich fühle deutlich, wie er sich wieder in die gewohnte Lage schickt.

Wir steigen ein, Mabel schnuppert in die Luft und zieht die Stirn kraus.

„Ich habe einen Cognac getrunken, mir war nicht recht wohl", sage ich leise.

Sie schüttelt den Kopf.

Ich will etwas sagen, aber sie kommt mir zuvor und meint, wir wollten uns den schönen Tag doch nicht jetzt schon verderben.

Ich schweige und finde diesen Ausdruck gar nicht hübsch von Mabel, wo sie doch weiß, worum es sich für mich handelt.

Wir sausen durch die Stadt. Schutzleute winken und schreien, und als das nichts hilft, zücken sie das Notizbuch wie eine gefährliche Waffe. Aber die Waffe ist stumpf, unser Wagen führt ja keine Nummer. Was in den Herzen der Schutzleute im Augenblick dieser Erkenntnis wohl geschehen mag? Etwas Ungeheuerliches muß es sein. So wie wenn plötzlich all die schönen Polizeiordnungen in sich zusammenbrächen. Der Mann zückt seine Waffe, von der er weiß, daß sie in ihrer Wirkung nie versagt, und siehe da, wir schlagen ihm ein Schnippchen. Der Mann erstarrt vor Entsetzen. Derweil sind wir längst um die nächste Ecke.

„Der Wagen fährt ausgezeichnet", sagt Mabel.

Ich nicke. Wenn sie wüßte, weshalb wir so rasen.

Josef schielt zuweilen mit einem schlauen Bauernlächeln mir zu. Es macht ihm großen Spaß, und er besitzt Erfahrung in diesem etwas bedenklichen Sport, denn wo immer ein Schutzmann auftaucht, wups, ist unser Wagen schon um die nächste Ecke gesaust, dann wieder um eine Ecke, und der Schutzmann hat das Nachsehn.

Zu Mittag rasten wir in einem Dorf.

Die Bauern hängen breitmäulig die brennenden Pfeifen zum Fenster hinaus, die Weiber stehn an den Türen und schwatzen, die Kinder jagen sich über die Straße; und wo eine Stalltür offen steht, hört man, wie der Hafer zwischen den Zähnen der Pferde knirscht, und wie die Schweine

schreien und im Futtertrog wühlen. Satt muht eine Kuh. Die Stunde des Ausruhens.

Ein derbes Bauernessen mundet uns recht gut. Aber in dieser Umgebung kann ich unmöglich mit Mabel sprechen. All diese Zufriedenheit, all diese selbstverständliche Natürlichkeit ringsum — das arbeitet, ißt und schläft —, da kann ich nichts sagen.

Mabel lächelt vergnügt.

Wir treten zu unserem Wagen, an dem Josef fleißig herumhantiert.

„Muß es denn heute sein?" fragt Mabel leise. „Könntest du nicht noch einige Zeit damit warten?"

Ich verneine, dann aber denke ich, vielleicht enthält schon diese Frage eine gute Antwort. Wenn sie um Aufschub bittet, so heißt das am Ende, sie will noch eine Weile mit sich zu Rate gehn, und dann sind meine Aussichten an sich doch nicht schlecht.

Josef zieht bedächtig ein großes Blechschild aus dem Gerätschaftskasten.

„Mensch!" flüstere ich, „das ist ja eine Autonummer?"

Josef nickt.

„Eine falsche?"

Josef nickt wieder.

Das wird mir denn doch zu bedenklich, ich trete mit Josef beiseite. Ich mache ihm Vorwürfe, aber er erkennt sie nicht an. So habe er es immer gehalten, so sei es noch immer gut gegangen, und so würde er es auch heute halten. Dann hätte er die falsche Nummer ja auch gerade so gut schon in der Stadt einhängen können. Josef lächelt über mich. Das ginge nicht, weil da der Betrug zu leicht herauskäme. Hier auf dem Lande aber genüge es, wenn nur überhaupt eine Nummer da sei. Was für eine, das sei ganz egal. Hier sei es nur gefährlich, überhaupt keine Nummer zu führen.

Da rede noch einer von den gesunden sittlichen Instinkten des Volkes.

Mabel fragt, was ich habe. Ich erzähle ihr die ganze Geschichte, und sie amüsiert sich köstlich darüber, ja sie macht mir direkt Vorwürfe, daß ich ihr davon nicht früher erzählt habe, damit sie sich auch an den dummen Gesichtern der Polizei hätte freuen können.

„Hast du denn keine Angst?"

„Der Josef wird schon wissen, was er tut."

In solchen Dingen scheint zwischen dem Volk und der Ansicht der Frauen kein großer Unterschied zu sein.

Wir steigen wieder ein.

Ich sage plötzlich, um sie zu überrumpeln: „Du batest um Aufschub vorhin. Heißt das, daß ich später auf eine gute Antwort rechnen kann?"

„Das weiß ich nicht, das kann ich dir unmöglich versprechen."

„Dann bedeutet es überhaupt nichts."

„Es bedeutet jedenfalls, daß ich uns den schönen Tag nicht verderben möchte."

„Das weiß ich bald, das hast du schon zweimal gesagt."

„Daraus siehst du, wie ernst es mir damit ist."

„Aber das genügt mir nicht!"

Wir fahren weiter und sind beide recht verstimmt.

Den Kaffee nehmen wir in der schattigen Laube eines kleinen Gasthauses, das hoch oben auf dem Berge liegt. Tief unten im Tal eine alte Stadt, in deren Fenstern die Sonne lächelt, die müde Herbstsonne. Durch die Stadt ringelt sich ein kleiner Fluß, dessen kleine Wellen sich kräuseln im silbernen Licht der müden Herbstsonne.

Für eine Weile sehen mir stumm auf dies anmutige, ein wenig schwermütige Bild.

Dann ziehe ich das Zigarettenetui. Auch Mabel nimmt eine Zigarette.

„Also..." sage ich zögernd.

Mabel lächelt müde und resigniert.

Das tut mir leid und ich meine: „Verstimmt sind wir ja doch, nicht wahr?..."

Sie nickt leise.

„Da ist es sowieso am besten, wir gehn der Sache auf den Grund. Ich leide unsagbar unter diesen unklaren Verhältnissen."

Mabel schweigt.

„Ich weiß, du liebst deine schwer errungene Selbständigkeit über alles."

„Über alles ist etwas zu viel gesagt", unterbricht sie mich.

Ich warte, aber sie spricht nicht weiter.

„Jedenfalls liebst du deine Selbständigkeit sehr, und das finde ich nur zu begreiflich nach allem, was du erfahren hast. Ich denke mir, wenn du überhaupt wieder heiratest, so würdest du das nur tun, wenn dir deine Selbständigkeit bliebe..."

„Wie wäre das möglich?" Mabel lächelt ein wenig, was mich verwirrt. Doch heute lasse ich mich nicht aus dem Konzept bringen, heute muß ich erfahren, woran ich bin.

Ich fahre fort: „Wenn wir zum Beispiel heirateten, ich rede jetzt nur

ganz theoretisch davon, so könntest du, wenn du wolltest, ja ruhig in deiner Wohnung bleiben..."

„Dann brauchen wir doch gar nicht zu heiraten", sagt sie mit einem schalkhaften Gesicht.

„Laß mich bitte ausreden, ich bitte dich!"

Sie schlingt beide Hände um ihr Knie und blickt vor sich hin.

„Wir würden miteinander speisen, wenn es dir Spaß macht, ausgehn, wenn du Zeit und Lust hast. Wenn es dir angenehm wäre, besuchte ich dich, in keiner Weise wärest du gebunden, und auch deine Freunde könntest du empfangen, wie es dir gefällt."

Sie hebt den Kopf, so daß ich schweige. „Warum dann heiraten?" fragt sie wieder.

„Der Leute wegen", erwidere ich und weiß, was das für ein kläglicher Schwindel ist.

„Die Leute sind mir gleichgültig." O, dieses hochmütige Gesicht.

„Du hast ganz recht, das ist auch nicht der Grund. Der wahre Grund ist ein ganz anderer..." Ich stocke.

„Du wirst mir nicht böse sein?"

Sie wird aufmerksam.

„Wenn du mich heiratest, werde ich diese gräßliche Eifersucht los!"

„Wieso?"

„Ich weiß, daß du mir treu wärest!"

Sie wird blutrot, dann blaß, und nun schlägt sie ihre großen Augen weit auf und schaut in die Ferne. Dann sagt sie: „Wenn ich noch einmal heirate, würde ich meinem Mann immer treu sein!" Sie sagt das langsam und feierlich. Wie eine Konfirmandin vor dem Altar. O, dies Mädele! Am liebsten hätte ich sie geküßt.

Aber ich beherrsche mich und antworte: „Das weiß ich."

Nun schweigen wir wieder.

„Hast du gar nichts zu sagen, Mabel?"

Sie ringt die Hände: „Ich kann nicht, Hans!"

„Wir behalten unsere getrennten Wohnungen, bequemer kannst du es gewiß nicht haben!"

„Aber das ist doch keine Ehe, das wäre doch lächerlich, das geht doch nicht!"

Sie wird ganz aufgeregt.

„Du willst es doch nicht anders!" Ich werde auch erregt.

„Aber wenn ich heirate, würde ich es selbstverständlich anders wollen!"

„Um so besser!“

„Deshalb will ich ja eben nicht heiraten!“

Ich nehme mich mit aller Macht zusammen und fahre fort: „Du bist, wenn ich dich richtig beurteile, keine sehr sinnliche Natur. Ich kann mir denken, daß dir deshalb die Ehe...“

Sie unterbricht mich. „Wenn ich einen Mann habe, soll er auch ein ganzer Mann sein!“

„Deshalb muß er doch nicht brutal sein? deshalb kann er doch Rücksichten nehmen?“

„Das tut dann kein Mann!“

„Wann?“

„Wenn er verheiratet ist!“

„Aber es ist doch nicht jeder ein Lüstling...“

„Das braucht's auch gar nicht!“

„Und dann sieh mal, es ist doch auch, wenn zwei sich lieben, weiß Gott, nichts Häßliches...“

„Nein, das ist es gewiß nicht!“

„Na also!“

Ihr Mund kräuselt sich spöttisch. „Ich hätte dann Pflichten, o, ich kenne das!“

„Eheliche? meinst du?“

Sie nickt.

„Bei mir nicht.“

Sie blickt wieder unter sich.

„Dazu wäre ich viel zu stolz.“

Sie schweigt.

„Und wenn du einmal zärtlich gestimmt bist, das kann doch auch einmal vorkommen...“

Sie springt auf, ihre Lippen werden schmal und blaß. „Der Hauptunterschied wäre also, daß du dann meinen Hausschlüssel hättest!“

Ich erbleiche. Wie zwei Feinde stehen wir einander gegenüber. „Das war roh und brutal!“ schreie ich.

„Aber es ist doch so!“ Ein eigensinniger Zug gräbt sich um ihren Mund.

„Mit einem Wort, du willst nicht?“

Sie schweigt.

„Das ist auch eine Antwort.“

Sie schweigt.

Elender habe ich mich in meinem ganzen Leben noch nicht gefühlt. Aber ich werde ihr das doch nicht zeigen!

Ich biete eine neue Zigarette an, wir rauchen.

„Das Städtchen da unten sieht reizend aus!"

„Wunderhübsch", sagt sie.

Wir rauchen.

„Ich denke, wir fahren weiter?"

Sie nickt.

Gegen Abend kommen wir nach München und halten bei der Odeonsbar, die ich von früheren Zeiten her kenne.

Man ist erstaunt und stutzt, man erkennt mich. Ich fühle mich wie zu Hause.

Herr Schleich erscheint, stutzt und begrüßt mich. Er ist der Besitzer. In demselben Augenblick fällt mir ein, wie unzählige lustige und tolle Stunden ich hier schon verlebt habe. Ich blicke auf das Mädele. Um das alles hat sie mich gebracht. O du mein Schicksal!

Hier saßen wir, lang lang ist's her, und waren wie verrückt auf eine kleinrussische Fürstin. Hier saßen wir, und ein Herr aus Minsk gab königliche Diners, die wir alle mitmachten, ohne zu bezahlen. Hier saßen wir zu später Nachtstunde, Kavallerieoffiziere aus Württemberg waren noch da, und zwei Tänzerinnen. War das ein lustiger Abend! Und dort sitzt immer noch der alte, russische Forstmeister. Ich fixiere ihn, aber er kennt mich nicht mehr. Damals hatte ich einen Dackel bei mir, obwohl das verboten ist. Er hieß Emil, und der Forstmeister heißt auch Emil. Mein Dackel verliert sich schnüffelnd und voller Wonne in dem Lokal. Ich rufe: „Emil, du Schweinehund, ob du wohl herkommst!" Und der Forstmeister glaubt, er sei gemeint, und bittet mich hinaus in den Lokus. Komisch, daß alle Ehrenhändel gerade an diesem Ort ausgefochten werden! Ich gehe ganz harmlos hin, denn ich habe keine Ahnung, daß der Herr Forstmeister denselben Namen trägt wie mein Dackel. Ehe ich mich dessen versehe, packt er mich bei der Gurgel. Ich werde wütend, wir ringen auf der Treppe, die — in den Orkus führt. Es erweist sich, daß ich stärker bin, und der Emil, den Forstmeister meine ich, saust die Treppe hinunter. Er versucht sich am Geländer zu halten, das Geländer bricht. Er stürzt in die Tiefe. Ein gräßliches Geräusch ertönt, das mich mehr erschreckt als alles andere. Ein Herr hatte aus guten Gründen die Wasserspülung in Bewegung gesetzt. Kellner erschienen auf die Reklamation dieses Herrn und trugen den betäubten Forstmeister, der ohnmächtig geworden war,

aus dem Lokal. Wie wenn man in der Nacht auf den Aschermittwoch den Fasching begräbt! Mein Emil aber, der wirkliche Emil, saß, als ich an meinen Tisch kam, auf meinem Stuhl und wedelte höchst fidel mit dem Schwanz.

Und um das alles hast du mich gebracht, du mein Mädele, du mein Alles!

Mabel gefällt es hier, wie ich sofort merke. Es ist die beste Gesellschaft da, es riecht nach guten Parfums, die Bedienung hat gute Manieren und kennt mich. Sie scheint zu glauben, für gewöhnlich werden nur reiche Amerikaner so gut behandelt wie ich. Sie irrt sich. Auch ein deutscher Gentleman bringt es so weit, wenn er in diesem Lokal haust, als sei er ein Amerikaner. In Mabels Achtung bin ich jedenfalls gestiegen.

Eigentlich ist es ein seltsamer Augenblick. Mabel glaubt offenbar, nur ein Aristokrat — was Amerikanerinnen darunter verstehen — oder ein Millionär kann im besten Lokal so beliebt sein, wie ich es hier bin. Ach du lieber Gott! Ich muß lachen, und es tut mir wohl, einmal über Mabel lachen zu können, denn das kommt selten genug vor. Wenn sie wüßte, wie billig diese „Achtung" zu erreichen ist. Freundliche Worte und freundliche Trinkgelder, das ist alles. Sofort rangiert man mit Fürsten und Nabobs in einer Linie.

Mabel wird direkt befangen, was ihr reizend steht. Ich kenne das fast gar nicht an ihr.

Ich bestelle eine Flasche Pommery und gewinne neuen Mut. Im Grunde sind alle besseren Frauen gleich. Wenn sie wissen, daß man dem Kellner imponiert, imponiert man auch der Frau.

Mabel schaut mich mit ganz anderen Augen an als bisher. O, du Kind!

Aber meine Zuversicht erwacht unter diesen Augen. „Sieh mal, mein Kind, wir könnten hier unser Gespräch von vorhin wiederholen."

Mabel schweigt und saugt an dem Sektglas.

„Also, du willst mich nicht heiraten?"

Das Mädele lacht auf eine reizende Weise.

„Wirklich nicht?"

Sie gibt mir die Hand, die ich küsse, und sagt: „Sieh mal, Hans, sei doch nicht so unvernünftig. Du darfst mir glauben, der einzige Mensch, zu dem ich Vertrauen habe, das bist du. Der einzige Mann, den ich hochschätze, das bist du!"

„Daraus mache ich mir gar nichts!"

„Laß mich doch weiterreden, du Wauwau!"

„Bitte sehr."

„Ich habe noch nie einen Mann kennen gelernt, der mir so ergeben war. Nicht nur mit Redensarten."

„Also, warum willst du mich nicht heiraten?"

Sie sieht mich prüfend an.

„Ich bin doch kein Pfingstochse!"

Das amüsiert sie sehr.

„Werden wir wieder ernsthaft", sage ich.

„Hansl, ich kann nicht!"

Das klingt sehr ehrlich, fast tragisch, wie sie es sagt.

„Warum kannst du nicht, Mädele?"

Sie besinnt sich lange. Dann erwidert sie: „Das kann ich dir nicht sagen."

„Es gibt Dinge, die du mir nicht sagen kannst?" frage ich erregt.

Sie nickt.

Ich will mich äußern, aber sie fällt mir ins Wort und sagt: „Ich bitte dich, du bist aufgeregt, ich bitte dich, sage jetzt nichts. Wenn du erregt wirst, du glaubst nicht, wie befangen mich das macht. Ich kann dann einfach nichts mehr sagen und fürchte mich!"

„Ich sage nichts mehr."

Wir trinken den Pommery aus. Ich zahle. Wir fahren nach Hause.

Es ist eine mehrstündige Fahrt, aber keiner spricht ein Wort. Jeder sitzt in seine Gedanken versunken. Und ab und zu seufzt sie, seufze ich.

Josef fährt sehr elegant vor ihrem Hause vor.

Ich schließe die Haustür auf. Sie pflegt mir dann einen Kuß zu geben, bevor sie das Streichholz entzündet, solange es noch dunkel ist. Wird sie das auch heute tun? Wahrhaftig, sie beugt sich zu mir. Ich wehre ab.

„Nach allem, was wir geredet haben, hat das keinen Zweck mehr." Sie ist sehr erstaunt und empört.

„Aber siehst du denn das nicht ein? Auf Freundschafts- und Kameradschaftsküsse pfeife ich, und da du andere nicht zu vergeben hast, verzichte ich überhaupt."

Wir stehen einander stumm gegenüber.

Ihre Stimme bekommt einen ganz tiefen Ton. Sie sagt: „Morgen verreise ich."

„Hast du das eben beschlossen?"

„Nein, schon vorgestern."

„Ach so!?" sage ich möglichst höhnisch.

„Ich wußte, daß es zu diesem Gespräch kommen würde. Schon vorgestern. Und deshalb verreise ich. Es wird uns beiden gut tun."

Ich schweige.

Ganz zaghaft fragt sie: „Es ist doch wirklich am besten?"

„Auf wie lange?" frage ich.

Sie besinnt sich, dann erwidert sie: „Ich denke, auf zwei Monate."

„Zwei Monate?" Ich schäme mich, daß mir das entschlüpft ist.

Sie gibt sich einen Ruck ins Leichtsinnige. „Also, auf Wiedersehn!"

„Das halte ich für ausgeschlossen nach allem, was vorhergegangen ist!"

Sie reicht mir die Hand. Ich ignoriere sie.

„Hansl!"

„Viel Vergnügen, meine Gnädigste!"

Sie geht. Ich lausche. Gibt es nicht noch eine Möglichkeit, sie zurückzurufen? Ist es nicht möglich, ihr zu sagen, was ich leide, und daß ich deshalb so ungezogen bin?

Sie steigt die Treppe in die Höhe.

Ich schwanke und setze mich auf den Boden. Ein schottischer Schäferhund, der zur Parterrewohnung gehört, beschnüffelt mich und will mich lecken. Ich stoße ihn energisch fort.

Ich kann mich nicht länger beherrschen und schluchze.

Sie stutzt und macht halt.

„Hansl?" ruft sie.

„Viel Vergnügen!" brülle ich und schlage die Haustür hinter mir zu.

Auf meinen Schreibtisch hat Frau Bleibers einen Brief gelegt. Ich sehe ihn und zerreiße ihn wütend. Dann bücke ich mich und suche die Fetzen zusammen. Es ist eine Rechnung. Herr Weitisch fordert von mir fünfzehnhundert Mark, und zwar bis zum ersten November. Heute ist der vierzehnte Oktober.

X.

Totenstill ist es draußen und schneit. Seit acht Tagen schneit es ununterbrochen, Tag und Nacht. Alles soll begraben werden und vergessen sein. So will es die Natur. Deshalb kann sie auch jeden Frühling wieder jung sein, so jung wie ein Neugeborner, so jung, als sei nie etwas Böses geschehn. Aber der Mensch?

Es sind wirklich schon zwei Monate vergangen, seitdem wir auseinander sind, und Mabel ist immer noch nicht in ihre Wohnung zurückgekehrt.

Einige Ansichtskarten hat sie mir geschickt, das ist alles. Es gehört ja jetzt zum guten Ton guten Bekannten gegenüber.

Natürlich habe ich einige Male in diesen Wochen Selbstmord begehen wollen. Wenn ich es genau betrachte, haben mich eigentlich nur Weitisch, Sauermann, und was damit zusammenhängt, davon abgehalten. Ihre Spitzbübereien zwangen mich, am Leben zu bleiben. Sonst hätte es so ausgesehn, als habe ich mich vor meinen Schulden aus dem Staub gemacht, und das wäre doch gar zu jämmerlich gewesen. So hoch schätze ich den Wert des Geldes denn doch nicht.

Sauermann habe ich noch einige Male gesehn. Immer sagte er: „sofort!“ und versprach mir „bis morgen“ Geld. Bis es ihm selbst zu dumm wurde, bis ich ihm keine Rechnung, kein Abendessen mehr bezahlte. Seitdem ist er verschwunden. Wie von der Erde verschluckt.

Dann ging ich daran, mein Auto zu verkaufen. Es hatte für mich ja doch keinen Wert mehr, da Mabel fort war.

Nun kam ich denn auch hinter diese Geschichte. Das Auto war tatsächlich nur viertausend Mark wert. Ein älterer Kasten. Frisch aufpoliert. Und dafür sollte ich zwanzigtausend Mark zahlen. Das war wirklich ein gutes Geschäft, für Herrn Weitisch nämlich. Einmal stellte ich ihn deshalb zur Rede. Seitdem ist er verduftet.

Ich ging zu einem Rechtsanwalt und erzählte ihm die Geschichte. Ich nahm an, sie müsse so einen Menschen schon als Kuriosität interessieren. Auch war für einen Rechtsanwalt vielleicht etwas daraus zu lernen. Den Mann traf fast der Schlag vor Entsetzen über meine Dummheit, wie er sich in der Erregung ausdrückte. Und dann flehte er mich an, ihm die Sache in die Hand zu geben. Zuerst wollte ich nicht, denn wer bürgte mir dafür, daß nicht auch dieser Mann mich zu schröpfen begehrte? Dann aber gab ich nach. Auf einige hundert Mark mehr kommt es jetzt auch nicht an, dachte ich. Aber der Mann hat sich Herrn Weitisch und dem rosigen Jüngling an die Fersen geheftet, als wäre er eigenst darauf dressiert worden. Er hat nicht locker gelassen, bis er ihnen die Beute, deren sie sich so sicher fühlten, wieder entriß. Den Wechsel meine ich. Vor acht Tagen ist ihm das endgültig gelungen. So habe ich bei der ganzen Geschichte, die sich so kostspielig anließ, in Wahrheit doch nur einige hundert Mark eingebüßt. Dafür besitze ich freilich nicht die geringsten Aussichten, mein System in Montecarlo ausprobieren zu können.

Eine sehr nette Episode knüpft sich an diese Affäre. Als ich hinter den Automobilschwindel kam, nahm ich natürlich vor allem auch den ehren=

werten Josef vor, der doch Bescheid wußte und mich hätte aufklären müssen. Zum ersten Mal sah ich da einen Bauern in dem Zustand, den die Ethiker als „Kollision der Pflichten" bezeichnen. Und diesem Zustand war der Bauer keineswegs gewachsen. Er zerriß ihn sozusagen, und das mußte für diese robuste Natur besonders qualvoll sein. Eigentlich war er es seinem wirklichen Herrn, dem rosigen Jüngling, schuldig, über den Schwindel zu schweigen. Andererseits war für den Augenblick ja ich sein Herr, der ihn nährte und bezahlte, und mir gegenüber fühlte er sich verpflichtet, zu reden und den Schwindel aufzudecken. Was sollte er nun tun? Der arme Josef, er war nie bei den Jesuiten in die Schule gegangen! Ich konnte die Quälerei, die sich sein Gewissen mit ihm erlaubte, nicht länger mitansehn und schickte den treuen Diener dem rosigen Jüngling wieder zu. Frau Bleibers weinte bittere Tränen und schneuzte sich heftig in ihrer Küche. Aber am andern Morgen war Josef schon wieder da. Frau Bleibers vermittelte ihm eine Audienz bei mir. Der rosige Jüngling hatte ihn sofort wieder weggeschickt. Nicht aus irgendwelcher Niedertracht, zu denen Herrschaften ihren Dienern gegenüber gerne neigen, sondern weil ihm inzwischen alles gepfändet worden war, und weil dem Josef, wenn er blieb, auch noch sein Chauffeurrock und die hübsche bunte Livree gepfändet worden wäre.

So nahm ich denn den Josef in Gnaden wieder auf, zumal ihn jetzt kein Gewissenskonflikt mehr bedrückte, denn nun war er ausschließlich mein Diener und hatte keine Verpflichtung mehr gegen frühere Herren. In dem Bauerngemüt war alles wieder klar und in Ordnung.

Aber ich? Seltsam schreckliche Wochen habe ich hinter mir. Den Tag über tobte ich in der ersten Zeit auf meinem Zimmer, und abends trank ich, was nur in mich hineinging. Dann wurde ich elegisch und suchte mich mit der Welt ohne Mabel abzufinden. Ich habe doch auch früher ohne sie gelebt, weshalb sollte das nicht wieder möglich sein?

Ich beschäftigte mich, wie ich es getan hatte, bevor ich Mabel kannte, ich arbeitete wie früher, ich suchte alte Bekannte auf, die ich gänzlich vernachlässigt hatte, ich knüpfte ein paar neue berufliche Beziehungen an. Scheinbar und für einige Stunden ging das ganz gut. Aber sowie ich nur für einen Augenblick allein war, wurde es fürchterlich. Was ich auch in mich hineinstopfte, ob Arbeit oder Alkohol, die Leere in mir blieb und schrie nach Mabel wie ein Kind, dem die Mutter fortgelaufen ist. Und diese Leere wird immer größer. Bald ist nichts mehr in mir als sie. Ich warte mit einiger Neugier auf den Tag, wo nur sie noch da sein wird. Ich denke, dann gehöre ich glatt ins Irrenhaus. Was soll die Welt mit einem Menschen

anfangen, der nur noch aus einer einzigen großen Leere besteht, die schreit? Ich werde dann sein wie ein Tier, das sinnlos, zwecklos schreit, schreit, schreit! Ich fühle das manchmal ganz deutlich. Mitten in der Arbeit überfällt es mich, oder gerade, wenn ich mit lustigen Freunden zusammensitze. Ganz von selbst reiße ich plötzlich den Mund weit auf, und nun muß es kommen, das Schreien, und es wird fürchterlich sein und allen in die Glieder fahren, so daß es keiner je wird vergessen können. Aber irgendwo in mir ist immer noch ein Rest von Vernunft, der mir den Mund wieder schließt. Aber lange dauert es nicht mehr, und das tröstet mich. Ohne diese Gewißheit hielte ich es überhaupt nicht mehr aus. Wenn auch dies letzte Restchen von Vernunft zum Teufel ist, und ich nichts weiter mehr bin als ein großes, wildes Schreien, dann werde ich nicht mehr leiden, denn dann werde ich kein Bewußtsein mehr haben. Die andern werden sich entsetzen, weil sie das nicht wissen, nicht glauben, aber mir wird wohl sein. Ich habe mich dann ganz aufgelöst in den einen Trieb, der allein noch in mir lebendig ist, ich werde schreien und glücklich sein. Das heißt, ein anderes Glück als dieses Schreien gibt es für mich nicht mehr. Und jeder ist seines Glückes Schmied, nicht wahr?

Am merkwürdigsten bei dem allen aber ist, ich kann trotzdem nicht glauben, daß Mabel mich nicht liebt. Das ist einfach unmöglich, sagt es in mir. Ich weiß, daß es nicht möglich ist. Wer garantiert mir jedoch dafür, daß sich die Natur mit diesem Gedanken nicht nur einen Extraspaß erlaubt, um mich noch ein wenig länger quälen zu können? Sie wirft ja auch einem schreienden Kind, das sich nach der Mutter sehnt, einen Lutschbeutel zu.

Ich trete ans Fenster, es schneit und schneit. Mabel ist noch nicht wieder nach Hause gekommen, denn ihre Fenster, die ich jetzt im Winter ganz deutlich erkennen kann, sind dicht verhängt.

Es klopft leise an meine Tür. Ich fahre herum und starre auf die Tür. Herrgott, wenn jetzt Mabel einträte und mir einfach um den Hals flöge, dann wäre alles gut. Die Leere füllte sich mit Leben, und ich wäre wieder ein Kerl, der sich sehen lassen kann.

Es klopft wieder, denn ich habe nicht „herein" gerufen.

Hat sie nicht genau so geklopft? Früher? Vor langen Zeiten? Als es noch nicht schneite?

Josef tritt ein und entschuldigt sich, daß er, ohne mein „herein" abzuwarten, eingetreten ist. Ich hätte sein Klopfen wohl überhört?

Ich nicke und setze mich.

Josef bleibt bei der Tür und wartet auf eine Anrede. Ich starre ihn

an. Ich weiß ganz genau, daß ich, der Herr, jetzt etwas sagen muß, aber ich weiß nichts, ich weiß partout nichts, denn in dem Augenblick, da Josef eintrat, ist die Leere in mir mit einem Ruck unendlich viel größer geworden, ein physikalisches Phänomen sozusagen, und wenn ich den Mund auftue, schreie ich, und der dumme bäurische Josef bekommt einen großen Schrecken, was doch ganz überflüssig ist.

Der Josef starrt mich an und wird blaß, ich muß auf ihn einen etwas unheimlichen, einen ungewohnten Eindruck machen.

So werden sie alle starren und blaß werden, wenn der Augenblick erst gekommen ist, der große Augenblick, wo ich glücklich sein werde.

Für das neue Jahr habe ich eine große und lohnende Arbeit übernommen, bei der ich sehr viel verdienen werde. Auch eine anspruchsvolle Familie könnte ich dann recht anständig ernähren. Ich habe die Arbeit angenommen, obwohl ich weiß, daß ich nie dazu kommen werde, wenn nicht Mabel bei mir ist. Die Unterhandlungen machten mir einfach Spaß. Wie der Verleger wichtig war, wie er sich anstrengte, möglichst viel dabei für sich herauszuschlagen. Und ich bestand auf meinen Bedingungen, was ich früher nie tat. Warum sollte ich das diesmal nicht, wo ich sie doch nicht erfüllen würde, da Mabel nicht bei mir ist? Und dann machten wir einen riesenlangen schriftlichen Kontrakt mit allen möglichen Fußangeln für mich und für den Verleger. Wenn wir uns verzanken, werden einige Anwälte ein Jahr Arbeit haben, um all diese Schlingen zu entwirren. Und dann unterschrieben wir den Kontrakt, der auch für meine rechtmäßigen Erben Gültigkeit hat.

Josef fährt zusammen, denn ich muß lachen, ich kann mich nicht mehr halten vor Lachen. Die Augen tränen mir vor Lachen.

Josef klopft mir ratlos den Buckel, als ob ich mich verschluckt hätte. Das ist wirklich komisch, und so gelingt es mir, wieder ernst zu werden.

„Also, Josef, nun schießen Sie los! Was wollen Sie? Gehaltserhöhung? Das käme zwar ein bißchen früh, aber ich bin nicht dagegen, Sie sind wirklich ein guter Diener und klopfen Ihrem Herrn den Buckel, wenn er lacht. Sowas kann nicht jeder, das versichere ich Ihnen."

Josef steht wieder bei der Tür und schlenkert verlegen die roten, massigen Bauernfäuste.

„Oder haben Sie Liebeskummer, Josef, und suchen in einer solchen Angelegenheit meinen Rat? Ich versichere Ihnen, da sind Sie vor die rechte Schmiede gekommen, da kenn' ich mich aus. Aber eins sage ich Ihnen:

geheiratet wird nicht. Unter keinen Umständen, wenn Sie mein Diener bleiben wollen. Wenigstens nicht, bevor ich geheiratet habe."

Josef schlenkert die Fäuste immer verzweifelter und verlegener. „Aber wenn sie doch ein Kind von mir hat?!"

Ich springe auf. „Wer?"

„Frau Bleibers."

Ich bin starr.

„Jetzt passen Sie einmal gut auf, Josef. Sie haben selbst schon bemerkt, daß ich mich in einer etwas merkwürdigen Seelenverfassung befinde. Und nun sagen Sie mir offen und ehrlich: bin ich übergeschnappt oder Sie?"

„Ich", sagt Josef.

„Meinen Sie mich oder sich?" frage ich.

„Mich", antwortet er.

„Das ist mir eine rechte Beruhigung." Ich trete an das Fenster und starre hinaus in all den Schnee.

„Ich verstehe nur eines immer noch nicht: warum wollen Sie die Frau heiraten? Hat sie etwa darauf bestanden?"

„Nein", sagt Josef, „sie wollte erst gar nicht."

„Also, warum denn?"

„Ich habe mir Ersparnisse gemacht, Herr Doktor, und sie auch. Und wenn wir uns beide noch Ersparnisse machen, bis der Junge groß ist, dann reicht es so weit, dann kann er Bauer werden."

„Sagen Sie, woher wissen Sie denn, daß es ein Junge ist? Es könnte doch auch ein Mädchen sein."

Josef erschrickt heftig. Daran hatte er offenbar noch nie gedacht. Dann lacht er siegesgewiß und sagt: „Es wird schon ein Junge sein, Herr Doktor!"

„Warum eigentlich?"

„Wissen Sie, Herr Doktor, das war bei uns immer so. Das erste war immer ein Junge."

Ich schweige. Wenn er es so genau weiß, gut...

„Wann soll die Heirat vor sich gehn?"

Josef versichert, das habe keine Eile, das habe Zeit, bis der Junge da sei, er halte sich nur für verpflichtet, mir Mitteilung von dem Ereignis zu machen, sobald es feststehe.

„Und das tut es?"

Josef nickt stolz und freudig.

„Also, ich danke Ihnen, Josef, und... meinen besten Glückwunsch!"

Josef macht eine gerührte Verbeugung und verschwindet.

Ganz langsam fallen die Schneeflocken jetzt, als seien sie müde geworden. Ich denke an meine Rosen. Die Wurzeln sind sowieso in der Erde. Vor einigen Wochen wurden auch die Kronen in der Erde geborgen. Nun kann ihnen nichts geschehen. So sehr sich der Stamm auch krümmen muß, der Schnee deckt ihn, schützt und wärmt ihn.

Das vernünftigste wäre schon, ich legte mich auch in meinen Garten zu meinen Blumen und ließe mich zuschneien. Wer weiß, am Ende erwachte ich im Frühjahr auch als ein neuer und junger. Das klingt absurd. Aber hat es einer schon einmal ausprobiert?

Na also! Man soll nie klüger sein wollen als die Blumen im Garten.

Muß das wundervoll sein. Den Kopf in der Erde. Alles mit Schnee bedeckt. Nichts mehr fühlen und leiden, starr und wie tot sein. Wenn auch der Mensch jedes Jahr so ein paar Monate hätte, er wäre unsterblich. Aber wir Menschen haben keinen Winter. Deshalb ist es so bald aus mit uns.

Eine Krähe tappt gravitätisch und gemächlich durch den Schnee. Daß sie nicht friert! Allem, was im Winter leben muß, gab die Natur einen natürlichen Schutz, daß es nicht friert. Warum dem Menschen nicht? Wie ist es, daß die Natur uns so vernachlässigt? Und dabei bilden wir Menschen uns ein, wir seien bevorzugt vor allen andern Geschöpfen!

Der Schnee fällt wieder heftiger. Das kann gar nicht schnell genug aus dem Himmel auf die Erde kommen. Ob es im Himmel noch ekelhafter ist? Warum eilen sich sonst die Flocken so? Das Gesetz der Schwere, ich weiß schon. Aber an solche Mären glaube ich nicht mehr. Das alles hat viel tiefere Gründe.

Halt, ich lege die Hand über die Augen. Blendet mich der Schnee? Nein, drüben bei Mabel werden die Vorhänge fortgezogen, und dann wird Licht gemacht. Kein Zweifel, sie ist wiedergekommen.

Und sie gab mir keine Nachricht, sie bereitete mich nicht vor?

An diesem Abend ging ich spät ins Bett und schlief sofort ein, denn ich hatte einiges getrunken. Aber mitten in der Nacht wachte ich auf über mein Schreien. Ich stopfte mir das Taschentuch in den Mund, so daß es niemand hören konnte. Aber ich hörte es, und ich wußte, das ist also das erste Mal, daß die Leere in mir auch nach außen hin laut wird. Und als ich gegen Morgen wieder einschlief, war ich beruhigt. Jetzt war es soweit, jetzt kann mir nichts mehr zustoßen, alle Hemmungen in mir sind überwunden, ich werde schreien, laut schreien, sowie es mir danach zumut ist, und ich werde mich nicht mehr genieren. Das war ein angenehmes Gefühl. So

mag es einem zumute sein, der jeden Tag seit Jahren dieselbe hohe Brücke besucht und dann endlich ins Wasser springt.

Am andern Morgen gehe ich sehr frühzeitig in die Stadt. Was geht das mich an, ob Mabel zu Hause ist oder nicht? Das geht mich gar nichts an. Gott sei Dank! Es wäre lächerlich, mich noch darum zu kümmern. Mabel, wer ist das überhaupt? Ach so, ich erinnere mich, eine schöne Frau, die ich liebe. Aber warum brauche ich sie noch zu lieben? Das ist gar nicht mehr nötig, das ist gänzlich überflüssig, seitdem ich weiß, daß ich schreien kann. Das tut mir viel wohler als alle Liebe.

Ich gehe durch die Straßen der Stadt und betrachte alles mit Wohlgefallen. Es ist ein herrliches Gefühl, so unabhängig zu sein. Ich koste es nach Kräften aus. Sonst lief ich hier herum immer in Erwartung, ob Mabel nicht irgendwo auftauche. Jetzt kümmert mich das gar nicht mehr. Ich schreie einfach, wenn es mir zu viel wird. Ein wundervolles Gefühl. So mag es einem Dampfkessel ums Herz sein, wenn er zum ersten Mal merkt, daß ein Ventil vorhanden ist, wenn er die Glut nicht länger halten kann.

Gegen Mittag suchen meine Füße ganz unbewußt den Heimweg. Aber ich drehe sie sofort, als ich mich dessen bewußt werde, herum. Was geht mich dieser Instinkt an? Was geht mich die Welt überhaupt noch an? Ich pfeife vor mich hin und summe dann ein Liedchen. Gibt es etwas Schöneres, als wenn man weiß: du bist total unabhängig. Mag kommen, was will, es kann dich nicht mehr beeinflussen. Eine Panzerplatte ist nichts dagegen.

Um halb drei Uhr gehe ich langsam nach Hause. Erst wollte ich nicht, weil ich mir sagte, das ist der alte Drang, weil du weißt, um drei Uhr kam Mabel gewöhnlich zum Kaffee. Aber dann ging ich doch. Was interessiert es mich, ob Mabel zum Kaffee kommt oder nicht, was macht mir das noch aus? Jeden Tag kann sie kommen, wenn es ihr Spaß macht, mir ist sie gleichgültig.

Schon an der Haustür empfängt mich Frau Bleiders und sagt, die gnädige Frau habe telephoniert, ob sie heute zum Kaffee kommen dürfe.

„Was für eine gnädige Frau?"

„Die amerikanische Dame", sagt Frau Bleiders.

„Warum soll sie denn nicht kommen, wenn es ihr Spaß macht?"

„Also decke ich für zwei Personen?" sagt Frau Bleiders.

„Aber selbstverständlich, Sie Schaf. Wenn es Ihnen aber mehr Spaß macht, decken Sie in Gottes Namen für zwölfe!"

Frau Bleibers schüttelt den Kopf. Ich lege mich auf die Chaiselongue und suche zu ergründen, ob es auf mich einen Eindruck macht, daß ich hier liege, wo sonst immer Mabel lag. Aber es macht mir glücklicherweise gar keinen Eindruck. Das beruhigt mich sehr. Sie soll ruhig kommen. Meine Leere wird dadurch nicht kleiner, das ist die Hauptsache. Denn wenn sie mir wirklich wieder die Aussicht darauf nähme, bald ununterbrochen schreien zu können, nichts als schreien, — das wäre ein Verbrechen. Das einzige, das ich ihr nie verzeihen könnte!

Mabel kommt und fliegt mir um den Hals und gibt mir einen Kuß. Ich erwidere ihn mit großer Kaltblütigkeit.

Sie setzt sich und schenkt Kaffee ein.

Ich reiche Zigaretten.

Als sie ihre Zigarette angezündet hat, frage ich: „Na, wie war's?"

Sie erzählt.

Ich höre zu. Mein Gott, es ist nichts Besonderes, derlei erzählt jeder, wenn er eine längere Reise hinter sich hat.

„So lach doch!" sagt Mabel.

„Dabei ist doch nichts Komisches", sage ich.

„War das nicht schrecklich?" sagt Mabel atemlos.

„Mein Gott!" sage ich.

„Wie du schlecht gelaunt bist!" Mabel schmollt.

Ich habe keinen Anlaß, das Schweigen zu brechen.

Ihr wird unbehaglich.

„Kind Gottes, mein Schweigen geniert dich? Das lohnt sich wirklich nicht."

Sie sitzt stumm und erschrocken.

„Willst du lieber nach Hause gehn?"

„Du bist sehr liebenswürdig!"

„Es ist eine Frage wie jede andere."

Ich begleite sie wie gewöhnlich bis an die Haustür.

„Nun, bekomme ich keinen Kuß?" fragt sie.

„Einen Kuß? Wenn es dir Spaß macht, meinetwegen."

Sie stürzt zornig fort.

Ich lache hinter ihr drein.

Am nächsten Tag erscheint Mabel nicht zum Kaffee. Auch gut, denke ich und mache mir weiter nichts draus. Ich telephoniere sie auch nicht an. Wozu?

Am folgenden Tag kommt sie wieder, und ich benehme mich sehr freund-

schaftlich, denn mir ist eingefallen, daß sie meine Art von vorgestern vielleicht für einen neuen Trick hält, um sie zu fangen. Das soll sie ja nicht glauben. In der vorigen Nacht habe ich prachtvoll schreien können. Bald ist es so weit, bald, vielleicht morgen schon.

„Hast du schlecht geschlafen?" fragt sie.

„Mein Gott, Kind, was liegt daran?"

„Es ist mir aber wichtig, zu wissen."

„Aber mir nicht!"

Sie sieht mich betroffen an. Ich lache.

„Warum lachst du?"

„Vermutlich, weil es mir Spaß macht."

„Du bist unausstehlich!"

„Das freut mich."

„Ich dachte, du wärest glücklich, daß ich wieder da bin!?"

„Glücklich?" Ich überlege eine Weile. „Nein, das bin ich wirklich nicht."

„Du bist so merkwürdig unfreundlich!"

„Unfreundlich? Wieso?... Wenn ich nur schreien kann!"

Sie starrt mich an. „Du bist krank!"

„Ich krank? Gewiß nicht. Krank war ich wahrscheinlich all die Monate. Jetzt werde ich allmählich gesund, ganz gesund, sag' ich dir, so gesund, wie ich noch nie war, und wie ich dann immer sein und bleiben werde."

Am nächsten Nachmittag kommt Mabel wieder. Das arme Kind sorgt sich ernsthaft um mich, wie es scheint. Wie doch alles verkehrt ist im Leben. Früher hätte es mir unsagbar wohlgetan, ich hätte dann geglaubt, daß sie sich für mich interessiert. Aber heute? Was soll mir das heute noch? Heute beunruhigt mich nur das eine: mit meinem Verstand ist es immer noch nicht ganz aus. Die Natur gibt uns Menschen viel zu viel davon. Sie ist wirklich grausam.

Mabel erzählt. Ich höre nur halb zu, denn mich beschäftigen ganz andere Dinge. Aber sagte sie nicht eben, ich habe ihr gefehlt in diesen Wochen?

„Entschuldige, ich habe nicht recht zugehört, wie war das?"

„Immer dachte ich, du würdest mir doch einmal einen Brief schreiben. Ich hätte dann gleich geantwortet. Du aber ließest gar nichts von dir hören, trotzdem ich dir wiederholt Nachricht gab."

„Ansichtskarten, jawohl, das stimmt."

„Warum bist du nur so, Hans?"

„Kind, sieh mal, ich war dir ja nie recht. Früher nicht, weil ich dich liebe

und dich heiraten wollte. Und heute nicht, weil ich davon nicht mehr rede. Wir müssen uns eben daran gewöhnen."

„Das kann ich nicht!"

„Das sagt man zuerst immer. Nachher geht es aber doch."

„Ich kenne dich gar nicht wieder!"

„Ich dich auch nicht, Mädele."

„Gott sei Dank, nun nennst du mich endlich einmal wieder so."

„Freut dich das?"

Sie nickt und wartet auf weiteres.

Das Gespräch kann unangenehm werden, deshalb erzähle ich ihr von Frau Bleibers und Josef, und daß sie ein Kind mit einander haben.

Sie wird ganz blaß und bewegt und sagt dann leise: „Wie ich sie darum beneide!"

Ich will sie trösten und spreche davon, daß es mir genau so geht.

„Siehst du, ich kann da nächstens eine sehr hübsche Stellung haben. Und da male ich mir manchmal aus, wie das wäre, so ein eigenes Haus mit einer gesunden Frau und mit vielen kleinen Kindern. Weißt du, so ein ganz großes Schlafzimmer voll. Alle wären prachtvoll gesund und gepflegt, und das ganze Zimmer riecht wundervoll, so wie warme Milch, weißt du. Das müßte schön sein. Es ist doch das schönste fürs Leben, das einzige, warum es sich lohnt, zu arbeiten. Und lauter Buben müßten es sein. Feine, gesunde Bengel, sag' ich dir. Aber das verstehst du natürlich nicht, du Hagestolze."

Sie schaut mich unverwandt an.

„Ich bin immer mehr dahinter gekommen, daß Kinder das beste sind, was man haben kann. Da kommt einer und erniedrigt sich vor mir, bloß damit sein Kind zu essen kriegt. Da begeht der Sauermann sogar einen dummen Streich, bloß um einen Kinderwagen zu bekommen. Und wie diese scheußliche Frau Bleibers ausschaut, seitdem sie ein Kind erwartet! Ganz andächtig kann einem dabei werden. Und wie der Josef herumgeht! Als sei er Millionär geworden. Kinder haben, das ist alles. Deshalb plagt die Natur uns Junggesellen so und macht uns elend und kümmerlich vor der Zeit. Sie haßt uns. Fort mit Schaden! Und sie hat ganz recht. Für die Hauptsache taugen wir nichts, sind wir wertlos. Doch das verstehst du ja nicht."

Mabel ist aufgesprungen und benimmt sich sehr leidenschaftlich. „Das verstehe ich nicht? Sieh mich doch an, und dann sage das noch einmal!"

„Nur ruhig Blut!" Ich bringe sie wieder dazu, daß sie sich setzt. „Natür=

lich, deine ganze gesunde Statur ist ja wie gemacht fürs Kinderkriegen. Ein Dutzend könntest du haben, ohne daß es deiner Schönheit schaden würde. Im Gegenteil, sie würde erst recht zur Blüte gelangen. Eigentlich braucht sie die Kinder dazu. Du hast recht, es ist wirklich schade..."

„Was ist wirklich schade?" unterbricht sie mich leidenschaftlich.

„Daß du eine Hagestolze bist."

Sie lächelt listig und fragt: „Hast du noch nie einen Hagestolzen gesehn, der Kinder hat?"

„Selbstverständlich. Mehr als einen."

„Warum heiratet er nicht und bleibt trotzdem Junggeselle?"

„Mein Gott, die Ehe wird ihm zu lästig und zu unbequem sein."

„Warum soll sich also nicht auch eine Hagestolze Kinder wünschen?"

„Mag sein."

„Wenn sie aber aus denselben Gründen wie der Junggeselle nicht heiraten will? Weil es ihr nämlich zu lästig und unbequem ist?"

„Das will mir nicht so recht einleuchten."

„Aber wenn sie schon verheiratet war und es kennen gelernt hat, wie lästig und unbequem das ist?"

„Warum ereiferst du dich eigentlich so, liebes Kind?"

„Weil ich deine Behauptung unerhört finde! Als ob sich nicht auch eine Hagestolze, wie du mich nennst, nach Kindern sehnt, sich Kinder wünscht. Als ob das mit der Ehe etwas zu tun hätte!"

„Selbst die meisten Tiere sind zusammen, wenn sie Junge haben, führen sozusagen einen gemeinsamen Haushalt, haben eine Ehe. Es ist unnatürlich..."

Sie ist wirklich rabiat, denn sie unterbricht mich schon wieder: „Leben wir denn in natürlichen Verhältnissen? Komme ich denn aus natürlichen Verhältnissen?"

Aber ich lasse mich nicht unterbrechen. „An der Ehe, wie ich sie verstehe, ist ja nicht das Standesamt oder gar die Kirche das Wesentliche. Das Wesentliche ist, daß Eltern und Junge zusammengehören und zusammen sind. Schon der Jungen wegen ist das das Wesentliche."

„Aber wenn nun einmal der menschlichen Gesellschaft von heute jedenfalls das Standesamt für die Ehe von wesentlicher Bedeutung ist, und wenn man diesen Zwang, die daraus folgenden Pflichten und so weiter nicht mag?"

Ich streichle väterlich ihre Hand. „Kind, bist du jung! ganz unglaublich jung!"

„Wieso?"

„Weil du noch immer nicht erkannt hast, daß man gegen Formalitäten nicht ankämpft, sondern sie als ganz unwesentliche Dinge einfach über sich ergehen läßt, um seine Kraft für Wichtigeres frei zu haben. Ich muß immer lachen, wenn ich einen sehe, der mit aller Erbitterung kämpft, damit sein Kind nicht getauft wird. Warum eigentlich? Kann dem Kind das bißchen Wasser etwas schaden? All die Mühen, die ein solcher Kampf mit sich bringt, sollte er lieber an das Kind selbst wenden und nicht an eine Formalität. Ganz so ist es mit dem Standesamt in der Ehe."

Sie macht ein nachdenkliches Gesicht. Gott, wie sie alles wichtig nimmt, das Kind. Wie ein Großvater komme ich mir vor. — —

Ich hatte eine unangenehme Nacht. Ich wollte doch nicht mehr an solche Dinge rühren. Es ist doch sinnlos. Soll denn der ganze Jammer wieder von vorne anfangen? Die Verliebtheit, die Eifersucht, die ewige Unruhe? Ich bin dem nicht mehr gewachsen, ich ertrage es einfach nicht mehr.

Mabel erscheint wieder zum Kaffee, und kaum hat sie eine Zigarette im Mund, sagt sie: „Jetzt erzähle weiter."

„Ja, wovon denn, um Gottes willen?"

„Von deinem Haus und von den Kindern..."

„Macht dir das Spaß?"

Sie nickt.

So erzähle ich denn in Gottes Namen, wie ich mir das so oft ausgemalt habe, wenn ich jene Arbeit annähme, die mich natürlich fast den ganzen Tag von Hause fern halten würde.

„Ich habe noch nie mit einem Mann zu tun gehabt, der wirklich arbeiten mußte", sagt sie.

„Da sei froh", erwidere ich, „denn abgearbeitete Männer können wenig angenehm sein."

„Einer, der immer hinter einem steht, der in jeden Topf guckt, den du aufmachst, der einen keinen Augenblick allein läßt, der durchs ganze Haus schreit, wenn man nur für eine Minute in ein anderes Zimmer geht, das ist auch nicht angenehm."

„Es ist halt nichts vollkommen auf dieser Welt", sage ich und freue mich an dem Gemeinplatz.

Dann erzähle ich weiter, wie meine Frau und ich dann zu Hause oder auswärts nach der Arbeit essen würden.

„Und die Kinder?" fragt sie.

„Wir haben doch gute Dienstboten. Für ein paar Stunden werden sie schon unter ihrer Aufsicht sein können."

So spreche ich weiter und weiter und male mir das alles aufs hübscheste aus, bis es wirklich nicht mehr geht, bis ich nicht mehr kann. Ich breche ab und beiße die Zähne zusammen.

„Merkst du denn gar nicht, wie du mich quälst?"

Mabel erschrickt.

„Bist du wirklich so grausam, so unmenschlich?"

Ich springe auf und laufe durchs Zimmer, um nicht alle Selbstbeherrschung zu verlieren.

Nach einer Weile tritt sie zu mir.

„Warum quälst du dich so?"

„Das fragst du, das wagst du zu fragen, ausgerechnet du?"

„Ich bitte dich, werde nicht böse und bitter und sarkastisch! Dann fürchte ich mich, dann kann ich gar nichts mehr sagen!"

Ich setze mich.

Sie setzt sich ohne weiteres auf meinen Schoß. Ich bitte sie, aufzustehn, nicht wieder ihren Scherz mit mir zu treiben. Aber sie bleibt einfach und behauptet, es handle sich gar nicht um Scherze.

Wir schweigen sehr lange, und sie streicht mir beruhigend über das Haar.

„Du bist wirklich schlimmer als ein Kind und blinder als ein Huhn", beginnt sie.

Ich sage gar nichts.

„Das mußt du doch endlich gemerkt haben, daß du mir lieber bist als irgend ein anderer Mensch. Sonst käme ich doch nicht wieder und immer wieder."

„Wenn du mich auch, wie du dich ausdrückst, lieber hast als andere Menschen, so beweist das doch nichts dafür, daß du mich lieb hast, denn du verstehst unter dem Wort offenbar ganz etwas anderes als ich."

„Du bist wie ein ungezogener Bub, du Wauwau! Wenn er nicht gleich bekommt, was er haben will, dann brüllt er und zerschlägt alles."

„Danke."

„Wenn du doch nur ein bißchen Geduld haben wolltest. Sieh mal, in all den Wochen, wo ich allein war..."

Ich unterbreche sie: „Länger kann ich wirklich nicht mehr. Du hast mich zerbrochen, Mabel, das siehst du ganz gut. Das ist dir unangenehm, tut dir leid, oder wie du es sonst nennen magst, und deshalb versuchst du,

mich jetzt wieder aufzurichten. Aber so geht das nicht mehr wie früher. Ich bitte dich, ich beschwöre dich, fange nicht so wieder an!"

„Aber, lieber Hans, ich sitze auf deinem Schoß, sagt das nicht genug?"

„Weiß ich denn, ob du darunter nicht wieder ganz etwas anderes verstehst als ich?"

„Das ist wirklich nicht recht."

„So? Wenn du mich küßtest, dann war das Freundschaft und nichts weiter. Wenn ich dich einmal im Arm hielt, so war das Kameraderie oder sonst was Schönes."

„Wer sagt dir denn das?"

„Sonst würdest du es mit deinen andern Freunden doch nicht auch so gehalten haben?"

„Wie?"

„Die hast du doch auch geküßt!"

„Was, das hast du geglaubt? Du hast geglaubt, weil es für meine Freunde so halb aus Spaß einen Freundschaftskuß gab, die hätten mich küssen dürfen wie du, die hätten mich umarmen dürfen wie du?"

Sie will mir vom Schoß weg, aber ich halte sie.

„Du bist wirklich ein Kind, du alter Wauwau!" sagt sie nach einiger Zeit.

Ich schweige, denn mich würgt es im Hals, ich werde gleich etwas ganz Verrücktes tun, wenn ich aufwache aus diesem Traum.

Sie merkt wohl, was in mir vorgeht, denn sie streichelt mir nur immer langsam über das Haar. Wie mir das gut tut, wie das beruhigt.

Ganz still ist sie, und diese leise Zärtlichkeit ihrer Hand...

Sie steht auf. „So, jetzt brauchen wir gar nichts mehr zu reden, nicht wahr, jetzt weißt du endlich Bescheid."

Ich will etwas erwidern, aber ich vermag es nicht.

„Und jetzt ist es am besten, jeder von uns bleibt bis morgen allein, nicht wahr. Sonst gibt es noch eine tragische Szene, denn wir sind beide bewegt. Aufgeregte Szenen aber magst du nicht, und ich mag sie auch nicht."

„Du behandelst mich wie ein kleines Kind."

Sie küßt mich hinterm Ohr. „Gott, du Wauwau!" flüstert sie erregt.

„Du machst wirklich aus mir, was du willst!"

„Und du?" sagt sie ganz übermütig. „Da haben wir uns nichts vorzuwerfen."

„Entschuldige nur noch einen Augenblick, es ist mir ganz unfaßlich,

ich träume doch, nicht wahr? Oder ich lese wieder einmal in deinen Worten etwas, wovon ich schon morgen erfahre, daß es falsch war.."

„O du Kind, du dummes!" sagt sie und gibt mir einen heftigen Kuß. Fort ist sie.

Ich sitze auf dem alten Platz und warte, daß ich endlich aufwache. Ich habe ja schon so oft ähnliches geträumt.

Das alles ist doch Unsinn! Purer Unsinn. Warum ist gerade sie der einzige Mensch, den ich immer falsch verstehe? Ich bilde mir doch ein, sie ist zärtlich gewesen, sie hat auf meinem Schoß gesessen, sie hat mir einen leidenschaftlichen Kuß gegeben. Und morgen? Na ja, morgen war das alles wieder ganz anders, als ich geglaubt habe. Ich kenne das doch. Seit vielen, vielen Wochen.

Komisch, in meinem Innern ist es ganz still und ruhig und will nicht schreien. Also bin ich glücklich wieder da, wo ich war, bevor sie abreiste? Eine Konstitution habe ich, eine Konstitution! Es ist schon schauderhaft. Nicht tot zu kriegen. Wo ist die Leere in mir? Fort ist sie. Das geht doch nicht mit rechten Dingen zu, das grenzt an Hexerei. Sie tritt ein, sagt einiges Nette, oder vielmehr ich verstehe das, was sie sagt, falsch und finde es nett, und — die Leere schreit nicht mehr. Ein neuer Lutschbeutel?

Vorsichtig gehe ich durch das Zimmer. Nichts mehr von ihr ist da als ihr Parfum und die kleine Mulde in dem Kissen auf meiner Chaiselongue, wo vorhin ihr Kopf lag... Und doch ist alles anders.

Ich sehe zum Fenster hinaus. Es schneit genau so wie alle die Zeit über, und doch ist alles anders.

Und diesmal sollte ich sie nicht falsch verstanden haben? Mensch, Mensch, mache dich nicht wieder unglücklich und lächerlich vor dir selbst.

Jetzt nur keine Szene, nur kein Gebrüll oder Geheule. Sie hat recht, das mögen wir beide nicht. Eins der wenigen Dinge, in denen wir harmonieren... Aber gerade weil wir in Vielem so verschieden sind, ergänzen wir uns vielleicht sehr glücklich? Darin liegt vielleicht gerade eine gute Garantie für unsere Zukunft?

Es ist doch schrecklich, daß nun schon wieder solche Gedanken kommen, daß ich schon wieder anfange, zu hoffen, wie Liebende das nennen. Morgen wird Mabel schon für die nötige Douche sorgen, wie sie es bisher noch immer tat. Es kann doch gar nicht anders sein. Wo gibt es einen Grund, daß es jetzt anders sein kann? Weil sie lange verreist war und dabei erkannt hat, daß ich ihr doch mehr bin, als sie dachte? Ein so selbständiger Mensch! Und das würde doch immerhin voraussetzen, daß vorher in ihr schon etwas

vorhanden war, was mich liebte. Und das „vorher" kenne ich doch gut genug, um zu wissen, daß diese Voraussetzung nicht stimmt. Aber wenn ich nun ihr Benehmen mir gegenüber falsch ausgelegt hätte? Wenn es so ist, wie sie heute sagt?

Gleich springt mein Kopf in der Ungeduld meines Herzens! Schon wieder will es mit dem Verstand durchgehn.

Ich lausche. Was ist das? Alle Glocken läuten von allen Kirchen. Was ist denn los?

Frau Bleibers kommt und sagt, die gnädige Frau sei am Telephon und wünsche, mich selbst zu sprechen.

Ich eile zu dem Kasten.

„Ja, was gibt es?"

„Du, Hansl, hörst du die Glocken?"

„Freilich, was ist denn los?"

„Weißt du's wirklich nicht?"

„Keine Ahnung."

„Morgen ... ist ... Weihnachten."

„Was?..."

Ich weiß nicht, aber ich mußte auf einmal so gräßlich stöhnen, daß sie ganz erschrocken rief: „Ich bitte dich, Hansl, wir sind doch verständige Leute, nicht wahr?"

Darauf wußte ich nichts zu erwidern.

Sie sagt: „Wenn du noch frei bist für morgen, so wollte ich dich bitten, den Weihnachtsabend bei mir zu verbringen. Ist dir's recht?"

Ich bringe nicht eine Silbe heraus.

„Hansl, geh!"

Ich sage endlich: „Wann soll ich denn kommen?"

„So um acht, wenn es dir recht ist."

„Aber ich habe ja gar nichts für dich, ich wußte ja gar nicht mehr, daß es Weihnachten gibt!"

Nun lacht sie so ganz aus der Tiefe heraus. Ich habe das besonders gern. „Du hast ja morgen noch den ganzen Tag, du Wauwau, wenn du mir etwas schenken willst. Sei doch nicht so schwerfällig!"

„Sprechen Sie noch?" fragt das Telephonfräulein.

„Ja!" schreien wir beide.

„Also um acht", sage ich, „ich danke dir, ich komme gerne."

„Du, Hansl?"

„Ja?"

„Aber für's Getränk sorgst du?"

„Selbstverständlich."

Wir warten beide am Telephon. Jeder muß noch etwas sagen, was von Belang ist. Wenn mir nur etwas einfiele.

Ich sage: „Zum Kaffee kommst du morgen wohl nicht?"

Sie lacht schon wieder so ganz aus der Tiefe. „Ich habe bis zum Abend noch viel zu tun. Das geht wirklich nicht."

Frau Bleiders hat die ganze Zeit, ohne daß ich es merke, in meiner Nähe gestanden. Jetzt flüstert sie: „Um sieben Uhr wird drüben schon das Tor geschlossen, Herr Doktor."

Ich verstehe sofort und rufe ins Telephon: „Also um acht Uhr morgen Abend, aber um sieben wird das Haustor geschlossen. Wie komme ich da herein?"

Sie stutzt und überlegt.

„Ich schicke dir morgen früh durch das Mädchen meinen Hausschlüssel", sagt sie.

„Du? mir? deinen Hausschlüssel?"

Für einen Augenblick verlegene Pause. Dann höre ich, wie sie lacht. Ich lache auch. Das, das ist die Erlösung!

„Gute Nacht, Hansl!"

„Gute Nacht, Mädele!"

Und nun geschah etwas, dessen ich mich wirklich schäme. Ich etablierte vor Frau Bleiders einen veritablen Indianertanz mit allem dazugehörigen Freudengeheul. Sogar das Tischchen, auf das die Post gelegt wurde, ging dabei in die Brüche. Frau Bleiders kreischte vor Vergnügen.

Und dann geschah noch etwas, dessen ich mich noch mehr schäme. Ich habe nämlich Frau Bleiders ganz unversehens die Hand geküßt. Unglaublich, wie man so etwas tun kann! Und doch, Frau Bleiders bekam ein unsagbar schönes mütterliches Lächeln ins Gesicht, und leise und sehr innig sagte sie: „Ich gratuliere, Herr Doktor!"

Ende.

Ludwig Gurlitt:
Über den Kampf der Erziehungsreformer.

„Die Welt braucht ihren Schlaf, wie du und ich
Den unsern —
O rühret nicht am Schlafe dieser Welt!"

Immer seltener werden in unserer nivellierenden Gesellschaft die Menschen von eigenem Gepräge. Staat und Gesellschaft arbeiten mit Hochdruck daran, den einzelnen Menschen einzuordnen als Glied in der Kette, als Rad in der Maschine, und sind einig in der Abwehr gegen die wenigen Menschen, die die Bedeutung und den Wert der Persönlichkeit nicht in ihrer Anpassungsfähigkeit an die Masse finden, sondern in der Kraft, mit der sie ihre Eigenart zur Geltung bringen. Es scheint heute wirklich schwerer zu sein, als in früheren Zeiten, den Menschen in sich zu freier Entwicklung zu bringen, denn die Massen waren nie besser organisiert als heute in Staat, Schule, Heer und Kirche, in Ständen und Parteien. Die Massenmeinungen waren nie stärker und weiter verbreitet, klarer und zwingender festgelegt, als in der Gegenwart, wo durch den Druck und die sichere Verbreitung von Gesetzen und Verordnungen, Statuten und Paragraphen und durch den wohlorganisierten Zusammenschluß von Interessengruppen der örtlichen und persönlichen Eigenart oder Willkür leicht entgegengetreten werden kann. Eintracht macht stark. Das ist gewiß wahr, aber es macht nur die Massen stark, nicht den Einzelnen. Und mit gutem Rechte stellt man das andere Wort daneben: der Starke ist am mächtigsten allein. Durch Eintracht, d. h. durch den Zusammenschluß mit anderen, muß der Mensch von starkem eigenen Gepräge immer viel und oft gerade das Beste von seinem Eigenen preisgeben. Solche Zusammenschlüsse zum Zweck einer Massenwirkung gehen immer auf Kosten der Einzelpersönlichkeiten: die Masse bildet sich ihre eigene Moral. Gut und vernünftig nennt sie das, was ihr selbst dienlich ist. Schlecht und töricht, was ihr entgegen steht. Sie wird gleichgültig gegen alles, was dem Massenbedürfnis und Masseninstinkte fremd ist. Das ist das Schicksal aller Stände-, Klassen-, Parteien- und Fachpolitik, daß sie in Einseitigkeit versinkt und in Verbohrtheit endigt.

Wer in künftigen Jahrhunderten die Parteiorgane etwa des huma-

nistischen Gymnasiums und des Realgymnasiums studieren sollte, der wird es gar nicht fassen können, bis zu welchem lächerlichen Fanatismus, bis zu welcher unglaublichen Kurzsichtigkeit der jahrelange Betrieb einer eng begrenzten Gedankenfabrik herabsinken kann. Einen ähnlich versimpelten Eindruck wird künftig die ganze, auf Hebung der Standesehre abzielende Lehrerliteratur machen. Die Menscher der Gegenwart büßen immer mehr an Weitblick ein, versinken immer leichter in Fach- und Standessimpelei. Kosmische Naturen wie Goethe und Alexander von Humboldt haben ihre vorbildliche Kraft verloren. Jeder führt sie zwar im Munde und beruft sich auf sie; aber jeder nur zur Befriedigung seiner engen Sonderwünsche. Es bewährt sich immer wieder das griechische Wort: „Ist die Eiche gefällt, so versorgt sich jeder mit Holz." Und an dem Holze kocht sich dann jeder sein dünnes Wassersüppchen.

Es gilt heute als moralische Schuld abseits zu stehen von der Herde, eigene Gedanken und eigene Wünsche zu hegen. Das erfährt jeder schmerzlich am eigenen Leibe, der sich die Freiheit nimmt, die Welt mit eigenen Augen zu sehen. „Ach, man will schon wieder anders, als die hohe Geistlichkeit;" man will anders, als das Ministerium und das königliche Provinzial-Schulkollegium!

Es haben sich in Deutschland Stimmen hervorgewagt, die das herrschende Schul- und Erziehungswesen verurteilen. Sie trugen ihre Gründe mit so viel Kraft und Überzeugung vor, daß selbst die konservativsten Geister aufmerksam und nachdenklich wurden. Und nicht genug damit: sie sahen sich innerlich und äußerlich gezwungen, sich der gesunden Kraft der neuen Gedanken zu fügen. Sie taten es zögernd, aber doch in dem Gefühle, einem notwendigen Fortschritt zu dienen. Wie aber benehmen sie sich gegen die, die sie erst aufgerüttelt und an ihre Pflicht gemahnt haben? Nun, so wie alle aus dem Schlaf Gestörten sich gegen die Erwecker benehmen: grob und undankbar. Daher allen denen, die sich des Friedens, der Achtung und des billigen Dankes ihrer Umgebung freuen wollen, die Mahnung:

„O, rühret, rühret nicht am Schlafe dieser Welt!"

Solche Betrachtungen und Erfahrungen bleiben keinem Reformer erspart. Jeder erlebt im wesentlichen das gleiche, erlebt es fast auch in gleicher Reihenfolge: Hohngelächter, Spott, Anfeindung, Ausschließung, Verleumdung, materielle und moralische Schädigung, Totschweigen, geheime Verdächtigungen, Beraubung und wenn irgend möglich Vernich-

tung. Kann man ihn nicht selbst erschlagen, so soll doch sein Name und seine Arbeit vernichtet werden. Was brauchbar scheint von seinen Gedanken, wird unvermerkt herüber genommen, in neue Form gegossen und ihm dann höhnend als Fortschritt vorgeführt. Es ist ein alter, auch von den Behörden beliebter Trick, die Reformer dadurch zum Schweigen zu bringen, daß man ihnen auf halbem Wege entgegeneilt und ihnen dann die Fackel aus den Händen reißt.

Wer all das weiß, sei es aus der Geschichte, sei es aus Beobachtung seiner Umgebung, der nimmt es hin, wie ein Naturgesetz, wie das Älterwerden seines eigenen Leibes. Wer solche Erlebnisse fürchtet, wem die Einsamkeit bange macht, wer ohne die freundlichen Blicke seiner Standes- oder Berufsgenossen nicht leben kann, der lasse seine Hände davon.

Auf mich wirken die Erfahrungen, die ich als Schulreformer mache, nicht erschütternd. Das meinen Herren Gegnern zur Beruhigung. Ihre blinde Wut bestärkt mich vielmehr in der frohen Zuversicht, daß sie mir mit guten Gründen und in ehrlichem Kampfe nicht beikommen können. Sie würden doch sonst ihre Zuflucht nicht zur List nehmen. Erfreulich ist mir auch die Erkenntnis, daß all ihren Bemühungen zum Trotz unsere Reformgedanken unaufhaltsam vordringen. Die Dokumente ihrer Feindschaft, die ich hier mitteilen will, sind zugleich Dokumente ihrer Ohnmacht. Die Wirkung schlägt immer ins Gegenteil um.

In Frankfurt a. M. sprach ich im vorigen Jahre über Erziehungsfragen; einige Schuldirektoren erklärten es brieflich unter ihrer Würde, meinen Vortrag zu besuchen. Einer verbot seinen Schülern die Teilnahme. Und der Erfolg? Seine Primaner schickten mir bald darauf eine mit vielen Unterschriften versehene Adresse, in der sie aussprachen, daß sie trotz des Verbotes meinen Vortrag besucht und ihm in allen Gedanken lebhaften Beifall gespendet hätten. Ein Gymnasiast vom Rhein schreibt mir, daß an seiner Schule den Schülern das Lesen meiner Schriften verboten sei, daß aber trotzdem sich kein Schüler davon abhalten ließe. Vom Nordseestrand schreibt mir ein anderer Primaner, ein Lehrer habe ihm gesagt: „Wenn ich Sie dringend warnen darf, so hüten Sie sich vor Gurlitts Schriften, lesen Sie sie nicht! Der Mann übertreibt ungeheuer." Und die Folge? Der mir persönlich unbekannte junge Mann meldet mir, daß er sich alle meine Schriften erworben habe, und *schließt seinen* Brief mit den Worten: „Ich werde mehr und mehr *Ihr begeisterter* Schüler. Ich folge Ihnen, wohin Sie wollen, denn *Sie führen uns* gute Wege. Ich will ihr Werk fortsetzen, den Kampf

gegen pedantisches Banausentum und gegen die Verknöcherung in der heutigen Schule; den Kampf für die Erziehung einer herrlichen Jugend. Lassen Sie mich schließlich — möge es noch lange, lange ausstehen — auch Erbe Ihres idealen Strebens sein, um des Meisters Werk zu gutem Segensende zu führen. Seien Sie, lieber, hochgeehrter Herr Professor, herzlich gegrüßt von Ihrem, Sie durch Ihr Werk liebenden — — —"

In Posen versuchte ein höherer Beamter, wie mir gemeldet wurde, die dortige „Freie Lehrerschaft" durch eine wohlgemeinte Warnung noch rechtzeitig von dem Plane abzubringen, den schrecklichen Gurlitt dort sprechen zu lassen. Die „Freie Lehrerschaft" machte ihrem Namen Ehre: sie bestimmte frei, wen sie zu hören wünschte, und ließ sich keine Behördenangst einblasen.

Das sind so einige Proben der versteckten Kampfesmethode, mit der unsere Gegner uns zu schädigen trachten. Anderes habe ich schon früher in meiner Schrift „Mein Kampf um die Wahrheit" veröffentlicht. Vor allem die niedrigen und mit Erfolg gekrönten Bemühungen, durch Intrigen und anonyme Briefe mir meine Stellung als Lehrer und Redakteur unhaltbar zu machen. Ein sehr beliebtes, aber deshalb keineswegs ehrenhaftes Mittel, den Gegner zu schädigen, besteht auch darin, seine Motive zu verdächtigen. Auch uns gegenüber macht man von diesem Mittel nicht selten Gebrauch. Als jüngst ein Sturm der Entrüstung durch Deutschland ging, weil mehrere Schülerselbstmorde vorgekommen und dabei die Schulen als der schuldige Teil erkannt worden waren, da schrieb auch ich meine Gedanken nieder, wie diese Mißstände zu erklären, wie abzustellen seien. Ich fand durch die traurigen Vorfälle nur bestätigt, was ich seit Jahren offen vorgetragen hatte: einen auf die Jugend zu schwer drückenden Schulmechanismus. So hatten vor und neben mir ja schon viele und gerade die besten Beobachter geurteilt. Ich erinnere nur an die Namen: Matthieu Schwann, Thomas Mann, Heinrich Mann, Emil Strauß, Hermann Hesse, Otto Ernst, Max Dreyer, Frank Wedekind, Otto Julius Bierbaum, Walther Unus, Hans von Kahlenberg, um die bekanntesten modernen Vertreter der „schönen" Literatur zu nennen, sodann auch zahlreiche Ärzte, zumal Nervenärzte und Schulhygieniker von Weltruf, wie Forel, Griesbach, Kraepelin, so vor allem in offenem Selbstbekenntnisse eine große Anzahl von kaum entlassenen Schülern, wie Achim von Winterfeld und die Menge der österreichischen Studenten, die in den „Schülerbriefen" ihrem Haß gegen die kaum verlassene Schule Luft machten. Eine Menge von Privat-

Franz von Stuck:
Aktstudie.
Zum Aufsatz von Erich Felder.

briefen aus der Hand von Schülern, Studenten, Lehrern und Eltern verstärkte noch meine Überzeugung, daß unsere Schülererziehung auf ein falsches Gleis geraten sei, und so trat ich gegen diese Schule auf und für das Wohl der Jugend und damit unseres Volkes. Die Darstellung des Zuständlichen, die ich gab, war wenig günstig für den herrschenden Schulbetrieb und Schulgeist, enthielt aber gegenüber den Ausführungen, die ich früher als noch im Dienst stehender Lehrer gegeben hatte, weder nach Inhalt noch Ton eine Verschärfung. Schonende Rücksicht zu nehmen hatte ich keinen Anlaß mehr, denn meine Gegner hatten vorher mir gegenüber wahrhaftig auch keine Schonung geübt. Ich war in der angenehmen Lage, meine Überzeugung ohne jeden Rückhalt aussprechen zu dürfen. Es gibt zur Zeit nicht viele Männer in Deutschland, die mit einer gründlichen Kenntnis unseres Schullebens völlige persönliche Unabhängigkeit verbinden. Ich brauche gottlob keinen Zorn irgend einer Behörde oder irgend eines Vorgesetzten zu fürchten; ich bin aber auch nicht verärgert und deshalb bewußt oder unbewußt ungerecht. Wer das behauptet, der überschätzt das Glück preußischer Gymnasiallehrer, unterschätzt das Glück, ein völlig freier Mann zu sein, der nur sein Gewissen zum Richter nimmt. Gewiß, ich lebe mit der jetzigen Schule im Kampfe, aber nicht in einem persönlichen, sondern in einem prinzipiellen. Ich habe mit meinem Beifall nie zurückgehalten, sobald ich Fortschritte und den Willen zur guten Tat erkannte. Die Namen einiger in Führung stehender Schulmänner wie Münch, Matthias, Kerschensteiner, Lyon u. a. sind von mir nie anders als ehrend genannt worden. Ich habe auch in der erwähnten Schrift „Schülerselbstmorde" (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock, Berlin W. 30), die allerdings im einzelnen Falle schwer auffindbare Schuld an den Schülerselbstmorden nicht nur in der Schule, sondern auch bei den Eltern und Umgebung gefunden. Es ist deshalb eine leicht durchsichtige Entstellung, wenn Artur Lewinneck in seiner Broschüre („Schülerselbstmorde und Elternhaus", Königsberg i. Pr., Hartungsche Buchdruckerei, 1908) die Behauptung aufstellt, ich hätte ein Interesse daran, „lediglich der Schule eins auszuwischen". Er, Artur Lewinneck, von dessen Bemühungen um die Erziehung der deutschen Jugend vorher wohl noch niemand etwas gehört hatte, hat natürlich ausschließlich das Interesse der Jugend im Auge. Der Beifall, den ihm diese Bewertung meiner Arbeit bei allen Offiziösen einbrachte, hat seinen Mut noch mehr belebt; während er in seiner Broschüre Seite 29 noch wörtlich druckte: „Die Eltern hetzen und

quälen die Kinder; ihren Anweisungen folgen erst die Lehrer, das gibt ja auch Gurlitt zu," behauptet derselbe Artur Lewinneck in der „Ostpreußischen Zeitung" und sucht es durch Zitate aus meiner Schrift zu belegen, daß ich nur der Schule die Schuld zugemessen hätte. Man könnte diesen leichtfertigen Angriff damit als erledigt betrachten, wenn nicht die konservative Presse die bequeme Gelegenheit freudig ergriffen hätte, die Schuld von der schwer belasteten Schule auf ihre angeblich falsch beratenen Ankläger abzuwälzen.

Es ist unanständig, einem doch wohl noch unbescholtenen Manne falsche Motive seines Handelns unterzuschieben. Noch keinem Reformer blieb freilich der Verdacht erspart, daß es ihm nur um Sensation zu tun sei, oder um den Ausdruck gekränkter Eitelkeit und persönlicher Mißgunst. Nicht auswischen wollte ich der Schule eins. Nein, ich stehe mit ihr seit Jahren im harten, offenen und — meinerseits wenigstens — ehrlichen Kampfe. Ich biete in diesem Kampfe alles auf, was ich an Kraft und gutem Willen habe. Davon werden sich meine Gegner sicherlich nicht überzeugen lassen, denn sie sehen und fühlen nur die Wunden, die sie selbst empfangen. Wer aber mehr abseits steht, der erkennt, daß es sich hier um eine der wichtigsten — ich glaube, um die wichtigste Kulturfrage der Gegenwart handelt, und sieht auch an dem überraschend schnellen Umsichgreifen der modernen pädagogischen Reformgedanken, auf welcher Seite die rechte Erkenntnis und deshalb auch der schließliche Sieg zu finden ist.

Was in letzten Jahren an beachtenswerter pädagogischer Literatur und an Erziehungsreformen in Deutschland und mehr noch in Österreich geleistet worden ist, das bewegte sich durchaus in den Bahnen, die wir gewiesen haben. Es ist doch wohl kein Zufall, daß ich von den österreichischen Schulreformern zur öffentlichen Aussprache nach Wien geladen wurde und daß die Führer der dortigen Reformbewegung in persönliche Beziehung zu mir getreten und meine Mitarbeit erbeten haben. Auch zahlreiche deutsche Lehrervereine, erst mißtrauisch gegen die neuen Gedanken, die den ganzen Bestand ihrer alten Schulweisheit bedrohen, schwenkten einer nach dem andern in unser Lager über, und aus allen Provinzen Preußens, allen Gebieten Deutschlands und Österreichs erhalte ich lebhafte Zustimmungsbezeugungen. Meine Kraft reicht leider nicht aus, in all den Lehrervereinen zu sprechen, die mich zu hören wünschen. Wer aber weiß, wie stark das geistige Beharrungsvermögen gerade im Lehrerstande ist, wie groß und leider wie berechtigt oft auch

sein Mißtrauen gegen die akademisch gebildeten Lehrer, der erkennt auch in der Mitteilung dieser Tatsache das siegreiche Vordringen gesunder Reformgedanken. Erlisten oder erschreien lassen sich Kulturfortschritte nicht. Wo Rauch ist, da ist auch Feuer. Man lege das Mißtrauen ab gegen unsere Person, prüfe unsere Gedanken vorurteilslos, und man wird und muß die Berechtigung und den gesunden Lebenstrieb unserer Arbeit anerkennen.

Wenn wahr ist, was wir immer sagen hören, daß die Zukunft habe, wer die Jugend hat, dann dürften wir Führer der Reformbewegung schon heute die Hände in den Schoß legen. Die Jugend ist überschwenglich und läßt sich leicht zu Übertreibungen hinreißen; ich mache, wenn ich von ihr begeisterte Briefe empfange, immer schon selbst meine Abzüge. Wenn es da heißt: „Tausende junger Studenten stehen begeistert hinter Ihnen —", oder „Wir folgen Ihnen durchs Feuer und wollen hart sein wie Diamant," — oder „Wir haben Ihnen im stillen Treue geschworen," — so nehme ich den ehrlichen Willen schon für die gute Tat. Ich glaube aber nicht, daß die Männer verurteilen werden, wofür die Jünglinge erglühten. Mich lehrt vielmehr die Geschichte und eigenes Erleben, daß aus den Träumen der Studenten die Taten der Männer erwachsen.

Ich halte es für gut und nützlich, solche Erlebnisse öffentlich bekannt zu machen. Sie dienen, unsere Gegner zu entlarven, und mögen alle die schrecken, die sich uns auf Schleichwegen nahen wollen. Wer sich mit uns messen will, der wähle den offenen Kampf. Treten doch auch wir stets offen ins Feld! Oder es weise uns jemand nach, daß wir jemals intrigiert, anonyme Briefe geschrieben, pseudonyme Artikel veröffentlicht, fremde Gedanken geraubt, uns die Verdienste Anderer zu eigen gemacht hätten. Wie viel der Einzelne im Geisteskampfe bedeute, das ist schwer zu erkennen von den Zeitgenossen, am schwersten von denen, die selbst mitten im Kampfe stehen. Ich lese oft, daß mein Name jetzt der umstrittenste in der Welt der deutschen Berufserzieher sei. Dr. Otto Anthes, Oberlehrer in Lübeck und anerkannter Schulschriftsteller, stellt im „Kunstwart" die Frage, ob ich der erhoffte Erziehungsreformer sei oder nicht. Er hält mich nicht für den pädagogischen Messias, sondern für dessen Johannes, für den Mann, *„der dem künftigen* Erneuerer den Rückhalt an die Nation geschaffen *habe"*. Sollte man dabei — mag er mich nun zu hoch oder zu niedrig *einschätzen* — für möglich halten, daß mich und meine ganze Tätigkeit

ein von Professor Wilhelm Rein in Jena herausgegebenes zweibändiges neues Werk über Erziehung bei im wesentlichen gleicher Tendenz nicht ein einziges Mal mit Namen nennt? Und so sind da auch andere Männer, die als Schöpfer der Reformbewegung zu gelten haben, völlig totgeschwiegen. Mit- und Nachwelt soll des Glaubens sein, daß die Reform von Herrn Professor Rein geschaffen und geleitet wurde. Dabei ist er nur einer von den vielen und nicht der wirksamste. Otto Ernst z. B., Berthold Otto, Arthur Schulz sind auch noch da, und es war nicht anständig, uns alle so beiseite zu schieben. Daß es geschah, darauf machte mich ein Wiener Lehrer aufmerksam — ich selbst hatte es nicht einmal beachtet — und sah darin mit Recht den Geist kleinlichster Cliquenwirtschaft.

Unsere Gegner zwingen uns, mehr von uns selbst zu sprechen, als uns lieb ist. Wenn man uns zunichte machen will durch Verschweigen, Verleumdung und Verhetzung, da zwingt uns Notwehr und der Trieb der Selbsterhaltung immer wieder mit unserer Person hervorzutreten. Man soll doch erkennen, daß wir noch aufrecht stehen, ungeschädigt in unserer Kraft und in unserer Selbstachtung. Man soll uns auch nichts rauben und kürzen von dem, was wir erkämpft und erreicht haben. Wir dienen gern der großen Sache der deutschen Jugenderziehung, dienen ihr mit Hingabe und Selbstlosigkeit. Daß der Mensch seine Aussaat auf fruchtbaren Boden machen und die Frucht seiner Arbeit auch ernten will, darin liegt doch wohl der Sinn jedes Strebens und jeder Arbeit. Wenn unsere Gegner unsere Namen töten wollen und unsere Gedanken, dann zwingen sie uns dazu, unser Ich immer stärker zu betonen. Dabei berufe ich mich auf Friedrich Hebbel, mit dessen Worten ich diese Zeilen, wie ich sie eingeleitet habe, so auch schließen möchte:

„Doch, wie das Leben auf ein Kind, so kann
Er (der Mensch) den Gedanken auch, der ihn erfüllt,
Auf den vererben, der zumeist ihm gleicht.
Das will auch ich, damit der dunkle Tod
Nur mich, und nicht mein Werk zertreten kann."

(Moloch.)

Otto Braun:
Aus Schellings Nachlaß.

Neue Briefe von Alexander von Humboldt, Fouqué, Steffens, Platen, Rückert, König Ludwig I. u. a.

Der jüngste Sohn des Philosophen Schelling, Exzellenz Staatsminister Dr. Hermann v. Schelling-Berlin, hat mir das große Vertrauen bewiesen, in meine Hände den literarischen Nachlaß seines Vaters zur Bearbeitung zu geben. Dieser Nachlaß besteht zum großen Teile aus ungedruckten Briefen an Schelling, daneben sind wichtige philosophische Aufzeichnungen vorhanden usw. Nur eine Arbeit von vielen Jahren kann naturgemäß den Reichtum ausschöpfen. Eine philologisch genaue, mit Apparat versehene Ausgabe der Briefe von und an Schelling ist dazu gefordert und schließlich eine abschließende Darstellung namentlich des älteren Schelling. Nach längerer Überlegung habe ich mich aber entschlossen, einige allgemein interessante Briefe schon vor der endgültigen Ausgabe der Öffentlichkeit vorzulegen. Die große Ausgabe wird dadurch nicht geschädigt, denn das wichtige Material ist sehr bedeutend; wohl aber wird damit dem Erwecken des Interesses für Schelling gedient, einer Aufgabe, deren Lösung sich bisher schon ein Teil meiner wissenschaftlichen Tätigkeit gewidmet hat[1]). Schelling hat in seinem langen Leben (1775 bis 1854) unzählige Berührungen mit den bedeutendsten Männern gehabt, auch in seiner späteren Lebenszeit. Einige Dokumente darüber sollen hier folgen. Ich habe sie namentlich aus höheren Jahren des Denkers gewählt, da man gerade diese viel weniger kennt, als seine romantischen Tage. Auch Plitt in seiner Briefausgabe hat sie vernachlässigt. Der ältere Schelling ist noch ein Problem — es zu lösen, ist meine Aufgabe. Zur rechten Würdigung der Briefe ist eine Skizze von Schellings Leben geboten.

Schellings Vorfahren waren schwäbische Pfarrersleute von echt pro-

---

[1]) Vgl. meine Arbeiten: Schellings geistige Wandlungen 1800 bis 1810. Leipzig, Quelle u. Meyer 1906; Schellings Vorlesungen über die Methode d. akad. Studiums. ebda. Hinauf zum Idealismus, F. Eckardt 1908; Schellings Persönlichkeit, Auswahl aus Briefen, Reden und Aufsätzen 1908.

testantischer Frömmigkeit. Der Vater war ein guter Kenner orientalischer Sprachen und übertrug seine Vorliebe dafür auf den frühreifen Sohn. Es war ein selten begabtes Kind, dieser junge Feuerkopf, schon mit 14 Jahren schrieb er eine originelle „Geschichte des Klosters Bebenhausen in Schwaben". 3 Jahre zu früh, dem Alter nach, kam er auf das Tübinger Stift, wo er Hegel, Hölderlin und Pfister als Freunde gewann. Die französische Revolution und Fichtes Philosophie, diese beiden wichtigsten Erzeugnisse des ausgehenden Jahrhunderts des Rationalismus, übten hier ihre Wirkung auf den so eindrucksfähigen Jüngling. Er hat die Marseillaise übersetzt, das berüchtigte „Tanzen um den Freiheitsbaum" ist erst nach seiner Zeit geschehen. Fichte hat er gründlich studiert, so gründlich, daß Hölderlin, der den Denker in Jena gehört hatte, dem Freunde sagte: „Sei nur ruhig, Du bist gerade so weit als Fichte, ich habe ihn ja gehört." Auch seine Vorliebe für Mythologie begann hier schon und dokumentiert sich in seinem Aufsatz: Über Mythen, historische Sagen und Philosopheme der ältesten Welt.

Als das Studium mit glänzendem Examen beschlossen, trat die Frage heran: Was nun? Der junge Geist sehnte sich nach voller Lebensbetätigung, nach Weite und Fülle neuer Eindrücke. In dem „Pfaffen- und Schreiberland" wollte er nicht bleiben. Da gab es denn nur ein Mittel, um fortzukommen: Hofmeister werden. Und so geschah's: die jungen Barone v. Riedesel sollten nach Leipzig geleitet werden zum Studium; vorher wurde aber eine Reise an den Rhein mit inniger Freude an der schönen Natur absolviert*), bei deren Ende Schelling seinen großen Landsmann Schiller in Jena besuchte. Das war die Grundsteinlegung für das ganze äußere Lebensgebäude. Schiller machte Goethe auf den jungen, genialen Schwaben aufmerksam, nachdem dieser in Leipzig in seinen ersten größeren Werken seine neue Naturphilosophie begründet hatte. Goethe fing Feuer: er betrieb bei Minister Voigt Schellings Berufung neben Fichte nach Jena, 1798 traf der 23jährige dort ein — und schon waren aller Augen auf ihn erwartungsvoll gerichtet. Seine „im Lapidarstil" gehaltenen Vorlesungen, sein „geistreicher Trotz" weckten Begeisterung, und bald galt der junge Denker als ein Führer der neuen, romantischen Schule, die eben ihr Programm entwickelte.

Sprudelnde Genialität durchdrang das ganze Wesen Schellings. Mit spekulativen und poetischen Ideen durchsetzte er das weite Gebiet

*) Vgl. die Reisetagebücher in meinem Buche „Schellings Persönlichkeit".

der Natur, jede Kluft der Erfahrung mit kühnen Luftgebilden des Gedankens überbrückend. So verband ihn der poetisierte Spinozismus mit der „alten Exzellenz von Weimar". Sein früh genährtes Selbstgefühl beugte sich auch nicht vor dieser Göttererscheinung. Aus den zahlreichen Briefen, welche die beiden Genien gewechselt, erkennt man, daß Schelling sich Goethe gegenüber gleichberechtigt glaubte. Er war eben für die Philosophie, was Goethe für die Poesie. Ganz anders war diese Stellung wie die der Schlegels etwa zu Goethe.

Harte Streitigkeiten blieben in Jena nicht aus: die Literaturzeitung neidete dem jungen Denker seinen Ruhm, es kam zu unerquicklichen Pamphleten. Schelling entschloß sich endlich, nach Würzburg zu gehen, 1803. Inzwischen hatte er sich mit Caroline, geschiedene Schlegel, vermählt — unter Goethes Hilfe war die Vereinigung der beiden vollzogen.

In die Würzburger Zeit, die auch von Kämpfen — sogar mit der Regierung — durchtobt ist, fällt der Brief Alexander v. Humboldts, den ich hier mitteile. Schelling hatte schon 1800 sein „System des transzendentalen Idealismus" publiziert, dann seine Kunstphilosophie, und wendete sich jetzt schon allmählich den Fragen der Naturphilosophie ab und denen der Religion und Ethik zu. A. v. Humboldt war 1805 mit Schätzen beladen von seiner großen Reise zurückgekehrt. Da hatte Schelling an ihn einen sehr liebenswürdigen Brief geschrieben (abgedruckt Plitt „Aus Schellings Leben" II, 47), in dem er den berühmten Gelehrten zur Teilnahme an seinem neuen Journal für Naturphilosophie zu gewinnen suchte. Humboldt antwortet sehr beistimmend, und im nächsten Jahre sandte er folgendes Schreiben:

„Es ist vielleicht ein gewagtes Unternehmen, daß ich Ihnen eine kleine Arbeit botanischen Inhalts übermache[3]). Aber vielleicht dient Sie Ihnen dazu, sich bei Ihren tiefsinnigen Spekulationen, wie ein Spaziergang durch schattige Wälder, einen Augenblick zu zerstreuen. Könnte ich das vorübergehende angenehme Gefühl in Ihnen erwecken, so wäre mein Zweck erreicht. Ich hoffe, Ihnen bald ein Naturgemälde der Tropenwelt[4]) überreichen zu können. In der Vorrede habe ich die Empfindungen der tiefen Bewunderung ausgedrückt, welche mich für Sie durchdringen. Zwar bedürfen Sie eines Lobes nicht, und bei der Art, wie man mich seit meiner Abwesenheit, besonders als Physiologen, in Deutsch-

[3]) wohl: Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse, Gotha 1806.

[4]) Essai sur la géographie des plantes et tableau physique des régions équinoxiales.

land behandelt hat, fühle ich wohl, daß meine Stimme sehr unbedeutend geworden ist, aber ich bin dem Drange meiner Gefühle gefolgt und kenne keine andern Rücksichten. Mein Bruder Wilhelm in Rom wünscht so sehnlichst, als ich, daß wir Sie doch einmal wieder möchten von Angesicht zu Angesicht schauen können. Meine Gesundheit geht schlecht, seitdem ich nach Europa zurück bin. Ich lebe hier in einer unfreundlichen moralischen Wüste.

Versichern Sie Ihre vortreffliche Frau Gemahlin meiner innigsten Verehrung.

Berlin, 10. Febr. 1806.

Alexander Humboldt.

Kurz nach Empfang dieses Briefes ging Schelling nach München, da Würzburg an Ferdinand v. Toskana fiel. Hier begann für ihn eine glänzende Zeit, seine öffentliche Wirksamkeit an der Akademie und seine Festreden fanden rauschenden Beifall, hochbedeutend ist seine große Schrift „Über das Wesen der menschlichen Freiheit" 1809. Im selben Jahre traf ihn aber auch ein herber Verlust: die geistig so bedeutende Caroline entriß ihm der Tod. Sie hat den Denker aufs tiefste angeregt, sie allein war imstande gewesen, seine allzukühne Überschwenglichkeit zu mäßigen. Nun war sie dahin — Schellings Sinnen umdüstert sich von diesem Augenblick, der weltfreudige Optimist neigt immer mehr dem Pessimismus zu. Seine Werke zur Vollendung zu führen, will ihm nicht mehr gelingen, wenn auch die tiefsinnigen Ideen ihm weiter zu Gebote stehen. Von der Welt zog er sich in den ersten Jahren ganz zurück. In Pauline Gotter, der munteren und geistreichen Freundin Goethes, fand der Vereinsamte wohl wieder eine treue und bedeutende Lebensgefährtin — aber fortan ist Schelling nicht mehr der feurige Stürmer, das ganze Lebenstempo wird langsamer.

Von der älteren Romantik war Schelling in den Grundlagen seiner Weltanschauung weit abgekommen, nur sein Studium der Mythologie, unterstützt durch Franz Baader, hätte eine Verbindung abgeben können. Den jüngeren Romantikern (Kleist, Körner, Eichendorff, Fouqué) begann ihn sein Eintreten für deutsches Wesen nahe zu bringen. Er kündigte 1812 eine „Zeitschrift von Deutschen für Deutsche" an, sie sollte — wie es nachher in der Vorrede heißt — das Wesen deutscher Wissenschaft, Kunst und Bildung ans Licht stellen, aus dem Verwirrenden und Verdunkelnden, wovon es umhüllt wird, hervorheben. Zur Mit-

arbeit wurde auch Fouqué aufgefordert, darauf bezieht sich folgendes Schreiben:

Nennhausen, Kreis Havelland i. d. Mark, den 5. Jan. 12.

Glück und Freude für das neue Jahr zuvor, und Ihrer mir höchst wichtigen Zeitschrift das günstigste Gedeihen! Möchte das beikommende Scherflein ihrer nicht unwerth gefunden werden. Halten Sie es mir zu gut, verehrtester Herr Director[5]), daß ich Ihnen noch nichts Bedeutenderes zu senden im Stande bin. Die Arbeiten, welche ich im December vorigen Jahres zu beenden gehofft hatte, liegen noch größtenteils auf mir und lassen mich ihre Wucht ziemlich schwer empfinden. Theils traten allerhand äußere Hindernisse und Zerstreuungen dazwischen, theils aber auch dehnte sich die Hauptarbeit in sich selbst nothwendig zu einem vollständigeren und ausgeführteren Ganzen aus. Nun bin ich so fleißig, als es sich immer thun lassen will, und denke bald dahin zu gelangen, daß ich für Ihre Zeitschrift mehreres arbeiten kann, das mir schon seit geraumer Zeit Herz und Sinn bewegt.

Die besorgliche Güte, mit welcher Sie die verzögerte Rücksendung meiner kleinen Dichtung entschuldigen, hat mich beschämt. Glauben Sie nur ja nicht, daß ein Funke eitler, anmaßender Empfindlichkeit über diesen kleinen Aufschub in meine Seele gefallen sei.

Wohl erkenne ich in Ihren Äußerungen über Hülsens[6]) Nachlaß denselben edlen Geist wieder, der meinem verewigten Freunde durch das reine Entgegenkommen seines zutraulichen Anklanges so viel Erhebung und Freude bereitete. Haben Sie Dank auch dafür. Ich wußte wohl, daß ich seine und seiner Wittwe Angelegenheit in keine besseren Hände legen konnte.

Noch muß ich Sie bitten, es zu entschuldigen, daß ich Ihnen abermals ein so unleserliches und mit Correcturen angefülltes Mst. zu senden wage. Das Abschreibenlassen und nachherige Durchsehen der Copie hätte gar zu viel Zeit weggenommen, und zum Selbstabschreiben wäre es mir jetzt unmöglich, auch nur eine Stunde auszumitteln.

Ich bitte Sie um ein fortdauerndes gütiges Andenken, und bin mit aufrichtiger Achtung und Ergebenheit der Ihrige

Fouqué.

---

[5]) Schelling war Generalsekretär der Akademie der bildenden Künste, später Vorsitzender.

[6]) August Ludwig Hülsen, Fichteaner, Lehrer Fouqués, lieferte Beitrag zum Athenäum.

Daß die beikommende Dichtung, falls sie irgend dem Zweck Ihrer Zeitschrift unangemessen wäre, nicht den mindesten Anspruch macht, darin zu erscheinen, versteht sich wohl von selbst. Sie haben dann wohl die Güte, mir selbige mit der ersten Post zurückzusenden, damit ich anderweitigen Gebrauch davon machen kann.

In München arbeitete Schelling an seinen „Weltaltern", die nie vollendet sind, er veröffentlichte „Über die Gottheiten von Samothrake", eine Schrift, die die sich bildenden Gedanken über Philosophie der Mythologie an einem konkreten Beispiel durchführte. Goethe hat in der „klassischen Walpurgisnacht" darüber gespottet und zu Eckermann von dem rein rhetorischen Charakter der Schrift gesprochen. 1810 hielt Schelling in Stuttgart Privatvorlesungen, auch mannigfachen Streit gab es in der Zeit, so mit Jacobi und Eschenmayer. Aber auch in dieser einsamen Zeit fehlte es nicht an treuen Freunden, Schubert sei erwähnt und der Norweger Steffens[7]), beides Schüler Schellings aus den ersten Jenenser Jahren. Steffens suchte in seinen zahlreichen Werken die Entwickelung des Menschen mit der des ganzen Sonnensystems in Verbindung zu setzen, später Professor in Halle, Breslau und Berlin, war er für die Freiheitsbewegung und in den kirchlichen Wirren besonders tätig. Von ihm sei folgender Brief mitgeteilt:

Breslau, 4. Dcbr. 17.

Lieber Schelling! Mit vieler Freude denke ich an die schönen Stunden, die ich in München verlebte. Und was ich voraussah, ist wirklich eingetroffen. Sie sind mir in mehr als einer Rücksicht sehr wichtig geworden. Die Naturphilosophie trage ich dießmal mit viel mehr Lust vor. Sie selbst beschäftigt mich auch in einzelnen und eigentlich philosophischen Theilen viel lebhafter als sonst. Ja, bester Freund! Die wenigen Tage habe mir in der That in die herrliche und heitere jugendliche Zeit zurückversetzt und noch immer hoffe ich, daß wir in Verbindung miteinander manches, wie damals, hervorbringen werden. Mein Wunsch den nächsten Sommer mit Dir zuzubringen ist eben so lebhaft; ich habe aber deshalb nichts thun können, weil der Staatskanzler nicht in Berlin ist. Neulich hat Schuckmann das Ministerium der Cultur verloren, es ist Altenstein übertragen: aber noch kenne ich nicht mein Verhältnis gegen ihm, obgleich er selbst mir wohl bekannt ist. Es ist ein guter Mensch, aber eigentlich

[7]) Vgl. seine Autobiographie „Was ich erlebte" und die Auswahl daraus bei Diederichs.

ein etwas eingeschränkter Pedant, dessen Lieblingsstudien Botanik und gerichtliche Arzneykunde sind. Unglücklicherweise wird er von einem Menschen regiert, der von der allerbizarresten Art ist — ein gewisser Staatsrath Schulz, der einst mein Anhänger war. Während meiner Abwesenheit im Kriege glaubte er mit meiner Frau unzufrieden sein zu müssen und behandelte sie auf eine auffallend kränkende Weise. Die arme Frau, die sein Verhältnis gegen mich kannte, gerieth in Schrecken und ließ sich meinetwegen mehr gefallen, als sie sollte. Sie beschwor ihm, doch nur zu sagen, was sie verbrochen hatte. Er schwieg. Als ich zurückkam, schrieb ich ihm, auf die gutmüthigste Weise, wie man einem Manne schreibt, der Monathelang alle Tage bei mir war, der mir voller Begeisterung gestand, daß er mir den ersten Anstoß zur wissenschaftlichen Bildung verdankte — und die Bestie glaubte noch den Staatsrath dabei spielen zu können. Dieses nichtswürdige Abweisen eines so herzlichen Entgegentretens entrüstete mich, und er hat, auch öffentlich, und bei meiner Anwesenheit in Berlin diesen Frühling, solche Beweise meiner innigsten Verachtung erhalten, daß er sie, auch als Mann, nicht hätte dulden sollen. — Nun hat Gott, mir zur Züchtigung, mich in seine Hände gegeben, doch denke ich, sind seine Hände zu breyartig, ich so hart, daß er beim Zudrücken mehr Schmerz fühlen soll, als ich. Reiner stand ich nie gegen irgend einen Menschen, als gegen diesen. Indessen, siehst Du, bin ich aus dem Regen in die Traufe gekommen. Doch hoffe ich noch durch Gneisenau[8]), der viel vermag und sehr für mich eingenommen ist, durch Hardenberg selbst, vor allem durch den naturphilosophischen Sonettenkrämer(?) und protegierenden Juden Koreff[9]) vieles auszurichten. Ich will nach München, und da sollte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn nichts daraus würde . . . . .[10]).

Und nun bezeige ich Dir nochmals meine innige Freude über das erneuerte Leben, über die herrliche Art, wie wir uns wiederfanden und wechselseitig wieder erkannten. Wie schön und heiter Dein häusliches, Dein eheliches Verhältnis, Deine liebliche, vortreffliche Frau, Deine schönen Kinder. Du mußt Deine Familie, Deine Kinder grüßen, Du mußt Deiner Frau sagen, wie unbeschreiblich ich sie verehre und liebe. Ich war nie eigentlich von Dir getrennt und doch ist es mir, als gehörte ich

[8]) 1812 lernte er ihn kennen.
[9]) Vgl. E. T. A. Hoffmann: Serapionsbrüder.
[10]) Es folgen Anfragen wegen eines katholischen Philosophen für Breslau.

Dir jetzt inniger an, und mit derselben auf das Größte und Höchste gerichtete Erwartung, mit der ich Dich, Dich allein, als wenige auf Dich achteten, vor nunmehr fast zwanzig Jahren, aufsuchte[11]), will ich Dich wieder aufsuchen, möchtest Du auch wiederfinden, was Du mir so oft gesagt hast, das Du damals fandst. —

Dein Steffens.

Schelling vermißte in München auf die Dauer immer mehr die Wirksamkeit vom Katheder herab. So ging er denn 1820 nach Erlangen, um dort Vorlesungen zu halten, ohne aber als Professor angestellt zu sein. Auch dort umgab ihn ein enger Freundeskreis, neben Schubert verkehrte Graf Platen-Hallermünde täglich in seinem Hause. Der junge Dichter hat im Sonett seinen Lehrer begeistert besungen, und erzählt uns in seinem Tagebuche von dem großen Eindruck der Vorlesungen, deren Inhalt ihm aber oft fremd blieb. Ein Brief Platens aus Siena an Schelling ist durch Minckwitz bekannt geworden, von den drei bisher von mir aufgefundenen sei einer hier mitgeteilt. Nach Platens Tode hat seine Mutter mit dem Philosophen korrespondiert wegen des Nachlasses. Schelling übernahm aber nicht die Herausgabe. Den Grund enthält der Briefwechsel der Gräfin mit Graf Fugger auf der Bibliothek in München.

Platen erzählt in seinen Tagebüchern von den „angenehmen Tagen", die er mit Schelling verlebt hat. Schelling hatte u. a. geklagt, daß wir in Deutschland noch immer keinen dramatischen Dichter hätten, wir seien zu gelehrt, und daher rühre auch die Sterilität unserer Dichter im Gegensatz zu Sophokles, Calderon, Lope, Shakespeare. „Diese Worte erregten wieder mächtig meine Neigung zum Drama, als einem noch offenen Felde, eine Neigung, die in frühester Kindheit schon in mir gegoren, und noch in letzter Zeit mir wieder häufig vor die Seele trat. Ich habe bereits ein paar ältere dramatische Pläne aufs neue in mir vorübergehen lassen, und auch neue geformt. Ob daraus etwas entstehen wird, wird sich zeigen." (Die Tagebücher des Grafen August von Platen. Nach der Handschrift des Dichters herausgegeben von Laubmann und Scheffler. Cotta 1900, II, S. 593).

Der Brief sagt uns, was daraus wurde.

[11]) 1798 eilte Steffens nach der ersten Vorlesung in Jena zu Schelling und hatte mit ihm in der einsamen dämmerigen Wohnung ein langes Gespräch.

Platen an Schelling.

Sie werden mich, verehrter Mann, für eitel oder zudringlich halten, wenn ich Ihnen eine kleine Freude nicht länger verbergen kann, die ich Ihnen mündlich mitzutheilen in 14 Tagen ohnedem Gelegenheit haben würde. Aber ich fühlte mich gedrungen, die Feder in die Hand zu nehmen, nicht nur, weil ich Ihnen überhaupt so viel schuldig geworden, als auch, weil ich Ihnen zu wissen thun möchte, wie schnelle Früchte die letzte Unterredung getragen, die Sie mir vergönnten. Ob gute Früchte, ist freylich eine andere Frage. Ich habe hier nämlich in 5 Tagen ein Drama in 5 Akten geschrieben[12], ganz für die Bühne bestimmt, und mehr zum Komischen als Tragischen sich neigend, wiewol auch viel Pathetisches hervortritt. Was mir in diesem Augenblick an Witz und Laune, an Stimmung des Gemüths und an schöner Ausbildung der Sprache zu Gebote stand, habe ich darauf verwandt, ob und mit welchem Erfolge, werden Sie beurtheilen, wenn Sie sich einst die Mühe nehmen wollen, es zu lesen, oder, wenn ich es Ihnen selbst vorlesen darf, was ich am liebsten thun würde, wenn Sie, (so weit wage ich's, Ihre Güte in Anspruch zu nehmen), eine kleine Theegesellschaft dazu bitten wollten, wobey ich auch Engelhardt[13], wenn Sie es erlauben, mitbringen würde. So ließe sich einigermaßen die theatralische Wirkung bestimmen[14]. Meine Brust ist frey, eine Bahn gebrochen zu haben, und nun schwimme ich in einer Menge dramatischer Plane, da ich eine Form für sie in meinem Geiste gefunden habe. Der shakspearischen Vergünstigung, mit Worten zu spielen, habe ich mich vielleicht allzuhäufig bedient.

Empfehlen Sie mich gütigst dem Andenken Ihrer Frau Gemahlin, und küssen Sie in meinem Namen das liebste Kind.

Anspach, d. 20. Oct. 1823. Mit der tiefsten Verehrung

Aug. Gr. v. Platen.

König Ludwig von Bayern, der schon als Kronprinz engere Beziehungen zu Schelling hatte, bestieg 1825 den Thron, von dem Philo-

[12]) „Der gläserne Pantoffel. Eine heroische Komödie in 5 Akten." Okt. 1823. Erlangen, Carl Heyder 1824. I. Band der „Schauspiele von Aug. Graf von Platen-Hallermünde".

[13]) Veit Engelhardt (1791—1855), seit 1820 in Erlangen Mitglied der theologischen Fakultät (vgl. Platens Tagebücher, II, S. 404).

[14]) Am 10. Nov. fand die Vorlesung mit guter Wirkung statt vor 20 Personen.

sophen enthusiastisch mit einem (noch unveröffentlichten) Gedicht begrüßt, auf das der König ebenso antwortete. 1827 rief er den Denker als Generalkonservator der wissenschaftlichen Sammlungen nach München. Gewaltigen Zulauf hatten hier Schellings Vorlesungen über den „philosophischen Empirismus" und Geschichte der neueren Philosophie. 1833 veröffentlichte er eine Vorrede zu Cousins „Fragments philosophiques". In dieses Jahr fällt auch der Brief Rückerts, der auch in Erlangen Freundschaft mit dem Philosophen geschlossen hatte.

Rückert an Schelling.

Erlangen, d. 1. Dezember 1833.

Hochverehrter Herr Geheimrath!

Daß ich es so ungebührlich lange anstehen ließ, Ihnen meinen Dank für Ihre Zusendung auszudrücken, davon trägt die Schuld größtentheils ein junger Norddeutscher, mein Hausfreund seit einem Jahre, der nun schon seit mehreren Wochen Anstalten macht, sich von hier nach München überzusiedeln, und gern etwas, das für einen Empfehlungsbrief gelten könnte, an Sie mitnehmen wollte. Doch er macht es zu lange: er mag sich nun, wenn er endlich noch kommt, selbst empfehlen; ich muß mich von dem Vorwurfe der Undankbarkeit, den ich mir stündlich selbst mache, befreien. Und so danke ich Ihnen denn von Grund des Herzens, tief durchdrungen von Ihrer Freundlichkeit gegen mich, danke ich Ihnen, mehr als für das unerwartete Diplom, mit dem ich nicht recht weiß, was ich jetzt erst anfangen soll, — für Ihren begleitenden Brief, der den rechten Kern und Inhalt der schönen Kapsel bildet, in der er als schönes Andenken und ehrenvolles Zeugniß meinen Kindern aufbewahrt bleiben soll[15]. Besonders auch danke ich Ihnen für den freundlichen Wunsch, mich aus dem hiesigen absoluten Tode, in welchem ich mich nach und nach selbst mit absterben fühle, in Ihre Nähe, nach München zu ziehen, wo doch ein Leben seyn muß, wenn auch vielleicht eines, in das ich mich nicht mehr zu finden wüßte. Das Schicksal hätte mich eher an einen Platz bringen sollen, wo meine Mühle hätte Körner mahlen können, die jetzt feuergefährlich sich selbst mahlt. Dergleichen vergebliche Gedanken wälze ich jetzt, und mache sie auch zum Gegenstande meiner gegenstandlosen Poesie, in allerlei Variationen, deren jüngste, soeben niedergeschrieben, ich auf Ihre Nachsicht rechnend hier wiederhole:

[15]) In Rückerts Nachlaß in Coburg ist der Brief nicht aufzufinden.

Wenn ich lebt in Wien am Prater,
Wär' ich Volkslustdichter worden;
Oder hätt' ich ein Theater,
Wollt' ich trag'sche Helden morden.

Oder wär' ich ein Franzose,
Wollt' ich jetzt den Großen feiern,
Den ich selbst, der ahnungslose,
Einst verschrien mit andern Schreiern.

Was den Dichter macht? Ein frisches
Daseyn muß ihn rings berühren,
Und hier weiß ich Dichterisches
In mir selbst nur aufzuspüren.

Doch verzeihn Sie diese Ausschweifung, und lassen mich lieber der Aussicht freuen, die Sie mir auch eröffnen, endlich etwas von meinen orientalischen Arbeiten auf gutem, unkostenfreiem, ja noch einträglichem Wege, in die Welt zu bringen. Das Türkische habe ich ruhen lassen (nur eine Stelle in Griechenland könnte mich wieder daran bringen); das Arabische und Persische, auch lange zurückgedrängt durch das Sanskrit, habe ich wieder hervorgeholt. Außer dem nicht mehr in Gang zu bringenden Hariri, ist im Arabischen meine Hauptarbeit, von der ich Ihnen schon einmal mündlich gesagt, eine vollständige Übersetzung und Auslegung der Hamasa, zwar längst fertig, wenigstens aus dem Groben, aber auf Freitags Hervorrücken mit der seinigen wartend, um nicht von ihm sich plündern zu lassen, was sonst der pedantische Lateiner an dem armen Deutschen ungestraft und ohne Dank täte. Doch da der Text von Freitag schon gedruckt ist, so ist die übrige Arbeit zu ungelehrt für die gelehrte Gesellschaft. Dann habe ich etwa noch Auszüge der besten, meist heroischen Lieder, aus dem Volksroman Antara, aus gothaischen Handschriften, und vom Persischen eine Menge von Liedern und Liederstellen verschiedener Lyriker, zusammen gestellt zu einer Art von Reallexikon, freilich eine etwas abentheuerliche und zwitterhafte Form. Doch wenn es noch einige Zeit hat, und nichts entmutigendes dazwischen kommt, könnte ich wohl etwas, das Sie brauchen könnten, daraus machen. Jetzt muß ich nur machen, daß dieses Blatt endlich auf die Post kommt, um bei Tische meiner Frau, die schon längst als mein böses Gewissen mich mahnt, endlich mit gutem Gewissen sagen zu können, daß es geschehen

sei. So schwer kommt mir an, was doch Ihre Freundlichkeit mir so leicht gemacht hat. Wir empfehlen uns auf's angelegentlichste Ihrem und Ihrer Frau Gemahlin fernerem Wohlwollen. Mit vollkommenster Verehrung

Ihr ergebenster

Fr. Rückert.

Die großen Erwartungen von Ludwigs Regierung erfüllten sich doch nicht auf die Dauer, und so konnte auch in Schelling der Wunsch entstehen, München zu verlassen. Dazu kam die lockende Aussicht, in Berlin direkt mit den Hegelianern den Kampf aufzunehmen. So war es ihm denn nicht unerwünscht, daß 1840 Bunsen sich im Auftrage Friedrich Wilhelm IV. an ihn wandte, mit der Bitte, nach Berlin zu kommen. Leicht ist dem Denker der Entschluß nicht geworden, ein Brief an seinen Sohn Hermann aus den letzten Tagen in München schildert lebhat seinen Zwiespalt[16]) — aber er ging, da er in der Probezeit in Berlin das frische Leben dort kennen gelernt hatte. Auch die verehrende Liebe des Kronprinzen Maximilian von Bayern[17]) konnte ihn nicht hindern. In Berlin machte seine Antrittsvorlesung großes Aufsehen, da auch der Greis noch mit begeisterndem Feuer sprach[18]). Friedrich Wilhelm IV. drückte ihm seine lebhafte Anerkennung dafür aus, daß er seine Philosophie zur Belebung der Religion und Begeistigung des Lebens verwende[19]). Im Jahre 1843 gab es dann vielen Streit mit alten und neuen Feinden (Sallet, Paulus), das schlimmste war der Nachdruck seiner Vorlesungen durch Paulus und Frauenstädt. In dem von Schelling deswegen angestrengten Prozeß kam der Denker nicht zu seinem Rechte; grollend und verbittert zog er sich von der Öffentlichkeit zurück.

Das Verhältnis zu Friedrich Wilhelm IV. blieb aber bis zu seinem Tode ein gutes. Innigste Teilnahme bezeugte Schelling dem Könige bei dem Attentat am 27. Juli 1844 durch den Ex-Bürgermeister Tschech. Eine genaue Beschreibung desselben enthält ein Brief seiner Tochter Julie an Hermann.

---

[16]) Publiziert von mir in „Werdandi" 1909, Heft IV.

[17]) Vgl. den Briefwechsel.

[18]) Vgl. den Abdruck in meiner Ausgabe „Schelling als Persönlichkeit".

[19]) Vgl. den Anhang ungedruckter Briefe in meiner Ausgabe.

Berlin, den 31. August.

Mein theuerster Bruder!

Das entsetzliche Ereigniß, was alle Gemüther hier erschüttert, wird auch Dich bewegt und in Unruhe gesetzt haben. Mein erster Gedanke war an Dich, süßer Hermann, an die Theilnahme, an die gründliche Forschung, die Du sofort nach den kleinsten Details würdest angestellt haben. Mußtest Du doch früher jede kleine Geschichte so à fond wissen, daß Deine Schwestern zuweilen Dich ungeduldig abwiesen. Süßter, lieber Frager, wärst Du nur hier, wie gern wollte ich all Deine Wie und Wo beantworten. Damit Du meinen guten Willen siehst, will ich Dir ausführlich erzählen, was mir bis jetzt zu Ohren gekommen ist.

Dieser Tschech ist ein fortgejagter Bürgermeister, der, da er umsonst suchte, wieder angestellt zu werden, sich auf das Räsonnieren und Schreien legte, auch verschiedene literarische Versuche machte, ja wie man sich in die Ohren raunt, ein früherer Korrespondent der Leipziger Zeitung gewesen sey. Uebrigens steht er ganz allein da, nur ein namenloser Ehrgeiz und der Wunsch, seinen Namen zu verewigen, ihn zu dieser That getrieben hat, die längst vorbedacht und mit großer Geschicklichkeit angelegt war. Nicht nur hatte er sich einen sehr geschickten erhöhten Platz auf dem Pfeiler der Treppe ausgesucht, so daß er gerade in den Fond des Wagens schießen konnte, er hat auch so gut gezielt, daß die erste Kugel den in Falten gelegten Mantel des Königs fünfmal durchlöcherte, deßgleichen die Uniform und erst auf dem metallenen Knopf der Weste abgeglitten ist. Die zweite Kugel der Doppelpistole wurde durch ein schnelles Ergreifen seines Armes unschädlich gemacht, indem sie in die rechte Wagenecke über dem Haupte der eben sich bückenden mit einem Adjudanten redenden Königin fuhr und den Wagen beschädigte. Die Pferde zogen in dem Augenblick an, als der Schuß fiel; der König bog sich noch einmal zurück um der versammelten Menge zu zeigen, daß er nur verletzt sei, und wurde dann von dem schnell dahin rollenden Wagen ihrem Blicke entzogen. Auf dem Frankfurter Eisenbahnhof angelangt wurde der König leicht verbunden, da sich auf der Brust eine Geschwulst von dem Drucke der Kugel herrührend fand. Die Polizei hatte große Mühe, den Verbrecher der Wuth des Volkes zu entreißen, das ihn zu peinigen drohte. Das Kammergericht wird ihn richten, er zeigt sich fortwährend frech und gibt sich die Miene eines Freiheitshelden. Bei der Untersuchung seiner Wohnung (er hat nur eine einzige Tochter) fand

man unter andern ein dick beschriebenes Heft mit der Aufschrift: „Gedanken über Staatsverwaltung für meinen künftigen Herrn Inquirenten." Bei einem Daguerriotipisten hat er den Tag vorher sein Bildnis mit ausgestrecktem Arm machen lassen, und vor dem im Atelier hängenden Bild des Königs die Worte aus Tell declamiert „Durch die enge Gasse muß er kommen". Der arme Künstler hatte kein Arg daran und hielt ihn für einen verunglückten Schauspieler. Des Königs Liebe tritt leuchtend an den Tag, allgemeine indignation herrscht hier . . . .[20]).

Zurückgezogen in den Kreis der Familie, ständig an der Vollendung seiner Religionsphilosophie arbeitend, hat Schelling das letzte Jahrzehnt seines Lebens zugebracht. Den Vorgängen der Revolution stand er ablehnend gegenüber, er hielt die Einheit Deutschlands für ein falsches Ziel und freute sich über die Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. Den Dualismus zwischen Österreich und Preußen dachte er sich durch das Dazutreten eines dritten Staates gemildert. Das alles aber sind keine schwerwiegenden Theorien, sondern nur private Meinungen, vertraulich in Briefen geäußert. Denn Schelling hielt sich fern dem politischen Getriebe, er hatte keinen Sinn für den Anfang einer neuen Zeit im Staatsleben, wie er auch das Keimen der neuen Geschichtswissenschaft, Philologie und Rechtswissenschaft nicht bemerkte. Persönlich berührte ihn am nächsten die Abdankung Ludwig I. im Jahre 1848. Die Briefe, die bei dieser Gelegenheit gewechselt wurden, sollen hier den Beschluß machen:

Allerdurchlauchtigster König,
Allergnädigster König und Herr[21])!

Eurer Königlichen Majestät mit alter Treue, Ehrfurcht und Anhänglichkeit zu nahen, gibt mir das morgen bevorstehende Geburts- und Namensfest E. M. die längst gewünschte Berechtigung. In der schmerzlichen Bewegung, worein die Münchener Vorfälle mich versetzt, denen nur zu bald ähnliche oder gleiche in Wien und Berlin folgten, konnte ich mir nicht erlauben, gegen Ew. M. meine Empfindungen auszusprechen, Monate mußten vergehen, einen ruhigeren Ausdruck für dieselben zu finden, wenngleich schon Eurer M. großer Entschluß vom 20./21. März mich insofern aufgerichtet, als ich durch denselben Eurer M. reine Stellung in der Geschichte, wie meine Verehrung sie immer für Allerhöchst

[20]) Es folgen noch $1^1/_2$ S. persönliche Nachrichten.
[21]) Nach einer von Schelling durchgesehenen Kopie des Konzeptes.

Sie gefordert und gedacht hatte, glorreich gerettet und bewahrt sah, und obschon auch das mir zum Trost gereicht, stets zu den treuen, unwandelbar ergebenen Verehrern Eurer M. gehört zu haben. Geruhen demnach Ew. M. meine ehrfurchtsvollsten Glückwünsche zu Allerhöchst Ihrem Geburts- und Namensfest auch mit alter Güte und Huld gnädig aufzunehmen!

Wie Ew. M. in meiner und Aller, denen der Maßstab für große Erscheinungen nicht abgeht, Erinnerung leben, so werden Sie auch vor der Nachwelt stehen: das Bewußtseyn, daß diese Allerhöchst Sie und Ihr Wollen erkennen werde, begleite Sie in die freiwillige Muße, welche (ich hoffe es) noch lange Zeit die fruchtbare Mutter Königl. Gedanken und Schöpfungen werden soll, dergleichen die Gegenwart (so muß man augenblicklich denken) nicht werth gewesen.

Voriges Jahr um dieselbe Zeit, verweilte ich allein mit meinem gleichgesinnten Sohn, im Dom von Bamberg, den ich seit der ihm durch Ew. M. gewordene Wiederherstellung nicht wieder gesehen hatte, und von dem ich mich nur schwer wieder trennen konnte, so fühlte ich mich von der inneren Größe und dem erhabenen Ernst dieses erstaunenswerthen Werks (das meine Vorliebe für gothische Kirchen sehr einschränkte) ergriffen und gehoben; wir verließen den Tempel mit tiefem Dank gegen den zweyten Schöpfer, denn so darf man wohl den nennen, dessen Auge unter der verbergenden Masse vielfacher Entstellungen das ursprüngliche Werk erkannt, und durch Seine Anordnungen wieder hervorgerufen hatte. Hierher gereist, Kräftigung an der berümten Quelle zu suchen, und in der Nähe altdeutscher Siegeserinnerungen schmähliche Zustände, womöglich, zu vergessen, habe ich in Braunschweig Schills Denkmal mit der trefflichen von Ew. M. dahin gestifteten Büste in Erz gesehen, und mich nicht enthalten können zu denken, wie viel nöthiger jetzt ein Schill wäre. So weit von Bayern begegnet man Spuren des Wirkens und der deutschen Gesinnungen Eurer M. Auch im Teutoburger Walde, den ich in diesen Tagen besuchen werde — was liegt näher, als an König Ludwig zu denken? Viele, die nicht bei dem Fest in Köln waren, wollen jetzt dahin, die von Ew. M. dem Dom geschenkten herrlichen Fenster zu sehen! Lange leben Ew. M., damit Sie noch schönere Tage Deutschlands sehen, und erleben, wie das Vaterland laut und einstimmig erkennt, was es alles Ew. Majestät verdankte; ich wäre glücklich, wenn mir in diesem Leben noch einmal vergönnt wäre, Ew. M. so wie Ihre M. die Höchstverehrte Königin Therese zu sehen, und Allerhöchst

Ihnen insbesondere die aufrichtigen Gefühle tiefster Ehrfurcht und persönlicher Dankbarkeit auszusprechen, mit welchen ich ersterbe

Ew. K. M.

Pyrmont, den 24. August 1848.

Herr Geheimerrat[22]), von einem Manne wie Schelling so beurtheilt zu werden, wie es in Ihrem Schreiben vom 24. August geschieht, das entschädigt für die sich wiederhohlenden Verunglimpfungen in den Tagesblättern und nicht von solchen allein. Lebensweisheit wird erfordert sich aufrecht zu erhalten, noch heiter seyn zu können. Ob man sich nicht in einem Tollhause befinde, ob Teutschland nicht zu einem geworden, diese Gedanken drängen sich auf. Dank! Dank für Ihre Wünsche, Thränen rollen aus meinen Augen, indem ich dieses schreibe, auch mir würde ein schöner (Wunsch) erfüllt, wenn ich Sie wieder sähe. Sie sind noch einer der Wenigen, die da leben, aus der Teutschen Litteratur herrlicher Blüthezeit. Erhalten Sie sich noch lange, dieses wünscht der

Sie sehr schätzende

Ludwig.

Berchtesgaden, 1. September 1848.

Die letzten Lebensjahre Schellings wurden verschönt durch die verehrende Freundschaft Maximilians von Bayern. So war dies ganze Leben reich an innigen Beziehungen zu anderen bedeutenden Menschen. Innerlich stand Schelling der neuen Zeit ganz fern, er folgte auch nicht mehr den neuen Bahnen der Wissenschaft, sondern suchte das in seinem Werk zu vollenden, was in der Blütezeit der Spekulation wurzelte. Eine Aussöhnung des spekulativen Geistes mit dem Realismus konnte er nicht mehr gewinnen, wenn sich auch Ansätze früh dazu bei ihm finden, — das haben erst E. v. Hartmann, Eucken u. a. versucht. Am 24. August 1854 starb Schelling plötzlich auf einer Reise in Ragaz.

---

[22]) eigenhändig.

Leopold Schmidt:
„Parsifal“.

Die Literatur über Richard Wagners letztes Werk ist noch beständig im Anwachsen. Was ist nicht alles über den „Parsifal“ geschrieben worden! Über die Dichtung, über die Musik, über beider Verhältnis zueinander; über den Sagenkreis, aus dem der Meister seinen Stoff geformt; was er benutzt, was er aus Eigenem hinzugetan — und so fort bis zu technischen Fragen der Inszenierung, der Instrumentation oder den Aufgaben, die dem Künstler bei der Darstellung der einzelnen Charaktere gestellt sind. Der hier zum Abdruck gelangende Vortrag, der sich an ein allgemeines Publikum wendete, entsprang nicht der Absicht, Dinge zu wiederholen, die man in Büchern und Abhandlungen lesen kann. Er setzt den Inhalt des Werkes als hinlänglich bekannt voraus und sollte weder seine Entstehungsgeschichte erzählen, noch etwa die Musik „analysieren“ und nach den Leitmotiven und ihrer Verwendung forschen. Wer sich dafür interessiert, für den ist es ja leicht, seinen Wissensdurst aus tausend Quellen zu sättigen. Ich wollte meinen Zuhörern lediglich einige persönliche Ansichten unterbreiten, Gedanken, wie sie mir in vertrauter Beschäftigung mit dem Werke und bei seinem Erleben auf der Bühne gekommen sind.

„Parsifal“ nimmt in der dramatischen Literatur, nicht nur Richard Wagners, eine Ausnahmestellung ein. Um seiner ethischen Motive, seiner Stimmung und Tendenz willen, nicht wegen seiner außergewöhnlichen Existenzbedingungen. Es ist ja über den „Parsifal“ bekanntlich ein Monopol verhängt, infolge einer letztwilligen Verfügung des Meisters, nach der das Werk ausschließlich den Aufführungen der Bayreuther Bühne vorbehalten bleiben soll. Während man sonst den Erfolg und die Bedeutung einer Kunstschöpfung in ihrer Verbreitung zu sehen pflegt und ihr möglichst viele Tore zu öffnen, möglichst viele Stätten zu erobern sucht, wurde der „Parsifal“ wie der Gral selber auf eine Art Schutzburg verwiesen. Wer ihr das Heiligtum entwenden und — wie es in Holland und New York geschehen — es der Menge spenden

wollte, sähe sich als Gralschänder betrachtet, und schon jetzt zittern die eingeschworenen „Wagnerianer“ vor dem Jahre, in dem Wagners Dramen frei werden, und wo dann mit ihnen auch der „Parsifal“ der Willkür profaner Operntheater ausgeliefert werden könnte. Solchen überängstlichen Monopolbestrebungen fehlt jedoch die rechte Begründung.

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Schutzwehr der Anziehungskraft des Werkes zu Hilfe gekommen ist, daß sie es mit einem Nimbus eigner Art umgeben hat. Wer aber näher zusieht, sollte doch merken, daß es solcher Hilfe gar nicht bedarf. „Parsifal“ kann der Opernbühne nicht verfallen, weil ihn die Opernbühne gar nicht brauchen kann; er kann nicht das Schicksal anderer Dramen teilen, einfach, weil er kein Drama im gewöhnlichen Sinne ist. Ein „Bühnenweihfestspiel“ hat ihn Wagner zum Unterschiede von seinen anderen Festspielen genannt und hat damit den Kern getroffen. Will man den „Parsifal“ für die Bühne gelten lassen, so kann man ihn nur als ein religiöses Werk auffassen. In den Mysterien und geistlichen Spielen des Mittelalters hat er seine Vorläufer und ist aus demselben Bedürfnis entstanden, aus dem ein Rubinstein seine biblischen Historien schrieb und damit künstlerisch freilich nicht ausgereiften Träumen nachhing. Menschliche Leidenschaft und die sinnliche Gebärde des weltlichen Orchesters reden zwar ihre Sprache hinein — aber in Dichtung wie Musik ist es doch, zwar nicht das Kirchlich-Dogmatische, aber das im weiteren Sinne Religiöse, sagen wir Ethische, das das Wesentliche und Entscheidende, die Tendenz, den Stimmungsgehalt ausmacht.

Gleich das Vorspiel läßt darüber keinen Zweifel. Die instrumentalen Einleitungen zu Wagners Dramen sind gleichsam künstlerische Devisen: sie geben immer das Wesentliche des Inhaltes in verkürzter Form. Je freier sich Wagners Genie entfaltete, um so bewußter führte er den von Beethoven in seiner Leonoren-Ouvertüre und von Weber zuerst aufgegriffenen Gedanken weiter; um so prägnanter gestaltete sich diese Art der Inhaltsangabe, und um so sichrer wurde die musikalische Form des Vorspiels durch den leitenden poetischen Gedanken bestimmt. Im „Fliegenden Holländer“ und „Tannhäuser“ bedient sich Wagner noch der überlieferten Ouvertürenform und ist dadurch genötigt, die gegensätzlichen Ideen, die zum Konflikt der Handlung drängen — im „Holländer“ die Sehnsucht der Unrast und die Erlöserkraft der Treue, im „Tannhäuser“ die Begriffe der irdischen und himmlischen Liebe — mit allerhand Beiwerk zu umranken. Vom „Lohengrin“ ab schaltet er frei.

Betrachten wir einmal die Struktur des Vorspiels für „Parsifal" in ihrer Beziehung zum Inhalt der Dichtung. Drei Akte führt uns der „Parsifal" vor, und dreiteilig ist auch das Vorspiel. Himmlisches Leiden, von irdischer Bekümmernis unterbrochen, durchtönt es, gleich wie zwischen die beiden Gralsakte sich die Klingsor-Episode schiebt. Der erste und letzte Akt spielt im Bereich der Burg, wo das Symbol heiliger Handlungen in die Erscheinung tritt, wo die Prüfung des Helden und seine Aufnahme als Hüter des Grals sich vollzieht. Dazwischen liegen die Szenen, die uns in der Trugwelt feindlicher Geister Zeuge sündiger Leidenschaft und mit dem Fluch der Schuld behafteten Menschentums werden lassen. Dem entspricht also schon die äußerliche Gestalt des Vorspiels.

Der am weitesten ausgesponnene Teil ist der erste. Er macht uns mit den Hauptgedanken der Tondichtung bekannt, indem er das Symbol des Grals mit drei Motiven eindringlich an die Spitze stellt. Wagner hat die ganze Intensität seiner Erfindungskraft an diese drei Motive gesetzt. Das erste ist das Motiv des Leidens. Aus aller Stille erhebt es sich, steigt auf und fällt, um nach Wiederholung auf leise wiegenden Akkorden eine Terz höher in Moll wiederzuerscheinen. Ihm unterliegen die Worte der beiden Einsetzungsformeln des Abendmahles: „Nehmet hin meinen Leib" und „Nehmet hin mein Blut". So wird also von vornherein die Bedeutung des Opfers dem Hörer zum Bewußtsein gebracht. Dem Leidensmotiv, das so unsagbar mild und schmerzlich klingt, tritt das Gralsmotiv gegenüber, und diesem schließt sich das siegesbewußte, durch seinen veränderten Rhythmus kenntliche Glaubensmotiv an, das nun zu lichten Höhen steigend in Sequenzen fortgeführt wird. In dem Gralsthema hat übrigens Wagner mit Absicht an kirchliche Musik angeknüpft: er hat eine Formel benutzt, die ihm aus der Liturgie der Dresdener Hofkirche in der Erinnerung war. Diese drei Motive nun bilden den ersten Teil des Vorspiels. Sie verschwinden in einem dunklen Paukenwirbel, der, wie Wolzogen einmal sagt, sich gleich einem Wolkenvorhang vor das helle Himmelsbild rollt.

Im zweiten Teil wandeln sich die göttlichen Klänge in irdische Leidens- und Schmerzenslaute. Das stöhnt und wehklagt und ringt sich aus der Tiefe — aus dem Leid des Erlösers ist das Leid der ganzen Menschheit geworden, das Leid jedes Einzelnen, der alltäglich am Leben krankt, alltäglich aufs neue gekreuzigt wird. Aber an der Verheißung hat auch er teil; diese Hoffnung besänftigt das schrille Weh, und ein

kurzer Schlußteil führt wieder mit dem Thema des Liebesmahles in die verklärte Region der gläubigen Gralsritterschaft.

Sind wir uns schon nach dieser Einleitung bewußt, welch tiefen Gedanken der Dichterkomponist in szenischen Bildern zur Darstellung bringen wollte, so fragt sich nun: wie hat Wagner als Künstler diesen seiner Natur nach religiösen Stoff aufgefaßt? d. h. welche Beziehungen hat er zwischen der Heilslehre und den Ausdrucksmitteln seiner Kunst hergestellt, und in welcher Absicht hat er gerade diesen Stoff gewählt?

Da möchte ich nun einer Meinung entgegentreten, die man seit dem Erscheinen der Dichtung oft genug hat aussprechen hören.

Man hat nämlich gesagt, Wagner habe in diesem Alterswerk eine Sinnesänderung vollzogen, er, der einstige Revolutionär, der nicht nur gegen Staat und Gesellschaft, sondern auch gegen das Pfaffentum gekämpft hatte, sei mit dem „Parsifal“ reumütig in den Schoß der Kirche zurückgekehrt. Nichts scheint mir falscher, als eine solche Auffassung. Ich glaube, daß Wagner auch hier lediglich als Künstler gehandelt hat. Mag der Mensch in ihm mit dem fortschreitenden Alter, wie es ja natürlich ist, nach einem Ausgleich der Gegensätze Verlangen getragen, mag er über manches milder und anders gedacht haben als in seiner Jugend und seinem Mannesalter: auf sein S c h a f f e n konnten solche Wandlungen höchstens von mittelbarem Einfluß sein.

Vergegenwärtigen wir uns nur, was Wagner eigentlich wollte.

Was ihn bewegte und zum Schaffen trieb, war doch nichts anderes, als was von jeher alle ernste und wahrhaft große Kunst hervorgebracht hat: die Sehnsucht nach einer Offenbarung, nach der das menschliche Glücksbedürfnis nun einmal zu seiner Befriedigung verlangt.

Die Vorstellung des ersehnten Glückes kann sehr verschiedene Formen annehmen. Im „Rienzi“ ist es noch das Ideal politischer Freiheit, das Wagner vorschwebt; hier setzt er sich noch mit den äußeren Verhältnissen auseinander. In den späteren Werken verlegt er dann den Kampf ums Glück ins rein Persönliche, und immer mehr erscheint seine Kunst verinnerlicht. Mit dem „Holländer“ beginnt jene Reihe von Dramen, in denen die Weibesliebe in den verschiedensten Formen die entscheidende Rolle spielt. Die Idee der Erlösung taucht auf; der Erlösung zunächst durch unbedingte Treue, durch Selbstflucht, durch Selbstvergessen und völliges Aufgehen in dem anderen, das Opfer zu bringen bereit ist. Sogar in den „Meistersingern“, in denen ja eigentlich die Gegenüberstellung

von alter und neuer Kunst den Inhalt bildet, hat Wagner bezeichnenderweise die Liebe zum Weibe als den Impuls jedes siegreichen künstlerischen Schaffens hingestellt. Daß der „Tristan“ das Liebesdrama an sich ist, braucht nicht erst dargelegt zu werden.

Etwas verworren erscheint in dieser Beziehung die Tendenz der „Nibelungen“. Hier beruht die Erlösung in dem Untergang einer morschen, überlebten Weltanschauung, die dem Neuen, Lebenskräftigen Platz machen muß. Aber auch hier ist es am Schlusse das Weib, Brunhilde, das aus einer zu göttlichem Gefühl erweiterten Liebesempfindung heraus das Naturnotwendige erkennt und zur Trägerin des Erlösungsgedankens wird.

Reich war der Kreis der Probleme, die Wagner so sich gestellt und in dem einen und gleich bleibendem Sinne gelöst hatte. Eine Formel, sozusagen, fehlte ihm noch. Warum sollte er nicht auch sie zur Einkleidung dessen benutzen, was ihn sein Leben lang bewegt, sein ganzes Denken und Fühlen ausgefüllt hatte? Auch der Grundgedanke der christlichen Religion, wie der Religionen aller Zeiten und Völker, ja, wie jedes ethischen Systems der Philosophen, ist die Vorstellung von der Erlösungskraft der Liebe. Diese Idee ist aber nirgend reiner verkörpert, sie tritt uns nirgend in erhabenerem Gewande entgegen, als in der Lehre dessen, der sein Blut für die Menschheit vergossen.

Gleichviel also, wie Wagner früher und später persönlich zu dieser Lehre stand: als Künstler mußte sie gerade ihm den höchsten Stoff bedeuten, den würdigsten, der sich am Ende eines tatenreichen Lebens seiner Kunst zur Darstellung bot.

Auch durfte ihn, den Künstler, der so ernst dachte und es in jedem Falle mit seinen Aufgaben heilig nahm, die Furcht vor Profanation nicht schrecken. Man hat dergleichen im „Parsifal“ erblicken wollen. Gewiß mit Unrecht. Im besonderen hat man Anstoß genommen an der Darstellung des Liebesmahles und der Fußwaschung. Darauf ist zu erwidern, daß ja nicht diese heiligen Akte selbst auf der Bühne erscheinen; daß sie hier nur symbolische Verwendung finden, wie jede künstlerische Darstellung ja nur ein Symbol ist. Es ist nicht einzusehen, weshalb man sie innerhalb einer ernsten Handlung nicht ebenso gut dulden sollte, wie wir Gemälde, die sie darstellen, in unseren profanen Bildergalerien und nicht nur in Kirchen dulden. Sie werden auch nicht dadurch profaniert, daß sie mit Weltlichem zu einem Ganzen verbunden sind. Der

Gegenüberstellung der sündigen Welt auf der einen, der reinen Glaubenssphäre auf der andern Seite konnte Wagner nicht entraten, da alle Kunst auf Gegensätzen beruht. Eines beleuchtet und charakterisiert das andere, und erst durch die Versuchung wird „Parsifal" reif für die Erkenntnis und für die Ausübung seines hohen Erlöseramtes. Schon in der Legende finden wir Religiöses mit Weltlichem vermischt.

Den Musiker aber rettete das Eindringen des Sinnlich-Dämonischen vor Monotonie und allzu einseitigem Verweilen in weihevollen Stimmungen. Es vermehrte seine Register und machte seine Farbenpalette reicher. Man wird nun nicht behaupten können, daß Wagner in den Partien des Parsifal, die von menschlichen Leidenschaften und äußeren Geschehnissen handeln, sein Stärkstes gegeben habe. Wir wollen uns ruhig eingestehen, daß er uns in anderen Werken höher steht und, wo er das Gleiche angestrebt, schon glücklicher und fruchtbarer gewesen ist als hier. Immerhin enthält auch der zweite Akt Meisterstücke musikalischer Zeichnung. Als Beispiel mag der Chor der Blumenmädchen gelten, jener anmutigen Naturgeister, die Wagner als Vertreterinnen des sinnlichen Prinzipes alten Sagen entlehnt hat. Das Stück bildet den stärksten Stimmungsgegensatz zu den Gralsszenen; in ihm kommt auch das weibliche Element der sonst auf das männliche gerichteten Ausdrucksweise gegenüber zu seinem musikalischen Rechte.

Wagner hat alle Bestandteile seines Stoffes, auch die, welche er in Klingsors Zaubergarten verwendet, in alten Überlieferungen vorgefunden. Von der frühesten uns bekannten Fassung des Petit St. Gral im 12. Jahrhundert über Chrétien de Troyes bis zu Wolfram von Eschenbach, dem deutschen Sänger des „Parzival", hatte sich die Sage vom Gralsbefreier und der Tafelrunde des König Artus, die sie wie die Titurel- und Amfortassage frühzeitig mit christlich-religiösen Vorstellungen durchsetzte, allmählich zu einem geschlossenen Ganzen entwickelt. Wie Wagner die verschiedenen Bestandteile benutzte, vertiefte, auf neue Art kombinierte, und wie er es vermochte, sie in die Empfindungswelt des modernen Menschen zu rücken — das war so gut wie beim „Ring" und den früheren Bearbeitungen von Sagenstoffen das Geheimnis seines Genies. Wieder hatte er einen Stoff erkannt, dessen Bewältigung in unserer Zeit eben nur noch dem Musiker möglich war.

Schon in jungen Jahren hatte sich Wagner mit der Sagenwelt beschäftigt. Im „Lohengrin" war bereits die Sage vom Gral gestreift; im „Sängerkrieg auf Wartburg" wollte er ursprünglich den mächtigen

Zauberer Klingsor aus Ungerland auftreten lassen. Reichlich ein Drittel seines Lebens hat er sich, bewußt und unbewußt, mit dem Stoffe des „Parsifal" getragen. Aber zwischen dem ersten Entwurf vom Jahre 1848, der bald nach dem des „Lohengrin" und der „Meistersinger" entstand, und der Vollendung des Gedichtes im Jahre 1877 hatte der Meister mancherlei innere Wandlungen durchgemacht. Erst wollte sich der Stoff zu einem „Jesus von Nazareth" gestalten; dann trug sich Wagner, der mittlerweile durch Schopenhauer zum Buddhismus geführt war, mit dem Plan, ein buddhistisches Drama „Die Sieger" zu schreiben. In beiden Werken waren schon Ideenkeime enthalten, die wir dann im „Parsifal" voll entwickelt finden. Der Anstoß zur endlichen Gestaltung kam dem Meister infolge eines inneren Erlebnisses, das sich zu lieblich anhört, als daß ich es hier übergehen könnte.

Am Karfreitag des Jahres 1857, so erzählt Wolzogen, stand Wagner auf dem Altan seines Hauses in Zürich und blickte in einen herrlichen Frühlingsmorgen hinaus. Ein hehrer Friede war über die Landschaft ausgegossen. Da tauchte in Wagner eine alte Erinnerung auf: „Du sollst nicht Waffen tragen an dem Tage, da der Herr am Kreuze starb." Die Bedeutung des Opfertodes Christi wurde ihm klar, und er entwarf den „Parsifal". Die Natur hatte also zu ihm gesprochen, und in seinem Geiste entstand die Szene, die wir heut als „Karfreitagszauber" kennen. In ihr tritt Wagner der finsteren kirchlichen Auffassung entgegen und preist den Tag, an dem solch Liebeswunder geschehen, als einen Freudentag aller Kreaturen, ja selbst der Blumen auf Wald- und Wiesenflur. Für mich ist diese lyrische Episode das Innigste und Schönste, was Wagner überhaupt geschrieben hat. Und dieses Stück mag uns auch einen Begriff von dem wahren, innersten Ideengehalt des „Parsifal" geben. So wie hier das Evangelium der Güte gepredigt wird, kann sich wohl kein Empfänglicher ihm verschließen. Es folgt die Taufe durch Gurnemanz, bei der die bedeutsamen Worte fallen: „So weiche jeder Schuld Bekümmernis von dir." Diese Worte enthalten, recht betrachtet, das ganze Bekenntnis Wagners. Er hat sie auch musikalisch ausgezeichnet. „Schuld" ist ihm etwas, das den Menschen nicht zu vernichten braucht. Sie kann gesühnt, vergeben werden. Bedingung aber ist die Bekümmernis. Klingsor, der Unbekehrbare, verfällt der Vernichtung; Kundry wie Parsifal selbst sind ob ihrer Schuld bekümmert. Der symbolische Akt der Taufe nimmt die Bekümmernis von ihnen: die Erlösung kann in Kraft treten.

Ich komme nun zu der Verheißung, in die Wagner seine Offenbarung der Heilslehre niedergelegt hat. Wodurch ist Parsifal ins reine über sich gekommen? Was gibt ihm die Macht, die Wunden anderer zu schließen, Leidende zu erlösen, Sündige zu entsühnen? Wagner antwortet: durch M i t l e i d. Das war das letzte Wort, das er nach lebenslangem Sinnen über Menschenart und Menschenschicksal fand, das war die These, in der er Kunst und Religion zusammenfaßte. — Durch Mitleid, weil Mitleid wissend macht.

Parsifal kommt aller Dinge unkundig in den Bereich der Gralsburg, als Amfortas der Sünde schon verfallen ist. Der heilige Speer, der durch des Königs eigenes Verschulden in die Hände des Glaubensfeindes geraten, hat ihm die Wunde beigebracht, von der er nicht genesen, an der er aber auch nicht verbluten kann. Parsifal sieht seine Qualen, aber er tut nicht die Frage, die man von ihm erwartet, die nach den Bestimmungen des Grals ein Nichtwissender, der „reine Tor“ (arabisch: Fal parsi) stellen muß, um dem König Rettung zu bringen. Parsifal schweigt; er weiß es nicht besser, er geht mitleidlos von dannen, wie er den heiligen Schwan getötet hat, ahnungslos, daß er ein Unrecht begehe. Noch ist er der Vertreter der kalten, lieblosen Welt, der unzerbrochene Naturmensch, der nur an sich denkt.

Da nahen sich ihm Schuld und Sünde in der Gestalt der Verführerin Kundry. In ihrer Umarmung fühlt er die Verkettung jener Mächte, die nach Goethe den Armen ins Leben stoßen, um ihn dann der Pein zu überlassen. Er sieht sein eigenes Unrecht; aber auch das Leiden Kundrys, das Leiden des Amfortas, der ganzen Menschheit, des Erlösers, der sich geopfert, steht plötzlich vor seiner Seele. Das Mitleid macht ihn wissend, und nach langem Irren und Wandern darf er der Gralsburg zuschreiten, die Wunde heilen mit dem Speer, die sie geschlagen, und an Amfortas' Stelle die Krone tragen.

Wenn nicht schon aus der Musik Wagners, der wir es freilich nicht nachweisen können, so ginge es doch aus der Dichtung hervor, daß es dem Meister nicht um die Dramatisierung kirchlicher Dogmen zu tun war. Er hat den Stoff weiter, menschlicher gefaßt.

Der Gral ist ihm die Labung des glücksbedürftigen Menschenherzens. Alle Pracht der Sünde kann uns den Frieden der Reinheit und Selbstlosigkeit nicht ersetzen. Fern von der Gralsburg kommen wir nicht zur Ruhe; die Wunde der Schuld schließt sich nicht ohne werktätige, mit-

leidige Liebe. Die Natur selber nimmt an der Erkenntnis teil, die dem Opfertod des Erlösers innewohnt. Das sind, kurz gesagt, die Lehren des „Parsifal". Sie gehen uns alle an; das gibt dem Werk seine künstlerische Bedeutung. Nach Wagners Anschauung sind wir alle Gralssucher, alle, die wir irren, leiden und hoffen. In neuem Gewande also, allerdings in dem erhabensten, hat er uns noch einmal die ewig alte Wahrheit gezeigt, hat in seinem letzten, wie in allen andern Werken nichts anderes zum Ausdruck gebracht, als den bei ihm wie bei Bach, Beethoven und allen auf das Ethische gestimmten großen Künstlern, die sich nicht mit dem rein Artistischen begnügen konnten, beständig wiederkehrenden Erlösungsgedanken.

Erich Felder:
Franz von Stuck.

Im hoheitsvollen Gleichmaß der Antike ist er seit dem frühen, blendenden Sonnenaufgang seines Ruhmes vorwärts und bergauf geschritten, hastender Vordringlichkeit so abhold, daß Kurzsichtige an seinem Aufstieg zweifeln konnten. Die Kunstgelehrten sind ja flink bereit, jedes Schöpfungswunder als Naturnotwendigkeit zu bewerten; und so hat man sich wie an Selbstverständliches längst gewöhnt, in dem verwirrenden Zimmerfeuerwerk der großen Münchner Sezessionsausstellungen die neuen Stuckschen Werke im ruhigen starken Feuer echter Juwelen erstrahlen zu sehen, über deren Vollwertigkeit man schier vergißt den wachsenden Feingehalt zu prüfen. Unter Hunderten sind sie kenntlich an der sanften Gewalt ihrer bündig entschlossenen Linienführung, der vollblütigen Kerngesundheit, der adeligen Rasse ihrer Farbe, die bei aller stofflicher Wahrheit an die keusche Schneepracht des Marmors wie an sonore Erztöne so eindrucksvoll zu erinnern weiß.

Für das allgemeine Urteil des Auslandes ist der Name Stuck vielfach gleichbedeutend mit der modernen Münchner Kunst, die sich in seiner Persönlichkeit in reichster Potenz verkörpert, und eine Übersicht des Schaffens dieses populärsten Münchner Künstlers ist zum mindesten symptomatisch für Niedergang oder Aufschwung des Zentrums deutscher Malerei. Eine solch weite Ausschau, die den Freunden und Gegnern Stuckscher Kunst noch kaum gegönnt war, wird in diesem Sommer durch die — wie jedes zweite Jahr periodisch wiederkehrende — internationale Venediger Ausstellung ermöglicht werden, in welcher Stuck mehrere nach Entwürfen des Meisters mit vornehmer Einfachheit ausgestattete Sondersäle eingeräumt worden sind. Solch stolze Isolierung ist ja für die volle Wirkung des Werkes eigentlich unerläßliche Bedingung, die aber bei der Beschaffenheit des heutigen Kunstmarktes naturgemäß nur wenigen Auserwählten gewährt werden kann. In Venedig teilt Stuck diese Ehrung nur mit Besnard, Kroyer und Zorn. — Der Münchner Meister ist den venezianischen Kunstfreunden längst kein Fremder; und wo könnte seine frohe Botschaft von der Wiedergeburt klassischer Formenpracht

stärkeren Widerhall finden als im Banne der träumerischen, schaumgeborenen Meeresbraut, aus deren steinernen Zügen die ewig junge Schönheit unvergänglicher Jahrhunderte grüßt?

Den Münchnern hat eine nur wenige Tage währende Ausstellung der für Venedig bestimmten Bilder einmal eindringlich vor Augen geführt, was sie an ihrem Stuck besitzen. Bei allem schuldigen Respekt mochten sie sich angeheimelt fühlen durch den leisen Anklang heimischen Dialektes, der diesen attischen Schönheiten anhaftet; er wirkt nicht stillos, ist doch Isarathen, die von Lebenskunst und Kunstleben erfüllte Propyläenstadt, die Eingangspforte Italiens, mit hellenischen Einflüssen vielfach durchsetzt. Die Stuckschen Nymphen sind blonde Bajuvarinnen? Wohlan, mit gleichem Rechte darf man die subalpine Flora der Münchner Frauen und Mädchen mit homerischen Attributen schmücken! Sobald von Stuck die Rede ist, gerät man unwillkürlich in die sagenumsponnenen Haine der alten Griechengötter, und doch ist seinen Werken vieles Andere gemeinsamer als die Wahl des gegenständlichen Motivs. Gemeinsam ist ihnen die unwiderlegliche, unanfechtbare Wahrheit, die ebenso das Grundgesetz dieser phantastischen Fabelwelt ist, wie sie die verläßliche Basis der in ihrer streng abgemessenen Anordnung so dekorativ wirkenden Bildnisse darstellt. Stuck ist keiner der einseitigen Spezialisten, denen die Körper nichts als farbige Flächen oder geometrische Figuren oder willkürliche Spielräume impressionistischer Lichtreflexe bedeuten, sie haben ihre drei Dimensionen — nicht eine weniger oder mehr — er kennt ihre Struktur und hat sie als Plastiker in der gestrafften Gestalt der kampfbereiten Amazone oder in dem gewaltigen menschlichen Hebewerk des kugelstemmenden Athleten prometheisch nachzuschaffen gewußt. Und dieses anatomische Verständnis des menschlichen Körperbaues ist auch eine kennzeichnende Eigenschaft seiner Meisterschüler, mögen sie sonst — wie etwa der geniale Willi Geiger — ihre Eigenwüchsigkeit noch so unversehrt bewahrt haben, was ja als untrügliches Symptom einer freisinnig fortschrittlichen Schulung gelten darf.

Am überzeugendsten vielleicht manifestiert sich das streng solide Können Franz von Stucks in seinen klassischen Zeichnungen, deren unfehlbare Sicherheit gleichsam den Schlüssel zum Verständnis seiner formalen Meisterschaft liefert. Wir sind in der Lage, einige bisher noch nicht veröffentlichte Belege hierfür zu bringen, die das höchste Interesse der Künstler und Kunstfreunde erwecken dürften.

Malerei—Zeichnung—Plastik — dekorative Kunst — mit diesen weit-

gesteckten Grenzbezeichnungen ist die Vielseitigkeit des universellsten Münchner Meisters noch nicht erschöpft. Der streng logische Aufbau wie die weise Raumverteilung seiner Werke erinnert daran, daß Stuck auch der Schöpfer seiner Villa ohnegleichen ist, und dieser architektonische Zug, der sich auch in der schmuckreichen Umrahmung seiner Bilder kundzugeben liebt, ist ein charakteristisches Merkmal seiner auf dem goldenen Boden des Handwerks fußenden Höhenkunst.

Von älteren Gemälden bringt die Venediger Ausstellung den „Krieg", die Pester „Sphinx", die monumentale „Kreuzigung" aus der Stuttgarter Galerie, dann die dramatische Vertreibung aus dem Paradiese mit dem schwarzbeschwingten, schwertbewehrten Cherub vor der Edenpforte, aus welcher düster dämmernde Strahlen spärlich hervorzucken, gleich verwitternden Erinnerungen das gefallene Menschenpaar verfolgend. Zu den religiösen Bildern aus der späteren Epoche zählt der im Felsengrabe ruhende „Christus", dessen brandigroter Heiligenschein ob dem fahlen Haupte mit der Dornenkrone zu Füßen beziehungsreich kontrastiert. Die blühenden Rosen in dem glasigen Grün der Steingruft geben in ihrem farbigen Gegenspiel mit dem blauen Grund der goldenen Inschrift einen festlichen Akkord, in dem die Auferstehung mit rein künstlerischen Mitteln angedeutet ist, so wie etwa der musikalische Pomp im Trauermarsche der „Götterdämmerung" das Motiv der Welterlösung vorbereitet.

Am königlichsten beherrscht der Künstler nach wie vor das Gebiet der Mythologie, und er weiß in den Schöpfungen der letzten Periode mit gesteigerter Knappheit der Ausdrucksmittel das Wesentliche zu betonen; die „Medusa" packt durch ihre grauenvolle Echtheit stärker als das große Erinnyenbild, das für meine Empfindung einigermaßen gewaltsam wirkt. Durch den kleinen Maßstab erscheint der Erdenrest solcher Entsetzensszenen getilgt, und es bleibt der befreiende Haupteindruck eines koloristischen Erlebnisses haften. So liebt ja auch Albert von Kellers — mehr in den Nerven wurzelnde — Kunst pathologische Vorgänge auf die malerische Essenz zu beschränken.

Unter den Halbgöttern und Waldmädchen, den Faunen und Mänaden begrüßen wir manche vertraute Erscheinung, wie die drei hellenischen Backfische, die einen gefälligen Zentauren mit echt weiblicher Schlauheit als feuriges Reitpferd ausnützen.

Auf den Bildern des letzten Jahres prangt die Stucksche Farbenpracht in arkadischer Heiterkeit; ein tiefes, vollsaftiges Blau, das an

den strahlenden Himmel des Südens mahnt, ist mit dem gesättigten Rot der Mohnblüte, dem Alabaster üppiger Frauenleiber zu rauschenden Feierklängen verbunden. Zur hinreißenden Farbenorgie werden diese jubelnden Akkorde bei dem übermütigen „Frühlingszug" nektartrunkener, blumengeschmückter Griechenpaare, hinter dessen Lenzlandschaft die Ferne veilchenblau verdämmert, während der leichtumwölkte hohe Horizont die Blicke des Beschauers weitet und erhebt. Man vergleiche dieses Bild mit dem früheren „Bacchantenzug", oder die „Spielenden Faune" mit dem kürzlich komponierten „Scherzo", oder man stelle etwa die „Verwundete Amazone" neben „Perseus und Andromeda" vom Jahre 1909, dieses im Feuer edelsten Metalles funkelnde Glanzstück der Ausstellung, und man wird sehen, daß die der Zeit nach „jüngsten" Werke auch am jugendlichsten wirken, daß sie an Frische und Unmittelbarkeit des farbigen Ausdruckes ihre vielbewunderten Vorgänger oft überbieten[1]). Immer sieghafter tritt bei allem raffinierten Können jener naturwüchsige, ungesucht primitive Zug zutage, den schon R. Muther in seiner Geschichte der Malerei hervorgehoben hat, und durch den Stuck gerade in der neuesten Ära so modern erscheint. Fürwahr, wer in der Vollreife seines Schaffens über solchen Überschuß an Kraft und Temperament gebietet, der zählt in der tiefsten Bedeutung des Wortes zu den „Werdenden" . . . .

Als Porträtist ist Stuck verschiedenartig beurteilt worden; über den dekorativen Effekt, den erlesenen Geschmack seiner Bildnisse sind sich wohl die Kunstgenießer einig, aber in dem vor mehreren Jahren entstandenen großen Bilde beispielsweise, das ihn selbst seine Gemahlin porträtierend darstellte, schien die Einheit der Komposition doch nicht so restlos erreicht, wie man es sonst bei Stuck gewohnt ist. Das Problem hat ihn nicht ruhen lassen; auf einem neuen Familienbilde steht er in modernem grauen Anzug, die Palette in der Hand, zur Rechten, und neben seiner Gattin, deren imposante Schönheit in reichem Schmuck wie ein kunstvoll gefaßter Edelstein erstrahlt, malt er diesmal auch das Töchterchen Mary in dem „Velasquez-Kostüm", das die junge Dame in der letzten Sommersezessionsausstellung trug. Sie bildet das Bindeglied zwischen den beiden anderen Figuren, deren Entfernung von einander bei der ersten Version die Aufmerksamkeit einigermaßen zersplittert hatte, und nun ist die

---

[1]) Ein voraussichtlich noch im Laufe dieses Jahres bei Hanfstaengl erscheinendes Prachtwerk, auf das jetzt schon hingewiesen sei, wird ja weiteren Kreisen Gelegenheit bieten, die letzten Kompositionen des Meisters zum ersten Male in Reproduktionen zu würdigen.

schwierige Aufgabe mit einer Virtuosität gelöst, die völlig selbstverständlich wirkt, wie jede große Kunst.

Außer dem Bildnis des Prinzregenten in ganzer Figur begrüßen wir unter den älteren Porträts den geistvoll aufgefaßten Kopf des Generalmusikdirektors Levi mit dem halbdunklen Theaterraum als Hintergrund, dessen diskret angedeutete Lichter in ihrem rhythmisch wiederholten Dreiklang ein so eigenartiges tonmalerisches Leitmotiv ergeben.

Immer neue Zeugen einer schier unerhörten Vielseitigkeit erstehen unter den Arbeiten der mit zielbewußter Hand zusammengestellten Sammlung: der schummerige „Abend am Weiher" mit den weich zerfließenden Konturen, dann „Pips", der wackere Terrier, dessen prächtig modellierter „Akt" sich auf den weißen Stuck-Säulen seiner Vorderbeine gar martialisch aufbaut, so klein er auch vor dem weiten Hintergrund erscheint; der ornamentale, effektvoll umrahmte „Pan" auf Goldgrund, zu dem die Kunstgewerbler beten mögen, und die liebreizend-trauliche „Glühwürmchen"-Idylle, die manches Dichters Höhendrang beflügelt hat.

Wenngleich dieses ganze außerordentliche, der gewaltigen Triebkraft einer schöpferischen Künstlerseele entsprießende Lebenswerk ebensogut Selbstzweck ist wie eine wundervolle Naturerscheinung, so birgt die seltene Verschmelzung von überwindendem Können und unerschöpflicher Phantasie doch eine denkwürdige Lehre. Das jauchzende Evoë der rosenumkränzten Griechengötter kündet: Nicht in der ausgeklügelten Schablone erfindungsarmer Grübler liegt das Heil der Kunst. Aber die neuerstandenen Olympier sind keine blutleeren Hirngespinste eines malenden Poeten, ihre Unsterblichkeit ist W a h r h e i t, und weil sie wahr sind, leben und wirken sie. Es herrscht ein ewiges Gesetz im Reich des Schönen: die Identität des Inhalts und der Form. Auf diesem granitenen Fundamente beruht die unerschütterliche Größe unseres Meisters Franz von Stuck.

August Strindberg: Mittsommer.

Ein ernsthaftes Lustspiel.

Aus dem schwedischen Manuskript übersetzt von Emil Schering.

Fortsetzung.

Fünftes Bild:

Vorm Tiergarten.

Die Tiergartenebene, so zwar, daß man den Zirkus und darüber die Schanze mit dem Glockenstuhl sieht. Rechts ein Zelt mit einem Café; Tische, Stühle, Ladentisch. Das Kasperletheater steht mitten auf der Bühne, aber der Vorhang ist herunter. Volksgruppen hier und dort.

Langbucht (der Fischer) sitzt unter dem Zelt bei einer Tasse Kaffee. Die Frauen Andersson, Sjöström, Lindgren treten ein, festlich gekleidet, setzen sich unter das Zelt und bestellen Kaffee, der von Mia serviert wird.

Frau Sjöström:
Ja, liebes Herz, es war nicht gestern, daß ich nach dem Tiergarten kam. Ich glaube wahrhaftig, es sind fünfundzwanzig Jahre her ... obgleich ich nicht so genau nachrechnen kann.

Frau Lindgren:
Ei, Kreuz, ja, es hat sich so verändert ...

Frau Sjöström:
Aber sieh, da ist Polsruh, denn das kenne ich wieder.

Frau Andersson:
Nein, das heißt Alhambra ...

Frau Sjöström:
Oh, tut es das? Aber da ist die Manege, denn die ist sich gleich geblieben.

Frau Lindgren:
Die heißt Zirkus ...

Frau Sjöström:
Zirkus! Wie wunderliche Namen sie für alles haben! Aber da oben auf dem Berg, was ist das für eine Kirche?
Frau Andersson:
Weiß Frau Lindgren, was das für eine Kirche ist?
Frau Lindgren:
Nein, das weiß ich nicht!
Der Fischer
(schreit): Das ist ein Glockenstuhl, der Glockenstuhl auf der Schanze....
Frau Sjöström:
Ich bin nicht taub, mein Freundchen... Ist das eine Schanze? Eine Festung?
Der Fischer:
Nein, das ist ja „Die Schanze", Hazelius' Schanze, das weiß ich. Hazelius, das ist der General . . .
Frau Sjöström:
Der Herr braucht mich nicht über General Hazelius aufzuklären, denn ich habe eine Schwester, die bei ihm diente, und er ist lange tot und begraben!
Der Fischer:
Das ist doch zu merkwürdig... daß ich mich so irren kann....
Frau Lindgren
(ohne Bitterkeit): Ja, ich höre, daß wir alt sind... und das ist uns über den Kopf gewachsen! — Hier kommt Jugend, die uns Neues lehren kann!

(Die beiden Schornsteinfegerjungen kommen auf Rädern gefahren, zwischen den Tischen bis an den Ladentisch kreuzend. Sie sind frisch gewaschen und fein gekleidet in Sportanzügen.)

Frau Lindgren:
Können die jungen Herren uns sagen, wer die Schanze dort oben gebaut hat?
Der Fischer
(fährt dazwischen): Ist es nicht der kleine Hazelius?
Erster Schornsteinfegerjunge:
Ja, klein ist er freilich, aber er hat das größte Haus in Stockholm gebaut.
Der Fischer:
Sieh, ich hatte doch recht!

Frau Lindgren:
Still Er... (Zum zweiten Schornsteinfegerjungen): Der General Hazelius ist es doch nicht?

Zweiter Schornsteinfegerjunge:
Kennen die Frauen Dr. Hazelius nicht, so ist es eine Schande!

Frau Lindgren:
Es ist keine Schande, alt zu sein, mein Grützkopf ... aber, was sehe ich, was sehe ich ...

Erster Schornsteinfegerjunge:
Die Schornsteinfegerjungen, was?

Frau Sjöström:
Wahrhaftig, wahrhaftig!

Zweiter Schornsteinfegerjunge:
Ja, so geht's! — Wir wollten auf Hasselbacken Mittag essen, aber alle Kellner haben gestreikt.

Frau Andersson:
Das habe ich mein Lebtag noch nicht gehört! Aber die Polizei, kann man nicht nach der Polizei rufen!

Erster Schornsteinfegerjunge:
Warum sollte man das?

Frau Lindgren:
Wenn Dienstboten nicht gehorchen wollen, so muß man streng gegen sie sein ...

Zweiter Schornsteinfegerjunge:
Ja, versuchen Sie's nur! Übrigens haben die Kellner recht!

Frau Sjöström:
Nein, hör' einer den Kleinen an!

Erster Schornsteinfegerjunge:
Ja, gewiß haben sie recht, da sie nur wie Menschen behandelt werden wollen!

Frau Lindgren:
Mein Lebtag hätte ich nicht geglaubt, daß ich so 'was erleben würde! — Aber das sind die guten Zeiten!

Frau Sjöström:
Ja, das sind die guten Zeiten! Denkt Euch, wenn die Mägde einmal anfingen!

Frau Lindgren, Frau Andersson:
Ja, denkt Euch!

Der Fischer:
Die haben bereits angefangen! und ich sage wie der junge Schornsteinfeger hier: Sie haben recht!

Frau Sjöström:
Er, der alte Mann, der am Rande des Grabes steht, er ...

Der Fischer:
Ja, sehen Sie, Frau, das hat seine sehr einfache Ursache; und die ist: meine Tochter dient! — Wissen Sie, was es heißt, einer wunderlichen Frau zu dienen? Entschuldigen Sie, es war nicht meine Absicht, Sie zu verletzen, aber wissen Sie, was eine wunderliche Frau ist?

Erster Schornsteinfegerjunge:
Der Herr muß ein wenig verheiratet gewesen sein!

Der Fischer
(erhebt sich, wild): Ein wenig? Junger Mann, ich bin dreimal verheiratet gewesen!

Zweiter Schornsteinfegerjunge:
War das angenehm?

Der Fischer
(bitter, hohnvoll, aber resigniert): Ob es angenehm war! — Laßt uns von etwas anderm sprechen!

Frau Sjöström:
Ja, besonders mit der Jugend, denn ich finde, es ist eine Schande von einem alten Manne, dazusitzen und schlecht von der Ehe zu sprechen...

Der Fischer:
Habe ich? Habe ich was gesagt?

Frau Lindgren:
Still! Es ist heute Mittsommerabend! ...

Frau Sjöström:
Ja, wir hatten es fast vergessen, und daß wir in den Tiergarten wollten! Wollen wir bezahlen und gehen?

Frau Andersson:
(erhebt sich): Ja, gern!

Frau Lindgren
(erhebt sich): Dann gehen wir!... (Zu Mia): Adieu, Fräulein Mia!
(Die Frauen fangen an zu gehen, nachdem Frau Sjöström bezahlt hat. Schüsse von der Schanze her.)

Frau Lindgren:
Was? Schießen sie da oben?

Frau Sjöström:
Da sieht man doch, daß es eine Festung ist, wo sie schießen! (Zum Fischer.) Er ist ein Schwindler!
(Die Frauen gehen.)

Der Graf
(kommt, setzt sich unter das Zelt).
(Die Schornsteinfegerjungen radeln davon.)

Der Graf
(zum Fischer): Das ist Langbucht, glaube ich?

Der Fischer
(erhebt sich): Ja, Herr Graf!

Der Graf:
Setzt Euch, setzt Euch! (Trocknet die Stirn mit dem Taschentuch.) Es ist warm!

Der Fischer:
Ist nötig fürs Heu, Herr Graf.

Der Graf:
Das ist wahr! Man wird so gewohnt zu klagen, daß .an schließlich über das Gute klagt!

Der Fischer:
Mit Verlaub, so ist es mit jedem von uns ein wenig!

Der Graf:
Nun, Langbucht, du bist alt, und hast es dein Lebtag nicht gerade angenehm gehabt, wie sieht das Leben aus, wenn man älter wird?

Der Fischer:
Ja, was soll ich sagen... es bleibt sich wohl gleich, aber man verliert gleichsam die Erinnerung ein wenig...

Der Graf:
Verliert man die Erinnerung? Welches Glück!

Der Fischer:
Sehen Sie, ich kann nicht sagen, ob es die Augen oder die Ohren sind, die versagen, denn wenn ich das Blatt lese oder etwas erzählen höre, so wird es immer etwas verkehrt...

Der Graf:
So meinte ich es nicht, aber den Kummer, die Leiden, vergißt man die auch?...

Der Fischer
(lächelt ein wenig): Mit denen muß man sich schleppen... Das ist die einzige Art, bei der ich die Beobachtung gemacht habe: wenn ich klage, wird es immer schlimmer.

Der Graf:
Ist es so? Ist es so? — Ja, so ist es! Man muß sich damit schleppen! und nicht klagen!

(Ein Drehorgelspieler ist gekommen, mit Drehorgel und einem Bild auf der Stange. Er ist von einer Alten begleitet, die einen Stoß Lieder trägt. Die Alte tritt an den Grafen heran und bietet aus.)

Der Graf
(mit Schaudern, aber ohne die Lieder anzusehen): Nein, danke, meine Liebe!

Die Alte
(geht zum Fischer): Kauf' Er ein Lied!

Der Fischer:
Wovon handelt es?

Die Alte
(liest vom Blatt): „Von dem entsetzlichen Mord in der Apfelbergstraße, wo ein hochwohlgeborener Graf..."

Der Graf
(erhebt sich und fällt nieder): Halt!

Der Fischer:
Oh, Herr Gott, was ist das! (Eilt zum Grafen hin) Wie ist es, wie ist es? (Zur Alten) Geh, geh, geh Sie ihrer Wege! (Zu Mia) Helfen Sie mir; ein Glas Wasser!
(Die Alte geht; Mia kommt mit Wasser.)

Der Graf
(erwacht aus der Ohnmacht).

Der Fischer
(geht zum Drehorgelspieler und gibt ihm Geld, indem er ihn halblaut bewegt, sich zu entfernen).

Der Graf
(setzt sich aufrecht; und sieht verwundert aus): Ich glaube, ich fiel in Ohnmacht!

Mia:
Oh ja, es ist so warm heute!

Der Graf:
War nicht ein Fischer hier?

Der Fischer
(der den Drehorgelspieler entfernt hat, kommt zurück).

Der Graf:
Sieh, da ist Langbucht! — War nicht noch jemand hier?

Der Fischer:
Hier sind so viel Leute wie am Sonntag in der Kirche. Aber der Herr Graf wollten ja eine Droschke haben? Fräulein, winken Sie eine Droschke her!

Der Graf:
Ja, so war es! Daß man sich nach einer Ohnmacht an nichts erinnern kann...

Der Fischer:
Ist das nicht gut!

Der Graf:
Es wird einem schwarz vor den Augen, und dann ist man weg! Ja, eine Droschke, ja! Nun bin ich ganz wohl, und der Kopf ist leichter als vorher! Das ist wie nach einer Krankheit, wo man gesunder wird als vorher. Leben Sie wohl, Fräulein; und Langbucht, wir treffen uns auf dem Boot!

Der Fischer:
Es war doch ein Glück, daß die Gräfin-Witwe nicht mit war!

Der Graf:
Ja, welches Glück; sie wäre in der Wärme gestorben! Das war ein Glück!

Der Fischer:
Man hat zuweilen Glück!

Der Graf:
Ja zuweilen! (Geht.)

Der Fischer
(zu Mia): Ist es nicht schrecklich, unschuldige Menschen leiden zu sehen?

Mia:
Das war also der Graf?

Der Fischer:
Das war der Sohn, ja, des Ermordeten...

Mia:
Hat Langbucht bemerkt, daß sich alle Menschen hier zu Lande kennen?

Der Fischer:
Hat Mia das auch gemerkt, obwohl sie so jung ist!

Mia:

Muß es wohl! — Ich hatte eine Kameradin, die beim alten Grafen diente, und die sagte zu mir, als die schreckliche Geschichte passierte: rühr an die Sache nicht; es ist für unsern Herrn Grund genug vorhanden, zu strafen!

Der Fischer:

Sie sagte doch wohl nichts Böses von dem Grafen hier; denn der ist ein artiger Mann!

Mia:

Ja, das ist er, ich glaube es, aber — er ist es nicht immer gewesen!

Der Fischer:

Hm! hm! — Denken Sie sich, Fräulein Mia, als ich heute morgen aufstand und die Sonne schien, da fand ich, die Erde sei schöner als je] und die Menschen gleichsam artiger; da sah ich nach dem weißen Herrnhof hinauf, wo zwei recht unglückliche Menschen wohnen; und dann dachte ich daran, wie unschuldig sie leiden; und dann dachte ich: warum kann ich nicht Gutes von Gott glauben! — Wie jetzt das Fräulein von dieser Sache mit dem Grafen spricht, daß er nicht immer gut gewesen ist — da finde ich, es ist ruhig zu leben, denn es gibt Gerechtigkeit! Das finde ich!

Mia:

Ich verstehe, was Er meint; und bemerkte Er, wie der Graf ganz ruhig wurde, als der Schlag ihn traf...

Der Fischer:

Akkurat, ja! ganz als ob er die Rechnung quittiert erhalten! volle Valuta bekommen hätte! Jetzt sprechen wir von etwas anderm, denn da kommt ein Bekannter, oder zwei sogar!

Mia:

Das glaube ich, denn der Steuermann ist mein Vetter!

Der Fischer:

Ich glaube, alle Menschen sind auch verwandt hier zu Lande.

(Steuermann und Maschinist kommen).

Der Steuermann:

Guten Tag, Schwester Mia! Hast du etwas Feuchtes, hier ist es so trocken!

Mia:

Was willst du haben, Lars?

Der Maschinist

(plappernd, schüchtern): Nur ein wenig Wasser, weiter nichts!

Der Steuermann:
Dann komm; heute abend wollen wir was Starkes haben.
Der Maschinist:
Ja, heute abend, wenn wir das Tagewerk getan haben... denn es ist nicht recht, am Tage zu trinken.
Mia:
Was der Meister für ein verständiger Mann ist!
Der Maschinist:
Ja, ich trinke niemals am Tage... niemals, und verheirate ich mich einmal, so koste ich nie mehr was Starkes!
Der Steuermann:
Höre, Mia; das ist für dich!
Der Maschinist:
Denn, sage ich: will man ein Heim haben, so muß man vom Krug abstehen! Eins von beiden!
Der Steuermann:
Das ist ja ein Engel, Mia! —
Der Maschinist:
Nein, ich bin gewiß kein Engel, aber was recht ist, soll recht bleiben.
Der Steuermann
(zu Mia): Sag ihm was, Mia! Was du willst!
Mia:
Still du!
Der Steuermann:
Ja, tu's, denn sonst nimmt er das vom Heim und Krug wieder zurück!
Mia:
Hört er schlecht, daß du so sprechen kannst?
Der Steuermann:
Nein bewahre, aber er stellt sich zuweilen taub!
Der Maschinist:
Ich sagte in diesen Tagen zu meinem Schwager: siehst du, Ludwig, er heißt Ludwig, wer hingeht und sich verheiratet und doch das Junggesellenleben fortsetzen will, der tut nicht recht, denn der Krug ist nicht das Heim...
Der Steuermann
(zu Mia): Wie soll ich dies klar machen! Der Mann wollte ja um dich freien, und ich sollte dabei helfen, aber er fährt ja fest, seh' ich! — Frag ihn nach was von der Maschine, da wird er redselig!

Der Maschinist:
Ist das nicht Langbucht, der da sitzt?
Der Fischer:
Ja freilich ist er das!
Der Maschinist:
Nun, wie steht's denn mit dem Fischen?
Der Steuermann:
Meister! Mia will mit dir sprechen! Sitz nicht da und tu so, als interessiertest du dich jetzt fürs Fischen!
Der Maschinist:
Tu so? Nein, ich tue nicht so, denn das soll man niemals tun! denn das ist nicht recht!
Der Steuermann:
Endlich! Da ist Julius! Und die Reisetasche hat er auch!

Julius
(mit der Reisetasche).
Der Fischer:
Nun, lieber Julius, jetzt ist Er wohl böse auf mich?
Julius:
Nein, Langbucht, ich werde niemals böse! Bange war ich nur draußen bei den Königlichen, aber das ging vorüber.
Der Fischer:
Hat Er ihn denn in Rosenbad getroffen?
Julius:
Sie hatten ja das ganze Haus niedergerissen!
Der Fischer:
Himmelkreuz, hatten sie! Ja, so was kann man ja nicht wissen!
(Der Maschinist ist aufgestanden und fingert verlegen an dem Zelttuch und den Schnüren herum.)
Der Steuermann:
Das ist ein rares Tuch, Meister!
Der Maschinist:
Ich glaube wirklich, das ist vierschaftig; und es steht gut im Leik!
Der Steuermann
(zu Mia): Jetzt hält er auf dich nieder, Mia; leg bei, dann kommt er dicht heran! (Zum Maschinisten.) Und dann die Taljen, solches laufende Gut hast du noch nie gesehen. (Zu Mia.) Hol ein, jetzt, so hast du ihn längs!

Der Maschinist
(ist jetzt an den Ladentisch herangekommen; faßt Mut, guckt in das Büfett hinein und fragt den Fischer): Glaubt Ihr, Langbucht, daß das Bonbons in den Büchsen sind?

Mia:
Ja, das sind es, Maschinist!

Der Steuermann:
Geh doch hinein, so wirst du sehen!

Der Maschinist
(zu Julius): Kann man sich denken, Julius, daß wir heute abend ein neues Boot kriegen werden?

Der Steuermann:
Wie soll Julius sich das denken können? — Frag lieber Mia, ob sie Restauratrize werden will, denn das ist doch das ganze Anliegen!

Der Maschinist
(zu Mia): Ja, ja, ja — das ist es; das ist das ganze Anliegen! (Beißt sich in die Finger.) Ja, nicht das ganze, aber das halbe!

Mia
(zum Steuermann): Ist es Ernst, Lars?

Der Steuermann:
Findest du, daß der Maschinist so scherzhaft ist? — Ernst ist, daß ich Auftrag erhalten habe, eine Restauratrize anzuschaffen, und da ich weiß, daß du ein ordentliches und braves Mädchen bist, so nehme ich dich an. Mehr weiß ich noch nicht!

Mia:
Das ist ja ein Glückstag heute, mehr kann ich nicht sagen!

Der Steuermann:
Ja, das ist es! Aber da kommt das Unglück, Ivar! Wird nie ein Mann aus dem werden!

Ivar
(kommt; den Hut eingedrückt, schmutzig, ausgehungert, mit graugelben Backen; geht auf Julius zu): Sieh da habe ich den Idioten endlich!

Julius
(friedlich): Das ist nicht meine Schuld...

Der Fischer:
Es ist meine Schuld, aber es war nicht meine Absicht...

Ivar
(öffnet die Reisetasche): Hier habe ich endlich das Geld! (Zu Mia.) Kann ich hier etwas zu essen bekommen?

Mia:
Zu essen? Kaffee und Brötchen haben wir!

Ivar:
Das ist kein Essen! Ich muß dann wohl nach Hasselbacken gehen!

Mia:
Aber die Kellner streiken überall, so daß nichts serviert wird!

Ivar:
Streiken sie? Warum ruft man da nicht Militär herbei?

Der Steuermann:
Es ist so schlimm mit dem Militär, Herr, denn das streikt auch. Ich meine — es schwänzt!

Ivar
(verblüfft): Ich verstehe nicht!

Der Steuermann:
Fragen Sie den Korporal hier...

Ivar:
Wo, wo ist er?

Der Steuermann:
Er steht hinter den Büschen da und lauert!

Ivar
(verzweifelt): Ja, so mag er kommen! Ich kann nicht mehr laufen; und ausgehungert bin ich... kann ich mich dort drinnen verstecken?

Der Steuermann:
Der Herr ist mit dem Mund so mutig, der Herr wird nicht fortgehen und sich verstecken. Stehen und kämpfen! Parieren und ausfallen! (Macht eine Fechtergebärde.)

Ivar
(bereit zu weinen): Wie hat man mich gejagt! wie ein wildes Tier; man hat mich begossen, mit Wasser begossen, mich ausgehungert und gedürstet!

Alle
(lachen.)

Ivar:
Und darüber lacht ihr!

Der Steuermann:
Das Herrchen muß nicht weinen; sondern heim zu Papa und Mama gehen, dann kriegt es was zu essen, obgleich es eigentlich Schläge haben müßte!

Ivar:
Schäm' Er sich!

Der Steuermann:
Das habe ich gelernt, Herr, aber das habt Ihr noch zu lernen.

Ivar:
Wie unverschämt er ist.

Der Fischer:
Das, finde ich, kann man nicht sagen!

Julius:
Nein, das muß ich auch gestehen!

Der Konstabler
(erscheint).

Ivar
(zu Julius): Still, Idiot!

Der Konstabler
(zu Ivar): Sieh, da habe ich dich endlich! Sei nicht bange, ich will dich nicht verhaften!

Ivar:
Das wäre mir auch gleich!

Der Konstabler:
Komm und setz dich hierher, so plaudern wir verständig!
(Sie setzen sich auf eine Bank links, so daß sie von den andern nicht gehört werden. Der Maschinist steht während folgender Szene am Ladentisch und plaudert mit Mia. Der Steuermann sinkt in einen bequemen Ruhesessel nieder und zieht eine Zeitung über den Kopf, um ein Schläfchen zu halten. Der Fischer und Julius plaudern leise miteinander.)

Der Konstabler:
Ivar!

Ivar:
Mach mir nun Vorwürfe!

Der Konstabler:
Nein, wozu sollte das nützen! Das würde ja die ganze Sache für dich verderben!

Ivar:

Aber das ist es doch, was du willst!

Der Konstabler:

Im Gegenteil! Aber ich muß durchgehen, was zwischen uns steht, um ins klare zu kommen... Als wir vor sechs Jahren Studenten wurden...

Ivar:

Da hast du mir mit der lateinischen Arbeit durchgeholfen...

Der Konstabler:

Ja! Das war noch die Sitte der Zeit; das wurde sogar für etwas Schönes angesehen, gute Kameradschaft genannt und dergleichen. Ich habe mich später geschämt und es entgelten müssen; aber du trägst eine falsche, auf einem gesetzlich strafbaren Vergehen aufgebaute Würde und überhebst dich... Warte nur! — Wenn aber auch dein Studentenbrief echt wäre, so halten es die Menschen unsrer Zeit nicht mehr für etwas Merkwürdiges oder Achtenswertes, von mehr oder weniger wohlhabenden Eltern eine Erziehung erhalten zu haben... Du bist sechs Jahre im Ausland gewesen, und die vier vorhergehenden hast du in der Provinz gelebt. In diesen zehn Jahren hat sich die Anschauungsweise so geändert, so verbessert, daß du ein Fremdling in deinem Land bist. Ja, vor mir stehst du da wie ein Mensch aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Siehst du, alles, worüber in unsrer Jugend deklamiert und gesungen wurde, und getrunken, das hat man jetzt der Wirklichkeit anzupassen gesucht, und die Menschen haben angefangen, einander menschlicher zu behandeln.... Jaja, wenn man wie du verfährt, wird man zurecht gewiesen! — Jetzt will ich von mir sprechen! — Ich begann wie du, aber ich bekam mit dem Gericht zu tun.

Ivar:

Du hast für mich gebürgt und kamst schlimm davon!

Der Konstabler:

Jawohl! Und dein unbegreiflicher Leichtsinn, die Papiere verfallen zu lassen, ohne mich zu warnen — das war auch Sitte der Zeit! — brachte mich zu Fall!

Ivar

(etwas weicher): Habe ich dich zu Fall gebracht?

Der Konstabler:

Nun, das ist jetzt vergessen! Ich mußte nach Amerika gehen! — Verwöhnt, hochmütig, altmodisch, wie ich war, mußte ich meine ganze Erziehung niederbrechen und mich umschaffen! Es war schrecklich, und Amerika

war für mich ein schreckliches Land, wo ich jedoch viel Gutes und Nützliches gelernt habe! — Nun, ich kam wieder nach Hause; bewarb mich um diese Stellung als Polizeikonstabler und bin bald Kommissar.

Ivar:
Ich kann nicht leugnen, es liegt beinahe etwas Großes...

Der Konstabler:
Ach was, das findest du nur! Hier zu Hause sind wir so weit gekommen, alle Arbeit zu ehren, und man steigt nicht hinab, weil man etwas Nützliches vornimmt, denn alle nützliche Arbeit ist geachtet, wenn man sich nur achtenswert aufführt! vor allem achtungsvoll gegen seinen Nächsten!

Ivar:
Was willst du mir mit all dem sagen?

Der Konstabler:
Ich will als Freund dir raten, mit vierundzwanzig Jahren an deine Zukunft zu denken. So wie du vorgehst, gehst du sicher unter!

Ivar:
Ich habe meinen unbekannten Wohltäter, der mir bis zum Examen hilft.

Der Konstabler:
Ivar, ich kenne deinen Wohltäter, und er hat mir aufgetragen, dir mitzuteilen, daß es mit der Unterstützung aus ist.

Ivar:
Warum denn?

Der Konstabler:
Weil es der Graf ist, und weil der Graf an Bord des Dampfers dein ganzes rohes Auftreten gegen alle gehört hat!

Ivar:
War er das? Dann ist es aus mit mir!

Der Konstabler:
Nein! Aber du hast nicht die Kraft, dich hier zu Hause zu ändern, so reise fort und laß dich ändern!

Ivar:
Nach Amerika?

Der Konstabler:
Das ist die Schule für uns! Aber du kannst auch zu Hause bleiben!

Ivar:
Das heißt, es beginnt heute etwas Neues für mich?

Der Konstabler:

Es sieht so aus! — Aber jetzt haben wir den letzten Punkt! Du bist zur Mobilmachung aufgerufen und bist ausgeblieben — warum bliebst du aus?

Ivar

(unruhig): Das will ich nicht sagen!

Der Konstabler:

Es gibt also einen tieferen Grund, warum du dich drücken willst.

Ivar:

Ich hasse das Militärwesen!

Der Konstabler:

Das tut wohl jeder ein wenig, aber Gesetz ist Gesetz, und Pflicht ist Pflicht, und gegen sein Land...

Ivar:

Ich liebe dieses Land nicht!

Der Konstabler:

Du kennst es nicht! und du hast es niemals gesehen!

Ivar:

Ich will nicht!

Der Konstabler:

Jetzt habe ich erneuten Befehl, dich anzuhalten, und da ich im Verdacht stehe, dich auf dem Klarakirchhof laufen gelassen zu haben, hängt meine Beförderung hiervon ab. Ich muß mich also deiner Person versichern.

Ivar:

Laß mich gehen, auf Ehrenwort!

Der Konstabler:

Auf Ehrenwort?

Ivar:

Ja!

Der Konstabler:

Nun denn, wir haben noch einige Stunden für uns; bleib bei mir, oder geh, wohin du willst, aber triff mich auf der Schanze in einer Stunde. Hast du die Schanze schon gesehen?

Ivar:

Nein! Aber ich werde dorthin kommen! — Sag mir noch eins, bist du Pietist?

Der Konstabler:
Hm! Ja, wenn du so willst; ein klein wenig, zum Hausbedarf, und vor allem zum eignen Gebrauch!

Ivar:
Kannst du verzeihen?

Der Konstabler:
Andern, ja!

Ivar:
Hast du mir wirklich das Böse verziehen, das ich dir getan habe, so daß du dich nicht rächst?

Der Konstabler:
Vollkommen!

Ivar:
Das begreife ich nicht!

Der Konstabler:
Es gibt Dinge, die du nicht begreifst!

Ivar:
Wie kannst du... wie kannst du mit einem Los, wie deins ist, zufrieden sein?

Der Konstabler:
Ja siehst du, das geht nur mit etwas Pietismus, wie du's nennst!

Ivar:
Wo ist die Lebensfreude geblieben?

Der Konstabler:
Welche Lebensfreude? Ich kenne nur eine: ein gutes Gewissen!

Ivar:
Ich meine das Lied, die Freude...

Der Konstabler:
Sprich es nur aus: Wein, Preis des Weibes, Freiheit und der Kram... Dagegen haben wir eingetauscht: etwas Ernst, Pflicht, Arbeit, gesunden Körper, eignes Heim, Krankenpflege, Altersversorgung, Kinderschutz...

Ivar:
Ihr seid so schrecklich ernst geworden — und langweilig!

Der Konstabler:
Für dich und die Deinen! Aber das Leben ist nicht so heiter, und es zu Ende zu leben, ist eine große Kunst!

Ivar:
Es ist, als hätten alle Menschen Katzenjammer...

Der Konstabler:

Ja, unsere Väter berauschten sich, und die Söhne haben den Katzenjammer. — Jetzt aber verlasse ich dich für eine Weile, und du findest dich ein — auf Ehrenwort!

Ivar:

Auf Ehrenwort!

(Der Konstabler geht; Ivar nähert sich dem Steuermann, der erwacht ist.)

Ivar:

Hör Er, Steuermann, ist der Konstabler Pietist?

Der Steuermann:

Nicht die Spur!

Ivar:

Aber er sagte es!

Der Steuermann:

Er scherzte wohl mit dem Herrn!

Ivar

(verblüfft): So! — Sag Er mir eins; warum sieht man keine feinen Leute im Tiergarten!

Der Steuermann:

Es gibt jetzt nur eine Art Leute, weiß der Herr das nicht?

Ivar:

Nein! — Es gibt doch noch Adlige...

Der Steuermann:

Ja, der Maschinist da zum Beispiel ist Edelmann, aber er hat sein von abgelegt, weil er es lächerlich fand.

Ivar:

Ist er Edelmann?

Der Steuermann:

Ja gewiß!

Ivar:

Gibt es keine Herren mehr, die das Land leiten?

Der Steuermann:

Doch, doch! Das Volk, das heißt, alle setzen Reichstagsabgeordnete ein, die Gesetze machen, und die Reichstagsabgeordneten setzen Minister ein...

Ivar:

Was tun die Minister denn?

Der Steuermann:
Die stimmen mit den Reichstagsabgeordneten überein, oder müssen auch gehen...

Ivar:
Es ist so sonderbar geworden, so...

Der Steuermann:
Jaja!

Ivar:
Was sind das für Leute, die dort kommen?

Der Steuermann:
Ja, das ist was zum Nachdenken!

Ivar:
Ist das nicht die Heilsarmee?

Der Steuermann:
Ja gewiß! — Ja, das sind nicht meine Lieblinge, aber sie tun viel Gutes. Die großen Trommeln haben viele Landsleute geweckt, die des Morgens zu lange schliefen!

Ivar:
Aber das ist schauerlich!

Der Steuermann:
Ja gewiß ist es schauerlich, aber — es *ist* schauerlich!
(Ein Trupp der Armee in Uniform; zuerst Männer mit Trommeln, dann Frauen mit Gitarren. Im Nachtrab erscheint eine weiße Mütze.)

Ivar:
Sind auch Studenten dabei?

Der Steuermann:
Ja, warum nicht!

Ivar
(verwundert): Studenten!

Der Steuermann:
Und hier kommen die Goodtempler! Die liebe ich mehr, obgleich ich nicht Absolutist bin!... Habe immer am meisten die Tugenden bewundert, die mir fehlen! Vor zwanzig Jahren gab es nicht einen nüchternen Menschen im ganzen Reich, jetzt gibt es eine halbe Million!
(Der Goodtemplerzug mit Fahnen zieht vorbei. Darunter ein paar Studentenmützen.)

Ivar:
Nützlich ist es gewiß, aber nett ist es nicht!

Der Steuermann:

Es wird desto netter hinterher, wenn wir nüchtern geworden sind! Das wird sehr nett sein! — Dort aber kommen meine Freunde!

Ivar:

Sind das richtige Studenten?

Der Steuermann:

Die sind freilich richtig — und nüchtern. Von betrunkenen Studenten haben wir genug!

(Der Zug der Arbeiter, mit roten Fahnen. Sie bleiben stehen und singen: „Die Söhne der Arbeit".)

Die Söhne der Arbeit.

Mel.: „Auf durch die Luft."

Söhne der Arbeit, schließet euch allen
Brüdern in Süd an, Brüdern in Nord!
Höret ihr nicht, wie mächtig sie schallen,
Über die Welt befreiende Wort?

Aus dem entehrenden
Knechtischen Pfad
Auf zu der wehrenden
Edelen Tat!

Ivar:

Das ist ja fürchterlich! Man kann bange werden!

Der Steuermann:

Jaja!

Ivar:

Was wollen diese Menschen?

Der Steuermann:

Dasselbe wie Ihr und ich, und alle andern! Hört sie an! Sie wissen genau, was sie wollen!

Ivar:

Das ist schrecklich; aber sie haben recht! Dies steht uns also bevor?

Der Steuermann:

Ja, davon kommen wir nicht los! — Dies nennt man das neue Schweden!

Ivar:

Nennt man es nicht das junge Schweden?

Der Steuermann:

Das geht auch! — Still, jetzt kommt Kasper!

(Der Zug der Arbeiter ist gegangen.)

Ivar:
Ich glaube, das ist auch ein neuer Kasper?
Der Steuermann:
Alles ist neu geworden, während Er fort war, Herr!
(Der Mann mit dem Kasperletheater kommt heran; schlägt eine kleine Trommel; seine Alte geht mit einem Teller herum.)
Der Steuermann:
Was wollt Ihr?
Die Alte:
Zahlen! Zahlen! Sie müssen ja doch zahlen!
Der Steuermann:
Zahlen! Soll man denn im voraus bezahlen?
Die Alte:
Jawohl!
Der Mann
(Kasper): Ja, denn sonst gehen Sie, ehe es aus ist!
Der Steuermann:
Der hat nicht geschlafen; versteht seine Zeit und seine Mitwelt! Zahlen! Zahlen!
(Die Anwesenden bezahlen; Leute sammeln sich um das Kasperle-Theater.)
Ivar:
Wenn nur nicht Kasper auch Pietist geworden ist!
Der Steuermann:
Wer weiß! Es liegt so etwas in der Luft!

Eine Slumschwester
(kommt; tritt an Ivar heran und flüstert ihm etwas zu. Der wird verzagt und geht, von der Schwester begleitet.)
Der Steuermann:
Hoho! Jetzt sind wir ihn los!
Der Fischer:
Wenn er nur nicht hingeht und auch Pietist wird!

Luise und Amalie
(kommen, halten sich bei der Hand).
Luise:
Wir sind so froh, so froh!
Der Steuermann:
Was denn, was denn? — Wir sind auch so froh geworden, als der Kandidat abzog!

Luise:
Es ist etwas so Nettes, so Nettes geschehen!
Julius:
So sag's doch, denn wir haben uns recht gelangweilt!
Luise:
Nein, das soll ein Geheimnis sein bis heute abend!
Amalie:
Zwei Geheimnisse!
Luise
(zu Julius): Nun, hast du Ivar getroffen?
Julius:
Ja!
Luise:
Und wie ist er jetzt?
Julius:
Ja, er fängt an, weich zu werden! Svensson, der bei der Polizei, scheint Macht über ihn bekommen zu haben.
Luise:
Wie nett, wie nett!
Julius:
Ja, aber das letzte war rein verrückt: es kam eine Slumschwester und holte ihn.
Luise:
Wohin?
Julius:
Das erfuhren wir nicht!
Der Steuermann
(zum Maschinisten): Hast du jetzt die Scheibe klar gemacht?
Der Maschinist:
Fräulein Mia geht mit uns nachher auf die Schanze!
Der Steuermann:
So weit bist du doch gekommen?
Die Alte
(zu den Neuangekommenen): Zahlen! Zahlen!
Der Kasper:
Bom, bom, bom, jetzt beginnt es! Platz nehmen!
(Alle setzen sich.)

Schluß in der August-Nummer

Julius Hart:
Vom Ursprung der Ästhetik.

Unsere Philosophie und Wissenschaftslehre, und so auch die in ihr eingeschlossene Ästhetik, beruhen auf der Grundvoraussetzung, daß der menschliche Geist so beschaffen ist, notwendig in oder hinter den Erscheinungen und Vorgängen dieser Welt das suchen zu müssen, was deren Eines, Gleiches und Gemeinsames ausmacht. In der Erforschung dieses Wesens oder dieser Idee, oder des Begriffes oder des Ideales, oder des Ursprunges oder des Gesetzes der Dinge, besteht angeblich das gesamte menschliche Erkenntnisstreben, und gleichgültig ist es zunächst dabei, ob diese Einheit als eine metaphysische oder nach Alt-Aristotelischer Lehre als eine den wirklichen Dingen auch wirklich innewohnende Einheit aufgefaßt werden soll, — oder ob ich mit dem Munde der Gegenwart spreche und darin eine nur psychologische Voraussetzung erblicke. Die allgemeine Übereinstimmung geht jedenfalls dahin, daß dieses Suchen nach dem Einen, Gleichen und Gemeinsamen in irgendeiner Weise ein Apriori, eine Urbedingung, eine Notwendigkeit und einen Zwang vorstellt, dem sich der menschliche Geist ganz und gar nicht entziehen kann, dem er notwendig gehorchen muß. Es ist dies eben eine Grundvoraussetzung für uns, d. h. eine solche Voraussetzung, die auf keine andere weiter mehr zurückgeführt und bewiesen werden kann, aber in ihrer unumstößlichen Wahrheit und Richtigkeit uns ganz von selber, unmittelbar einleuchtet.

Unsere ganze Wissenschaftslehre, unsere gesamte Ästhetik stünde auf tönernen Füßen und müßte haltlos in sich zusammenbrechen, wenn diese ihre Urannahmen durch einfache Erfahrungen und Tatsachen widerlegt werden können, wenn sich nachweisen läßt, daß der Mensch ursprünglich solche Einheitsideen keineswegs besitzt oder zu besitzen braucht, daß jener Voraussetzung in der Tat doch noch eine andere erst noch zugrunde liegt und sie an und für sich ganz und gar nicht von selbst einleuchtet. Die bloße Denkmöglichkeit schon, daß unsere Lehre vom Einen, Gleichen und Gemeinsamen in allen Dingen als eine zeitlich-geschichtlich ent-

standene, spät und nachträglich erst gewordene Lehre durchschaut werden könnte, wäre für dieses ganze Dogma vernichtend.

* * *

An den letzten Umkreisen unserer Kulturwelt, zurückgedrängt in die Einöden und Einsamkeiten, von den Zivilisierten unaufhörlich bekämpft und mit Vernichtung bedroht, leben unsere Naturvölker. Man darf sagen, daß sie wissenschaftlich erst in unserer Zeit entdeckt wurden. Die neue Idee des letzten Jahrhunderts, daß das Unvollkommene vor dem Vollkommenen sein muß, konnte allein die Gleichgültigkeit überwinden, mit der bis dahin die zivilisierte Menschheit stets auf den Unzivilisierten herabblicken mußte. Höchstens romantisch-abenteuerliche Interessen und Gefühle brachte sie diesen entgegen, sonst aber waren es arme Wesen, die nichts zu lehren, nichts zu schenken vermochten.

Ein ganz neues Licht fällt auf diese Naturkinder erst mit dem Aufgang der Entwicklungsweltanschauung. Sie werden zu einem Problem. Sie können uns nach diesem Glauben Aufschlüsse über einen Ur- und Vorkulturzustand der Menschheit geben. An ihrer Hand dringen wir ein in die tiefen Geheimnisse eines großen Vergangenheitslebens. Von ihnen erfährt auch der Ästhetiker am ehesten, wie und wozu die ersten menschlichen Kunstwerke entstehen konnten.

Eines ist jedenfalls zweifellos. Das Seelen- und Geistesleben dieser Naturkinder ist gründlich und tief von dem der Kulturmenschen unterschieden. Alle Beobachter und Forscher sind sich darüber einig, wie schwer, wie unmöglich fast es für uns ist, daß wir uns in ihre Vorstellungswelt hineinleben, und es hat diese für uns vielfach etwas völlig Sinn- und Verstandloses, durch und durch Verworrenes an sich, Planloses, Zufälliges und Willkürliches. Das, was wir gerade für völlig unmöglich ansehen, das hält das Naturkind nicht nur für durchaus möglich, sondern für ganz selbstverständlich; das für uns ganz Undenkbare, von ihm wird es leicht und bequem gedacht; gelassen setzt es über Grenzen und Schranken hinweg, die wir für unübersteiglich halten. Über das, was wirklich ist, gehen die Anschauungen von Natur- und Kulturmensch völlig auseinander, und zunächst gibt es wohl kaum eine Brücke des Verständnisses zwischen einem Menschen, in dessen Welt überall und in jedem Augenblick Wunder und Zaubereien geschehen, dessen ganzes Dichten, Trachten und Sehnen auf den Besitz solcher

Wunder- und Zauberkräfte gerichtet ist, — und dem anderen, dem Kulturmenschen, für den der Begriff Wunder und Zauber gerade völlig zusammenfällt mit den Begriffen des durchaus Unmöglichen und Unwirklichen.

Wenn es für uns ganz sicher und zweifellos feststeht, daß sich kein Mensch augenblicks in einen Bären oder sonst in ein Tier verwandeln kann, aus dem Munde von Naturkindern erfahren wir, wie es ebenso sicher und zweifellos für sie feststeht, daß solches sehr wohl möglich und ganz und gar das Natürliche ist. Wir sagen, ein Baum ist ein Baum und kann nie etwas anderes als ein Baum sein; Wasser kann und soll nicht mit Feuer, ein Stein nicht mit einem Menschen verwechselt werden, und unsere wichtigste Geistesarbeit ist vornehmlich mit darauf gerichtet, alle diese Dinge und Erscheinungen bestimmt und sicher so auseinanderzuhalten, daß sie eben nicht miteinander verwechselt werden. Wir vermögen deshalb nicht die Gegensätze von Organischem und Anorganischem zu überwinden, und wie Bewegung Empfindung werden soll, gehört für uns zu den Welträtseln. All dieses jedoch unaufhörlich miteinander zu verwechseln und durcheinanderzuwerfen, macht umgekehrt das ganze leidenschaftliche Interesse unserer Naturkinder aus, und unser unüberwindlicher Gegensatz von Organisch und Anorganisch kann für sie gar nicht existieren, und für Dubois-Reymondsche Welträtsel muß ihnen notwendig jede und jegliche Verständnismöglichkeit abgehen. Freilich, im großen Allgemeinen begnügen wir uns noch immer damit, diese Vorstellungen und Ideen unserer Naturvölker einfach aufzuzeichnen und unter mannigfachen Etiketten, wie Animismus, Manismus, Fetischismus, Schamanismus, Totemismus, zu rubrizieren, — und durchdrungen von der Notwendigkeit, einzigen Möglichkeit und Richtigkeit unserer eigenen Weltbilder und grundlegenden Gedanken, vermögen wir ihnen doch nur ein Kuriositätsinteresse entgegenzubringen. Nur mit einem Lächeln, mit gewissen Verachtungen, mit Abscheu auch, als von dem völligen Absurden, hören wir und erzählen wir uns von dem Neger, der angeblich irgendeinen Stein, einen Zeugfetzen, der ihm gerade im Wege liegt, aufgreift und zu seinem Gott macht. Wir sehen in alledem nur reine Fiktionen, Phantastereien und Einbildungen, falsche Anwendungen des Traumlebens etwa, die mit dem Wirklichen nichts zu tun haben . . . und daß wir ihnen irgendwelche Erkenntniswerte, Wahrheitswerte gerade nicht zugeben, erscheint uns selbstverständlich.

Und doch kommt hier gerade alles darauf an, daß wir aus diesen Befangenheiten und Grenzen unseres eigenen Kulturseelenlebens herauszutreten vermögen. Das soll eben der Gewinn der neuen Entdeckung der Naturvölkerpsychologie sein, daß sie uns einen Standpunkt zeigt, von dem aus wir unsere eigenen Vorstellungen und Gedanken von der Welt als uns fremde, neue, besondere und ungewohnte noch einmal wieder betrachten können. Wir müssen die ganze Gewalt und Magie des künstlerischen Menschen in uns anrufen, der von seinem Ich sich loslöst, und freigeworden von all den uns eingeimpften und eingewohnten, selbstverständlichen und selbstgewissen Ideen, welche den eigentlichen Schatz unserer Kultur ausmachen, uns neu hineinleben, uns liebend versenken und aufgehen in die Idee des Wilden, der von all unseren Schulen, Prinzipien, Beweisen, Lehren noch nie etwas erfahren hat.

Mit der ganzen Kraft des Tatsächlichen drängt es sich unserem Bewußtsein auf, daß in dem Kultur- und in dem Naturmenschen sich zwei Exemplare des homo sapiens gegenüberstehen, die vielfach etwas völlig Widersprechendes, Gegensätzliches von der Welt und ihren Erscheinungen aussagen. Und eine einfache kurze Überlegung zwingt uns sehr bald die Überzeugung auf, daß wir ganz und gar nicht imstande sind, weder auf dem Wege der Erfahrung, noch durch irgendeine logische Beweisführung den Glauben unserer Naturvölker und Kinder zu entkräftigen, wonach sich ein Mensch ganz nach Belieben in einen Löwen oder in eine Rose verwandeln kann.

Nach unserem Dafürhalten sind die Weltbilder und Weltideen unserer Wilden durchaus irrig und falsch, und wenn dieser etwa eine Schildkröte mit aller Ehrfurcht begrüßt, weil sie sein verstorbener Vater ist, oder wenn er, um einen Feind zu töten, unter die Rinde eines Baumes Gift spritzt, sehen wir darin weder Sinn noch Zweck. Aber es erhebt sich damit auch in ihrer ganzen Schwere die Frage, wie es denn überhaupt möglich ist, daß der menschliche Geist überhaupt zu so ganz falschen Weltbildern kommt, und alle unsere animistischen, manistischen, totemistischen und fetischistischen Erklärungen erklären in dieser Hinsicht uns ganz und gar nichts. Ist die Wunder- und Zauberwelt unserer Naturvölker so gänzlich anders als die wirkliche Welt, so besteht das erste und wichtigste psychologische Problem darin, zu untersuchen, von welcher Beschaffenheit eigentlich der menschliche Geist ist, daß er an der wirklichen Welt anfänglich und zunächst so völlig blind vorübergeht, und statt ihrer eine durchaus unwirkliche setzt, nur diese Welt seiner

reinen Einbildungen jedoch für die einzig mögliche, wahre, wirklich-wirkliche ansieht. Unsere gesamte heutige Psychologie geht noch immer naiv, unbewußt, durch keine andere Möglichkeitsvorstellung beirrt, bei all ihren Untersuchungen und Behauptungen von den Prinzipien aus, wie sie grundzüglich von der alten griechischen und indischen Philosophie, d. h. von einem Kulturmenschen als Gesetze einer Kulturseele zuerst aufgestellt wurden. Aber durch die Kenntnisse des Geisteslebens der Naturvölker sind wir um reine Erfahrungen und Tatsachen bereichert worden, die gerade jenen prinzipiellen Voraussetzungen zu widerstreiten scheinen. Die Einheit, die hiernach im Denken aller Menschen angeblich bestehen soll, und die sich als Übereinstimmung über die Aufgabe des Denkens wirklich im Denken der Kulturmenschheit aufweisen läßt, suchen wir vergebens, sobald auch die Naturvölkerpsychologie in den Kreis der Betrachtung gezogen wird. Unser ganzes Erstaunen muß sich vielmehr auf die Tatsache richten, daß die menschliche Seele gerade so beschaffen ist, zwei so gegensätzlich-verschiedene Weltbilder, wie die des Natur- und des Kulturmenschen, zugleich als wahr und wirklich behaupten zu können. Was dort bejaht wird, wird hier verneint, und die eine Welt, der eine Mensch berührt uns geradezu wie die vollkommene Umkehrung des anderen.

Gewiß, uns als Kulturmenschen liegt am nächsten die Behauptung, daß natürlich die Welt der Naturkinder eine Einbildungswelt ist, die mit der Wirklichkeit gar nichts zu tun hat. Und da preisen wir es eben als die große Errungenschaft der Kultur, als den Sieg der Wissenschaft, die mit dieser Kultur erst aufblühte, daß sie uns aus der alten Märchen-, Wunder- und Zauberwelt herausführte und die wirklich-wirkliche Welt erst erkennen ließ, durch welche jene gerade als absurde Welt nachgewiesen wird.

Doch diese bequeme Antwort muß nicht notwendig gegeben werden. Sie ist nicht die einzig mögliche, und, indem sich noch eine andere Möglichkeit auftut, ersteht der Geist der Kritik. Die Frage lautet, ob es nicht noch wertvoller für uns sein kann, ob es nicht noch einen erhabeneren Standpunkt bedeutet, wenn wir auch aus unserer Kulturhaut herausschlüpfen, all die überlieferten Selbstgewißheiten und Selbstverständlichkeiten vergessen, und über uns selber hinaussteigend, uns Kulturmenschen mit unserem Kulturdenken nicht mehr als das einzige Maß aller Dinge ansehen.

Wenn der menschliche Geist einmal, und der Wahrscheinlichkeit

nach viele Jahrtausende lang, lauter Weltbilder und Überzeugungen in sich trug, die nach unserer Meinung aller Wirklichkeit spotten, so ist es doch möglich, daß auch unsere Kulturweltanschauung eine so rein fiktive Welt behauptet, die nicht minder unreal ist. Welche von den beiden so gründlich von einander abweichenden Weltvorstellungen, wie sie das Kind der Natur und das der Zivilisation besitzen, wäre denn nun die richtige, und welche die falsche?

Der große Gewinn, der unserer Zeit mit der Entdeckung der Naturvölkerpsychologie zufiel, besteht darnach darin, daß wieder von neuem, ursprünglich, ungewohnt dem Kulturmenschen, der Kulturseele, dem Kulturdenken ein anderer Mensch, eine andere Seele, ein anderes Denken entgegentrat. Zwei Bilder stehen sich gegenüber. Ein Vergleich — ein Gegensatz bietet sich dar. Der Vergleich und der Gegensatz aber sind das eigentlich Fruchtbare für die Steigerungen unseres Sehens und Erkennens.

Jene Einheitslehre nun, welche das Grundprinzip unserer Kulturweltanschauung ausmacht, die Behauptung von der Notwendigkeit der Erkenntnis dessen, was das Eine, Gleiche und Gemeinsame in allen Dingen ist, bedeutet gerade die große Scheidung zwischen Natur- und Kulturmenschheit. Hier fließt der Rubikon, der die beiden Seelenländer von einander trennt. Dort Naturreligion, hier Vernunftreligion. Dort Wunderwelt, hier Gesetzeswelt! Indem diese neue Lehre, dieser Glaube aufkam, vollzog sich im menschlichen Geist eine vollkommene Umwälzung, und die Revolution, die damals vor und in den Morgendämmerungen der Geschichte über die Menschheit kam, war die gewaltigste, größte, folgenreichste, durch welche die ganze Stellung der Menschen zu den Naturerscheinungen mehr als jemals später verändert werden mußte. Es war wirklich etwas wie ein völlig neuer Mensch, der damit den Schauplatz der Erde betrat. Labile Weltbilder verwandelten sich ihm in stabile, und eine starre Gesellschaftsorganisation trat damit auch an die Stelle einer schwankenden, flüssigen. Aus dem Innersten heraus, aus dem Psychologischen, aus einem neuen seelisch-geistigen Wesen des Menschen kam die Umwälzung. Und indem ein anderes Sehen, Empfinden, Denken und Wollen von den Dingen der Welt sich durchsetzte, bildete der Mensch alle Zustände und Verhältnisse in die neue Ordnung um, wie sie der neuen Idee und dem neuen Ideal der Einheit, der neuen Vernunftweltauffassung entsprachen. Damit erst war auch der Keim zur Ästhetik gelegt, zu einer Betrachtung und Anschauung auch der

Kunstwerke und der künstlerischen Vorgänge unter dem Einheits-Gesichtspunkt.

* * *

Wie aber konnte nun diese neue Einheitslehre und damit auch unsere Ästhetik entstehen?

Der primitive Mensch ist ganz und gar von einer magischen Weltauffassung erfüllt und durchdrungen, und all sein Sehnen und Verlangen muß darauf gerichtet sein, in den Besitz der Zauberkräfte zu gelangen. Seine ganze Zauberlehre kann nun keineswegs so ganz auf Laune, Zufall und Willkür gegründet sein, wie wir das nur zu oft behaupten; denn es sind immer dieselben Ideen, dieselben Beschwörungen und Wunderpraktiken, die sich überall auf der Erde zu den verschiedensten Zeiten und bei den verschiedensten, weitest auseinanderwohnenden Völkern wiederholen, und in der Geschichte der Naturwissenschaften selber und der Naturphilosophie haben sie ein langes und zähes Leben fortgeführt. Einer der grundtragenden Gedanken besteht hier darin, daß der Teil wiederum das Ganze ist, und das, was wir Fetischismus nennen, beruht wesentlich mit auf seiner Anwendung.

Über das Tier, von dem man ißt, erhält man Gewalt, und man kann sich in dieses Tier verwandeln. Der Schlangenherr und Schlangenzauberer, der seine menschliche Gestalt mit der einer Schlange zu vertauschen vermag, hat seine Kraft dadurch erlangt, daß er sich mit Schlangengift infizierte. Wenn einer seinen Feind verzehrt, so gehen damit dessen physische und geistige Kräfte und Fähigkeiten auf ihn über. Derjenige versteht die Vogelsprache, der Vögelzungen verspeist. Bald in der Niere, bald in der Leber, im Haar, im Gehirn, im Urin oder im Blut, oder im Herzen oder sonstwo wohnt die Seele, d. h. die Lebens- oder die Verwandlungskraft, der Zauber, dessen man sich bemächtigen muß, um sich selber in dieses andere Wesen umformen zu können. Alle Dinge sind beseelt, tragen eine solche Seele in sich, eine Kraft, auch noch eine andere Erscheinung anzunehmen. Sie sind vielgestaltig, und in der Form eines Steines kann die Form einer Pflanze, im Tier ein Mensch, im Menschen ein Tier, im Wasser eine Feuernatur stecken . . . so wie aus dem Ei ein Vogel hervorgeht.

Dem Zauberglauben unserer Naturvölker liegt nach unserer Behauptung zuletzt nichts anderes zugrunde, als eine naive und primitive Metamorphosenlehre. Dieser Urmensch will eigentlich wohl genau das-

selbe entdecken und in seinen Besitz bringen, was noch heute das letzte Ziel unserer naturwissenschaftlichen Erforschung ausmacht: jene geheimnisvolle „essentia vitalis“, welche nach unserer üblichen Annahme der Ausgangspunkt und Träger aller der zahllos verschiedenen und mannigfachen Erscheinungsformen ist, die sich in Stein und Baum, in Mensch und Tier, in Natur und Geist, in chemische Stoffe und physikalische Kräfte umformen kann. Für unsere heutige Biologie ist z. B. das „lebendige Eiweiß“ eine solche Essenz und die Ursache aller organischen Wesen, — eine „mysteriöse Substanzgruppe, welche die Fähigkeit besitzt, Gleichgeartetes aus unbelebten Nährstoffen entstehen zu lassen, und dabei nach geheimnisvollen Gesetzen zu wachsen, zu wundersamen Organismen sich zu differenzieren, der Form nach unausgesetzt sich zu verwandeln, dem Wesen nach aber ihre Eigenart durch die Jahrtausende hindurch beizubehalten“ (Behring). Für unsere Naturvölker ist nun nicht gerade jenes Eiweiß, — aber ein Bärenzahn etwa oder eine Bärenklaue oder sonst ein Teil des Bärenkörpers eine solche geheimnisvolle Essenz und Substanz, welche die Fähigkeit besitzt, eine Bärenform aus anderen Dingen und Wesen entstehen zu lassen. Ein mit einem Bären-Amulett ausgestatteter Mensch etwa hat damit die Bärenkraft, die Bärennatur, den Bärenorganismus sich einverleibt, kann sich zuletzt auch in eine Bärenform verwandeln, und dabei doch auch seine menschliche Eigenart beibehalten. Diese fetischistische Zauberlehre ist, wie man sieht, nicht gar so tief unterschieden von der Anschauung unserer Naturwissenschaft. Die Vorstellung des Naturkindes haftet nur ganz an den einzelnen Formen und Dingen; es sieht die vielen Wesen, vielen Geister, Seelen, Essenzen, Verwandlungskräfte, und besitzt nur nicht das Bedürfnis des Kulturmenschen, sie alle auf eine einzige mysteriöse Substanz zurückzuführen. Sie macht noch nicht unseren Unterschied zwischen dem Wesen und den Formen, und der Verwandlungsfähigkeit all der einzelnen Dinge ist daher noch gar keine Grenze gezogen. Für die ganz naive unmittelbare Anschauung sind das Ei und der Vogel, das Samenkorn und die Pflanze, die auseinander entstehen und hervorgehen, rein sinnlich gewiß ganz voneinander verschiedene Erscheinungen. Wenn nun aus einem Ei, das nur mit dem Auge betrachtet doch gar nichts Tierisches an sich hat, dennoch ein Tier hervorgeht, — warum soll da nicht auch zuletzt, so denkt das Naturkind, ein Bär sich in einen Menschen, ein Mensch sich in einen Bären verwandeln können?

Eine solche Verwandlungs- und Zauberfähigkeit ist natürlich eine

Macht und Gewalt, ein höchstes Ideal und Verlangen, und der Schamane, der sie besitzt, der berufene Führer seines Stammes. Um so erhabener und mächtiger, in je zahlreichere Gestalten er eingehen kann.

* * *

In diese Welt tritt nun der Schamane aller Schamanen, der Zauberer aller Zauberer hinein, der Verkündiger eines neuen Glaubens und einer neuen Botschaft. Den Sitz des Lebens, die Seele, die Verwandlungskraft, so sagt er, habt ihr an einem falschen Ort gesucht. Nicht Blut, nicht Leber, nicht Urin oder ähnliches ist das Zaubermittel, sondern allein das Wort macht euch zum Herrn über alle Dinge. Die Magie aller Magien ist die Wortmagie. Und nur ein anderes noch kann in dieser neuen Ideenwelt dem Worte gleichgestellt werden und ist wie dieses ein mysteriöses Ur aller Erscheinungswelt: die Zahl.

In seinem Buche „Wirklichkeiten" hat Kurd Laßwitz einmal sehr hübsch dargelegt, wie noch heute im Leben eines jeden Menschen, in den Schuljahren, da er das Rechnen lernen muß, die Stunde des großen Staunens und der Verwunderung über diese eigentümliche Wort- und Zahlenmagie einmal eintritt. Eine Erinnerung und ein Wiederauftauchen des Zeitalters jener entscheidenden Menschheitsumwandlungen, da das erste Kind der Vernunft den Schauplatz der Erde betrat und dieses Zauberwesen von Wort und Zahl entdeckte. Eine Entdeckung, ein Aufmerken und Bewußtwerden, das mit allen den Schaudern verbunden sein mußte, das stets über die Menschheitsseele kommt, wenn plötzlich eine neue Welt vor ihm aufsteigt und sich ihm enthüllt.

Der Mensch erkannte das Wort, und es war etwas so ganz anderes, als wie irgendeines der Dinge der sinnlichen Erscheinungswelt, wie ein Stein, eine Eiche, ein Hund, Leber, Niere, Urin. Die Erkenntnis des Unterschiedes zwischen Wort und sinnlich-wirklichem Ding war das Wesentliche und die treibende Kraft, und darin, daß es als völliges Anderssein dem sinnlichen Sein der Dinge entgegengesetzt werden konnte, schien aller Wert zu liegen. Dieser erste Vernunftmensch konnte völlig übersehen und darüber hinweggehen, daß auch unsere Worte materieller Natur sind; nennt doch selbst ein sonst so guter Materialist, wie Fritz Mauthner, die Sprache ein „Nicht Wirkliches" und stimmt trotz seiner vernichtenden Kritik aller Sprachwissenschaft doch darin überein mit aller Sprachwissenschaft, die stets an dieser Materialität der Worte als etwas Unerheblichem uninteressiert vorüberging und allein das „Sprechen

als Denken" anerkannte. Indem dem Menschen eine besondere eigentümliche Kraft des Wortes bewußt ward, hatte er eine neue Welt entdeckt, anders als die der sinnlichen Erscheinungen, — die Wort-, Denk- und Vernunftwelt. Und die große tragende Tendenz aller kommenden Jahrtausende ging allein darauf hin, zwischen Natur- und Vernunftwelt scharf zu unterscheiden, die Vernunftwelt als Götterwelt über diese zu erheben. Das Wort aber war die Springwurzel, vor welcher sich die Tore dieser Vernunftwelt öffneten, und göttlich nur, insofern es dachte, um so göttlicher, je mehr man seine materiell-sinnliche Natur übersehen konnte.

Worin bestand aber nun eigentlich die besondere Zauberkraft des Wortes, die einmal den Menschen mit so dunklen Schaudern erfüllte und ihn an ein so tiefes, großes Geheimnis glauben machte, dessen Ergründung noch immer unser höchstes Erkenntnisstreben ausmacht?

Eine sehr einfache Tatsache. Dort auf dem Hofe laufen Hühner umher. In lauter verschiedenen Arten und Varietäten. Jedes Huhn anders in Form, Farbe usw. Das eine alt, das andere jung, das dritte eben geboren. Dieses gesund, jenes krank, hier fett, dort mager. Dieses sind die wirklich-sinnlichen Hühner der wirklich-sinnlichen Erscheinungswelt. Lauter mannigfaltige Wesen, keines dem anderen völlig gleich. Aber für jedes einzelne dieser Tiere, wie für alle zugleich kann ich das Wort Huhn setzen, und mit ihm meine ich sowohl das einzelne Exemplar, das ich gerade sehe, wie ich auch alle Hühner der Welt unter ihm zusammenfasse. Das Eine ist schon richtig, daß das Wort Huhn etwas ganz anderes ist, als die Fülle der wirklichen Hühnertiere oder jedes einzelne im besonderen. Es steht diesen scharf unterschieden, gegensätzlich gegenüber. Dort lauter verschiedene Tiere, hier immer ein und dasselbe einzige Wort, dort zahllose Mannigfaltigkeiten, hier ein Gleiches und Gemeinsames. Das Wort Huhn ist zweifellos ein Eines, Gleiches, Gemeinsames für alle wirklichen Hühner dieser Erde.

Die Trennung zwischen einer Wortwelt und einer Naturwelt ist damit eingetreten, der Weg gewiesen zum Grunddogma der neu heraufziehenden Wort- und Vernunftweltanschauung, wonach alles einzig und allein auf die Erkenntnis des Einen, Gleichen, Gemeinsamen, in den Erscheinungen ankommt. Offenbar läßt sich behaupten, daß diese Wortwelt sehr viel ärmer und dürftiger aussieht, als die Naturwelt, und dem ganz und gar unerschöpflichen Reichtum von Dingen hier steht dort eine sehr beschränkte Zahl von Worten gegenüber. Aber zweifellos hat

die Menschheit bisher ganz anders, umgekehrt geschlossen, und die ursprüngliche Annahme sah das Höher und Mehr im Wort. Es umschloß hiernach gleichsam die Vielheit und Mannigfaltigkeit der einzelnen wirklichen Tiere als eine Einheit, und diese Wort-Einheitsvorstellung, dieses umfassende Einheitsgebilde erschien als etwas, das nun noch außerhalb und über den Dingen und Wesen existierte. Es war etwas, das gerade nicht der sinnlichen Erscheinungs-, der Naturwelt angehörte, sondern auf eine noch andere Welt hinwies. Gegensätzlich verschieden traten Natur- und Wortwelt einander entgegen: dort Welt von lauter Vielheiten, Verschiedenheiten und einzelnen Dingen, hier eine Welt des nur Einen, Gleichen, Gemeinsamen.

Der Mensch hatte also eine neue Welt entdeckt und unterschied zwischen einer Natur- und Wortwelt. Das bedeutete aber zugleich eine Spaltung und Trennung innerhalb der Wort- und Sprachwelt selber. Der Mensch lernte anders sprechen, als er bis dahin gesprochen hatte. Dieses Zeitalter der großen und entscheidenden psychologischen Revolution und Umwandlung war vor allem und in erster Linie eben ein Zeitalter einer Sprachumformung. Nicht das Wort selber wurde entdeckt, denn schon immer hatten die Menschen gesprochen, sondern was ihnen zum Bewußtsein kam, war eine besondere eigentümliche Magie des Wortes, kraft deren dieses den Naturdingen gegensätzlich entgegengestellt werden konnte. Das Wort als Begriff, als Abstraktion, stieg nämlich als das Neue, Überraschende im menschlichen Geiste auf, und seine Zauberkraft bestand in dieser seiner Fähigkeit einer abstrakten Seinsauffassung. Ein neues Sprechen, ein begriffliches abstraktes Sprechen wurde der Menschheit zuteil, kam als ein neues Gut und neuer Besitz zu ihr, mußte gelernt, eingeübt werden.

Denn ursprünglich war dieses Sprechen gerade nicht, — das intellektualistische und spekulative Reden in Begriffen und Abstrakten darf und soll eben nicht als ein a priori alles Sprechens, als ein menschheitliches Urerbe angesehen werden, sondern es ist ein Vermögen, welches dem primitiven Menschen noch abgeht, und hier fließt eben jener Rubikon zwischen Natur- und Kulturmensch; und dieses Andersſprechen ist gerade die Ursache, daß die beiden einander nicht verstehen, daß uns das Geistesleben unsrer Wilden so verworren, absurd, kindisch erscheint.

Der Urmensch spricht immer in Bildern und Gleichnissen, rein sinnlich und anschaulich, und das, was wir begrifflich darlegen, beweisen, begründen, das wird bei ihm zu einer Geschichte, einer Erzählung. Wenn

der Kulturmensch eine Philosophie schreibt, „Die Welt als Wille und Vorstellung", so sinnt der Naturmensch Fabeln aus, und unsere Wissenschaft ist hier ein Bericht von Begebenheiten, eine Sammlung von Parabeln, Rätselaufgaben, Anekdoten, eine Ereigniserzählung, ein Mythus. In der ursprünglichen Sprache ist jedes Wort Bild, Zeichen, Ersatz für ein einzelnes, sinnlich-wirkliches Naturding, und der primitive Mensch weiß nur von dieser einen Naturwelt, und die andere Welt, die Welt der Wortbegriffe, des abstrakten Denkens, der Vernunft, hat sich ihm gerade noch nicht enthüllt.

Wenn unsere Sprachwissenschaft nun heute noch darauf fußt, daß alle Worte Begriffe sind, ausschließlich in diesem abstrakten Wesen des Wortes dessen Zweck und Bestimmung erblickt, so muß dagegen gerade angekämpft werden. Sie hat eben die Sprache immer nur mit dem Auge der Wissenschaft angesehen, der ganz besonderen Funktion des Denkens, des vernünftigen Auffassens, des Kultursehens, welche nach dieser Darlegung erst in einem gewissen Entwicklungsmoment des menschlichen Geistes aufkam und möglich wurde. Sie stellte sich als Aufgabe und Zweck die abstrahierende Sprachuntersuchung, und als „Sprachwissenschaft" hatte sie es nur mit diesem abstrakten Wesen der Sprache zu tun. Daher entging ihr völlig die andere Seite und Welt des Wortes, die Welt des Bildsprechens. Verhängnisvoll vor allem auch für unsere Ästhetik, die im Banne dieser Auffassung auch in der Sprache der Kunst, der Dichtung nur eine abstrahierende Sprache erblickte und von vornherein nicht mehr ernstlich zwischen einem wissenschaftlich-begrifflichen und einem dichterischen, sinnlich-anschaulichen Reden zu unterscheiden vermochte. Während das neue abstrakte Vernünftig-Sprechen, das laute Denken in Wortbegriffen durch Philosophie und Wissenschaft ausgebildet wurde, blieb die Dichtung die Zufluchtsstätte des ursprünglichen Bildredens der Menschheit. Für unsere Ästhetik ist es aber gerade notwendig, das Wesen dieses Bildsprechens wieder zu erfassen, und ihre Anschauungen vom Kunstwerk müssen damit notwendig eine gründliche Umgestaltung erfahren. Denn der Unterschied zwischen Dicht- und Denksprache reicht bis in das innerste Leben hinein, und ist genau so weit, wie der zwischen Natur und Vernunft.

Der primitive Mensch, das Kind der Natur sieht sich von einer Welt unablässiger Verwandlungen umgeben, wo in Wahrheit „alles fließt", und nach dem Besitze der Zauberkünste, der Verwandlungskräfte geht all sein Dichten und Trachten. Diese ursprüngliche Zauberreligion

entwickelt sich dahin, daß in einem gegebenen Augenblicke all die Fetische, Blut, Urin, Gehirn, Herz, Leber, Niere, Zähne, Haare usw. zu kleinen und schwachen „Göttern" herabsinken und der Majestät eines neuen und größeren Fetisches und Gottes weichen müssen: dem Worte. Der Wortzauber ist der Zauber aller Zauber. In dieser neuen Erkenntnis und Lehre vom Wort, als dem höchsten und vollkommensten Fetisch, gelangt nun einmal die primitive Zauberreligion zu ihrer höchsten Vollendung, findet hier ihren reinsten, geistigen Ausdruck, — aber in ihr schlummert auch ein Keim und eine Kraft, ist ein Dynamit verborgen, welches den ganzen Zaubertempel der ursprünglichen Menschheit in die Luft sprengt. Und man muß daher unterscheiden zwischen einer älteren Entwicklung, da der Wortglauben vornehmlich noch ein echter Zauberglauben ist, und beladen mit allen den Anschauungen und Vorstellungen, wie wir sie noch heute bei unseren Naturvölkern antreffen, und der jüngeren Entwicklung, der fortschreitenden Bewegung, da die Lehre vom Wort, die neue panlogistische Weltanschauung, sich immer energischer vom Alten losreißt, ihres Gegensatzes zu ihm stets bewußter wird, zu ihm in Feindschaft tritt und schließlich ihre ganze Aufgabe darin erkennt, den ursprünglichen Zauberglauben zu entkräftigen. Wie aus dem Glauben an das Wort als eine Zauberkraft unsere Lehre vom „Absoluten" und vom „Ding an sich" hervorging, wie die Philosophie als die Grundwissenschaft vom Wesen der Begriffe kam, alle Dinge wissenschaftlich systematisiert wurden, — wie aus der Lehre vom Wort die neue Geistes- und Vernunftreligon entstand, welche die Naturreligion und den Fetischismus entwurzelte: das sind alles große Phasen innerhalb der Kulturbewegung, welche den alten ursprünglichen, reinen Sinnenmenschen durch einen neuen Vernunft- und Erkenntnismenschen verdrängte.

Das Wort ist auch ein Atem, ein Hauch. Wenn ein Mensch stirbt, setzt zunächst dieser Atem aus, und für unsere Primitiven, wie für jede naive erste Beobachtung ergibt sich leicht und ungezwungen der Schluß, daß der Atem die Seele, der Sitz und Träger des Lebens ist. Während all die anderen Fetische, die rein sinnlichen Naturdinge, für das heranwachsende neue Kind der Vernunft an Zauberkraft verloren, mußte gerade der Atem zu einem immer tieferen und wunderbareren Rätsel werden, da er mit dem Worte in einer unlöslichen Verbindung steht.

Indien, die eigentliche klassische Heimstätte unserer Welteinheits-

anschauung und des monistisch-absolutistischen Vernunftglaubens, zeigt uns noch in ganz charakteristischer Weise diese Entstehung der Lehre vom Absoluten aus der Verschmelzung von Atman und Brahman: Atman ursprünglich Hauch, Odem, — Brahman ursprünglich Opferspruch, Gebet, also heiliges Wort, Zauberwort.

Aus einem Ei entsteht ein Huhn. Aber aus einem Ei auch immer nur ein Huhn. Ein Ei schließt ein Huhn in sich ein, aber das Wort Huhn umfaßt mit seinem Hauch zugleich alle Hühner der Erde. Und die Abstraktion läßt sich immer weiter treiben, alles, was ist, in einen Wortbegriff zusammendrängen. Das Wort, welches auch ein Atem ist, weist damit nach dieser Annahme, Lehre und Glauben auf eine andere Welt hin, wo alle Dinge geboren werden, wo sie entstehen, auf eine Urstätte und Heimat alles Lebendigen. Aber diese Welt ist eben eine andere, als unsere Naturwelt der sinnlich-wirklichen Erscheinungen, und die sinnlichen Dinge gingen hervor aus einem Urwesen, dessen eigentliche Art und Bestimmung in einer Nichtsinnlichkeit besteht: nämlich aus einem Wortwesen, aus dem Abstrakten.

Nichts weniger als eine ganz neue Schöpfungslehre war damit gegeben, und eine Geistesumwälzung hatte sich vollzogen, so bedeutsam und folgenschwer, als wenn heute alle unsere religiösen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Weltentstehungsideen plötzlich als ganz haltlos, rein aus der Luft gegriffene Fiktionen sicher erkannt würden.

Die Welt ist entstanden aus dem Wort, dem Logos; das Abstrakte, der Begriff ist die Kraft des Schöpferischen, welches die sinnlichen Dinge aus sich hervorbringt. Alle diese zahllosen, mannigfachen Formen sind aus nur einem einzigen für alle demselben Wesen hervorgegangen: dem Begriffswesen. Das war die neue Kosmologie des neuen Vernunftmenschen, mit der er der Naturmetamorphosenlehre des primitiven Menschen entgegentrat. Und damit stehen wir schon im hellen Morgenlicht unserer Kulturgeschichte, die geschriebenen Dokumente liegen vor, nach denen das Wort die Dinge geschaffen hat. Unsere ganze Kulturweltanschauung ist eben darum eine panlogistische, weil sie das Logische, Abstrakte als das Weltzeugerische behauptet, und durch allen Panlogismus klingt das Glockengeläute des Johannes-Evangeliums hin: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dasselbige war im Anfang bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist. In ihm war das Leben . ." Und wir stehen heute noch so sehr im Banne dieses

ursprünglichen Glaubens an eine Zauber- und Schöpferkraft des Wortes, daß uns das Absurde dieses Wortglaubens nicht einmal gleich zum Bewußtsein kommt, daß das Johanneische Wort Viele noch immer wie mit mystischen Schaudern durchrinnt.

Der Begriff, das Wort ist nach dieser neuen Weltanschauung ein Eines, Gleiches, Gemeinsames, Unveränderliches, die betreffenden Naturdinge, für die es steht, sind eine Vielheit, unausgesetzte Veränderlichkeit und Mannigfaltigkeit. Damit ist das Losungswort ausgegeben, die Sturmfahne aufgepflanzt zu dem großen Jahrtausendkampf des Menschen gegen die Natur und die Sinnenwelt. Im scharfen, unversöhnlichen Gegensatz geraten die beiden Welten aneinander: die Seinswelt der Natur, der Vielheiten und Veränderlichkeiten und die andere, die Ursprungswelt des Wortbegriffs, der Abstraktion, der Einheit und des Unveränderlichen. Und während die Natur als Welt des Fluches, aller Niedrigkeiten, Gemeinheiten gebrandmarkt wird und sinkt, steigt immer höher und erhabner die Wort- und Abstraktionswelt, die Vernunftwelt empor. Darin bestand gerade der große Sündenfall, daß das Abstrakte sinnliche Erscheinungswelt wurde, und als das Wort Huhn wirkliche Hühnereier legte, befleckte es sich mit solcher Erbschuld, daß es nur diese eine Erlösung für uns gibt: wir müssen dieser Welt der Natur, der Sinne und Formen, der Vielheiten und Veränderlichkeiten, der Sansarawelt der Täuschungen entfliehen und zurückkehren in die Welt der Abstraktion, der Einheit, der absoluten Unsinnlichkeit. So erwuchs aus dem Glauben an die Zauberkraft des Wortes die Ideallehre unserer Zivilisation und Kultur, das Ideal von der Einheit, Gleichheit und Gemeinsamkeit, dem all unser Streben sich zukehren muß.

Das ist unsere Weltanschauung!!!

Haben wir wirklich noch so viel Grund und Recht, mit Verachtung auf die absurden und kindischen Vorstellungen der armen Neger und Fetisch-Anbeter herabzublicken?

Freilich, man kann mir sagen, daß das noch immer nicht unsere Weltanschauung ist. Ich spreche noch erst von der Entwickelung, die der Glaube an das Wort und die Macht der Abstraktion im alten Indien nahm. Im Denken des Inders erfuhr die abstrakt-monistische Vernunftidee ihre schärfste Zuspitzung und folgerichtigste Durchführung, entfaltete sich rein religiös, und die Verachtung und pessimistische Wertung der Natur- und Sinnenwelt erreichte hier den Gipfelpunkt der Sublimität. Der Europäer war und blieb ein besserer Realist als der Inder, die

Religion konnte hier nie die Wissenschaft so überwuchern wie dort, die Predigt der Weltflucht nicht dasselbe willige Gehör finden, und die Welt der Natur, der wirklich-sinnlichen Erscheinungen ließ sich ein für allemal nicht als eine bloße Täuschung und Fata Morgana in Verruf bringen.

Für unsere europäische Weltanschauung sind noch immer grundzüglich die panlogistischen Ideen der griechischen Philosophie maßgebend, und Plato und Aristoteles bauen den Tempel der Vernunft und Wissenschaft, der trotz aller Umbauten in allen wesentlichen Bestandteilen keine Veränderung mehr erleiden konnte.

Wir hörten schon: die Naturdinge sind angeblich nur eine Vielheit, veränderlich, flüchtig, der Wortbegriff ist das Eine, Dauernde. Den Fluß der Erscheinungen bringt das Wort zum Stehen; und dieses zum Stehen bringende Organ, der „Verstand", das begriffsbildende, sprechend-denkende Organ nur kann erkennen. Die Aufgabe alles Erkennens und Verstehens besteht eben darin, zum Stehen zu bringen, das Ständige, Unveränderliche, Gleiche, Gemeinsame zu „begreifen", und nur das, was eins und gleich ist, kann erkannt, „verstanden" werden, wird zum Stehen gebracht. So dreht sich der tautologische Worttanz im Kreise um sich selbst herum. Durch unser Sprechen, durch unsere Wortbegriffe, unsere Fähigkeit der Abstraktion wird uns die Gewißheit einer noch anderen Welt, eines noch anderen Zustandes der Dinge zuteil, als wie ihn uns die Natur zeigt. Und diese andere Welt, dieser andere Zustand ist allein das wahrhaft Wahre, wahrhaft Wirkliche: die Naturwelt ist Welt der Formen nur, der individuellen sinnlichen und vergänglichen Gebilde, — die andere Welt hingegen, mit der wir durch Wortbegriff und unsere Abstraktionsfähigkeit in Verbindung stehen, die Welt des Einen, Ewig-Unveränderlichen und Unvergänglichen, ist hingegen die Wesenswelt. Und alles kommt daher darauf an, das Natur- und das Formensehen zu überwinden und zu diesem Wesen der Dinge vorzudringen. Darin besteht eben die Aufgabe des Erkennens.

Damit wurde der gordische Knoten geschürzt, den vergebens der Kulturmensch zu entwirren und zu lösen versuchte. Er legte sich selbst eine Binde vor die Augen, um nur nicht die Natur, die Wirklichkeit sehen zu müssen. Zunächst ist das Wort eine Zauberkraft. Der Begriff und die Abstraktion eine Schöpfermacht, welche die Welt hervorbringt. Aber daß durch bloßes Sprechen Dinge entstehen sollen, — das ist eine Idee, die durch die Entwickelung notwendig überwunden werden muß.

Freilich, in der Frühzeit des Wortschöpfungsglaubens, spricht der Zauberer nur ein Abracadabra, er murmelt einen Beschwörungsspruch, und sofort verwandelt sich ein Mensch in einen Stein, oder es entsteht in demselben Augenblick irgend ein Ding oder eine Erscheinung aus dem „Nichts" heraus. Aber je mehr der Panlogismus sich seines Gegensatzes zu der ursprünglichen Natur und Zauberreligion bewußt wurde, — je nachdrücklicher er der labilen Welt der Verwandlungen gegenüber die Unveränderlichkeit seiner Einheitswelt betonte, — je entschiedener die wissenschaftliche Systematik und die Lehre von der Beständigkeit der Arten den primitiven Metamorphosenglauben entwertete: desto verdächtiger wurde auch die Idee von der Umgestaltung des Wortes in eine sinnliche Erscheinung. Die niedrige Herkunft, der trübe Ursprung der panlogischen Weltanschauung aus einer Wortzauberlehre mußte verschleiert werden, dem Bewußtsein entschwand die Kenntnis von der ursprünglichen Entstehung der Lehre aus schamanistischen Vorstellungen. Der Verstand, die Vernunft, das begriffsbildende Organ mußte einmal immer mehr vergöttlicht werden, seine transzendente, andersweltliche Wesensart betont werden, — doch war und blieb er auch ein menschliches Organ, gehörte dieser Naturwelt an, dieser niedrigen, sündigen Erscheinungssphäre, und es kam daher ebensosehr darauf an, ihn zu entgöttlichen und zu erniedrigen.

In Plato entstand für unsere europäische Kultur einer jener Urmenschen, die nach Goethischem Wort Ältestes mit Neuem zu verbinden wissen, und gerade die Kraft eines neuen Sehens aus tiefsten Quellen urzeitlicher Anschauungen schöpfen. In ihm lebte ein ebenso starker, bildredender Dichter, ein ursprünglicher Mythenerzähler, wie ein begriffsbildender Denker, Philosoph; höchstes Abstraktionsvermögen und reine Sinnenintuition. Er löste jenen Zwiespalt, indem er ihn vertiefte, und er beantwortete das Problem, indem er es noch mehr verwickelte, — er beseitigte ein Geheimnis, um ein noch dunkleres an seine Stelle zu setzen. Nicht der Begriff, das Wort selber erzeugt die Weltdinge, — aber unserem Wortbegriff entspricht eine noch ganz besondere und eigentümliche Natur, eine andere, als diese uns unmittelbar gegebene sinnliche Formen- und Erscheinungswelt, — eine Übersinnen- — eine Wesensnatur. Das, was in unserem Verstande die Abstraktionen sind, das existiert in jener Welt als lebendige Erscheinung. Dort wächst „der" Baum wirklich, der zugleich alle unsere Erdenbäume in sich schließt, und die veränderlichen, wechselnden vielen Dinge unserer Erde sind die

trüben, entstellten, verschlechterten Abkommen jener Wesensdinge der Wesenswelt, — der Platonischen Ideen, Urbilder, Urtypen, Urformen. Durch unsere Begriffe, durch Abstraktion und Vernunft erkennen wir sie; es sind die Ideale, zu denen wir hingelangen wollen, und sie spiegeln sich gleichsam in unserem abstrakten Denken wider.

Natur und Vernunft sind identisch, notwendig eins; das verlangt eben das Grundprinzip der Einheitsweltanschauung, das liegt eben im Begriff des Begriffes, der ein Eines, Gleiches, Gemeinsames der Dinge festlegt . . . Nun hat aber der Panlogismus von Anfang an zwei Welten behauptet, — die Naturwelt einerseits, die Wort- und Vernunftwelt andererseits in Gegensatz zueinander gebracht, und gerade ihr Anderssein betont. Nach Plato kann sich daher der Satz von der Einheit des Seins und Denkens nicht schlechthin auf das Sein überhaupt, auch auf unsere sinnliche, wirkliche Erfahrungswelt, sondern nur auf jene übersinnliche, metaphysische Welt seiner Ideen und Urbilder beziehen. Und diese Welt mythischer Gebilde muß eben erfunden werden, damit es die geforderte Einheit von Natur und Vernunft überhaupt geben kann. Diese Einheit ging jedoch nach Plato verloren, als aus der Urwelt der Ideen die Welt unserer Natur entstand, und diese findet das höchste Gut der Einheit nur dann wieder, wenn sie zu ihrem Ursprung zurückkehrt.

So wölbt der Dichter Plato die Regenbogenbrücke über die Kluft des Gegensatzes, welche der begriffsbildende Mensch aufgerissen hat, und die von der Vernunft geschlagenen Wunden muß die Phantasie heilen.

Aristoteles gibt die andere, realistische Antwort, die für unsere Wissenschaft entscheidende. Jener Einheit, Gleichheit und Gemeinsamkeit, welche den Wortbegriff beim ersten Betrachten zu kennzeichnen scheint, dem Einheitsdenken entspricht ein Einheitswesen aller wirklichen Naturdinge. Sie bildet deren immanentes Wesen selber, und als Entelechie geht es durch die gesamte Welt der sinnlichen Erscheinungen. Damit wird denn nun der Sündenfluch von diesen genommen, daß sie nicht so gleich und gemeinsam sind, wie das Wort, das für sie steht; und als das Abstrakte Natur wurde, entgöttlichte es sich keineswegs, nahm es keinen Schaden an seinem Wesen. Die Einheit von Sein und Denken ist in unserer Natur der wirklichen sinnlichen Erscheinungen nachweisbar. Damit stehen wir aber nun eigentlich wieder am Anfang. Die Wort-Einheit der Dinge, die begriffliche abstrakte Einheit ist auch

eine natürlich-sinnliche, zuletzt durchaus greifbare Einheit. Und eigentlich denken unsere aristotelisch geschulten Wissenschaften noch viel phantastischer als Plato. Aus dem geheimnisvollen Zwischenreiche, aus der metaphysischen Welt, steigen die Platonischen Ideen herab, und sind überall ringsum in der Natur verbreitet, durchaus daheim auf unserer Erde, in den Steinen, Pflanzen, Tieren, Menschen, in allem, was da ist. Sie gehören durchaus der Erfahrungswelt an. Daß sie existieren, bezweifelt noch heute nicht der Kulturmensch, der in jenem Zeitalter der großen Geistesumwandelung geboren wurde, und die Weisen streiten sich nur darüber, ob sie sie mit Platonisch-Kantisch-Schillerschem Munde für „Ideen" und „Ideale" erklären sollen, oder ob sie in Übereinstimmung mit Goethe und den naturwissenschaftlichen Geistern sie als Erfahrungen anzusetzen haben. Das unausgesetzte Bemühen und Bestreben aller unserer Wissenschaften aber ist nun, heute wie immer darauf gerichtet, durch immer feinere Analyse, diese aristotelischen Entelechien, diese auch greifbaren, wirklichen sinnlichen Einheiten und Einheit der Dinge zu entdecken, zu jener geheimnisvollen Quelle des Lebens hinzugelangen, wo aus dem Begriff Wirklichkeiten, aus dem Wort Huhn plötzlich wirkliche Hühner entstehen. In dieser oder jener Art sucht jede Wissenschaft die Quadratur des Zirkels zu lösen, ob unsere Chemiker und Physiker nun nach dem „Atom" oder dem „Äther", dem „reinen Stoff" oder „der Kraft" suchen, oder ob unsere Biologen das „lebendige Eiweiß" herstellen, die Zoologen die „Urzeugung", die Ästhetiker die Formenelemente des Kunstwerks entdecken wollen. Mit demselben Munde, mit dem man dieses absolute Sein als „reine Materie" bezeichnet, bezeichnet man es aber auch als „Gesetz", und es ist dann eine Idee, welche von den Meisten doch wieder als etwas Sinnliches gedacht wird. Alle halten ihr Steuer gerichtet auf diese allerdings höchst mysteriöse Substanz von der Art, wie sie Behring uns definiert hat: die sich unablässig verändert und wechselt, eine zahllose Vielheit von Formen vorstellt, und ein ganz und gar Einziges, völlig Unveränderliches ist.

Unsere ganze Wissenschaft weiß, daß ihr vieltausendjähriges Suchen nach der Einheit und all den Einheiten, die sie irgendwie entdecken oder herstellen wollte, vollkommen vergeblich war, daß sie ganz und gar *nichts* erreichte, aber unentwegt will sie dennoch die Fahne der Vernunft und monistischen Weltanschauung aufrecht erhalten. Unsere ganze Wissenschaft gesteht selber, daß sie von einem bösen Geiste immerfort in

der Irre umhergeführt wird und vor lauter unlöslichen Rätseln steht, und resigniert zuletzt damit, daß sie ewig unlöslich bleiben müssen.

Aber sollte die Lösung wirklich so ganz und gar nicht gefunden werden können? Ist sie nicht sehr einfach und liegt sie nicht auf der Hand? War es nicht in der Tat ein böser Geist, der uns Jahrtausende lang immer im Kreise umherführte?

Unsere Darlegung will zeigen, wie in Wahrheit und Wirklichkeit die Grundlagen und Voraussetzungen beschaffen sind, auf denen unsere ganze Kulturideenwelt beruht. Wie ein ganz naives, primitives, unkritisches, steinzeitalterliches Denken uns noch immer befangen hält!

Das Einheitsgrunddogma unserer Weltanschauung behauptet, daß von vornherein notwendig jeder Mensch die Einheitsidee besitzt, und indem der erste Mensch existierte, existierte auch sie. Als Voraussetzung aller Voraussetzungen ist sie selber voraussetzungslos, leuchtet aber jedem ganz von selber und unmittelbar ein.

Unsere Darlegung will hingegen zeigen, daß sie ganz und gar nicht von vornherein aller Menschheit erb- und eigentümlich ist, daß sie ungezählte Menschen nie gekannt haben und nicht kennen, und daß sie als eine neue Lehre in einer für uns allerdings noch vielfach dunklen geschichtlichen Zeit erst entstand.

Unser Einheitsdogma ist keineswegs voraussetzungslos, sondern beruht auf der Voraussetzung, daß unseren Wortbegriffen, unseren Wort- und Begriffseinheiten eine Wirklichkeitseinheit, sei es nun eine natürliche oder eine übernatürliche, eine stoffliche oder ideelle Einheit als Wesenseinheit entspricht, und daß aus ihr erst unsere Gegenwartswelt der vielen einzelnen Formen hervorging, und daß jene schließlich den „Gott" aller Dinge bildet.

Diese Behauptung ist aber keineswegs unwiderleglich, sie leuchtet auch ganz und gar nicht von selber ein, — sondern eine vieltausendjährige Erfahrung beweist uns ausschließlich nur, wie wenig sie von selber einleuchtet, wie ganz und gar unfaßlich sie ist, und daß jeder und jeglicher Versuch, solche Einheit und Einheiten theoretisch zu beweisen oder sinnlich-anschaulich darzustellen, vollkommen scheiterte.

Die Grundannahme unserer Weltanschauung ist eine reine Fiktion, eine Fata Morgana, eine Behauptung aufs Geratewohl. Aber indem der Mensch sie als Wahrheit glaubte, legte er sich selber eine Binde vor, und die „andere Welt", die Welt seiner Abstraktionen schob sich als ein undurchdringlicher Nebel vor die wirkliche Welt seiner Sinne. Sie

gerade wurde zum Mayasschleier, der ihm diese verhüllte, und die unausgesetzte Vertauschung von wirklichen Dingen mit Wortbegriffen wurde für ihn zur Ursache von lauter Verirrungen und sinnlos-unfaßbaren Behauptungen, unlöslichen Rätseln.

* * *

Und so entstand auch die Ästhetik, als Kind dieser neuen Einheits- und Vernunftweltanschauung. Es soll gezeigt werden, wie sich damit der Kulturmensch um die Welt seines künstlerischen Schaffens betrog, sie sich selber zerstörte, — wie er damit den Schleier um seine Sinne wob, daß er die Welt seiner künstlerischen Bilder nicht mehr zu erblicken vermochte, und ihre Bedeutung, ihren Sinn nicht mehr fand. Ein ästhetisches Sehen setzte sich an Stelle eines künstlerischen, statt der Kunstformen sollte ein Kunstwesen geschaffen werden. Kunsterscheinungen wurden durch den Begriff Kunst widerlegt, und der Ästhetiker behauptete, daß seine „Ideen" erst die wahren und vollkommenen Schöpfungen seien, und die wirklichen Gebilde des Künstlers sollten zuletzt durch diese überwunden werden. Der Grundirrwahn dieser unserer Kulturlehre von der Kunst bestand darin, daß statt wirklich-sinnlicher naturhafter Werke, wie sie der Künstler hinstellt, ein Homunkulus-Werk, ein begrifflich-vernünftiges Kunstwerk von einem Ästhetiker theoretisch hergestellt werden müßte. Nur indem uns völlig klar diese Irrlehren unserer Ästhetik von einem Kunstwesen zum Bewußtsein kommen, erschließt sich uns der wirkliche Lebenssinn der Erscheinungswelt unserer Kunst. Dann aber wird uns als Erlösung auch zuteil werden, daß eine scheinbare Vernunft gerade von jeher die Quelle unserer Leiden war, weil sie uns eben um die reinen Empfindungen unseres Seins betrügt; und all die Hemmungen und Schranken und unüberwindlichen Grenzen, unsere Natur-, Kunst-, Sittengesetze usw. werden sich uns enthüllen als das, was sie wirklich sind: als reine Imaginationen und Fiktionen, die aber darum so schwerer als ein Alptraum auf uns liegen. Damit aber wird ein wahrhaft freier Mensch entstehen und eine neue Welt um sich erblicken, entlastet von dem Fluch der Sünde, welche erst von dem Vernunftmenschen in sie hineingetragen wurde.

Paul Schüler:
Der Mann im Spiegel.

Er hatte es deutlich gesehen. Sie lachte ihn zwar aus und sagte: es sei sein Spiegelbild gewesen; er solle sich nicht lächerlich machen und sie mit seiner Eifersucht verschonen. Aber wenn er es doch gesehen hatte! — Wie gerne hätte er ihr geglaubt. Und er probierte einmal, zweimal, dreimal, ob sie recht haben könnte. Er öffnete die Tür zu seinem Zimmer, während die Tür von diesem zum Schlafzimmer seiner Frau zu einem Viertel geöffnet war. Und wie er nun von draußen in sein Zimmer trat, da sah er in der Tat den Spiegel in ihrem Schlafzimmer, diesen entzückenden, von Ebenholz umrahmten Spiegel, vor dem die kleine Frau so gerne saß. Und in dem Spiegel sah er sich selbst. Gewiß. Gut und schön. Der Mann im Spiegel machte alles nach, was er vormachte, wie man das von einem gewissenhaften Spiegelbild nicht anders erwarten kann. Er kam ihm entgegen, wenn er vorwärts ging, und wenn er zurückging, dann ging auch der Mann im Spiegel zurück. Akkurat wie er. Aber das war es gerade. Der Mann, den er an jenem Abend in dem halbdunklen Zimmer gesehen hatte, der war ihm nicht entgegengekommen, als er in seine Stube trat. Der hatte ein paar Schritte zurückgemacht, als die Tür knarrte, und zwar sehr schnell. Ja: das hatte er ganz deutlich gesehen.

Und wieder lachte die kleine Frau und erklärte ihm rund heraus, er sei ein Esel. Er habe ja gar nichts erkennen können; so dunkel sei es gewesen an jenem Abend. Und wer's denn gewesen sein solle? Das blonde Weibchen sah ihn übermütig an. O, wie reizend sie war! Und wie ihn nach ihrem Munde verlangte! Es machte ihn ganz wirr. Er stockte; er stotterte. Ja, wer es war, das hatte er natürlich nicht sehen können. Dazu war es allerdings nicht hell genug gewesen. Aber nach den Umrissen zu schließen, konnte es kein anderer gewesen sein als Leuthold. Die kleine Frau schlug ein helles Gelächter an. So herzlich hatte er sie noch nie lachen hören. Leuthold — sein Freund Leuthold — der Doktor Leuthold! Nein, der wäre denn doch der Letzte. Da wurde Max etwas kleinlaut. Nun, Leuthold sei doch ein hübscher Mensch, und sie habe doch selber ge-

sagt, daß so ein großer Blonder ganz ihr Fall sei. Aber da umarmte sie ihn und küßte ihn und sagte ihm, daß er ein kleiner Narr sei, und daß sie ihn sehr lieb habe. „Ja, aber —" sagte er. „Aber, aber — was denn noch für ein Aber?" „Die Schritte. Ich habe jemand gehen hören. Ganz deutlich." Und er habe doch keine Sinnestäuschung. Oder ob sie ihm einreden wolle, daß er den Verstand verloren habe.

So fing es an. Mia sagte es dem Doktor Leutholds. Der kam und sah ihn sich an. Er fand ihn schlecht aussehend und fragte, ob er im Geschäft Sorgen habe. Ja, die hatte er allerdings. Schuldner, die auf der Kippe standen und ihn in Atem hielten; Preisrückgang; Lieferanten, die ihn im Stich ließen; Kunden, die auf Lieferung drängten und mit Schadensforderungen drohten. Kein Wunder — meinte der Doktor —, daß er nervös sei. Er solle ein paar Wochen ausspannen und verreisen. — Als wenn das so ginge! war die Antwort; er könne nicht fort; er sei unentbehrlich. „Unentbehrlich ist niemand" — versetzte Leuthold. „Erst kommt die Gesundheit und dann das Geschäft. Du gefällst mir nicht. Du bist überarbeitet. Sonst würdest du dir nicht einreden, daß ich und deine Frau—." Max wurde rot. „Ein hübscher Sparren, mein Junge," fuhr Leuthold fort. „Wenn ich nicht ein so gutmütiges Luder wäre und dein Freund und dein Arzt, ich würde dir jetzt zwei Hörner aufsetzen, so groß wie die Siegessäule. Weiß Gott, das würde ich."

Dann fragte er ihn, ob er das Schauspiel Galeotto kenne. Da reden die Leute so lange über zwei Menschen, bis die beiden wirklich miteinander etwas anfingen.

Nach diesem Gespräch fühlte er sich erleichtert und wie von einem Druck befreit. Er ließ Leuthold nicht fort; der mußte zum Abendbrot bleiben. Seine Offenheit hatte etwas Bezwingendes. Seine Treuherzigkeit hatte ihn entwaffnet. Er war vergnügt, wie seit langem nicht. Sein Frohsinn wirkte auf Mia zurück. Ein Sektpfropfen knallte. Die Stimmung war heiter bis zur Ausgelassenheit. Es fehlte nicht an Anspielungen, die er lachend über sich ergehen ließ. „Ihr habt gut reden," meinte er. „Niemand ist so übel dran, wie ein armer Ehemann. Der hat nichts zu gewinnen, der hat nur zu verlieren. Genau wie in der Schule der Primus: Der kann auch nur herunterkommen." „Prost Primus!" rief der Doktor; und „prost mein kleiner Othello!" rief Mia. „Nun gebt euch mal einen Kuß," sagte Max mitten im besten. „Ach was!" sagte Mia und wurde rot. Der Doktor lachte. „Leuthold, du

willst nicht?" rief Max. „Das ist nicht gerade schmeichelhaft. Ich biete ihm die Wange meiner Frau, und er weigert sich. Los, Kinder: sonst glaube ich ernstlich, ihr habt was miteinander." Da taten sie es denn. Wie Bruder und Schwester sich küssen. Ohne eine Spur von Befangenheit. Und dann saßen sie wohl noch eine Stunde gemütlich beieinander.

Aber später, als er im Bett lag, kam ihm ein Gedanke, der ihn quälte, der in ihm wühlte, der immer wiederkehrte, so oft er ihn auch verwarf und von sich wies. Wie, wenn diese Offenheit nur eine Falle war? Wenn dieses biedere Gebaren nur den Zweck hatte, ihn in Sicherheit zu wiegen? Wenn diese blauäugige Treuherzigkeit nur die geschickte Maske eines Verräters war? wenn die Erwähnung des Galeotto nichts weiter war als ein kluger Schachzug, als ein raffiniertes Mittel, um seinen Argwohn einzuschläfern? Man stieß ihn auf einen ähnlichen Fall mit einer Ehrlichkeit, die besagen wollte: Dahin kann es kommen, wenn man zwei Menschen in Verdacht bringt; bei mir und deiner Frau ist so etwas natürlich ausgeschlossen.

Ja, warum denn ausgeschlossen? Leuthold war auch nur ein Mensch. Daß er Mia gern hatte, das hatte er oft genug gesagt. Eine ganze Tonleiter von Gefühlen stand ihm zur Verfügung, wenn er von ihr sprach. Sie waren Freunde, langjährige Freunde. Nun ja. Aber seit wann ist Freundschaft ein Bollwerk gegen Liebe, Wallungen des Bluts, Ausbrüche der Leidenschaft? O nein, Komödienspiel, und wenn es noch so glänzend war, sollte ihn nicht täuschen.

Er erhob sich und machte Licht. Leise bewegte er die angelegte Tür, bis er den Spiegel sehen konnte. Und wieder suchte er sich zu vergegenwärtigen, was wohl an jenem Abend gewesen war. Vorwärts ging er und ging zurück, wie er es schon so oft getan. Und gehorsam folgte der Mann im Spiegel seinen Bewegungen. Bewegungen, die nicht von seinem Körper ausgingen, sah er n i c h t. Vergebens suchte er sich vorzustellen, daß der andere, den er an jenem Abend zu sehen vermeinte, nichts weiter war, als das Bild eines leblosen Gegenstandes oder eine Kombination von Schatten, die in dem halbdunkeln Zimmer ihr Wesen trieben. Und wieder und wieder machte er, bloß mit dem Hemd bekleidet, seine wunderlichen Übungen: nur von dem einen Wunsche erfüllt, daß dieser entsetzliche Spiegel ihm endlich — so oder so — Gewißheit gebe. Zwei Schritt vorwärts — zwei zurück. Zwei vorwärts — zwei zurück. War es damals so wie heute, oder war der Mann im Spiegel seine eigenen Wege gegangen?

„Was hast du?“ rief Mia. Er hatte, ohne es zu wissen, laut gestöhnt und mit sich selbst gesprochen. Nun verhielt er sich still und kroch leise in sein Bett zurück. Sie rief: „Max.“ Er antwortete nicht. Mochte sie glauben, er habe aus dem Schlaf gesprochen.

Doktor Leuthold kam jetzt öfter als früher. Denn — sagte er zu Mia — für so harmlos könne er die Sache nicht ansehn. Er kam, auch wenn Max noch nicht zu Hause war, und ließ sich von ihr alles bis ins Einzelne berichten. Ihn selber fragte er, wie er sich fühle. Ob er Herzklopfen habe? Ja, das hatte er. Schwindel? Auch Schwindel. Und Kopfschmerzen. Und manchmal Ohrensausen und manchmal Flimmern vor den Augen. Leuthold machte ein ernstes Gesicht und sagte Beiden, daß alles, was Aufregung heißt, unbedingt zu vermeiden sei. „Als ob das so ginge!“ brummte Max. Er fuhr fort, heimlich vor dem Spiegel seine wunderlichen Exerzitien zu machen. Aber statt der lang ersehnten Beruhigung bescherte ihm das tückische Glas nur neue Qualen und Leiden. Er sah bleich und elend aus. Die Augen hatten ihren Glanz verloren. Er war um Jahre gealtert. Er hätte den Spiegel zerschlagen mögen, der ihm sein entstelltes Gesicht zeigte. Er vermied es, mit Bekannten zusammenzukommen. Denn sie ließen es sich nicht nehmen, ihm mit allen Zeichen des Entsetzens zu versichern, daß sein Aussehen miserabel sei. Anfangs ertrug er das still und traurig; aber dann wurde er heftig und ausfallend, so daß die Leute anfingen, über ihn den Kopf zu schütteln. Ihm graute jedesmal vor dem Augenblick, wo er in sein Zimmer trat und in den Spiegel sah. Aber lassen konnte er es nicht. Es zwang ihn immer wieder hineinzusehen. Schließlich gestand er seiner Frau, daß es so nicht weiterginge: er könne und wolle seine Fratze nicht mehr sehen, und sie möge das Biest von einem Spiegel fortnehmen oder verhängen. Er weinte, als er das sagte. „Armer Kerl,“ sprach Mia und fuhr ihm streichelnd über das Haar.

Tags darauf kam der Doktor und erklärte ihm von neuem, er müsse fort. Aufs Land in ein Sanatorium. Veränderte Umgebung und kaltes Wasser würde ihm gut tun. Denn das sehe er wohl ein, daß es die höchste Zeit sei, etwas für sich zu tun. Ja, ja — murmelte Max —, ich sehe es ein. Bei sich aber dachte er: sie wollen mich nur los sein. Sein Argwohn verließ ihn keine Stunde. Hinter jeder Bewegung, hinter jeder Äußerung witterte er ein geheimes Einverständnis. Früher war er pünktlich mit dem Glockenschlag zu Hause. Jetzt kam er, wenn man ihn nicht erwartete. Mia erschrak, wenn er so urplötzlich vor ihr stand:

bleich, gespannt und fast enttäuscht, wenn er den Anderen nicht bei ihr antraf.

An einem trüben, nebligen Tage, als er wiederum zu ungewohnter Stunde seinem Hause zustrebte, sah er vom anderen Ende der Straße her, dort, wo das Ufer war, einen Menschen auf sich zukommen. Ebenso hastig wie er und gleichfalls in einen weiten, braunen Mantel gehüllt. Sonst pflegte er selber den Uferweg einzuschlagen, wenn er vom Geschäft kam, während er zum Geschäft hin linker Hand vom Haus den Weg durch den Park benutzte. Heute ausnahmsweise hatte er diesen Weg als Rückweg gewählt. Warum, das hätte er selber nicht zu sagen gewußt. Und nun kam ihm vom Ufer her dieser Mensch entgegen. Der Nebel erlaubte nicht, die Gegenstände genau zu erkennen. Sollte es Leuthold sein — dachte er und beschleunigte den Schritt, um früher an der Haustür zu sein als der andere. Der ging gleichfalls schneller. Als sie nur noch wenige Schritte auseinander waren, da merkte er, daß der andere nicht Leuthold war, sondern —: er prallte zurück, so entsetzte er sich. Dem andern erging es ebenso. Einen Moment verharrten beide regungslos. Dann machten sie gleichzeitig einen Schritt vorwärts, und nun standen sie dicht voreinander: Auge in Auge; unfähig, ein Wort herauszubringen. Nie wieder hatte er sein gelbes, zerquältes Gesicht gesehen, seitdem man den Spiegel verhängt hatte. Jetzt sah er es, vom Grauen entstellt, so furchtbar deutlich, wie wenn da mitten auf der Straße ein Spiegel stände.

Er wandte sich nach der Tür. Die Hand zitterte so, daß er den Schlüssel nicht in das Schlüsselloch brachte. Es drängte ihn, sich nach dem anderen umzuschauen. Aber stärker war das Grauen. Noch einmal — das fühlte er — würde er seinen Anblick nicht ertragen. Es gelang ihm schließlich, die Tür zu öffnen. Er stürzte ins Haus und schlug sie krachend hinter sich zu. Oben bei seiner Frau fand er den Doktor. Ihm war, als wenn sie die Köpfe zusammengesteckt hätten, und nun, bei seinem Eintritt, auseinanderprallten. Auch waren die Hände sehr nah beieinander. Sie waren anscheinend verlegen. „Laßt euch nicht stören," sagte er und lachte. Aber es war ihm, als wenn da ein anderer sprach und lachte. Er erkannte seine Stimme nicht wieder. „Wie siehst du denn aus!" rief Mia. „Kinder," sprach er — aber ihm war ganz trocken im Hals, so daß er Mühe hatte, zu sprechen — „Kinder: sagt es mir, wenn ihr mich betrügt. Ich verlange nicht von meiner Frau, daß sie mir treu ist. Aber d a s kann ich als Ehemann verlangen, daß

sie mir's sagt, wenn sie mich betrügt." Mia ersuchte ihn, nicht so geschmacklose Scherze zu machen.

Am nächsten Tag hatte der Doktor eine längere Besprechung mit ihr. Er sagte, er stehe für nichts, wenn jetzt nicht etwas Ernstliches geschehe. „Ja" — sagte Mia: „es wird täglich schlimmer mit ihm." Sie brach in Tränen aus. „Ach Gott," schluchzte sie: „ich bin ja so unglücklich." Leuthold nahm ihre Hand und streichelte sie. Und sie barg den heißen Kopf, wie Schutz suchend, an seiner Brust. „Man muß Geduld haben," meinte er: „es ist eine Krankheit, wie jede andere." „Er quält mich zu sehr," sprach sie: „ich fürchte mich vor ihm." Leuthold sprach ihr Mut ein. Er fuhr ihr über das blonde Haar und küßte sie auf Stirn und Wange. Es könne alles noch gut werden — meinte er. Sie schlug die Augen zu ihm auf: hilfesuchend, willenlos.

Das Sanatorium war beschlossene Sache. Max war mit allem einverstanden. Er sprach wenig und brütete meist dumpf vor sich hin. Der Tag der Abreise kam heran. Abends zehn Uhr ging der Zug. Am Nachmittag telephonierte Mia an Leuthold. Es war von der Zeit der Abreise die Rede. Max war im Nebenzimmer, hörte, wie sie zehn Uhr sagte, und dann in Abständen ein paar abgerissene Ja's; und dann glaubte er zu hören, wie sie leise die Zahl elf nannte. Die Zahl elf ließ ihn nicht los. Sie bohrte sich ihm ins Hirn wie ein Dolch. Er litt entsetzlich.

Um halb zehn sagte er seiner Frau Adieu. Sie wollte ihn zur Bahn bringen. Aber er duldete es nicht. Ein Abschied an der Bahn sei ihm schrecklich — meinte er. Ein letztes Wort — ein letzter Kuß: und er nahm seinen Koffer und fuhr zum Bahnhof. Aber er reiste nicht ab. Er ließ den Zug abfahren, gab den Koffer beim Portier ab und wartete. Anderthalb Stunden wartete er. In einer bis zum Fieber gesteigerten Unruhe. Dann machte er sich auf den Weg. Er wählte den Parkweg, der in gespenstischem Dunkel lag. Die Luft war mit feuchten Nebeln gefüllt, die den Atem benahmen und die Brust einschnürten. Je näher er seinem Hause kam, desto rascher ging er. Eine Uhr schlug halb zwölf. Er rannte, er sprang. Als er an die Ecke seiner Straße kam, war er vollständig atemlos. Er hatte nur eine Vorstellung: die erfüllte ihn, wie das Wasser den Krug füllt.

Weit und breit kein Mensch, der sich über die Eilfertigkeit des späten Wanderers hätte wundern können. Erst kurz vor seiner Haustür sah er einen, der ihm entgegenkam. Vom Nebel umwallt; eilfertig wie er; in einen weiten Mantel gehüllt, genau wie er. Er wollte schreien. Aber

die Stimme versagte. Er hatte keinen Atem. Die Knie zitterten ihm. Mit letzter Kraft öffnete er die Haustür. Krachend fiel sie ins Schloß. Aber die Tür zur Wohnung ging nicht auf. Der Schlüssel wollte nicht gehorchen.

Mia bekam keinen geringen Schreck, als sie, dem Geräusche folgend und nur mit einem losen Überwurf bekleidet, die Tür öffnete und ihren Mann ohnmächtig auf der Schwelle liegen sah. Zitternd am ganzen Leibe lief sie in ihr Zimmer zurück, indem sie mit heiserer Stimme zusammenhanglose Worte ausstieß. Leuthold ahnte mehr, als daß er verstand, was geschehen war. Sie liefen nun beide nach draußen und trugen den Bewußtlosen in das Zimmer: an dem verhängten Spiegel vorbei auf das Lager, das man soeben verlassen hatte.

Religiöse Grundgedanken und moderne Wissenschaft. Eine Umfrage.

XXI.

Geheimer Regierungsrat Dr. Paul Sorauer, Professor, Universität Berlin:

Ihre geschätzte Anfrage betreffs des Verhältnisses der modernen Wissenschaft zu den religiösen Grundgedanken kann ich durch den Hinweis auf die in meinem Handbuch der Pflanzenkrankheiten (III. Aufl., Bd. I, S. 28, Berlin 1909, Paul Parey) niedergelegten Ansichten über die Erblichkeit beantworten.

Es heißt dort „die Erblichkeit ist ein mechanisches Muß, eine notwendige, überall vorhandene Folge der Struktur der organischen Substanzen.

Sobald man die organische Substanz, ebenso wie die anorganische, als eine Atomvereinigung betrachtet, die ihren Charakter, also ihre spezifischen Eigentümlichkeiten dadurch erhält, daß die Atome in den Molekülen in verschiedenartiger Lagerung und Schwingungsform sich vorfinden, dann stellt alle Substanz den Gleichgewichtszustand bestimmter Bewegungsformen dar. Wenn man auch nicht die unzähligen Kombinationen der molekularen Schwingungen präzisieren und nicht die aus den verschiedenen Lagerungsverhältnissen sich ergebenden Spannungen und anderweitigen mechanischen Folgen konstruieren kann, so darf man doch jeden organischen Aufbau als die Folge einer Summe ganz bestimmter, einander bedingender Kombinationen molekularer Bewegungen bezeichnen."

Nennen wir das kleinste Teilchen einer organischen Substanz ein „Biogen", so würden wir sagen, daß jedes Biogen vermöge seines bestimmten molekularen Aufbaues einen individuellen Charakter besitzt, der als der Ausdruck einer Summe bestimmter Bewegungsformen in-

folge des Beharrungsvermögens konstant bleiben muß. „Diese Beständigkeit ist eine mechanische Notwendigkeit; denn eine jede Bewegung verharrt in der vorhandenen Form so lange, bis eine andere Kraftäußerung sie modifizieren wird, und jede Substanz, die doch der Ausdruck und Träger der Bewegung ist, verharrt in ihrer Form und ihren Merkmalen, bis andere Einwirkungen molekulare Umänderungen veranlassen."

Die Biogene, gleichviel ob sie in Form von somatischem oder embryonalem Plasma auftreten, bilden so viel verschiedene Einheiten, als es Individuen gibt; also so viele Arten Plasma, als Organismen vorhanden sind, und diese Eigenart des Protoplasma bleibt, bis andere Kräfte, andere Eingriffe eine dauernde molekulare Umlagerung bedingen. Die Schwingungsformen, welche ein Biogen darstellen, kommen im embryonalen Plasma am lebhaftesten zum Ausdruck und teilen sich den im Stoffwechsel neu in ein Molekül eintretenden Atomen mit und erhalten somit dessen Charakter.

„Dieses Beibehalten der molekularen Bewegungsform in der neuen Generation ist Erblichkeit." Träger der Erblichkeit ist also jedes Biogen, wo es sich im Organismus auch befinden möge; aber die Erblichkeit kommt nur an den Neubildungsherden zum Ausdruck. In dieser Weise deuten wir die Wiederholungen der Gestaltungsvorgänge in den aufeinanderfolgenden Generationen der Organismen. In diesem Sinne beurteilen wir auch die Theorien der Biologen, wie sie in der Annahme der „Gemmulae" von Darwin, in den „Plastidulen" Haeckels, im Keimplasma von Weißmann, im „Idioplasma" Naegeli's und in den „Pangenen" von de Vries zum Ausdruck gebracht sind.

Die Erblichkeit wohnt überall, denn sie gehört zur Natur einer jeden Substanz, die eine „Drei-Einheit" darstellt. Denn, wie wir auch die denkbar kleinsten Teilchen der Substanz auffassen und benennen wollen, so sind wir doch darin einig, daß die verschiedenen Arten der Substanz nur dadurch zustande kommen, daß diese kleinsten Teilchen durch ihre, ihnen innewohnende Bewegung in eine bestimmte Gruppierung gelangt sind. Jede Gruppierung hat eine gewisse Gestalt, und so sehen wir, daß mit der Qualität einer jeden Substanz auch eine spezifische Gestalt verbunden sein muß. Die Kräfte, welche die kleinsten Teilchen zur bestimmten Lagerung zusammengeführt haben, sind nicht verschwunden, sondern augenblicklich im Gleichgewichtszustand gebunden.

Also jedes kleinste Teilchen der Substanz ist auch noch äußerungsfähig oder funktionsfähig. So gehören zum Wesen der Substanz die Begriffe der Qualität, der Gestalt und der Funktion. Niemals ist eine Eigenschaft von der anderen getrennt denkbar. Aufgabe der Naturwissenschaft ist es, die Beziehungen der verschiedenen Substanzformen zu einander zu studieren.

Also die Substanz selbst trägt in sich ihre eigenen Gesetze, und der Stoffe „Hassen und Lieben" sind absolute Notwendigkeiten. Es regiert überall ein „mechanischer Imperativ". Für eine vorbedachte Zielstrebigkeit, für den Neovitalismus ist bei dieser Anschauungsweise kein Raum. Jede neue Substanzänderung, jede neue Gestaltung und Funktion ist nur die notwendige Folge des Zusammenwirkens der vorhandenen Zustände mit den neu hinzukommenden Faktoren. Zufall und Willkürlichkeit gibt es nicht, sondern nur unsere augenblickliche Unkenntnis des Zusammenhanges.

Unsere Theorie des mechanischen Aufbaues, die sich auf das Gegebene, auf die unserer Wahrnehmung zugängliche Substanz stützt, würde auch zulassen, daß die seelischen Äußerungen der Organismen als notwendige mechanische Leistungen des Apparates angesehen werden; aber diese Theorie berührt nicht die Frage nach der Herkunft der vorhandenen Substanz.

Ein Urteil über diesen Punkt ist Sache des Glaubens, da wir Positives darüber nicht wissen. Je nach seiner individuellen Anlage wird ein Mensch überzeugt sein, daß nur eine persönliche Allmacht die vorhandene Substanz mit ihrem ineinandergreifenden Kräftespiel hervorzurufen vermag, während ein anderes Individuum sich mit der Anschauung begnügt, daß die Substanz an sich das allein Vorhandene ist, und daß die in ihrer Existenz begründete Differenzierung zur Gestaltung der augenblicklich als Elemente angesprochenen Gruppierungen und deren Kombinationen geführt hat.

Aber die Beschäftigung mit der Frage des „Woher" ist nicht Sache der Naturwissenschaft, welche sich nur mit der Tatsache des Vorhandenseins der Substanz zu beschäftigen hat und deren gegenseitige Beziehungen klarlegen soll.

Die Verbindung dieser Studien mit dem religiösen Gedanken ist keine unbedingte Notwendigkeit. Der Mensch ist nur geneigt, wenn

er an der Grenze seines Könnens und Wissens angelangt ist, im Gefühle der eignen Unvollkommenheit zu seinem Troste eine vollkommenere Welt sich zu konstruieren. Damit betritt er aber das Gebiet der Spekulation, wohin die Naturwissenschaft nicht zu folgen hat; denn ihr Gebiet ist das Experiment.

Aus dieser Trostbedürftigkeit des Menschen hat sich der religiöse Gedanke als eine Notwendigkeit herausgebildet, und je nach der Verschiedenheit der Menschen sind die Religionen verschieden, ebenso wie der Moralbegriff je nach Entwicklung der menschlichen Gesellschaft wechselt. Auch die Moral gehört nicht unbedingt zur Religion, und es ist sehr gut auch ein sittlicher Aufbau der Gesellschaft denkbar, ohne daß religiöse Anschauungen mitsprechen. Maßgebend wird aber immer sein, daß ein Gleichgewichtszustand zwischen den egoistischen Ansprüchen der einzelnen, die Gesellschaft bildenden Individuen hergestellt wird.

*   *   *

Aus der hier entwickelten Anschauung würde sich ergeben, daß alle Menschen mit ihrem Denken endlich an ein verschlossenes Tor kommen, nämlich zu der Frage nach dem „Woher" der vorhandenen Substanz. Hier wissen wir nicht, sondern glauben. Dieses Schicksal teilen die Monisten mit den Dualisten, die Atheisten mit den Deisten.

Welcher Weltanschauung sich ein Individuum zuneigt, hängt von dem persönlichen Empfinden ab. Der Eine sucht den Trost in einem, auf den Grundlagen der naturwissenschaftlichen Erkenntnis sich aufbauenden philosophischen Systeme, der Andere findet seine Beruhigung, seinen innern Gleichgewichtszustand in einer auf Offenbarung beruhenden Religion. Stets aber ist festzuhalten, daß die Naturwissenschaft nur diesseits des verschlossenen Tors, also auf dem Gebiete des Sinnlich-Wahrnehmbaren sich zu bewegen hat, indem sie die Gesetze der vorhandenen Substanz feststellt. Dies kann in gleichem Maße von jedermann geschehen, gleichviel, welchen Standpunkt er betreffs einer metaphysischen Welt einnimmt. Daher können wir ebenso korrekte gottgläubige wie gottleugnende Naturforscher haben.

Die Erforschung der Naturgesetze bleibt die Basis für die Entwicklung der Menschheit. Der Erweiterung der naturwissenschaftlichen Erkenntnis suchen die philosophischen Systeme sowohl, als auch die offenbarten Religionen sich allmählich anzupassen.

Also streben wir, die Gesetzmäßigkeiten in der Natur weiter zu erforschen. Wer aber jemals sich bemüht hat, diesen Weg zu wandeln, wer jemals angefangen, die Natur in ihrem Walten zu beobachten, der empfindet auch Liebe zur Natur, und diese Liebe wirkt werbend in immer weiteren Kreisen. Deshalb können wir unbesorgt sein: die Zahl der Anhänger der Naturwissenschaften wächst.

In dem Maße, als der Mensch erkennt, wie gesetzmäßig die Fäden in der Natur ineinandergreifen, erweitert sich bei ihm auch der Gedanke, daß er als ein Glied des Ganzen unter bestimmten Gesetzen der Gegenseitigkeit steht, die auch im Gesellschaftsleben existieren und respektiert werden müssen. Er lernt die Ansprüche seines Nebenmenschen achten und die Notwendigkeit gegenseitiger Duldung verstehen.

Paul Sorauer.

Fortsetzung in der August-Nummer

Rundschau.

Goethe-Tage in Weimar und Lauchstedt.

Für einen jährlichen Beitrag von zehn Mark erwirbt man die Mitgliedschaft der Goethe-Gesellschaft. Ich will nicht behaupten, daß mit diesem Tribut, wie wir ihn noch vielen anderen Vereinigungen unseres gesegneten Deutschland entrichten, eine besondere Beziehung zu Goethe hergestellt wird, und man darf ruhig über diese Vereinsmeierei und ihren alljährlichen Niederschlag in Weimar lächeln, was wir als gescheite Leute übrigens schon selbst besorgen. Was wir da treiben? Das offizielle Programm verheißt uns einen Festvortrag von wechselnder Güte über das unerschöpfliche Thema „Goethe und ...", eine Festvorstellung im Hoftheater von leider immer gleicher Qualität, ein gemeinsames Festessen von unsagbarer Beschaffenheit, das durch Festredner aus Pflicht oder Neigung verlängert oder verkürzt wird.

Zwischen diesen vorgeschriebenen Veranstaltungen bleibt nicht viel Zeit. Die erste freie Stunde wird dem Allerheiligsten gewidmet; wir stehen in Goethes Arbeitszimmer, wir sehen in sein Sterbezimmer hinein, und wir bemerken, wie wenig zum Arbeiten und zum Sterben gehört. Oben sind die Familien- und Empfangsräume mit ihrem kleinen Luxus, mit dem vornehmen Maß von notwendiger Repräsentation, mit den Sammlungen des Hausherrn aus allen Gebieten des Wissens und der Kunst, die sich unter der letzten Direktion Kötschau zu ihren ursprünglichen Bestimmungen zurückgeläutert haben, und wir bemerken, wieviel zu einem Leben gehört, das in langer Dauer nicht einen Augenblick still gestanden hat. Man besucht das behagliche Wittumspalais der Großherzogin Amalia, oder man fährt schnell zum Schlößchen Tiefurt, um sich vorsichtig durch die Miniaturräume zu winden, die die Rokokolaune einer überaus vergnügten Hofgesellschaft mit den überflüssigsten und reizendsten Spielereien in Lack, Porzellan, Alabaster, Papieren und Broderien erfüllt hat. In der Hauptsache aber amüsiert man sich. Man trifft sich immer wieder, schüttelt sich immer wieder die Hände, beschenkt die Damen, die sich hier sehr sicher fühlen, mit Blumen und Komplimenten über ihr gutes Aussehen auch nach den durchwachtesten Nächten; denn vor allem wird hier gekneipt, bis der Mond über Goethes weißem Gartenhause aufgeht und Goethes Park still mit seinem Glanze füllt. Das ist nun kein Aberglaube; ihm gehören die Gestirne, die rauschenden Bäume, die leisen Wellen der Ilm, die feinen Nebel auf Erlkönigswiese. Es hat nie ein Mensch mit solchem Nachdruck gelebt, um sich seine Umwelt so zu eigen zu prägen. Dieses großen kleinen Reiches ist er der

Allumfasser, der Allerhalter, und nach einem schönen Worte von Angelus Silesius dient der Fromme seinem Gotte immer, auch wenn er nur sein Gläschen trinkt. Ob wir nach Weimar pilgern, nach Mekka, Lourdes oder Sadagora, die gut eingeführten, beglaubigten Wallfahrtsorte erregen alle eine ähnliche Fröhlichkeit, stimmen uns alle eine Oktave höher, und wenn wir die Snobs, die einmal mitlaufen, immer wieder in einer hochmütigen Enttäuschung abfallen sehen, so geschieht es, weil wir vor ihren Augen nicht feierlich genug daherschreiten, weil wir uns der sanften Ausgelassenheit einiger Ferientage anspruchslos hingeben. Trotz bezahlter Mitgliedschaft, Generalversammlung und Kassenbericht, trotz erhöhten Zimmerpreisen, erschwerten Hungerstillungen, verwünschten Kellnern bleibt Weimar seiner Sache so sicher, daß das Profane sich von selbst verstehen darf.

Diese letzte Pilgerschaft endete mit einem neuen reizenden Finale, weil wir einen Wallfahrtsort wieder entdeckten, der seine Heilskraft von Weimar bezogen hat. Es ist das Badeörtchen Lauchstedt zwischen Halle und Merseburg. So etwas Friedliches, Zierliches, geruhsam Einladendes habe ich nur im Fränkischen und Schwäbischen, zwischen Main und Neckar gesehen, wo gewisse Badenestchen, an die der große moderne Verkehr nicht heran kann, die feine aristokratische Haltung des 18. Jahrhunderts gewahrt haben. In Lauchstedt hat sich gewiß sehr wenig geändert, seitdem der Erfinder der Hoffmannstropfen den Ruhm seines „martialischen Gesundbrunnens" verkündet, seitdem die verschollenen Merseburger Herzöge und die sächsischen Kurfürsten über das architektonische Bild und die Erziehung der vorhandenen Natur zur geselligen Freundin entschieden haben. Da steht das alte erzbischöfliche Schloß mit dem fast quadratisch geschnittenen Teich zu seinen Füßen; da führt die alte Promenade, deren Steifheit im Laufe der Jahre zu gemäßigter Wildheit sich auswachsen durfte, nach der ernst und einfach gefaßten Quelle, und man kann sich sehr leicht vorstellen, wie die sächsischen Adligen und die Leipziger Professoren vielleicht zu verschiedenen Stunden, ganz gewiß jede Partei auf ihrer Seite, mit Anmut oder mit Würde dahinschritten, um die erwünschten Wirkungen des Brunnens spazierend abzudämpfen. Zwischen dem Schloß und dem Badehäuschen erhebt sich auf einem freien Platze der einfache längliche Bau des Theaters, im Jahre 1802 von dem Weimarer Theaterdirektor Goethe an Stelle einer unwürdigen Bude gesetzt, gegen die sich sogar das keimende Standesgefühl der damaligen Schauspieler empört hatte. Eine Sommerdirektion war damals kein ominöses Unternehmen, nur die großen Städte oder Residenzen konnten ständige Bühnen unterhalten, und die Weimarer Truppe durfte in Lauchstedt eher als in Weimar auf ein empfängliches Publikum rechnen, das sich auch vor ein literarisches Experiment der Olympier mit dankbarem Respekte setzen ließ. Man sah sie da mit ehrfürchtiger Scheu leibhaft unter dem Volke wandeln, wie Joseph von Eichendorff in seinen Jugenderinnerungen berichtet. Die Hallenser Studenten warfen zwar mal Kirschkerne gegen

einen unbeliebten Darsteller, aber sie brachten ihrem Schiller auch eine Musik nach der ersten Aufführung der „Braut von Messina". Die jungen Leute kamen mit ihrem Enthusiasmus, sie konnten die großen Stunden der Literatur besser schlagen hören, als die normalen Zuschauer am Weimarischen Musensitze selbst, wo es die ganze Woche klassisch herging. Dieses Lauchstedt schien Goethe auch würdig genug, um dort die Totenfeier für Schiller zu veranstalten. Nur wenige Jahre hat das neue Theater geblüht, das so große Daten in seiner kurzen Geschichte zu verzeichnen hatte. Im Laufe des 19. Jahrhunderts verfiel es zur Ruine. Man stützte sie von außen und von innen; der seit 1815 preußisch gewordenen Polizei genügten diese Aushilfen nicht, und ihre Bedenken wegen der Feuersicherheit waren nicht übertrieben, konnten sich doch Zuschauer und Schauspieler kaum vor dem eindringenden Regen schützen. Das Verantwortlichkeitsgefühl und die Freigebigkeit eines Hallenser Bürgers, des Geh. Kommerzienrates Dr Lehmann, hat diese Reliquie nun gerettet; er ließ sie von den Architekten Wolf und Lehmann so wiederherstellen, wie sie aus Goethes Händen im Jahre 1802 hervorgegangen ist. Wir treten in einen länglichen Raum von angenehmsten Proportionen, der der Bühne gegenüber mit einem Halbkreis abschließt. Über dem Parkett gibt es nur einen Rang, eine Art Umgang, der nicht überlastet, der nichts verdeckt. Auf dem Proszenium und an der Decke bescheidene Malerei, sonst kein Stuck, keine Plastik, nichts, was die zweckmäßige Einheit des Raumes unterbricht. Das Muster eines Bühnenhauses im kleinen, wie Bayreuth im großen, mit seiner landschaftlichen Lage, mit seiner Vergangenheit, und was nicht unwichtig, mit seiner Abgelegenheit ein Festspielhaus von Bestimmung, unverlassen von einem genius loci, den wir bei besonderen und seltenen Gelegenheiten anrufen dürfen. Der Lauchstedter Theaterverein hat das erneute alte Haus in seine Hut genommen und diesmal die Goethegesellschaft, die in dieser Hinsicht nicht eben verwöhnt von Weimar kam, mit wohlgewählten Gastgeschenken empfangen. Dr Emil Milan leitete die Vorstellungen; er eröffnete mit Goethes „Was wir bringen", dem liebenswürdigen kleinen Weihefestspiel von 1802, versuchte sich tapfer an dem gewaltigen Bruchstück der „Pandora" und schloß mit der tief üppigen, hier etwas vertändelten Poesie von Faustens und Mephistos natürlichem, sehr natürlichem Bruder „Satyros", der gewiß noch eine Bühnenlaufbahn vor sich hat. Der künstlerische Leiter, dem Ludwig Hofmann und van de Velde aus ebenso viel Laune wie Stilgefühl die Dekorationen stifteten, zeigte sich des Ortes und der Gelegenheit würdig. Er erstritt seinen Erfolg nicht mit berühmten oder bekannten Namen, sondern er verpflichtete sich den Enthusiasmus der Jugend, die frischen Kräfte von Dilettanten, Theaterschülern, ganz jungen Schauspielern, die der Sache geistig teilnehmend und vor allem aus Freude dienten. So wurde Lauchstedt in seiner idyllischen Verborgenheit wieder entdeckt als eine Kultstätte, die sich in richtiger

Pflege auch wieder zu lebendig wirkender Kulturstätte verjüngen kann.

Arthur Eloesser.

Zur „Weinprobe" van der Meers.

Kürzlich hieß es, in einer Londoner Auktion sei ein unbekanntes Bild des Delftschen van der Meer aufgetaucht, und alle Kenner- und Sammlerherzen Europas begannen lauter zu klopfen. Es sollte sich zwar bald zeigen, daß bei dieser Meldung, wie das so auf dem Kunstmarkt leider gelegentlich vorkommt, ein kleiner Irrtum mit untergelaufen war; denn der „Vermeer" stellte sich bei näherer Besichtigung als die Arbeit eines — Schülers von Greuze heraus (!). Indessen die Erregung, mit der die Kunde aufgenommen ward, ist bezeichnend genug für die Leidenschaft, mit der unsere Zeit diesem Meister huldigt. Auch er war einst halb vergessen (wie Rembrandt im achtzehnten Jahrhundert), bis Bürger-Thoré ihn ans Licht zog. Dann schnellte er im Hui zur höchsten Sprosse der Wertschätzung und bald auch zu märchenhaften Preisen empor. Nicht weniger als 425 000 Mark hat der Berliner Sammler James Simon vor drei Jahren für den „Brief" bezahlt, eines der wenigen beglaubigten Werke Jans, die von den dreiundzwanzig, die wir überhaupt kennen, noch im Handel waren. So weit wir heute von der kopierenden Genrekunst abgerückt sind, die sich an van der Meer selbst, an de Hooch, an Terborch geschult hat, wir lieben die zarten Wunder dieses Delfter Meisters, der die gleichgültigsten Dinge und Szenen durch die Zauber seines Lichtes zu gemalter Poesie verklärt, wir lieben den juwelenhaften Reiz seiner Interieurs wie das leuchtende Pleinair der unvergleichlichen Ansicht seiner Vaterstadt im Haager Mauritshuis, wir lieben den berückenden Klang und die Delikatesse seiner Farbe, seine von keinem andern je erreichte Fähigkeit, die kühlen Töne des geliebten Hauptakkords Hellblau, Weiß und Zitronengelb in die gesättigten Harmonien helldunkler Stuben einzuordnen. Er führt als glorreicher Bannerträger jene dritte Epoche der holländischen Malerei des siebzehnten Jahrhunderts, die nach der soliden Tüchtigkeit der Anfangszeit und der stürmisch-erdhaften Volkskraft der Hauptperiode als eine gleichsam „gesellschaftliche Kunst" dem sieg- und erfolgreichen, stolzen und wohlhabenden Bürgertum der großen Handelsstädte zum Schmuck ihrer vornehm-sauberen Häuser diente. Aber vom Meister aller Meister, von Rembrandt her, übernahm Jan van der Meer in die zierliche Anmut dieser Kabinettsmalerei die erlösende moderne Lehre vom Licht.

M. O.

Italienische und englische Liebesbriefe (nebst ferneren europäischen Liebesbriefen), gesammelt und mit einer Einleitung herausgegeben von P. Seeliger. Leipzig, Zeitler.

Es fehlt der Sammlung an Einheitlichkeit, nicht weil die Liebesbriefe der verschiedenen Zeitalter und Nationen so sehr verschieden geartet wären, sondern weil der Heraus-

geber in der Verlegenheit zu viel aufgenommen hat, was nicht eigentlich hierher gehört; denn wer denkt an den freundschaftlichen Briefwechsel wohlgesinnter Eheleute, wenn man von „Liebesbriefen“ spricht? Andererseits fehlen so charakteristische Stücke wie Thackerays Briefe an das „Braune Haus“.

Aber auch so enthält das Schatzkästlein wahre Perlen: neben weltberühmten Briefen wie denen Byrons und der Brownings oder vor allem der Portugiesischen Nonne, Kierkegaards Jugend- und Ibsens Altersbriefen die ergreifenden Zeilen der Ella Brahe an Gustav Adolf. Kulturhistorisch am ergiebigsten sind, wie gewöhnlich, die italienischen Vertreter mit ihrer unbeschreiblichen Mischung von Naivität und Affektation, Berechnung und Leidenschaft, Tradition und Originalität. Neben dem „göttlichen Aretino“ steht die Musterprinzessin und Arm in Arm mit dem Kardinal die Kurtisane; und selbst der Ehebrief nimmt hier erotische Färbung an, wie der der Buhlerin den Anschein der Treue. Und so soll es sein; denn, wie Carl Ludwig von der Pfalz so köstlich an Luise von Degenfeld schreibt: „Venerische Liebe und reelle Freundschaft zusammen ist die perfekte Lieb“. Richard M. Meyer.

Heinrich Fürchtegott Dippelmann: Nachgelassene Schriften eines Alpinisten. Herausgegeben von Joseph Keller. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Der Dorfschulmeister Heinrich Fürchtegott Dippelmann in dem weltentlegenen hannoverschen Heidedorfe ist ein Alpinist, der die Alpen nie anders als mit den Augen seiner Phantasie gesehen hat! Als junger Lehrer kam er in die Heide, und über seinem Grab blühte die Erika, als der Wunsch seines Lebens sich noch nicht erfüllt hatte — durch eigene Schuld. Denn einmal mußte er das mühsam zusammengesparte Reisegeld als Spende für den Siebzigerkrieg opfern, ein andermal einem armen Teufel, der ihm aus Fahrlässigkeit die Braut erschossen hatte, übers Weltmeer helfen.

Heinrich Fürchtegott Dippelmann ist Idealist. Er glaubt an alles Schöne, Gute, Hohe — er sucht es im Menschen, er sucht es in der Dichtung, er dichtet selbst. — Er wandelt wie ein Traumwandler auf den Höhen des Lebens — von dem Elend der Tiefen merkt er wenig oder spricht nicht davon, und nur der Umstand, daß er nie die Alpen sehen darf, läßt ihn einmal schüchternen Zweifel äußern, ob er auch wirklich auf der besten aller Welten lebt. — Als Lehrer forscht er den Geheimnissen der Kinderseele nach und sucht ihre guten Keime, an die er unerschütterlich glaubt, zu entwickeln; Enttäuschungen bereitet ihm das biedere Heidevolk nicht. —

Heinrich Fürchtegott Dippelmann ist ein anspruchsloser Mensch und schreibt seine Tagebuchaufzeichnungen ebenso anspruchslos nieder, wie seine Erlebnisse sind, und deshalb wird in ruhigen Stunden auch mancher diese nachgelassenen Schriften eines Alpinisten gern lesen, der gewöhnt ist, dem Leben in seinen Tiefen nachzugehen.

Dr Wilhelm Hüttemann.

Illustrierte Bibliographie

Zur Geschichte der modernen Kunst.

Der Verlag von Bruno Cassirer in Berlin schickt soeben eine Reihe der feinsten und lehrreichsten Schriften zur modernen Kunstgeschichte, die er herausgegeben, in neuen Auflagen auf den Markt. Zunächst das entzückende Bändchen, mit dem Max Liebermann schon vor Jahren in Deutschland für Degas warb (nun in vierter Auflage). Die alte Forderung, daß der Künstler bilden und nicht reden solle, wird an dem Vater der Berliner Sezession elend zuschanden. Ein ironisch gestimmter Kenner hat einmal gesagt, Liebermann sei überhaupt der „einzige Mensch in Berlin, mit dem es sich lohne über Kunst zu sprechen". Wer je die Probe auf das Exempel gemacht hat, wird finden, daß das anmutig übertreibende Wort doch nicht gar zu sehr übertrieben ist. Es sprüht aus diesem Munde ein Feuerregen schlagender Bemerkungen, der sich an jedem Vorwurf mit gleicher Hitze und Leuchtkraft entzündet. Aus den jahrzehntelangen Erfahrungen des schärfsten Auges, aus den immer präsenten, flinken Gedanken- und Erinnerungsassoziationen des gebildetsten Kopfes formen sich im Nu Worte und Sätze von unfehlbarer Treffsicherheit, die sich hastig überstolpern, um nur ja nicht zurückzubleiben, alle durchglüht von

Edouard Manet: Bildnis seiner Eltern.
(Aus „E. Manet", von H. Tschudi. Verlag Bruno Cassirer, Berlin.)

der Wärme und überzeugenden Kraft eines leidenschaftlich erregten Temperaments. Aber das Merkwürdige ist, daß dieser Künstler nicht nur reden, sondern auch schreiben kann wie wenige andere. Als er dies Heft über Degas zunächst in Angriff nahm, ward ihm wohl ein wenig ängstlich, der Urberliner Liebermann würde sagen: „mulmig" zumute. Denn er spürte den Fundamentalunterschied zwischen Gesprochenem und Gedrucktem. Aber siehe: es ging! Und man merkt es den Sätzen an, wie die Freude an der Entdeckung eines ihm selbst noch unbekannten Talents seine Feder beflügelte. Und nun quillt eine Charakteristik der Kunst des großen Impressionisten hervor, die vor ihm und nach ihm niemand übertroffen hat. Wir armen Kunstschreiber müssen mit unserer Weisheit immer ein wenig sparen, um nicht zu früh an den Wortbettelstab zu gelangen. Dieser Rothschild darf königliche Verschwendung treiben und alles ausgeben, was ihm im Augenblicke einfällt. So ward der Aufsatz über Degas eine kleine Darstellung des gesamten Impressionismus in nuce, gepfeffert und gesalzen mit hundert geistreichen Anspielungen und Seitenhieben. Und als habe Liebermann zeigen wollen, daß er trotzdem noch Reichtum genug zurückgehalten, schickte er bald darauf einen ähnlichen Essay über Joseph Israëls (jetzt in dritter Auflage erschienen) hinterher. Er hatte einmal, wie er sich ausdrückt, „Druckerschwärze geleckt", das erste Buch hatte Erfolg, ward übersetzt, sogar ins Russische, und als der Alte von Scheveningen ihm sagte: „Wie über Degas sollten Sie 'mal über mich schreiben", ließ er auf den ersten Streich den zweiten folgen. Und nun bewies Liebermann, daß er auch für die andere Seite der modernen Malerei die blendendsten Sätze zu prägen verstand. Nichts bezeichnender für seine eigene Kunst, als daß er gerade diese zwei Büchlein verfaßte: über einen modernen Franzosen und über den holländischen Malerpoeten. Hier stoßen Freiheit und Tradition, Unabhängigkeit und Altmeister-

E. Manet: Porträt Stéphane Mallarmés.
(Aus Tschudis „Manet". (Verlag Bruno Cassirer, Berlin.)

tum, Lichtmalerei und rembrandteskes Helldunkel, die Kunst der Ablösung des farbigen Schimmers von den Erscheinungen dieser Welt und die der Seelenbeschwörung, technisches Geistreichtum und tiefste Empfindung, Franzosentum und Holländertum aufeinander — eben die Elemente, aus denen sich auch Liebermanns Art in der Hauptsache zusammensetzt.

Aber jener Ausspruch des ironisch gestimmten Kenners stimmte doch

Degas: Balletschule.
(Aus „Degas" von Max Liebermann. Verlag Bruno Cassirer, Berlin.)

nicht ganz. Wenigstens bis vor kurzem gab es in Berlin auch noch eine zweite Persönlichkeit, mit der ein Gespräch über diese knifflichen Themata lohnte — man hat dafür gesorgt, daß er uns genommen wurde: Hugo von Tschudi. Seine Schrift über Manet (jetzt in zweiter Auflage) läßt uns aufs neue fühlen, was die Nationalgalerie, was der preußische Staat, was die Berliner Kunstgemeinde mit der Übersiedlung dieses Mannes nach München verliert. Der Kampf um Tschudi ist noch nicht abgeschlossen. Er beginnt vielleicht erst jetzt, nachdem das Persönliche aus der Debatte

ausgeschaltet ist und die Sache allein zur Diskussion steht. Wer war es, der den greulichen Feldzug der Heuchelei und Intrige gegen diesen genialen Museumsbeamten entfesselt hat, durch den er nun endgültig zur Strecke gebracht wurde? Wer steckte dahinter? Welche weiteren Absichten hat man mit der Nationalgalerie? Besser: mit der Kunst in Berlin überhaupt? Wer wird Tschudis Nachfolger? Es wird nicht lange währen, bis man darauf eine Antwort erhält. Und dann kann der unerquickliche Streit von neuem entbrennen!

Illustrationsprobe aus „Manet“ von H. v. Tschudi. (Verlag Bruno Cassirer, Berlin.)

Endlich sei noch auf die zweite Auflage des Tagebuchs von Eugène Delacroix (in demselben Verlage) hingewiesen, die soeben erschienen ist, auf dies wunderbare Kompendium des ersten großen Herolds moderner Malerei, den Frankreich der Welt im neunzehnten Jahrhundert schenkte. M. D.

Studie von Jozef Israëls.
Aus „Israëls“ von Max Liebermann. (Verlag Bruno Cassirer, Berlin.)

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Sechste Auflage. (Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien).

Seitdem zuletzt an dieser Stelle auf die im Erscheinen begriffene Neuausgabe von Meyers Großem Konversations-Lexikon hingewiesen wurde (Juni 1906), hat sie sich in raschem Fortgange ihrem Abschluß genähert. Es liegen uns hier nunmehr die ersten 18 Bände vor, die das ungeheure Material bis zum Worte „Sternbedeckung“ bewältigen. So darf es denn wohl angebracht erscheinen, noch einmal das ganze Riesenwerk mit einem allgemeineren Blick auf seinen Charakter und seinen Wert, auf das, was es sein will und was es ist, zu umfassen. Da wird nun zunächst und am eindrucksvollsten für den Beobachter unverkennbar, wie das Konversations-Lexikon sich von Auflage zu Auflage immer mehr von dem eigentlichen Wesen der alten „Enzyklopädien“ entfernt, wie es immer weiter über den Zweck jener Sammelwerke hinauswächst: es genügt ihm nicht mehr, dem Publikum rein wissenschaftliche Kenntnisse zu vermitteln, als ein Nachschlagewerk, wo jeder die Lücken seiner Bildung in Wissenschaft und Kunst erforderlichenfalls leicht und schnell ausfüllen konnte — was oft genug die Veranlassung gab, der Benutzung des Konversations-Lexikons einen komischen, fast verächtlichen Anstrich zu verleihen. Das Konversations-Lexikon hat den Ruf unserer Zeit gut erkannt, die so recht praktisch geworden ist; hat erkannt, daß auch die breiteren Volksschichten, denen noch etwas anderes als wissenschaftliche und künstlerische Kultur am Herzen liegt, ihre Berücksichtigung verlangen. Es hat die Rolle des „praktischen Ratgebers“, in allen Lebenslagen und im weitesten Sinne genommen, mit in seinen Wirkungskreis einbezogen. Um nur ein Beispiel aus ungezählten ähnlichen Fällen zu erwähnen: der „Kinderernährung“, die als selbständiger Artikel in der 4. Auflage überhaupt noch fehlte, sind jetzt vier Spalten gewidmet; und was auf diesem verhältnismäßig knappen Raume geboten wird, kann, in Verbindung mit anderen, den gleichen Stoff berührenden Artikeln wie „Kindermehle“ usw., der jungen Mutter wohl die Lektüre einer ganzen Spezialbroschüre über Kinderpflege ersetzen. Wie die zahlreichen, zum Teil recht umfänglichen und zum Teil sehr verbreiteten Schriften über häusliche Gesundheitspflege und Heilkunde gewiß nicht den

Mantuanisches Onyxgefäß
Aus Meyers Großem Konversations-Lexikon, 6. Auflage. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Arzt beseitigen sollen und dürfen, so würde auch der Beruf des Konversations-Lexikons durchaus mißverstanden werden, wenn die Familie es benutzen wollte, um den Arzt zu vertreten oder ihm ins Handwerk zu pfuschen. Aber Belehrung und Information über Krankheitserscheinungen darf der Laie, dürfen insbesondere die Kreise, denen es von Haus aus nicht vergönnt war, einen Einblick in derartige Dinge zu gewinnen, aus den „medizinischen" Artikeln schöpfen, ohne sich der Lächerlichkeit und dem Spotte preiszugeben. Im Gegenteil, manche Erklärung und mancher schöne Ausspruch finden sich,

Die Küste der Osterinsel mit steinernen Bildsäulen.
Aus Meyers Großem Konversations-Lexikon, 6. Auflage. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

die allgemein beachtet und beherzigt zu werden verdienten. Unter „Kleidung" z. B. wird die Frauenkleidung speziell im Hinblick auf die moderne Reformbewegung eingehend erörtert und hierbei der löbliche Kampf gegen das Korsett, unterstützt von mehreren Abbildungen, mit aller Schärfe und Eindringlichkeit wieder aufgenommen. Das kann mancher Mutter nur gut tun, zumal ebenda auch über die Auswüchse der heutigen Kinderbekleidung ein vernünftiges Wort gesprochen wird.

Und nun drängt sich, gerade vom Gesichtspunkte des „praktischen Ratgebers" aus, eine weitere Beobachtung auf: nämlich daß die Einheitlichkeit in der Grundanlage des Werkes doch noch keine vollkommene ist. Bei der großen Anzahl der verschiedenartigen und verschieden denkenden Mit-

arbeiter erscheint es ja selbstverständlich, daß die Grundauffassung nicht immer eine einheitliche sein konnte; es soll daher kein Vorwurf erhoben, sondern nur angedeutet werden, wo und wie bei künftigen Auflagen eine Verbesserung und Vervollkommnung des Lexikons einsetzen könnte. Neben Artikeln, die in ihrer klaren, leicht populären Weise auch dem Verständnis, wie dem Bedürfnis des einfachen Lesers angepaßt sind, gestalten andere durch allzu wissenschaftliche Aufmachung (durch statistische oder experimentelle Zahlenangaben, durch rein technisch-fachwissenschaftliche Ausdrücke u. dergl.) für den Laien sich ziemlich schwierig, selbst für den gebildeten, wenn er als Schüler eines humanistischen Gymnasiums für Natur-

Kathedrale in Romanow-Borissoglebsk. (Erbaut 1652.)
Aus Meyers Großem Konversations-Lexikon, 6. Auflage. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

wissenschaften und Technik nur bescheidene Vorkenntnisse mitbringt, und der gerade oft in die Verlegenheit gerät, über eine Frage jener ihm ferner stehenden Disziplinen sich orientieren zu müssen. In seine Seele sollten die Bearbeiter sich etwas mehr hineinversetzen; es sollte versucht werden, auch hier allmählich ein mittleres Niveau zu finden, wie es für die Gebiete der reinen Geisteswissenschaften und der Künste bereits gelungen ist. Dadurch würde unzweifelhaft die Brauchbarkeit und Beliebtheit des Konversations-Lexikons noch beträchtlich erhöht und erweitert werden.

Im übrigen stehen die naturwissenschaftlichen und technologischen Artikel, dem Charakter unserer Zeit entsprechend, stark im Vordergrund. Und es kann nur immer wieder anerkennend hervorgehoben werden, daß das Meyersche Lexikon mit den schnellen Fortschritten und Errungenschaften der jüngsten Vergangenheit überall gleichen Schritt zu halten weiß und

Arbeiterheim. Medaille von J. C. Chaplain, Paris. Aus Meyers Großem Konversations-Lexikon, 6. Auflage. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

ORPHEUS

Medaille auf Gottfried Keller nach einem Entwurf A. Böcklins von A. Scharff, Wien. (Rückseite.) Aus Meyers Großem Konversations-Lexikon, 6. Auflage. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

sie stets bis zum Erscheinungsjahre jedes Bandes zuverlässig registriert. Es liegt dabei wohl in der Natur der Sache selbst, daß gerade das Neueste auch mit besonders großer und zuweilen unverhältnismäßiger Ausführlichkeit gegeben wird. Am auffälligsten tritt das bei den geschichtlichen und politischen Vorgängen hervor. So gelangen einzelne Episoden und Kämpfe aus dem russisch-japanischen Kriege mit einer Detailliertheit zur Darstellung, die sich nur durch das außergewöhnliche zeitgenössische Interesse rechtfertigen läßt. Schon heut, nach wenigen Jahren, stehen wir jenen Ereignissen wesentlich kühler gegenüber. Noch mehr als ephemere Größen dürften sich eine Reihe von Persönlichkeiten aus Politik und Literatur, Kunst und Theater erweisen, die jetzt selbständiger und zum Teil längerer Artikel gewürdigt werden. Auch eine Revision des hierbei zur Geltung gebrachten Prinzips — auf das wir seinerzeit bereits aufmerksam machten — sei für die zukünftige Weiterentwicklung des Werkes empfohlen.

Redaktion: Dr. Max Osborn. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Curt Radlauer; für den Inseratenteil: Walter Fliegel. Sämtlich in Berlin. Verlag „Nord und Süd", Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders Schlesische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig). Zuschriften und Einsendungen werden ohne Angabe eines Personennamens erbeten. — Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III, Siebenhufenerstraße 11—15.

V. Der wilde Jäger.

Julius Wolff.

Karl Goldmark, op. 32.

Still und ruhig.

SINGSTIMME.

Glo.ckenblu.men, was läu.tet ihr? wer ist im Walde ge.storben? O.der

Still und ruhig.

PIANOFORTE. *p*

wisst ihr, dass heim.lich hier ___ Lie.be um Liebe ge. wor . ben. Liebe um Liebe ge.

wor . ben? wisst ihrs, wo . hin auf dem ein.sa.men Gang

dim.

Schritt und Ge.dan.ken mir stre . ben? Glo . cken, ich hö . re nicht eu.ren Klang.

zart.

pp

Ped.

Verschiebung.

Mit Erlaubnis der Verlagshandlung B. Schott's Söhne in Mainz abgedruckt aus dem zweiten, in Ausgaben für hohe, mittlere und tiefe Stimmlage vorliegenden Hefte von: Karl Goldmark op. 32, Lieder aus „Der wilde Jäger“ von Julius Wolff mit Pianofortebegleitung.

seb' euch nur schwingen und schwe - ben, und schwe - - - ben.

cresc. rit. -

Lauschenden Blättern dann läu-tet es aus, klinget wie Harfen und Psal-men,

f p pp

mel-dets im Grü - nen von Haus zu Haus Bäu - men und

cresc. p

Bü - schen und Hal - men. Lie - - be macht se - - lig wie

p

nichts in der Welt, la . chen könnt ich und

wei . . nen. Glück . lich . ste ich un . ter'm

Him . mels . zelt. Blu . men, ich lie . be

rit. . . .

rit. . . .

tempo.

Ei . nen! Glück . lich . ste ich un . ter'm

tempo.

pp

Ped. ⊕

Him . . . mels . zelt, la . . chen könnt' ich und

wei . . . nen, Glück . . lich . ste ich un . term

Him . mels . zelt, Blu . men, ich lie . be Ei . nen!

rit.

f

f

ich liebe Ei . . nen!

p

f

sf

Zu der Musikbeigabe.

Karl Goldmark.

In den letzten Jahren ist Karl Goldmarks Name wieder oft, ja sehr oft genannt worden. Besonderes Staunen erregte es, als bekannt wurde, daß er, der immer nur sehr langsam gearbeitet hatte, in seinem siebenundsiebzigsten Lebensjahre binnen neun Monaten die Oper „Das Wintermärchen" vollendet hatte, ein Werk, das nach der jubelnden Aufnahme in der Wiener Hofoper (am 2. Januar 1908) alle Aussicht zu haben schien, sich die bedeutenderen Opernbühnen zu erobern. Verdis in der Musikgeschichte unerhörte Tat, die Schaffung einer lebensfähigen Oper, des genialen, einen neuen Stil bedeutenden „Falstaff", im achtzigsten Lebensjahre, schien einer Wiederholung entgegenzugehen, da Goldmark unmittelbar nach dem Erfolg des „Wintermärchens" sofort wieder ein neues Opernwerk in Angriff genommen hatte.

Wie dem auch sei, mag diese neue Oper Goldmarks auch ausfallen, wie sie wolle, an dem Gesamturteil über den greisen hochverdienten Komponisten vermag sie nichts mehr zu ändern. Er gehört längst zu den Großen, die in der Musikgeschichte fortleben werden, wenn auch nur wenigen seiner Werke eine Lebensdauer über mehrere Menschenalter hinaus beschieden sein dürfte.

Er war kein Jüngling mehr, als er, der am 18. Mai 1830 in dem ungarischen Städtchen Keszthely am Plattensee geboren war und sich lange Jahre als Orchestergeiger mühselig hatte durchschlagen müssen, die musikalische Welt im Jahre 1875 mit seiner von Sinnenglut strotzenden, die Farbenpracht des Orients in glänzendem Gewand wiedergebenden Oper „Die Königin von Saba" überraschte und zur Bewunderung hinriß. Allerdings hatte sein Name damals schon längst einen guten Klang; Kammermusikwerke, ein Klaviertrio, ein Streichquartett und Streichquintett (mit zwei Violoncellen) und vor allem die E-Dur-Suite für Violine und Klavier, in der einige Melodien und Akkordfolgen der „Königin von Saba" schon vorweggenommen sind, hatten ein gewisses Aufsehen erregt, noch mehr die durchaus eigenartige „Sakuntala-Ouvertüre" und ein Scherzo für Orchester. Aber wie wenig bedeuteten, diese Werke trotzdem gegen den Erfolg der „Königin von Saba", in der Goldmark, um nicht den Vergleich mit Richard Wagner heraufzubeschwören, im großen und ganzen an der besonders durch Meyerbeer und Halévy ausgebildeten Form der „großen Oper" festhielt.

An dem Erfolg war unstreitig

Zu der Musikbeigabe

auch das geschickte, bühnengerechte Textbuch S. H. Mosenthals stark beteiligt. Wenn die späteren Bühnenwerke Goldmarks lange nicht so einschlugen, so lag das zu einem großen Teil entschieden an den Librettis, die man kaum als Dichtungen bezeichnen darf.

Elf Jahre ließ der Komponist auf sein zweites Bühnenwerk warten: nachdem er im Jahre 1878 mit der Symphonie „Ländliche Hochzeit" wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, auch eine sehr schöne Sonate für Violine und Klavier in D-Dur und ein prächtiges Violinkonzert sowie eine Reihe von Liedern veröffentlicht hatte, ging am 19. November 1886 seine zweite Oper „Merlin" endlich im Wiener Opernhause in Szene; allein der erwartete große Erfolg blieb aus, zumal gleichzeitig Ph. Rüfer mit seinem „Merlin" sich einen Teil der Bühnen eroberte, doch scheint die Umarbeitung, der Goldmark seine zweite Oper im Jahre 1904 für die Aufführung in Frankfurt a. M. unterzogen hat, der weiteren Verbreitung des Werkes durchaus förderlich zu sein.

Wieder vergingen zehn Jahre, bis Goldmark, der unterdessen wieder einige wertvolle Kammermusik- und Orchesterwerke uns geschenkt hatte, ein neues, sein drittes Bühnenwerk herausbrachte. Es war dies die nach Dickens bearbeitete Märchenoper „Das Heimchen am Herd", die unstreitig unter dem Einfluß von Humperdincks „Hänsel und Gretel" entstanden war; aber selbst wenn man über den ziemlich philiströsen Text hinweg sah, mußte man sich doch sagen, daß trotz zahlreicher schöner Stellen der ganze Stoff dem mehr auf das Große und Pathetische gerichteten Empfinden Goldmarks zu fern lag. Trotzdem hat das Werk zahlreiche Aufführungen an den verschiedensten Orten erlebt und steht auch noch an einigen auf dem Repertoire.

Ziemlich spurlos ging dagegen seine vierte, bereits 1900 erschienene Oper „Die Kriegsgefangene" vorüber, in der wie in der unvollendeten Oper „Bryseis" von Chabrier deren Liebe zu Achilles, eine liebliche Episode des Trojanischen Kriegs, behandelt ist. An manchen Orten, vor allem in Budapest (1903) hat dagegen Goldmarks Vertonung von Szenen aus Goethes „Götz von Berlichingen" wieder recht gefallen.

Einen geradezu enthusiastisch zu nennenden Erfolg erzielte, wie schon anfangs erwähnt, das 1907 entstandene „Wintermärchen" wenigstens in Wien. In Berlin, wo Publikum und Kritik weit kühler sind, brachte es das Werk bei seiner Erstaufführung freilich nur zu einem Achtungserfolg. Meiner Meinung nach mit Unrecht. Man darf sich vor allem nicht über den gegen die Shakespearesche Dichtung ungemein vergröberten Text A. M. Willners aufregen, man muß auch, wie das in Berlin schon von der zweiten Aufführung ab geschehen ist, sich vor einigen kräftigen Strichen nicht scheuen. Unter diesen Voraussetzungen aber wird man wohl oder übel zugeben müssen, daß die Erfindung des Komponisten sein Alter nicht im entferntesten ahnen läßt, daß seine Melodik ungemein reichhaltig und ansprechend, ja packend, seine Ausdrucksfähigkeit geradezu enorm, seine Orchesterbehandlung

blendend ist. Zu dem vornehmen Ernst des ersten und dritten Aktes, in denen die Größe des Komponisten so recht zum Ausdruck kommt, schien mir anfänglich die zu bewußte, ja gesuchte Heiterkeit und Volkstümlichkeit des zweiten Akts, der unter den Schäfern spielt und das Liebesglück Perditas und Florizels schildert, nicht zu passen. Nach mehrmaligem Hören aber bin ich doch zu der Ansicht gekommen, daß die sonnige Heiterkeit und das Volkstümliche doch Goldmarks ganzer Natur nicht zuwider läuft, vielmehr ein gutes Stück seines Inneren bildet.

Schon früher hat er nämlich, wie mir scheint, volkstümlich zu komponieren gesucht; so z. B. in dem Liederzyklus aus Julius Wolfs „Wildem Jäger" (Opus 32), dessen fünfte, allmählich in der Klavierbegleitung immer wirkungsvoller sich gestaltende Nummer unsere Musikbeigabe bildet. Wer nur „Die Königin von Saba" kennt, wird nicht ohne weiteres darauf kommen, daß dieses einfache Lied von demselben Komponisten herrührt; bei näherem Anschauen aber wird er noch Spuren jener Farbenpracht antreffen, die wir in erster Linie an Goldmark bewundern. Sie herrscht auch in seinen späteren, mit staunenswerter Technik entworfenen Orchesterwerken, von denen namentlich die Konzert-Ouvertüren „Penthesilea", „Der gefesselte Prometheus" und „Im Frühling" sehr viel Beifall gefunden haben.

Trotz seiner großen Berühmtheit ist Goldmark, der in seinem langen Leben mit zahlreichen Künstlern, ich nenne hier nur Peter Cornelius, Anton Rubinstein und vor allem Brahms, näher bekannt geworden, ein bescheidener, einfacher Mann geblieben: seit fast 40 Jahren haust er den größten Teil des Jahres in zwei einfachen Zimmern eines Landhauses in Gmunden am Traunsee, den Winter aber verlebt er in Wien. Er fühlt sich, trotzdem er in seinen Werken gelegentlich einmal seine Geburt als Ungar nicht verleugnet, durchaus als Deutsch-Österreicher. Hoffen wir, daß das neue Bühnenwerk, an dem er zur Zeit arbeitet, die Krone seines Lebenswerks bilden wird.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Redaktion der Musikbeigabe: Kurt Fliegel, Berlin, Kurfürstendamm 136.

Lessing-Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft. E. V.

An unsere Mitglieder und Freunde!

Die Institution eines Vereinsorgans ermöglicht es uns, mehr als bisher den unmittelbaren Verkehr zwischen Mitgliedern und Vorstand zu pflegen, und nachdem wir versucht haben, auf die in bezug auf unsere Veröffentlichungen an dieser Stelle hin an uns gerichteten Wünsche und Fragen einzugehen, sprechen wir nun die Bitte aus, den uns willkommenen Meinungen und Urteilen auch Vorschläge für einen weiteren Ausbau der Gesellschaft im Rahmen der unserer Arbeit zugrunde gelegten Bestrebungen hinzuzufügen.

Wir bitten zu diesem Zweck um Beantwortung der weiter unten angegebenen Fragen.

Im Winter 1908/09 haben wir eine Gedenkfeier für Walter Leistikow veranstaltet, bei der Lovis Corinth die Gedächtnisrede hielt; es folgte ein Vortrag des geistvollen Essayisten Professor Oscar Bie über den „Tanz", mit Lichtbildern und musikalischen Erläuterungen; Geheimrat Professor Delitzsch sprach über die assyrische Kultur zur Zeit Sardanapals, und ein Autorenabend, an dem Cäsar Flaischlen und Alfred Bock eigene Arbeiten vortrugen, beschloß den ersten Teil des Winterprogramms.

Den zweiten Teil desselben eröffnete Ernst von Wolzogen mit einer besonders klar und fein gegliederten Studie über die Entwickelung des deutschen Volksliedes, die außerordentlich interessant und reizvoll gestaltet wurde durch die Wiedergabe einer reichen Anzahl von Volksliedern durch Elsa Laura von Wolzogen; im zweiten Vortrag sprach Bildhauer Schellbach, der dem Kreise Professor Schultze-Naumburgs angehört, über Heimatschutz, im dritten Philipp Spandow über die Erfindungen der Flugtechnik und Luftschiffahrt, und mit Georg Engels Vorlesung der Ballade aus dem „Reiter auf dem Regenbogen" und der amüsanten Geschichte vom „verbotenen Stück" war unser Programm erledigt.

Es wäre uns nun wichtig, für die Zusammenstellung des neuen Programmes von unseren Mitgliedern zu erfahren,

1. welche der Veranstaltungen ihnen am meisten zusagte;
2. ob sie einen der diesjährigen Vortragenden wieder zu hören wünschen;
3. ob sie hinsichtlich eines Vortragsthemas einen besonderen Wunsch hegen;
4. ob sie irgend eine andere Form der Veranstaltungen bevorzugen würden und welche;
5. welchen Eindruck sie von den Atelierbesuchen empfangen haben; (die Ateliers der Herren Bildhauer Fritz Kraus, Fritz Klimsch, Prof. Hugo Lederer, sowie der Maler Prof. Max Liebermann, Prof. Otto Engel, Max Uth waren uns unter Führung von Dr. Max Osborn und Fritz Stahl zu wiederholten Malen geöffnet);
6. welcher Zyklus der Lessing-Hochschule am meisten ihren Erwartungen entsprach.

Ein adressiertes Kuvert zur Antwort liegt der Berliner Ausgabe dieses Heftes bei, und bitten wir Mitglieder und Freunde unserer Gesellschaft, davon den regsten Gebrauch zu machen.

Der Vorstand.

NORD UND SÜD

Eleonora Duse.
Lichtdruck nach einer
Photographie von A. Pini in Florenz.
(Zum Aufsatz von Herman Bang.)

Jahrgang
1 9 0 9

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Verlag „Nord und Süd" G.m.b.H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

33. Jahrgang   Band 130   August 1909   Heft 389

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Georg Hirschfeld:
Die Belowsche Ecke.

Ein Berliner Schauspiel.

Das hier veröffentlichte Bruchstück bildet den ersten Akt eines fünfaktigen Schauspiels. Die Berechtigung, es allein zu veröffentlichen, wird, hoffe ich, daraus hervorgehen, daß es nicht nur im gewöhnlichen Sinne Exposition ist — allerdings eine alle Hauptmotive des weit verzweigten Ganzen anschlagende und dem Konflikt entgegenführende Exposition —, sondern daß es auch als dramatisches Bild an sich in abgeschlossener Stimmung empfunden werden kann. Den gleichen Charakter als Stationen des Ganzen und doch zeitlich wie örtlich selbständige Gebilde haben auch die folgenden Akte. Es handelt sich hier um den Versuch, ein dramatisches Kulturgemälde der Stadt Berlin zu geben. So ist das Ziel in Zeit und Raum natürlich weit gesteckt, eine Entwickelungsperiode von Berliner Menschen in ihrer Stadt, durch ihre Stadt soll miterlebt werden, die Tragik des Weltstadtschicksals in Tönen, die hoffentlich Nachhall haben, erklingen.

⊗ ⊗ ⊗

Das Stammtischzimmer in der Ecke. Winterabend, zwischen neun und zehn. Der Blick des Zuschauers richtet sich in den Winkel, welchen das Belowsche Eckhaus an der Straße Unter den Linden und einer ihrer ersten linken Querstraßen, vom Brandenburger Tor aus gerechnet, bildet. Man sieht in das Parterre-Eckzimmer hinein, das von alters her den Stammtisch beherbergt. Die rechte Hinterwand, nach den Linden hinaus gerichtet, ist länger als die linke, die zur Querstraße, etwa zur Schadowstraße, gehört. Die rechte Hinterwand hat zwei Fenster, die linke eines. In der kurzen Vorderwand rechts befindet sich die Tür zum Restaurant, der allgemeine Eingang. Links, ihr gegenüber, eine Tür zum Garten hinaus und zur Kegelbahn.

Das Haus stammt aus den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts (Schinkelzeit). Im Stammtischzimmer, seinem Wahrzeichen, konzentriert sich die unveränderliche Altersstimmung. Ein feiner, brütender Weindunst erfüllt den Raum, eine nachdenkliche, etwas schwere Atmosphäre, die ihn nie verlassen hat. An den Wänden hängen alte Ölbilder, die preußischen Könige von Friedrich dem Großen bis Wilhelm dem Zweiten darstellend, lauter strenge oder sinnende Monarchenköpfe, die, vom ständigen Tabaksqualm der Kneipe eingeräuchert, wie durch einen Schleier auf den Betrachter blicken. Unter den größeren Bildern hängen viele kleine, Zeichnungen, Autogramme, Erinnerungs- oder Scherzbildchen,

Stiftungen verstorbener und lebender Stammgäste. An den Fensterpfeilern feine Mahagonispiegel. Uralte Mullgardinen mit vergoldeten Haltern an den Fenstern. Der Stammtisch, lang und breit, aber auf ziemlich dünnen Beinen, steht in der Mitte des Raumes. Er trägt keine Decke und zeigt seine saubere, vom Scheuern weißgehobelte Eichenplatte. Geradlehnige Biedermeierstühle stehen herum. Ein kleinerer Tisch mit ebensolchen Stühlen vorn links, ein Serviertischchen rechts neben dem Eingang. Der Raum ist durch Gasglühlicht nur matt erleuchtet. Von den Linden dringt kein Lärm herauf. Die verschneiten Fenster sind fest geschlossen. Nur der fahle Silberschein einer hohen Bogenlampe draußen ist sichtbar und kontrastiert zu der goldigen Traulichkeit des Raumes. Pinkert sitzt, die Serviette unter dem Arm, im Halbschlaf am Stammtisch. Fährt auf, als Werner von Wiesenlattich und Baron Troll von rechts kommen.

Pinkert

(Sechziger, altmodische Kellnerfigur mit kurzer Jacke, kein Frack, Kahlkopf, rotes, glatt rasiertes Weinstubengesicht): Junabend, meine Herrn .... Junabend ....

v. Wiesenlattich

(schlank und blaß, etwas müde Haltung, spitz geschnittener, angegrauter Bart, sehr elegant): Haben wir Sie gestört, lieber Pinkert?

Pinkert:

Aber nich doch, nich doch — ick habe man bloß wat über wat nachjedacht ..

v. Wiesenlattich:

Ja, ja, Sie sind ein Philosoph.

Pinkert (hat sich gefaßt und nimmt jetzt eine aufrechte, nicht sehr zuvorkommende Haltung ein): Wat is jefällig, meine Herren?

v. Wiesenlattich:

Hier befinden Sie sich also in der berühmten, historischen Ecke, Baron Troll. Hier sollen Schopenhauer und Hegel gesessen haben, natürlich an verschiedenen Abenden. Drüben war Bismarcks Platz, als er noch lange nicht Minister war.

Troll

(klein, mager, dekadent): Sehr interessant. Hier ist Stimmung, Cachet. Sehr fein. Das ist das Stammtischzimmer?

Pinkert

(hat den Herren die Pelze abgenommen): Jawoll. Det is't Stammtischzimmer. Die Herren nehmen woll lieber drüben Platz?

Troll:

Hm. Wie? (Setzt sich und hält durch sein Monokel Umschau.)

v. Wiesenlattich:
Nein, Pinkert, ich gehöre ja jetzt dazu, nicht wahr, und diesen Herrn führe ich ein.

Troll
(halblaut): Nicht einverstanden — hm? Scheint nicht einverstanden zu sein? Verschwinden? Wie?

v. Wiesenlattich
(ebenso): Lassen Sie 's gut sein. Mit Originalen muß man rechnen. Hier sind lauter Originale.

Troll:
Das versöhnt mich wieder. Das suche ich. Sie haben mir Alt-Berlin versprochen. E. T. A. Hoffmann-Stimmung, Phantasie.

v. Wiesenlattich:
Passen Sie auf, die Weingeister der Belowschen Ecke werden schon über Sie kommen. (Setzt sich.)

Troll:
Rechne stark darauf. Weißbiergeister imponieren mir gar nicht.

Pinkert
(hat die Pelze und Zylinderhüte angehängt, steht jetzt unruhig und mit mißbilligenden Blicken wieder da): Wat is jefällig, meine Herren? Rinderbrust mit Merrettig und Buljongkartoffeln jibt's heute und Rebhuhn mit Sauerkohl.

Troll:
Hm — hm — wie echt! Aber kein Tischtuch?

v. Wiesenlattich:
Rinderbrust bei Below ist eine Delikatesse.

Troll:
Sie werden sich jetzt hoffentlich nicht diesen Genüssen hingeben? Wir soupieren doch im Klub?

Pinkert:
Also nischt zu essen. Wat zu trinken, meine Herren?

Troll:
Dieser Ton . . . Aber gut. Ich studiere.

v. Wiesenlattich:
Wir werden den Hausbordeaux trinken, Pinkert.

Troll:
Wenn Sie so liebenswürdig sein wollen, Herr Pinkert.

Pinkert:
Also eene Haus.

Troll:
Ist er gut?

Pinkert:
Det jloob' ick! Den haben schon —

Troll:
Ganz andre Leute getrunken — nicht wahr?

Pinkert:
Davon hab' ick nischt jesagt. (Rechts ab.)

Troll:
Scharmanter Kellner. Gehört ins Bristol.

v. Wiesenlattich:
Gottlieb Pinkert ist eine Persönlichkeit. Seit vierzig Jahren in der Belowschen Ecke. Der erzieht sich seine Gäste.

Troll:
Wo sind denn aber die Gäste? Die Originale?

v. Wiesenlattich
(sieht nach der Uhr): Es ist noch ein bißchen zu früh. (Zu Pinkert, der von rechts mit dem Wein zurückkommt): Sind die Herren noch nicht da, lieber Pinkert?

Pinkert:
Ne, Herr Baron. (Öffnet die Flasche mit dem Korkenzieher zwischen den Knieen, worüber Troll sich amüsiert.) Pff! Müssen bald kommen. Heute is ja Kejelabend.

Troll:
Das gibt es auch noch? Unter den Linden?

v. Wiesenlattich
(schenkt ein): Hier bleibt alles auf demselben Fleck. Also prosit!

Troll:
Prosit! (Trinkt. Zu Pinkert): Hm . . Meine Hochachtung.

Pinkert:
(halb versöhnt): Belowscher Hausbordeaux. Kunststück. Det is 'n Weinchen. Den versteht nich 'n jeder.

(Rechtsanwalt Wechsler und Baumeister Fork kommen von rechts.)

Wechsler
(ein hübscher, beleibter Vierziger, elegant, immer liebenswürdig, immer pressiert, mit etwas fetter Gourmandstimme und abirrendem Blick): Guten Abend, guten Abend. Ah, Herr von Wiesenlattich, sehr erfreut, Sie so bald schon wiederzusehen! Hat Ihnen also gefallen in der Belowschen Ecke? (Zu Troll:) Name ist Wechsler.

v. Wiesenlattich:
Darf ich vorstellen — Herr Rechtsanwalt Wechsler, wohl par renommée bekannt — Herr Baumeister Fork — Baron Troll von Haidenried.

Wechsler:
Sehr angenehm! (Setzt sich.): Pinkert! Kommen Sie, Herzenspinkert, ich verhungere!

Pinkert:
Rinderbrust mit Merrettig und Bulsjongkartoffeln jibt's heute, Herr Rechtsanwalt, und Rebhuhn mit Sauerkohl.

Wechsler:
Rinderbrust! Sie auch, Baumeister? Also zweimal Rinderbrust! Und 'ne Flasche Haus! Ach, meine Herren, ich habe eben zwei Akte Tristan gehört — wundervoll! Opernhaus ausverkauft! Wollen Sie Brot, Baumeister?

v. Wiesenlattich:
Mein Freund kommt eben aus London und Paris. Der echte Globetrotter.

Wechsler:
Globetrotter! So! Intressant! Ach, Kopfschmerzen hab' ich! La—talibi —la—taliibi — — !

Troll:
Die Moderne in den Weltstädten interessiert mich bei weitem nicht so, wie die alten Kulturreste. In Berlin scheinen die allerdings recht spärlich zu sein. Hier freilich —

Wechsler:
Hier ist alte Kultur, ganz alte Kultur! Historische Ecke! Prosit, Baumeister!

Fork:
(ein langer Germane, Dreißiger, mit energischen, etwas brutalen Zügen): Prosit. Auf daß meine Ecken auch historisch werden.

Wechsler
(bedeutungsvoll, stößt mit ihm an): Und ob!

Troll
(steht auf, geht umher): Wo man hinsieht, interessante Erinnerungen. Diese alten Königsbilder. Und hier — ein Knaus, ein Menzel. Entzückende Autogramme. Hat das Bismarck geschrieben?

Wechsler:
Selbstverständlich, Bismarck! Pinkert, ist der Camembert durch?

Pinkert:
Zu empfehlen, Herr Rechtsanwalt. Looft schon. (Ab.)

Troll:
Wo steckt denn eigentlich der Wirt? Auf den bin ich besonders begierig. Geschniegelte Hoteliers hab' ich jetzt genug gesehen. Aber den echten, bürgerlichen Gastwirt such' ich. Den Urberliner. So stell' ich mir Herrn Below vor. Weiß nicht, ob ich mich irre?

Wechsler:
Nein, Herr Baron! Durchaus nicht! Joachim Friedrich ist direkt 'n Prachtexemplar von der Sorte! In diesem seinem Hause geboren und aufgewachsen! Krieg 70/71 mitgemacht! Eisernes Kreuz! Hoflieferant von vier preußischen Königen! Der Mann ist'n Wahrzeichen von Berlin! Hier weiß man noch, was reell ist! Na, nun hab' ich aber Hunger! Wo bleibt denn die Rinderbrust? Das dauert ja Jahrhunderte! Pinkert! (Klopft auf den Tisch:) In Dreiteufelsnamen!

Pinkert
(von rechts): Komme ja schon, Herr Rechtsanwalt.

Wechsler:
Na Gott sei Dank! Ist Herr Below nicht hier?

Pinkert:
Herr Below is eben aus de Wohnung runterjekommen. Soll ick'n rufen?

Troll:
Nein, lassen Sie nur. (Setzt vor dem Spiegel seinen Hut auf. Zu Wiesenlattich): Ich muß jetzt gehen, lieber Freund. Es ist Zeit für den Klub. Die Bekanntschaft des Herrn Below mache ich wohl ein andres Mal.

v. Wiesenlattich
(steht auf): Ich begleite Sie und kehre später an den Stammtisch zurück.

Wechsler:
Sehr angenehm!

Troll:
Sie scheinen ja vollständig in dieser Biedermeierhöhle zu versinken? Aber es ist fein hier. Sie haben recht.

v. Wiesenlattich:

Man beruhigt hier seine ramponierten Nerven. Hier gibt es noch Träume. Großvaters Zeiten. Auf Wiedersehen, meine Herren!

Wechsler

(essend): Wiedersehen! Hat mich außerordentlich gefreut! Wiedersehen!

Fork:

'Nabend. (v. Wiesenlattich und Baron Troll rechts ab.)

Pinkert

(nach einer kurzen Pause, giftig): Die zwee Beede brauchen ooch nich wiederzukommen.

(Wechsler und Fork lachen.)

Wechsler:

Aber Pinkert! Das sind doch Gäste!

Pinkert:

Na, der blasse Baron mit dem Namen, den keen Mensch behalten kann — setzt sich da jleich an 'n Stammtisch —

Wechsler:

Wo soll er sich denn sonst hinsetzen?

Pinkert:

An den kleenen Tisch — wie alle Neuen! Det is hier Professor König sein Platz!

Wechsler:

Das kann Herr von Wiesenlattich unmöglich wissen.

Pinkert:

Und 'n Jehabe is det immer, wenn der kommt! Als ob hier 'n Museum wär'! Ick komm' mir schon fast wie 'ne ejiptische Mumje vor, wo man im Kataloch nachsieht, wat et is!

Wechsler:

Aber das kommt doch daher, weil Ihr Lokal so berühmt ist, Pinkert. Die Belowsche Ecke ist nu mal 'ne Sehenswürdigkeit von Berlin.

Fork:

Sie sind wahrscheinlich auch 'ne Sehenswürdigkeit.

Pinkert:

Ach wat! Denn sollen se doch in'n Winterjarten jehn oder in't Maison Rihsch — da jibt's noch janz andre Sachen zu sehn! (Ab.)

Wechsler:

Pinkert als Zensor ist köstlich.

F o r k:
Aber alles Zeichen der Zeit, Wechsler. Leute, die man früher nur im Bristol traf, schwärmen jetzt für die ältesten Kneipen. Ich habe schon ernstlich dran gedacht, in meinen Häusern am Hohenzollerndamm draußen was Derartiges nachzumachen. Das zieht jetzt mehr als die eleganteste Automobilgarage.

W e c h s l e r:
Zieht, zieht. Überschätzen Sie nicht den Einfluß ästhetischer Snobs, Baumeister. Die Menge muß es bringen. Namentlich in Berlin. In Wahrheit ist das doch hier was Sterbendes.

F o r k:
Na ja — wenn Sie s o meinen . . .

W e c h s l e r:
Was Sterbendes, Baumeister. Sie sind doch der Mann der Zukunft, Sie müssen das doppelt empfinden.

F o r k:
Ich will Ihnen was sagen, Wechsler: Ich bin'n Berliner Kind. Hier, an diesem Stammtisch hat mein Vater gesessen. Draußen, hinter Wilmersdorf und Schöneberg, wo die leeren Grundstücke anfangen, das Spekulationsgebiet mein' ich, da bin ich'n Mann der Zukunft. Aber hier, untern Linden, sobald ich durchs Brandenburger Tor komme — hören Sie mal, das ist doch 'ne ganz andre Geschichte. Da hat man doch 'n gewissen Pietätsschauer. Man sagt sich — das hier bleibt stehen, das ist stärker als alle Spekulationen. Da legst du nicht die Hand an.

W e c h s l e r:
Nanu! Das klingt ja förmlich sentimental! Es bleibt eben n i c h t alles stehen, lieber Freund, passen Sie mal auf! Nirgends in Berlin! Auch hier nicht! Und sehen Sie — (rückt ihm näher) ich habe schon den B e w e i s dafür, daß es auch hier wackelt.

F o r k:
Beweis? . . . . Na, na!

W e c h s l e r
(leiser): Haben Sie meinen Brief bekommen?

F o r k:
Gewiß.

W e c h s l e r:
Haben Sie verstanden, was ich Ihnen darin angedeutet habe? Warum ich Sie heute herzitiert habe?

Fork
(lauernd): Nicht ganz, offen gestanden.

Wechsler:
Der junge Below ist wieder hier.

Fork:
Das weiß ich. Das weiß bald jedes Kind in Berlin. Rudi macht von sich reden.

Wechsler:
Er hat einen Plan, sag' ich Ihnen — ein Plänchen!

Fork:
Du liebe Zeit! Was hat der nicht schon alles für Plänchen gehabt.

Wechsler:
Verwechseln Sie bitte nicht den Rudi, der vor 15 Jahren nach Amerika gegangen ist, mit dem, der jetzt zurückgekommen ist. Das sind grundverschiedene Leute. Ein Selfmademan ist er wieder da. Einer von der Sorte, die durch Wasser und Feuer gelaufen ist. Und der Alte — wissen Sie auch das? Der Alte hat sich buchstäblich mit ihm ausgesöhnt.

Fork:
Das ist merkwürdig.

Wechsler:
Vergessen Sie nicht — der Mann steht jetzt allein. 'Ne kranke Frau — sein zweiter Sohn 'n Bücherwurm — die Tochter — na sagen wir auf Abwegen, für Belows Begriffe wenigstens. Der Mann hat viel in seiner Familie durchgemacht. Jetzt muß er an die Zukunft denken. Jetzt weiß er, daß er nur noch den Rudi hat.

Fork:
Ach so, Sie meinen, er macht sich Altersgedanken? Über Nachfolge oder sowas? Aber er wird sich doch mit Rudi nie verstehen können?

Wechsler:
Warten Sie ab. Soll ich Ihnen jetzt mal was sagen, Baumeister, etwas, was Sie direktement vom Stuhl schmeißen wird?

Fork:
Na, na! Sie ändern sich auch nicht, Wechsler! Sie nehmen das Mäulchen gehörig voll! Ich sitze hier sehr sicher! Was ist es denn?

Wechsler:
Dieses Haus hier, in dem wir uns befinden, mit'm Pietätsschauer, wie Sie sagen — dieses Haus wird nicht mehr lange stehen! Wetten?!! Die Belowsche Ecke wird fallen — übers Jahr.

Fork:
Sie sind verrückt.

Wechsler:
Werden Sie das auch noch sagen, wenn Ihnen ein gewisser Neubau übertragen wird?

Fork:
Was denn für 'n Neubau? Hier?

Wechsler:
Der Bau des größten Hotels von Berlin, des feenhaftesten, komfortabelsten Etablissements von Europa! An dieser Stelle! Auf dem Grund und Boden Jonathan Belows und seiner Nachbarn!

Fork:
Wechsler!

Wechsler:
Dies Grundstück allein genügt nicht. Eine Gesellschaft muß gegründet werden. Die beiden Nachbarhäuser werden dazu erworben. Ungeheure Kapitalien stehen zur Verfügung —

Fork:
Wer hat denn sowas vor? Der Junge? Kann viel vorhaben! Der Alte? Ausgeschlossen!

Wechsler:
Am Ende beide! Diskretion! Kein Sterbenswörtchen! Es ist alles im Werden!

Fork:
Erlauben Sie mal ein einziges Wort, Wechsler — ein Haus, wie dieses hier — ein Mann, wie Below, der drin alt geworden ist — läßt der sich überhaupt auf sowas ein?

Wechsler:
Ich kann Ihnen nur sagen, Rudi hat dem Vater seine Idee in großen Umrissen schriftlich auseinandergesetzt. Wir erwarteten allerdings, daß eine vollständige Ablehnung erfolgen würde. Aber was kam?

Fork:
Na?

Wechsler:
Eine zögernde, indifferente Antwort. Er hat Rudi um eine Unterredung gebeten. Heute Abend. Rudi kommt hierher.

Fork:

Sapperlot . . .

Wechsler:

Baumeister, wir werden möglicherweise Zeugen dieser Unterredung werden. Vorgreifen dürfen wir keinesfalls — nur zur Verfügung stehen. Ich möchte Sie jetzt noch freundschaftlich warnen — lassen Sie nicht Ihr Glück vorbei.

Fork:

Bitte, bitte! Das ist gar nicht meine Art! Ich reiße das Schloß ein, wenn der Kaiser es haben will! So ist die Geschichte! Wenn Geld da ist und 'n anständiger Kontrakt —

Wechsler:

Dann sind Sie zu haben? Gut. Das wollte Rudi Below wissen.

Fork:

Sie sind ja unheimlich. (Bricht ab, da Joachim Friedrich Below von rechts kommt.)

Below ist 62 Jahre alt, aber noch aufrecht und elastisch, mit ziemlich jungen Bewegungen. In den großen blauen Augen und den feinen Zügen ein nachdenklicher, oft schalkhafter Humor, der die schwere Grundstimmung seines Gemüts verschleiert. Reinweißes, schlichtes Haar, kurzer, grauer Schnurrbart, leicht gerötetes Antlitz. Er gleicht mehr einem alten Beamten als einem Wirt. Schwarzer Rock, altmodische, schwarze Kravatte, unscheinbares Ordensbändchen im Knopfloch.

Guten Abend, meine Herren.

Wechsler und Fork:

(fahren auf): Ah! Guten Abend, Herr Below!

Below:

Na? Noch ganz allein? Wo bleiben denn heute die alten Semester?

Wechsler:

Wir Jungen — (räuspert sich) — Jüngeren sind entschieden pünktlicher. Wir versäumen keine Minute, um uns von den Anstrengungen des Tages in Ihrem entzückenden Idyll zu erholen.

Below:

Merci. Sehr liebenswürdig, Herr Rechtsanwalt. Man darf es den alten Herren aber nich übelnehmen. Untern Linden is ein unglaubliches Getriebe. Heute is Hofball. Ich habe eben meinen Abendbummel gemacht, bis zum alten Fritzen. Wenn man vom Brandenburger Tor kommt,

geht es ja noch. Aber die meisten Herren kommen vom Schloßplatz und von der Friedrichstraße. (Nähert sich) Guten Appetit, meine Herren. Hat Pinkert auch für alles gesorgt?

Wechsler:
Jottlieb! Der Musterknabe!

Below:
Wenn er seinen normalen Tag hat — gewiß.

Fork:
Hat er auch unnormale Tage?

Below:
Aber sehr, Herr Baumeister. 'Ne Art Tropenkoller, obwohl er meines Wissens über Potsdam nich rausgekommen is.

Wechsler:
Wollen Sie sich nicht zu uns setzen, Herr Below?

Below:
Wenn es gestattet is.

Wechsler, Fork:
Aber bitte recht sehr! (Below setzt sich. Pause.)

Wechsler:
Was haben Sie für Nachrichten von Ihrer Gattin, Herr Below? Hoffentlich recht erfreuliche?

Below:
Ach, wissen Sie, mit meiner Frau is es leider eine schwierige Geschichte. Ihr eigentliches Leiden können die Ärzte im Sanatorium nich behandeln.

Wechsler:
Aber weshalb denn? Es handelt sich doch um einen Herzfehler? Sie bedarf wahrscheinlich vollkommener Ruhe, fern von jeder Tätigkeit —

Below:
Da sitzt der Hase im Pfeffer. Verordnen Sie das mal der Frau, Herr Rechtsanwalt. Mit jeder Faser hängt die am Geschäft — Jahr aus, Jahr ein hat sie da drüben am Büfett gesessen. Krank sein, im Bett liegen, hieß bei ihr nur faulenzen. Bis dann der letzte Anfall kam. Da mußte sie fort. Und es handelt sich um Jahre, bis sie wieder nach Berlin kommen darf. Ins Geschäft darf sie wahrscheinlich überhaupt nich wieder.

Fork:
Darunter leidet sie . .

Below:

Ich weiß ja nich, ob die Ärzte recht haben. [illegible] in alten Menschen [illegible] mit der ganzen Wurzel aus 'm Blum[illegible] reißen nich [illegible] — ich bin kein Arzt. Ich habe sie auf [illegible] gebracht. Na hat sie 's ja so weit ganz gut in Strausberg. 'N [illegible] wacht sie durch. Lektüre — alte Gartenlaube [illegible] Lokalanzeiger. Aber ob 's was für Minna is, [illegible] Als ich fortfuhr, hatte ich das Gefühl: mach', daß du [illegible] kommst, sonst holt sie dich hier noch ein.

Wechsler:

Sie muß sich eben ins Unabänderliche fügen. Wie oft sage ich das meinen Klienten.

Below

[illegible] ihn an): Ja — aber die sind nich [illegible] Unabänderliche [illegible] [illegible]nten und Klienten — wie? Ich glaube [illegible] Eindruck machen würden, Herr Rechtsanwalt [illegible] nur die Juristen imponieren Minna. [illegible] an ihr vorbei. Ihr Bruder zum Beispiel, [illegible] [illegible] im Dom hat vor sich jitzen sehen denn [illegible] [illegible], Beobachtung, keine Andacht. Sie hat [illegible] [illegible]irrt.

Fe[illegible]:

Für [illegible] ist es jetzt natürlich am schlimmsten, Herr Below. Alles alleine zu [illegible] —

We[illegible]:

[illegible] ob Ferk nur Konversation macht oder auf etwas Bestimmtes hin[illegible]: Das ist keine zu schwere Aufgabe für einen Mann wie Below.

Below:

Es geht, Herr Baumeister, es geht. Das Lokal und die Weinhandlung, die laufen schließlich von selber. Und als Hauswirt, bei Frau von Schlippenbach zwei Treppen, die mein einziger Mieter is, nachfragen, ob sich wieder 'ne Maus gezeigt hat, das kann ich schließlich auch alleine [illegible].

[illegible]echsler:

[illegible]h denke mir, Sie sind es nur nicht gewöhnt, allein zu sein. Das ist [illegible] [illegible]timme.

[illegible]

[illegible] Schlimm is es, weil einem soviel [illegible] [illegible] [illegible] sie da drüben saß, hatte jeder Tag sein flottes Tempo.

geht es ja noch. Aber die meisten Herren kommen vom Schloßplatz und von der Friedrichstraße. (Nähert sich) Guten Appetit, meine Herren. Hat Pinkert auch für alles gesorgt?

Wechsler:

Jottlieb! Der Musterknabe!

Below:

Wenn er seinen normalen Tag hat — gewiß.

Fork:

Hat er auch unnormale Tage?

Below:

Aber sehr, Herr Baumeister. 'Ne Art Tropenkoller, obwohl er meines Wissens über Potsdam nich rausgekommen is.

Wechsler:

Wollen Sie sich nicht zu uns setzen, Herr Below?

Below:

Wenn es gestattet is.

Wechsler, Fork:

Aber bitte recht sehr! (Below setzt sich. Pause.)

Wechsler:

Was haben Sie für Nachrichten von Ihrer Gattin, Herr Below? Hoffentlich recht erfreuliche?

Below:

Ach, wissen Sie, mit meiner Frau is es leider eine schwierige Geschichte. Ihr eigentliches Leiden können die Ärzte im Sanatorium nich behandeln.

Wechsler:

Aber weshalb denn? [illegible] sich doch um einen Herzfehler? Sie bedarf [illegible] Ruhe, fern von jeder Tätigkeit —

Below:

[illegible] Verordnen Sie das mal der Frau, Herr [illegible]. [illegible] hängt die am Geschäft — Jahr aus, Jahr ein hat sie da drüben am Büfett gesessen. Krank sein, im Bett liegen, hieß bei ihr nur faulenzen. Bis dann der letzte Anfall kam. Da mußte sie fort. Und es handelt sich um Jahre, bis sie wieder nach Berlin kommen darf. Ins Geschäft darf sie wahrscheinlich überhaupt nich mehr.

Fork:

Darunter leidet sie . .

Below:

Ich weiß ja nich, ob die Ärzte recht haben. So 'n alten Menschen plötzlich mit der ganzen Wurzel aus 'm Blumentopf reißen, nich wahr .. Na — ich bin kein Arzt. Ich habe sie auf den Weg gebracht. Nu hat sie 's ja so weit ganz gut in Strausberg. 'N systematischen Einschläferungsprozeß macht sie durch. Lektüre — alte Gartenlauben, um Gottes willen kein Lokalanzeiger. Aber ob 's was für Minna is, wissen die Götter. Als ich fortfuhr, hatte ich das Gefühl: mach', daß du auf die Bahn kommst, sonst holt sie dich hier noch ein.

Wechsler:

Sie muß sich eben ins Unabänderliche fügen. Wie oft sage ich das meinen Klienten.

Below

(sieht ihn an): Ja — aber die sind nich sehr für's Unabänderliche? Patienten und Klienten — wie? Ich glaube übrigens, daß Sie auf sie Eindruck machen würden, Herr Rechtsanwalt. Es is nämlich merkwürdig — nur die Juristen imponieren Minna. Seelsorger und Ärzte reden total an ihr vorbei. Ihr Bruder zum Beispiel, der Hofprediger: Wenn der sie im Dom hat vor sich sitzen sehen, dann war sein Gefühl: Um Gottes willen, Beobachtung, keine Andacht. Sie hat ihm geradezu die Predigt verwirrt.

Fork:

Für Sie ist es jetzt natürlich am schlimmsten, Herr Below. Alles alleine zu machen —

Wechsler

(ungewiß, ob Fork nur Konversation macht oder auf etwas Bestimmtes hinsteuert): Das ist keine zu schwere Aufgabe für einen Mann wie Below.

Below:

Es geht, Herr Baumeister, es geht. Das Lokal und die Weinhandlung, die laufen schließlich von selber. Und als Hauswirt, bei Frau von Schlippenbach zwei Treppen, die mein einziger Mieter is, nachfragen, ob sich wieder 'ne Maus gezeigt hat, das kann ich schließlich auch alleine leisten.

Wechsler:

Ich denke mir, Sie sind es nur nicht gewöhnt, allein zu sein. Das ist das Schlimme.

Below

(nach einer kurzen Pause): Schlimm is es, weil einem soviel unnütze Gedanken kommen. Solange sie da drüben saß, hatte jeder Tag sein flottes Tempo.

Jetzt schleicht die Zeit an mir vorbei wie in Filzpantoffeln. Es gibt Gespenster in alten Häusern — sind gar nich so schwer zu zitieren.

Fork:

Gespenster?

Below:

Ja. Gemütliche und ungemütliche. Weingeister, die hier gefangen sind und nich mehr rauskommen. So lange hier Gäste sitzen und lachen, geht es — da lachen sie mit. Aber wenn alle fort sind — dann lassen sie sich auf die leeren Stühle nieder und sitzen um mich rum und tuscheln mir unangenehme Sachen ins Ohr. Das können Sie glauben, meine Herren — ich hör' es jede Nacht. Wenn ich mich dann aufrapple und zumache und in meine Wohnung raufsteige — na, da wird es auch nich viel besser. Die Weingeister kommen zwar nich mit — aber umso frostiger wird es da oben in den einsamen Stuben für einen alten Mann. Da bin ich nämlich plötzlich 'n alter Mann, da fühl' ich's erst und lege mich traurig in die Klappe.

Fork:

Sie sind gar nicht alt, Herr Below.

Wechsler:

Wahrhaftig nicht! Sie sind auch nicht allein!

Below:

Nanu?

Wechsler:

Na — Sie haben doch was — was Besseres . . .

Below:

Meinen Sie vielleicht meine Kinder? Ach, reden Sie bitte nich von meinen Kindern! (Steht auf.) Andere Leute sehen ihr Glück darin. Ich kann es leider nich. Keines von meinen Kindern wollte, was ich ihnen erworben habe. Hermann hat studiert. Erna — na, schweigen wir von Erna.

Wechsler:

Und Rudolf? — Rudolf, Herr Below?! — Er ist jetzt wieder hier. Ist er nicht zur rechten Zeit gekommen? Die Mutter hat er freilich nicht mehr angetroffen —

Below:

Gott sei Dank! Das wär' was für die Frau! Ne, ne! So 'n Himmelsstürmer!

Wechsler:
Himmelsstürmer? Aha. Das ist mir interessant. So haben Sie ihn früher nicht genannt.

Below:
Sie sind mit Rudi in der Schule zusammen gewesen?

Fork:
Ich auch, Herr Below.

Below:
Richtig . . . Himmelsstürmer — das is Ihnen interessant? — Warum denn? Wie hab' ich ihn denn früher tituliert?

Wechsler:
Na, sagen wir —

Below:
Lausejunge?

Wechsler:
Es war nicht viel besser.

Below:
Lausejungen sind schon Exzellenzen geworden. Man hat Beispiele.

Wechsler:
Waren Sie nicht ganz überrascht, als er wieder vor Ihnen stand? So, wie ihn das Leben inzwischen geformt hat? Ich für meine Person kann nur sagen — ich finde die Veränderung zu seinen Gunsten enorm. Der Mensch hat was erlebt, im besten Sinne des Wortes. Der kann was.

Below:
Haben Sie den Eindruck?

Wechsler:
Ja, Herr Below! Sie etwa nicht!?

Below:
Doch — doch. Es war 'ne unheimliche Stunde. In derselben Stube, wo ich ihm vor 15 Jahren gesagt hatte: Du mußt fort, Junge — wir sind von heute ab geschiedene Leute — in derselben Stube trat er mir jetzt gegenüber und gab mir die Hand und war ein Kerl wie 'n Baum. Die Stube zitterte, wenn er umherging. Mir war, als ob das ganze Haus zitterte.

Wechsler:
Das Haus? . .

Below:

Jawohl, das Haus . . So 'n Kerl sprengt es gradezu. (Nach einer kurzen Pause.) Hören Sie mal, Herr Rechtsanwalt —

Wechsler:

Herr Below?

Below:

Sie sind ein Mann, der das Leben kennt. Und zwar in Rudis Sinne. Nich in meinem. Sie sind aber Rudi überlegen — Sie haben sein Amerika nich mitgemacht — Ihr Name is in der Heimat mit lauter großartigen Unternehmungen verknüpft — was halten Sie von meinem Sohn? Was is ihm zuzutrauen? Wundern Sie sich bitte nich, wenn ich 'n bischen objektiv von meinen Kindern rede. Meine Frau tut 's auch. Das war immer so bei uns. Jeder muß seinen Dickkopf durchsetzen. Wir Belows bezahlen unser Leben in bar. Rudi wird seinen Eltern jetzt nichts anderes nachsagen können, als daß sie sich treu geblieben sind, und ich bin gern bereit, dasselbe von ihm zu sagen. Wenn ich nur nich am Ende vom Leben stände, und er am Anfang. Weil er jung is, hat er schließlich doch mehr Recht als ich.

Wechsler:

Es freut mich, Sie so versöhnlich zu finden. Ihr guter Humor wird Ihnen immer mehr darüber weghelfen —

Below

(steht auf): Humor, Humor. Das is 'ne zweischneidige Sache, Herr Rechtsanwalt. Ich suche Anschluß, Verständnis.

Wechsler:

Bei Rudi werden Sie beides im höchsten Maße finden.

Below:

Meinen Sie?

Wechsler:

Er wird die wahre Stütze Ihres Alters werden. Warum erschrecken Sie so?

Below:

Pardon! . . . Das Wort Stütze — das trifft mich. Ne, ne, mein Lieber. 'ne Stütze wär' ganz schön. Aber das is er eben nich. Keines von meinen Kindern. Eher — —

Wechsler:

Was, Herr Below?

Below:

Entscheidung. Zündstoff. Sauerteig. Hm. Seitdem er hier war, liegt was in der Luft.

Wechsler

(gespannt): Was ist das?

Below

(ruhiger, lächelnd): Das Haus hat gezittert.

(Professor König und Hauptmann von Weinschenk kommen von rechts.)

König

(über Achtzig, trippelndes, noch lebhaftes und cholerisches Männchen, macht sich in der Tür von Weinschenks Arm los. Mit gereiztem Ton): Danke! Hier bedarf ich Ihrer Dienste nicht mehr! Danke wirklich! Aber so lassen Sie mich doch los! Hier find' ich schon selber!

v. Weinschenk

(sehr großer und breiter, etwas schlagrühriger Sechziger, der das linke Bein nachzieht. Pensionierter Militär, Kriegsveteran, mit lauter, für Schwerhörige berechneter Stimme): Also jut! Meinetwegen fallen Sie in die Panke! Ich hole Sie nich mehr ab!

König:

Das halten Sie ganz, wie Sie wollen! (Stolpert) Guten Abend, meine Herren!

v. Weinschenk:

Natürlich! Kleene Verrenkung jenügt, und er wird bettlägerig, und da findet er mit 82 nich mehr raus — das sage ich ihm! 'Nabend, meine Herren!

Below

(führt König behutsam zu seinem Platze hin): Der Professor is aus Guttapercha — der verletzt sich nich.

König

(grinsend): Aus Guttapercha! Hören Sie wohl? Below kennt mich!

v. Weinschenk

(hat Below, Wechsler und Fork die Hand gegeben, setzt sich jetzt ebenfalls und streckt das linke Bein aus): Es is 'ne Not mit dem Mann. Seit 17 Jahren hol' ich ihn Abend für Abend aus seiner Wohnung ab und bring' ihn in die Belowsche Ecke. Aber jlauben Sie, daß 'n Abend ohne Streit verjeht?

Daß wir jemals hier konform erscheinen? Im letzten Moment noch bricht er irjend was vom Zaun, und das is dann mein Lohn, daß wir hier wie de Kampfhähne ankommen.

König:

Ich breche nichts vom Zaun, ich bin kein Kampfhahn, aber ich habe mein gesundes Erinnerungsvermögen. Und wenn Sie mich mitten auf den Linden stehen ließen, so daß ich unter einen Benzinstänker käme, ich alter Mann, ich würde doch noch behaupten, daß es im Jahre 70 noch keine Droschken erster Klasse gegeben hat.

Below:

Also d a s war der große Streitpunkt. Der Professor hat übrigens recht, Lorenz.

König:

Aha! Natürlich habe ich recht! Aber er streitet ja immer! Er streitet!

v. Weinschenk

(bezwingt sich, trommelt auf den Tisch und wendet sich gleichmütig zu Pinkert, der wieder eingetreten ist): Pinkert, 'n Schoppen Haus und 'ne Semmel mit Sardellen.

Pinkert:

Jawoll, Herr Hauptmann.

v. Weinschenk

(zu König): Vor mir sind Se sicher von jetzt ab. Ich sage jetzt zu allem ja. Ja. Ja. Ja. Ja. Ich habe andre Sorgen als die Droschken im Jahre 70.

Wechsler:

Aber was haben Sie denn für Sorgen, Herr Hauptmann?

v. Weinschenk:

I, ich halt' es nich mehr aus in eurem Berlin! Hier erstickt man ja! Hier wird man ja langsam zertrampelt und blödsinnig! Dies Jeschiebe, dies Jeklingel, dies Jetute 'n janzen Tag! Was brauch' ich mich denn immerzu rumschubsen zu lassen und auf de Hühneraugen treten — keine ruhige Minute hab' ich ja in meiner Pension, und alles bloß, um in Berlin zu leben? Lohnt sich das? Bin ich denn nich'n Dromedar, daß ich nich schon längst auf meinem Jut bei Oranienburg sitze?

König:

Über Ihr Verhältnis zu einem Dromedar bin ich mir nicht im klaren, aber daß Sie sich auf Ihr Gut zurückziehen wollen, das sagen Sie jetzt seit 25 Jahren und haben es immer noch nicht getan.

v. Weinschenk:
Ich tu 's, zum Donnerwetter, ich tu 's! Das werdet ihr sehen!
Below:
Aber Lorenz, du wirst uns doch nich verlassen? Bedenke doch, wieviel Berlin dir bietet.
v. Weinschenk:
Was bietet 's mir denn?! Benzinjestank! Ich halt' es nich mehr aus! Ich sehne mich ja nach einem Misthaufen!
Below:
Die Automobile werden allmählich alle elektrisch.
v. Weinschenk:
Und dann werden wir lautlos dotjefahren! Ja! Das is 'n Fortschritt!

(Kretschmar und von Wiesenlattich von rechts.)
Kretschmar
(flämmiger, aber agiler Journalist, lockiges Haar, Pincenez vor den etwas hervortretenden Augen): Fortschritt! Wer redet hier von Fortschritt! Sojar in der Belowschen Ecke wird's lebendig!
Below:
Ja, das kommt so, Herr Kretschmar.
Kretschmar:
Dajejen is nichts zu machen! Das is die einzige Atmosphäre, in der wir leben können — Leute vom zwanzigsten Jahrhundert!
v. Weinschenk:
Na ich nich, Herr Zeitungsminister! Ich nich!
Kretschmar:
Aber Herr Jeneral, worüber beklagen Sie sich denn? Man muß doch die Nerven seiner Epoche haben! Stadt wie Berlin braucht Nerven! Alles drängt vorwärts — heute jut, morgen besser! Kein Ruhepunkt, kein Stillstand — darf jar nich sein! (Setzt sich und sieht in die Speisenkarte.) Pinkert, jibt es Klopse? Πάντα ῥεῖ! Heraklit war wahrscheinlich ooch 'n Berliner! Passen Sie auf, es wird noch viel doller! Straßenbahn kriegt Schnellverkehr oder wird unterirdisch! Hochbahn wird durch Schwebebahn ersetzt, und in der Ferne seh' ich schon die lenkbaren Tarameterluftschiffe!
v. Weinschenk:
Dann sitz' ich in Oranienburg.

König:
So! Und wer holt mich ab?!

Kretschmar
(zu Pinkert): Also Rebhuhn — meinetwejen Rebhuhn! Mit'n Schrotkorn, damit ich auch weiß, daß es 'n wildes Tier war!
(Pinkert ab.) Meine Herren! Meine Herren, es is doch 'n Hochjenuß, seine Vaterstadt so anwachsen zu sehen! Wenn ich an meine Kindheit denke! Lieber Jott! Nach 'm Nollendorfplatz war's damals 'ne Landpartie, und an die Havel, da, wo man jetzt per Auto über die Döberitzer Heerstraße flitzt, kam man jeden Sommer höchstens einmal!

König:
Wenn ich so etwas höre ... So ein Kiekindiewelt, dieser Kretschmar ... (Losfahrend) Sie waren ja noch gar nicht geboren, als ich so alt war, wie Sie! Vor 50 Jahren, mein Bester — ja! Wie da Ihre Vaterstadt aussah — das wissen Sie nicht!

Kretschmar:
Allerdings nich, Jott sei Dank. Entschuldijen Sie, daß ich so spät jeboren bin, ehrwürdijer Patriarch und Kirchenvater. Sie sind ja noch 'n Achtundvierziger, Sie haben ja noch auf der Barrikade jestanden. Bei andern Achtundvierzigern kann man das allmählich bezweifeln, die haben nämlich schließlich alle auf der Barrikade jestanden. Aber Sie, Herr Professor, Ihnen trau' ich 's zu. Sie schmeißen ja jetzt noch zuweilen mit harten Jejenständen um sich.

König:
Ach, was! Ich wollte nur sagen — ich habe ein dreifaches Wachstum von Berlin miterlebt! Berlin war eine kleine Stadt im Jahre 48. Aber schön war diese kleine Stadt! Ach! Wunderschön!

v. Weinschenk:
Ja, wahrhaftig!

König:
Weinschenk, davon wissen Sie nichts!

v. Weinschenk:
Nanu! (Erhebt sich halb.)

König
(ebenso): Wann sind Sie denn geboren?

v. Weinschenk:
Danach jeht's nich!

König:
Ihre Zeit ist 70/71 — eine Epoche, die mich überhaupt nicht interessiert!
v. Weinschenk:
Aha! Jawohl! Die Jründung des Deutschen Reiches! Bismarck, Moltke, Roon — 'n Pappenstiel! Der alte Wilhelm — 'ne Episode! Daß ihr vorher „Der Sänger hält im Feld die Fahnenwacht" jejröhlt habt und Turnvereine jejründet und mit Redensarten um euch jeschmissen, das war was!?
König
(zitternd): Redensarten?!
Below:
Aber meine Herren, meine Herren . . . Setzen Sie sich doch wieder hin. Sie debattieren ja mit einem Feuer, als ob es sich um aktuelle Fragen handelte. Was größer war — 48 oder 70 — diese Streitfrage liegt doch ziemlich weit zurück. Jetzt regen sich die Leute um andre Sachen auf.
v. Weinschenk:
Jewiß, Below, wir sind zum alten Eisen jeworfen. Kriegskameraden — zu nichts mehr nutze in dieser schlappen, miselsüchtigen, „nervösen" Zeit. Pfui Deibel nich noch mal. Aber 'n Schoppen Haus trink' ich darum doch noch.
Below (steht auf und sagt es Pinkert durch die Tür.)
König
(sitzt wieder in sich zusammengesunken): Wollte nur sagen — wollte nur sagen — — — ja, das war's. Das wollte ich sagen. (Wacher und lauter.) Ich freue mich n i c h t an solcher Art Entwickelung.
Kretschmar:
Verehrtester Herr Professor, das bejreif' ich vollkommen. Die idyllische Ruhe von Anno dazumal is was Wundervolles, aber wir Leute von heute haben sie ein für alle Mal bejraben. Jeht ja nich anders. Sonst versinken wir ja in ästhetische Jefühlsduselei. Pardon, Herr von Wiesenlattich.
v. Wiesenlattich
(lächelnd): Aber das tu' ich doch nicht? Wenn ich in vergangenen Geschmacksepochen lebe und die frühere, gewisse Schönheit der heutigen, ungewissen vorziehe — das ist ganz etwas Anderes.
Kretschmar:
Sehn Sie wol! Und wir, wir Unhistorischen, wir schaffen eben 'ne neue Jewißheit! Da liegt es! Übrigens famos formuliert! Einen Augenblick, das lass' ich mir nich unter 'n Tisch fallen! (Schreibt es auf.)

Below
(hat aufmerksam zugehört und kehrt jetzt langsam an seinen Platz zurück, bleibt stehen): 'Ne neue Gewißheit — ja ... Beneidenswert, an sowas zu glauben.

Kretschmar
(steckt sein Notizbuch ein, aufblickend): Wie jefällig?

Below:
Manchmal wünsch' ich mir so 'n bißchen in die Werkstatt reinzukucken, wo neue Gewißheiten gemacht werden. In Ihren Zeitungspalast zum Beispiel, Herr Kretschmar.

Kretschmar:
Bitte, bitte sehr! Warum kommen Sie denn nich? Ich zeije Ihnen alles! Die jroße Rotationsmaschine, die unser janzes Blatt ausspuckt — fertig jefalzt, jeschnitten, illustriert! Wird mich außerordentlich freuen!

v. Weinschenk:
Aber Below, Below, was willste denn da? Sei doch froh, daß du nichts von hörst und siehst.

Below:
Ja lieber Lorenz, hier wird immer bloß davon gesprochen ...

v. Weinschenk:
Na, jenüjt dir denn das nich? — —

Wechsler
(will Below helfen): Unser verehrter Herr Wirt hat da einen andern Standpunkt, Herr Hauptmann. Er ist unser Gastgeber, nicht wahr — er sieht uns alle kommen und gehen — an seinem geistigen Auge ziehen die Epochen vorüber, er kann sich nicht an eine bestimmte binden.

v. Weinschenk:
Na, sage mal, Mensch, hältst du denn alles, was da draußen tobt und Radau macht, für Fortschritt?

Below
(zuckt lächelnd die Achseln): Tobt und Radau macht — —

v. Weinschenk:
Jawohl! In diesem himmlischen Asyl des Friedens und der vornehmen Jeselligkeit, das mit deinem Namen verknüpft is, da darf ich das sagen! Hier is die letzte Stelle, wo man zum Nachdenken kommt in Berlin, wo man überhaupt noch weiß, was los is! Hier wird nich jleich jeschubst, wenn man stehen bleibt, hier jilt noch das Wort der Leute, die was erlebt haben! Unser Kejelverein „Eiche", auf den ich heute wieder mein erstes Jlas leere — (Die Anderen murmeln beifällig und stoßen

mit ihm an) so was jibt es doch jar nich noch mal in Berlin! Was kümmert uns denn das moderne Jewibbel? Wir haben den wirklichen Fortschritt mitjemacht — das jenüjt!

König:

Prosit, Weinschenk.

Below

(stehend, ziemlich rasch): Ich stoße mit an. Aber du erlaubst jetzt eine kleine Diskussion, Lorenz. Das Thema lohnt sich. Ihre Worte, Herr Rechtsanwalt — von den Epochen, die an einem alten Wirt vorüberziehen — zu immer neuem Fortschritt — so meinten Sie es doch, nich wahr — habe ich recht verstanden? (Wechsler nickt.) Ja, das is sehr interessant, meine Lieben. Seht mal die beiden Fenster hier .... (Wendet sich nach rechts.) Die führen auf die Linden raus, nich wahr. Was hab' ich hier nich alles mitangesehen. Aber auch unten, auf der Straße, mittenmang. Zum Beispiel 71 — da bin ich von Frankreich heimgekommen, hinter dem alten Kaiser her, durchs Brandenburger Tor — da hatt' ich 'n Kürassierhelm auf 'm Kopf, stellen Sie sich das vor, meine Herren — Below mit 'm Kürassierhelm und 'n Säbel und 'n Eichenzweig und — na ja ... Da ritt ich hier vorüber, und am Fenster — hier an diesem — stand Minna, meine Braut. Das war was.

v. Weinschenk:

Ja, das war was ...

Below:

Du warst mein Leutnant, Lorenz — ich war bloß 'n simpler Unteroffizier.

v. Weinschenk:

Was macht das? Das eiserne Kreuz bekamen wir am selbigen Tage.

Below:

Ich habe meine Revue mit 71 angefangen — aber vorher 66 — vorher 64 — und ganz hinten, ganz im Dämmer — ich war 3 Jahre alt, meine erste Erinnerung — 48, der achtzehnte März. Da wurde auch geschrieen und geschossen unter 'n Linden, aber anders. Hier vor unsrer Tür. Und mein Vater kam plötzlich und riß mich vom Fenster weg. Später ritt Wrangel draußen vorüber. Und später — Bismarck. Und dann fingen die Sozialisten an. Draußen sah ich den alten Kaiser von Nobiling getroffen — andre Zeiten, andre Sitten. Wir Belows machten die Fenster zu.

v. Weinschenk:

Das war das Unbeirrbare an euch! Etwa nich?!

Below:

Ja, ja. Aber auch das geht vorüber. Das Unbeirrbare. Sogar Bismarck ging. Und dann wurde alles frisch vergoldet. Auch mein Hoflieferantenwappen. Na. Nun is es ja wirklich anders. Viel schöne Gesinnung, viel Leben, viel Mannszucht, viel Pracht. Aber unter uns, meine Herren: 'n Pudel is kein Tyras. (Alle lachen.)

Kretschmar:

Ausjezeichnet! Sagen Sie mal, wollen Sie das nich alles mal schreiben, Herr Below? Für meine Zeitung? Als Aufzeichnungen eines alten Berliners? Wäre doch reizend!

Below:

Nein, das will ich nich. Ich will nur sagen: Die Epochen zogen an mir vorüber, aber ich habe dabei gelernt, jeder gerecht zu werden. Keine von ihnen, ob sie nu stark oder schwach war, hatte Bestand, eine wurde die Erbschaft der andern — aber darin liegt eben ihre Berechtigung. Man hüte sich davor, engherzig zu werden und zu sagen, meine Jugend hatte Sinn — die heutige hat keinen! Ihren Sinn hat jede Jugend, meine Herren! Ich traue mir nich zu, aus „meiner Zeit" erhaben auf andre runterzukucken. (Setzt sich. Pause.)

v. Weinschenk:

Das is ja sonderbar. Derartige Anschauungen offenbarst du uns zum erstenmal, Below.

Below:

Alles muß mal zum erstenmal gesagt werden.

v. Weinschenk:

Nu höre mal zu — —

Below:

(legt ihm die Hand aufs Knie): Was denn, Alter?

v. Weinschenk:

Ernsthaft! Du schwebst in 'ner jroßen Jefahr!

Below:

Hören Sie, Herr Rechtsanwalt?

Wechsler:

Wir Jüngeren sehen keine Gefahr für Sie. Wir freuen uns an Ihnen, Herr Below.

v. Weinschenk:

Dann handelt ihr unverantwortlich. Dieser Mann hier, dieser Pracht=

mensch, der darf nich auf die Schleichweje eines jewissen Handelsmannes jeraten —

B e l o w:

Nanu — wen meinst du denn?

v. W e i n s c h e n k:

Eines zynischen Handelsmannes, der in unserer Mitte lebt und sich bei uns wohl fühlt und draußen inzwischen erntet, was nich das jeringste mit uns zu tun hat —

W e c h s l e r

(sieht Ascher kommen): Pst! Pst!

v. W e i n s c h e n k

(hört ihn nicht): Ich meine natürlich den Kommerzienrat —

A s c h e r

(von rechts. Ein etwas gebückter, schmächtiger Mann von 60 Jahren, sehr gepflegt, aber einfach, mit ironisch überlegenen, sinnlichen Zügen, ausdrucksvollen, dunklen Augen. Hinter ihm kommt Pinkert, der ihm Hut und Pelz abnimmt): Sie meinen den Kommerzienrat? Guten Abend. Ich stehe zur Verfügung. Hier gibt es doch nur Einen dieses schönen Titels? Oder sind S i e inzwischen Kommerzienrat geworden, Below?

v. W e i n s c h e n k

(mit verschränkten Armen): Ne! Sein Jeschäft is nich bedeutend jenug!

A s c h e r:

Er hat wohl auch nicht den Ehrgeiz.

B e l o w:

Gewiß nich. Bei Ihnen war der Titel ja was Selbstverständliches, Ascher.

A s c h e r

(setzt sich): Warum? An und für sich ist nichts selbstverständlich auf der Welt. 'Ne halbe Johannisberger, Pinkert. Und Kaviar.

P i n k e r t:

Scheen, Herr Kommerzienrat. (Ab.)

v. W e i n s c h e n k:

Na, Sie sind doch der Inhaber des jrößten Warenhauses von Berlin —

A s c h e r:

Ich nicht. Meine Söhne sind das. Ich habe mich längst zurückgezogen.

v. W e i n s c h e n k:

Ach lieber Jott, nu will er alle seine Sünden auf die armen, unschuldigen Kinder abladen!

Ascher:

Sünden? Erlauben Sie mal, Herr Hauptmann — Sie scheinen kein Kunde von uns zu sein?

v. Weinschenk:

Ne, wahrhaftig nich! Ich lasse meine alten Lieferanten nich im Stich, um bei Ihnen in siebzehn Fahrstühle zu rutschen, in 'nem Palmenjarten Affen und Papajeien zu sehen, daneben bei Doppelkonzert 'ne Lachssemmel zu essen und schließlich nich mehr zu wissen, was ich mir eijentlich kaufen wollte!

Ascher:

Schade. Darum hat mich also die letzte Bilanz so enttäuscht.

v. Weinschenk:

Ich bin im Prinzip jejen alle Warenhäuser!

Ascher:

Ich auch. Was glauben Sie denn.

Below:

Liebster Ascher, werden Sie nich paradox.

Ascher

(Ißt hastig den Kaviar, den Pinkert ihm gebracht hat): Auf mein persönliches Urteil kommt es da gar nicht an. Ich produziere nicht, ich verkaufe Produkte. Ich bin dazu da, den Geschmack jeder neuen Generation zu treffen.

Below:

Aha! Unser Thema!

König:

Sollten Sie nicht auch dazu da sein, Herr Kommerzienrat, den Geschmack jeder neuen Generation zu bilden?

Ascher:

Nein, Herr Professor, denn das wäre Pfuscherarbeit. Ich weiß, was man von mir verlangt. Ich wundere mich über keinen Anspruch, der an mich gestellt wird. Je verrückter, desto besser. Bin ich dazu da, meine Kundschaft zu rezensieren? Nein — ich bin dazu da, sie zu bedienen. 'Ne Stadt wie Berlin ist was Unbegreifliches, aber so soll man sie auch nehmen. Ich bin 'n stiller, alter Mann und habe meinen Privatgeschmack. Wenn ich zu Hause ein gutes Buch lese, oder wenn ich hier bei Below meinen Schoppen trinke — das genügt mir.

v. Weinschenk:

Armer Kommerzienrat! Andre Freuden hat er nich! (Alle lachen verständnisvoll.)

Ascher:

Nein, nein! Gewiß nicht! Aber ich verstehe, daß andre Leute welche haben! Ich respektiere, daß man mit 'm Auto lieber kleine Kinder totfährt, als weniger als 100 Kilometer in der Stunde zu machen. Ich weiß es zu würdigen, daß man die alten Häuser scheußlich findet und die Palazzos, die Herr Baumeister Fork aus der Erde zaubert, mit sämtlichen Stilen der Menschheit beladen, wundervoll. Prosit, Herr Baumeister! Sie sind hier — aber das macht nichts. Sie wissen ja, der Bau unseres größten Warenhauses in Westend wird Ihnen doch übertragen.

Fork:

Das weiß ich. Darum können Sie auch sagen, was Sie wollen, Herr Kommerzienrat. Solange wir keinen neuen Stil haben, nehmen wir eben die alten.

Ascher:

Richtig! Die Hauptsache ist der Vorrat! Berlin hat 'n Riesenmagen — der will gesättigt sein.

Below:

Nu würd' es mich aber interessieren, lieber Ascher, wie Sie mich eigentlich beurteilen? Wie komme ich Ihnen denn eigentlich als Berliner Restaurateur vor? Normal oder verrückt?

Ascher:

Offen gestanden mehr verrückt.

v. Weinschenk

(haut auf den Tisch): Na, das is doch —!

Ascher:

Und dadurch auch wieder normal. Sie sind nämlich auch 'n Artikel für den modernen Geschmack geworden — Sie sind 'n Luxusgegenstand, Below. Das Geld liegt bei Ihnen auf der Straße, und Sie heben es nicht auf.

Below:

Was meinen Sie damit —

Ascher:

Na, Ihr Grundstück ist doch unter Brüdern zwei Millionen wert. Wieviel Umsatz haben Sie dafür im Jahr? Na? 'N halbes oder ein Prozent? Aber ich will nicht in Sie dringen. Sie müssen wohl so bleiben, wie Sie sind. Wer weiß, ob Sie dem Publikum gefallen würden, wenn Sie anders wären.

Below:

Wie denn — anders? .....

Ascher:

Na — hier läßt sich was draus machen. (Abbrechend.) Übrigens interessant war mir 's eben, Ihren Sohn wiederzusehen. Ich traf ihn vorhin in der Friedrichstraße. Er wird bald hier sein.

Below:

Rudolf?

Wechsler:

Ist das nicht ein Prachtmensch geworden?

Ascher:

Gewiß, Herr Rechtsanwalt, gewiß. Jedes Temperament ist für mich 'n Prachtmensch. Und wie er für Berlin schwärmt — er ist ja ganz betrunken von seiner Vaterstadt. Ich bin 'ne Weile mit ihm spazieren gegangen.

Wechsler

(gespannt): Wie lange, Herr Kommerzienrat?

Ascher:

Nicht so lange, um was zu besprechen. Er hat gesprochen. Und kein Schaufenster, kein elegantes Frauenzimmer hat er vorüber gelassen.

Below:

Erlauben Sie mal, mein Sohn is Familienvater.

Ascher:

Das macht nichts. Ich bin auch Familienvater. Man sieht, was zu sehen ist.

Rudolf Below (kommt von rechts. Er ist 35 Jahre, eine schlanke, sehnige und elegante Erscheinung von amerikanischem Zuschnitt. Das aufrechte Preußentum des Vaters ist trotzdem unverkennbar. Gebräuntes Antlitz, feste und fast harte, aber nervöse Züge, ausdrucksvolle, blaue Augen. Das Haar schon etwas dünn, der Schnurrbart kurz geschnitten): Guten Abend, meine Herren! Ist es gestattet?

Ascher:

Da ist er ja!

Below:

Natürlich, mein Sohn! (Geht ihm entgegen und führt ihn zum Stammtisch.) Also hier stelle ich Ihnen meinen Amerikaner vor, meinen Roosevelt, meinen Abenteurer aus den Prärien.

Rudolf:

Nanu, was gibst du mir für Titel, Vater? Ich war kein Cowboy drüben

— einer der wenigen Berufe, die ich nicht kennen gelernt habe. Ich war in Amerika vollkommen Stadtmensch.

v. Weinschenk:

Und dabei so jebräunt? Von Weinschenk is mein Name.

Below:

Herr Hauptmann von Weinschenk, Herr Professor König, Herr Dr. Kretschmar, Herr von Wiesenlartich — Herrn Kommerzienrat Ascher kennst du — (zu Wechsler und Fork) und hier —

Rudolf:

Wir kennen uns auch! Schon ziemlich lange! (Gibt Beiden die Hand.) Meine Seefahrten haben mich so abgebrannt, Herr Hauptmann.

Below:

Also bist du wieder mal abgebrannt, mein Junge.

(Alle lachen.)

Rudolf:

Schwerer Irrtum, Vater! Wenn du ahntest!

Below:

Auf Ahnungen bin ich leider angewiesen.

Rudolf:

Das ist gut so! Mehr zeigt man in Amerika dem Andern nicht!

Below:

Na, setz' dich nur — wir rücken zusammen.

Rudolf:

Danke bestens. Ich okkupiere hier lieber den Katzentisch. Ich muß immer etwas Bewegungsfreiheit haben. (Setzt sich an den kleinen Tisch, den Anderen gegenüber.)

König:

Für einen Stammtisch sind Sie wahrscheinlich nie gewesen.

Rudolf:

Offen gestanden, nein, Herr Professor.

König:

Sie wollen also nicht als Below junior zu uns gehören?

Rudolf:

Nein, Herr Professor. (Man sieht sich an.) Das heißt, es ist mir natürlich eine hohe Ehre, die alten Freunde meines Vaters kennen zu lernen. Es war sehr taktvoll von meinem Vater, mich Ihnen noch einmal vorzustellen. Ich stelle mich jetzt Berlin überhaupt noch einmal vor. Die damalige Bekanntschaft war auf beiden Seiten zu flüchtig.

Below:

Wie denn — anders? . . . . .

Ascher:

Na — hier läßt sich was draus machen. (Abbrechend.) Übrigens interessant war mir 's eben, Ihren Sohn wiederzusehen. Ich traf ihn vorhin in der Friedrichstraße. Er wird bald hier sein.

Below:

Rudolf?

Wechsler:

Ist das nicht ein Prachtmensch geworden?

Ascher:

Gewiß, Herr Rechtsanwalt, gewiß. Jedes Temperament ist für mich 'n Prachtmensch. Und wie er für Berlin schwärmt — er ist ja ganz betrunken von seiner Vaterstadt. Ich bin 'ne Weile mit ihm spazieren gegangen.

Wechsler

(gespannt): Wie lange, Herr Kommerzienrat?

Ascher:

Nicht so lange, um was zu besprechen. Er hat gesprochen. Und kein Schaufenster, kein elegantes Frauenzimmer hat er vorüber gelassen.

Below:

Erlauben Sie mal, mein Sohn is Familienvater

Ascher:

Das macht nichts. Ich bin auch Familienvater. Man sieht, was zu sehen ist.

Rudolf Below (kommt von rechts. Er ist 35 Jahre, eine schlanke, sehnige [illegible] Erscheinung von amerikanischem Zuschnitt. Das aufrechte Preußen[illegible] ist trotzdem unverkennbar. Gebräuntes Antlitz, feste und [illegible] Züge, ausdrucksvolle, blaue Augen. Das Haar schon etwas [illegible], [illegible] Schnurrbart kurz geschnitten). Guten Abend, meine Herren! [illegible]?

Ascher:

Da ist er ja!

Below:

Natürlich, mein Sohn! (Geht ihm entgegen und führt ihn zum Stammtisch.) Also hier stelle ich Ihnen meinen Amerikaner vor, meinen Roosevelt, meinen Abenteurer aus den Prärien.

Rudolf:

[illegible], was gibst du mir für Titel, Vater? Ich war kein Cowboy drüben

— einer der wenigen Berufe, die ich nicht kennen gelernt habe. Ich war in Amerika vollkommen Stadtmensch.

v. W e i n s c h e n k:

Und dabei so jebräunt? Von Weinschenk is mein Name.

B e l o w:

Herr Hauptmann von Weinschenk, Herr Professor König, Herr Dr Kretschmar, Herr von Wiesenlattich — Herrn Kommerzienrat Ascher kennst du — (zu Wechsler und Fork) und hier —

R u d o l f:

Wir kennen uns auch! Schon ziemlich lange! (Gibt Beiden die Hand.) Meine Seefahrten haben mich so abgebrannt, Herr Hauptmann.

B e l o w:

Also bist du wieder mal abgebrannt, mein Junge.

(Alle lachen.)

R u d o l f:

Schwerer Irrtum, Vater! Wenn du ahntest!

B e l o w:

Auf Ahnungen bin ich leider angewiesen.

R u d o l f:

Das ist gut so! Mehr zeigt man in Amerika dem Andern nicht!

B e l o w:

Na, setz' dich nur — wir rücken zusammen.

R u d o l f:

Danke bestens. Ich okkupiere hier lieber den Katzentisch. Ich muß immer etwas Bewegungsfreiheit haben. (Setzt sich an den kleinen Tisch, den Anderen gegenüber.)

K ö n i g:

Für einen Stammtisch sind Sie wahrscheinlich nie gewesen.

R u d o l f:

Offen gestanden, nein, Herr Professor.

K ö n i g:

Sie wollen also nicht als Below junior zu uns gehören?

R u d o l f:

Nein, Herr Professor. (Man sieht sich an.) Das heißt, es ist mir natürlich eine hohe Ehre, die alten Freunde meines Vaters kennen zu lernen. Es war sehr taktvoll von meinem Vater, mich Ihnen noch einmal vorzustellen. Ich stelle mich jetzt Berlin überhaupt noch einmal vor. Die damalige Bekanntschaft war auf beiden Seiten zu flüchtig.

Below:

Da hat er recht, meine Herren — nich wahr?

v. Weinschenk:

Hm . . . . . (Nach einer Pause, die niemand unterbricht): Nu erlaub' ich mir aber 'ne bescheidene Anfrage, Below: wann fangen wir eijentlich zu kejeln an? Oder wird es heute nichts damit?

König:

Wenn ich mich nicht irre, sind wir dazu hergekommen!

v. Weinschenk:

Das mein' ich!

Rudolf beobachtet sie lächelnd.

Below

(etwas verwirrt): Bitte, meine Herren, bitte. Ich wollte Sie nur im ersten Schoppen nich stören —

v. Weinschenk:

Den haben wir lange ausjetrunken. Du läßt uns heute trocken sitzen, Below.

Below:

Das tut mir leid — Pardon. Pinkert, bringen Sie die neue Lage nach hinten, in die Kegelbahn.

König

(steht auf, hustend): Ist auch gut geheizt? Vom Garten kommt immer eine Hundekälte hinein!

v. Wiesenlattich:

Einen Garten haben Sie, Herr Below?

Below:

Jawohl —'ne neue Rarität, nich wahr? Ein Berliner Garten. Früher war das anders.

v. Weinschenk

(steht auf): Früher!

Rudolf:

Das waren noch Zeiten — was, Herr Hauptmann?

v. Weinschenk:

Davon wissen Sie nichts, Herr Below junior.

Rudolf:

Allerdings nicht. Ich bin vollständig unhistorisch.

Kretschmar:

Bravo! Sie sind mein Mann! (Alle haben sich erhoben.)

Below:
Meine Frau pflegt immer zu sagen: Der Garten is zwar klein, aber es is wirklich einer. (Zu Rudolf:) Mutter liebt ihn ja zärtlich.
v. Weinschenk:
Überhaupt, diese Frau! Deine Frau soll leben! Darauf trink' ich er!
Alle:
Soll leben! Frau Minna! Prosit! (Stoßen mit Below an.)
Below:
Danke . . . . .
v. Weinschenk:
Auf daß sie bald wiederkehre. Dein Schutzgeist.
Below:
Schutzgeist?
v. Weinschenk:
Ja, ich nenne sie so.
Rudolf
(steht auf, nimmt Below beiseite): Kann ich dich jetzt sprechen, Vater?
Below
(leise): Ja — ich habe mich vom Kegeln frei gemacht. Geschäftliche Arbeit vorgeschützt. Augenblick. Ich sehe bloß nach, ob hinten alles in Ordnung is. (Er folgt den Anderen links hinaus. Wechsler und Fork werden von Rudolf durch einen Blick verständigt, daß sie zurückbleiben.)
Rudolf
(leise lachend): Diese Eichen! Diese alten Eichen! . . . Heißt der Kegelverein nicht „Eiche"? Aber sehr verdorrt kommen sie mir vor. Sie schmeißen wohl nur noch Kegel?
Wechsler
(ebenso): Nur noch Kegel. Harmlos, ganz harmlos. Nun? Wir bleiben in der Nähe, Rudi. Wenn Sie uns brauchen . . .
Rudolf:
Ist Fork verständigt?
Fork:
Na —so halb und halb.
Rudolf:
Das übrige, wenn ich mit meinem Vater gesprochen habe.
Wechsler:
Ein Wort noch — was ist mit Ascher?

Rudolf:
Nichts.
Wechsler:
Nichts — ?!
Rudolf:
Er sitzt auf seinem Geldsack. Unerbittlich.
Wechsler:
Schade. Der gerade müßte mitmachen. Ich nehm' ihn mir noch vor.
Rudolf:
Unternehmen Sie aber bitte nichts, bevor Sie den Standpunkt meines Vaters kennen.
Wechsler:
Selbstverständlich! Selbstver —

———

Below
(kommt von links zurück.): Na, meine Herren? Wo bleiben Sie denn? Der Hauptmann wütet! Er kriegt die Parteien nich zusammen.
Wechsler, Fork:
Wir kommen schon!
Below:
Vor diesem Kegeltyrannen müssen Sie sich in acht nehmen! (Wechsler und Fork mit einem Blick auf Rudolf links ab.) Wollen wir nich lieber in die Wohnung raufgehen?
Rudolf:
Nein, Vater! Hier ist es mir sehr angenehm! Ich habe dir nicht das mindeste zu sagen, was hier nicht besprochen werden könnte.
Below:
Na, ich dir auch nich . . . (Pause. Rudolf geht langsam umher und sieht sich das Zimmer an. Below hat sich an den Stammtisch gesetzt. Jetzt bleibt Rudolf stehen und lehnt sich dem Vater gegenüber an den kleinen Tisch. Sie betrachten einander. Ihr Lächeln geht allmählich in ein leises, ironisch überlegenes Lachen über): Na! — — Du freust dich also über mich? —
Rudolf:
Und du dich über mich, Vater.
Below:
Du hast mich angenehm enttäuscht. Ich hab' es heute Mutter geschrieben.
Rudolf
(zündet sich eine Zigarette an): Was denn?

Below:
Na, wie ich dich finde.
Rudolf:
Freut sie das?
Below:
Lieber Rudi — diese Frage war wohl unnötig. (Kurze Pause.)
Rudolf:
Warum? Ich stehe jetzt vollständig neu vor allen heimatlichen Beziehungen. Vor dir, vor unserm Haus, vor meinen Freunden — also auch vor Mutter.
Below:
Hör' mich 'mal an, Rudi. Ich stehe nich mehr auf dem Standpunkt von damals.
Rudolf:
Das läßt sich denken.
Below:
Alles, was ich dir mal vorgeworfen habe, seh' ich jetzt mit andern Augen an — deine Schulden, die Wechselaffäre — laß' es mich doch aussprechen, es is ja längst erledigt, aber es macht mir das Herz leichter —
Rudolf:
Mir nicht, Vater. Was ich vergessen will, das bleibt vergessen.
Below:
Ja! Ganz meine Ansicht! Du warst dir damals viel zu sehr selber überlassen — und es is 'ne schöne Fügung, daß du aus dir selber doch was geworden bist. Aber nun verzeih' mir eine Frage: was bist du eigentlich geworden?
Rudolf erhebt sich und geht mit leisem Lachen, die Hände in den Taschen, umher.
Below:
Zunächst bist du Familienvater, nich wahr — hast Frau und Kind —
Rudolf antwortet nicht, geht weiter.
Below:
Damals hab' ich es dir besonders vorgeworfen, daß du ein Mädel aus anständiger Familie entführt hast — aber auch das hat sich schließlich in Segen verwandelt. Martha is dir in Amerika eine treue, brave Frau geworden — du hast ihr in schweren Zeiten viel zu danken gehabt?
Rudolf:
Martha ist tüchtig.

Below:
Und dein Kind is zwar nich ganz gesund, wie ich leider bemerkt habe, aber—
Rudolf:
Ach, Vater, laß' uns lieber von Geschäften sprechen!
Below schweigt. Pause.
Rudolf
(nähert sich ihm): Hab' ich dich verletzt?
Below:
Nein, nein .. Durchaus nich . . . Ich muß mich nur noch mehr an dich gewöhnen.
Rudolf:
Sieh mal, Vater, Frau und Kind — das ist Nebensache, wenn du mich nach mir fragst.
Below:
Nebensache.
Rudolf:
Die leben von mir. Aber wovon lebe ich? Das möchtest du gern wissen.
Below:
Ja. Es wär' mir lieb.
Rudolf:
Um dir Zahlen zu nennen, bin ich ein zu guter Kaufmann. Das tu' ich erst, wenn wir assoziiert sind.
Below:
Aha ..
Rudolf:
Aber das will ich dir jetzt sagen, Vater: Ich lebe vor allen Dingen und im eigentlichsten Sinne von meinem Glauben an mich selbst! Ich weiß, daß ich erreiche, was ich vorhabe! Ich kenne keine Feinde mehr und keine falschen Illusionen!
Below:
Hast du die Probe drauf gemacht?
Rudolf:
In fünfzehn Jahren immer wieder! Ich bin durch alles durchgelaufen, was ein Mensch erleben kann! Jetzt hab' ich meine Moral und meine Weltanschauung!
Below:
Wie lautet denn die, wenn ich fragen darf?

Rudolf:
Kraft gibt Hoffnung, und Hoffnung gibt Kraft, die allein sich alles schafft!

Below:
Das läßt sich hören. Klingt nur nich so amerikanisch, wie ich mir 's vorgestellt hatte. Steckt noch 'ne gute Portion deutsche Schwärmerei drin. Erinnert mich fast — verzeih' das harte Wort — an Hermanns Broschüre.

Rudolf:
Du meinst sein Buch „Die Phrase von der Heimat"? Ich kenn's, ich hab' es in New York gelesen. Jeden Mittag zwischen ½1 und 1 in der Straßenbahn. Das war die einzige Zeit, die ich für meine Bildung übrig hatte. Aber ich bin kaum durchgekommen. Nein, Vater — mit diesem hochanständigen, aber total verrannten Theoretiker hab' ich nicht das mindeste gemein. Ich liebe ja die Großstadt, ich kenne ja nichts Schöneres. Und dieser Johannes in der märkischen Wüste, der die Flucht aus der Großstadt predigt, der soll wie ich denken? Um Gottes willen, Vater.

Below:
Ihr beide seid grundverschieden, das weiß ich. Aber Deutsche seid ihr. Und Berliner. Hermann is nie ein märkischer Bauer geworden, und du bist kein Yankee. Warum wärst du sonst zurückgekommen? Es muß doch was in dir gesteckt haben, was dich hergetrieben hat — ich will es nich grade Heimweh nennen — da schneidest du wahrscheinlich ein Gesicht —

Rudolf:
Nein, Heimweh war es nicht! Aber ich konnte kein Amerikaner werden — das ist richtig! Den Wert des Geldes habe ich drüben erst kennen gelernt — aber es steckten noch andere Werte in mir, und die blieben nicht still, die redeten lauter und lauter. Ich sag' es dir ganz offen, Vater: es waren Rachegefühle.

Below:
Rachegefühle? . . .

Rudolf:
Ja! Weißt du, was ich darunter verstehe? Je mehr ich in der neuen Welt begriff, daß ich doch was wert bin, daß das Urteil der alten Welt über mich ein Justizmord war — desto mehr befestigte sich der Gedanke in mir: geh', wenn du so weit bist, nach Europa zurück, beweise den alten Zipfelmützen ihr Unrecht und räche dich durch deine Persönlichkeit — das ist die nobelste Art, die es gibt.

Below:

Die alten Zipfelmützen wären dir dankbar für diese Rache, denn sie sind ja nich durch Zufall deine Erzeuger geworden. Sie haben was ganz Anständiges mit dir vorgehabt.

Rudolf:

Wem glaubst du mehr, Vater? Hermann oder mir?

Below:

Ich weiß nur, daß ich mit der grauen Theorie nichts anfangen kann. Wenn du des Lebens goldener Baum bist, hast du den Vorzug. Wenn du es bist.

Rudolf:

Ach, Gott, du erinnerst mich da an einen merkwürdig schönen Abend, den ich in St. Louis mit Erna verbracht habe!

Below:

Mit Erna — — ? Du hast sie drüben getroffen?

Rudolf:

Wiederholt! Sie war unterwegs, mit einer Wandertruppe und später als großer Star, und ich war unterwegs — wir trafen uns häufig. Aber in St. Louis — da hatten wir ein Gespräch — da erzählte ich ihr, wieviel ich in den Koloradominen verdient und in Pittsburg verloren hatte — und sie zeigte mir ihre Kontrakte, Vater — 20 000 Mark im Monat — wie Sylvester Schäffer — und plötzlich, als wir so zusammensaßen und Sekt tranken, da fiel uns ein, wer wir eigentlich waren! Ich hieß damals Mr. Beloni und hatte die Direktion eines Seehundstheaters, und sie hieß Erna Paulana, Diva di San Franzisko, und wir dachten an unsern Bruder Hermann, der sich mit den Dingen, die wir in aller Welt erlebt hatten, in seinem märkischen Schweinenest am Schreibtisch rumschlägt — und da kamen wir ins Lachen, Vater, ins Lachen, fast auch ins Weinen! Es war wunderlich! Bedenke doch: Mr. Beloni, Erna Paulana und Hermann der Täufer, alias Rudi, Erna, Hermann Below, Deine Kinder!

Below

(nach einer Pause): Wie sieht Erna aus?

Rudolf:

O, wundervoll! Sie ist auf einer Lebenshöhe, von der ihr euch keine Vorstellung machen könnt. Nächsten Winter kommt sie übrigens zum erstenmal nach Berlin.

Below:

Zum erstenmal . .

Rudolf:
Sie tritt im Wintergarten auf.

Below:
Auch das noch. Na — wie Gott will, ich halte still.

Rudolf
(leise lachend): Wie Gott will? . . . .

Below
(ernst): Den lieben Gott laß' aus dem Spiel, mein Junge. Der bleibt sich immer gleich. In allen Zeiten und in allen Ländern. (Steht auf. Nach einer Pause.) Du hast mir einen Brief geschrieben.

Rudolf:
Und du wolltest ihn mir heute beantworten.

Below:
Ich versteh' ihn noch nich ganz. Du willst, daß ich hier rausgehe? Aus dem Hause, das mein Großvater gebaut hat? In dem ich geboren bin?

Rudolf:
Aus dem Hause ja, aber nicht von der Stelle.

Below:
Du willst, daß ich was Neues an diese Stelle setze. Erkläre mir, was du dir darunter vorstellst.

Rudolf:
Hm! — Aber dazu brauch' ich die Kehle feucht! Herr Wirt, Sie haben doch Weine?!

Below:
O, entschuldige, mein Junge. Ich bediene dich schlecht. Was willst du? Weißen oder roten?

Rudolf:
Sekt! Nur Sekt! (Below drückt auf die elektrische Klingel. Rudolf zieht während des Folgenden sein Notizbuch aus der Tasche und blättert darin, mit leise zitternden Fingern.)

Pinkert
(von links): Herr Below?

Below:
Bringen Sie eine Pommery, Pinkert. Und zwei Gläser.

Pinkert
(mit großen Augen): Pommery?

Below:
So sagte ich.

Pinkert:
'Ne Janze?
Below:
Ja. Aber schnell.
Pinkert mit einem Blick auf Rudolf langsam nach rechts ab.
Rudolf:
So setzte das Verderben wieder ein, das der Sohn über des Alten Haus brachte. Pinkert sah aus wie Kassandra. Also, lieber Vater . . . Ich habe eine Idee, die meine gesamte Lebensaufgabe umfaßt. Es ist eine Idee, die mir nur in Berlin kommen konnte. Ich brauchte Berlin dazu und bin davon überzeugt, daß das Bedürfnis gegenseitig ist. Du wirst mich vielleicht für größenwahnsinnig halten — aber Berlin hat ganz bestimmt auf mich gewartet.
Below:
Auf Rudi Below?
Rudolf:
Ja.
Below:
Und was hast du vor?
Rudolf:
Ich will Berlin ein Zentrum seiner gegenwärtigen Lebenskraft geben. Ich will eine Stätte schaffen, wo alle vorwärts treibenden Elemente, der internationale Fremdenverkehr und die obersten Hunderttausend, geistig und pekuniär zusammenströmen.
Below:
Hm . . . Erlaube mal . . . du schriebst mir schon, daß du so was willst . . . Und in welcher Gestalt soll sich das verwirklichen?
Rudolf:
In Gestalt eines kolossalen Etablissements, das in seiner Grundlage natürlich ein Hotel ist, aber mit allen anderen Kulturfaktoren der Weltstadt verbunden wird. Ich erwähne nur die Restaurants, die eine noch nie dagewesene Größe und Eleganz haben werden, die Gesellschaftsräume, in denen man tout Berlin trifft, denn alle exquisiten Veranstaltungen, von den großen öffentlichen Bällen bis zu den five o' clock teas schöngeistiger Fürstinnen, werden dort stattfinden. Wissenschaftliche Kongresse, die irgend eine Bedeutung haben, Vorträge berühmter Männer werden nur dort möglich, denn nur dorthin kommt das Publikum. Ein wundervoller Konzertsaal wird errichtet mit eigenem Riesenorchester

und Vorträgen berühmter Virtuosen, ein Theatersaal von einer Intimität, die unsere intimsten Bühnen in den Schatten stellt —

Below:
Hör' auf! Ein Zirkus, ein Panoptikum!

Rudolf:
Nein, Vater, nein! Nur das, was ich dir sage! Verlaß' dich drauf, die Männer, die an der Spitze stehen, die wissen, was gefällt! Das Geld und die Lust sind da! Es fehlt nur der, der es bietet!

Below:
Aschers Warenhäuser!

Rudolf:
Ascher ist einer der wenigen, die ihre Zeit verstanden haben! Aber ich denke an kein Warenhaus — ich will etwas Höheres! Ich will der Wirt des modernen Geschmacks werden! Bei mir soll er sich vereinigen und geborgen fühlen! Die modernen Werte sollen bei mir fixiert werden!

Below:
Du meinst die Moden?

Rudolf:
Nenn' es, wie du willst! Wir haben nichts Besseres!

Below:
Hm. Ich habe Angst vor den Moden.

Rudolf:
Nicht nötig, Vater, wenn man selber in Bewegung bleibt! Wenn man jeden Tag aufs neue spürt, was schmeckt, was originell ist! Nerven vom Scheitel bis zur Sohle — darauf kommt es an!

Below:
Ach, liebster Rudolf, ich ahne wohl, was du dir denkst, aber ich seh' es nich vor mir.

Rudolf:
Das kommt noch!

Below:
Ich glaub' es wohl, denn neue Ideen haben immer was Verwirrendes. Aber soviel überseh' ich doch — was nützt eine große Phantasie ohne praktische Grundlage?

Rudolf:
Es handelt sich um keine Phantasie — es handelt sich um feste Entwürfe, Vater.

Below:

Aber Menschenskind! Wieviel Geld kostet die Geschichte!

Rudolf:

Achtzehn Millionen.

Below:

Hast du die bei dir?

Rudolf:

Ja.

Below:

Du bist verrückt, Junge! Oder du hältst mich zum Narren!

Rudolf:

Du wirst dich von einer dritten Möglichkeit überzeugen müssen. Ich bin vollständig klar und gebe dir die größte Gelegenheit deines Lebens, Vater.

Below:

Du hast das Geld bei dir? Wo denn? Im Mund! Oder im Notizbuch!

Rudolf:

Ich hab' es nominell, ich kann dir die Liste meiner Finanzleute zeigen. Du wirst dich davon überzeugen, daß es lauter sichere, höchst respektable Namen sind. Da haben wir zunächst mal den Geheimrat Breitenbach —

Below:

Den ehemaligen Direktor der Kreditanstalt? Der is gut . . .

Rudolf:

Da haben wir den Generalkonsul Wechsler —

Below:

Den Onkel von unserm Rechtsanwalt? Der is Millionär, wird aber nächstens 90. Kann der noch selbständig bestimmen?

Rudolf:

Vollkommen, Vater. Ferner haben wir die norddeutsche Aktiengesellschaft für mechanische Wasserreinigung und die Breslauer Aktiengesellschaft für Verbreitung des Glühlichtbrenners Saturn —

Below:

Kenn' ich nich. . .

Rudolf:

Ferner das Burgdorfer Kalksteinsandwerk und die Dampfziegelei Hinz-peter & Cie. —

Below:

Unbekannte Größen.

Rudolf:
Schließlich erwähne ich noch Meyers Fabrik von Kinderautomobilen, die deutsche Ping Ping Po-Gesellschaft, die das neueste chinesische Spiel fabriziert, und das Oskar Wilde-Theater, das mit unserm Unternehmen verbunden wird. Die Geldmittel dieser blühenden Institute hat sämtlich Wechsler in Händen.

Below:
Wechsler! Ja, sage mir mal — der Rechtsanwalt is also in alles eingeweiht? Der weiß also schon, was du mir heute zu sagen hast?

Rudolf:
Ich will es dir jetzt offen bekennen, Vater: Wechsler ist mein Rechtsbeistand, der allmächtige Förderer meines Gedankens.

Below:
Der Filou!

Rudolf:
Was meinst du damit?

Below:
O, ich hatte hier ein Gespräch mit ihm ... Bevor du kamst ... Also Wechsler ... Na! ... Er is 'n tüchtiger Geschäftsmann — da hast du recht. Es beruhigt mich einigermaßen, daß der dich Phantasten am Zügel hält. Ihm glückt ja alles ....

Rudolf:
Ja, das muß ich sagen. Hier sind noch 17 erste Namen, mit denen er in Verhandlung steht —

Below:
Am Ende auch Ascher? Gehört der auch zu eurer Verschwörung?

Rudolf:
Bis jetzt noch nicht. Er will Bedenkzeit haben.

Below
(stutzt): Bedenkzeit? — Hm ... Mit andern Worten — er macht nich mit?

Rudolf:
Wir brauchen ihn nicht. Er kann von selber kommen. Er wird von selber kommen.

Below:
So! Und die Banken? Habt ihr denn große Banken?

Rudolf:
Daran ist nicht zu zweifeln. (Pause.)

Below
(plötzlich auffahrend): Aber was wollt ihr denn eigentlich von mir? Soll ich mich etwa an der Geschichte beteiligen? Ich? Ich habe nichts!
Rudolf:
Na, na —
Below:
Mein bißchen is auf der Reichsbank, in preußischen Konsols. Da wird nich eher dran gerührt, als bis Mutter und ich unter der Erde liegen.
Rudolf:
Um eine Kapitalsbeteiligung handelt es sich ja gar nicht. In anderer Beziehung bist du uns unentbehrlich. Und darum bin ich bei dir.
Below:
Du willst das Haus?
Rudolf:
Ich will den Grund und Boden deines Hauses.
Below:
Unmöglich! So 'n Haus is nich wegzunehmen und in 'ne Schachtel zu packen! Häuser von 80 Jahren sind keine Steinbaukästen von heutzutage!
Rudolf:
Dann müßte es dir abgehandelt werden.
Below:
Junge!
Rudolf:
Das wäre mir auch nicht sympathisch. Ich will nichts ohne deine Firma, deinen Namen, deine Tatkraft! Nur mit dir will ich durchsetzen, was ich vorhabe! Dein Grund und Boden sei deine Beteiligung an unserm Unternehmen. Gib uns deinen Grund und Boden, Vater.
Below:
Und was wirst du dabei?
Rudolf:
Ich werde von der Gesellschaft mit beschränkter Haftung, die wir gründen, zum obersten Betriebsleiter ernannt. Du wirst mein wirtschaftlicher Beirat und Wechsler der juristische.
Below:
Warum muß es denn aber gerade mein Grundstück sein?
Rudolf:
Die Belowsche Ecke, Vater! Von der geh' ich aus! Du willst doch einen Erben!

Hippolyte Flandrin:
Die Taufe Christi (Teilstück der Fresken im Chor von St. Germain des Prés, Paris).
(Zum Aufsatz von Hermann Uhde-Bernays.)

Jahrgang 1909

Below:
Lassen wir mal die großen Worte, mein Sohn! Ihr denkt natürlich an mich zunächst, weil ich ein Eckhaus untern Linden habe. Aber auf der falschen Seite, Rudolf. Die richtige, die Geschäftsseite is immer bloß bei Bauer und Kranzler gewesen.

Rudolf:
Wir werden d i e s e Seite dazu machen.

Below:
Das is ja der pure Größenwahn! Und was wollt ihr denn eigentlich mit diesem Haus! Das ist ja viel zu klein für euch! Da könnt ihr ja nich die Hälfte von eurem Krimskrams machen!

Rudolf:
Wir kaufen selbstverständlich das Nachbargrundstück dazu. Konditor Zimmermann wird 'rausgesetzt.

Below:
Da schneidet ihr euch! Der Fuchs, der Zimmermann —

Rudolf:
Ist schon einverstanden!

Below:
Einverstanden?!

Rudolf:
Wenn er die Hälfte seiner Forderung in bar erhält — 1½ Millionen Mark—

Below:
Das soll der Gauner kriegen?!

Rudolf:
Auf den Tisch gezählt! Errege dich nicht, Vater —

Below:
Man is ja — man is ja wie in 'nem Spinnennest! Überall Intrigen!

Rudolf:
Intrigen?

Below:
Der Halunke, der Konditor, geht nu schon seit Wochen hier 'rum und weiß das und will sein Schäfchen ins Trockene bringen —

Rudolf:
Du siehst aus dem allen, Vater, daß wir wirklich nur auf dich warten. Du hast das entscheidende Wort.

Below:
Rudolf! — — Es is nich recht, mich so zu drängen!

Rudolf:

Das tu' ich nicht, Vater. Aber deine Antwort auf meinen Brief — du hast mich doch kommen lassen — — du willst verhandeln .... (Pause.)

Below:

Hör' mich mal an .. Es is nich nur mein eigener Wille. Die Zeit, die Umstände, in denen ich lebe ... Es quält mich was, es drückt mich was nieder, Rudolf — aber ich habe keine Menschenseele, der ich 's anvertrauen kann. Mutter is krank, Mutter is fort und darf nich aufgeregt werden — wie es mit Hermann steht, kannst du dir vorstellen — 'n feiner, rücksichtsvoller Mensch, aber er spricht 'ne andere Sprache, als ich — wir gehen am besten aneinander vorbei. Was bleibt mir? Meine Freunde vom Stammtisch? Ach, Rudolf, das sind alte, verwelkte Herzen! Sie fühlen sich wohl im Räsonieren, im Durchwühlen abgetragener Sachen. Stickluft is es, was ihnen wohltut — dahinter bin ich leider, leider allmählich gekommen. Sie wollen nichts Frisches mehr, sie wollen nur liegen bleiben am Wege. Und siehst du, Rudi, das — das is für mich das Allerschrecklichste. Hab' ich mich überlebt, dann will ich's auch offen eingestehen. Ablösung vor — das war immer der schönste Moment auf der neuen Wache. Aber zur Karikatur werden — das will ich nich. (Pause.) Na ... Wem soll ich's denn sagen, als meinem Sohn? — — —

Rudolf:

Ich danke dir, Vater, daß du es mir gesagt hast. Du bist eben jünger als die Andern. Sei jung! Respektiere weiter nichts als dich, als das, wozu du dich entschließen mußt!

Below:

Wozu muß ich mich entschließen?! Sieh mal, ich weiß, daß du was los hast, Rudi — ich würde ja Gott auf den Knieen danken, wenn du als mein wirklicher Erbe heimgekommen wärst — das wäre 'ne edle Rache, ja — dann gäb' ich dir freudig alles, alles! Sieh mal — es is ja bloß Gerümpel, ich überschätz' es gar nich — die paar Stuben, die paar Möbel, und der Wurm is auch schon drin — aber bedenk' es wohl, mein Sohn, die Dinge gelten nich nur das, was sie sind, sondern auch das, was sie bedeuten. Vergegenwärtige dir, was unsere Vorfahren hier getan und erlebt haben, hier singt und klingt es noch von großen Zeiten.

Rudolf:

Das will ich mir eben nicht vergegenwärtigen, Vater. Das darf ich nicht! Haben unsere Vorfahren an sich oder an Tote gedacht? Sind sie so

tüchtige Leute gewesen, weil sie was Neues schufen oder das Alte konservierten?

Below:

Gut! Aber wenn du den Grund und Boden hier so schätzt, wenn du hier weiterbauen willst — warum denn nich aus dem Bestehenden 'raus? Warum denn alles erst dem Erdboden gleich machen? Das is 'n Sprung auf Tod und Leben, du — den kann ich alter Mann nich mitmachen.

Rudolf:

Vater, ich kann nicht warten, keine Woche mehr. Jetzt hab' ich die Konjunktur, jetzt gibt es so und so viele Leute, die sich für meine Idee begeistern! Wenn ich hier weiterwerkle, im alten Geleise, dann bleib' ich stecken, totsicher, und ein Andrer führt meinen Plan aus. Denn dieser Plan liegt in der Luft, er ist ein Bedürfnis.

Below:

Glaubst du das wirklich, Rudi? Sieh dich doch mal um in Berlin! Was is nich alles gegründet worden, was wird nich täglich gebaut und geboten! Einer überbietet den Andern! Und es verzinst sich nich mehr! Es sind schon viele gefallen! Das is furchtbar! Ich sehe kein Bedürfnis, Junge!

Rudolf:

Ich seh' es, Vater! Und das ist der Unterschied zwischen uns beiden! Nicht nach dem, was schon da ist, geht es in einer Stadt, wie Berlin! Was da sein könnte, danach hat der wahre Unternehmer zu fragen!

Below:

Du kommst aus Amerika! Ich kann mir nich denken, daß Berlin den Stil bekommt! Es muß doch vieles bloß nachgeredet sein in dem tollen Getriebe! Am wohlsten fühlen sie sich doch zu Hause, bei Muttern! Sie staunen über das, was die Andern machen, und wenn morgen das Gegenteil gemacht wird, dann is es ihnen auch recht. Der Kern sitzt wo anders. Hier sitzt der Kern, trotz aller Verschlafenheit.

Rudolf:

Du hast aber brach liegen lassen, was dir zur Verfügung steht, Vater. Den Vorwurf kann ich dir nicht ersparen. Was hast du für Beziehungen? Gott im Himmel! Ein Dutzend alte Knacker, ausgediente Beamte, verkehren bei dir, und du könntest die ganze Hofgesellschaft haben! Den Hochadel, die haute finance! Warst du nicht mit Bleichröder intim? Bist du nicht oft zu Bismarck gekommen? Deine Weine trinkt man in den ersten Häusern! Und du hast gewirtschaftet, Vater — verzeih' mir,

ich weiß, wie vornehm das ist — aber für einen modernen Geschäftsmann ist es nicht die richtige Art von Vornehmheit.

Below:

Ich bin kein moderner Geschäftsmann! Werben is mir nich möglich. Wer kommt, wird bedient.

Rudolf:

Dann werbe ich für dich! Sanktioniere mich nur! Ich schaffe uns feudale Klubs, ich überzeuge die Leute, daß es ihre Pflicht ist, bei uns zu verkehren. Und einer kommt dann zum Andern. Ach, es ist ein berauschendes Bild. Ich sehe die schönen Frauen, ich rieche die Atmosphäre des wundervollen Hauses. Internationale! Ich kann sie den Berlinern geben! Ja, sie sollen nur staunen, brauchen nur zu staunen — wenn sie zahlen, dann ist alles gut!

Below

(sitzt eine Weile in Gedanken verloren — dann schüttelt er den Kopf und steht auf): Nein. Wenn ich es auch wollte — mich über alles wegsetzen — ich kann es doch nich, mein Sohn.

Rudolf:

Warum nicht?

Below:

Mutters wegen.

Rudolf:

Hier entscheidet dein eigener Wille!

Below:

Nein. Die Frau — kennst du die Frau?! Sie hat ihr ganzes, mühevolles Leben drangesetzt, an dieses Haus, so wie es jetzt is. Wenn ich die Beweglichkeit aufbrächte, mich davon loszumachen — sie hat sie keinesfalls. Ich kann sie nich nach ihrer Meinung fragen — ihr Herzleiden bedeutet Lebensgefahr. Verstehst du nun, in welcher Situation ich bin? Ich habe jetzt nur eine Pflicht: mit allen deinen Ideen, so höllisch verlockend sie auch sein mögen, alleine fertig zu werden, dir nein zu sagen, nein, mein Junge, und einsam zu bleiben, so wie ich bin.

Rudolf:

Will das Mutter?!

Below:

Junge, du hast Fragen. Sie will mein Bestes natürlich.

Rudolf:

Wenn sie das will, muß sie auf meiner Seite stehen. Ich kenne Mutter

— solche starke Seele, wie sie, muß mitentscheiden, oder wenn sie das nicht mehr darf, dann muß sie sicher sein, daß der Andere einen Willen hat auch ohne sie. Sie ist ein echtes Weib, Vater —

Below:
Ein echtes Weib!

Rudolf:
Ich verstehe, wie du darunter leidest, sie in dieser Stunde nicht neben dir zu haben — aber du mußt dich ins Unabänderliche fügen.

Below:
Und eines Tages — eines Tages, da kann sie zurückkommen — eines Tages, du — und dann soll nichts mehr dastehen von dem, worauf sie sich in ihrer ganzen Leidenszeit gefreut hat? Dann soll ihr altes Haus verschwunden sein, verschwunden vom Erdboden, wie ein höllischer Spuk? Das is ja ungeheuer!

Rudolf:
Nein, Vater! Du stellst es dir anders vor, als es ist! Ganz anders wird es werden, Vater! Kein Verlust wird Mutter entgegentreten — im Gegenteil — bedenke doch, ein Wunder, ein märchenhafter Aufstieg ihres ganzen Lebens! Es ist eine kühne Operation — das weiß ich. Aber sie muß gemacht werden. Mutter wird sich gewöhnen und sich abfinden, und im Neuen wird sie glücklich werden. Du auch, Vater. Unglücklich würdest du sie nur durch den Konflikt machen, in den du sie jetzt brächtest.

Below:
Der is ausgeschlossen!

Rudolf:
Dann wag's! Und entschließe dich heute noch! Ich kann nicht länger warten!

Below
(losbrechend): So weihe mich ein, du Teufelskerl! Weihe mich ein! Laß' mich alles wissen! Klar muß ich sehen bis ins Letzte! Denn hier war alles klar!

Rudolf
(packt seine Hand): Das war ein Wort! Nun sind wir einig!

Below:
Einig . . . Lieber Gott . . .

Rudolf:
Gedulde dich einen Moment, Vater. Ich rufe Wechsler und Fork her — den Notar und den Architekten — das sind jetzt die Wichtigsten.

Below:

Was tut denn Fork dabei? Soll Fork hier bauen?

Rudolf:

Du siehst, ich habe vorgesorgt. Nun entschuldige mich — ich habe Courage, ich riskier' es sogar, in die Kegelbahn zu gehen und die Beiden von der Partei des Hauptmanns loszueisen. (Ab nach links.)

Below (steht unschlüssig, in tiefster Erregung, will ihn erst zurückrufen, entschließt sich aber nicht dazu und setzt sich schließlich an den kleinen Tisch, den Kopf gesenkt, vor sich hinstarrend).

Pinkert (kommt langsam von rechts, räumt Flaschen und Gläser vom Stammtisch ab).

Below

(nach einer Weile): Pinkert — glauben Sie an den Deibel?

Pinkert:

An den Deibel? Nanu? Det is ja nich mehr Mode, Herr Below.

Below:

Sie meinen also, es geht jetzt alles mit rechten Dingen zu?

Pinkert:

Ach ne, mit rechten Dingen leider nich — aber mit 'n Himmel und mit de Hölle is et leider ooch nischt mehr, Herr Below.

Below:

Also alles ganz wirklich geworden . . . hm. Aber dann sollte man doch auch zufrieden sein und sich fügen, wenn — wenn alles mal anders wird? Nich wahr?

Pinkert:

Wat meenen Se denn damit, Herr Below? Meene Ansicht is und det is sicher richtig: wat später kommt, det is mir Wurscht, und wat ick bin, det bleib' ick, bis se mir inbuddeln. Denn is Allen jeholfen. Is doch richtig?

Below:

Es scheint so, Pinkert. Aber ganz richtig is es nich.

Pinkert:

Na, denn weeß ick nich. (Nimmt Flaschen und Gläser, geht rechts hinaus.)

Below:

Ganz richtig is es nich. (Steht auf.) Sie kommen! Tüchtige Leute — drei gegen einen! Verschwörer! Verführer! Na! — — — Es gehe seinen Gang! (Er erwartet sie.)

Herman Bang: Eleonora Duse.

Georg Brandes hat irgendwo über Henrik Ibsens spätere Dramen einige Worte geschrieben, deren Sinn auf jeden Fall ungefähr der folgende war: Es ist, als könnte ich diese Werke nicht sogleich aufnehmen, und erst Monate nachher erklingen ihre Gedanken und Worte mit voller Stärke in meiner Seele. Brandes' Worte fielen mir einmal bei einem Gastspiel Eleonora Duses ein: sie hätten über sie geschrieben sein können. Der erste Eindruck der Italienerin ist ein seltsames, beinahe schmerzliches Gefühl — das Gefühl der Ohnmacht, diese Kunst ganz und voll in sich aufzunehmen. Die Lust zu sprechen vergeht einem, und die Stimmen unserer Mitmenschen verletzen unser Ohr, während wir versuchen, uns zu sammeln, und während uns zumute ist, als wäre ein bedeutungsvolles Ereignis in unserem eigenen Leben vorgefallen. Es ist kein Zufall, daß Eleonora Duse überall zuerst und vor allem in den Versen der Lyriker gefeiert worden ist. Denn die Kritiker finden unter dem Eindrucke dieser Kunst weder die Ruhe, noch die Beherrschung, die notwendig ist, um zu „bewerten", und am klügsten unter ihnen sind noch diejenigen, die sich auf eines beschränken: sie zu sehen. Denn selbst nach Tagen und Wochen ist Frau Duses Kunst gegenüber eine Besprechung schwierig. Das hat viele Gründe. Wie ihre Sprache fremd ist, sind ihre Mittel neue. Sie verwirft die gewohnten Mittel, und sie bemächtigt sich einer Heerschar von neuen. Aber selbst über ihre Mittel gibt man sich nur schwer Rechenschaft, weil man, unter der Macht der Persönlichkeit, die sie anwendet, kaum Auge für sie hat, und das Genie der Duse scheint durch ein Nichts zu uns zu sprechen.

Ist es schon ganz untunlich, einen richtigen Begriff von den Mitteln zu geben, die Frau Duses Kunst verwendet, so ist es noch zehnmal unmöglicher, den Menschen, den diese Kunst offenbart, psychologisch zu zeichnen. Die wenigen Rollen eines Gastspiels geben nicht den Stoff dazu. Handelte es sich um eine andere, so könnte man vielleicht, indem man die Rollen untersuchte, die sie auch anderswo spielt, diesen Stoff

supplieren. Eleonora Duse gegenüber geht das nicht. Denn sie bemächtigt sich der dichterischen Gestalten so eigenwillig, daß es uns unmöglich ist, im vornhinein zu wissen, was sie in jeder dieser Rollen gibt. Ein psychologisches Bild würde allzuweite Linien erhalten, und fremde Essayisten haben uns zum Überfluß überzeugt, daß seine Striche nichts anderes einrahmen würde, als prätenziöse Leere.

Es gibt Kritiker, die in dieser Not ihre Zuflucht zu Vergleichen genommen haben. Ein ungeheures Blutopfer bezeichnet Eleonora Duses Weg. Diese Opferung ist lächerlich. Sie macht die Duse nicht größer und sie verringert ihre Nebenbuhlerinnen nicht. Wir, die wir halb-alt sind, haben vier, fünf oder sechs große Darstellerinnen gesehen, die Ristori, die Sarah Bernhardt, Charlotte Wolter, Gabrielle Réjane, Betty Nansen und die Duse. Sie waren alle groß, weil sie alle mit ihrer Persönlichkeit repräsentativ den Stil ausfüllten, der der ihre sein mußte. Adelaide Ristori ragt, gekrönt und gedeckt von dem verbrämten Mantel, noch ebenso königlich empor, die Verkörperung der Ideen, die sie darstellen wollte. Sarah Bernhardt erfüllt noch ihre byzantinischen Gestalten mit einem verzweifelten Sinnenrausch, und ihre berechtigten Triumphe gehen über einen Weg, der mit blutigen Orchideen bestreut ist. Was die Darstellungsgabe selbst betrifft — d. h. die Gabe, sich selbst und all das Seine vergessen zu können, um ganz in die Seele und den Leib eines anderen überzugehen —, so war wohl doch, vor einem Jahrzehnt, Charlotte Wolter Frau Duse ganz und gar ebenbürtig. Aber Vergleiche sind zwecklos und dumm, und Autodafés sind ungerecht und unvernünftig. Eleonora Duse ist nicht größer, als die Großen; sie ist nur die letzte und die jüngste unter ihnen. Die Ristori erhob sich als das letzte, stolze Wahrzeichen der in Staub zerfallenen Zeit der Bourbons. Sarah Bernhardt ist, ein Sprößling des Kaisertums, unter der Republik erblüht. Aber die Duse ist der Sendling des Jahrhunderts. Darum ergreift sie mancher unter uns am tiefsten und stärker als irgendeine der anderen. Aber aus demselben Grund mag es wohl möglich sein, daß sie — all ihrer wunderbaren Darstellungsgabe zum Trotz — in ihrem Vaterlande nie zum „großen Publikum" sprechen kann, und in fremdem Lande, wie bei uns, recht besehen, nie zu einem besonders zahlreichen Kreis. Denn zu diesem tiefen und äußersten Pessimismus ohne Schrei und beinahe ohne Ungeduld dringt die Menge nie vor, und er wird nur von den Bedeutenden verstanden.

Man sehe nur Sarah Bernhardt. Wie beinahe konvulsivisch sie sich am Glück berauscht, wenn es kommt; wie verzweifelt sie rast, wenn es dahin ist. Wenn ihr Trotz gegen Menschenschicksal auch in der letzten Grimasse des verblutenden Pierrots endet, will ihre Menschenverachtung dem Leben doch noch seine kurzen Genüsse abringen. Das Dasein scheint ihr noch so viel wert, daß sie um seine Lust kämpft und unter seinem Schmerze laut jammert.

Aber man betrachte Eleonora Duse. Sie trotzt selten im Kampfe, und nur Santuzza rast im Schmerze. Die verstanden haben, kämpfen nicht. Denn zu welchem Zwecke gegen die Selbstverständlichkeit des Leids ankämpfen? Die verstanden haben, schreien nicht. Denn wozu die Schreie, die von niemandem gehört werden? Eleonora Duses Darstellung des Schmerzes ist ein schwermütiges, zu Tode betrübtes Grübeln über den Schmerz. Selbst Santuzza, das Bauernmädchen, grübelt, an die Mauer des Hauses gelehnt, dumpf über das Leiden ihres eigenen Herzens, daß sie nicht haßt. Und bei Marguerite — wie einmal bei Magda — verstummt die rein physische Qual des Herzens, des Organismus ganz plötzlich. Sie weint sie aus, in einer Ecke, in einem stillen Schluchzen. Aber unter der Stirn bohrt dann ihr Kummer, die müde-trauervollen Gedanken einer Denkerin über das rastlos-trauervolle Leben. Müde haben sich die Frauen gedacht. Begegnet ihnen die Liebe, so ist ihnen die Schulter des Mannes zumeist nur die Stätte, wo ihr Haupt Ruhe findet. Auch gleichgültig sind sie geworden, von einem schwermütigen, beinahe passiven laisser aller, die nur die Herrschaft der Elenden im Leben, das sie zu elend machen, für Augenblicke zu brechen vermag: gegen einen v. Keller kann Magda aufflammen. Sonst hat sie nur ihre Wehmut und ihren Spott — einen Spott, der beinahe zerstreut ist und den sie den Frauen des Städtchens hinwirft, wenn sie ihnen nicht ausweichen kann, ihnen in den Zwischenpausen ihrer Gedanken hinwirft, fast wie ein Almosen, oder noch mehr, wie ein Knochen, dem Hunde zugeschleudert. Aber vor allem ihre Wehmut. Diese Wehmut deckt Glaube und Hoffnung und des Lebens zerstobene Freude, sowie der abgrundtiefe, stille See Märchenschlösser und Zinnen und Türme deckt, die versunken sind. Könnten die Jahre, die dahingehen, alle anderen Bilder der Kunst der Duse bei denen, die sie geschaut, verwischen — eines werden sie zurücklassen: Magda, über ihr Schwesterchen gebeugt. Da wurde kaum gesprochen, es war nur das liebkosende Hinfahren einer Hand über blondes Haar — aber wie zärtlich. Wie

viel sie doch wußte, die diese Liebkosung gab, und wie machte sie ihr Wissen doch betrübt. Ich kenne nur ein einziges Werk der Kunst, das eine solche Summe von Traurigkeit birgt: das ist Frau Fönß' Brief an Tage und die kleine „Ellinor" . . . Die schwermütig grübelnde Wehmut, das ist die Grundstimmung der Kunst der Duse, und diesen beinahe passiven Gemütszustand macht ihr Genie — dramatisch.

Aber diese selbe Kunst, die der Ausdruck eines Pessimismus ohne Widerstand, ohne Hoffnung, ohne Schrei ist — sie wirkt nie krankhaft. Ihre Harmonie, die stolze Natürlichkeit ihrer Mittel, macht sie gesund. Überdies — nicht das kränkliche Leiden, sondern den bittern Schmerz, der für die starken Seelen unausweichlich ist, stellt die Duse dar. Sie, die selbst immer krank ist, streicht aus ihrer Darstellung die Krankheit selbst da, wo die Rolle sie verlangt... nicht ein Opfer des Schmerzes will sie sein, sondern das Bild des Schmerzes. Über die Leiden des Lebens siegt der Wille — nur das Leid am Leben, das bleibt zurück.

Und Willen hat Eleonora Duse wie keine.

Er ist nicht nur die Seele ihrer Kunst. Er ist auch — das macht sie so einzig — das Mittel ihrer Kunst, das einzige, das ihr all die Mittel ersetzt, die sie verschmäht. Wie bei keiner anderen ist die Darstellung der Duse ein ununterbrochener Willensakt, wo der Wille, und nur er allein, sich einen Körper unterwirft und umgestaltet. Und dieser Wille ist so absolut herrschend, und sein Stoff, der Körper, und alles, was des Körpers ist, so geschmeidig, daß all die kleinen Künste, die all die anderen Aktricen anwenden, um mit ihrer Hilfe ihren ganzen Körper umzugestalten, für Eleonora Duse nur Hindernisse wären, etwas Fremdes, das sie belästigen und ihr die unumschränkte Herrschaft über sie selbst unmöglich machen würde. Darum schminkt sie sich nicht, darum schnürt sie sich nicht, darum trägt sie keine Perücke. Sie trägt die Tracht der Rolle, aber sie bewahrt ihren eigenen Körper — frei, als das freie Werkzeug für den schaffenden Willen, der allein sie aus Marguerite in Santuzza verwandelt, aus Santuzza in Mirandolina.

Aber damit Frau Duse so all die armseligen Künste verschmähen kann, die all den anderen helfen, muß eben eine wunderbare Anspannung auf einen geradezu wunderbaren Körper wirken. Die Gabe der Darstellung ist Eleonora Duse in unbegrenztem Grad verliehen. Andere sieht man zürnen, erschrecken, aufflammen und schaudern. Die Duse sieht man denken. Und nur, weil bei ihr alles „darstellt" — Blick,

Mund, Hände, Stirn, jede Körperbewegung, kann sie sich mit Mitteln begnügen, die so klein sind.

Und so — ganz anders.

Denn während Frau Duse so viele, die meisten Mittel des Spieles und des Theaters verächtlich ungenützt liegen läßt, hat sie sich neuer bemächtigt, die eben auf der Unbegrenztheit ihrer Beherrschung der darstellenden Kunst beruhen. Sie weiß, daß nicht nur ihr Körper spricht und ihre Hände. Sondern auch, daß, was ihr Körper berührt und ihre Hand ergreift, sprechen kann. Sie weiß das und sie bedient sich dessen; und während sie selbst still, fast unbeweglich bleibt, läßt sie die toten Dinge für sich spielen. Um sich zurückzurufen, wie das Leblose in ihrer Hand wie durch einen Zauberstab Leben und Spiegelbild eines Umschwunges in ihrer Seele werden kann, erinnere man sich nur der Blumen, die sie in der Szene mit Armands Vater in der Hand hielt. Sie schienen während ihres sicheren Glückes schlank — himmelstrebend, diese Blumen; schienen in der Sonne zu wachsen, bis sie, als der Zweifel kam, als die Hoffnung trog, gleichsam matt wurden; mit Stengeln, die sanken, mit Kronen, die sich neigten, entblätterten sie sich und welkten in ihrer Hand. Sie froren und starben und wurden wie die tauben Ähren . . . Frau Duse knickte mit zwei, drei kleinen Handbewegungen, die man kaum sah, die Kronen dieser Blumen, und vor uns, vor unseren Augen schienen sie an dem Schmerz Marguerites zu sterben. Das war eine Macht der Darstellung, die man nicht mit Worten malt und die man nicht mit einem Lob kränken will, das nicht an sie heranreicht.

Die Benutzung des „Requisits" zu beobachten, ist für den, der in die Ausarbeitungswerkstatt der Kunst der Duse eindringen will, das Interessanteste. Sie wendet es so an, wie es vor ihr nur gewisse Romanschriftsteller benutzt haben, und einzig ein Zola hat eine Meisterschaft erreicht, mit der diese Genialität verglichen werden kann. Wie bei Emile Zola ein lebloses Ding, rein zufällig in die Schilderung eingeführt, Symbol und Spiegel der Stimmung werden kann, ja das Bild des Buches selbst, so macht Eleonora Duse Santuzzas weißes Tuch zur Botschaft und Offenbarung.

Oder die zwei Rosen in „La Locandiera".

Mirandolina trägt sie, als sie hereinkommt. Ganz einleuchtend. Die höfliche Gastwirtin will sie zu dem Kuvert des Gastes legen, den sie zu bestricken wünscht. Sie legt sie also hin, natürlich oder notwendig, zu dem Teller des Kavaliers — und wir vergessen sie, als einen feinen

Einfall, wie Frau Duse sie zu hunderten hat. Aber Frau Duse selbst vergißt sie nicht. Die zwei Rosen sind ihre Waffe, und sie werden beinahe ihre Mitspieler. Sie sind ihr Köder und ihr Schild. Sie beschleunigen die Courmacherei, und sie halten sie auf — sie bekommen eine Rolle in dem Schauspiel. Das ist es eben, die toten Dinge, die eine Duse berührt, sie bekommen Rollen. Das Porträt der Mutter an der Wand zieht in „Heimat" durch einen einzigen Blick der Duse in die Handlung ein und verbleibt da — als eine Erklärung.

Macht Eleonora Duse schon die Dinge zu ihren Mitspielern, ist es klar, daß sie ihre lebendigen Partner ganz zu ihren Mitwirkenden machen muß. Die Truppe der Duse macht — sowie der „Stern" auf der Bühne ist — nicht den Eindruck der „Star-Komödie". Nur wenn Frau Duse abwesend ist, zollen ihre Akteure zuweilen der Langeweile oder Dürftigkeit ihren merklichen Tribut. Der erste Akt von „Heimat" war zu augenscheinlich platt und im Stich gelassen von demselben Instruktionsgenie, das in „Cavalleria" alles zu Leben gemacht hatte.

Wo die Instruktion eingegriffen hatte, merkte man deutlich: die Rede der kleinen Schwester bekam Schwung, ihr ein wenig hysterisches „Magda-Magda" klang rufend und lockend, der Strom der Worte wurde fieberisch wie eine atemlose Ouverture der Erwartung. In dieser Rede erklang schon die Stimme der Duse wie eine Vorbereitung — in der Minute, bevor sie selbst kam und mit dem „Star" die „Starkomödie" aufhörte. Denn von dem Augenblicke an, wo Frau Duse auf der Bühne ist, läßt ihre Instruktion ihre Mitspieler leben, weil sie weiß, daß ihre eigene Gestalt nur im Zusammenprall mit anderen l e b e n d e n Gestalten Leben bekommen kann. Indem sie mit ihrer Truppe arbeitet, arbeitet sie nur für sich selbst. Ist sie als Darstellerin eine Größe, scheint sie als „Instruktrice" nicht geringer. Der Zusammenklang der Stimmen, der Wechsel des Tempos, die verschiedene Stimmung der einzelnen Auftritte erregt Bewunderung. Aber am meisten bewundert man, wie genau sie, um die sich alles dreht, in jeder Szene jedem einzelnen seinen Platz im Ganzen gibt — auch den ersten Platz einem anderen, wenn der Platz diesem anderen gehört: Kein Instrukteur hätte von seinem Zelt im Proszenium stärker unterstreichen können, daß der Schluß des vierten Aktes Armand gehört, als jene mise-en-scène der Duse, wo man nur an dem glühenden Eifer, der einen a n d e r e n zum Künstler gemacht hatte, merkte, daß ein Akt zu Ende ging und daß das Fallen eines Vorhangs nahe war. Wie viele Primadonnen werden wohl —

wie hier die Duse zeigte — einsehen, (und wenn es sie nur eine einzige Szene kosten sollte), daß die Gestalt, die sie selbst schaffen, vor uns wächst, wenn der Mann, den sie lieben, dieser Liebe wert scheint?

Es ist die Lebensmacht des geschriebenen Wortes, die sie so wunderbar umwandelt. Ihr Körper gehorcht und folgt dem Blicke eines fremden Lebens, das sie in ihre Seele aufgenommen hat, bis eine seltsame Umgestaltung erreicht ist. Aber wie vollkommen die Verwandlung auch ist, haben Eleonora Duses Gestalten doch durchwegs eine Gleichheit: den Stempel des Genies. Von Freude in Schmerz verwandelt sie sich vollständig — aber ihr Sondermerkmal bewahrt sie ganz. Sie gleicht nur einer anderen unter den genialen Frauen, denen ich begegnete.

„Wissen Sie", sagte Björn Björnson am Tage nach der Kameliendame, „wem sie gleicht?"

„Nun?"

„Erika Nießen — es war, als sähe ich sie hier."

Als ich vom Theater nach Hause ging, hatte ich selbst zu einem Freunde gesagt:

„Ich weiß nur eine, der sie gleicht: Erika Nießen — diesen Ausdruck des Schmerzes habe ich nur auf diesem Antlitz gesehen."

Aber als Frau Duse Mirandolina wurde, wirkte sie wie das Porträt einer ganz anderen: so wie Frau Duse in ihrem Wirtshaus lächelte und bezauberte und verspottete, an Sommertagen, auf ihrem Schloß Sophie Menter Petersburgs und Münchens jungen Adel.

Und diese zwei Frauen sind so verschieden, wie zwei Frauen nur sein können und wie wohl Eleonora Duse selbst von ihnen beiden verschieden ist. Aber alle drei haben sie eine Ähnlichkeit:

Das Genie — das Bildnis, mit dem die Duse Freude und Schmerz prägt.

Die Freude — wohl gemerkt, als Spott geformt.

Wilhelm Hüttemann:
Traumsonette.

1.

Hier war das Wasser, drüben war der Strand,
Die Glut war hier, und drüben war der Schatten,
Dort Silberquellen, dunkelgrüne Matten —
Hier war die Sehnsucht, dort ein Märchenland.

„Hol' über!" rief ich laut, ihm zugewandt,
Und bog am Munde lang die hohlen Hände:
„Hol' über, Fährmann!" — Still blieb's im Gelände,
Und stieß kein Schifflein ab von jenem Strand. —

Da warf ich fröhlich Hut und Kleider fort
Und stürzte jauchzend in die muntren Wellen
Und strebte schwimmend nach des Ufers Bord
Und kam hinüber, ruhte sanft an Quellen
Und schlief so süß am schattenkühlsten Ort,
Wo Träume sich zu jedem Schlaf gesellen. —

2.

Und aus dem Schatten trat ein Weib hervor
Und kam zu mir und sah mich freundlich an
Und flüsterte: „Wer bist du, fremder Mann?"
„Wer bist du?" — Lieblich sang's ein Elfenchor. —

„Ich bin," so sprach ich leise, „nur ein Tor,
Ein Tor, der alles Erdenglück gewann,
Dem alles Glück, gewonnen, rasch zerrann,
Der stets gewann und immer nur verlor." —

Sie beugte raunend sich zu meinem Ohr:
„Du bist von jenen, die vom Traume leben,
Die, ewig dürstend, ziehn von Tor zu Tor,
Dem Trank der Schönheit ewig nachzustreben —
So beug' zu meinen Lippen dich empor!
Ich kann den Trank, wonach du dürstest, geben."

3.

Da fühlt' ich staunend, zitternd d e i n e Lippen,
Und Fels und Wald entschwand in roter Glut,
Und jauchzend sprang empor die Meeresflut
Und warf sich klingend an die Felsenklippen;

Und ringsumher war alles Rosenduft,
Und schwirrend flogen Schwärme wilder Tauben
Und nahten girrend sich des Waldes Lauben
Und schwebten wieder leuchtend in der Luft. —

Da taucht' es weiß empor aus Meeresschaum
Und wuchs und wuchs dem Licht der Sonne zu,
Und Licht umfloß des Schleiers feuchten Saum,
Und auf dem Antlitz lag des Lächelns Ruh'.
Das Weib der Träume nahte sich im Traum. —
Ich kannt' es wohl; denn dieses Weib warst du.

Frances Külpe: Zwei Lieder.

Novelle aus der baltischen Revolutionszeit.

Über der Umgegend Mitaus hing ein aschgrauer, dämmernder Morgenhimmel. Die Stadt lag in nebligem Dunst und schlief. Wie ein schlafloser Wächter hob sich der Trinitatiskirchturm über der schlummernden Stadt, düster und grau; schweigsam schaute er in die regenfeuchte weite Runde.

Taktfest und geschlossen schritt ein Trupp Soldaten die nasse Landstraße dahin. In ihrer Mitte ging ein Gefangener. Er war aschfahl, und seine Glieder schlotterten. An der Spitze des Zuges vor dem kommandierenden Offizier rollte ein Karren über die aufgeweichte Straße und grub tiefe Spuren in den lehmigen Boden.

Ein Soldat lenkte das gleichmütig daherstolpernde struppige Pferd und sah sich mit scheuer Neugier nach den zwei übrigen Insassen des Wagens um.

Was sie redeten, konnte er nicht verstehen. Sie sprachen lettisch, und er selbst war ein Russe aus dem Wolgagebiet. Der junge Geistliche und der Verbrecher Martin Strasding aber verstanden einander gut. Immer leuchtender, zuversichtlicher und weltferner blickten die blauen Augen des Gefangenen, immer freudiger, wärmer und leiser wurde die Stimme des Pastors.

Jetzt reichte der Geistliche dem Verbrecher die Hand.

„Ich dank' Euch, Strasding, wollte Gott, meine letzte Stunde wäre so voll Segen wie die Eurige. Ich hab' von Euch gelernt, statt Euch zu lehren!"

Der Mann mit dem verwitterten Gesicht und mit den begeisterten Augen eines Märtyrers bückte sich über die Hand des Pastors und küßte sie.

„Ich habe den Tod verdient, denn ich habe getötet," murmelte er,

„aber in meine dunkle Seele ist ein helles, strahlendes Licht gefallen, und ich weiß: Gott wird mir vergeben."

„Er hat Euch schon vergeben, mein guter Strasding, denkt an das Wort Christi: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein."

„Im . . . Paradiese . . ." Die [illegible] Lippen des Gefangenen zitterten. „Es ist ein Wunder . . . sprach er mit [illegible] Stimme — „ein Wunder . . .!"

Seine Augen öffneten sich weit und in [illegible] Schauen schienen sie die Seligkeit einer anderen Welt [illegible] in sich einzutrinken.

Erschüttert, staunend saß der Geistliche da. [illegible] Augen hatte sich eine gewaltige Entwickelung vollzogen. [illegible], der gestern noch so zaghaft gewesen, heute [illegible] gewachsen. Von Minute zu Minute hatte er [illegible] von sich abgestreift, und nun war eine [illegible] voll Klarheit und Freude.

Eine Sterbestunde und [illegible] Maß gemessen werden, als [illegible]

„Eine Bitte hätt' ich noch [illegible]

Strasdings Stimme klang [illegible]

„Jede Bitte will ich, sofern es [illegible]

„In meiner Heimat, im Dorf [illegible] sind die Wirtssöhne Jakob und [illegible] Hände auch rein waren von Blut, diente ich als [illegible] die möcht' ich grüßen lassen. Ich habe sie lieb gehabt."

„Ich verspreche Euch, den Gruß auszurichten und den jungen Leuten zu erzählen, daß Ihr gestorben seid wie ein Christ."

Die Lippen des Gefangenen zitterten wieder.

„Die Knaben haben eine Schwester — Modde . . . sie war einmal meine Braut."

„Auch sie will ich grüßen. Habt Ihr noch sonst etwas auf dem Herzen?"

Voll und groß blickte der Gefangene dem Pastor [illegible] und schüttelte den Kopf.

„Jetzt sehe ich den Tag zum letzten Mal" — [illegible] staunenden Ton eines aufmerksamen Kindes, das [illegible] hat. „Es ist ein grauer, trüber Tag, und es regnet wieder. [illegible] die

Bäume und blank vom Regen. Da oben wird eine hellere Sonne leuchten, ein großer Glanz . . . ."

Den Pastor übermannte die Rührung. Er wischte sich hastig eine Träne aus den Augen.

„Sie weinen um mich" — flüsterte Martin Strasding, „Gott segne Sie dafür. Ich bin Ihrer Tränen nicht wert. Verdient hab' ich dreifachen Tod. Ich möcht' nur, daß es schon vorüber wär!"

„Es wird bald vorüber sein — die Seligkeit aber nimmt kein Ende!"

Strasding nahm die Hand des Pastors und drückte sie an seine Brust. „Ich hab' keine Furcht," sagte er mit einem seltsamen kindlichen Lächeln — „sehen Sie, mein Herz pocht ganz ruhig. Ich bin nur voll Sehnsucht, mit Ohren zu hören und mit Augen zu sehen, daß mir vergeben ist. Und ich bin so begierig nach unserer Heimat — dort oben. Das ist ja unsere Heimat . . . ."

Mit strahlendem Ausdruck blickte er zum grauen, weinenden Himmel empor.

Der Pastor war in den Anblick des Mannes versunken. Er schrak zusammen, als ein kurzer Kommandoruf des Offiziers ertönte. Der Wagen hielt.

Strasdings Augen weiteten sich und leuchteten.

„Jetzt . . . jetzt . . ." flüsterte er, „bald . . . bald! — —

„Leben Sie wohl, gnädiger Herr Pastor — wir sehen uns einmal wieder."

Sie stiegen aus dem Wagen. Der Pastor drückte ihm heftig die Hand. Dann wandte er sich an den anderen Gefangenen.

„Sprecht mir wenigstens das Vaterunser nach, Spurre!" sagte er dringlich.

Blöde und stumm stierte ihn der Mann an. Auch er war ein Mörder. In seinen Augen flimmerte die sinnlose tierische Angst einer gefangenen Bestie.

„Schnaps . . . !" gurgelte er heiser.

Seufzend wandte sich der Pastor von ihm ab.

„Aufstellen, nebeneinander!" rief kurz und hart der Offizier. „Augen verbinden!"

Die Gefangenen standen dicht nebeneinander. Größere Gegensätze gab es selten.

Der Offzier winkte mit der Hand. „Feuer!"

Die Schüsse krachten.
Ein Lebensdrama war zu Ende. — — —

* * *

Feine seltsame Fäden greifen oft von einem Menschengeschick in das andere hinüber, verweben und verknoten sich zu neuen Gebilden und tragen ein Neues, Gestaltendes in das Leben der bisher Unbeteiligten hinein.

Pastor Hauser hatte diese Wahrheit an sich erfahren. Seit der Hinrichtung Martin Strasdings war er ein ernsterer, tieferer Mensch geworden.

Von Natur gutherzig, in seinem Wesen von ehrlicher, kraftvoller Frische, — hatte er doch erst jetzt das Bewußtsein von der Verantwortlichkeit seines Amtes in seinem ganzen Umfange erfaßt. Und dazu kam das andere: mit Menschenmacht ist nichts getan. Er wurde innerlicher und demütiger. Die Sterbestunde des Verbrechers Martin Strasding hatte ihn erst eigentlich zum Menschen und zum Seelenhirten gemacht. Das Amt und die Ordination zum Geistlichen taten's nicht.

Über die baltischen Provinzen fegte nach dem gewaltsam unterdrückten Ausbruch der Revolution ein verheerender Sturm von Strafexpeditionen und Hinrichtungen dahin. Das Land lag in wilden Wehen. Furcht und Schrecken kroch eisig in die Gemüter des verwilderten Volkes. Das Auge des Gesetzes wachte, und zwischen gieriger Wut gegen die Besitzenden und Deutschen und feiger Unterwürfigkeit schwankten sowohl Parteien als Einzelne. Unbefangene, von den Krisen der Revolution unberührte Menschen gab es kaum mehr. Nur die uralten lettischen Weiber, die zwei Generationen hatten aufwachsen und großwerden sehen, schüttelten die eisgrauen Köpfe und wunderten sich, daß alles so gekommen und nicht geblieben war wie zu ihren Zeiten.

An einem windigen Herbsttage rasselte ein Mietswagen durch den halbentblätterten Wald. Die Bäume wanden sich ächzend hin und her und schüttelten zornig ihre Kronen. Welke Blätter fegten in wirbelndem Tanze gegen die rastlos sich drehenden Räder oder fanden einen Ruhepunkt im Innern des Wagens. Raschelnd in buntem Durcheinander krochen sie zu den Füßen des Reisenden zusammen.

Pastor Hauser streifte einige dieser vergilbten Wanderer von seinem Mantel und seufzte leise.

Herbst war es geworden, Herbst! Wie fern war der Frühling, und was würde er dem Lande bringen?

Es begann zu dämmern. Grau kroch die Dunkelheit aus dem Waldinnern hervor und spann langsam einen trüben Schleier um den anderen über die Straße.

„Ist das Sikkulgesinde noch weit?" brach der Pastor endlich das Schweigen.

„Noch so'n drei Werst, gnädiger Herr Pastor!" antwortete der Fuhrknecht respektvoll.

Er war aus seinem Hindämmern aufgeschreckt und trieb die müden Pferde an.

Der Wald lichtete sich allmählich. Endlose graugelbe Stoppelfelder breiteten sich in öder Eintönigkeit zu beiden Seiten des Weges. Auch sie schwammen in einem dämmernden Ton und verschmolzen und verwoben sich am Horizont mit einem fernen nebligen Streifen Waldes. Darüber schwebte ein düsterer Wolkenhimmel.

Pastor Hauser verfiel in ein halbwaches Träumen. War dieses melancholisch-friedliche Gelände wirklich seine Heimat, in der es von Aufruhr brüllte und entfesselte Volksinstinkte tobten? Würde das Land sich von seinen Krisen erholen? Wird es nach Jahrhunderten ebenso still und tot daliegen, wie heute, als sei es in einen Zauberschlaf gesunken?

Rasselnd rollte der Wagen weiter. Immer dichter wurde das Dunkel. Der Pastor strich sich über die Stirn und schloß die Augen.

Als er sie öffnete, schrak er zusammen. Riesengroß, schwer und dunkel, wie ein mächtiges Gespenst, stand eine altertümliche hölzerne Windmühle vor ihm auf und schwenkte rastlos ihre gewaltigen Flügel. Der Eindruck war schreckhaft und düster. Dicht am Boden streifte jeder der vier breiten Flügel hin, schwang sich in kreisender geschäftiger Eile aufwärts und fegte gewaltsam mit einem knarrenden Geräusch über den grauen Himmel, um in eiliger Einförmigkeit seinen neuen Rundlauf zu beginnen.

„So ist das Leben!" murmelte der Pastor vor sich hin. „Unerbittlich, notwendig — geschäftig . . ."

Und ein heißes Sehnen nach den leuchtenden Augen Martin Strasdings hatte ihn gepackt.

Leise und warm senkte sich die Nacht über das winddurchstöberte

Land. Eine sanfte Hügelreihe hob sich dunkel gegen den Horizont und schien langsam näher zu kriechen. Da drang ein seltsamer Ton über den nächtigen Wind hinaus.

Der Ton kam allmählich näher, — eine menschliche Stimme, ein wunderlicher, stoßweiser Gesang.

Es war kein Lied im gewöhnlichen Sinne des Wortes, es war ein wildes Auf- und Niederwogen von Tönen in lang ausklingenden schmerzlich-jubelnden Melodien. Die Stimme hob sich über den schweifenden Wind hinaus und sank mit ihm in sich zusammen. Es war wie ein phantastisches Lied der düsteren Naturgewalt selber.

Ergriffen lauschte der Pastor.

„Wer mag da singen?" murmelte er halblaut.

Der Fuhrknecht schüttelte den Kopf.

„Niemand kann so singen, außer dem Jahnit Sikkul —" sagte er, „das ist ein wunderlicher Bursch!"

Jetzt deutete er mit dem Peitschenstiel auf einen Hügel.

„Richtig, — da steht er!" brummte er mit halbem Lachen — „der Jahnit Sikkul ist's, gnädiger Herr Pastor."

Und wieder überlief's den jungen Geistlichen seltsam, wie beim Anblick der Mühle.

Auf dem vorspringenden Hügel stand mit flatterndem, um den Hals lose angeknöpftem Mantel eine dunkle Jünglingsgestalt, hielt die Arme wie in sehnsüchtiger Wonne ausgebreitet und sang . . . und sang . . . .

Der Mantel mit seinen hängenden Ärmeln wehte gespenstisch im Winde.

* * *

„Wai, wai, wai! Ist das 'ne saure Zeit!"

Von dem warmen dunklen Winkel der Ofenbank tönten diese Worte hervor wie ein heiseres, trübseliges Krächzen. Da saß die alte blinde Großmutter Sikkul und kauerte sich mühsam zurecht. Sie zog die spitzen Kniee stöhnend aufwärts, umschlang sie mit den hageren Armen und stützte das gelbe Kinn darauf.

„Ist das 'ne saure Zeit!" wiederholte sie — — und fragte nach einer langen Pause kläglich: „Wo ist denn Jehkabing?"

Die Wirtsfrau saß vor der kümmerlichen Lampe und spann; eine

stattliche Frau in den Vierzigern. Ihre Bewegungen waren gleichmäßig und rund. Kaum einen Augenblick unterbrach sie das Schnurren des Rädchens.

„Gebt Euch zufrieden, Mutter," sprach sie ruhig. „Jehkab hat im Kuhstall zu tun."

„Hu — was für'n Wind!" jammerte die Alte wieder. „Er geht einem durch bis ans Herz. Das Mark in den Knochen wühlt er auf. Und wenn ich nachts auf dem Strohsack lieg', weht er mir die Haarsträhne ins Gesicht."

„Ist ja nicht wahr, Mutter," sagte die Schwiegertochter gutmütig. „Euer Bett steht ja weit ab vom Fenster in der Ecke."

Die Alte begann jämmerlich zu winseln. Unter Seufzen und Stöhnen drückte sie ein paar schluchzende Laute hervor.

„Ja, wenn man sehen kann, — dann ist alles nicht wahr, was so 'ne alte krüpplige, blinde Großmutter sagt" — mit einem Male aber hielt sie inne und neigte horchend das Haupt. „Der Jehkabing kommt!" rief sie frohlockend.

Die Tür ging auf, und herein trat Jehkab Sikkul, ein hübscher Bursch von neunzehn Jahren, eher zart als kräftig.

Es war der Ältere der beiden Zwillingsbrüder und der Liebling der Großmutter.

Die Mutter winkte ihm mit den Augen und deutete auf die unzufriedene Alte hin.

„Nu, Großmutter, was gibt's?" sagte er gemächlich, setzte sich auf die Ofenbank und streckte die langen Beine von sich.

„Erzähl' mir was, Jehkabing!" bettelte die Alte. „Ich hab' dir ja auch immer erzählt, als du klein warst — jetzt . . . weiß ich gar nichts mehr."

„Die Spurres drüben haben sich ein grünes Sofa aus der Stadt kommen lassen und einen polierten Holzschrank mit zwei Türen. Fehlt nur noch ein Klavier für die Milda!"

„Ui ja!" wunderte sich die Großmutter. „Sind die aber hoch hinaus!"

„Laß sie!" sprach die Wirtin ruhig. „Gescheiter und besser werden sie darum doch nicht."

„Der Julze Spurre geht mit 'nem neuen Pelzkragen herum, stolz wie ein Hahn auf dem Misthaufen, die Tehwija-Zeitung in der Tasche.

Wer d i e Zeitung liest, denkt er, — das ist ein Mann! — Nu, wir lesen keine Zeitungen, nur einmal die Woche beim Schullehrer. Steht ja auch nicht viel Schönes drin."

„Böse Zeiten sind's" sagte die Wirtin. „Da kann nichts Gutes herauskommen."

„Weißt du, Mutter," fuhr Jehkab nachdenklich fort — „neulich hab' ich auch beim Schullehrer eine Geschichte gelesen von einem Menschen, — der war just so wie unser Jahnit."

Die Frau lächelte still. Es war ein eigentümliches, sonniges Lächeln und machte sie um zehn Jahre jünger.

„Wie Jahnit ist doch keiner!" sagte sie mit stolzem gutmütigen Spott. „Der ist bald wie der Frühlingssturm, so wild, bald wie eine Pfütze im Sonnenschein, — so 'ne lammfromme Schlafmütze, wie's ihm grad' paßt."

„Nein, nein, Mutter," beharrte Jehkab — „es ist so, wie ich sag'. Der, von dem ich las, war ein großer Herr und verdiente viele hundert Rubel an einem Abend . . . er war ein Violinspieler und lebte jeden Tag wo anders. Zu spielen verstand er auf seiner Geige, gewaltig, und die Leute kamen von nah und fern, um ihn zu hören, und jeder brachte sein Rubelchen."

„Ui ja!" krächzte die Großmutter. „Einen ganzen Rubel!"

„Das ist noch gar nichts! Aber denk, viele hundert Rubel macht's zusammen. Und kann denn Jahnit nicht singen? Was?"

Er war aufgesprungen und stand herausfordernd vor den Beiden, die Hände in den Hosentaschen.

„Geh' mir nur, geh'!" lachte die Wirtin behaglich, „für dem Jahnit sein Singen gibt auch keiner 'n Groschen."

„Ja, hier nicht — aber in der Stadt, wer weiß? Und grad' so wie der Jahnit hat der Mann im Buche geredet von Vogelstimmen und vom Murmeln der Bäche, und keiner Katz' hat er ein Leides getan."

„Wo treibt sich denn der Bursch' wieder herum?" fragte die Wirtin.

„Weiß ich? Von weitem hab' ich ihn singen hören."

Stille ward's in dem kleinen, dunklen Raum. Das Lämpchen flackerte, schnurrend drehte sich das Spinnrad. Draußen heulte der Herbstwind.

Über den Wind hinaus nahten knirschende Räder.

„Wer kommt denn da so spät?" fragte Jehkab neugierig und trat

an die Tür. Er öffnete den Türspalt. Klappernde Pferdehufe, der ärgerliche Zuruf eines Fuhrknechts. Ein Wagen hielt vor der Tür.

„Das ist das Sikkulgesinde, gnädiger Herr," — hörte Jehkab eine Stimme sagen.

In demselben Augenblick tönte ein eiliger Laufschritt, ungestüm ward die Tür aufgestoßen, und keuchend stand Jahnit in der kleinen niedrigen Stube.

„Besuch . . . Besuch für uns Mutter, ein Fremder aus der Stadt!"

„Ui ja!" Die Großmutter rieb sich die blinden Augen.

„Du träumst wohl, Sohnchen," — lächelte die Wirtin und stand auf. „Wer sollte denn zu uns aus der Stadt kommen?"

Ein scharfes, kurzes Pochen an der Tür — eilig riß Jahnit sie auf — ein Herr in breitem Kragenmantel stand vor ihm.

„Guten Abend, Sikkulwirtin und alle miteinander!" sprach eine ernste Stimme. „Ich bin ein Pastor aus Mitau und habe Euch Wichtiges mitzuteilen."

Die Wirtin schob eilig einen Holzstuhl herbei und wischte mit ihrer Schürze darüber hinweg.

„So nehmen Sie Platz, gnädiger Herr Pastor," sagte sie — „Jahnit, einen Fußschemel für den Herrn Pastor. Wollen Sie nicht Ihren Mantel abnehmen?"

„Das also ist Jahnit, und das ist Jehkab," — sprach der junge Geistliche, und seine grauen Augen ruhten forschend auf den beiden Brüdern. „Und wo ist Eure Schwester Madde?"

„Im Dienst, gnädiger Herr Pastor, bei unserem Pastor."

„So, so! Dann seh' ich sie wohl noch heute abend. — Ich bringe Euch allen den letzten Gruß eines Toten — von Martin Strasding."

Eine geisterhafte Stille senkte sich schwer und bleiern über die kleine Kammer. Man hörte nur das Heulen des Windes draußen und ein kurzes stoßweises Atmen. Es kam von Jahnit.

Die blauen Augen Jahnits und die grauen Augen des Pastors bohrten sich fest ineinander. Es war, als könnten sie voneinander nicht lassen.

„Ich habe Martin Strasding zum Tode geleitet," fuhr der Pastor langsam fort. „Es war der größte Tag meines Lebens. Er starb wie ein

Held und wie ein Christ. Euch beide hat er lieb gehabt — so sagte er mir, und seinen Gruß euch zu bringen, bin ich gekommen."

Jehkab wandte sich langsam ab. Über Jahnits Antlitz flammte es wie ein Strahl des Verständnisses. Der Jüngling war in diesem Augenblick schön.

„Es ist . . . also . . . ein Wunder . . . an ihm geschehen . . ." sagte er stockend.

Betroffen sah ihn der Geistliche an.

„Ja, mein Sohn," sprach er einfach — „ein Wunder, an ihm und an mir. Wegelagerer und Räuber war er geworden, Revolutionär und Anarchist, nicht eigentlich aus Überzeugung, sondern weil er sich von der Bande, mit der er zusammenhielt, nicht mehr freimachen konnte. Alle miteinander überfielen sie einst einen Eisenbahnzug und da — wurde er auch zum Mörder."

Vom Ofen her kam ein jammernder Laut: „Wai Gottchen, wai Gottchen, erbarm dich unser!"

„Erbarm dich unser!" wiederholte der Pastor leise.

„Gott hat sich seiner erbarmt!" fuhr er mit starker Stimme fort. „Auf dem Wege zur Richtstätte wurde Martin Strasding ein anderer Mensch. Meine Augen haben das Werden und Wachsen in ihm gesehen — er wuchs weit über sich selbst und über mich hinaus. Darum bin ich gern und mit großer Freude hergekommen, um euch seine Botschaft zu bringen. Solch ein Gruß ist wie ein Segen!"

Jahnit hielt den Kopf mit den ausdrucksvollen, blauen Augen gesenkt. Mit leuchtendem Blick sah er auf, trat auf den Geistlichen zu und küßte ihm ehrfurchtsvoll die Hand.

Jehkab blickte scheu zu ihm hin — „Und der andere . . . Spurre?" fragte er.

Der Geistliche sah zu Boden und schwieg.

„Gott bewahre euch vor solch einem Tode!" sagte er endlich.

Dann erhob er sich. „Ist's noch weit zum Pastorat?"

„Nur zwei Werst," antwortete Jahnit rasch. „Soll ich Sie hinbegleiten?"

„Wenn du Lust hast, wär' mir's lieb. Wo ist denn euer Vater, Burschen?"

„Roggen verkaufen — in die Stadt," entgegnete die Wirtin. „Wir

danken Ihnen von Herzen, daß Sie zu uns gekommen sind, gnädiger Herr Pastor."

„Behüt Euch alle Gott!" sagte der Geistliche. „Lebt wohl, Wirtin, und Ihr, Mutter, und du, Jehkab."

Schon war der Pastor zur Tür hinaus. Jahnit folgte ihm mit leuchtenden, weltfernen Augen.

Sie nahmen beide nebeneinander Platz, nachdem Jahnit den Fuhrknecht über den geeignetsten Weg ins Pastorat verständigt hatte.

Der Pastor ließ dem jungen Burschen Zeit. Das Ungewöhnliche an diesem Menschenkinde fesselte ihn.

„Nun sag mal, lieber Freund," begann er, „wie war's denn, als Martin Strasding bei euch diente? Was war er für ein Mensch? Hattest du ihn lieb?"

Jahnit mußte sich besinnen. „Ich weiß nicht, gnädiger Herr Pastor," sagte er mühsam. „Es war vor fünf Jahren, und ich war noch ein dummer Junge. Sonntags, wenn er Zeit hatte, gingen wir miteinander in den Wald, und dann sangen wir. Er hatte eine laute Stimme, wie 'ne Kirchenglocke. Alle Vögel schwiegen und flogen vor unserem Singen davon."

„Du singst wohl sehr gern?"

Jahnit blickte lächelnd auf. „Wie sollte ich nicht? Alles singt ja in der Welt, da tu' ich's auch."

„Alles singt . . ." wiederholte der Pastor, „der Wald, die Felder, die singen doch wohl nicht, — die sind stumm."

Jahnit brach sich verlegen die Hände. In ihm regte sich ein Widerspruch, aber er wußte ihn nicht in Worte zu fassen.

„Sag' nur frei heraus, was du denkst," ermunterte der Geistliche. „Ich will dich schon zu verstehen suchen."

„Im Walde . . ." begann Jahnit stockend, „da singen, ich mein', da rauschen die Bäume — das ist manchmal traurig, manchmal froh, manchmal klagen sie und jammern, wie arme Seelen . . . die Felder im Sonnenlicht und das stille Wasser . . . ja, die sind stumm, aber wenn ich sie lange anschau', fangen sie an in mir zu singen und zu klingen, und es fallen mir stille, sanfte Lieder ein.

Sie haben ja keine laute Stimme, aber sie geben mir ihre leise ungesungene Stimme und dann, ja dann werden Lieder daraus. So gibt es Feldlieder und Sonnenlieder und Windlieder und . . ."

„Ein Windlied hab' ich heut von dir gehört," sprach der Pastor. „Du hast eine schöne Stimme, Jahnit."

„Nun ja, laut genug ist sie schon."

Die kluge hilflose Einfalt des Burschen hatte etwas Rührendes. In diesem Naturkinde lebte die unbewußte Seele eines Künstlers. Der junge Geistliche fühlte das heraus. Er hatte Menschenkenntnis, Menschenliebe und Demut genug dazu. Wieder hielt er still wie vor einem Wunder.

Er schwieg nachdenklich. Sollte er diese schlummernde Seele ins Bewußtsein rufen? War der junge Bursch' da nicht glücklicher so? Da fiel ihm das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden ein. Zögernd sprach er: „Möchtest du wohl singen lernen, Jahnit?"

„Lernen? Kann man das auch lernen?"

„Gewiß. Das heißt, nicht jeder kann's. Ich, zum Beispiel, ich könnt's nicht, weil ich keine Stimme habe und mir die Felder keine Lieder bringen. Du aber, du lernst's gewiß. Komm einmal nach Mitau zu mir, mein Sohn, ich will dort mit einem Musiker sprechen. Das ist ein alter, guter Herr, der versteht was davon, dem sollst du vorsingen."

Jahnit saß ganz still. Das Neue hatte ihn vollkommen überwältigt.

„Gnädiger Herr Pastor," sagte er endlich mit einem seltsamen Schluchzen in der Stimme, „der Martin Strasding . . . und Sie — Sie sind beide ein Wunder — jeder anders, aber doch jeder ein Wunder. Und für jeden von Ihnen gibt's ein Lied in mir — noch ist es nicht da, aber es wird, ja es wird sicher kommen."

Der Geistliche legte die Hand auf des jungen Burschen Haupt. „Gott segne dich, Jahnit Sikkul," sagte er einfach.

Es gab Wunder verschiedener Art. Das Göttliche redete und wirkte nicht nur aus der zerknirschten Seele eines Sünders, sondern lebte und leuchtete auch durch die unbeholfenen Worte eines begnadeten ungeschulten Knaben.

Pastor Hauser hatte Menschenliebe und Demut genug, das zu erkennen.

Und ihm war, als hätte er wieder einen Blick in die begeisterten Augen Martin Strasdings getan. Er fühlte einen tiefen Frieden in seiner Seele.

Der Wagen hielt vor dem Pastorat.

Jahnit sprang aus dem Gefährt und küßte dem Pastor mit einer Inbrunst die Hand, daß er stutzte.

„Liebes Kind," sagte er gütig, „geh nur, geh! Ich vergesse dich sicher nicht. Und wenn's der Vater erlaubt, so besuchst du mich einmal in der Stadt."

„Ja, ja, danke tausendmal, lieber, gnädiger Herr Pastor!"

In langen Sprüngen und Sätzen, wie ein gescheuchtes Wild, flog die schlanke Jünglingsgestalt durch das Dunkel davon. Versonnen blickte der Pastor ihr nach.

In dieser Nacht schloß Jahnit kein Auge. Wie träumend war er nach Hause gekommen. Auf die dringenden Fragen Jehkabs gab er nur kurze einsilbige Antworten. Der Besuch des Pastors und seine Botschaft war ein Ereignis, das die Bewohner des Sikkulgesindes noch über Monate hinaus beschäftigte. Die blinde Großmutter war ganz aufgelebt. Vergnügt wiegte sie sich hin und her.

„Ist das 'ne saure . . . ist das aber eine Ehre für unsern Hof!" unterbrach sie ihren Lieblingsausruf. „Ein Pastor aus Mitau . . . . kommt den langen Weg zu uns gefahren! Wai Gottchen, wai Gottchen . . . nu werden aber die Nachbarn Augen und Ohren aufreißen!"

„Und den Krisch Spurre, den Wirtsbruder von drüben, den hat er auch begleitet zur Richtstätte. Damit können sie freilich nicht prahlen!" rief Jehkab. „Hat er noch mit dir darüber gered't, Jahnit?"

„Nein!" gab Jahnit einsilbig zurück.

„Nu, gesprochen wird er doch was haben, so'n freundlicher Herr, wie er ist — erzähl' doch!"

„Gesprochen hat er."

„Aber Jahnit — Dummkopf, so tu doch den Mund auf und red'!" rief Jehkab ungeduldig und schüttelte den Bruder.

„Laß' ihn in Ruh'", gebot die Mutter. „Bei ihm spinnt's wieder. Er wird sich schon ausreden zu seiner Zeit."

Jehkab wartete vergebens den ganzen Abend. Ärgerlich war er zu Bett gegangen und hatte dem Bruder den Rücken zugekehrt. Die Burschen teilten eine Lagerstätte. Jahnit aber lag mit weitaufgerissenen Augen und sann und sann. Wie durch einen offenen Türspalt glänzte und strahlte die ganze Herrlichkeit einer unbekannten, märchenhaften Lichtflut in die dunkle Enge seines Daseins. Und dann das Lied, das Strasdinglied, ließ ihn nicht schlafen. Dunkel und düster wie

ein Herbstwindlied setzte es ein und versuchte zu fliegen. Aber seine Flügel waren gebrochen, es tat einen tiefen, tiefen Fall und sank in finstre Nacht. Und aus der Finsternis hervor quoll ein süßes mildes Licht und füllte das Lied mit ahnungsvoller, stiller Hoffnung, und die Hoffnung wuchs und wuchs und wurde zur strahlenden Gewißheit, und auf sturmessicheren Flügeln trug das Strasdinglied die Seele durch Nacht und Tod zum Sieg.

Und hier verwirrte sich Jahnit immer wieder von neuem. Denn auf halbem Wege trat ihm das andere, das Pastorlied vor die Seele. Das war mild und leuchtend, gütig und voll Verständnis — wie ein wogendes Roggenfeld im flimmernden Sonnenschein mit einem satt-blauen Himmel darüber — und mit diesem Liede wurde er innerlich nicht fertig, denn es mußte notwendig schöner sein, als das Strasdinglied, notwendig — und das wollte es nicht. Es ging seine eigenen Wege und wollte sich von Jahnit nicht meistern lassen. Und Jahnit lag in schwerem Kampfe mit seinen beiden Liedern, seufzte, stöhnte und warf sich ruhelos auf seinem Lager herum.

Endlich hielt er es nicht mehr aus. Er stieß seinen schlafenden Bruder in die Rippen.

„Nu, was gibt's?" brummte Jehkab unwirsch.

Jahnit saß aufrecht im Bett. „Du, der Herr Pastor hat gesagt, man kann singen lernen!" platzte er heraus.

Jehkab blinzelte halb verdrießlich, halb neugierig.

„Du bist ja verrückt," sagte er gutmütig. „Ist denn das was Neues? Alles kann man lernen, natürlich, singen und spielen und pflügen und Häuser bauen."

Das leuchtete Jahnit nicht ein.

„Warum singst du denn nicht?" fragte er eifrig. „Oder die Mutter, oder Madde, oder sonst einer? Ja, in der Kirche — ein gewöhnliches Kirchenlied, das könnt ihr, aber so singen wie ich, ein Waldlied, ein Wiesenlied, ein Windlied . . . das kommt euch nimmer in den Sinn."

„Du bist eben ein verrücktes Tier," sagte Jehkab lachend und zog die Decke über die Nase. „Geh, laß mich schlafen."

„Der Pastor hat gesagt," hob Jahnit wieder an, „ich soll zu ihm in die Stadt und einem alten Herrn, einem richtigen Musikanten, vorsingen. Der versteht was davon."

Nun saß auch Jehkab aufrecht im Bett.

„Das hat er gesagt?" rief er staunend. „Und dann — was dann?"

„Ich weiß nicht . . ." gestand Jahnit beklommen, „vielleicht kann er mich neue Lieder lehren."

Das Strasdinglied und das Pastorlied fielen ihm wieder ein, und er ward traurig. Mit einem schweren Seufzer streckte er sich wieder aus. Aber da hatte er nicht mit seinem Bruder gerechnet. Jehkab packte ihn mit kräftigem Griff bei den Schultern und rüttelte ihn.

„Du bist aber ein rechter Schafskopf!" schalt er. „Weißt du nicht, daß du dein Glück machen kannst und Geld verdienen — Geld wie Heu?"

Geld? Nein, daran hatte Jahnit gar nicht gedacht.

„Beim Schullehrer hab' ich eine Geschichte gelesen von einem, der Violine spielen gelernt hatte, der war auch ein Musikant, natürlich spielte er anders als unser Schneider Krimpe und auch ein bißchen besser als der Totengräber, — aber die Leute liefen sich die Hacken ab, um ihn spielen zu hören, und an einem Abend da verdiente er Hunderte, hörst du, Hunderte von Rubeln. So einer also sollst du auch werden."

„Nein, Jehkab," sprach Jahnit ungläubig, „das kann ja nicht sein." Aber seine Augen lachten im Dunklen.

„Nu denn nicht!" brummte Jehkab wütend. „Wenn du alles besser wissen willst. Schlafen will ich, hörst du, laß mich in Ruhe!"

Er dachte gar nicht ans Schlafen. Dazu hatte ihn die Mitteilung Jahnits viel zu sehr erregt. Aber sein Bruder sollte es wenigstens glauben. Darum streckte er sich gemächlich zurecht und begann gleichmäßig und ruhig zu atmen. Jetzt schnarchte er sogar.

„Jehkab," bat Jahnit kläglich, „so schlaf' doch nicht wie ein Sack!"

Jehkab schnarchte stärker und lachte heimlich. Im Grunde freute er sich über das Glück seines Bruders, aber er wollte ihn seine Überlegenheit mal gründlich fühlen lassen.

Jahnit stieß ihn wieder an . . . „Der Pastor hat gesagt . . ." begann er wieder — mit einem Male hielt er inne. Da war ja das, was er suchte: — auf leisen, goldenen Schwingen kam das Lied, das Pastorlied, gezogen, das leuchtende Lied von Verständnis und Güte. Es füllte seine Seele wie fernes frommes Glockenläuten.

Erschauernd vor Wonne saß er da und lauschte.

„Nu, was hat der Pastor noch gesagt?" fragte Jehkab neugierig.

Albert Bartholomé:
Liegendes Paar vom Denkmal der Toten.
(Zum Aufsatz von Lothar Brieger-Wasservogel.)

Nord und Süd
Jahrgang 1909

Aber Jahnit war nicht mehr auf dieser Erde — er war weit, weit weg.

So erfuhr Jehkab nie, was der Pastor noch gesagt hatte.

* * *

Der erste Schnee war gefallen. Die trübe Öde der spätherbstlichen Landschaft hatte sich in einen weichen weißen Mantel von fleckenloser Reinheit gehüllt. Auf Dächern und Zäunen, über Scheunen und Schuppen lagerten dicke weiße Schneepfühle. Ihre geradlinigen Ränder hoben sich klar und scharf gegen den wolkigen grauen Himmel. Schwärzer und dunkler als je blickten unter ihrer weißen Bedachung die Holzwände der Gehöfte mit ihren kleinen, trüben Fenstern hervor.

Über den Weg dicht beim Sikkul-Gesinde schritten zwei Männer und hinterließen in der reinen unschuldigen Schneefläche häßliche, dunkle Fußspuren. In ihren Trittflächen sammelte sich eilig das tauende Wasser auf der schwarzen, entblößten Erde und füllte sie wie kleine Brunnen. Es waren der Spurre-Wirt und sein Sohn Julze.

„Nu — du mit deiner hohen Schulbildung solltest das doch wissen," sagte der Alte hämisch und zog die spitzen Schultern hoch. „Wozu hat man dich denn Jahr für Jahr in das teure Realgymnasium geschickt — he?"

Der Sohn mit dem runden Kopf und den flachen, stumpfen Gesichtszügen stopfte die Hände in die Hosentaschen und spuckte verächtlich aus.

„Was soll ich denn schon wieder wissen?" Hab' ich denn Advokat studiert? — Nein! Im Realgymnasium lehrt man nichts von Prozeßsachen und Grenzstreitigkeiten."

„Aber mit den jüdischen und russischen Anarchistenbengeln mitzuheulen — sich entdecken zu lassen und aus dem Gymnasium geschmissen zu werden — dazu hat dein Verstand gelangt. Ein Wunder noch, daß ich an dir nicht die Schand' erlebt hab', wie an meinem Bruder Krisch!"

„Wär' der schlauer gewesen, er läg' nicht in der Verbrechergrube hinter Mitau. Die Spatzen schreien's ja schon von den Dächern. Keine Ehre ist's, Spurre zu heißen! Was hilft das viele Geld, das du mühsam zusammenscharrst? Das Schweigen der Nachbarn kannst du doch nicht erkaufen!"

„Wer hat denn schon wieder gered't?"

„Wer?" fragte der Sohn grob und wies mit dem Daumen über die Schulter auf das Sikkulgesinde, an dem sie vorübergeschritten waren. „Seit dem Besuch des Pastors sind die Sikkuls ja verrückt. Und über Amtsgeheimnisse hat der Schwarzrock geplaudert, — das will ich ihm seiner Zeit eintränken!"

„Tränken wir lieber anderen Leuten was ein! Der Schwarzrock in Mitau ist weit — — was kann der uns schaden? Aber hier am Ort, wo die Meilensteine Ohren haben, hier müßt' man den heulenden Hunden die Schnauze einschlagen."

„So'n Weibermaul steht doch nimmer still, Vater, — da magst ihm getrost alle Zähne einzeln ausschlagen."

Der Alte sah unter der kurzen Stirn prüfend zum Sohn hinüber. Sein eckiger Kopf war hinten schmal und oben spitz; über dem sehr langen Kinn verbarg sich ein eingekniffener, hämischer Mund mit so schmalen Lippen, als schämten sie sich ihres Daseins.

„Bist wohl wieder der Madde nachgestiegen?" fragte er höhnisch.

Wieder spuckte der Sohn aus in langem breitem Bogen.

„Und wenn auch . . ." gab er wütend zurück. „Bin ich denn alt und eingedörrt wie du? Es ist eben die alte Geschichte von dem Fuchs mit den Trauben. Hängen sie zu hoch, dann sind sie sauer!"

Er warf den Kopf zurück und lachte dröhnend.

Schweigend und verbissen stapfte der Alte neben ihm her.

„Was hat sie denn gesagt?" fragte er endlich mit erzwungener Ruhe. „Es ist mir darum zu tun — der muß man die lose Zunge festnageln."

Jetzt fuhr der Sohn auf. „Was sie gesagt hat? Das ist das Wenigste. Was man sich bei so einem hingeworfenen Wort denken kann, das ist viel schlimmer. Aber das begreifst du ja doch nicht."

„So? Meinste? Nu, mein Verstand wird denn noch trotz deiner großen Bildung den deinen einholen können. Solch' ein Rennpferd ist dein Verstand grad' nicht. Das hast du bis jetzt nicht bewiesen."

„Zu unnützen Haarspaltereien hab' ich keine Lust!" erwiderte der Sohn frech.

Nach einer Weile fuhr er ruhiger fort:

„Einen bösen Tod ist dein Bruder gestorben — hat sie gesagt. Und der Schwarzrock hat darüber gejammert und sich entrüstet. Und wenn

andere Leute sich nicht änderten, würd' es ihnen auch so gehen. Das hat sie gesagt, wenn du's durchaus wissen willst."

Der Spurrewirt schwieg. Eine tiefe Falte zog sich von dem einen Mundwinkel zum Kinn nieder.

„Die sind ja ungeheuer großartig geworden! Der Dummkopf, der Jahnit, soll nu ja wohl Musiker werden und täglich Hunderte von Rubeln verdienen. Der Pastorbesuch ist ihnen mächtig zu Kopf gestiegen, überall prahlt der Bengel Jehkab damit. Der Alte aber hat für seinen Roggen, scheint's, zu viel Geld eingenommen und will es durchaus im Prozeß mit mir los werden."

„Das ist doch seine Sache. Laß' ihn. Tut's dir um sein Geld leid?"

„Du red'st wie ein Schafskopf. Die Zeiten sind schlimm, die Rechtsverdreher in der Stadt, die könnten ihm am Ende recht geben."

„So muß man sie schmieren."

„Es lassen sich eben nicht alle schmieren. Diese großen Herren verdienen auch so schon Geld genug bei den beständigen Prozessen. Ein Advokat, der wird schnell reich heutzutage. Und die Assekuranzen erst recht! Man weiß ja nie, bei wem nächstens der rote Hahn aufs Dach fliegt!"

„Nu, bei uns schon nicht. Und wenn auch — wir sind gut versichert."

„Ich hab' mich eben schon bei Zeiten vorgesehen" — sagte der Alte und blieb stehen. „Wozu aber der Lump, der Sikkulwirt für seine elende Kate noch die Versicherungsrubelchen zusammenkratzt, — das soll der Teufel verstehen!"

Sie blickten beide auf das alte, in sich zusammengekrochene, schäbige Gesinde zurück.

„So'n Klapperkasten!" sagte der Sohn verächtlich und spuckte wieder aus.

„Wenn das einmal Feuer faßt, das brennt wie Zunder!" brummte der Spurrewirt nachdenklich.

„Hast wohl Lust, es anzustecken?" fragte der Sohn spöttisch.

Der Alte fuhr zusammen. Seine kleinen, grünlichen Augen funkelten. „Was hätt' ich denn davon für'n Profit?"

„Nu, man kann nicht wissen. Es könnten ja auch die eigenen Goldsöhne getan haben. Wenn die erwischt würden, — dann verging dem

Alten die Lust zu Grenzprozessen, das kannst du mir ruhig glauben, Vater."

Scheu und lüstern sah der Spurrewirt auf. War das wirklich sein Sohn, der so zu ihm sprach? Dieser ausgewiesene Realschüler, den er trotz seiner teuren Bildung für einen Dummkopf hielt! Das war ja ein gerissener Einfall!

„Dem Einfaltspinsel, dem Jahnit, könnt' man's schon zutrauen," sagte er, „der weiß ja ohnehin nie, was er vorhat, wenn er nur blöken kann."

„Und der andere, der hängt an dem Bruder wie 'ne Klette. Was der eine tut, dafür geht auch der andere durch Wasser und Feuer."

„Ans Feuer wohl auch!" lachte der Spurrewirt boshaft.

„Nu gewiß. Glaubst du, daß man Musiker wird ohne Geld? So 'ne Ausbildung kostet noch viel mehr Rubelchen, als die, die du mir beständig vorwirfst, für die Realschule. Wo sollen denn solche Kirchenratten wie die Sikkuls das viele Geld hernehmen?

Zünden sie aber ihre Mausefalle an und kriegen die Versicherungssumme ausgezahlt, so ist das Geld für den zukünftigen großen Sänger da — verstehst du?"

„Ich versteh', ich versteh'," murmelte der Alte und kicherte boshaft und lautlos in sich hinein, ohne eine Miene zu verziehen.

„Nu merkst du wohl zum ersten Male, daß die teure Bildung auch zu was gut ist!" protzte Julze triumphierend. „Ohne Berechnung kommt man nicht auf solche Sachen, und rechnen gelernt hab' ich in der Schule, gründlich."

Jetzt streifte den Sohn ein bewundernder Blick des Alten.

„Nu, nu," sagte er beschwichtigend, „sei nur still, Julzing — das Plänchen ist nicht dumm, gar nicht dumm . . ."

Und weiter stapften sie über den frischgefallenen, reinen Schnee und ließen tiefe, schwarze, häßliche Fußspuren hinter sich.

An der niedrigen Tür des Sikkulgesindes stand einer und schaute ihnen behaglich nach. Er hielt die Hand über die Augen gedeckt, der frische Schnee blendete ihn. Es war ein kräftiger, gesunder Mann mit breiter Brust, stämmigen Beinen, gescheiten Augen und einem spöttischen Lächeln auf den Lippen.

„Da stolpern die reichen Nachbarn dahin wie lahme Krähen!" brummte er. „Aber mein Prozeß ist mir so gut wie sicher. Das viele

Reden darüber macht die Sache nicht anders. — He Jehkab und Jahnit!" rief er — „Flink an die Arbeit! Holzkleinmachen sollt ihr!"

„Ja Vater!" riefen die Buben und stürmten herbei. Ihre Gesichter waren rot vor Eifer, an ihren Kleidern hafteten frische Schneespuren. Sie hatten einander drüben bei der Scheune soeben eine Schneeballschlacht geliefert.

„Seid ihr noch solche Kinder?" sagte der Sikkulwirt kopfschüttelnd und ging mit einem gutmütigen Lächeln in die Stadt zurück.

* * *

Durch den winterlichen schneebedeckten Wald schritt Jahnit und sang. Er trug ein Bündel in der Hand und ein frohes, staunendes Herz in der Brust; den Blick hatte er in den Baumwipfeln und das Lied, das Pastorlied, in der Seele und in der Kehle.

Ja, das Pastorlied. Das wollte er dem Pastor und dem fremden alten Herrn, der ein Musiker war, vorsingen, und darum prägte er sich jeden Ton wieder und wieder ein, und nun konnte er es ganz fest, und es klang schön und gütig und freudig.

Die Bäume waren damit einverstanden, denn sie nickten und schwenkten leise ihre weißen bereiften Äste. Der blaue Winterhimmel war damit einverstanden, denn er leuchtete in seidenem Glanze, und auch das Rotkehlchen drüben im schneebeladenen Tannenbaum mußte damit einverstanden sein, denn es flog vor Jahnits gewaltiger Stimme nicht davon, sondern duckte sich neckisch, wippte mit dem Schwänzchen und sah ihn aus großen verwunderten Augen an.

Und Jahnit blieb stehen und schmetterte sein Lied in den hellen, blauen, sonnigen Wintertag hinaus, und all' die schneebedeckten glitzernden Bäume mit ihren tausend Ästen und Zweiglein hörten zu.

Das Strasdinglied mit seiner dunklen Qual und Pein wollte ihm heut nicht über die Lippen. Dazu war der Tag zu schön und zu blau, die Bäume zu still und zu feierlich und rein, das Herz zu froh.

Und er sann darüber nach, wie es wohl komme, daß er bei Sturm und Regen das Pastorlied, das er doch in und auswendig kannte, nicht herausbrachte.

„Es muß schon so sein!" sagte er endlich halblaut. „Jedes Ding will sein Lied!"

Dann griff er in die Tasche, holte ein tüchtiges Stück Schwarzbrot

hervor und biß mit den gesunden Zähnen hinein. Dabei schritt er wieder rüstig aus.

Es war ein wundersamer Tag heute. Alle Dinge kamen Jahnit leuchtend entgegen. Sie kannten und grüßten ihn, und er kannte sie auch. Die Wacholderbüsche am Wegrande, die weißen sonnenglänzenden Felder, die alte Windmühle in der Ferne. Sie stand still und hatte eine weiße glitzernde Schneehaube auf, und die Ränder ihrer Flügel glänzten weiß gegen das Himmelsblau.

„Nu, du Alte," murmelte er vor sich hin, „du bist heute froh und jung wie eine Braut!"

Sein Herz war heute so voll Wunderns und Staunens über alle längst bekannten Dinge, daß für ein wirklich Unerwartetes ihm kein Staunen mehr übrig blieb.

Das Unerwartete aber war ein feiner Schlitten, und der fuhr langsam etwa dreißig Schritte hinter ihm her.

Er hörte das Knirschen der Kufen im Schnee, aber er sah sich nicht einmal um.

Desto schärfer betrachteten ihn zwei neugierige Augenpaare. Im Schlitten saßen Milda Spurre und ein harthöriger Knecht.

Milda Spurre hatte einen schönen, modischen Hut auf mit einer bunten Feder. Um ihren Hals wand sich eine Pelzboa, und ihre roten Hände steckten in einem Muff von echtem schwarzen Fuchsfell. Milda Spurre war immer für das Echte. Sie trug nie vergoldete Ringe. „Das ist gemein!" sagte sie, und an hohen Festtagen zog sie immer einen seidenen raschelnden Unterrock an, darüber ein wollenes Kleid von grüner, blauer oder roter Farbe, denn Milda Spurre wußte ganz genau, was „fein" war. Nicht umsonst hatte sie drei Jahre lang die Stadttöchterschule in Mitau besucht und sechs — nein sieben Bälle mitgemacht.

Langsam kam der Schlitten näher und holte Jahnit allmählich ein.

Und nun passierte Milda Spurre etwas, wovon sie nicht sagen konnte, ob es fein war. Es kam aber so schnell, daß sie nicht Zeit hatte, es sich's vorher zu überlegen.

„Jahnit!" rief sie, „Guten Morgen, Jahnit, — geh'st du nach Mitau?"

Jahnit blieb stehen und sah sie an. Das war ja die Milda! Grüßend zog er die Mütze und lachte.

Milda zog die weißblonden Augenbrauen hoch und sah ihn scharf

an. Was hatte der Bursch da zu lachen? Das war doch recht unschicklich.

„Gehst du nach Mitau?" fragte sie noch einmal in strengem Ton.

„Jawohl, Wirtstochter, zum Pastor."

Er hat doch eigentlich wunderschöne, dunkelblaue Augen, dachte Milda, so wie Kornblumen.

„Willst du nicht einsteigen und mitfahren?" sagte sie gnädig. „Hier ist noch Platz — und ich fahr' auch nach Mitau — zum Ball."

Jahnit sah unentschlossen in die schimmernde Waldlichtung zurück. Allein war es so still und gut gewesen.

„Wenn du nicht willst, ich zwing' dich ja nicht!" sagte die blonde Milda hochmütig.

Jahnit schob sich näher heran, stellte den Fuß in den Schlitten und setzte sich ihr gegenüber auf den leeren Kutscherbock. Der Knecht saß im Schlittenfond neben Milda und trieb das Pferd zu flottem Trab an.

Wie gemein! dachte Milda Spurre. Nicht einmal danke kann er sagen.

Aber sie blickte doch voll Interesse in sein hübsches, junges Gesicht. Er hat eine schöne, breite Stirn, und hellbraunes, buschiges Haar, und sein Mund, über dem sich der erste Flaum zeigt, ist weich und wirklich hübsch, nein sehr hübsch — entschied Milda Spurre in ihrem Innern. Aber es ist doch nur ein armer Lump und ein Dummkopf dazu. Ja, sie hatte nun einmal ein gutes Herz, sie war zu gut, zu gut für diese Welt. So hatte der lange Adolf Ohsoling, ihr Tänzer auf dem letzten Ball, gesagt, der war Apothekerlehrling und Küstersohn, der mußte es wissen.

Und Milda Spurre seufzte tief auf über ihre eigene Güte.

„Und . . ." fragte sie zögernd weiter, „was sollst du denn beim Pastor?" Sie wollte die seltsame Geschichte, daß er ein Sänger werden solle, aus seinem eigenen Munde hören.

„Singen soll ich bei ihm!" sagte Jahnit fröhlich und zeigte seine blanken Zähne. „Und wenn ich's gut mache, dann soll ich von einem alten Herrn bessere Lieder lernen."

„Hast du denn gar keine Angst?" fragte Milda wieder.

Jetzt mußte Jahnit hell loslachen. Angst, wovor? Daß er singen durfte! Das tat er doch so gern. Nein, konnte die Milda dumm fragen!

„Du bist ja ungeheuer eingebildet!" sagte Milda verächtlich und zog die Lippen kraus. „Weißt du denn nicht, daß du ein Examen machen sollst? Ich hab' auch ein Examen gemacht, und da hatte ich schreckliche Angst."

Daß sie durchgefallen war, das verschwieg sie klüglich.

Jahnit dachte nach. Nein, er hatte keine Angst vor dem Examen.

„Ist denn das ein Examen, wenn man ein Lied singt, das einem eingefallen ist? Zu deinem Examen hast du gewiß sehr viel lernen müssen. Das ist etwas Anderes."

„Nu ja, natürlich," gab Milda zu. Der Junge da war gar nicht so dumm. „Furchtbar viel hab' ich gelernt, französisch und russisch und deutsch und Geschichte und Geographie und Literaturgeschichte und Rechnen und Geometrie und Katechismus."

„O!" sagte Jahnit und sah sie bedauernd an. „Ich hab' sehr wenig gelernt, nur in der Volksschule."

„Aber vielleicht lernst du jetzt sehr viel und wirst noch mal berühmt und ein Künstler," meinte Milda gnädig. Möglich war es ja — man konnte nie wissen.

Jahnit sah sie mit klaren Augen an. Aber sein Blick ging durch sie hindurch ins Leere. Eigentlich sah er sie gar nicht.

„Ich weiß nicht," sagte er zögernd. Aber sein Herz fing gewaltig an zu pochen, und seine Augen glänzten sonderbar.

„Weißt du, daß du ein komischer Bursch' bist?" begann Milda neckisch. „Du bist so anders wie alle anderen."

Jahnit seufzte. Das hatte er oft genug gehört.

„Jeder ist anders," meinte er kleinlaut. „Kein Baum ist wie der andere und kein Blatt wie das andere."

„Ja, das ist wahr — ich bin auch so . . . so ganz anders. Ich hab' ein gutes Herz und bin gar nicht hochmütig, und weißt du, manchmal hab' ich so komische, merkwürdige Gedanken."

„So?" fragte Jahnit interessiert und betrachtete sie aufmerksam, als sähe er sie zum ersten Male.

Milda Spurre wurde rot. Er ist doch sehr dumm, stand es plötzlich in ihr fest. Adolf Ohsoling hätte gleich gesagt, daß sie nicht hochmütig war, und er war doch Apothekerlehrling! Und nun hatte sie diesen bettelarmen Burschen in ihren Schlitten genommen und tat so freundschaftlich mit ihm, und er merkte es nicht einmal.

„Was für Gedanken hast du denn?"

Jetzt nahm sich Milda Spurre zusammen. Sie wollte ihm einmal ordentlich imponieren.

„Sieh' mal," sagte sie weise, „ich laß' alle Unterschiede zwischen reich und arm fallen. Ich bin reich und du" — sie hielt inne — „und andere Leute sind arm, aber dennoch bin ich freundlich mit ihnen. Das kommt vom guten Herzen."

„Aber," sagte Jahnit und sah sie ernsthaft an, „das ist doch eine einfache Sache. Alle sind doch Menschen."

„Nu ja," gab Milda zu, „aber andere, weißt du, die sehen das nicht ein. Die sind stolz auf ihren Reichtum."

„Mein Pastor ist nicht stolz," sagte Jahnit mit leuchtenden Augen, „und der ist doch ein großer Herr. Er ist grad' nur ein guter Mensch. Er denkt gar nicht daran, daß er mehr kann und weiß, als ein anderer."

„Denk' ich denn daran?" fragte Milda Spurre beleidigt.

Jahnit sah sie lachend an. „Nu, das mußt du doch selbst merken!" sprach er lustig. „Du sprichst ja immerzu davon."

Milda saß eine Weile still und wurde immer röter. Hatte der dumme Bursch' das wirklich empfunden? Dann war er ja gar nicht so dumm.

Sie fand es gut, das Thema zu wechseln.

„Höre," sagte sie wichtig, „ich mache morgen abend einen großen Ball mit. Ich hab' ein rosa Seidenkleid mit einer langen Schleppe. Da im Koffer liegt's. Fein seh' ich darin aus. Du würdest mich gar nicht wiedererkennen. Und die Haare macht mir ein gelernter Friseur, der brennt mir kleine, krause Locken ein. Und dann hab' ich viele Tänzer. Vom vorigen Ball her ist meine Tanzkarte schon vollgeschrieben. Ich kann sie dir zeigen."

Jahnit dachte nach. Von Tanzkarten hatte er nie etwas gehört. „Und ist da schöne Tanzmusik?" fragte er.

„Aber gewiß!" sagte sie eifrig. „Sobald der ‚Trappeur' — so nennt man den Mann, der die Ballmusik spielt, — nur auf die Klaviertasten haut, so springt einem das Herz im Leibe und die Beine zucken. Lustig ist solch' eine Ballmusik!"

„Ich denk' sie mir traurig!" gab Jahnit versonnen zurück.

„Ja, aber warum denn? So ein Walzer ist doch lustig!" staunte Milda.

Jahnit hatte auch einige Walzer spielen gehört, vom Schneider Krimpe auf der Violine, und wenn die Paare sich erhitzt und schwitzend im Kreise drehten, war ihm allemal traurig dabei ums Herz geworden, und er war fortgegangen.

„Ich kann's dir nicht sagen . . . manche Walzer fangen so traurig an, und dann werden sie plötzlich lustig, und das paßt nicht zusammen," meinte er.

Schluß im September-Heft

Sigurd Ibsen: Natur und Mensch.

III

Schluß

Wir haben wahrlich nicht die Absicht, die Tragweite der Naturwissenschaft zu unterschätzen. Sie hat Großes geleistet, und sie wird noch Größeres leisten. Ihre theoretischen Forschungen erweitern unseren geistigen Horizont, ihre technischen Anwendungen verändern unsere materiellen Bedingungen und beeinflussen dadurch die Entwicklung unseres ökonomischen, sozialen und politischen Lebens. Und indem sie die Individuen einsichtsvoller macht und höhere gesellschaftliche Formen ermöglicht, umspannt ihr Einfluß eine gewaltige Peripherie, auf deren Gebiet sie oft in bedeutungsvoller Weise eingreift. Aber es gibt ein Zentrum, an das sie nie herankommt, einen menschlichen Schwerpunkt, den sie nicht zu erschüttern vermag. Wenn sie auch unsere Existenzbedingungen, unsere Weltanschauung verändern kann, unsere Lebensanschauung berührt sie kaum. Sobald es sich um die praktische Beurteilung des menschlichen Lebens und seiner Verhältnisse handelt, fassen wir die Dinge nicht mehr in naturwissenschaftlicher Weise auf, sondern machen sie zum Gegenstande menschlicher Schätzung. Im Vorhergehenden ist schon von diesem Dualismus die Rede gewesen. Das Thema ist nun reif zur Wiederaufnahme, und es soll versucht werden, die Sache mit Hilfe eines Beispiels klar zu machen, das wirksamer als jedes Raisonnement uns Wesen und Grund der Unvergleichlichkeit dartun wird.

Das Beispiel ist zufälligerweise aus dem Kreise der Naturforscher geholt. Man wird sich noch erinnern, wie Pierre Curies Tod oder richtiger die ihn begleitenden Umstände überall das größte Aufsehen und die größte Bewegung erregten. Sein Name, an die Entdeckung der radioaktiven Substanzen geknüpft, hatte eben Weltberühmtheit erlangt, er selbst war jung und, nach allem zu urteilen, auch fernerhin imstande, die reichsten Versprechungen einzulösen. Da geschah es eines Tages, als er eine sehr belebte Straße überschreiten wollte, daß er mit einem Lastwagen zusammenstieß, unter die Räder geriet und auf der Stelle getötet wurde. Und in den

Betrachtungen, zu denen das Ereignis Veranlassung gab, in der Presse, in Gesprächen, kehrte immer wieder ein Ausruf zurück: „Was für ein trauriger Verlust, was für ein sinnloses Schicksal!" Stellen wir uns nun einen Mann vor, der die naturwissenschaftliche Weltanschauung konsequent auf die Erscheinungen des menschlichen Lebens übertragen würde. Wie würde er einen solchen Fall auffassen? Ich denke mir, er müßte sich ungefähr folgendermaßen äußern: Das Ereignis ist nicht sinnlos, sondern im Gegenteil hinlänglich begründet. Bei der Richtung, welche die beiden in Betracht kommenden, Curie und der Wagen, einschlugen, war es unvermeidlich, daß sie sich in einem Schneidepunkt begegneten. Berechnet man ferner ihre respektive Kraft und Widerstandskraft, so ist es einleuchtend, daß Curie umgerissen werden mußte, und bedenkt man ferner, mit welch schwerer Wucht die Räder auf gewisse Organe seines Körpers drückten, und von welcher Bedeutung diese für die Erhaltung des Lebens sind, so ist es eine selbstverständliche Sache, daß der Tod eintreten mußte. Kurz und gut, die Katastrophe ist in schönster Harmonie mit mathematischen, mechanischen und physiologischen Grundsätzen. Sie hat das Dasein eines hervorragenden Forschers gekostet; aber wenn man dies als einen Verlust bezeichnet, so beruht das auf einem Vorurteil: in Wirklichkeit geht nichts im Weltall verloren. Infolge des Gesetzes über das Bestehen der Substanz kann kein noch so geringer Teil von Kraft oder Stoff ausgelöscht werden, folglich auch nicht die Atome eines Gehirnes oder die Energie eines Geistes. Durch Curies Tod verschwand nur die individuelle Form, die seine Nervenmasse umkleidete, und die persönliche Seele, die deren Arbeit repräsentierte. Die zusammengesetzten Verbindungen der Nervenmasse gehen infolge der Auflösung in andere Kombinationen über, und die lebendigen Kräfte, die sie hervorbrachte, werden einfach in andere Bewegungsarten umgesetzt. — So folgerichtig diese Betrachtung auch ist, erscheint sie uns nichtsdestoweniger paradox, und sie liefert nur einen neuen Beweis dafür, wie unanwendbar auf menschliche Dinge der Maßstab des Naturgesetzes zuweilen sein kann. Es ist denn auch unwahrscheinlich, daß selbst der überzeugteste Anhänger der naturwissenschaftlichen Weltanschauung sich bei solch einer Gelegenheit in dieser Weise äußerte: würde seine Logik diese Ansicht in abstracto verfechten, so würde sein Gefühl sich weigern, sie in concreto gelten zu lassen. Doch auch wenn sie ausgesprochen würde, wir wären nicht um eine Antwort verlegen. Wir würden ihm erwidern: Als bloße Regel stimmt es freilich, daß nichts in der Natur verloren geht. Wir wissen sehr wohl, wenn ein Stoff oder eine Kraft scheinbar vergeht, so geschieht es nur zwecks Ver-

wandlung in eine andere Form. Aber die Lehre von dem Bestehen der Substanz nimmt einzig Rücksicht auf die quantitative Seite der Sache. Neben dieser gibt es indessen eine qualitative. Vom menschlichen Standpunkt aus sind Substanzmengen, die gleich groß sind, deshalb noch nicht äquivalent. Es ist uns nicht gleichgültig, in was für Kombinationen sie sich gruppieren, ob eine gewisse Summe von Materie und Energie in Erdboden und Atmosphäre verstreut ist, oder ob sie sich zu einer seltenen Persönlichkeit verdichtet. Was die spezielle Kombination anbelangt, die Individuum heißt, so ist sie insofern unersetzlich, als sie, einmal entschwunden, nie mehr in derselben Weise wiederkehren wird. Dieser Unersetzlichkeit werden wir uns besonders bewußt, wo es sich um ungewöhnlich ausgerüstete Individuen handelt. Deshalb fassen wir Curies Hinscheiden als einen wirklichen Verlust auf. Und das Ereignis, das ihn verschuldete, erscheint uns auch weiterhin sinnlos, trotz des Nachweises seiner mathematischen, mechanischen und physiologischen Notwendigkeit. Wenn von einem Menschenschicksal die Rede ist, so begnügen wir uns nicht mit dem bloßen und blanken Nachweis von Ursache und Wirkung. Es ist uns nicht genug, daß wir konstatieren können, wir wollen auch abschätzen, wir wünschen in dem äußeren Zusammenhange eine innere Übereinstimmung zu entdecken zwischen dem Geschehnis und dem davon Betroffenen. Diese Übereinstimmung können wir in dem vorliegenden Fall nicht finden: Es fehlt ihm an jedem Element der Abschätzung. Die unnütze Vernichtung eines wertvollen Menschen, die brutale Zerschmetterung eines unendlich feinen Organismus unter stupiden Karrenrädern, ein Unglück, das gerade den trifft, der es am wenigsten verdient hatte, all dies verletzt zugleich unseren ökonomischen, unseren ästhetischen und unseren moralischen Sinn. Es widerstreitet, um das Ganze mit einem Worte auszudrücken, unserem Sinn für Verhältnismäßigkeit, und deshalb bezeichnen wir das Ereignis als sinnlos.

In der Natur finden wir keine solche Verhältnislosigkeit. In ihr scheint ein Mensch keine größere Bedeutung zu haben, als eine Eintagsfliege, und der macedonische Alexander ist ihren Launen nicht minder preisgegeben als das niedrigste Infusionstier. Auf jeden Keim, der zu einem Riesenbaum emporschießt, kommen Millionen andere, welche die Ungunst der Verhältnisse tötet oder hemmt, obwohl sie vielleicht dieselbe Kraft, ja, wer weiß, vielleicht noch größere Möglichkeiten in sich trugen. Viele sind berufen, aber wenige auserwählt und nicht immer die besten.

Aber auch im menschlichen Leben harmoniert der Lauf der Dinge meist nur schlecht mit den Anforderungen unserer Schätzung. Wir können

noch heute wiederholen, was im Buche der Prediger steht: „Ich wandte mich und sah, wie es unter der Sonne zugeht, daß zu laufen nicht hilft schnell sein, zum Streit hilft nicht stark sein, zur Nahrung hilft nicht geschickt sein, zum Reichtum hilft nicht klug sein; daß einer angenehm sei, dazu hilft nicht, daß er ein Ding wohl kann; sondern alles liegt es an der Zeit und Glück."

In eine modernere Sprache übersetzt, läßt sich der Gedanke so ausdrücken: Zufall ist alles, Glück und Ungemach, Ruhm und Unbekanntheit in Kunst, in Wissenschaft, in Politik. Unwesentliche Bedingungen bewirken daran, daß große Charaktere und Begabungen untätig bleiben, während Mittelmäßige die Taten der Geschichte ausführen und in die Kulturentwicklung eingreifen dürfen. Die Verhältnisse sind stärker als die Persönlichkeiten, und die Ohnmacht des Individuums ist eine Alltagstragödie. Der jüdische Weise hat es gesehen; doch die Menschen im allgemeinen sind so beschaffen, daß sie sich gegen die Erkenntnis dieser Abhängigkeit von blindem und taubem Zufall wehren. Es ist ihnen ein Bedürfnis gewesen, sich eine imaginäre Weltordnung zurechtzulegen, wo der Gute seinen Lohn und der Böse seine Strafe erhält, wo der Tüchtige den Sieg erringt und der Untaugliche auf den Platz zurückgewiesen wird, wo er hingehört. Und sie bemächtigen sich begierig jeder Erscheinung, welche die Existenz dieser Ordnung zu bestätigen scheint. Wir sehen zuweilen, daß Anlagen und Umstände sich in vollkommener Übereinstimmung begegnen. Hierfür bietet das Leben Napoleons, wenn wir von seinen letzten Phasen absehen, das treffendste Beispiel, und die Anziehungskraft, die sein Lebenslauf auf die Gemüter ausübt, ist wohl zum großen Teil dieser seltsamen Harmonie zu verdanken. Jeder Einklang ruft ja Befriedigung hervor, und den Einklang, der sich zwischen Begabung und Glück, zwischen Wille und Schicksal äußert, schätzen wir um so höher, als er im wirklichen Leben nur selten vorkommt. Ebenso ist es mit der Vorstellung von einer Nemesis, von einer ausgleichenden Gerechtigkeit. In diesem Zusammenhange sei eine andere Bibelstelle angeführt, die davon spricht, daß die Sünden der Väter an den Kindern heimgesucht werden. Eine Vergeltung also, aber freilich eine Vergeltung von der Art, deren Berechtigung die heutige Generation nur schwerlich zugeben kann. Die Auffassung, ein Verbrechen könne dadurch gesühnt werden, daß der Unschuldige für den Schuldigen leidet, gehört einem materiellen und veralteten Gedankengang an. Wir können z. B. nicht einsehen, inwiefern die Schickung vernunftgemäß sein soll, daß gerade der gutmütige Ludwig XVI. auf dem Schafott für Fehler und Verbrechen

büßen mußte, die fast allesamt unter seinen Vorgängern begangen worden waren. Wir würden es billigen können, daß diese selbst vom Strafgericht ereilt worden wären; aber ihnen wurde es bekanntlich vergönnt, in ihrem Bette zu sterben. Nun würden wir uns am Ende trotzdem mit dieser Art der Vergeltung als einer unvollkommenen, aber unvermeidlichen Ordnung zufrieden geben, wenn man nur ihre praktische Allgemeingültigkeit nachweisen könnte. Das kann man indessen durchaus nicht. Es wimmelt von Zeugnissen dafür, daß die Sünden der Väter ihren Kindern ausgezeichnet bekommen können. Forscht man dem Aufkommen einer ganzen Anzahl von Fürstenhäusern, Adelsgeschlechtern und Milliardärfamilien, dem Ursprung ihrer Machtfülle, Vorrechte und Reichtümer nach, dann wird man in der Lage sein, ein Sündenregister in so vollkommener Auswahl zusammenzustellen, wie nur verlangt werden kann. Aber wir entdecken weiter nichts, als daß die betreffenden Nachkommen in der Regel die größten Vorteile aus der einstmaligen Begehung der Sünden ziehen. Die Missetaten der Ahnen haben in dem Behagen, dem Ansehen und dem Einfluß, dessen sich die Nachkommen erfreuen, herrliche Früchte getragen. Man hat von einer „physischen Gerechtigkeit" gesprochen, deren Handhabung die Natur selbst übernommen hat, indem sie die Laster der Väter mit der Schwächlichkeit der Kinder straft. Aber wie ist es um diese sogenannte Gerechtigkeit bestellt? Erstens wird nicht nur das Laster mit kränklicher Nachkommenschaft bestraft: völlig unverschuldete Armut, begleitet von Unterernährung und ungesunden Wohnungen kann ja ein ähnliches Resultat hervorbringen. Und dann ist es so eine eigene Sache mit den hier in Betracht kommenden Lastern. Maeterlinck, der sich in einem Essai mit der Frage befaßt hat, macht darauf aufmerksam, daß die Vergeltung, auf die man sich beruft, jedenfalls einen begrenzten Wirkungskreis hat, da sie sich auf die möglichen, aber nicht einmal notwendigen Folgen der Trunksucht und der geschlechtlichen Ausschweifungen beschränkt. Und er betont ferner, daß es sich hier eher um Schwächen als um eigentliche Sünden handelt. Wirkliche Verbrechen kann ein Vater so viel begehen, wie er will, er kann morden, stehlen, betrügen nach Herzenslust, ohne daß es den geringsten Fehler im Organismus der Kinder hinterläßt. Es genügt, wenn er nichts tut, was seiner Gesundheit schaden kann. Hat er nun hygienische Vorsicht beobachtet, so braucht der Nachkomme von der Vergeltung der Natur nichts zu fürchten. Nein, Gerechtigkeit dürfen wir nicht in der Natur suchen: sie lebt in uns, ihre Heimat ist das menschliche Bewußtsein. Aber wenn dem so ist, weshalb, wird man fragen, gibt sich dann die Verhältnis-

mäßigkeit zwischen Verdienst und Lebensschicksal so unvollkommen in den menschlichen Gemeinwesen zu erkennen? Weil auch die besteingerichteten unter diesen noch ein amphibisches Dasein führen, weil sie nur in gewisser Beziehung menschlichen Normen unterworfen sind. Mit dem einen Fuß stehen sie immer noch in einem Naturzustande, indem sie in vielen, allzuvielen Verhältnissen des Lebens die Dinge ihren Gang gehen lassen. Unsere Aufgabe ist es, diesen Spielraum des Zufalls immer mehr einzuengen. Jeder technische, jeder soziale Fortschritt geht denn auch darauf aus, die Willkürlichkeit des Zufalls zu korrigieren und einzudämmen. Wir Menschen wollen nicht nur Geschöpfe sein, mit denen etwas geschieht, denen irgend etwas passiert; in diesem Gefühl liegt der Ursprung der gesamten Kultur. Das Ideal wäre eine Zukunft, in der das Wort „Zufall" aus unserem Wörterbuch gestrichen wäre. Nun, so weit werden es wohl die Menschen niemals bringen, und die Sinnlosigkeit der Natur, wie sie sich z. B. in dem verfrühten Tode eines Genies offenbart, werden sie kaum jemals ganz von sich abwehren können. Aber sie werden Naturverhältnisse regulieren und beherrschen können, denen wir heute zum Spielball dienen, und auf dem rein sozialen Gebiet werden sie imstande sein, Einrichtungen durchzuführen, die das Element der Abschätzung ganz anders zu seinem Recht kommen lassen, als es gegenwärtig der Fall ist.

Doch um diesem Ziel näher zu kommen, müssen wir vor allem anspruchsvoll werden. Der Weg zu ihm führt nicht durch den genügsamen Optimismus, der hinter Entwickelung und Leben der menschlichen Gemeinwesen eine höhere leitende Einsicht sieht, wie er in der Natur ein Prinzip der Weisheit und Güte zu entdecken glaubt. Man entsinnt sich vielleicht der Geschichte von dem Erbauungsprediger (?), der seinen Zuhörern schilderte, wie wohlweislich die Vorsehung für die Bedürfnisse des Verkehrs gesorgt habe, indem sie es so einrichtete, daß fast alle größeren Städte an fahrbaren Flüssen lägen. Es gibt eine Art Wissenschaft, Geschichtsphilosophie genannt, deren Folgerungen einigermaßen in demselben Stil gehalten sind. Überall, wo sie einen vernünftigen Zustand findet, späht sie nach einem ursprünglichen Zweck, der den Lauf der Dinge geleitet habe. Sie unterscheidet sich hierin von einer anderen Disziplin, die man zuweilen, aber mit Unrecht, mit ihr vermischt, von der Soziologie, die sich damit begnügt, den *Ursachen* nachzuspüren und hierbei u. a. darauf schließen wird, daß die an fahrbaren Flüssen gelegenen Städte mehr Aussicht hätten, Mittelpunkte des Handels und Wandels zu werden, als andere nicht so günstig gelegene. Dieser Schluß liegt ja sehr nahe; aber die einfachen Methoden werden nicht immer von

vornherein zur Anwendung gebracht. Sowohl auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Theorien wie auf dem der praktischen Erfindungen lehrt uns meist die Beobachtung, daß lange und winklige Umwege gemacht werden, ehe man zu einer Lösung gelangt, über die man sozusagen hätte stolpern müssen. Und gilt es die Erklärung historischer Erscheinungen, so kommt dazu ein psychologischer Faktor, von dessen Einfluß sich nur wenige freimachen können: die umgarnende Macht der vollbrachten Tatsache. Die Auffassung richtet sich nach den einmal gegebenen Umständen: es ist eine seelische Anpassung, ähnlich der darwinistischen.

Wirft man z. B. einen Rückblick auf einen beendigten Abschnitt der Geschichte eines Landes, dann scheint die Entwicklung der Ereignisse so folgerichtig zu sein, jedes Glied sich so natürlich in das vorhergehende und nächste einzufügen, daß die meisten sich nicht gut einen anderen Verlauf ausmalen können. Sie geraten darüber in Erstaunen, wie die Begebenheiten von vornherein zurechtgelegt waren, und es entsteht ganz unwillkürlich eine Vorstellung von einem leitenden Gedanken, der gleich von Anbeginn an dem ganzen Prozeß zugrunde gelegen hat. Wird nun diese Betrachtung von der Geschichte des einzelnen Volkes auf die Weltgeschichte ausgedehnt, dann hat man die Philosophie der Geschichte. Man hat treffend von ihr gesagt, alle ihre Systeme hätten das Eine gemeinsam, daß sie in ihrer zeitgenossenschaftlichen Gegenwart den feierlichen Schlußakkord der Geschichte fänden. Mit anderen Worten, die Grundauffassung, von der sie ausgehen, ist g e g e b e n durch die Resultate ihrer Zeit. Und da nun die Tatsachen, die die Richtigkeit ihrer Grundauffassung bestätigen sollen, gerade aus der Reihe von Ereignissen bestehen, die zu diesen selben Resultaten g e f ü h r t haben, so wird selbstverständlich die schönste Harmonie zuwege gebracht; sie beruht allerdings auf einem circulus vitiosus. Die Soziologie, die nicht den Anspruch erhebt, den Zweck der Entwicklung zu kennen, sondern sich darauf beschränkt, unserer menschlichen Gemeinschaft ähnliche Ursachs- und Wirkungsverhältnisse nachzuweisen und sie zu gruppieren, befindet sich in bezug auf Methode in besserer Übereinstimmung mit den Anforderungen der Wissenschaft. Sie verhält sich zur Geschichte der Philosophie, wie die moderne Naturauffassung sich zur älteren verhält. In der Naturforschung ist man nun darüber hinausgekommen, nach einem Ziel hinter den Phänomenen zu suchen, mit denen man sich befaßt. Kein Astronom, bei dem nicht eine Schraube los ist, fragt mehr nach dem Zweck der Planetenbewegungen, ebensowenig wie der Geologe sich um den tieferen Sinn der Bergbildung oder der Physiker sich um den der elektrischen Kräfte

kümmert. Weshalb soll also der Historiker und Sozialforscher nach einer Vorsehung hinter Erscheinungen suchen wie, sagen wir einmal, die französische Revolution oder Englands Kolonialmacht oder die Hohenzollern-Dynastie? Derartige Tiefsinnigkeiten muß er geistreichen Dilettanten oder professionellen Chauvinisten überlassen. Wir haben ja alle von dem historischen Gnadentum gehört, das diese oder jene Nation zu besonderem Gedeihen und großen Aufgaben auserfehen haben soll. Da verschiedene Völkerschaften sich eine bevorzugte Stellung beigelegt haben und beilegen, so ist die Entscheidung nicht leicht, welche von ihnen die besonders Auserwählte ist. In der Regel wird die Frage dahin beantwortet, daß es das Volk ist, dem der Prophet dieses Glaubens und sein Publikum selbst angehören. Solch ein patriotisches Bekenntnis wird unweigerlich Beifall ernten und den Eindruck machen, daß der Schriftsteller, Festredner oder was er nun sein mag, ein Mann mit dem Herzen auf dem rechten Fleck ist; aber mit Wissenschaft hat die Sache nichts zu tun.

Im Privatleben sehen wir ja täglich, wieviel Fähigkeiten ungenutzt zu Grunde gehen, wie willkürlich die Güter dieser Welt verteilt sind, wie unverschuldet Glück oder Unglück kommen kann, welch ein Spielball für die Launen des Schicksals jeder Einzige von uns ist. Wir entdecken kein vernünftiges Regiment in den individuellen Schicksalen und haben also keinen Grund zu der Annahme, daß es sich einfinden sollte, wenn es sich um das Gesamtdasein der Gemeinwesen handelte. Es müßte denn sein, daß die hunderttausend Sinnlosigkeiten im Leben der Einzelnen, in eine Hauptsumme zusammengefaßt, eine höhere Weisheit ergäben. Aber auch davon können wir nichts entdecken, wenn wir den Gang der Geschichte unbefangenen Blickes betrachten. Wozu, so müssen wir fragen, diese Massen von Verbrechen, diese Berge von Ungerechtigkeiten, diese Anhäufungen körperlicher und seelischer Leiden, denen sich Generation auf Generation unterwerfen mußte? Wozu diese vergeudeten Kräfte, diese mißglückten Anläufe, dieser stets wiederkehrende Untergang von Zivilisationen, diese Unendlichkeit von Hindernissen, die sich allem Fortschritt immer und ewig in den Weg gestellt haben? Waren diese grausamen und umständlichen Mittel notwendig zur Erreichung des dürftigen Resultates, und konnte dies nicht auf eine weniger unmoralische und — gerade heraus gesagt — unpraktische Weise gewonnen werden? Und da spricht man noch von Vorsehung und Weltplan: jeder einigermaßen begabte Student könnte ja eine vernünftige Ordnung ersinnen. Kein Wunder, daß es Menschen gibt, die das Studium der Geschichte zu Pessimisten macht. Aber der Pessimismus

ist in diesem Falle ebenso wenig an seinem Platz wie das entgegengesetzte Extrem. Es ist zwecklos, mit einer Gesellschaftsordnung ins Gericht zu gehen, die zum größten Teil ein Naturprozeß gewesen ist und deshalb nicht frei von den Unvollkommenheiten sein konnte, mit denen ein solcher in unseren Augen behaftet ist. Und wie einen Naturprozeß müssen wir sie auch betrachten, ohne Bewunderung, aber auch ohne Zorn, nur den Schluß ziehend, der für uns von Nutzen sein kann. Wir streiten uns nicht mit einer Sturmflut oder einem Gewitter; aber es ist natürlich etwas Anderes, wenn wir dem Schaden, den sie anrichten können, vorzubeugen suchen. Die Willkürlichkeit des Naturprozesses muß von der bewußten Wirksamkeit reguliert werden. Wir Menschen sind, um ein Goethesches Gleichnis anzuführen, mehr oder weniger „schwimmende Töpfe, die sich aneinander stoßen", und der Fortschritt beruht darauf, daß wir, soweit es tunlich, die Leitung selbst in die Hand nehmen. Der Himmel fabriziert uns keine Blitzableiter, das Meer errichtet uns keine Dämme, und das Schicksal trägt, wie man sieht, keine Sorge für die Verwirklichung menschlicher Ideale. Unsere Vorsehung sind wir selbst, eine andere offenbart sich jedenfalls nicht; das ist die Philosophie, die uns die Geschichte lehrt.

Daß wir sehen müssen, vom Naturzustande fortzukommen, heißt dasselbe wie, daß wir danach streben müssen, seinen Gegensatz zu erreichen. Worin besteht nun dieser? Würden wir jemand danach fragen, so würde er wahrscheinlich antworten: Der Gegensatz zu Natur ist Kunst. Die Antwort würde selbstverständlich mit dem antithetischen Sprachgebrauch übereinstimmend sein; aber ganz erschöpfend ist sie nicht. Der eigentliche Gegensatz zur Natur ist der Mensch selbst oder, richtiger ausgedrückt, das Menschliche, im höchsten Sinne. Von diesem Menschlichen ist die Kunst nur eine einzelne Äußerung; aber es muß zugestanden werden, daß sie zur Illustrierung dieses gegensätzlichen Verhältnisses vortrefflich geeignet ist, besonders, wenn sie im weiteren Sinne, sowohl das Künstlerische wie das Künstliche umspannend, aufgefaßt wird. Das Künstliche macht die äußerliche Unzulänglichkeit der Natur wieder gut, das Künstlerische hilft ihrem Mangel an innerem Zusammenhange ab. Gerade durch seine Zusammenhangslosigkeit stößt uns das Leben, wie wir es um uns sehen, das Leben der Einzelnen und der Gemeinwesen, auf Schritt und Tritt ab. Ursachen und Wirkungen stehen in keinem vernünftigen gegensätzlichen Verhältnis. Glück und Ungemach, Lohn und Strafe, kommen blindlings, werden wahllos ausgeteilt. Schicksalsfäden werden auf die unmotivierteste Weise abgeschnitten, und historische Entwicklungen, die uns folgerichtig erscheinen,

werden ohne sichtliche Notwendigkeit in ihrem Gange unterbrochen. Die Individuen werden ganz willkürlich in Situationen gebracht, die in dem lächerlichsten oder traurigsten Widerspruch mit ihren Gaben und Neigungen stehen. Große Begebenheiten ereignen sich oft zu recht ungelegenen Zeiten, und sie bleiben umgekehrt aus, wenn man sie gerade brauchen könnte. Und wir fragen, wie wir uns aus diesem Wirrwarr herausfinden sollen; denn wir sind nun einmal Wesen, denen es nicht genügt, daß irgend etwas geschieht; es muß auch ein Sinn darin liegen. Sind wir religiöse Naturen, so werden wir uns in dem Glauben beruhigen, daß die Geschehnisse, so unverständlich sie auch seien, stets das Ergebnis eines höheren Willens und einer höheren Weisheit darstellen. Sind wir philosophisch veranlagt, so können wir uns ein System zurechtmachen und die Erscheinungen in dessen Rubriken hineinzuzwingen suchen. Sind aber wir keines von beiden, haben wir den Verdacht gefaßt, daß die Dinge am Ende keinen Sinn haben, und können wir deshalb mit der Welt, wie sie ist, ganz und gar nicht zurechtkommen, dann ist uns doch eine letzte Zuflucht geblieben: wir können uns in eine Welt versetzen, der wir einen Sinn geben, und in der unseren Idealen Genüge geschehen kann. Diese vollkommenere Welt ist die künstlerische. Das Leben bedeutet Mißverhältnis, Chaos, Willkürlichkeit; die Kunst bedeutet Gleichgewicht, bedeutet Formung, Gesetzmäßigkeit. So befriedigt sie ein Bedürfnis, das zu sättigen das Leben außerstande ist. Sie hebt das brutale Spiel des blinden Zufalls auf, sie gibt Kräften und Möglichkeiten Spielraum, die das Leben nicht zu ihrem Recht kommen läßt. Beethoven, einsam und unglücklich, fand in der Kunst die reinere und schönere Welt, die ihm die Wirklichkeit versagte; aber auch Goethe, für den die äußeren Verhältnisse sich doch so merkwürdig harmonisch gestalteten, gestand, daß er nur in seiner dichterischen Schöpfung voll gelebt habe. Diese auserwählten Geister fanden in der Kunst ihre wahre Heimat; aber außer jenen Privilegierten gibt es Tausende und Abertausende, die sich zu ihr flüchten, um sich über die Widersprüche und Mangelhaftigkeiten des Lebens hinwegzuhelfen. Die Kunst offenbart uns das Leben, wie es sein sollte. Wird es einmal gelingen, den Naturprozeß, den das Leben immer noch darstellt, in der Weise zu organisieren, daß die Existenz nach menschlichem Ebenbilde umgeschaffen würde, dann wäre die Kunst überflüssig, denn dann wäre das Leben selbst zur Kunst geworden.

Will man sich den Gegensatz zwischen Kunst und Wirklichkeit klar machen, dann braucht man sich nur ein Drama — wenn es sein soll, meinetwegen ein realistisches — vorzunehmen; denn auch ein solches wird den tiefgehenden

Unterschied aufzeigen. Die Handlung des Schauspiels ist eine Einheit, befreit von allen unwesentlichen Elementen. Zu einem wohlgeordneten Ganzen verbunden, schreiten seine Akte von Einleitung zu Knotenpunkt und von da zur Lösung vor. Und diese Lösung ist eine logische Folge von Eigenarten der Charaktere und ihrer Reibungen mit den gegebenen Verhältnissen. In Wirklichkeit gehen die Dinge selten oder nie in dieser Weise vor sich. Erstens kennt man kaum jemals eine solche sozusagen reinkultivierte Handlung, wie die dramatische: die Ereignisse werden beständig von störenden Nebenumständen durchkreuzt. Sodann führen die Konflikte des Lebens auch nicht immer zu einem bestimmten Resultat: sie können ebensogut stocken und sich im Sande verlieren. Und endlich, wenn es zu einem Resultat kommt, so ist noch nicht gesagt, daß es dem Ergebnis des Schauspiels entspricht, in dem die tragische Gestalt für ihre Übertretung des geschriebenen oder ungeschriebenen Gesetzes büßen muß, oder wo die Hauptperson der Komödie ihre Torheit einsieht und Buße und Besserung gelobt. Hiermit soll natürlich nicht behauptet werden, daß alle Schauspiele mit dem Siege der Vernunft, der Wahrheit und Gerechtigkeit enden. Es gibt einige, die im Gegenteil die Niederlage dieser Mächte schildern, und ein Stück wie „Die Raben" von Henri Becque erscheint uns gerade auf Grund seiner Trostlosigkeit so besonders wirklichkeitstreu. Das ist es auch; aber sieht man näher hin, so wird man entdecken, daß es uns etwas mehr als ein Bild aus der Wirklichkeit gibt. Wir können nicht einen Augenblick darüber im Zweifel sein, wo der Verfasser hinaus will. Er hat das Stück in einer Weise zurecht gelegt, die uns die Betrachtung abringt: So sieht sie also aus, die Gesellschaft, in der wir leben, und so dann die Konklusion: Sie müßte anders beschaffen sein. Das Schauspiel mit der düsteren Lebensauffassung unterscheidet sich eigentlich nur durch seine Methode von dem Drama mit dem versöhnenden Ausgang. Die Methode des Einen ist indirekt und negativ, die des Anderen direkt und positiv; das erstere kritisiert das, was *ist*, das andere konstruiert das, was sein *müßte*. Aber beiden gemeinsam ist die ideale Tendenz, die über die Unvollkommenheit des wirklichen Lebens hinausdeutet. Alles in Allem: man mag noch so sehr von Naturalismus in der Kunst reden, er bleibt doch immer nur eine Frage der Darstellungsweise; denn ihrem Wesen gemäß wird jede Kunst, die diesen Namen verdient, idealistisch sein. Sie muß freilich mit von der Natur bestimmten Elementen arbeiten, und insofern läßt ihre Verbindung mit der Natur sich nicht unterbrechen. Aber andererseits behauptet sie ihre Selbstherrlichkeit, indem sie diese Elemente auswählt, verwirft und

umformt, sie zu einem Ganzen zusammenstellt und es mit ihrem Geiste erfüllt. Am deutlichsten zeigt sich die Freiheit der Kunst in der Musik, die als bloße Nachahmung von Naturlauten zu erklären wohl keinem einfallen wird. Die musikalische Schöpferkraft ist nicht von äußeren Vorbildern abhängig, sie erzeugt aus ihrem eigenen Innern heraus selbständige Werke, und die musikalische Empfänglichkeit, die Stimmungen, die durch Klang und Rhythmus, durch das Steigen und Fallen der Töne, durch Harmonie und Dissonanz erweckt werden, wurzeln tief innen im Menschen selbst, in der Eigentümlichkeit unserer Gattung. Bildende Kunst und Dichtung sind nicht so abstrakt; sie sind mehr als die Musik an äußere Bedingungen gebunden. Aber die ideale Tendenz, die über die Natur hinausstrebende gibt sich stets zu erkennen. Die Natur zeigt uns weiter nichts als Bruchstücke; das Kunstwerk sammelt Fragmente zu einem Ganzen. Sowohl in der Natur wie in der Kunst wird eine Auslese vorgenommen; aber das Natürliche besteht in einer unbewußten Anpassung an vorhandene Umstände, ohne Rücksicht auf deren Wert und Berechtigung, während das Künstlerische auf einem Streben beruht, das von einem herrschenden Gefühl geleitet wird und auf eine Idealisierung der gegebenen Erscheinungen hinausläuft. Goethe soll von Claude Lorrains Gemälden gesagt haben, sie besäßen die höchste Wahrheit, aber keine Spur von Wirklichkeit. In dieser Äußerung steckt die Quintessenz aller Kunst. Hinter der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen ahnt der Künstler eine Einheit, hinter der Verwirrung einen Zusammenhang, hinter den Formen einen Gedanken, hinter dem Zufälligen das Wesentliche. Das Wesentliche auszuscheiden und unseren Sinnen wahrnehmbar zu machen, darin liegt die Aufgabe des Künstlers. Wenn der Bildhauer in einer Porträtbüste absichtlich eine einzelne Linie verstärkt, um uns den Charakter des Originals in seinen Grundzügen zu offenbaren, wenn der Dichter zur Darstellung eines Typus verschiedenen lebenden Modellen Züge entlehnt, die er dann zu einer einzigen Gestalt zusammenschmiedet, dann kann man wohl sagen, daß der Künstler sich nicht streng an die Wirklichkeit hält. Aber gerade diese Methode kann dem Werk eine verblüffende Wahrheit verleihen. Wahr wird es sein, insofern es gelungen ist, das Wesentliche zu treffen. Ja, der Künstler kann uns sogar das Unwirkliche bieten und doch Wahrheit geben. Das rätselhafte Licht, das in Rembrandts Bildern schimmert und das Phantasie und Federn so Vieler in Bewegung gesetzt hat, in der Natur wird man es nirgends wiederfinden. Aber es hat in des Meisters Seele gestrahlt, und wir anderen, die wir sein Werk betrachten, haben ein Gefühl, daß dieses Licht Bedeutung erhält

durch etwas, das für ihn eine Wesentlichkeit war. Ob das von uns wesentlich Genannte an und für sich ein Dasein hat, ob es in den Dingen selbst existiert, das ist eine Frage, die wir nicht zu entscheiden wagen. Als Vorstellung lebt es jedenfalls in unserem eigenen Innern, und dieses Verhältnis reicht hin, um der Kunst, die eine der Ausdrucksweisen dieser Vorstellung ist, Existenzberechtigung zu geben.

Ich sage: eine der Ausdrucksweisen. Denn wie Licht und Wärme, Elektrizität und Magnetismus nahe verwandte Äußerungsformen einer einzigen Kraftgruppe sind, so sind Kunst und Wissenschaft, Religion und Moral, Ökonomie und Technik nur besondere Anwendungen des allgemein menschlichen Prinzips des Wesentlichen. Wir sehen denn auch, daß ihre Sphären unablässig einander berühren. Wenn die Religion den Schöpfer aller Dinge in einem Götterbilde personifiziert, das sie mit den vollkommensten Eigenschaften ausstattet, so gibt sie in dieser künstlerischen Individualvorstellung ein künstlerisches Resultat. Aber auch die Wissenschaft hat einen Einschlag von Kunst überall da, wo sie ein vorgeschritteneres Stadium erreicht, wo sie sich von der bloßen Aufspürung der Tatsachen dazu erhebt, die Einzelheiten als ein Ganzes zu überblicken. Jedes wissenschaftliche System ist gewissermaßen ein architektonisches Kunstwerk. Gelehrter und Künstler, keiner von ihnen läßt das Gegebene bleiben, was es ist. Beide streben sie danach, zerstreute Bestandteile zu einer Einheit zusammenzufügen. Diese Einheit wird bei einem Philosophen in abstrakten Begriffen Ausdruck finden, während sie sich bei einem Dichter zu einer Handlung, einem Schicksal, einer typischen Gestalt zusammenfügen wird. Aber dieser wird uns dadurch ebensowohl wie jener einen Einblick in einen Zusammenhang der Dinge gewähren können. Freilich erhellt das dichterische Symbol nur momentan das Zusammenspiel, über das die philosophische Idee eine gleichmäßige Klarheit verbreitet; aber deshalb kann es gleichwohl die Erkenntnis des Wahren fördern. Denn die Wahrheit ist kein Monopol der Wissenschaft, und die Domäne der Kunst auf die Schönheit beschränken zu wollen, beruht auf einer engen Auffassung. Zwischen dem Wahren und dem Schönen befindet sich keine markierte Grenzlinie, ebensowenig wie zwischen dem Schönen und dem Nützlichen. Artistischer Hochmut hat das Nützliche von oben herab betrachtet und hierbei vergessen, daß dessen Grundregel: Erreichung der größtmöglichen Wirkung mit den einfachsten Mitteln, genau dieselbe ist, an die sich der Künstler halten muß, falls er ein Meisterwerk schaffen will. Das Umständliche, das Unzweckmäßige, die überflüssigen Nebensachen berühren uns peinlich, mögen sie nun in einem Drama, einer

Symphonie, einer ökonomischen Ordnung oder einer technischen Erfindung vorkommen. Aber umgekehrt kann selbst die prosaische Maschine einen Eindruck von Schönheit hervorrufen, wenn wir sie ohne die geringste Kraftverschwendung, im vollkommenen Einklang mit dem erzielten Effekt arbeiten sehen. Es gibt ein anderes Gebiet, nämlich das der Moral, das Viele streng von dem künstlerischen trennen wollten. Die alten Griechen taten das nicht; ihr unübersetzbares „Kalokagathia" umfaßte in einem Wort das Schöne und das Gute. Und die Verwandtschaft zwischen Ethik und Ästhetik läßt sich auch nicht leugnen. Was uns an einem Verbrechen abstößt, ist vor allem seine Proportionslosigkeit. Es ist entweder das Mißverhältnis zwischen der aufgebotenen Energie und dem jämmerlichen Ziel, an dem die Kräfte vergeudet werden, oder das Mißverhältnis zwischen der Wertlosigkeit des Täters und der Bedeutung der Güter, die es ihm gelungen ist, zu vernichten. Hiermit hängt es auch zusammen, daß die Erhabenheit des Zieles eine Tat adeln kann, die sonst für verbrecherisch gelten würde, und ebenso, daß wir gewisse Verbrechen leichter zu vergeben imstande sind, wenn sie von großen Persönlichkeiten begangen werden. Der Anblick eines ungewöhnlich ausgestatteten Individuums erweckt nämlich ein ästhetisches Behagen, das zuweilen den ethischen Widerwillen überwiegt, den einzuflößen seine Handlungen geeignet sind. Es kann zuweilen geschehen, daß Eigenschaften, die uns in alltäglicher Form verwerflich erscheinen, uns imponieren und unwillkürlich anziehen, gerade wenn sie sich in gewaltigen Dimensionen entfalten, weil diese mit der Größe der Gestalt im ganzen übereinstimmen. Wie man sieht, spielt die Proportionsfrage in all solchen Sachen eine entscheidende Rolle. Sie tut es überhaupt in allen Ummodelungen der Moral auf sozialem, juridischem, politischem Felde. Gerechtigkeitsgefühl ist weiter nichts als Sinn für Verhältnismäßigkeit zwischen Verdienst und Schicksal, das positive Recht beruht auf einem Gleichgewicht zwischen Nützlichkeitsrücksichten und Billigkeitsansprüchen, und die Staatskunst bezweckt, Harmonie zwischen den Interessen der Gesellschaft, ihrer Gruppen und den Einzelnen zustande zu bringen — oder gibt wenigstens vor, es zu wollen. Dürfen wir deshalb behaupten, daß Rechtsbewußtsein, Gesetzgebung, Politik, Moral, im ganzen genommen auf der Basis der Kunst ruhen? Nicht, wenn wir das Wort Kunst auf seine rein ästhetische Bedeutung beschränken. Dann würde die Behauptung einseitig sein und wir könnten ebensogut den Satz aufstellen, die Kunst sei ein Ableger der Moral, weil sie einen veredelnden und seelenreinigenden Einfluß auszuüben vermag. Mit demselben Recht könnten wir beispielsweise folgende Ansichten ver-

fechten: daß die Religion gleichbedeutend sei mit der Philosophie, weil sie sich mit dieser in dem Bestreben begegnet, uns einen Zusammenhang im Dasein zu zeigen, oder die Philosophie sei von religiöser Beschaffenheit, weil sie nach dem sucht, was die Religion entdeckt zu haben glaubt: das bleibende Element in der flüchtenden Masse der Erscheinungen. Das Richtige wird sein, keine dieser Kategorien in ein Abhängigkeitsverhältnis zu einer anderen zu bringen, sondern sie als ebenbürtige Offenbarungen eines menschlichen Grundgesetzes zu betrachten: des Dranges, das Wesentliche zu finden und zu verwirklichen. Das Wesentliche wird mit verschiedenen Namen bezeichnet, bald das Ideal, bald der Kern der Dinge oder die höhere Einheit genannt. Es gibt sich im Gefühlsleben, im Denken, in allem zielbewußten Schaffen zu erkennen und scheint in proteusartiger Mannigfaltigkeit zu wechseln. Pythagoras sah es in der Zahl, Rafael gab ihm in dem Einklang der Farben und Formen Ausdruck, Napoleon wollte es in seiner eigenen Existenz realisieren. Mein alter Mathematiklehrer konnte zweifellos einen Schimmer davon erblicken, wenn ihn die „elegante" Lösung eines Gleichnisses mit Wonne erfüllte, und der Liebende trachtet unbewußt danach, wenn er aus Bewegungen und Linien, dem Mienenspiel eines Gesichts, dem Strahlen eines Augenpaares, dem Wohlklang einer Stimme und Worten, aus denen er mehr als Worte macht, sich eine Gestalt konstruiert, die seiner Sehnsucht entspricht. Es kann von verschiedenen Seiten aufgefaßt werden und wird auch von verschiedenen Seiten aufgefaßt: von der metaphysischen, der moralischen, der artistischen, der technisch-ökonomischen, und heißt dann je nach den Umständen: das Wahre oder das Schöne, das Gute oder das Nützliche. Aber bei Licht besehen, bedeuten diese Begriffe weiter nichts als Facetten an einem und demselben Diamanten.

Wenn in dem Vorhergehenden gerade die künstlerische Wirksamkeit zum Ausgangs- und Vergleichungspunkt gewählt worden ist, so geschah es nicht in der Ansicht, daß ihm in bezug auf Wichtigkeit im menschlichen Leben der Vorrang gebühre. Die Lebenserweiterung und Lebenserhöhung, auf die unsere Ziele im großen ganzen hinauslaufen, können durch Bestrebungen anderer Art genau so effektiv gefördert werden. Aber sind auch deren Resultate gleich wertvoll, so werden sie in der Regel nicht mit derselben Leichtigkeit gewonnen wie die künstlerischen. Die Wissenschaft ist an Tatsachen gebunden, die Religion ist mit Vorurteilen beschwert, die Technik hat mit Naturhindernissen zu kämpfen, die Politik muß zwischen einander widerstreitenden Interessen lavieren. Auf künstlerischem Gebiet sind dagegen die von außen kommenden Schwierigkeiten auf ein Mindestmaß

beschränkt, ja, sie brauchen sich zuweilen gar nicht geltend zu machen. Der Künstler arbeitet mit dem luftigsten und willigsten Material, mit Worten und Tönen und Farben und Formen, und der Widerstand, dem er begegnet, sollte eigentlich nur in seiner eigenen Begrenzung, in der Unzulänglichkeit seiner Fähigkeit liegen, die innere Vorstellung durch äußere Mittel zu versinnlichen. Wo die Gaben in ausreichender Fülle vorhanden sind, da ist der Künstler souverän, souveräner als irgend ein anderer schaffender Geist. Auf keinem Felde sonst kann der Mensch sich in so vollkommener Freiheit entfalten, so ganz er selbst sein. Deshalb offenbart die Kunst klarer als alle übrige Wirksamkeit das rein Menschliche in uns, und deshalb ist sie auch vorbildlich für die menschliche Tendenz im allgemeinen, für unser Streben nach dem Wesentlichen. Sie ist in der Beziehung nicht unser einziger Lehrmeister; aber sie ist der, der die deutlichste Sprache spricht. Sie mehr als andere zeugt von unserer Eigenart, klärt uns über die Beschaffenheit unseres gegensätzlichen Verhältnisses zur Natur auf und zeigt uns den Weg zu den Zielen, die der Drang zum Fortschritt sich zu setzen hat. Es ist wohl überflüssig, die Bedeutung darzulegen, die ein zuverlässiger und allgemein anerkannter Maßstab der menschlichen Werte haben würde. Des Menschen bloßer Instinkt dafür, was sein Wesen verlangt, ist nicht unfehlbar, er wird sehr häufig von vorausgefaßten Anschauungen und anderen Umständen verschleiert. Darüber, was ein Fortschritt zu nennen ist, sind die Ansichten eigentlich nur auf dem Felde der Entdeckungen und Erfindungen einig; auf geisteswissenschaftlichem sind sie schon geteilt, und auf dem politischen liegen sie ständig im Streit. Und doch wäre gerade hier eine vernünftige gemeinsame Norm wünschenswert, da die Politik der Faktor ist, dessen Eingreifen in die menschlichen Bedingungen immer das umfassendste und nicht selten das fühlbarste ist. Indessen gibt es Menschen, die die Möglichkeit einer solchen gemeinsamen Norm rundweg in Abrede zu stellen scheinen. Wo ist ein Kriterium für die Richtigkeit der Politik? fragt Gumplowicz in seiner Soziologie (übrigens einem der geistvollsten Lehrbücher, die ich kenne.) Und er antwortet: „Es läßt sich von vornherein kein Kriterium aufstellen. Erst nachher, wenn eine Politik Glück gehabt hat, erscheint sie uns als die richtige." Hellwald nimmt in seiner „Kulturgeschichte" einen gleichen Standpunkt ein. Er glaubt nicht an die umschaffende Fähigkeit der Reformen. Keine Gesetze oder Einrichtungen, sagt er, können es hindern, daß die Bestandteile der Gesellschaft sich zueinander verhalten, wie die Mühlsteine und das Korn. „Die Menschen wechseln die Plätze, an Stelle der alten Dulder treten neue, die Form

wechselt, das Wesen bleibt. Der Kampf ums Dasein ist der Normalzustand des Menschen, der Kampf ist ewig." In solchen Äußerungen ist die Einwirkung der Naturwissenschaften leicht herauszuspüren. Besonders ist es die Darwinsche Auslesetheorie, die einen starken Einfluß auf die soziale Auffassung Vieler geübt hat. Sie hat im Staatsleben zugunsten der sogenannten Realpolitik und im ökonomischen Leben zugunsten der sogenannten freien Konkurrenz herhalten müssen. Nun ist die Realpolitik mit ihrer Praktisierung der Maximen, daß Macht vor Recht gehe und daß es sich den gegebenen Bedingungen anzupassen gilt, allerdings das soziale Seitenstück zu der biologischen Entwickelung, die wir im Pflanzen- und Tierreich beobachten. Doch es ist an anderer Stelle nachgewiesen worden, daß diese Entwickelung unserer Auffassung zufolge unvollkommen ist, weil die Überlegenheit, die sich nur an dem Verhältnis zu den zufällig obwaltenden Umständen messen läßt, keine Bürgschaft für innere Berechtigung bietet. Derselbe Einwand kann gegen die Realpolitik erhoben werden, und wir sehen denn auch, daß diese immer wieder von dem menschlichen Idealismus, dem vornehmsten Träger des Fortschritts, umgeworfen wird. Was nun die freie Konkurrenz anbelangt, so ist es ein Mißverständnis, die Natur als Beispiel anzuführen. Der Kampf der Organismen ist nicht frei, sondern vom Zwang geprägt, der Unerbittlichkeit des Zufalls untertan, in seinem Ergebnis von unverschuldeten Schwierigkeiten oder von nicht weniger unverdienten Begünstigungen mitbestimmt. Nicht viel anders ist es noch in der menschlichen Gesellschaft, wo der Zustand, den eine nationalökonomische Schule mit dem Namen freie Konkurrenz geehrt hat, meist ein Zerrbild der Freiheit ist. Eine wirklich freie Konkurrenz, mit anderen Worten ein Wettbewerb unter genau gleichen äußeren Bedingungen, kommt nur ausnahmsweise vor. Examinanden, Duellgegner, Teilnehmer an Wettspielen und Glücksspielen pflegen auf gleichen Fuß gestellt zu werden. Im übrigen können wir von einer Gleichheit am Ausgangspunkt nur wenig sehen: in dem großen sozialen Wettstreit ist er bei weitem noch nicht durchgeführt. Aber er wird es möglicherweise einmal werden. Die formelle politische Gleichheit ist schon in vielen Ländern hergestellt, und emsige Bestrebungen sind am Werk, um sie durch die weit wirkungsvollere Gleichheit in sozialen Chancen zu vervollständigen. Unsere moderne Sozialpolitik würde freilich eine zweifelhafte Grundlage für Prophezeiungen abgeben, wenn sie nur das Eintagsprodukt wäre, für das sie von Manchem gehalten wird. Aber sie hat Vorfahren, die sich bis in die Geschichte des Altertums zurückverfolgen lassen, wenn auch nur in sporadischen Kund-

gebungen. Die Tendenz erscheint uns nur deshalb neu, weil sie sich zum ersten Male als der geeinte Vorstoß einer internationalen Bewegung zeigt. Aber die Vorstellung, von der sie beseelt ist, hat sicherlich im Innern der Menschen geglommen seit den Tagen, da sie zum ersten Male über sich selbst und ihre Lebensverhältnisse nachzudenken begannen. Und die Forderung der Ebenbürtigkeit der Individuen in bezug auf Ausgangsbedingungen und die ungehinderte Entfaltung ihrer Kräfte wird sich auf die Dauer kaum abweisen lassen. Denn das ist eine Forderung, die nicht mit einer Zeitströmung kommt und verschwindet, sondern die tief in der Eigenart unserer Denkweise, in unserem Sinn für das Proportionelle, in der höheren Mathematik des Gerechtigkeitsgefühles wurzelt. Freiheit und Gleichheit sind allerdings Kunstprodukte, Geschöpfe des menschlichen Gehirns. Aber wenn das Streben, die Gleichheit der Bedingungen zu sichern, öfter als ein Irrtum bezeichnet wird unter Berufung darauf, daß die Natur keine Analogie aufweist, so brauchen wir uns von einem solchen Räsonnement nicht anfechten zu lassen. Wäre dieses nämlich konsequent, so müßte es auch die Berechtigung jeder anderen zielbewußten Wirksamkeit bestreiten, zu der sich ja auch in der übrigen Natur keine Parallele entdecken läßt. Indessen, wir sind nicht dazu auf der Welt, um naturwissenschaftliche Schemas auszufüllen. Worauf es ankommt, ist, daß wir unsere Eigenart realisieren. Heften wir in solchen Fragen nicht den Blick auf die Natur, von deren Wesen wir ja doch nichts kennen; sondern suchen wir den Leitfaden lieber im Studium des Menschen, in dessen Beschaffenheit wir jedenfalls einigen Einblick erhalten können.

Und während wir ihn studieren, geht es uns immer mehr auf, daß neben und über den Impulsen, die wir Menschen mit anderen Menschen teilen, eine Triebkraft existiert, die uns anspornt, unser Dasein und die uns umgebenden Verhältnisse mit einem Idealbilde in Übereinstimmung zu bringen, das wir in unserem Innern tragen. Bei den meisten von uns sind die niedrigeren Impulse die überwiegenden, die rein menschliche Triebkraft schwach und das Bild nur in matten Farben und nebligen Umrissen vorhanden. Aber es pflegt doch eben in einer oder der anderen Form da zu sein, und es muß hinzugefügt werden, daß dieses Ideal, in wie ungleichen Gestalten es sich auch offenbart, überall ein und dasselbe ist. Es erstrebt einen Zustand, der ursprünglich nicht von dieser Welt, d. h. nicht der von der Natur gegebene, sondern eine Widerspiegelung einer Eigenart im menschlichen Organismus ist. Jeder Mensch, wenn er nicht gerade abnorm ist, findet Gefallen an Harmonie, Konsequenz und Leistungs-

fähigkeit, während er vor Disharmonie, Selbstwiderspruch und Kraftvergeudung zurückschreckt. Weshalb ist das so? Bei unserem mangelhaften psychophysischen Wissen sind wir nicht in der Lage, die exakte Ursache zu demonstrieren, sondern können nur sagen, daß es in der körperlich-seelischen Konstruktion des Menschen liegen muß. Wir sind dermaßen organisiert, daß wir nach Verhältnismäßigkeit streben und uns dabei wohlbefinden: dieses Wesentliche in uns bestätigt sich auf allen Gebieten. Die intellektuelle Freude am Nachweis vom Zusammenhang der Dinge, das moralische Bedürfnis eines Ausgleiches zwischen Taten und Folgen, die technisch-ökonomische Befriedigung am gegenseitigen Gleichgewicht zwischen Kraftanwendung und Nutzwirkung, der künstlerische Genuß am Reim und Rhythmus, an der Symmetrie der Formen, am Einklang der Farben, an der Ahnung rätselhafter Harmonien, für die die Sprache kein Wort hat: diese Erscheinungen haben alle einen gemeinsamen Ursprung. Und so gewiß auch die Politik ein Niederschlag menschlichen Geistes ist, so gewiß kann ihr Ideal nicht wesensverschieden sein von dem allgemein menschlichen. Die ideale Politik ist Menschenkunst in eminentem Sinne aufgefaßt, als die Kunst, den Menschen zu erheben, seine Potenz zu verwirklichen, indem sie eine Verhältnismäßigkeit zwischen den sozialen Bedingungen und den menschlichen Möglichkeiten zustande bringt. Es gibt Kriterien für die Richtigkeit der Politik, und sie sind im Spezifisch-Menschlichen zu suchen, genau wie die Kriterien aller anderen Werte. Nur werden auf diesem Gebiet die Begriffe durch den Umstand verwirrt, daß in der politischen Praxis die Instinkte des Naturzustandes noch zu einem so großen Teil vorherrschend sind. Aber auch hier muß das natürliche dem menschlichen Element weichen. Daß dieses Boden gewinnt, daß das Wesentliche immer mehr in uns zur Entfaltung kommt und seine Herrschaft über die Welt ausdehnt, die uns umgibt, das ist im großen und ganzen die gemeinsame Formel des Fortschritts. Auf der Basis dieser Formel läßt sich denn auch eine Schätzungslehre aufstellen, deren allgemeine Anwendung von eingreifendster Wirkung auf die Organisierung des menschlichen Lebens sein würde. Aber auf die Konsequenzen dieser Schätzungslehre, darauf, wie sie es uns ermöglicht, das Bestehende zu kritisieren und das Kommende zu konstruieren, näher einzugehen, dazu fehlt uns hier der Raum, und die Entwickelung dieses Gegenstandes muß deshalb einer späteren Gelegenheit vorbehalten bleiben.

Adele Schreiber:
Der Kampf der englischen Frauen.

In der politischen Agitation konzentriert sich zur Zeit die ganze englische Frauenbewegung. Sie ist reif und stark genug dazu. Vieles, was hier noch zu erringen bleibt, das Recht auf die meisten Berufe, auf gleichwertige Vorbildung, die Freigabe des Frauenstudiums sind längst erfüllte Selbstverständlichkeiten. Dennoch sind auch in England einzelne der übrigen Entwickelung widersprechende Einschränkungen vorhanden, so z. B. bezüglich des juristischen und theologischen Berufs, die beide in Amerika zahlreichen Frauen Betätigung bieten. Zu der Fortschrittlichkeit in Berufsfragen steht aber eine starke Rückständigkeit auf anderen Gebieten in auffallendem Kontrast. Gerade die Probleme, die in der deutschen Frauenbewegung seit einer Reihe von Jahren heiße Kämpfe, ja, eine zunächst unüberbrückbare Spaltung hervorgerufen haben: die Erörterung der Ehereform, des Mutterschutzes, der sexuellen Frage, des Bevölkerungsproblems, sind zunächst noch einem ganz begrenzten Kreise vorbehalten geblieben. Die Eugenische Gesellschaft versucht die Mysterien der Rassenverbesserung aufzuhellen, die Neu-Malthusianische Liga arbeitet für eine vernünftige Regelung der Bevölkerungsfrage, eine Reihe hervorragender Forscher gehören diesen Vereinigungen an, eine kleine Gefolgschaft Aufgeklärter beider Geschlechter, aber die an Zahl so imponierende Schar weiblicher Kämpferinnen hat diese Probleme noch so gut wie gar nicht in ihrer tiefen Bedeutung erfaßt.

Noch hat England die Prüderie nicht abgeschüttelt, noch herrscht ein Hervorkehren kirchlicher Gesinnung, und so wehren denn zwei eng verbundene Bollwerke den Fortschritt von Bewegungen, die von der naturwissenschaftlichen Erkenntnis ausgehen.

Daher haben sich alle Kräfte im Kampf ums Frauenstimmrecht gesammelt. Aber auch jene unter uns, die in der Erlangung der Staatsbürgerrechte für die Frauen nicht das Ziel an sich, sondern die notwendige nächste Stufe der Entwickelung sehen, von der aus dann erst die Lösung des Bevölkerungs- und Rassenproblems erfolgreich in Angriff genommen werden kann, müssen die Vorzüge dieser Konzentration in einem

Albert Bartholomé:
Mädchenbüste.
(Zum Aufsatz von Lothar Brieger-Wasservogel.)

Brennpunkt erkennen, die hierdurch herbeigeführte Macht und Stoßkraft der Bewegung ehrlich bewundern.

Für deutsche Verhältnisse überraschend ist es, welche Kreise die Agitation tragen. In den verschiedenen Suffrage-Vereinigungen findet man die hervorragendsten Vertreterinnen von Namen, Vermögen, Talent und Schönheit, ebenso Gattinnen von Ministern, Bischöfen, Würdenträgern aller Art, wie durch eigene künstlerische Leistungen ausgezeichnete Frauen. Cecilly Hamilton, eine geistvolle, hochbegabte Bühnenkünstlerin und Schriftstellerin, präsidiert der Frauenstimmrechtsliga der Schauspielerinnen, der Londoner Lyzeumklub ist eine Hochburg des Frauenstimmrechts, an seiner Spitze stehen u. a. Trägerinnen erster Schriftstellernamen wie Beatrice Harradan, deren Buch „Schiffe, die sich nachts begegnen" vor einer Reihe von Jahren in ganz Deutschland verschlungen wurde, Sarah Grand, die Verfasserin der „Heavenly Twins". Daneben besteht noch eine besondere Schriftstellerinnenliga für Frauenstimmrecht, unter dem Vorsitz der als Novellistin hoch geschätzten Elisabeth Robins, eine ganze Reihe in England wohlbekannter Namen könnte hier hinzugefügt werden. Wertvolle Unterstützung erhalten die Frauen auch von den Männern der Feder, u. A. ist Israel Zangwill, der berühmte Ghettodichter, ein begeisterter Suffragist. Die Schar seiner männlichen Gesinnungsgenossen ist groß, sie hat sich zu einer ansehnlichen Männerliga für Frauenstimmrecht vereinigt und bekundet in wirkungsvoller Weise, daß die Zulassung der Frau zur politischen Mitarbeit nicht im Interesse der Frauen allein, sondern in dem beider Geschlechter liegt.

„Suffragists" und „Suffragettes", zwei starke Vereinigungen sind es, die sich unter diesen beiden Bezeichnungen zum Kampf scharen. *Eins* ist ihr Ziel, *eins* auch die beabsichtigte Beschränkung auf dieses Ziel. Der Unterschied liegt bloß darin, ob dem Ziele, immer, ohne rechts und links zu sehen, gemächlich entgegen gegangen oder über Hindernisse hinweg entgegengestürmt wird. Die Taktik allein bildet den Gegensatz der beiden Parteien, so, daß man von zwei „*Richtungen*" gar nicht sprechen kann. Welcher Partei man zuneigt, das ist vorwiegend eine Frage des Temperaments. Die geduldigen Suffragists sagen: „Wir können warten, wir arbeiten nur *gesetzlich*, aber wir werden doch siegen, denn die Entwickelung gibt uns recht, die Vernunft, die wirtschaftliche Notwendigkeit."

Die ungeduldigen Suffragettes erwidern: „Wohl wird unsere gemeinsame Forderung getragen von der Vernunft, der Entwickelung, der

wirtschaftlichen Notwendigkeit, aber ihr wartet nun schon seit 50 Jahren (so alt ungefähr ist in England die systematisch organisierte Frauenstimmrechtsbewegung). Generationen können dahin gehen, ehe wir durch Warten und Reden ans Ziel gelangen, — uns aber ist es nicht gleichgültig, wie lange die Entrechtung der Frau mit allen ihren Folgen noch währt, wir wollen noch ernten. Wenn wir nur den Mut haben, Taten an die Stelle von Worten zu setzen, uns selbst zum Opfer zu bringen, erreichen wir in Jahren, was sonst Jahrzehnte währt." Die Tatsachen haben bisher diese Auffassung bestätigt. Man kann die Situation in England nicht besser schildern als durch das Bild, das eine Führerin der streitbaren Frauen bei der vorjährigen Tagung in Amsterdam entworfen hat. Jahrzehnte lang hatte die ältere Richtung auf konstitutioneller Grundlage gearbeitet, aufgeklärt und organisiert, eine großartige Maschine, mit kompliziertem Räderwerk bis in die kleinsten Details fertig gestellt. Aber die Maschine stand still. Da kamen die streitbaren Frauen „The militant Party", sie brachten Feuer und Dampf, sie bemächtigten sich der Maschine, heizten sie mächtig an, es sprühte Funken, und die Maschine begann sich in Bewegung zu setzen, keuchend und dampfend, sie wird nicht mehr stille stehn. Und so sind denn die beiden Richtungen der englischen Stimmrechtsbewegung notwendig gewesen, eine Maschine ohne Dampf kann ebensowenig nutzen wie der Dampf ohne die Maschine. Wie aber so häufig besteht trotz dieser Ergänzung und Notwendigkeit ein so tiefer innerer Gegensatz der Temperamente und Wesensart, daß die beiden Parteien scharf aufeinander prallen, hüben und drüben verurteilende, mitunter ungerechte Worte fallen[1]). Freilich uns Ausländern erscheint auch schon die Taktik der gemäßigten Richtung reichlich demonstrativ. Selbst diese ruhige Richtung hat ihre Banner, ihre Stimmrechtshymne, ihre Aufzüge. Agitatorinnen bereisen das Land, sich der seltsamsten Mittel bedienend, sie ziehen z. B. in einem Karren, wie ihn die Zirkusleute verwenden, herum, machen allenthalben Halt, hängen ihre Plakate aus, improvisieren so Versammlungen. Aufzüge und Massen-

[1]) Interessant ist es, daß, während die langjährige Führerin der gemäßigten Stimmrechtsbewegung, die etwa 65-jährige Mrs. Garret-Fawcett, die Taktik der Suffragettes verurteilt und ablehnt, ihre kaum jüngere Schwester, Mrs. Garret-Anderson, eine der ältesten Ärztinnen Englands, die zugleich der erste weibliche Bürgermeister Großbritanniens ist, sich mit Begeisterung auf die Seite der Stürmerinnen stellte und sie mit großen Geldspenden unterstützt.

demonstrationen von vielen Tausenden Frauen sind veranstaltet worden, und ich bezweifle, daß unsere Polizei es ruhig mitansehen würde, wenn wir auch nur das Wirken der zahmen Suffragists kopierend, versuchen wollten, in unabsehbaren Zügen durch die Straßen Berlins zu defilieren, mit Emblemen, Fahnen und Kostümen, die auf die verschiedenen Frauenberufe Bezug haben. Und doch ist solch eine Prozession, wie ich eine erst kürzlich in London gesehen habe, äußerst eindrucksvoll. Dieser Aufmarsch der Vertreterinnen der Arbeit, diese lebende Beweisführung für das, was Frauenarbeit heute in Industrie, Handel, Landwirtschaft, Kunst und Wissenschaft bedeutet. Gerade in Deutschland, dessen letzte Berufszählung eine Zunahme der Frauenarbeit um 56 Prozent ergeben hat, wo gegenwärtig ein Drittel der gesamten nationalen Arbeit von Frauen verrichtet wird, würde es vielleicht die Trägen und Gedankenlosen zum Denken *zwingen*, wenn sie einmal auch bei uns solch eine Massenkundgebung sehen könnten. Aber nicht nur Polizeiverordnungen stünden im Wege, wahrscheinlich auch die Trägheit der Frauen selbst würde es verhindern, daß wir, wie in England, nur zu rufen brauchten, damit alle sich um ihr Banner scharen, mit dem Rufe: „Bürgerrechte für die Frauen". In England fehlt kaum ein einziger Beruf, Landarbeiterinnen, Gärtnerinnen und Bienenzüchterinnen, Hausfrauen und Dienstmädchen, Kellnerinnen und Konservenarbeiterinnen, Schneiderinnen, Putzmacherinnen und Stickerinnen, Photographinnen, Bildhauerinnen und Malerinnen, die Frauen der Textilindustrie, die nach langen Lohnkämpfen endlich für ihre ungesunde Tätigkeit etwas höhere Löhne erlangt haben, die über Tag arbeitenden Grubenarbeiterinnen, die es noch heute auf kaum 7 Schillinge die Woche bringen, die Kettenmacherinnen, deren schwere Arbeit oft nur 3—4 Schillinge wöchentlich beträgt, diese armen Ausgebeuteten, und mit ihnen die Genossinnen der anderen Industrieen der Seiden-, Hut-, Schuh-, Blumen-, Spitzenindustrie, die Wäscherinnen und Verkäuferinnen, sie alle erscheinen, wenn es gilt, die politische Forderung zu bekunden. Einig mit ihnen beteiligen Krankenpflegerinnen und Hebammen, Sanitätsinspektorinnen, Apothekerinnen, Ärztinnen, Schriftstellerinnen und Journalistinnen, Musikerinnen, Schauspielerinnen und Sängerinnen sich an solchen Kundgebungen.

Um die äußere Form des Auftretens der kämpfenden Frauen Englands begreifen zu können, müssen wir uns stets die Sitten und Gebräuche des Landes vor Augen halten. Die Gebräuche eines Volkes, das schaulustig wie kaum ein zweites ist,

Gepränge, Farben und Kostüme geradezu fanatisch liebt; ein Land, wo von alters her auch die ernstesten Dinge in möglichst sensationelle, bunte Aufmachungen gekleidet werden. Heute noch stehen farbenprächtige Werbeoffiziere mit grell bemalten Tafeln an den Straßenecken, das verlockende Leben in der nationalen Armee anpreisend. Noch immer hat die Gerichtsbarkeit den mittelalterlichen Pomp längst entschwundener Zeiten beibehalten, und der Richter erscheint alltäglich in scharlachroter Robe mit langer Allongeperücke; unter Musikbegleitung zieht er in das Gerichtsgebäude ein, erwartet von den Gerichtsbeamten und Anwälten in schwarzer Toga, mit gleichfalls weiß gepuderten Kopfperücken geschmückt. Es ist das Land, wo buchstäblich auf den Straßen mit Trommel und Trompeten für den lieben Gott Reklame gemacht wird, wo Religion, Politik und Wissenschaft Formen annehmen, die gar gewaltig kontrastieren mit dem, was man sich bei uns unter den kühl reservierten Engländern vorstellt. Und erst wenn man all dieses in Betracht gezogen hat, kann man sich ein richtiges Urteil bilden über jene große Partei kämpfender Frauen, die unter dem Namen „Suffragettes" so viel von sich reden gemacht haben, wie kaum eine andere Fauenbewegung der Neuzeit, und über die auch so viel gelogen worden ist, wie kaum über eine andere Bewegung. Sie nennen sich „The militant Party", die „Streitbaren", und auch sie zerfallen in zwei Vereinigungen. Die größere, die „Women's National Social und Political Union", entfaltet nach außen hin ein noch demonstrativeres, eindrucksvolleres Auftreten, sie verfügt über die reichsten Geldmittel und die stärkste Gefolgschaft[2]). Sie versteht es, die englischen Volksinstinkte in geradezu glänzender Weise sich dienstbar zu machen, ja manches in ihrem Auftreten gemahnt, bei aller Verschiedenheit, ein weniges an die Heilsarmee, insbesondere die suggestive Art, mit der sie ihre Anhängerinnen an sich fesselt und diszipliniert. Es ist ihr gelungen, eine ganze junge Generation von so zwischen 20 und 30 mobil zu machen, begeisterte, vielleicht fanatische Menschen, aber von jenem Fanatismus, der alle großen Bewegungen getragen hat, der völlig selbstvergessen sich aufopfert, von einem Glauben erfüllt, der nach den Worten der Bibel Berge versetzt. Die kleinere Vereinigung, „The Women's Freedom League" verfolgt dieselben Prinzipien der Angriffs-

[2]) Im verflossenen Jahr hat die genannte Vereinigung für ihre Zwecke nahezu $^1/_2$ Million Mark aufgebracht, sie erhält ein Zentral-Bureau, das aus 19 Arbeitszimmern besteht, und in dem ständig an 100 Frauen tätig sind.

stellung gegen die Regierung, aber ihre Taktik ist etwas anders, und es will mir scheinen, als fänden sich in dieser Vereinigung, die leider nicht mit genügend Mitteln und Nachdruck arbeiten kann, eine besonders große Zahl vertiefter und radikaler Menschen. Aus beiden Vereinen haben zahlreiche Frauen Gefängnisstrafen, darunter solche von mehreren Monaten auf sich gewonnen, die Liste dieser politischen Märtyrerinnen umfaßt schon an fünfhundert Namen. Wer da etwa denkt, man habe es mit einer Schar „wilder Weiber" zu tun, so wie dies mit Vorliebe in den tendenziösen Berichten der englischen Korrespondenten unserer Blätter geschildert wird, dem rate ich nur persönlich, die Partei und ihre Führerinnen kennen zu lernen. Es sind darunter Frauen der ersten Gesellschaftskreise Englands, Gattinnen und Töchter von Lords, von Ministern, Trägerinnen der vornehmsten Namen in Kunst und Wissenschaft. Alte weißhaarige Damen sieht man mit der Vornehmheit, die nur alte Kultur verleiht, und schöne, junge, begeisterte Geschöpfe, die eben ihre Studien beendet haben, die Doktorrobe, Malschürze oder Lehrerinnendiplom beiseite legten, um nun für eine Weile all ihr Sein und Tun in den Dienst der politischen Freiheit zu stellen. Billiger Spott diesen Frauen gegenüber fällt auf die Spötter zurück. Auch die Härte und Roheit, mit der man sie in den englischen Gefängnissen, gemeinen Verbrechern gleich behandelt, trägt viel dazu bei, die „Suffragettes" beliebt, die Regierung hingegen unpopulär zu machen. Es gibt in England verschiedene Klassen der Gefängnisstrafe, und während Männer, die sich politische Vergehen zu schulden kommen lassen, die leichtere Form erhalten, bei der Selbstbeschäftigung, eigene Kleidung und bessere Nahrung gewährt werden, müssen die Frauen die Behandlung der letzten Klasse erdulden. Man nimmt ihnen ihre eigene Kleidung, auch die Unterkleidung, zwingt sie zum Tragen grober und unbequemer Sträflingswäsche und Anzüge, sie schlafen auf einer Pritsche, mit einem harten Strohsack, man gestattet ihnen keine Selbstbeschäftigung, sondern zwingt sie zur Anfertigung grober Näharbeit, man verweigert ihnen den Besitz selbst der bescheidensten Gegenstände, wie eines Taschenspiegels, eines Bleistiftes, eines eigenen Haarkammes, und da die allermeisten aus Verhältnissen stammen, die eine gute und behagliche Lebensweise mit sich brachten, hat die Gefängnisstrafe in der Art, wie sie vollzogen wird, auf die Gesundheit vieler einen überaus schädigenden Einfluß. Und dennoch finden sich immer wieder Freiwillige bereit, alles auf sich zu nehmen. Schon im Mai

wurde eine Demonstration im House of Commons für den 29. Juni vorbereitet, bei der man wußte, daß voraussichtlich hundertfünfzig Frauen ins Gefängnis kommen würden. Es wird die Taktik verfolgt, die Regierung einfach unmöglich zu machen. Entweder sie muß das Frauenstimmrecht gewähren, oder ein neues Ministerium, das die Forderungen der Frauen anerkennt, wird ans Ruder kommen. Allerdings ist hier ein Punkt, der vielen von uns das politische Verhalten der englischen Kämpferinnen unverständlich erscheinen läßt, ein Punkt, in dem sich die deutsche Frauenstimmrechts-Bewegung grundlegend von der englischen unterscheidet. Der deutsche Verband für Frauenstimmrecht erhebt die Forderung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts für Männer und Frauen, er bekennt sich damit zu demokratischen Grundsätzen, obgleich er sich bewußt ist, daß seine Arbeit eine leichtere wäre, wenn er diese freiheitlichen Grundsätze verschleierte. Uns erscheint eben die Bekundung des Gerechtigkeitsgefühls für Alle wichtig genug, um sie selbst dann aufrecht zu erhalten, wenn die Interessen des eigenen Geschlechts darunter leiden. Die gesamte englische Stimmrechtsbewegung aber, und zwar sowohl die der Suffragists wie die der Suffragettes, hat keine derartigen politischen Grundsätze, sie verlangt lediglich das Frauenstimmrecht „unter den gleichen Bedingungen, wie die Männer es haben, oder haben werden". Auf dieser Grundlage nun gehen die Frauen in ihrer Politik der Neutralität so weit, daß sie ohne Rücksicht auf die politische Richtung *jeden* Kandidaten unterstützen, der verspricht, für das Frauenstimmrecht einzutreten, jeden *bekämpfen*, der sich nicht dazu bekennt. Dabei erscheint es ihnen gleichgültig, *welche Partei* gestärkt wird. So bekämpfen sie gegenwärtig unablässig ein liberales Ministerium, in der Hoffnung, daß ein nachfolgendes konservatives den Frauenforderungen günstiger gestimmt sein wird, so treten sie für die Ausdehnung eines Wahlrechtes auch auf die Frauen ein, das an sich ein Wahlunrecht ist, denn es schließt etwa vierzig Prozent der Männer gleich 5 Millionen vom Wahlrecht aus. Dieselben Suffragettes, die scharenweise als Märtyrerinnen ihrer Überzeugung ins Gefängnis gehen, unter denen sich außerordentlich sozial Denkende finden, die gerade im Gefängnis neue Einblicke in furchtbare Abgründe der Gesellschaft getan und dem Gefängnissystem als solches heftige Angriffe zuteil werden ließen, haben sich seltsamerweise noch nicht bis zur Forderung des allgemeinen Wahlrechts durchgerungen. Noch überraschender berührt es, daß selbst Vertreterinnen der Arbeiter-

partei, der Independant Labour Party sich ohne Betonung des allgemeinen Wahlrechts an der Frauenstimmrechtsbewegung beteiligen. Die einzige Vereinigung, die das allgemeine Wahlrecht für Männer und Frauen vertritt, ist die Adult Suffrage League, die jedoch nicht nur von der nationalen, sondern laut Beschluß des eben abgelaufenen Kongresses auch von der großen internationalen Organisation des Frauenstimmrechts ausgeschlossen ist.

Noch soll der Antisuffragebewegung gedacht werden, von der die Berichte auswärtiger Korrespondenten so viel Wesens machen, die aber an Ort und Stelle in ihrem ganzen Auftreten einen herzlich unbedeutenden und kläglichen Eindruck hervorbringt. Gegenüber den glänzenden Demonstrationen der Verfechter des Stimmrechts, der gar nicht aufzuzählenden Schar tüchtiger Kämpferinnen und Rednerinnen, den reichen Geldmitteln, über die sie verfügen, ist solch ein Abend der Antisuffragists nur als Fiasko zu bezeichnen. Es wird viel von Weiblichkeit gefaselt, diese Weiblichkeit aber gipfelt hauptsächlich in gründlicher Unwissenheit und Unkenntnis der wirtschaftlichen Verhältnisse, und die Stimmrechtsfreunde sehen mit Genugtuung bestätigt, daß nichts ihnen so zu nützen vermag, wie gerade diese Gegnerschaft.

Viele psychologisch interessante Momente hat der zähe und intensive, politische Kampf der englischen Frauen mit sich gebracht. Ich möchte auf einige verweisen. Er hat entschieden schon jetzt zu einer gewissen Überbrückung von Klassengegensätzen geführt, indem er Frauen ganz verschiedener Gesellschaftskreise und Weltanschauung, Vermögenslage und Bildungsstufe zu gemeinsamer Arbeit, zu einem gemeinsamen Ideal einte. Er hat Frauen des Wohlstandes in den Gefängnissen zu engster Berührung mit jener sonst abgeschlossenen Welt geführt, die der bürgerlich Ehrbare schaudernd und mit Unrecht als eine besondere Verbrecherwelt ansieht. Er hat eine bisher unbekannte Leidenschaft und Empörungskraft in das Leben der Frauenwelt Englands hineingetragen, und mit all diesen Momenten einer Revision der konventionellen Moral, einer Befreiung von der unbedingten Ehrfurcht vor dem „Gesetz“ vorgearbeitet. Und so erscheint mir denn die politische Agitation vor allem als ein starker Faktor der Charakterbildung. Zugleich mit dem direkten Erfolg, der nicht lange mehr ausbleiben wird, der Verleihung des Wahlrechts an die Frauen, wird sich hoffentlich auch eine größere Unabhängigkeit des Denkens bemerkbar machen.

Hermann Uhde-Bernays:
Ein Meister der klassischen Linie.

Hippolyte Flandrin (geboren 1809).

In den Schaufenstern der modernen Kunsthandlungen, die wir meist ohne ein innerliches Mitgefühl mustern, finden wir häufig neben der sixtinischen Madonna und Astis „Epanouissante“, zwischen Bouguereau, Michelangelo und Nonnenbruch zwei Akte, deren Herkunft nicht sogleich zu erraten ist. Was den beiden dargestellten Figuren, einer weiblichen und einer männlichen, das Typische, Gleichartige verleiht, ist rein äußerlich und stark auffällig. Sie Beide deuten durch die hervorragende Qualität der Zeichnung, daß hier die besondere Begabung ihrer Meister zu suchen ist, und dennoch stört das Verzeichnete einer unnatürlichen Pose. Die Frauengestalt hält mit einer seltsam zurückverschränkten Armbewegung die Amphora auf der linken Schulter, in krampfhaft gezwungener Beinstellung kauert der Mann, von dessen Kopf hinter dem Knie nur die Haare zu sehen sind, wie ein erfrierender Insulaner auf einer öden Felsklippe. Man hört gelegentlich angesichts dieses Bildes Hans Thomas Namen, der einmal ähnliches versucht hat, wie auch Rodin das gleiche Bewegungsmotiv bei seiner Statue „Verzweiflung“ verwendete. Aber der richtige Name des Künstlers ist dem deutschen Publikum nicht geläufig. Auch die Kunde, daß dieser Mann ein Franzose aus der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts ist, dessen 100. Geburtstag am 23. März feierlich begangen worden ist, klingt fremd wie kaum eine andere Tatsache im Bereich der neueren französischen Kunstgeschichte. Die beiden genannten Bilder malten Lehrer und Schüler. „Die Quelle“ taufte Dominique Ingres sein Werk — „Studie“, so begnügte sich Hippolyte Flandrin die einzige Arbeit zu nennen, die zu seinen Lebzeiten in den Louvre kam. Hier hängen jetzt beide Stücke als historische Erinnerungen einer einstmals vielverehrten Epoche nahe beisammen, in dem großen Mittelsaal, wo man zwischen die Größen von vorgestern und gestern, die Couture und Delaroche, Gros und Scheffer, die Unsterblichen einzwängt, Rousseau, Troyon, Courbet.

Hippolyte Flandrin war nun doch bei aller Beachtung, die ihm von seinem dreiundzwanzigsten Jahre an zuteil geworden ist, niemals eine Größe.

Daran hinderten ihn menschlich seine Bescheidenheit, künstlerisch seine Absichten. Weit mehr als er muß Ingres in den entwickelungsgeschichtlichen Zusammenhang einbezogen werden, der die Franzosen von heute mit den Epigonen des Klassizismus verbindet. Als die ungestümen Neuerer Géricault und Delacroix, die sogenannten „Dreißiger", den siegreichen Kampf gegen die akademische Strenge und Herbheit schlugen, blieben sie und ihre Genossen noch ein volles Menschenalter eine Partei für sich. Jenes Epigonentum konnte mit Kämpen auf die Wahlstatt treten, die wie die Roberts ihre eigene Waffe führten — Corot lernte von ihnen —, es konnte sich fernerhin im Ruhme der Ateliertradition der französischen Kunstschule in Rom sonnen. Darum wandte das Publikum ihm seine Gunst zu, bis die alten Lehren der Enzyklopädisten und Archäologen, die alle politischen Umwälzungen überdauert hatten, den lauten Forderungen der neuen nach malerischen Gesichtspunkten urteilenden, an der Kunst Alt-Hollands geschulten Kritik unterlagen. Noch 1855 gewann Ingres einen unbestrittenen Sieg auf der Weltausstellung — 1856 erhoben sich die ersten Stimmen gegen Couture — als Flandrin 1864 starb, wurde er in weit höherem Maße gefeiert als es ein Jahr vorher die Nekrologe über Delacroix gewagt hatten — 1866 begannen schon die denkwürdigen Zusammenkünfte im Café Guerbois, deren Mittelpunkt Manet war. Zwischen ihm und Flandrin gibt es nichts Gemeinsames mehr außer der Nationalität. Man darf bei Klopstocks Messias nicht an den Götz von Berlichingen denken. Vor Menzels „théâtre gymnase" schwindet die Erinnerung an Cornelius und seine apokalyptischen Reiter, an Philipp Veit und Friedrich Overbeck.

Mit d i e s e n Künstlern vergleichen wir Hippolyte Flandrin. Aber wir sind den trockenen Ton dieses Nazarenertums herzlich satt. Unsere nervöse, impulsive, kraftfordernde Zeit will nichts mehr zu tun haben mit einer Kunst, deren Symptom Ängstlichkeit heißt. Wir fordern vom Drama, daß es dramatisch sei, von der Malerei, sie müsse malerisch sein. Wir kehren uns ab von solchen Dichtern und Künstlern, die an die Sentimentalität des guten Herzens pochen wollen. Nietzsche und Ibsen, Manet und Liebermann gaben für uns den Ton an. Das sahen wir an der geringen Aufmerksamkeit, die auf der deutschen Jahrhundert-Ausstellung manchen Sälen des obersten Stockwerkes der Berliner Nationalgalerie zuteil wurde, wo endlich die Problematisierenden, mit ihnen die Hamburger Oldach und Runge, gerecht eingeschätzt worden sind, während die gähnende Langeweile mit ihrer farbenblassen Trostlosigkeit an den

Sälen der romantisch-nazarenischen Nachzügler Wache hielt und selbst vor Meister Schwind nicht die Lanze senkte. Genau so ging es Hippolyte Flandrin auf der großen retrospektiven Pariser Ausstellung von 1900. Er war da, man übersah ihn, nannte ihn kaum in den Berichten, nirgends war eine Abbildung nach einem seiner Werke. Erscheint es da nicht fast als ein Wagnis, seinen staubgewordenen Körper für einen Moment heraufzubeschwören zu Menschen, die nichts für ihn und seine Kunst übrig haben — und vor denen er selbst wie Erda flehen würde, ihn wieder herabsinken zu lassen in traumlosen Schlaf. Nur darum mag es vergönnt sein, weil ein großer Teil seiner Arbeiten sich an den Wänden von Kirchen befindet, wo sie in der Tat ihren ernsten Zweck genau so erfüllen wie Thomas Fresken in der Heidelberger Peterskirche, die man vielleicht auch einmal anders werten, immer aber achtungsvoll nennen wird. Und wir haben anzuführen, daß die Lehren Ingres sich modern umgedeutet in den dekorativen Malereien des Puvis de Chavannes wiederholen, daß also ein Dogma, zu dem Flandrin aufschaute, auch heute, aber abgeschwächt und dabei wahrhafter, eine kleine Gemeinde französischer Künstler bestimmt.

Als Flandrin Ingres als Lehrer wählte, war er sich über die Art seiner Begabung noch nicht klar. Es ging ihm wie so vielen anderen Künstlern. Die Frage des Broterwerbs kam zunächst in Betracht, da das obligate Künstlerelend die beiden Brüder Hippolyte und Auguste, den Älteren (1804—1842), der ebenfalls bei Ingres studierte, in traurigster Weise heimsuchte. Vom Elternhause in Lyon, wo der Vater, ein verbitterter Miniaturenmaler, der mit dieser mehr fabrikmäßigen als künstlerischen Beschäftigung ein ärmliches Dasein fristete, für die jüngeren Geschwister zu sorgen hatte, war kaum das Nötigste zu erwarten, und das wanderte dann als Bezahlung für die Unterrichtsstunden in das Atelier des Lehrers. Bei diesen Entbehrungen, welchen beide Brüder nur eine zarte Gesundheit entgegenzusetzen hatten, holten sie sich die Krankheitskeime, deren Zunahme Auguste schon in ganz jungen Jahren, Hippolyte ebenfalls am Anfange der Fünfziger erlagen. Die Schilderungen des gemeinsamen Lebens und Leidens der beiden jungen Menschen, die in den immer hoffnungsvollen, bescheidenen Briefen an die Eltern zurückhalten, während sie aus anderen Episteln um so deutlicher sprechen, haben einen fast romanhaften Zug. Wir folgen dem Bericht, den Poncet, ein Lieblingsschüler Flandrins, nach den Erzählungen seines Meisters aufgeschrieben hat, mit der nämlichen neugierigen Teilnahme, die uns an

Balzacs Erzählungen aus Alt-Paris und die Miseren der Bewohner von Père Goriots Pension fesselt. Der heroische Idealismus, mit dem der energischere Hippolyte trotz Cholera und Kollegenmißgunst, trotz absichtlicher Zurücksetzung der Preiskommission, aber auf das freundschaftlichste unterstützt und gehalten von Ingres, seine Arbeit für den prix de Rome vollendete, brachte endlich die Befreiung. Obwohl in der Kritik der Jury — war vielleicht ein Künstler dabei, der das Wollen von Delacroix und die Bedeutung einer Kunst erkannte, die eben anfing, Aufsehen zu erregen? — bereits die Ausdruckslosigkeit der Gesichter und die temperamentlose Darstellung getadelt wurden, entschied das Votum von Ingres, und Flandrins „Theseus im Festzuge, erkannt von seinem Vater" hatte gesiegt. Mit einer Begeisterung, die so weit ging, daß die Reise zu Fuß unternommen wurde, machte der junge Künstler sich auf den Weg nach der ewigen Stadt. Seine Briefe sind ein Hymnus nicht allein auf die Freiheit, deren Gaben verständig und sparsam genutzt werden, sondern vor allem auf die Schönheit der Natur und des Lebens in der Villa Medici, wo unter Rosen, Obstbäumen und Pinien köstliche Arbeitsruhe herrscht, während vom Fenster der Blick ungehindert über die ganze Stadt schweifen darf, um an der Peterskuppel haften zu bleiben. „Wenn ich daran denke, daß ich von hier werde scheiden müssen" — solche Gedanken kehren in vielen Briefen wieder. „Aber ich fühle doch", heißt es einmal, „daß mich meine Arbeit anderswohin führen muß." Dieser Hang zu schmerzlicher Resignation, der selbst in den römischen Glückszeiten sich vordrängt, war die bestimmende Eigenschaft von Flandrins Charakter. Wenn wir das Selbstbildnis des Künstlers in den Uffizien betrachten oder auf der Photographie aus dem letzten Lebensjahre verweilen, fällt sogleich die überraschende Ähnlichkeit Flandrins mit Alfred de Musset auf — bei beiden der leidende Zug, der der Stirn und den Augen aufgeprägt ist, bei beiden der schiefgezogene entsagungsvolle Mund, und selbst in der Geste, bei beiden die energisch geschlossene und doch im Gefühl der Ohnmacht schlaff hängende Hand. Der Gegensatz dieser beiden Menschen, dort die durch Mangel an Selbstzucht in der Unstillbarkeit der Leidenschaften selbstquälerisch sich vernichtende Existenz des Dichters — hier eine bescheidene, pflichtbewußte ehrliche Künstlernatur, dem Leiden und dem Tode vertraut, vielleicht zu Größerem bestimmt, aber zufrieden, mit der Ausführung übernommener Aufgaben und der Anerkennung dafür durch das Leben gehen zu dürfen. Wagemut und Abenteuerlust lagen Flandrins schüchternem Wesen unendlich fern, und er erschrak förmlich,

als ihn der Direktor der römischen Akademie, der berühmte Horace Vernet, dem er den Wunsch aussprach, ganz der religiösen Malerei sich widmen zu wollen, zu einer Reise nach dem Orient bestimmte. Wenn Flandrin sich vor dieser Fahrt ins gelobte Land scheute, hat er vielleicht die künstlerischen Gefahren geahnt, denen 20 Jahre später der englische Präraffaelit Holman Hunt unterlag, als er bei seiner Sucht nach Verismus in der glühenden Sonne Palästinas seine Heiligenbilder malte.

Aus Rom schickte Flandrin alljährlich Bilder in den Salon, von denen das bedeutendste, „der heilige Clarus Blinde heilend" jetzt in der Kathedrale von Nantes sich befindet. Auf diesem Werke zeigt sich Flandrins Wollen und Können zum erstenmal in seiner ruhigen Anspruchslosigkeit. Der Schüler von Ingres, der den Vorschriften des Meisters gehorsam in Raffael den Größten sah, dem er folgen müsse — es ist gelungen in vielen Kritiken das Verhältnis Flandrins zu Ingres mit der Abhängigkeit Giulios von Raffael oder Luinis von Lionardo verglichen zu finden — bleibt in der Komposition völlig abhängig von seinen Vorbildern in den vatikanischen Stanzen und der Transfiguration. Wenn wir absehen von dem Mangel an Lebendigkeit, an dramatischer Erregung oder einem begreiflichen Wunsch nach größerem dekorativen Beiwerk, müssen wir anerkennen das Vorhandensein eines eigenen Stilgefühls (im klassischen Sinne jener Zeit gebraucht und nicht im modernen, technischen), das in der statuarischen Gruppenbildung sich äußert, einer fast unangenehm korrekten Zeichnung und einer für religiöse Bilder direkt vorbildlichen Innigkeit des Ausdrucks, die selten so natürlich, so unhysterisch gegeben worden ist.

Diese Merkmale der Flandrinschen Kunst sind von jetzt an allen seinen Arbeiten eigentümlich. Die großen Aufträge, die er nach seiner Rückkehr aus Rom auszuführen hatte (1839), gewährten ihm die Möglichkeit, sein Talent da zu betätigen, wo es am erfreulichsten und würdigsten wirken konnte, auf der freien Fläche der Wand, der Freskenmalerei. In Paris schuf Flandrin in den Jahren bis zur Revolution die Gemälde der Johanneskapelle in der Kirche St. Severin, dann schmückte er die Wände der alten Abtei von St. Germain des Près mit zwei großen Fresken, Christi Einzug in Jerusalem und Christus auf dem Wege zum Kalvarienberg. Auch auswärts arbeitete er, die St. Paulskirche in Nimes, die Kapelle der Abtei von Ainay in seiner Vaterstadt Lyon hat er ausgemalt. Nebenher versuchte Flandrin sich als Porträtist und erzielte hier ebenfalls einen großen Erfolg, der späterhin den Kaiser Napoleon III. bestimmte,

sich von ihm malen zu lassen. Die Bewunderung dieser Bilder können wir nicht verstehen. Selbst in Ary Scheffers Süßlichkeit steckt mehr Kraft als in den medaillenhaft umrissenen Köpfen Flandrins, die über das Fünftalerporträt unserer Biedermaierzeit nur die Zeichnung erhebt. Flandrin war der gegebene Zeichner mit dem Silberstift, aber dafür fand er kein Publikum, und im Wunsche, Dutzendphysiognomien geistreiche Lebendigkeit aufzutäuschen, gab er konventionell zugestutzte Durchschnittsmenschen, die fast sämtlich nach allzu engen Stiefeln aussehn, auch wenn Graf Walewski und Baron Rothschild darunter steht.

Zu seinem Hauptwerke wurde Flandrin kurz nach der Revolution berufen. Er sollte das Mittelschiff der nach dem Muster der alten Basiliken von Hittorf erbauten Kirche St. Vinzenz de Paola in Paris mit einem großen dekorativen Fries zieren. Besonders glücklich war zunächst die Wahl des Stoffes. Der Künstler wollte die Wallfahrt der Völker des Orients und Occidents zum Heil darstellen, die von den Aposteln Petrus und Paulus empfangen werden. Auch bei diesem Werk, wo sich Flandrin unbekümmert jeder Freiheit hätte überlassen dürfen, stört die Monotonie der Gruppierung, der das Lebendige fehlt. Dennoch hat Flandrin hier durch die Rhythmik der Figuren, die würdevolle Auffassung der einzelnen Märtyrer und Heiligen, eine harmonische Wirkung erreicht, die sich musikalisch vorzüglich nachempfinden läßt, wenn wir an die Pausen im Marsche der Gralsritter denken. Auch ein heiteres malerisches Sinnen kommt zumal bei den weiblichen Figuren zum Durchbruch. Aber wenn der erste Eindruck, der beim Betreten der Kirche ein sympathischer gewesen ist, bei genauer Betrachtung sich abschwächt, so trägt die verhängnisvolle Überschönheit aller der Pilger daran die Schuld. Ziehen wir die gleichzeitig entstandenen Fresken Coutures in St. Eustache zum Vergleich heran, denen Feuerbach die Anregung zu seinem „Dante mit den Frauen" dankt, werden uns bei aller Virtuosität der Komposition, die auch mit kirchlichen Gefühlen recht wenig zu tun hat, die bekleideten Modelle stören, denen man die idealisierte Abkunft des Vorstadtboulevards ebenso anmerkt, wie den nackten Schönen der „Römer der Verfallzeit". In eine solche Kalamität ist Flandrin nie gekommen. Er entwarf alles in der Phantasie. Das hat nicht einmal der größte Freskenmaler gekonnt, den die Geschichte der Kunst kennt — hier verliert Flandrins Kunst sich in das Gezierte und Unnatürliche.

Offenbar ist er sich dieser Torheit selbst nur halb bewußt gewesen. Mit Staunen lesen wir in einem seiner Briefe aus Rom, der wegen seiner

Bedeutung für unsere deutsche Kunstgeschichte wiedergegeben sei, folgende Stelle: „Wir waren heute bei Overbeck und betrachteten seine Werke, entzückt von dem religiösen Gefühl, das in ihnen herrscht, namentlich in dem gewaltigen Bilde: Der Triumph der Religion in den Künsten (das Gemälde befindet sich jetzt im Städelschen Institut in Frankfurt). Ich finde alles schön und wohl durchdacht, aber bei der Ausführung verwendet Overbeck Mittel, die ihm nicht angehören. Er schließt sich ganz an die Methode der alten Meister an, er beobachtet die Natur, hat sie aber, wie er selbst zugibt, niemals vor Augen, wenn er arbeitet. Sein Streben geht nicht aufs Malen, er will seine Gedanken hinschreiben. Daran tut er unrecht, denn je besser seine Malerei ist, um so klarer wird er seine Ideen ausdrücken können . . . . ." Was Flandrin hier von unserem deutschen Meister sagt, scheint fast mit der stillen Ahnung notiert zu sein, daß der gleiche Konflikt auch auf seinen eigenen Bildern bemerkt werde. Sich zu selbständigem Ausdruck einer empfindungsreichen Natürlichkeit, wie er es offenbar ersehnte, durchzuringen, war nicht Flandrins Los. Aber als er am 21. März 1864 während eines zweiten, aus Gesundheitsrücksichten genommenen Aufenthalts in Rom starb, durfte der unbefangene Kritiker vor seinen Leistungen die Worte wiederholen, die Flandrin selbst an den Schluß des ebengenannten Briefes über Overbeck stellt: „Wir schieden von ihm mit einem angenehmen Eindruck; auf uns ging das Gefühl der religiösen Weihe über, die seinen Werken eigen ist, und die stets ruhige Freude mit sich bringt." Diese Worte haben heute noch ihre Geltung.

Max Goldstaub:
„Augen des Geistes", „Augen des Herzens".

Mit Sirenenstimmen locken die Menschheit in ihren Bannkreis die ungelösten Rätsel der Natur. Titanische Geister ringen nach Erkenntnis mit ebenso heißem wie nutzlosem Bemühn. Denn in verzweifelnder Resignation gesteht sich Faust:

„Geheimnisvoll am lichten Tag,
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben".

Dennoch lockt es rastlos weiter, das Mysterium des Werdens und Vergehens. Und die selbst der Übermensch nicht ergründet, die tätigen Kräfte, sie sieht des Volkes leichtbeschwingte Phantasie an ihrem Werk in Dämonengestalt, wovon sinnige Märchen und Sagen erzählen ....

Aber kaum klingt einmal zum Volk ein Echo der gleich geheimnisvollen Stimmen aus der Welt sprachlichen Lebens. Haben Ohren und hören nicht. Sind Erben geworden eines reichen Schatzes, den nutzen sie wie tote Scheidemünze, und ist doch ein kräftiger Pulsschlag in der Sprache, worin sie ihrem Fühlen und Denken Ausdruck geben, ein stetes Werden und sich Wandeln. Sie ahnen kaum, daß unaufhörlich fließt, was ihnen unbeweglich zu sein dünkt, und daß einmal entstanden ist, was ohne Anfang scheint. Worte, die der Philosoph sinnend geformt, oder Bilder, die der Dichtergeist schöpferisch geboren, haben im Wandel der Zeiten ihren Weg in die Sprache des Volkes gefunden und sind Allgemeingut geworden, dessen man nirgends mehr entraten kann. Zuweilen sind sie stark verblaßt, andere wieder tragen deutlicher ihres Ursprungs Gepräge; manche scheinen oder sind wirklich für ganze Strecken wie unsichtbare Flußadern entschwunden, um dann von neuem aus unterirdischen Gängen hervorzubrechen, unentbehrlichere sind dauernd in Gebrauch als stereotype Elemente der lebendigen Sprachen. Immer aber ist es eine einzige Kette;

und es mag sich verlohnen, als ein interessantes Beispiel die Bahn der Metapher „Augen des Geistes“ im allgemeinsten Umriß zu verfolgen.

Naturforscher unserer Zeit wollen außer den zwei Augen, die der Mensch besitzt, an gewissen Spuren ein ehemaliges Scheitelauge erkennen. Wäre die Hypothese erwiesen, so hätte in Urzeiten gleichsam das Gehirn Sehkraft besessen, und es wäre damit eine Art von physischer Grundlage für das „Auge des Geistes“ vorhanden, das menschliche Einbildungskraft ersonnen hat. Das metaphorische Bild, das den Geist oder die Seele durch Übertragung unseres leiblichen Sehorgans versinnlicht, hat allmählich fast Charakter und Geltung eines Terminus gewonnen, und man darf behaupten, daß es im Bewußtsein und in der Sprache des Volks, wenn auch nicht gerade seiner unteren Schichten, bodenständig ist. Aber geboren ward es in jenen Sphären, wo erhabene Geister die höchsten Menschheitsprobleme zu erforschen trachten. Keines Menschen Blick dringt in die Welt des Übersinnlichen, in die transzendentalen Regionen himmlischer Herrlichkeit. Aber der philosophierende Geist schaut auf der Höhe der Erkenntnis die letzten Gründe des Seins, gleichwie ein Verzückter in seiner Ekstase die Gottheit selber. Von solchen gilt das Wort des Evangeliums: „Aber selig sind eure Augen, daß sie sehen.“ Das sind „des Geistes Augen“, und es ist nur ins Religiöse gewendet, was ursprünglich für philosophisches Schauen geprägt ward. Auch dieses war freilich nicht frei von mystisch-religiösem Gehalt, da wo wir die Metapher zuerst in häufiger Verwertung finden, in den Schriften Platons nämlich, den die bewundernde Nachwelt den „Göttlichen“ genannt hat.

Einer der größten Sprachbildner aller Zeiten, und mehr ein Dichter denn ein Philosoph in dem künstlerischen Drange, die auf logischem Wege gewonnenen Begriffe in anschauliche und sinnfällige Bilder umzusetzen, hat Platon dem Metaphorischen eine Bedeutung eingeräumt, die seiner Darstellung einen ganz besonderen Zauber verleiht. Aber nicht alle diese bildlichen Wendungen atmen so sehr seines Geistes einen Hauch, sind so eng in seine philosophische Doktrin verflochten, wie „die Augen der Seele“. Ihm, der, getreu seinem Lehrer und Meister Sokrates, ganz in der Dialektik aufgeht, ist doch das höchste Ziel aller Philosophie die kontemplative Versenkung in jenes Reich der Ideen, dessen genialer Prophet er selber gewesen ist. „Die Augen der Seele“ darauf gerichtet, erschaut der Philosoph, was seines Geistes Sehnen war, die höchste Idee, die des Guten, die Gottheit. Der nüchterne Verstand, die Logik, versagt am Ende, da trägt der Enthusiasmus die Seele empor, über die Grenze

Albert Bartholomé: Abschied.
(Zum Aufsatz von Lothar Brieger-

folgerichtigen Denkens hinaus. „So wird", sagt Erwin Rohde, Friedrich Nietzsche's feinsinniger Freund, „in den Mysteriennächten dem Epopten das Bild der hohen Göttinnen offenbar im Fackelglanz von Eleusis."

Als ein charakteristisches Ingrediens platonischer Diktion verblieb die Metapher seitdem dauerndes Sprachgut des reinen Attisch. Und außerdem schlug sie nebst andern platonischen Elementen bei maßgebenden römischen Schriftstellern so feste Wurzeln, daß sie wie eine Originalschöpfung lateinischen Sprachgeistes auftritt. Freilich, die hohe Weihe platonischer Wertung konnte sie bei den Epigonen nicht behalten. Die Rhetorik, deren gleisnerischen Schein Platon nicht müde ward mit leidenschaftlichem Ingrimm zu bekämpfen, bemächtigt sich unbedenklich auch dieses Lieblingsbildes ihres Gegners und verhilft ihm zu weiter Verbreitung. Aber gerade dadurch sinkt es zur blassen Formel herab, wie das philosophische Schauen zu flacher oder gekünstelter Reflexion. In naheliegender Antithese, wie sie der rhetorische Stil liebt, werden den leiblichen Augen die des Verstandes gegenübergestellt.

Dennoch ging der alte Charakter anderwärts wenigstens nicht verloren. Ja, es strömte der Metapher sogar frische Kraft zu; denn es hatte sich allmählich der Boden bereitet, von dem aus sie auf einen neuen Gipfel gelangen und wahrhaft universale Geltung gewinnen sollte. Diese neue Blüte setzt an die philosophischen Spekulationen und prophetischen Offenbarungsschriften an, die in Alexandria üppig ins Kraut schossen. Jener Synkretismus aber in Philosophie und Religion, der die griechische Weisheit teils mit der Bibeloffenbarung, teils mit der altägyptischen Priesterlehre oder mit irgendwelchen andern religiösen Elementen des Orients verschmolz, war die Lebensader dieser ganzen Literatur. Ein tiefer Mystizismus erfüllt sie, und dessen Sprache stellt auch das platonische Bild, dem der mystische Sinn nicht abging, in ihren Dienst.

In der Theosophie des Juden Philon von Alexandria begegnet der Ausdruck bis zum Überdruß, wenngleich bei diesem Nachahmer platonischer Denk- und Redeweise nicht selten noch ein Abglanz seiner früheren Erhabenheit hindurchschimmert. Denn wie bei Platon selber alles Philosophieren schließlich im seligen Erschauen der reinsten Idee endet, also winkt auch nach philonischer Lehre dem Philosophen als Gipfelpunkt seines Fühlens und Denkens die Offenbarwerdung seines Gottes und die mystische Vereinigung mit ihm. „Die Augen des Geistes" gewinnen da mitunter die alte Kraft, die sich im Gebrauch der Rhetorik so sehr verflüchtigt hat. Und ebensolch philosophisch-gnostischer und religiös-mystischer

Charakter eignet der Metapher in jenen Prophetien, die, an den Namen des Gottes Hermes geknüpft, ihre Gläubigen den Weg zum Seelenheil lehrten. Das Wesen der Gottheit zu erkennen, sie zu schauen, mit ihr eins zu werden, ist auch hier Endziel aller Sehnsucht. Dem Mysten, der die Lehren empfing, öffnen sich in seinem inbrünstigen Suchen nach Erkenntis allmählich „die Augen des Geistes" oder, wie hier die Metapher auch lautet, „die Augen des Herzens" für die Gottheit in ihrer Glorie. So sind diese ein Bestandteil der hellenistisch-theologischen Formelsprache geworden.

In diesen Zusammenhang aber gehört nun auch eine Stelle des Neuen Testaments, wo das metaphorische Gebilde griechischen Geistes in die christliche Heilslehre übergeleitet ist. Sie steht im 1. Kapitel des Epheserbriefes, Vers 18. Die Stimmen, die das Schreiben immer noch der Überlieferung gemäß dem zuerkennen, der aus dem Saulus ein Paulus geworden, verhallen mehr und mehr. Seltsam stechen vor allem Wortschatz und Terminologie von der echten Ausdrucksweise des Apostels ab, der den Heilsweg kündet und mit Engelszungen der Menschheit das Evangelium der Liebe predigt. Dem Verfasser des Epheserbriefes dagegen gilt mehr als alles andere die tiefe Einsicht in Wesen und Ziel der jungen Kirche. Das ist nach seiner Auffassung ein Mysterium, gerade so wie die Dogmen, ja das Evangelium selbst; und so stark ist er vom heidnischen Mysterienwesen beeinflußt, daß er unbefangen dessen Symbolik auf die Vorstellungen des neuen Glaubens in größerem Umfange überträgt. Die Gnade der Erkenntnis aber, die er nicht aufhört in den Vordergrund zu stellen, möge, so betet er zu Gott, die Erleuchtung „der Augen des Herzens" den Gläubigen bringen! Hier fließt ihm die antike Metapher zu, die er, vielleicht nicht absichtslos, mit einem Terminus der Mysteriensprache in Verbindung setzt. Und die tiefe religiöse Empfindung, die das ganze hymnenartige Stück durchweht, trägt in die abgebrauchte Formel einen so feierlich-weihevollen Klang, als strömte sie, eine eigene Prägung, aus seinem tiefsten Herzen. „Darum höre ich nicht auf", so lauten die Worte, „zu danken für euch und gedenke euer in meinem Gebet, daß der Gott unseres Herrn Jesu Christi, der Vater der Herrlichkeit, euch geben möge Geist der Weisheit und Offenbarung in seiner Erkenntnis, erleuchtet mache die Augen eures Herzens, daß ihr erkennen möget, welche da sei die Hoffnung seiner Berufung, und welcher sei der Reichtum seines herrlichen Erbes unter den Heiligen, und welche da sei die überwältigende Größe seiner Kraft an uns, die wir glauben gemäß der Wirkung seiner mächtigen Stärke . . ."

„Die Augen des Herzens" sind damit für die christliche Welt Gottes Wort geworden, und der Schimmer der Heiligkeit ruht darauf. Für das Mittelalter aber war das von unermeßlicher Bedeutung. Denn die Bibel, das Buch der Bücher, erfüllte die Gemüter und beherrschte ganz ebenso die Geister. Sie stand nicht allein im Mittelpunkt theologischer, sondern auch philosophischer Geistesarbeit. Gedanken und Worte befruchteten in kaum je wiederholter Intensität und Fülle alle Literatur, die Poesie nicht ausgeschlossen. Das zeichnete der nunmehr biblisch gewordenen Metapher den Weg vor, den sie von da an nehmen sollte. Die alten Kirchenväter des Orients wie des Okzidents wiederholen sie zunächst und tragen sie in ihren Predigten in breitere Schichten des Volks. Die Schriften gerade der einflußreichsten und redegewaltigsten, denen die Formel übrigens auch aus ihren philosophischen und rhetorischen Studien bekannt sein mußte, bringen sie an eindringlicher Stelle, besonders häufig die Predigten des heiligen Augustinus, in dem man den größten Schriftsteller der Christenheit bewundert. Vielleicht hat auf diese Vorliebe des Augustinus zugleich mit dem biblischen auch der alte platonische Ausdruck eingewirkt.

Das Weihevolle haftete der Metapher vom Ursprung her an, die Bibel hatte es noch verstärkt; kein Wunder, wenn sie nun auch in stärkerem Maße in die gehobene Sprache der Dichtung Eingang fand. Und so begegnet sie außer in griechischer und lateinischer auch in provenzalischer wie in altfranzösischer Poesie, und sie ist hier als poetische Formel nicht mehr noch minder konventionell, als sie es einst in rhetorischer Prosa gewesen. Ganz ebenso aber verwenden sie unsere nationalen Dichter des Mittelalters, und wenn es Konrad von Würzburg in seinem Loblied auf die heilige Jungfrau tut, so hat Walther von der Vogelweide den Ausdruck in den Dienst weltlicher Minne gestellt. Ja, der Gegensatz zwischen den körperlichen Augen und denen des Herzens wird dem Minnesinger zu einem so wesentlichen Motiv eines Gedichts, daß dieses „die Augen des Herzens" betitelt werden konnte. Mit leiblichen Augen, so klagt der Dichter, habe er die Geliebte lange nicht gesehen, dafür aber zaubern ihm die Augen des Herzens stets ihr Bild vor:

„Wollt ihr wissen, was die Augen sind,
Die hin sehen über Berg und Land?
Die Gedanken, die mein Herz sich spinnt,
Sehen sie durch Mauern und durch Wand."

Das ist sinnige Reflexion, und die gehört zu dem poetischen Reichtum dieses größten deutschen Lyrikers des Mittelalters nicht minder als der keusche Sinnenzauber, den sein berühmtes Lied „Unter den Linden" atmet.

Durch solche Mitwirkung ist die biblische Metapher gemeinsames Sprachgut der Kulturvölker geworden und ein Ausdrucksmittel, das sich den verschiedensten Begriffskreisen und Stimmungen angepaßt hat. Daß die Formel dabei vielfach farblos erscheinen muß, liegt in der Natur der Sache. Nur kann sie doch auch nicht leicht bis zur Trivialität herabsinken, weil sie in die Atmosphäre des Geistes oder in das Bereich des Gemüts gebannt bleibt. Der Grad von Innerlichkeit freilich, die hineingehaucht wird, oder von Erhebung, die erreicht werden soll, kann immer nur von der Tiefe, dem Enthusiasmus, der Sprachgewalt des Nachbildners abhängen. Der künstlerische Genius flößt auch der erstarrten Formel eine Kraft ein, die sie längst verloren zu haben schien, erweckt sie zu jungem Leben, als wäre sie neu erstanden, gibt ihr den Zauber von Anmut und Schönheit, Geist von seinem Geiste. Goethe hat sie mit einer gewissen Vorliebe auch in schlichter Prosa gebraucht in „Wahrheit und Dichtung" wie im „Wilhelm Meister", und überall erzielt er damit eine besondere Wirkung. Und wenn gar in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" die Beichtende sich zu der Sehnsucht erhebt: „Ach, daß meine Seele Augen bekäme und schauen dürfte", gewinnt das Bild den mystischen Klang zurück, den es einstmals besaß. Aber von unnachahmlicher Kraft und bis zur reinsten Erhabenheit gesteigert ist es in dem Chorgesang bei den tief erschütternden Exequien Mignons:

„Schaut mit den Augen des Geistes hinan! In euch lebe die bildende Kraft, die das Schönste, das Höchste, hinauf über die Sterne das Leben trägt." So mahnt der Chor, und am Schlusse noch einmal:

„Kinder, eilet ins Leben hinan! In der Schönheit reinem Gewande begegn' euch die Liebe mit himmlischem Blick und dem Kranz der Unsterblichkeit!"

In solchem Sinne hat zuerst Platon den Blick der Menschheit himmelwärts gelenkt und ihr „die Augen des Geistes" geöffnet für die Gotteswelt der Ideen, des Guten und des Schönen. Vor uns steht der göttliche Philosoph in majestätischer Glorie, wie sein Bild in der weltberühmten „Schule von Athen" Raffaël für alle Ewigkeit gezeichnet hat; mit mahnender Hand die Menschenseele in das Reich des Lichts, ihre wahre Heimat, weisend.

G. Grützmacher:
Johann Calvin.

Ein Gedenkblatt zu seinem vierhundertsten Geburtstage.

An einem Augustabend des Jahres 1536 finden wir in Genf zwei Männer in vertraulichem Gespräch: der eine eine stürmische Natur, dessen Stirn schon die Jahre gefurcht haben und dessen Haare gebleicht sind, der andere ein stiller, ernster Jüngling, der ganz das Aussehen eines Gelehrten hat, der eine Wilhelm Farel, der Reformator Genfs, der andere Johann Calvin.

1534 hatte Genf mit Hilfe Berns seine politische Freiheit nach einem jahrhundertelangen Kampf mit seinem Bischof und dem mit diesem verbündeten Herzog von Savoyen errungen. Dem patriotischen Befreiungskampf war unmittelbar die kirchliche Reformation gefolgt. Farel hatte durch einen verheerenden Bildersturm die alte Kirche gestürzt; er war geschaffen niederzureißen, aber nicht aufzubauen. Er bekennt offen, daß die Bekehrung der Genfer zur Reformation zunächst darin bestand: Sie haßten die Priester und aßen an den Fasttagen Fleisch. Da kam Calvin 1536 als Flüchtling aus Frankreich auf der Reise nach Basel begriffen nach Genf. Er war schon durch seinen „Unterricht in der christlichen Religion" weiten Kreisen der Protestanten bekannt und von ihnen hoch geschätzt. Farel bittet ihn, in Genf zu bleiben und ihm seine Kraft bei der Befestigung der neuen Kirche zu widmen. Aber Calvin will nicht, er verweist auf seine angeborene Schüchternheit und seine Liebe zur gelehrten Beschäftigung. Da dringt Farel mit der Donnerstimme seiner fortreißenden Beredsamkeit in ihn. „Meister Farel", so schildert Calvin selbst den entscheidenden Wendepunkt seines Lebens, „hielt mich in Genf zurück, nicht sowohl durch seinen Rat und seine Ermahnung, sondern vielmehr durch eine fürchterliche Beschwörung, so daß es mir vorkam, als hätte Gott selbst seine Hand über mich ausgestreckt, um mich festzuhalten. Als er sah, daß er nichts mit Bitten ausrichtete, rief er: Du schützest deine Studien vor, aber im Namen des allmächtigen

Gottes verkündige ich dir, Gottes Fluch wird dich treffen, wenn du dem Werke des Herrn deine Hilfe versagst und dich mehr suchst als ihn. Dieses Wort erschreckte mich solchermaßen, daß ich die geplante Reise aufgab, doch so, daß ich im Gefühl meiner Schüchternheit mich nicht verpflichten wollte, eine bestimmte Stelle anzunehmen." Es ist charakteristisch für Calvin, daß es einen harten Kampf kostete, bis der Gelehrte sich in einen praktischen Kirchenmann wandelte, aber noch bedeutsamer ist die Konfession des über sein inneres Leben so schweigsamen Mannes, weil sie uns in das eigentümliche Wesen seiner Frömmigkeit einen Einblick verstattet: die Majestät des richtenden Gottes wird ihm durch Farels Drohung vermittelt, Gottesfurcht, im strengen Gehorsam gegen den Herrn sich offenbarend, ist der belebende Atem seines Lebens, wohinter die kindliche Liebe zu dem in Christo versöhnten Vater zurücktritt. In der Folgezeit ordnete sich aber Farel in Genf der mächtigen Gestalt Calvins bescheiden unter.

Wie war dieser Mann geworden und woher stammte er, der nicht nur der eigentliche Reformator Genfs, sondern auch der Patriarch des romanischen oder richtiger des gesamten außergermanischen Protestantismus werden sollte?

Vierhundert Jahre waren am 10. Juli dieses Jahres seit der Geburt Johann Calvins vergangen. Noyon in der Picardie ist seine Heimat. Sein Vater, Gerard Cauvin war bischöflicher Sekretär und Sachwalter, der seine angesehene Stellung für seine Söhne auszunützen wußte. Wegen eines Konflikts mit dem Domkapitel starb er 1531 als Gebannter. Der begabte Knabe Johann wurde nach dem frühen Tode seiner Mutter mit den Kindern der adligen Familie de Montmort aufgezogen. Ein aristokratischer Zug ist Calvin sein Leben lang im Gegensatz zu der urwüchsigen bäuerlichen Derbheit Luthers eigentümlich geblieben. Schon 1521 erhielt der zwölfjährige Johann durch seinen ehrgeizigen Vater eine geistliche Pfründe, mit deren Hilfe er in Paris studierte. In Paris saß er zu den Füßen derselben Lehrer wie wenige Jahre später sein großer Gegner Ignatius von Loyola, der Stifter des Jesuitenordens. Gegen seine Neigung auf Wunsch seines Vaters studierte Calvin in Orleans und Bourges die Rechtswissenschaft, eignete sich aber auch gleichzeitig eine gründliche humanistische Bildung an. Durch den Deutschen Melchior Wolmar wurde er ein tüchtiger Kenner des heidnischen Altertums, als Erbe dieses Bildungsganges ist ihm der Sinn für gute Latinität geblieben. Während Luther als Mönch im Kloster zu Erfurt die Scholastiker studierte, vertiefte

sich Calvin als freier Student in die griechischen und lateinischen Klassiker und schrieb als Erstlingswerk einen Kommentar zu Senecas Schrift „Über die Gnade". Obwohl dieses Werk ein reines Humanistenwerk ist, zeigt es eine Strenge der sittlichen Beurteilung und eine Tiefe der Sündenerkenntnis, daß charakteristische Züge Calvins, seine eiserne Willensstrenge und sein unermüdlicher Arbeitstrieb, die sein Biograph Beza schon an dem Schüler rühmt und die ihn zum Zensor der Fehler seiner Mitschüler machten, uns hier wieder begegnen.

In das Frühjahr 1534 fällt die Hinwendung Calvins zur Reformation. Früher nahm man an, daß Calvin der Verfasser der Rede sei, welche der Rektor der Pariser Universität, Nicolaus Cop, an Allerheiligen 1533 über die christliche Philosophie hielt. Mit dieser Rede, in der der katholische Glaube scharf angegriffen wird, habe Calvin den König Franz I. für die Reformation gewinnen wollen. Der König sei höchst ungehalten darüber geworden, und Calvin habe in der Kleidung eines Winzers mit seinem Freunde Cop Paris verlassen müssen, um sich der drohenden Verfolgung zu entziehen. Da aber Calvin vollständig über diese von seinen Biographen berichteten romantischen Lebensschicksale schweigt, so haben wir es vermutlich mit einer der zahlreichen Legenden zu tun, die sich an das Leben Calvins knüpfen.

Wie in einem Urwald die gewaltigsten Bäume von Schlingpflanzen umschlungen werden, so wuchert die Legende an dem Leben der Großen in der Geschichte empor. Und neben dem Eingang und Ausgang des Lebens bietet in der Regel das Werden einer großen Persönlichkeit und der geheimnisvolle Umschwung seines inneren Lebens den Ansatzpunkt für die Legendenbildung. Calvin hat uns selbst in seiner Vorrede zu seinem Psalmenkommentar und in seinem Brief an den Kardinal Sadolet über die Wandlung seiner Überzeugungen, über seine Bekehrung, wie er es nennt, berichtet: „Der väterlichen Religion mit Eifer und Treue ergeben und ihren Heilmitteln Vertrauen schenkend, fand ich mich in meinem Gewissen nicht befriedigt. Je mehr ich mich mit mir selbst beschäftigte, desto mehr ergriff mich ein furchtbarer Schrecken. Gott aber zähmte mich und machte mich durch eine plötzliche Bekehrung seinem Worte gehorsam. Die Erkenntnis ging mir auf, daß der Glaube in der Erkenntnis Gottes und Christi und nicht in der Reverenz vor der Kirche bestehe." Es ist begreiflich, daß bei einem so energischen Willensmenschen wie Calvin die Fäden, die ihn mit der alten Kirche verbanden, auf einmal durchhauen wurden, während Luther erst nach langem Ringen ein Stück des Katho-

lizismus nach dem anderen aufgab; aber wir dürfen nicht vergessen, daß eine solche Bekehrung, wie sie Calvin erlebt, erst möglich war, nachdem Luther den Weg mit der Axt in der Hand gebahnt hatte. Doch auch dies unterscheidet Calvin von Luther, daß er hinfort keine Kämpfe mehr in seinem persönlichen Glaubensleben durchzukämpfen hatte, sondern sein Glaube von felsenfester Gewißheit ist. Calvin, hat man mit Recht gesagt, kennt weder das Jubeln Luthers, noch seine Anfechtungen. Als er März 1536 als Siebenundzwanzigjähriger sein großes reformatorisches Werk „den Unterricht in der christlichen Religion" veröffentlichte, war er ein Fertiger.

Nachdem Calvin am 4. Mai 1534 in Noyon seine Pfründen niedergelegt hatte, führte er ein unstetes Wanderleben. Die Verfolgung der Protestanten nötigte ihn im Herbst 1535 zur Flucht aus Paris. Er ging nach Straßburg und von da nach Basel, und hier vollendete er das eben erwähnte Werk, das ihm auf Jahrhunderte die Führerschaft in der reformierten Theologie sichern sollte. Die an den französischen König gerichtete Vorrede ist ein Meisterwerk apologetischer Beredsamkeit. Calvin will einmal die ungerechten Vorwürfe gegen die Protestanten zurückweisen, gleichzeitig aber auch eine vollständige und systematische Darlegung des christlichen Glaubens geben, wie er ihn in den Schriften des neuen Testamentes fand. Der Unterricht in der christlichen Religion ist nur die weitere Ausführung seines oft gebrauchten Ausspruches: „Alles zur Ehre Gottes." In diesem Werke entwickelte er auch das Dogma von der Prädestination, das zum Palladium des Calvinismus geworden ist. Gott hat nach Calvin die einen von Ewigkeit her zur Seligkeit, die anderen zur Verdammnis bestimmt. In der Anerkennung dieses Satzes, den die menschliche Vernunft nie ergründen kann, verzichtet der Mensch auf alles eigene Verdienst und übergibt sich seinem Gott auf Gnade und Ungnade. Dieser Glaube an die Gnadenwahl hat in der Folgezeit seinen Bekennern in der hugenottischen Märtyrerkirche, in dem niederländischen Freiheitskampf und in der englischen Revolution unter Cromwell den todeskühnen Mut und die unüberwindliche Zähigkeit gegeben, wie er anderseits zu dem schroffen Gegensatz und zu der erbarmungslosen Härte gegen die Scharen der Verworfenen geführt hat.

Im Frühjahr 1536 weilte Calvin kürzere Zeit an dem Hof der evangelisch gesinnten Herzogin Renata von Ferrara, begab sich dann noch einmal in seine Heimat Noyon und kam im August 1536 nach Genf, wo ihn Farel festhielt. Hier in Genf begann nun seine epochemachende Tätigkeit als Organisator. Ein von Calvin verfaßtes Glaubensbekennt-

nis mußte die gesamte Bürgerschaft in Gruppen von je zehn beschwören. Calvin ließ nicht die geringste Abweichung von diesem Bekenntnis zu. Der Begriff der Toleranz war ihm so fremd wie den übrigen Reformatoren. Die von ihm begründete Kirche war die einzig wahre, auf das Wort Gottes gebaute Kirche. Aber für Calvin bedeutete eine evangelische Reformation nicht nur eine Umgestaltung der Lehre und des Kultus, sondern auch des sittlichen Lebens der Gemeinde nach dem Gesetz Gottes. So schuf er eine kirchliche Gesetzgebung, die dem Rat vorgelegt und am 29. Juli 1537 genehmigt wurde. Es lag darin eine unleugbare Gefahr, daß das religiöse und sittliche Leben bis ins Einzelne und Kleinliche reglementiert wurde, aber es ist auch das Verdienst der Calvinischen Reformation, daß alle jene segensreichen Institutionen, die Heilighaltung des Sonntags, das Verbot des Spiels und der liederlichen Gesänge, und der Schulzwang für die Gesamtheit des Volkes geschaffen wurden.

Die an Unabhängigkeit gewohnte Bürgerschaft Genfs fügte sich nur ungern der mit unbeugsamer Härte geforderten Kirchenzucht Calvins und Farels. Der Konflikt verschärfte sich, als das verbündete Bern die Einführung der bernischen Gebräuche in der Genfer Kirche forderte. Farel hatte alle Feiertage außer dem Sonntag abgeschafft, den Gebrauch gesäuerten Brotes beim Abendmahl eingeführt und die Taufsteine aus den Kirchen entfernt. Jetzt befahl der Rat von Genf, in dem die Gegner Calvins seit dem Frühling 1538 die Mehrheit hatten, im Anschluß an eine Synode von Lausanne die Wiedereinführung der altchristlichen Feste, den Gebrauch der Hostien und die Wiedererrichtung der Taufsteine. Als sich Calvin, Farel und der blinde Courault nicht fügen wollten, wurde den Predigern befohlen, innerhalb drei Tagen die Stadt zu verlassen. Calvin nahm Abschied von Genf mit den Worten: Wenn wir den Menschen gedient hätten, so wären wir schlecht belohnt, wir dienen aber einem großen Herrn, der uns belohnen wird. Er ging nach Straßburg, Farel nach Neuenburg. Es schien, als ob das Werk Calvins für alle Zukunft in Genf gescheitert wäre.

In Straßburg, dem nach Wittenberg wichtigsten Brennpunkt der deutschen Reformation, wurde Calvin durch Butzer in das Amt eines Predigers der französischen Fremdlingsgemeinde gedrängt. Gleichzeitig hielt er Vorlesungen an der neu gestifteten Akademie. Durch seine Teilnahme an den Religionsgesprächen zu Worms und Regensburg trat Calvin in Beziehung zu den Führern der deutschen Reformation, vor allem zu Me-

landthon. Ein inniges Freundschaftsband verband beide. Wenn den ängstlichen Melanchthon Beschwerden und Arbeit niederdrückten, so legte er sein Haupt an den Busen des energischen Calvin: Gott gebe, Gott gebe, daß ich hier sterbe. In Straßburg verheiratete sich 1539 Calvin mit der Witwe eines von ihm bekehrten Wiedertäufers, Idelette von Büren. Aber es ist für ihn bezeichnend, daß sein häusliches Leben ganz hinter seinem kirchlichen Wirken zurücktritt. Wir wissen fast nichts von seiner Frau; sein einziger Sohn wurde ihm früh wieder genommen. Nach neunjähriger Ehe starb auch seine Frau, der Brief an seinen Freund Viret zeigt, daß der Ehe Calvins die Wärme und Innigkeit fehlte, die die Ehe und das Familienleben Luthers auszeichnete. Bei dem Tode seiner Gattin klagt Calvin, daß er von der besten Gefährtin getrennt ist, die mit ihm gern Verbannung und Mangel geteilt hätte, aber er weiß doch nichts anderes von ihr zu sagen, als daß sie ihm während ihres Lebens niemals beschwerlich und hinderlich und eine getreue Genossin in den Amtsgeschäften gewesen sei.

In Genf aber war bereits 1540 die Stimmung für Calvin umgeschlagen. Der humanistisch gesinnte Kardinal Sadolet hatte die Genfer nach dem Weggang Calvins eingeladen, in den Schoß der allein seligmachenden Kirche zurückzukehren. Da hatte Calvin im Namen der Genfer geantwortet, und die Liebe zu dem ihnen treu gebliebenen Lehrer erwachte von neuem. Seine Anhänger bekamen im Rat die Oberhand, und die Rückberufung Calvins wurde beschlossen. Calvin, dem ein Ehrgeiz, der in zügellosem Verlangen nach Macht und Ruhm besteht, fremd war, zitterte vor dem Gedanken der Rückkehr nach Genf. Endlich nahm er die Einladung mit Tränen in den Augen an: Ich biete Gott mein geschlachtetes Herz zum Opfer dar, meinen gefesselten Geist unterwerfe ich dem Gehorsam.

Vom 13. September 1541 bis zu seinem Tode am 24. Mai 1564 hat Calvin in Genf gewirkt, aber sein universaler Geist strebte weit über die Grenzen der lokalen Aufgabe hinaus. Zunächst nahm er mit der ihm eigenen Folgerichtigkeit die Aufrichtung einer Kirchenordnung im theokratischen Sinne in Angriff. Der französische Geist ist methodischer als der deutsche, und so zeichnet sich das Werk Calvins durch einen streng systematischen Charakter aus. Bereits am 20. November 1541 traten die von Calvin ausgearbeiteten geistlichen Ordonnanzen in Kraft. Vier Ämter gab es in der neuen Kirche: Pastoren, Doktoren, Älteste und Diakonen. Die Diakonen sind Almosen- und Krankenpfleger, die Doktoren

die Lehrer des theologischen Nachwuchs. Aus den Pastoren und zwölf Ältesten, die vom Rat aus seiner Mitte gewählt wurden, wurde das Konsistorium gebildet, das der Träger der Kirchenzucht war. Obwohl Calvin den Staat, der rein irdische Zwecke verfolgt, im Prinzip von der Kirche, die einem himmlischen Zweck nachstrebt, geschieden wissen wollte, flossen doch wieder Staat und Kirche ineinander, da die Staatsgewalt zur Handhabung der Kirchenzucht und Überwachung der Lehre in Anspruch genommen wurde. Abfall von der kalvinischen Doktrin oder Auflehnung gegen die Kirchenzucht wurde als Staatsverbrechen mit der Ausweisung oder dem Tode bestraft. Es kostete Calvin einen harten Kampf, um aus dem fröhlichen, sinnlichen Genf eine ernste, strenge und fromme Stadt zu machen. Tanz, Spiel, theatralische Aufführungen wurden untersagt, an die Stelle der Wirtshäuser traten die sogenannten Abteien, geistliche Kasinos für jeden Stadtteil. Aber wie stark der Widerstand gegen diese Anordnungen war, beweist, daß in den Jahren von 1542 bis 1546 nicht weniger als 58 Hinrichtungen und 76 Verbannungen nötig waren. Mit auch für die damaligen Begriffe unerhörter Strenge unter Anwendung der Folter und eines ausgedehnten Spionagesystems wurde gegen die Übertreter vorgegangen. 1544 mußte der Humanist Sebastian Castellio Genf verlassen, weil er das Hohelied für ein leichtfertiges Jugendprodukt Salomons erklärt hatte, Jacob Gruët, der die Person Jesu gelästert, wurde 1547 enthauptet und der frühere Karmelitermönch Bolsec als öffentlicher Gegner des Dogmas von der Gnadenwahl aus Genf ausgewiesen.

Der bekannteste Prozeß ist der gegen Michael Servet, der 1553 mit dessen Verurteilung zum Scheiterhaufen endete. Es handelte sich hier um den Kampf des Calvinismus gegen das Antitrinitariertum. Die Reformatoren hatten die aus der alten Kirche überkommenen trinitarischen und christologischen Dogmen kritiklos übernommen, nur in den Kreisen der Wiedertäufer hatte man sie angegriffen. Die Opposition gegen Calvin hatte nun einen politischen und religiösen Charakter. Die altgenferische Bürgerschaft haßte in Calvin den Fremden und wollte seine und die Herrschaft der von ihm zahlreich herbeigezogenen Franzosen abschütteln. Die religiösen Libertiner aber, die sich zum Teil mit der politischen Opposition verbanden, waren die Vertreter einer ausgesprochen mystisch-pantheistischen Denkweise, die den Unterschied zwischen Endlichen und Unendlichen, Guten und Bösen leugneten und in der Praxis eine ungebundene Moral vertraten. Der Prozeß gegen Michael Servet fällt in die Zeit, in der der Kampf Calvins gegen die Libertiner seinen Höhepunkt erreicht

hatte. Es handelte sich damals für Calvin um die Existenz seines kirchlichen Werkes in Genf. Der Spanier Michael Servet, der den medizinischen Doktorgrad in Paris erworben und sich durch die Entdeckung der Zirkulation des Blutes in den Lungen berühmt gemacht hatte, hatte als Arzt in Vienne gewirkt. Er hatte nicht nur die Trinitätslehre angegriffen, sondern in seiner Schrift „die Wiederherstellung des Christentums" ein pantheistisches System verbunden mit absonderlichen apokalyptischen Aufstellungen vorgetragen und die Persönlichkeit Gottes geleugnet. Bereits 1546 hatte Calvin an Viret geschrieben: Sollte Servet nach Genf kommen, so werde ich ihn, falls meine Autorität noch etwas gilt, nicht lebendig wegziehen lassen. Es erschien Calvin als heilige Pflicht, jenen fluchwürdigen Ketzer, der die Ehre Gottes so freventlich verletzt hatte, zur Strafe zu ziehen. Als dann Servet von der katholischen Inquisition verfolgt wurde, scheute sich Calvin nicht, dieser Beweismaterial gegen den Ketzer zu liefern. Servet aber gelang die Flucht, und er kam 1553 nach Genf. Hier ließ ihn Calvin verhaften. Nicht Herrschsucht oder Rachsucht war dabei die Triebfeder seines Handelns, sondern er glaubte dem Reiche Gottes zu dienen. Dies machte ihn völlig blind dafür, daß dann seine Kirche mit ihrem starren Verfolgungssystem um nichts besser sei, als die von ihm so scharf bekämpfte katholische Kirche. Der Prozeß gestaltete sich aber zu einer Kraftprobe für Calvin, da Servet sich durch die Libertiner hatte verleiten lassen, Calvin auf Leib und Leben anzuklagen als einen wegen seines Verfolgungsgeistes unwürdigen Diener Christi. Am 27. Oktober 1553 wurde Servet lebendig verbrannt, auf dem Scheiterhaufen um Gnade für seine Fehler und Barmherzigkeit für seine Feinde bittend im festen Glauben an die Richtigkeit seiner Überzeugung. Der Feuerschein dieses Scheiterhaufens aber leuchtete durch die ganze Welt, hatten doch im Geist alle Reformatoren Luther, Zwingli und Melanchthon an ihm gestanden. Es ist nicht das persönliche Verschulden Calvins, sondern das seines Jahrhunderts, das die ehrerbietigen und dankbaren Söhne Calvins durch die Errichtung eines Denkmals am 27. Oktober 1903, dem dreihundertfünfzigsten Jahrestag des Todes Servets gesühnt haben. Nur ein dunkler Schatten bleibt auf dem Bilde Calvins durch sein Verhalten in dem Prozeß gegen Servet haften, daß er dem tieferschütterten Verurteilten, der um eine persönliche Unterredung bat, in eiserner Härte auch diese abschlug und ihn auf Gott und seinen Sohn verwies.

Noch einmal im Jahre 1555 versuchte die Opposition des Altgenfer-

tums in dem sogenannten Aufstand des Stadtkommandanten Ami Perrin den Einfluß Calvins zu brechen, aber vergeblich. Seit diesem Jahre war die Herrschaft Calvins in Kirche und Staat definitiv aufgerichtet. Die Verfassung Genfs wurde im aristokratischen Sinne umgebildet. Der allgemeine Rat trat nur noch zweimal im Jahre zur Wahl der Syndiks und zur Festsetzung des Weinpreises zusammen, die ganze Staatsgewalt konzentrierte sich im kleinen Rat. Mit unbeugsamer Härte wurde die Sittenzucht gehandhabt, ein Kind, das seine Mutter Teufelin gescholten hatte, wurde gepeitscht, ein anderes enthauptet, das Vater und Mutter geschlagen hatte. Aber jetzt stellte sich auch der Erfolg ein. Die Sittengesetze setzten sich unmerklich in Sitte um, der Zwang hatte von selbst aufgehört und sein Drückendes verloren. „Neulich war ich in Genf, so schreibt Farel an Blarer, da wird in allen Tempeln und Häusern das lautere Evangelium verkündet, da verstummt niemals der liebliche Gesang der Psalmen, da sind Tag und Nacht Hände gefaltet und Herzen erhoben zu dem lebendigen Gott; denn die Bevölkerung hat jenes Sehnen ergriffen, von dem der Prophet redet: Von Herzen begehre ich dein des Nachts, dazu mit meinem Geist mache ich mich früh auf." Auch wirtschaftlich brach für Genf eine Blütezeit an. Calvin hatte für größere Reinlichkeit und bessere Gesundheitspflege gesorgt, er hatte neue Industrien wie die Tuch- und Sammetweberei dort heimisch gemacht.

Die 1559 errichtete Genfer Akademie wurde der geistige Mittelpunkt für den ganzen westeuropäischen Protestantismus. Mit wahrhaft ökumenischem Sinn hatte Calvin die Interessen des europäischen Protestantismus gefördert. In Genf wurden die Pastoren für die französische Märtyrerkirche gebildet. Hier saß der schottische Reformator John Knox zu den Füßen Calvins. Engländer, Polen, Ungarn, Böhmen studierten hier. Die straffe Organisation und die herbe Disziplin haben den reformierten, ganz auf Selbsterhaltung gestellten Protestantismus, dem Calvin das Gepräge seines Geistes gab, widerstandsfähig im Kampfe mit dem Staat gemacht. Auch die Kirchen der deutschen Schweiz und die Hollands öffneten sich dem kalvinischen Geist, und 1563 erlebte Calvin noch die erste Eroberung einer deutschen Kirche für den Calvinismus, der Kurpfalz.

Als Vierundfünfzigjähriger ist Calvin gestorben. Die angespannte Arbeit hatte ihn früh altern lassen. Früh morgens fünf Uhr begann er die Arbeit und setzte sie bis Mitternacht fort. Er gönnte sich auch keine Ruhe, als all' die Übel einer sitzenden Lebensweise, Steinleiden, Kolik, Hämorrhoidal-

leiden, Podagra auf ihn einstürmten. Durch Fasten wollte er Herr über seine Krankheiten werden. „Wollt ihr denn, daß der Herr mich müßig finde." Als er sein Ende herannahen fühlte, versammelte er den Rat in seiner Wohnung und hielt ihm eine ergreifende Ansprache, in der er um Verzeihung wegen der Ausbrüche seiner Heftigkeit bat. Weinend nahmen sie wie von ihrem Vater Abschied. Wenige Tage darauf empfing er mit gewaltiger Willenskraft seines todesmatten Körpers mächtig die Geistlichen und ermahnte sie: „So steht nun fest in eurem Berufe, haltet an der eingeführten Ordnung, habt acht, daß das Volk im Gehorsam gegen die Lehrer bewahrt werde." Am nächsten Tage durfte er noch seinen siebenundsiebzigjährigen Freund Farel, der aus Neuenburg herbeigeeilt war, begrüßen, dann entschlief er am 23. Mai 1564.

Wenn wir das magere, fast fleischlose Gesicht, das scharfe Profil mit der Adlernase und dem vorstehenden Kinn, das in einem langen Spitzbart endet, den Mund wie zum Sprechen halb geöffnet und die Haltung des zum Lehren und Warnen erhobenen Zeigefingers betrachten, so spricht aus diesem Bild ein Mann von seltener Willenskraft. Der Rat von Genf faßte nach dem Tode den Eindruck seiner Persönlichkeit in die Worte zusammen: Calvin war ein Charakter von großer Majestät. Hart wie Granit, von leidenschaftlicher Heftigkeit, gesteht er doch selbst, daß von allen Fehlern der größte seine Ungeduld ist, und daß er trotz allen Bemühungen das wilde Tier, den Zorn, nicht habe bändigen können. Ein Mann von lauterer Wahrhaftigkeit hat Calvin nie gelogen und nichts bemäntelt in seinem Leben. Er besaß keinen Sinn für die Natur. Er sah nicht, wenn den Montblanc die Abendsonne rötete, während Luther sich über die dürftige Landschaft Wittenbergs, über den Gesang der Vögel von Herzen freute. Bei aller Hochachtung für den sittlichen Wert der Kunst pflegte Calvin sie nicht. Aber eins hatte er, eine Majestät des Glaubens, dem keine Aufgabe zu groß und kein Hindernis zu schwer, wenn es sich um Gottes Ehre handelte, und eine Majestät der Liebe, die im Dienst der Brüder sich rastlos aufopferte und auch die strengen Mittel nur gebrauchte, um sie dem ewigen Heil der Brüder dienstbar zu machen.

Wilhelm Krag:
Wie der Major Krieg führte.

Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Frida E. Vogel.

Herr Premier-Major Ulrich Friederich Schousboe von Knarren war als Kapitän Kommandant einer Schärenfestung gewesen, die seiner Zeit von dem einen oder anderen Christian angelegt worden war, um die Küste gegen holländische und englische Seeräuber zu verteidigen.

Heutzutage gab es ja keine Seeräuber mehr; die Hauptstärke der Garnison lag in der Stadt, ein paar Meilen östlich; aber die Schärenfestung war bis jetzt nicht geschleift. — Und man mußte den damaligen Kapitän von Knarren schlecht kennen, wenn man glaubte, er würde nur mit der leisesten Miene verraten, daß Christiansös Befestigungen vielleicht ein klein bißchen veraltet sein könnten.

Nein, nein! Man durfte sich nicht 'mal über die niedrigen, dunklen Wälle, noch die kleinen spaßigen Kanonen, die dalagen und zwischen den grasbewachsenen Maueröffnungen herausguckten, ein Lächeln erlauben. Im Gegenteil! Der brave Kapitän schwor oft genug darauf, daß eine ähnliche Befestigung an der ganzen Küste nicht zu finden sei, und er beteuerte, daß er keinen anderen Wunsch hätte, als eine anständige, große und gut bewaffnete feindliche Flotte draußen im Sund, mit der er sich amüsieren könnte, indem er sie kurz und klein schoß.

Doch — das sollte nun nicht geschehen. — Die Jahre zogen still dahin, ohne daß die fürchterliche Festung beweisen konnte, wozu sie tauge. — Nur ein einziges Mal hatte der Kapitän Veranlassung, die gefährlichen Kanonen zu einer kriegerischen Kundgebung zu gebrauchen; und das war damals, als er dem Fischerdorfe Gräshavn den Krieg erklärte, und Ingemar Törresen ohne Gnade und Barmherzigkeit bombardierte.

Gräshavn lag auf dem Festlande gegenüber von Christiansö. Im Laufe der Zeiten waren dort einige zwanzig Häuser emporgeschossen, und zwar ganz ansehnliche Häuser. Die meisten von ihnen waren uralt — noch aus der Zeit, wo die See voller Seeräuber war und es deshalb am sichersten schien, unter dem Schutze der Festungskanonen zu leben.

Da gab es ein Zollamt mit Speichern und Packhäusern. Da gab es ein Wirtshaus mit Tanzsaal und Schankstube. Da gab es mehrere Handelshäuser, von denen besonders Ingemar Törresens sich durch seine stattlichen Gebäude auszeichnete.

Kapitän von Knarren stand mit Ingemar Törresen in Geschäftsverbindung. Er hatte ein Konto bei ihm, und dies Konto hielt seine Haushälterin, Jungfrau Pfefferlach, mit großer Pünktlichkeit in Ordnung; denn Jungfrau Pfefferlach war ein sehr genaues und ordentliches Frauenzimmer.

Das einzige, was Kapitän von Knarren nicht in diesem Buche aufgeführt haben wollte, waren der Wein und der Branntwein, den er konsumierte, nebst dem Tabak, den er verbrauchte. „Das werden wir entre nous ordnen, Törresen", pflegte er zu sagen; — und Törresen war geduldig wie ein Lamm; er mahnte den Kapitän niemals, außer an jedem Neujahr; doch da sandte von Knarren stets die Rechnung zurück in Begleitung einer Einladung zur Neujahrsgesellschaft des Kapitäns, wozu Standespersonen aus der Stadt kamen, die dort mehrere Tage hintereinander zu bleiben pflegten.

Wenn diese Einladung abgesandt war, beruhigte sich der Kapitän; er meinte nun, daß Törresen reichlichen Ersatz für seine zahlreichen Flaschen bekommen hätte.

Und Törresen war, wie schon gesagt — ein gutmütiger Mann, der das Jahr um Jahr gehen ließ, ohne zu mucken.

Der Grund zu dem großen Streit zwischen Törresen und v. Knarren war ein großes Faß Madeira, das Törresen aus England bekommen hatte. Er war sogar selbst drüben gewesen, um es zu holen, und hatte es für einen ganz lächerlichen Preis bekommen, was es natürlich doppelt kostbar machte.

Zweimal im Jahre pflegte Törresen auf einer großen Schaluppe nach England zu reisen und Waren zu holen. Wenn er von dieser Tour nach Hause kam, pflegte er die Standespersonen aus dem kleinen Fischerdorf an Bord zu laden, damit sie von den Waren kosten konnten. Die Standespersonen bestanden aus den Zollbeamten und dem Aldermann nebst einem ausgedienten Schiffer, der Törresens Schwager war. Außerdem (selbstverständlich) den Kapitän samt den Leutnants, die zufällig Dienst taten.

Die Bewirtung bei Törresen war gut, und es waren nicht bloß die heimgebrachten Waren, mit denen er auftischte; nein, er servierte

Friedrich Kallmorgen:
Abend im Hamburger Hafen.
(Große Berliner Kunstausstellung 1909.)

sogar guten norwegischen Fisch, sowie Pökelfleisch und im Hause gebackene Kuchen in einem großen Durcheinander.

Und alles mußte „schwimmen".

Dieses unglückselige Mal war es der Madeira, worin alles „schwimmen" mußte. Und das konnten alle die guten Dinge wohl tun. Denn der Madeira war gut — ja, er war sozusagen vorzüglich, und das merkwürdige war, daß je mehr Kapitän von Knarren davon trank, er ihm desto mehr behagte. Er rühmte ihn laut, zuletzt auch auf deutsch, wie auf holländisch. —

Aber als die Mahlzeit beendet war, liebte er ihn so furchtbar, daß er schwer auf den Tisch schlug: „Der Teufel solle ihn holen — wenn andere als seines Vaters Sohn den reizenden Wein mit ihren Lippen berühren würden. Törresen, du schickst mir sofort das Faß heraus — das ganze Faß, verstanden?"

Törresen antwortete bloß „ha" und „ja" und leckte sich den Mund und lächelte in seine dünnen Bartstoppeln hinein und glaubte, der brave Kapitän fasele und würde das ganze bis morgen früh vergessen haben.

Doch Törresen kannte unseren gewaltigen Kapitän nicht! Als ob er faseln müßte, weil er ein paar Flaschen Wein hinter der Binde hatte! Er, dessen prächtiger Bauch einen halben Anker fassen konnte, ohne daß sich sein Hirn davon anfechten ließ!

Nein — der Kapitän saß im Gegenteil ganz beseligt da, sah auf die Sterne und träumte davon, welch Vergnügen das werden würde, wenn er nun bald eine große Gesellschaft für Konsul Seehuusen und einige andere Freunde aus der Stadt geben könnte — denkt, was für ein Vergnügen das sein würde, sie mit einem ganzen Faß von diesem göttlichen Madeira gehörig zu traktieren! Und was für ein brauchbarer Mensch Törresen eigentlich war! Da geht der Dummkopf hin und verplempert ein solches Faß, dessen Gleichen man lange suchen konnte.

— Kapitän Ulrich Friederich Schousboe von Knarren ging in dieser Nacht lange auf dem Festungswall umher. Die Sterne blickten so schön hernieder in die stille See, wo hin und wieder ein Fischlein zappelte und einen feinen Ring auf der blanken Fläche machte.

* * *

Früh am nächsten Morgen lief das größte Boot der Festung, von vier starken Soldaten gerudert, bei Törresens Brücke an. Der kleine Törresen stand in dem Verschlag und spaltete Holz, als einer von den

Soldaten bei ihm eintrat, grüßte und sagte, daß sie vom Kapitän kämen, um das zu holen, was er schon wüßte.

Doch Törresen wußte gar nichts. Er schüttelte erschreckt seinen runden Kopf und stellte die Axt von sich an die Seite des Hackeblocks.

„Verzeihung, daß ich nichts davon weiß," antwortete er und tat unschuldig wie ein Küchlein, und noch dazu mit kläglicher Stimme: „Ich habe absolut nicht den leisesten Dunst von dem, was der Kapitän draußen am Abend sagte; denn, um die Wahrheit zu gestehen, ich hatte einen kleinen Spitz."

Das war nun Lüge von dem guten Törresen. Denn erstens war er unnatürlich vorsichtig mit dem Madeira gewesen, weil er der Wirt war — und Törresen war immer anständig, wenn er Wirt war. Und zweitens war Törresen solchermaßen beschaffen, daß er nicht einmal in der allerphantastischsten Berauschtheit etwas vergaß, was Geschäften ähnelte.

Doch Törresen war listig, und er wollte Zeit gewinnen, wie er den Kapitän hinters Licht führen und den Madeira retten könnte.

Ja, ja — da mußten die Soldaten wieder zurückrudern, um zu fragen, was das wäre, woran Törresen sich erinnern sollte.

Aber als sie von der Brücke abgestoßen hatten, schlüpfte er in seinen Kramladen und suchte die Schublade auf, worin er v. Knarrens Rechnungen aufbewahrte. Die lagen fein säuberlich zusammengebunden, Jahrgang für Jahrgang. Im Nu rechnete er aus, daß der Kapitän zusammen für 275 Reichstaler und $6^1/_2$ Schilling in den drei Jahren, wo er in Geschäftsverbindung mit ihm stand, verbraucht hatte. Kam dann noch das Faß dazu, wurden es an die 350 Reichstaler; und er müßte ja verrückt sein, wenn er hinginge und dem dicken Brummbären all das schöne Geld schenkte. — Je länger er die Frechheit des Kapitäns erwog, desto zorniger wurde er; und obwohl Törresen gewöhnlich nicht alle Tage zu fluchen pflegte, wird doch an diesem Tage, fürchte ich, ein ganz kleiner Fluch über seine Lippen gekommen sein: eher würde er sich den Kopf abreißen lassen, bevor er den wunderbaren Madeira fortgab.

Als v. Knarren die Botschaft durch die Soldaten bekam, brummte er erst ein wenig, doch dann dachte er, daß, obgleich — na ja! Törresen, das Vieh, war ja immer betrunken, und sagte darauf zu den Soldaten, sie brauchten bloß „der Madeira" zu sagen, so würde sich Törresen schon erinnern, was es wäre.

Danach ging er auf den Festungswall und unternahm seine gewöhn-

liche Morgenrunde und war bei ebensoguter Laune wie am vorhergehenden Abend.

Die vier Soldaten stolperten so hastig in Törresens Kramladen herein, daß die Türglocke noch lange nach ihnen zu klingeln fortfuhr.

„Der Madeira!" sagten alle viere auf einmal.

„O gewiß!" sagte der arglistige Törresen und lächelte schlangenhaft. Aber ob sie nicht erst dem Kapitän diesen Brief übergeben wollten.

Nein, die Soldaten waren gekommen, um den Madeira zu holen. Sie konnten nicht noch einmal unverrichteter Sache umkehren.

„Macht euch keine Gedanken, liebe Leute," antwortete Törresen und lachte innerlich und sah aus, als ob er einen Spaß vorhätte. „Das ist bloß etwas, was der Kapitän und ich miteinander vorhaben."

Ja, ja — die Soldaten glaubten nicht, daß sie sonst dürften — aber wenn es so war, daß die beiden es untereinander hatten — so —

Sie zogen wieder ab.

Der Kapitän stand auf der Brücke und wartete. Er leckte sich um den Mund vor Spannung; denn er war obendrein durstig.

Aber als er sah, daß absolut kein Faß im Boot lag, dagegen einer der Soldaten ihm einen Brief überreichte — da prasselte aus seinem breiten Mund ein Schwall von Worten hervor, die furchtbar waren.

Er riß den Umschlag auf und sah zu seiner Wut — Haufen von Rechnungen — drei dicke Haufen mit langen Rechnungen in seine Hand fallen. Dazu noch ein kleiner Brief auf kleinem Papier mit Törresens greulichen Schriftzügen geschrieben:

„S. T. Seiner Hoch Wohlgeborenheit
Hrn. Kapitän von Knarren.

Den Madeira betreffend. So hapt Ihr Bis Jetzt Nichts dafon bezahlt. — Ich bin ein Armer man. Und miet Großer Famillje. Darum möchte ich Eure Hoch Wohlgeborenheit unterthänigst ersuchen. Bezahlen Sie mich inliekendes Gut Haben. Welches Zusammen 350 Rtlr. und 3½ Sch. wären.

Untertenikster Diner
Ingemar Törresen."

Großer Gott! Man hätte ihn sehen müssen! Ja, man hätte ihn sehen müssen! Denn lange sagte er nichts. Aber er sah aus! Großer Gott!

Endlich ging er von der Brücke den Weg zu seiner Wohnung

hinauf, und er sprach laut in einer Sprache, die die Soldaten nicht verstanden, aber das verstanden sie doch zur Genüge, daß der Kapitän jetzt in seiner schlimmsten Laune war, so daß es das Beste wäre, sitzen zu bleiben, wo sie saßen, bis sie andern Befehl bekamen.

Und darin taten sie recht; denn eine Weile später kam er zurück, und da sah er nicht sanfter aus, als wie er gegangen war. Er gab dem Korporal, der das Boot steuerte, einen kleinen Brief und befahl ihm barsch, es dem Kamuffel von Krämer zuzustellen. Marsch!

Als der listige Törresen den Brief einige Male beschnüffelt und gedreht und ein bißchen an v. Knarrens stolzem Siegel mit der alten Schute im Schilde und dem gewappneten Arm auf dem Helm gekratzt hatte, — wagte er schließlich ihn zu öffnen, und er las zu seiner Bestürzung folgendes:

„Wenn der Madeira bis heute mittag nicht hier auf der Festung ist, so schieße ich deine elende Bude mit meinen Kanonen kurz und klein.

U. F. S. v. Knarren."

Törresen bedachte sich lange und gründlich. Und danach wurde ihm ruhiger zumute. Denn das konnte der Mensch doch niemals im Ernste meinen. Gott behüte noch mal! Einem ehrlichen Mann das Haus einzuschießen, bloß deshalb, weil er ein Faß feinen Madeiras nicht ausliefern wollte! Hatte man Ähnliches je gehört? Nein, das war nur, um ihn zu erschrecken! — Pah, v. Knarren glaubte, er könne auf diese Art einen simpelen Menschen begaunern; — doch nun würde er sehen, daß er falsch geglaubt hatte. — Hihi, lachte Törresen verschmitzt, nein wahrlich, wenn er so anfangen wollte!

Darauf ging Törresen wieder in den Verschlag und griff zu dem Birkenholz. Doch es war so sonderbar damit; er hatte trotz alledem keine rechte Ruhe, und wie das nun so ging, er fiel in tiefe Gedanken.

In Jesu Namen — man konnte niemals wissen, auf was ein solch unbändiger Mensch verfallen mochte! Obgleich eine derartige Tollheit —!

Törresen hatte eine Tante gehabt, die eine kluge Frau war, die hielt es mit den Sprichwörtern. Und eins ihrer Sprichwörter lautete in ihrer eigenen klangvollen Sprache folgendermaßer: „Es ist zu spät sich zu schneuzen, wenn die Nase ab ist."

Ja, — das war eine harte Nuß für Törresen, und er stellte die Axt weg und kratzte sich den Kopf und spuckte verdrießlich in den Splitter-

haufen. — Dann lief er hinaus auf die Brücke, bloß so ganz zufällig — um zu sehen, wie's denen da draußen auf der Festung ging.

Nun schien die Morgensonne allerdings ihm gerade entgegen, und die See schimmerte in der Morgenbrise. Das war ein Glitzern und Blinken, so daß es fast unmöglich schien, etwas zu unterscheiden. Doch in der Tat — ging da nicht Ungewöhnliches vor? Ja — schwere Not, gingen da nicht einige und fingerten an den Kanonen herum?

Törresen wurde siedend heiß und schüttelte den Kopf.

Bewahre! sagte er. Der Mensch müßte ins Tollhaus.

Doch sicherheitshalber — ja sicherheitshalber ging er in den Laden und nahm seinen Jungen mit in den Keller hinunter und rollte das liebe, teure, kostbare Weinfaß auf die Brücke hinauf und legte ein großes Tuch darüber, damit niemand sehen konnte, was es war, wenn einer kommen sollte.

Sicherheitshalber! — Es war ja schnell wieder heruntergerollt, wenn das Schlimmste vorbei war.

Dann ging er hin zu seinem Freund, dem alten Zöllner Sandreb. Börn Sandreb war der änglichste Mann auf der Welt, und er jammerte beständig. Er hatte eine abergläubische Furcht vor Höherstehenden — vor Leuten, die Gold an der Mütze hatten und „fein" waren.

„Jesses, Törresen," sagte Zöllner Sandreb, „ergib dich man gleich. Schicke bloß den Madeira hinaus. Was kann nicht alles daraus entstehen? Ach, was kann nicht alles daraus entstehen?"

Doch das sagte Sandreb immer — was kann nicht alles daraus entstehen, war seines Lebens ewiger Refrain.

Ja, aber Törresen bestand auf seinem Recht. War das sein Madeira oder war es des Kapitäns Madeira? Na. Und daß er sein Geld haben wollte, lag darin etwas Unvernünftiges? War nicht vielleicht er — Törresen, geduldig gewesen — ja, wie ein Lamm geduldig — drei ganze Jahre lang? Und müßte ein armer Mann sich alles gefallen lassen? — Höh! — Nein, eher wollte er sein Haus bis auf den Grund brennen lassen, eher ging er dann zum König selbst, und der König war ein ordentlicher Mensch gegen kleine Leute, das wußte man.

Doch Zöllner Sandreb fuhr mit seinem „Nie und nimmermehr, Törresen" fort. „Da kann nie was anderes als Schlimmes daraus entstehen. Niemals in alle Ewigkeit!"

Zöllner Sandreb war in der Regel ein alter blöder Faselhans, aber plötzlich sagte er etwas, was Sinn hatte:

„Geh du bloß zu Konsul Seehuusen. Das ist ein feiner Mann und ein guter Mann und ein reicher Mann. Ja, du kennst ihn wahrscheinlich besser als ich. Aber geh du bloß zu ihm und sage, daß es so und so stände, denn er ist Knarrens bester Freund und renkt das schon alles wieder ein, paß mal auf."

Ja, das war wahrhaftig etwas, was sich hören ließ, und als Törresen gegen die Mittagszeit nach Hause kam, sagte er zum Ladenjungen, daß er ebensogut das Faß in das große Boot rollen könnte und sich bereit halten, fortzurudern. Das Dienstmädchen sollte helfen.

* * *

Kapitän Ulrich Friederich Schousboe von Knarren stand auf dem Festungswall mit dem Fernrohr in der einen und der Uhr in der andern Hand. Die vier kleinen Kanonen steckten ihre blankgeputzten Köpfe über die grüne Wehr des Walles; sie waren sorgfältig geladen und eingestellt und gerichtet, und der Kapitän hatte sie selbst gerichtet, und da trafen sie sicher das, worauf sie zielten.

Die eine von ihnen zielte auf den Berg rechts von dem Kramladen, die zweite auf ein kleines Haus auf einer Bergspitze, hinter dessen mit Herzen geschmückter Tür Törresen die glücklichsten Stunden seines Lebens verbrachte. Die dritte zeigte auf Törresens Laden, und die vierte auf seinen hohen und dicken Schornstein.

„Wenn wir soweit sind," sagte der Kapitän, „und das Biest hat noch nicht kapituliert, dann fängt die eigentliche Kanonade an."

Punkt zwölf Uhr donnerte die erste Kanone, so daß alle Fenster rings am ganzen Hafen klirrten. Selbst wenn auch Christiansös Kanonen nicht weiter gefährlich waren, so klang es doch wie ein Unglück.

Klaks! sagte es an der Bergwand, so daß die kleinen Steine spritzten.

„Benjamin," schrie Törresen, er stand auf Wache in dem Holzverschlag — „Benjamin und Thea — beeilt euch mit dem Boot, rudert, was ihr könnt."

Er selbst lief auf die Brücke hinaus und winkte mit einem großen weißen Laken aus Leibeskräften.

Bum! knallte das wieder — und Kratsch! sagte das oben in Törresens kleinem Refugium.

Törresen fing an vor Schreck Sinn und Verstand zu verlieren. Er schrie und winkte, winkte und schrie — „Hei — sind Sie verrückt! Hei

nun kommt der Madeira — Benjamin und Thea — Gott steh uns bei — Fort! Fort!"

Kapitän von Knarren sah Törresens Schrecken gut; er konnte so prächtig alles verfolgen, was am Lande vor sich ging, denn er besaß ein ausgezeichnetes Fernglas, das ihm Konsul Seehuusen, als er einmal aus England kam, verehrt hatte. — Der Kapitän sah auch recht wohl, daß der Madeira an Bord des Bootes war; doch den Biestern konnte ein kleiner Schreck ganz gut tun, und außerdem befanden sich noch zwei Schuß in den Kanonen, und es lag keine Veranlassung vor, mit den paar Kugeln zu sparen.

Im Nu ließ er die Kanonen drehen — und Bum! schlug eine Kugel an dem Land entlang, dicht vorbei an der Zollhausbrücke, so daß der arme Sandreb, der die Sache von seiner Treppe aus beobachten wollte, mit einem lauten Schrei umfiel. — Gleich danach kam der vierte Schuß, welcher die Richtung aus dem Hafen nach der anderen Kante nahm und die Bewohner auf dieser Seite in die größte Verwirrung setzte.

„So!" sagte der Kapitän. „Jetzt haben wir uns in Respekt gesetzt." Er schob das Fernglas mit einem Knall zusammen und ging nach unten, um seinen Tribut in Empfang zu nehmen.

* * *

Als Törresen einige Tage später aus der Stadt nach Hause kam, war er über alle Maßen zufrieden, und da gab es von dieser Zeit ab kein Nein in seinem Mund, was Kapitän von Knarren auch bestellen mochte. Nein, weit entfernt davon. Und der Kapitän verzieh ihm bald, als er sah, daß der Mann wirklich sein ungeziemendes Benehmen bereute.

Ja, da wurde solch ein Wesens nun zwischen Törresen und von Knarren, daß es eine Pracht war. Nachdem Törresen die letzte Spur ihrer Differenz entfernt hatte und überdies sein Refugium mit einem Fensterchen und einer Gardine davor geschmückt, erwähnte keiner von ihnen mehr die Sache.

Aber jedesmal, wenn Konsul von Seehuusen von Knarren besuchte und den kleinen Törresen traf, da lachten sich die beiden auf eine so hinterlistige Art an, als ob sie ein kleines, fideles Geheimnis miteinander hätten.

Rundschau.

Berlin-Münchner Bühnen-Experimente.

Die Fest- und Gastspiele, die Max Reinhardt und seine Leute gegenwärtig in München zur Diskussion stellen, präsentieren das moderne Bühnenproblem, an dem seit Jahr und Tag ohn' Unterlaß gebastelt wird, in einer Reinkultur. In Berlin wollte man der Phantasie des Auges zu besserem Recht verhelfen, um von hier aus den ganzen Betrieb des Theaters aufzufrischen, und Reinhardt holte sich die Mitglieder der Malergilde als Helfer heran: Corinth und Kruse, Orlik und Roller, Slevogt und Munch, Walser und Stern. Das gab ein neues Leben von ungeahntem Reichtum und lieh der Kunst des Dramenspielens einen Magnetzauber, wie sie ihn lange nicht ausgeübt. Brachte freilich auch Gefahren der Hypertrophie, die mit aller Anstrengung zurückgedämmt werden mußten. In München sah man dies fröhliche Getriebe und wollte nicht zurückstehen. Und da dort wohl Künstler, aber keine Bühnenpraktiker von Wagemut zur Stelle waren, so nahmen die Maler die Sache „in die Hand" und nun ihrerseits Dramaturgen, Regisseure, Schauspieler in Dienst. Die Helfer wurden zu Herren. Man sprach vorm Jahr an der Isar schlechthin von Fritz Erlers „Faust", von Diez' „Was ihr wollt". Alles verschob sich. Die süddeutschen Maler hatten von Berlin gelernt: die Hypertrophien wollten sie vermeiden. Aber an ihre Stelle setzten sie eine andere Gefahr: die anspruchsvoll-aufdringliche Einfachheit, das Pochen mit der Askese, das auch sonst in unsern Läuften sich mit den Ellenbogen vorschiebt. Sie gingen von ausnehmend verständigen Prinzipien aus. Wollten dem Überwuchern der realistischen Augentäuschung durch andeutende Phantasiestachelung ein Paroli bieten; aus wohlerwogenen Farben- und Licht-Akkorden und -Kontrasten ihre hauptsächlichen Wirkungen gewinnen; allen Dichtungen einen einheitlichen, leicht variablen Stilrahmen von unkomplizierter Maschinerie schaffen. Aber sie ritten ihre gescheiten Prinzipien in ein Schema hinein. Projizierten sich antike und shakespearesche Ideen der Bühneneinrichtung auf moderne Verhältnisse. Verrannten sich in einer dekorativen Bildtheorie, die alles in die Fläche zwingen und die Dreidimensionalität des Raumes soweit möglich aufheben wollte. So bauten sie die Bühne ihres „Künstler-Theaters", mit der Tiefe einer mäßigen bürgerlichen Zimmerlänge, mit den unverrückbaren beiden Seitentürmen und dem Luftschacht der Versenkung vor dem Prospekt, der ein für allemal die Illusion der Raumdarstellung zu liefern hatte. Was dabei herauskam, war ein interessantes Prokrustesbett, in dem manche Dramen und manche Einzelszenen anderer ganz be-

quem Platz finden, die Mehrzahl aber nur nach schmerzhaften Verstümmelungen und Amputationen zur Ruhe gebracht werden konnte. Die ganze blühende Mannigfaltigkeit der Weltliteratur, die wir Heutigen umfassen möchten, ward auf das Malerdogma von der „Reliefbühne" genagelt, und die Oberherrschaft des Dekorativen, die man in Berlin bedrohlich anschwellen sah und darum in München umgehen wollte, ward auf diesem Umweg nur um so sicherer erreicht. Man suchte das Allzuviel zu vermeiden und griff zum Allzuwenig. Und statt daß die Bühne schrie: seht mich an, was ich alles habe! — schrie sie nun: seht bloß, wie wenig ich habe! Andere Worte; aber sie schrie.

Nun sollte Reinhardt, der phantasiereichste Musiker, auf diesem Flötchen spielen. Das Paganini-Kunststück, einmal auf einer Saite ganze Melodien zu geigen, reizte ihn. Er hatte schon im vergangenen Winter allerlei von den Münchner Gedanken genutzt, wo es ihm angebracht schien; namentlich im Faust, wo er sogar einen Schritt zu weit auf der glitschigen Bahn ausrutschte. Nun machte es ihm Spaß, die Möglichkeiten des Künstlertheaters spekulativ zu durchforschen, ob sich hier neue Wege für seine längst angebahnte Vereinfachungsreform ergäben. Ohne Zweifel: er fand sie. Und das Deutsche Theater wie das deutsche Theater werden ihre Vorteile davon haben. Da er aus der Not eine Tugend machen mußte, erkannte er, mit wie geringen Mitteln man gelegentlich auskommen kann. Er absolviert jetzt eine dekorative Entfettungskur, die seiner künstlerischen Konstitution dienlich sein muß. Beim „Hamlet" vor allem wurde es klar, daß es einen Mittelpfad gibt zwischen der Historienmanier, die allmählich in das kitschige Hof- und Stadttheater-Dänemark der Konvention hinabgeglitten ist, und den Samtvorhängen, die Beerbohm-Tree, mit einer Anleihe an Gordon Craig, in Vorschlag brachte, was eine gute Abwechslungswirkung, aber eben doch mehr einen Spezialitätseffekt hervorrief. Fritz Erler, dessen Faust-Inszenierung bis auf zwei Szenen (Prolog im Himmel und Dom) ein von Verständnislosigkeit strotzendes Goethe-Sakrileg ist, war hier sehr glücklich; einzelne Entgleisungen abgerechnet. Dennoch schmerzte das Prokrustesbett des engen Billardbühnchens, das für Majestät Claudius die tollsten Thronkonstruktionen nötig machte, der Terrasse nebst dem Geist ihre Schauer nahm und für der lieblichen Ophelia Bestattung nur einen Friedhof zuließ, auf dem beinahe alles in das eine offene Grab gestolpert wäre. Bei anderen Aufgaben, wie beim „Sommernachtstraum", half sich Reinhardt, indem er die Reliefbühne gleichsam bemogelte. Er schlug ihr ein Schnippchen, da er im Walde ihre „Türme" versteckte und den winzigen Schauplatz durch ein geniales Raffinement dehnte. Flugs revoltierten die Münchner Gestrengen: das ist nicht das, was wir wollten! und ließen sich auch durch den bezaubernden Eindruck, den in diesem holden Spiel der geniale Regisseur zu wecken wußte, nicht über den Frevel am Prinzip beruhigen.

In Summa, wir haben es wieder

einmal schwarz auf weiß: pictor taceat in theatro. Er kann nur raten, dienen, Instruktionen ausarbeiten, gehorsam einspringen, untertänigste Anträge stellen; niemals regieren, bestimmen und das große Wort führen. Das gehört dem Spielleiter und, mit Respekt zu sagen, dem Dichter. Wenn Reinhardt das Experiment mit Ehren bestand, so rührt das daher, daß er, soweit möglich, die Künstler in ihre Schranken zurückdrängte und durch seine dramaturgischen Ideen ihre Fehler vergessen ließ. Darüber sind sich die Münchner einig, soweit sie nicht zur Priesterschaft der unentwegten Reliefgemeinde zählen: daß er ihnen, wie früher den Berlinern, den Furor und die Jugend gebracht hat, die das erschlaffte Interesse am Theater wieder lebendig machen; daß seine leidenschaftliche Einbohrung in die Regieprobleme ihnen tausend schlummernde Wunder erweckte; daß er verrunzelte alte Schläuche mit neuem Wein füllte und straffte. Er ist dort unten, wie hier oben, als revolutionierender Unruhstifter und Anreger eingezogen, und nach seinem impetuosen Dreinfahren kann der alte Münchner Trott nicht weiter gehen.

Und noch ein Neues hat er geschaffen, das über dies mittelbare Verdienst hinausgeht: seinen „Hamlet", mit Alexander Moissis Dänenprinzen. Wieder fielen die Krusten der Konvention, und strahlend stieg das Wunderwerk der Dichtung aus der verrotteten Schale; ward wie nie zu einem fest verzahnten dramatischen Geschehen und wuchs zu einem Bühnenganzen, das fast in Staunen setzte. Weil jedes Teilchen im Innersten gepackt war, als gälte es die Premiere eines neuen Werkes, zu dem noch gar keine Erfahrungen vorliegen.

Und dazwischen schritt Moissis schlanker Zauberer. Nicht der dreißigjährige Hamlet, den Shakespeare wollte, um begreiflich zu machen, daß sich in diesem Kopfe unter anderem auch die gesamte Gedankenwelt der reifsten Renaissance und des Dichters eigenes Wissen und Ahnen von allen Weltdingen zusammenpreßte. Aber der edelste, unglücklichste, zarteste Jüngling, der je, von einem plumpen Schicksal wider seine Natur zur Tat verdammt, den Zusammenstoß mit der Welt erlebte. Max Osborn.

Vom Struwwelpeter-Hofmann.

Das lustige Bilderbuch vom „Struwwelpeter" ist jetzt fast 65 Jahre alt, und sein Verfasser, der Frankfurter Irrenarzt Heinrich Hoffmann, der sich zum Unterschiede von den vielen andern Hoffmanns Donner zubenannte, wäre am 13. Juni (nicht wie bei Meyer steht 21.) hundert Jahre alt geworden. Grund genug, dem von der Literaturgeschichte höchst stiefmütterlich behandelten Poeten, der noch nicht einmal einen germanistischen Doktoranden gefunden hat, eine Jubiläumsnotiz zu widmen. Sein „Struwwelpeter", oder wie das Buch zuerst hieß „Lustige Geschichten und drollige Bilder", verträgt als Liebling unserer Kleinsten weder eine literarische noch ästhetische Wertung. Es genügt zu wissen, daß es ursprünglich für Hoffmanns eigenes Söhnchen bestimmt war, und daß der Dichter sich hier seine Kenntnis der Kinderseele, die er am Kranken-

bett gewonnen hatte, zunutze machte. Später entschloß er sich auf vieles Drängen zur Veröffentlichung, und der Absatz wuchs lawinenartig. Der „Struwwelpeter" dürfte heute bereits eine Verbreitung von annähernd einer Million Exemplaren (300 Auflagen) gefunden haben. Diese unzerreißbaren Bücher weisen wahrscheinlich alle so deutliche Gebrauchsspuren auf wie das vor mir liegende. Der „Struwwelpeter" ist unsere früheste literarische Erinnerung, die wir uns nicht griesgrämig durch pädagogische Predigten über die Verkehrtheit und Gefährlichkeit des Buches zerstören lassen wollen. Dann kommt „Max und Moritz" und Nieritz und Schwab. Die Ersatzmannschaften, die von den Kunstpädagogen aufgebracht worden sind, haben keinen ähnlichen Treffer zu verzeichnen, und man verrückt den Standpunkt, wenn man das Kinderbuch nicht überhaupt als bloße Unterhaltungsschrift ansieht. So bedarf der Struwwelpeter-Hoffmann keiner Ehrenrettung, aber er läßt sich auch nicht in Jubiläumsstimmung als Dichter entdecken. Er selbst hat anderen Kinderbüchern, wie dem „König Nußknacker", größere Bedeutung zugesprochen als seinem Struwwelpeter, aber diese etwas sentimentalen Märchengeschichten haben in ihrer Weichheit nicht die gesunde Spannungskraft der echten Märchen und ihren soliden Schuß Unmoralität.

Hoffmann-Donner war schon, bevor er den „Struwwelpeter" schrieb, als Dichter für die Großen aufgetreten. Ein Poet mit deutlichen Einflüssen Eichendorffs, Uhlands, Heines, ohne stärkere Physiognomie, wie ja auch sein Zeichenstift bald auf Ludwig Richter, bald auf Hosemann und die Volksbücher auf Löschpapier raten läßt. Jeanpaulisch ist die Seele des Mannes, der die „Humoristischen Studien", die Gedichtsammlung „Auf heiteren Pfaden" (eine Erweiterung der Gedichte von 1842) und den „Badeort Salzloch" verfaßt hat. Hier hat alles deutlich einen vormärzlichen Anstrich. Die Satire seiner politischen Komödien ist süddeutsch-gemütlich, und in seiner Verspottung der Wunderheilungen des Trierer Rockes schlägt er längst nicht so scharfe Töne an wie der Märker Glasbrenner, der ungefähr sein Altersgenosse war. Aus seiner Kartoffelkomödie, die in China spielt und die Lebensabenteuer eines Berliner Friseurs erzählt, sei folgender, gegen den Absolutismus gerichteter Passus zitiert: „Der Staat gleicht einem gedeckten und wohlbestellten Tische. Es steht ein appetitlicher Hammelsbraten darauf. Das ist das Volk. Die Regierung im allgemeinen sitzt behaglich an diesem Tische und verzehrt den Braten. Die Hände, die das Fleisch zurecht schneiden und in den Mund bringen, das sind die Gerichte und die Provinzialbeamten. Von den Zähnen wird nun alles fein zurechtgekaut und genießbar gemacht, — und das wären etwa die Minister. Das Ganze aber kommt in den Magen, und ist der Hauptheld, der Zweck, der Fürst. Sie, Majestät sind ein solcher Magen .... Die Gesetze, das sind die Kochbücher der Regierung." Im Sturmjahre 1848 hat Hoffmann vor dem Demagogentum und den Rabagashelden ein deutliches Grauen empfunden, und aus diesem Gefühl heraus entstand

sein „Handbuch für Wühler“ wie auch eine Reihe gleichzeitiger politischer Gedichte:

„Sonst trug Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor,
Doch Sparsamkeit ist auch Gewinn,
Noch weniger will des Volkes Ohr.
Des Tages Schlagwort fix zur Hand,
Das schleudre in der Menge Ohr!
Denn sieh, es trägt der Unverstand
Sich wahrlich noch viel leichter vor.
Ein recht gesundes Zungenpaar,
Das rührt der Herrn genügsam Ohr;
Gebrüllter Unsinn, blank und bar
Ruft Beifallssturmgebraus hervor.“

Sein angestrengter Beruf — Hoffmann wurde Leiter der in Frankfurt begründeten Irrenanstalt — ließ den Dichter immer seltener zu Worte kommen. Er selbst war sich der Grenzen seiner Begabung genau bewußt und hat bei zahllosen Anlässen nur zum Hausgebrauch versifiziert und sich in seinem geruhigen Dasein, das ihn 85 Jahre werden ließ, an die eigene „Lebensregel“ gehalten:

„Dauernd kannst du dir verbinden,
Was du Schönes je besessen,
Lerne nur das Rechte finden
Im Erinnern und Vergessen.
Alles Edle, alles Gute.
Schreibe dir ins Herz, ins reine!
Doch vergiß mit schnellem Mute
Alles Schlechte und Gemeine!“

Hans Landsberg.

Bildende Kunst.

Bartholomé.

In Auteuil, wo er wohnt, kennt ihn jedes Kind. Vater Bartholomé, in greisem Barte, geht in Hauskleid und Pantoffeln über die Straße, mit gemütlichen Schritten, ein kleines Mädchen an jeder Hand. Schmunzelnd sehen die Alten ihm nach: er ist wie unsereins, und dabei hat er das „Monument au morts“ geschaffen: in den Museen von Paris sind überall seine Marmormänner und Marmorfrauen — seine schöne schlanke eigene Frau im Luxemburg —, und seinen Namen kennen die Leute überall. Und er ist wie unsereins . . .

Rodin wohnt in Meudon, in einer schloßartigen Villa, hat ein prunkvolles Glasatelier und baut sich ein Antikenmuseum. Wenn ich ihm geschrieben habe, daß ich komme, warten Kutsche und Diener in Livree auf mich am Bahnhof. Seine Sprechstunde ist wie eine Audienz, die glücklich Empfangenen küssen ihm die Hände und gehen unter staunenden und verzückten Ausrufen durch das mit Werken angefüllte Atelier. Es wäre oft wie in einem Narrenhaus, wüßte man nicht, daß man eine halbe Stunde später allein mit dem herrlichen alten Rodin sein wird und mit seinem sarkastisch zuckenden Lachen unter dem Graubarte.

Bartholomé empfängt un peu sans gêne, lacht, ist gut Freund, ganz Hausvater und erzählt Witze im Argot. Spricht man von Berlin, so interessiert es ihn am meisten, ob man sich dort auch amüsieren kann. Kein mit Werken überfülltes Atelier, ein bis zwei Modelle. Will

man etwas von seinem Leben wissen, so lacht er; forscht man nach seinen Anschauungen über Kunst, so lacht er wieder. „Wollen Sie etwas darüber publizieren? Schreiben Sie dann nur, was Ihnen Spaß macht! Wir wollen lieber in die Kneipe dort drüben gehen, da gibt es einen anständigen Wein.“ Ein beneidenswerter roi d'Yvetot in greisem Haar, ein Lebensfreund ohne Schwere. Und doch hat dieses scheinbar leichte Hirn oft vollgerütteltem Maß menschlichen Leidens plastischen Ausdruck gegeben, etwa in seinem Christus, wo dann aller Schmerz aller Menschen über den zerrissenen Zügen wittert und im lautlosen Schrei des weit offenen Mundes eine furchtbare Konzentration findet. Aber — — —

Die Art dieser beiden berühmtesten Bildhauer Frankreichs entspricht ganz dem Range und dem Wesen ihrer Kunst. Rodin ist ein Kaiser der Plastik in Europa, das neben ihm keinen lebenden Ebenbürtigen kennt. Er ist ganz ohne allen Zweifel der Schöpfer einer neuen großen Epoche der Plastik, bedeutet für sie — als ein ganz Anderer — das nämliche, was ihr in der Zeit der Renaissance Michelangelo war. Er hat die bewußte Neutönerfreude und den Neutönerstolz ganz großer Schöpfer, das Gefühl des Mannes, vor dessen Werk sich einst spätere Geschlechter, die an ihm lernten, tief beugen werden mit einem Leuchten der Ehrfurcht: Rodin. Er hat, wie Michelangelo, in Wahrheit noch keine Schule, so einzig ist er; was als solche läuft, ist etwas Fragliches. Aber sein künstlerisches Blut kreist in den Adern des ganzen jungen Bildhauerfrankreich und baut da die Zukunft.

In diesem großen Reiche ist Bartholomé nur der Statthalter einer, wenn auch recht ansehnlichen, Provinz. Er ist ein sehr kluger Künstler, der das weiß, und selten sah ich einen bedeutenden Schöpfer sich vor der überragenden Größe eines andern mit solcher Selbstverständlichkeit beugen, wie Bartholomé vor Rodin. Der Ehrgeiz seiner jüngeren Jahre, der ihn in die öffentliche Arena trieb und nach dem überlebensgroßen, dem symbolischen Ausdruck verlangte, ist lange verebbt. Es ist um ihn stiller geworden, gleich als scheue ein viel Diskutierter das öffentliche Sich-nackt-Darstellen, was denn auch wohl der Fall sein mag. Aber er stand darum nicht still, noch ist er kleiner geworden. Seine Linie wurde ruhiger, sein Ausdruck konzentrierter, sein Vortrag unpathetischer und gerade darum von weit echterer Wirkung. Der Künstler Bartholomé steht heute auf einer viel reineren, man fühlt sich beinahe versucht zu sagen: mehr klassischen Höhe als seiner Zeit der von unkünstlerischen Nebenelementen durchaus nicht freie Schöpfer des „Monument aux morts“. Er ist nicht die Zukunft wie der größere Rodin, aber er ist sicher der natürlichste und selbstverständlichste Weg zu ihr. Sein Einfluß macht sich ganz im stillen und dafür um so eindringlicher im Hexensabbat des heutigen künstlerischen Frankreich fühlbar. Fast bei jedem jüngeren Bildhauer von Zukunft läßt sich konstatieren, wieviel Grundlegendes er von Bartholomé hat,

während die Wirkung des einzigen Rodin sich zur Zeit noch in nicht immer künstlerischen Oberflächlichkeiten äußert. Die plastische Tradition Frankreichs ist keineswegs so reich wie die malerische. Der große Houdon ist fast wie ein Mythos mit seiner Molièrebüste. Barye, der französische Gaul, ist den meisten kaum mehr als ein Name. Man hatte in der Plastik eine traurige Atelier- und Theaterkunst, die nach der Puppe und nur nach der Puppe arbeitete, und ein shocking-Publikum sah den gesunden Naturakt als etwas Unanständiges, der Kunst nicht Anstehendes. Erst als die Malerei den Schlachtruf „Zurück zur Natur!" ertönen ließ, besann sich auch die Plastik auf ihre wesentlichsten Aufgaben. Das Dreigestirn Rodin, Bartholomé, Charpentier war die Ergänzung zu Manet, Monet und Degas, und Rodin sagte mit seinem „Menschen des ehernen Zeitalters" dem Atelierzeitalter Fehde an.

Von diesen dreien ist Bartholomé zweifellos das normalste Talent, zum Wiederauffinden und Hüten plastischer Tradition der Geeignetste. Man könnte ihn selbst als Begründer des modernen französischen Neuhellenismus bezeichnen, jedenfalls den alten Bartholomé. Seine bescheidene Treue gegenüber der Natur, die Reinheit seines Wollens und des Könnens von Auge und Hand sind von unbedingter Zuverlässigkeit, seine Anspruchslosigkeit hat Größe.

Es fehlt ihm nicht an kleinen gallischen Perversionen. So hat er die Behandlung des blaufleckigen spanischen Pyrenäenmarmors in die Pariser Kunst eingeführt; echt französisch griff die Jugend gerade das mit Begeisterung auf. Und wer nun heute in der Skulpturenausstellung sich unwohl fühlt wie unter Leprakranken, ahnt wohl nur selten, daß dies alles nichts ist als ein Witz von Bartholomé.

Lothar Brieger-Wasservogel.

Nelly O'Brien.

In der Londoner Wallace-Collection, in der weniger die Sehnsuchtssucher und die Träumer als die Feinschmecker für malerische Köstlichkeiten Feste feiern, hängt Reynolds' Bildnis der Schauspielerin Nelly O'Brien. Vielen bedeutet es das feinste Frauenporträt des Meisters, und es ist in dieser Musterschau der Rokokoklassiker recht an seinem Platz. Reynolds schätzte die Künstler des Zehengetrippels und der Bergèrenanmut, so sehr er ihren Charme anerkannte, nicht höher ein als die Verfasser von Epigrammen und Schäferstücken, und doch hatte ihn hier verwandter Geist ergriffen. Und kein Wunder, daß der Anbeter der großen Venezianer und Bolognesen rokokohaft empfand, als er die siegreichste Amoureuse seiner Zeit, die chère amie Lord Bolinbrokes und vieler Aristokraten, porträtierte. Schön, gutherzig und schlagfertig soll sie gewesen sein, diese echte Irländerin. So faszinierend, schreibt Walpole, daß sie viele Hochgeborene zu gleicher Zeit in ihrem Netz einfing. In Reynolds' Atelier ist sie viel aus- und eingegangen, als das Gemälde 1763 entstand. Damals saßen ihm die Sieger und Siegerinnen auf dem Felde des Geistes

und der Schönheit, und dennoch hat er Nelly O'Brien wenigstens viermal porträtiert, aber niemals mit solcher Vollendung. Wer dürfte trotzdem mit Sicherheit behaupten, daß auch sein Herzschlag, dessen Wohlabgewogenheit durch ein vorbildliches — vielleicht zu vorbildliches — Leben verbürgt ist, wegen der Kurtisane in Verwirrung geraten sei? Wir glauben der Chronik viel eher, die berichtet, daß sie ihre Gestalt oft Modelldienste leisten ließ, wenn Highlife-Pflichten den vornehmen Porträtaufgeberinnen nicht Zeit genug für Sitzungen ließen. Jedenfalls fühlte sich der Künstler frühlingsmäßig inspiriert, als dieses Werk entstand; als er die feinen Verschattungen auf dem liebenswürdigen Gesicht, das holde Blau und Rosa der Sommertoilette neben dem Weiß des Schoßhündchens und dem Schwarz der Spitzenmantille schilderte. Hier ist alles Natur, das behaglich vorgebeugte Sitzen und der heitere Blick, der wie ein Vorbote quellenden Lachens wirkt. Wie anders hätten Fragonard und Lancret solches Modell behandelt. Ihre Pointen wären Ersatz für mangelnde biographische Notizen geworden. Aber der echte Engländer meidet die Pointe, er will nicht Geist, sondern Gemüt; nicht Helena, sondern Penelope sieht er in jedem Weibe. Und der moralistische Nationalzug, den schon Voltaire erkannte, läßt auch Reynolds die Halbweltlerin, trotz einem sehr deutlich gemachten rosigen Atlasjupon, mehr als Landedelfrau charakterisieren. Er liebte die Anmut, aber sie war ihm stets die Zwillingsschwester der Würde.

Jarno Jessen.

Meindert Hobbema: Die Allee.

Ein Landschaftsbild, das zu den bekanntesten Gemälden der Londoner National-Galerie gehört, weil es dem Meister gewiß in einem seiner glücklichsten Augenblicke gelungen ist. Von dem herrlichen Zusammenklang der Farben, dem goldigen Duft, in dem die Bäume erzittern, vom milden Licht, das sich aus dem Wolkenhimmel über die dunkle Erde ergießt, vom glühenden Rot, in dem die Dächer des fernen Städtchens Middelharnis schimmern, läßt unsre Abbildung freilich nur den etwas genießen, der aus den koloristischen Werten der Grisaille zu übersetzen weiß; aber die vorzügliche Gravüre gibt doch erschöpfend wieder, was die Komposition an Zeichnung enthält und wenigstens viel von dem, was an Stimmung in ihr liegt. Platt breitet die holländische Ebene sich aus, dem Wasser eng benachbart, von Wassergräben durchzogen; aus dem Feuchten, künstlich getrocknet, sondert sich sorgsam bebautes Kulturland; ein Hauptweg, der von den Wurzeln dichtgepflanzter Alleebäume gefestigt wird, führt durch Dick und Dünn nach dem Hauptort mit seiner Kirche und seinem Hafen; das windige holländische Firmament türmt mächtige Gebirge darüber auf. Während Hobbema, der Sohn des künstlich-künstlerischen Barockzeitalters, der Freund des pathetischen Ruysdael, sich sonst gewöhnlich in ausgesprochener Romantik bewegt und mit Vorliebe wohlgeformte Baumgruppen um träumerische Wassermühlen stellt, fällt hier zunächst eine gewisse Nüchternheit, ein porträtmäßiger

Realismus in seinem Werke auf. Schnurgerade der Weg mit den ökonomisch abgeholzten Ulmen, eine unwiderstehlich in die Tiefe des Bildes reißende Perspektive; pedantisch geordnet die Baumschule, in der ein fleißiger Besitzer sich beschäftigt; der unbedeutende Wald, das fensterlose Gehöft, die zwei oder drei anspruchslosen Gruppen ruhiger Menschen sind zunächst auch nichts weniger als poetisch. Und doch! Wer an dem Landschaftsmaler eine klare, tiefe Auffassung von Raum und Belichtung schätzt, muß sich entzücken über die raumbildende Energie dieser kahlen Allee, deren perspektivische Wirkung trotz ihrer Unwiderstehlichkeit doch nicht hart ist, sondern am Boden durch die unordentlichen Geleise, in den Wolken durch die Intervalle der schwankenden Gipfel gemildert wird; die künstlerische Freiheit in dieser Behandlung und die Auflösung des vielleicht gewagten Motivs erwecken nach dem Staunen das innigste Wohlbehagen. Nur ein weiser Künstler mit großen Augen konnte aus der spröden Landschaft solch' ein Bild friedlich schöner Existenz herausschauen, und nur ein Techniker von ebensoviel Können wie Geschmack und Mäßigung wußte es durch kluge Abwägung der Massen und Werte so überzeugend, so selbstverständlich harmonisch zu gestalten.

Wolfgang von Oettingen.

Zur Abbildung einer Bronzefigur von August Kraus.

(„Der laufende Junge").

Wenn er gehen soll, wenn ich ihn bitte,
Vom Vater zur Mutter den Weg,
Die zwei Schritte,
Hebt er die Arme wie Flügel zum
Fächeln.
Und wir rufen zu zwei'n:
„Alleine! Allein!"
Und er blickt auf
Und muß lächeln.

Rasch läßt er sich fallen
Von einem Füßchen aufs zweite —
Ein Sprung ist's ins Weite!
Ein Schweben! Ein glückliches
Landen.
„Da bin ich!
Nun ist's überstanden!"

„Unser Kerlchen" — sagt Mutter —
„ist wirklich so gut,
Weiß im geringsten noch nicht,
was es tut.
Will doch Freude schon machen,
Darum sein Lachen."

Doch ich erwidere stolz-geschwind:
„Anders les' ich im Kind,
Im lachenden Köpfchen
Anders — und glaub' nicht an
Stumpfheit,
An Dumpfheit
Der Jahre!

Glaubst du nicht, daß er es fühlt,
Daß er spielt
Mit der Gefahr und mit uns?

Glaubst du nicht, daß wir zum
ersten Schritt
Mehr Klugheit, mehr Mut bringen
mit,
Als wir in Weiten und Fernen
Dann noch erlernen,
Einst bis zum letzten —?"

Alfred Gold.

Illustrierte Bibliographie

Alt-Wien.

Mit Eifer und Inbrunst tut unsere Generation Buße für die Sünden ihrer Väter. Sie haben, im Rausch der plötzlich aufsteigenden Großstadt-Großmannssucht, die Stätten alter und solider deutscher Kultur so skrupellos mißhandelt, daß vielfach nur Fragmente davon übrig geblieben sind. Wir fallen den Zerstörern in die Arme, suchen

M. M. Daffinger: Bildnis der Gräfin Esterházy.
(Aquarell-Miniatur aus den Sammlungen des Fürsten Metternich.)
Aus: „Alt-Wien" von Ludw. W. Abels. Verlag von Marquardt & Co., Berlin.

zu retten, was noch zu retten ist, und predigen Ehrfurcht, Liebe und Pietät gegen die Denkmäler der Vergangenheit. An Stelle des blinden modernen Selbstbewußtseins, das glaubte, alles Neue sei gut, ist ein neuromantisch-historischer Sinn getreten, der wieder Verständnis für die Werte der Tradition geweckt und die Überzeugung verbreitet hat, daß nicht ein Abbrechen aller Beziehungen zur früheren Zeit, sondern ein organisches Fortbilden der Überlieferungen unserm Leben not tut. Man hat erkannt, daß die Städte, in denen wir wohnen und arbeiten, und die auch dem Nichtstädter als Mittelpunkt der nationalen Energie-Entfaltung gelten, in der Hast und dem Wirrwarr der letzten Jahrzehnte den geschichtlichen Charakter und die individuelle Besonderheit, auf denen ihr ästhetischer Eindruck beruhte, fast verloren haben. Und eine doppelte Aufgabe resultierte aus dieser Erkenntnis: die Verbreitung einer vertieften Kenntnis des bedrohten Besitzes sowie eine Erwägung der Maßregeln, die zu treffen sind, um weitere Verluste zu verhindern und die künftige Gestaltung unserer Siedelungen sinnvoll zu regeln. Aus diesem Streben erwuchsen die zahlreichen Bücher und Büchlein der letzten Jahre, die sich zum Ziel setzen, die Kunst- und Kulturgeschichte unserer großen Zentren zu schildern, Fremden und Einheimischen die Augen für die unbeachteten und vergessenen Schätze zu öffnen, die sich hier bergen. Denn es ist uns klar geworden, daß die sorgsame Kunstpflege, die wir treiben möchten, sich nicht auf das engere Spezialgebiet der freien Künste beschränken darf, sondern den ganzen Umkreis unserer Existenz erfassen muß.

In die Schar dieser Dokumente tritt jetzt ein hübsches Bändchen über „Alt-Wien", das Ludwig W. Abels im Verlage von Marquardt & Co., Berlin, herausgegeben hat. Kürzlich hat uns Franz Servaes in einem reizenden kleinen Buche (in Klinkhardt & Biermanns Sammlung „Stätten der Kultur") eine höchst anmutige Plauderei über Wesen und Art der österreichischen Kaiserstadt von heute geschenkt. Abels unternimmt es nun, mehr systematisch, aber gleichfalls in einer freien, sehr anziehenden Form das zusammenzustellen, was den Ruhm und die Schönheit des alten Wien ausmacht. Er teilt seinen Stoff in zwei Hauptabschnitte. Der erste betitelt sich „Wiens große Zeit" und schildert in gut disponierenden Kapiteln die Epoche von 1700 bis 1800: die Architektur des Barock, aus deren Werken die Schöpfungen Fischers von Erlach hervorragen, und die Baukunst der folgenden Stilperioden, die prächtigen Bemühungen der lange unterschätzten Rokokomaler, die Sammlertätigkeit des Adels und des Bürgertums, sowie die kleineren Künste, auf denen der Sonderruhm Wiens beruhte, die Porzellanfabrikation, die Miniaturmalerei, die Silhouette und allerlei Zweige des Kunsthandwerks. Der zweite Abschnitt nennt sich „Onkel Biedermeier" und gibt eine vortreffliche Darstellung der Wiener Kunst- und Stadtatmosphäre in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Vor dem Hintergrunde

des politischen und gesellschaftlichen Lebens ziehen die Meister des Altwiener Sittenbildes und die anderen Stützen der lokalen Malerschule, die Danhauser, Fendi, Ranftl und Schindler, die Schwind, Führich und Steinle, die Porträtisten und Landschafter an uns vorüber, sie alle überragend der köstliche Waldmüller, dem ein eigenes Kapitel gewidmet ist. August von Pettenkofen, der Maler der ungarischen und slowenischen Bauernhöfe, Zigeunerlager, Küchen und

Moritz von Schwind: Schubert-Abend bei Freiherrn von Spaun.
Sepiazeichnung. Enthält u. a. die Porträts von Lachner, Schwind, Grillparzer, Bauernfeld, Feuchtersleben, Castelli.
Aus: „Alt-Wien" von Ludw. W. Abels. Verlag von Marquardt & Co., Berlin.

Werkstätten, der aus dem Vormärz schon in die moderne Kunst hineinweist, macht den Schluß.

Das willkommene Buch ist überdies mit einer Fülle sorgsam ausgewählter Illustrationen, auch nach wenig bekannten oder noch niemals reproduzierten Originalen, ausgestattet, von denen wir mit freundlicher Erlaubnis der Verlagsanstalt einige Proben geben.

Svante Arrhenius: Die Vorstellung vom Weltgebäude im Wandel der Zeiten. Aus dem Schwedischen übersetzt von L. Bamberger. Mit 28 Abbildungen. Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft.

Der bekannte schwedische Physiker und Chemiker, der längere Zeit besonders das Grenzgebiet zwischen diesen beiden Wissenschaften zu seiner Domäne auserkoren hatte, wandte sich im XX. Jahrhundert vorwiegend der kosmischen Physik zu, welcher er ja auch ein größeres selbständiges Werk gewidmet hat. Unlängst erschien von ihm ein ebenfalls hierher gehöriger, gemeinverständlicher Essay über geo- und kosmogonische Probleme, welcher den Titel „Das Werden der Welten" führt und bereits die dritte Auflage erlebt hat. Und an ihn schließt sich das hier in Rede stehende Buch so enge an, daß es sogar einen entsprechenden Untertitel (Das Werden der Welten, Neue Folge) an der Stirn trägt. Geschichtlich in gewissem Sinne war ja auch die Darlegung der Entwicklungszustände, welche die einzelnen Weltkörper zu durchmessen haben; nur handelte es sich um einen geschichtlichen Verlauf, bei dem es auf ein paar Millionen Jahre mehr oder weniger nicht ankommt. Diesmal haben wir es mit dem historischen Werdegange der Weltanschauungen, d. h. jener Doktrinen zu tun, welche sich im Wechsel der Zeiten das Menschengeschlecht über die kosmischen Gebilde und Bewegungen gebildet hat. Insofern gehören also in der Tat beide Veröffentlichungen zusammen, und die eine dient der anderen zur Ergänzung.

Der Berichterstatter kann nur seiner Befriedigung darüber Ausdruck geben, daß auch dieses zweite Produkt der unermüdlichen Feder seines Verfassers durch eine gute Übersetzung dem deutschen Publikum zugänglich gemacht worden ist. Denn die hohe Gestaltungskraft des Autors, sein Talent, auch schwierigen Dingen eine verständliche Seite abzugewinnen, und die geschickte Heraushebung der wichtigsten Punkte — all das kommt auch da zur vollen Geltung. Vor allem aber muß man es auch freudig begrüßen, daß der lange beklagte Indifferentismus des Naturforschers gegen die Geschichte seiner Disziplin ins Schwinden kommt; dafür kann es keinen überzeugenderen Beweis als eben die Tatsache geben, wie einer der ersten seines Faches selbst Hand anlegt, um zu zeigen, daß man sich nicht mit den fertigen Resultaten und Methoden begnügen darf, daß vielmehr die Art und Weise, wie man nach und nach in deren Besitz gelangt ist, ebensosehr als der Erforschung würdig zu betrachten ist. Eine gewisse Gefahr, die dabei kaum umgangen werden kann, soll allerdings nicht verschwiegen werden. Gerade die führenden, die produk-

tiven Geister können, während sie mit der im Flusse befindlichen Wissenschaft eine stete Fühlung unterhalten müssen, nicht wohl zugleich die geräuschlose, aber darum wahrlich nicht geringer einzuschätzende Tätigkeit derjenigen verfolgen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Geschichtsforschung mit spezialistischer Hingebung zu be-

Alt-Wiener Porzellangruppe, um 1760.
(Vorder- und Rückansicht)
Aus: „Alt-Wien" von Ludw. W. Abels. Verlag von Marquardt & Co., Berlin.

treiben, und gar manches von dem, was solchergestalt zutage gefördert worden ist, wird ihnen, den Vorkämpfern, leicht entgehen. Dieselben sind entweder auf eigene Quellenstudien angewiesen, die aber unmöglich umfassend sein können, oder sie müssen sich auf Zusammenstellungen zweiter und dritter Hand stützen, die selbst nicht immer auf volle Korrektheit Anspruch zu machen vermögen. Wenn wir nunmehr im folgenden auch hierauf Bezug nehmen und darauf hinweisen, daß ab und zu die positiven Angaben unserer Vorlage einer Berichtigung bedürfen, so versteht es sich dem Gesagten zufolge von selbst, daß damit nicht irgendwie eine Herabsetzung der Gesamtleistung beabsichtigt werden soll. Diese bleibt, so oft das Werk auf den Büchermarkt tritt, immer die gleiche, wogegen den kleinen Ausstellungen, die gegen Einzelheiten zu erheben sind, schon bei der nächsten Auflage leicht abgeholfen zu werden vermag.

Ungeordnete, wirre Gedanken über die Entstehung der Welt, in der sie ihr Dasein hinzubringen haben, sind auch bei den sogenannten Naturvölkern weit verbreitet, und wir möchten geradezu glauben, daß sogar ganz niedrig stehende Stämme von dieser recht allgemeinen Regel nicht ausgeschlossen sind. Was Brinton von gewissen Eskimos sagt, will uns nicht recht einleuchten, denn kosmogonische Vorstellungen und der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode sind immer beisammen, und daß letzterer vorhanden, bezeugt Beßels von den Polarmenschen am Smith-Sund, Klutschak von denen der Nordwestlichen Durchfahrt. Mit Recht weist der Verf. auf die allen Indianern gemeinsamen, nur natürlich mannigfach differentiierten Schöpfungsmythen hin, und hätte er seine Nachforschung auch auf die Südseeinsulaner ausgedehnt, so wäre er auf ein sehr reiches Material gestoßen, denn in Polynesien gibt es Sagen über Schöpfung und Sintfluten, die bereits den Charakter einer systematischen Ausbildung tragen. Eingehender wird bei den Mesopotamiern und Ägyptern verweilt, die man aber beide auf Grund der neuesten Untersuchungen teils höher, teils tiefer, als es hier geschieht, wird einschätzen müssen. Nicht bloß eine Astrologie, sondern eine ziemlich weit fortgeschrittene Astronomie besaßen sie, die sich davon, ein bloßer „Teil der Götterlehre" zu sein, schon recht gründlich emanzipiert hatte. Die Gedichte eines Hesiod und Ovid können nur bedingt als Ausdruck der Ansichten ihres Zeitalters gelten, denn Dichter nehmen in der ganzen Geschichte eine besondere Stellung ein, und es ließen sich viele Zeugnisse anführen, daß man im Altertum recht modern über die großen Fragen der Bildung von Land und Meer dachte; erinnert sei nur an die atomistischen Hypothesen eines Demokritos und Lucretius. Denn wenn der Verf. nachher der „Weltanschauung der Gelehrten in alten Zeiten" ein selbständiges Kapitel zueignet, so scheint er uns auch da teils zu optimistisch, teils zu pessimistisch zu urteilen. Wir haben z. B. keinen Beweis dafür, daß man selbst noch bei den Joniern, bei Thales und Anaximander, das

Wesen der Finsternisse richtig zu interpretieren verstand, wenn man auch die Vorhersage dieser Erscheinungen zyklisch, d. h. auf Grund langfristiger Tabellen, ganz gut zuwege brachte. Noch Thales hatte keine Ahnung von der Kugelgestalt der Erde, und noch weniger können es die Chaldäer zu einer solchen gebracht haben. Was aber die Ägypter, denen ein ziemlich hohes Wissen zugeschrieben wird, tatsächlich von Geometrie wußten, das ist uns ganz genau bekannt, weil wir ja das jetzt mindestens viertausend Jahre alte Lehrbuch des „Schreibers" Ahmes in der trefflichen Bearbeitung von Eisenlohr und Cantor zur Verfügung haben, und durch dieses werden die Phantasmen eines Piazzi Smyth und M. v. Eyth — ob der fröhliche Schwabe diese selbst ernst nahm? — gründlichst widerlegt.

Vollkommen billigen kann man die Wertschätzung der indischen Philosophie und nicht minder die des Demokrit, auf dessen Bedeutung das vor zwei Jahren entdeckte, von Heiberg und Zeuthen herausgegebene Sendschreiben des Archimedes an Eratosthenes neues Licht geworfen hat. Ungleich weniger gilt dies von dem, was über Plato und Aristoteles geäußert wird, und man kann es geradezu bedauern, daß ein so selbständiger Geist wie Prof. Arrhenius in eine leider traditionelle, darum aber nicht weniger unzutreffende Verurteilung eines der größten Denker aller Zeiten einstimmt. Der Philosoph von Stagiros hat ja doch auch das Planetensystem des Eudoxus, das als „konsequent" bezeichnet wird und dies auch wirklich war, seinerseits fortzubilden gesucht, und für die Sphärizität der Erde hat er nicht nur den einen hier angeführten, mit Mängeln behafteten Beweis gegeben, sondern man hat drei Beweise von ihm, davon einer unantastbar ist und heute noch keinem guten Lehrbuche der astronomischen Geographie fehlen darf. Und, um nun einmal unseren prinzipiellen Standpunkt noch schärfer darzulegen, müssen wir auch den — freilich im vollen Einklange mit der üblichen Anschauung stehenden — Satz über Aristarch bestreiten: „Seine Zeitgenossen hatten nicht das richtige Verständnis für die von ihm ausgesprochenen großen Wahrheiten." Glücklicherweise, entgegnen wir. Denn um 250 v. Chr. war eben die Behauptung, der Erde eigne eine tägliche und jährliche Bewegung, gar nichts anderes als ein geistreicher Einfall, mit dem die beobachtende Astronomie nichts anzufangen vermochte, und es war ein großes Glück, daß Hipparch und Ptolemäus einen konsequent durchgeführten Aufbau ihres wunderbar geschlossenen Lehrgebäudes zustande brachten, womit den Reformern des XV. und XVI. Jahrhunderts erst die Hilfsmittel für ihre eigenen Bestrebungen geliefert waren. Möchte doch in recht weite Kreise Duhems wertvolle Schrift „Σώζειν τὰ φαινόμενα" (Paris 1908) durchdringen, worin der hier nur kurz skizzierte Gedanke des näheren beleuchtet wird.

Der Referent möchte wahrlich nicht einem allseitig anerkannten Werke als Splitterrichter entgegentreten, aber es handelt sich da eben um eine weit allgemeinere Frage, und der Historiker hat alles daran zu setzen, um der seit Jahr-

zehnten verschleierten Wahrheit zum Durchbruche zu verhelfen. Man muß endlich dahin kommen, die Naturwissenschaft des Altertums und Mittelalters mit vorurteilsfreieren Augen zu betrachten, als es, zumal auf Grund eines weit verbreiteten populären Schrifttums hin, so oft geschieht, und gerade die Persönlichkeiten, welchen im Bereiche des positiven Schaffens voranzugehen bestimmt ist, sollten auch bei dieser Aufklärungsarbeit die Spitze nehmen. Gerade das Vorwort dieses Buches weist ja darauf hin, wie wertvoll es ist, „sich in den Geist der Zeiten zu versetzen"; aber wenn man dies tun will, so muß man auch darauf verzichten, die stillschweigende Voraussetzung zu machen, jene Menschen der Vergangenheit hätten doch eigentlich gerade so denken und fühlen müssen, wie wir Epigonen es tun. Allem Vermuten nach wird der Verf. selbst diesen Standpunkt als einen berechtigten gelten lassen.

Von dem Augenblicke an, da wir in die Neuzeit eintreten, tritt denn auch diese Verschiedenheit der Auffassung sehr in den Hintergrund, um schließlich ganz zu verschwinden. Die Bemerkungen über Cusa, Lionardo da Vinci, Copernicus, Kepler, Galilei entsprechen durchaus dem, was die geschichtliche Forschung lehrt; der gegen Tycho Brahe gerichtete, ebenfalls usuelle Tadel erscheint uns freilich nicht gerechtfertigt, was hier, da schon von den verschiedensten Seiten die Angriffe gegen das damals recht wohl verständliche „tychonische Weltsystem" zurückgewiesen worden sind, nicht weiter erörtert zu werden braucht. Sehr eingehend hat sich der Verfasser offensichtlich mit Descartes beschäftigt; mit ihm trit ja auch die Geogonie selber in ein ganz neues, selbständigeres Stadium ein. Leibniz, Steno, Swedenborg sind von dem französischen Philosophen beeinflußt gewesen; der letztgenannte, wie wir hier erfahren, sogar recht stark. Da man bei uns nur allzu sehr geneigt ist, in Swedenborg bloß den abstrusen Mystiker zu sehen, so ist diese umfassende, durch Zeichnungen erläuterte Schilderung seiner Ansichten über die Evolution unseres Sonnensystemes als sehr verdienstlich zu erachten. Für seine „Visionen" über die Bewohnbarkeit und tatsächliche Bewohntheit der Himmelskörper dürfte indessen wohl auch der in diesem Zusammenhange nicht genannte „Kosmotheoros" von Huygens — nicht Huyghens — (1698) maßgebend gewesen sein, und es wäre ja nicht der erste Fall, daß die Geister einem Medium Dinge übermittelten, von denen dasselbe auch früher schon Kenntnis hatte. Sehr wahr ist deshalb auch die ironische Bemerkung: „Es erscheint höchst sonderbar, daß keiner der Geister, die Swedenborg während neunundzwanzig Jahren traf, Kenntnis von den zahlreichen kleinen Planeten hatte." Es ist bekannt, daß das Wissen der Dämonen genau im gleichen Verhältnis fortschreitet, wie das der sterblichen Menschen, und Wundt wußte, warum er in seinem offenen Briefe an Ulrici (1879) erklärte, er werde sich augenblicklich zum Spiritismus bekehren, wenn einmal durch die Klopfgeister irgend eine neue Wahrheit offenbart würde.

F. Stassen

Franz Stassen: Die Nibelungen.

Bildprobe aus dem soeben erschienenen Werke „Richard Wagner im Liede. Verse deutscher Dichter“. Herausgegeben von Erich Kloß. Mit Illustrationen von Franz Stassen. Verlag Harmonie, Berlin.

Newton verzichtete bewußt auf alle dem Kalkul sich entziehenden Spekulationen, die dann zunächst wieder der geistvolle, Hypothesen aber nur allzu geneigte Graf Buffon um so energischer wieder aufnahm. Von seiner Katastrophenlehre, deren Kern der nach dem Originale abgebildete Zusammenstoß des Sonnenballes mit einem Kometen bildet, erhalten wir detaillierten Bericht. Bekämpft wurde sie von Laplace, der als hervorragendster Kenner der ganzen Problemstellung mit dem kosmogonischen Dilettanten vielleicht schärfer, als nötig war, ins Gericht ging. Laplaces eigene Theorie findet eine ebenso sorgfältige Besprechung, wie diejenige von Wright-Kant, und es ist sehr erfreulich, daß auch Herr Arrhenius den tief greifenden, unendlich oft übersehenen Unterschied zwischen dem Deutschen und dem Franzosen, zwischen der Agglomerations- und der Entwicklungshypothese hervorhebt. Möglicherweise trägt das viel gelesene Buch das seinige dazu bei, das sinnlose Wort „Kant-Laplacesche Kosmogonie" aus der Welt zu schaffen.

Indem der Verf. jetzt den Errungenschaften der Stellarastronomie näher tritt, zieht er ganz allgemein die Frage in Betracht, welche Folgen kosmische Zusammenstöße nach sich ziehen würden, wobei natürlich auf die zugehörigen Abschnitte im „Werden der Welten" Bezug genommen wird. Auch das Problem des „Strahlungsdruckes", das sich neuerdings einen wichtigen Platz verschafft hat, kommt zur Besprechung, und es werden uns neue, überraschende Perspektiven eröffnet. Wenn in solcher Ideenverbindung auch die Rede darauf kommt, daß ein großer Raum im Inneren der Planeten, also auch der Erde, sich in gasförmigem Zustande befinde, so ist der Unterzeichnete gewiß der letzte, der sich dieser seit Jahrzehnten von ihm selbst verfochtenen Annahme widersetzen möchte, aber unerwähnt sollte doch nicht bleiben, daß ein Forscher ersten Ranges, daß Wiechert eine total abweichende Ansicht aufgestellt und mit sehr beachtenswerten, der Seismologie entnommenen Gründen gestützt hat. Die Ermittlung der Erddichte, die Doppelsterne und Sternsysteme, die Struktur der Himmelsräume, das Wiensche Gesetz über Spektralfarben und Temperatur, die staubförmige Beschaffenheit der Saturnringe und verwandte Gegenstände spielen im inhaltreichen siebenten Kapitel ihre Rolle.

Noch mehr jedoch stellt sich auf den Boden der allerneuesten Forschung das achte: „Die Einführung des Energiebegriffes in die Kosmogonie." Es wird angeknüpft an die Arbeiten von A. Ritter, W. Thomson, Lane, See und Emden, um zu Folgerungen über die Strahlungsenergie des Zentralkörpers und über deren etwaige Veränderung zu gelangen. Aus „Ritters Berechnungen" würde sich ergeben, daß eine Erschöpfung der Leucht- und Wärmekraft der Sonne mit der Zeit zu erwarten, und daß auch durch planetarische Zusammenstöße kein voller Ersatz zu erreichen sei, so daß man also mit Kant und Du Prel an einen das Ende bedeutenden „Weltentod" zu glauben hätte. „Eigentümlich ist es," meint der Verf., „daß alle Gelehrten die bei der

Behandlung kosmogonischer Fragen eine plötzliche Entstehung der Materie annehmen, in ihren Systemen der Materie kein zeitliches Ende zuerkennen". Das Wort „alle" ist doch sehr „cum grano salis" zu nehmen. In seiner „Geophysik", in welcher Herr Arrhenius wahrscheinlich manchen ihn interessierenden Punkt antreffen würde, ist der Unterzeichnete auch mit diesem Dilemma sich auseinanderzusetzen bemüht gewesen und hat insbesondere auf eine mit scharfsinniger Logik die betreffenden Grundfragen behandelnde Schrift des Physiologen A. Fick aufmerksam gemacht. Die Art und Weise, wie unser Verf. — glücklicher als Haeckel — dem Entropiegesetze eine noch einen Ausweg gewährleistende Seite abzugewinnen sucht, ist höchst anregend, und die neu erkannte Eigenschaft der Radioaktivität verhilft ihm zu der Hypothese eines stetigen Energieaustausches zwischen Sonnen und Nebelflecken, womit dann ein nahezu konstanter Wert der Entropie erhalten würde. Der Berichterstatter, der noch unter dem Eindruck von Chwolsons unerbittlicher Beweisführung steht, leugnet nicht, daß diese höchst geistreichen, ein wenig an Rankines Rettungsversuch gemahnenden Betrachtungen ihn nicht völlig überzeugt haben, daß sie dagegen in hohem Maße der kritischen Prüfung der Fachmänner empfohlen zu werden verdienen. —

Ein Werk von Svante Arrhenius will aufmerksam gelesen und seinem inneren Werte nach nicht oberflächlich angepriesen, sondern sachlich gewürdigt sein. Es würde dem Referenten zu hoher Befriedigung gereichen, wenn er bei einer Neuauflage, die zweifellos eine Frage der nächsten Zeit ist, konstatieren dürfte, daß diese seine, oft vielleicht etwas zu sehr in konkrete wissenschaftliche Einzelheiten eingehende Besprechung dem Autor Anhaltspunkte für die Revision gegeben hätte.

Sigmund Günther.

Anpassung.

Wenn „jedermann" vom Kampf ums Dasein redet, so versteht „jedermann" darunter immer nur den Kampf um die Nahrung. Namentlich die Nationalökonomen begehen diesen Fehler. Und ein solcher ist es auch, denn der Streit um die Nahrung ist der kleinste Streit, den jene lebendigen Wesen, die jenseits von Gut und Böse des direkten menschlichen Einflusses existieren, zu bestehen haben.

Schopenhauer teilt nach Epikurs Vorgang die menschlichen Bedürfnisse in drei Klassen ein: Erstlich, die natürlichen und notwendigen; es sind die, welche, wenn nicht befriedigt, Schmerz verursachen. Folglich gehört hierher nur victus und amictus. Sie sind leicht zu befriedigen. Zweitens die natürlichen, jedoch nicht notwendigen: es ist das Bedürfnis nach Geschlechtsbefriedigung. Dies Bedürfnis zu befriedigen hält schon schwerer. Drittens die weder natürlichen noch notwendigen: es sind die des Luxus und der Üppigkeit, des Prunkes und des Glanzes; sie sind endlos, und ihre Befriedigung ist sehr schwer.

Es ist leicht, die Bedürfnisse nach Nahrung und Kleidung zu befriedigen — wenigstens unter normalen Umständen. Daran kann

Franz Stassen: Parsifal.
Bildprobe aus dem soeben erschienenen Werke „Richard Wagner im Liede. Verse deutscher Dichter". Herausgegeben von Erich Kloß. Mit Illustrationen von Franz Stassen. Verlag Harmonie, Berlin.

nicht gerüttelt werden. Solange der Mensch frei ist von allen nach Luxus und Üppigkeit, sagen wir lieber und gerechter von allen nach Schönheit hindrängenden Wünschen, wird er von Nahrungssorgen schwerlich befallen werden; dazu sind die primitivsten Anforderungen des Körpers zu gering, die Mittel zu ihrer Befriedigung zu reichlich vorhanden. Überall, wo ernstlich von Nahrungssorgen gesprochen werden kann, entsprangen diese anderen Bedürfnissen. Der größte Teil menschlichen Elends hängt mit der Alkoholfrage zusammen, die einzig und allein wieder aus dem jedem Menschen mehr oder weniger innewohnenden Schönheitsbedürfnis erwachsen ist, dem Bedürfnis, in gehobener seelischer Stimmung die Welt in einem schimmernden Glanze zu sehen. — Grundfalsch ist es, wenn die moderne Frau die glücklicherweise jetzt immer mächtiger um sich greifende Bewegung nach Emanzipation, den immer siegreicher vordringenden Kampf um die Berechtigung des Frauenstudiums aus der Brotfrage zu erklären sucht. Hier sind ganz andere Mächte im Spiel. — Der einfache Trieb, das Leben zu erhalten, ist längst nicht so stark, wie er gewöhnlich eingeschätzt wird; sehr oft wird er von anderen psychischen Mächten vollständig überwunden, und die der Selbstvernichtung widerstrebende Seelenstimmung, die wir Todesfurcht nennen, ist in sehr vielen, vielleicht in den meisten Fällen weiter nichts als eine Unsicherheit, was später kommen mag, eine Empfindung, die immer mehr durch die Erkenntnis überwunden wird, daß eben nichts mehr kommen wird.

Franz Stassen: Tristan und Isolde.
Bildprobe aus dem soeben erschienenen Werke „Richard Wagner im Liede. Verse deutscher Dichter". Herausgegeben von Erich Kloß. Mit Illustrationen von Franz Stassen. Verlag Harmonie, Berlin

So mußte die stetig zunehmende naturwissenschaftliche Erkenntnis das Menschengeschlecht immer mehr der Vernichtung entgegenführen, wenn nicht — zum Glück — der stärkste, am lebhaftesten nach Befriedigung drängende, aber auch am schwersten stillbare Trieb die Menschenbrust mit immer sich erneuender Lebensfreude erfüllte: der Drang nach Schönheit, oder, was ja in höherem Sinne dasselbe ist, nach Luxus, das Bedürfnis nach einer stolzen und freien seelischen Erhebung, nach freier Ausbildung der Anlagen des Individuums und nach sinnlich wahrnehmbarer Gestaltung seiner Ideen. Es tritt eine Wechselwirkung zwischen Innenleben und Außenwelt ein; ein aktives wie passives Anpassungsvermögen in Kraft, die Fähigkeit des Menschen, einerseits seine Umgebung umzugestalten und seinen Bedürfnissen näher zu zwingen, andrerseits aber auch, sich selbst der Umgebung anzuschmiegen.

Ὁ βίος ἐν τῇ κινήσει ἐστίν. Das Leben besteht in der Bewegung und hat sein Wesen in ihr. — Nicht nur das Einzelleben, auch die Geschichte. Alles ist im Fluß. Dogmen werden zerbrochen, neue Theorien geschaffen, und zuweilen erst widerstrebend, bald aber schmiegsam fügt

sich der Mensch in die neuen, selbstgeschaffenen Verhältnisse hinein. Die Fähigkeit, sich über absterbende Dogmen zu erheben, nennen wir geistige Freiheit. Lange war das männliche Geschlecht führend auf dem Wege zu ihr; das weibliche an sich mehr zur Passivität neigende empfand das Bedürfnis, sich ihm anzupassen, ihm gleich und frei zu sein. Das ist das wirkliche, tiefer liegende Motiv zur Entstehung der Frauenfrage — die Anpassung. —

Das Anpassungsbedürfnis ist ein Moment, dessen Wirksamkeit sich durch geschichtliche wie prähistorische Zeit verfolgen läßt, und es ist ein Verdienst des Professors Dr. Bernh. Rawitz, auf seine ungeheure Bedeutung für die biologische Entwicklung des Menschen energisch hingewiesen zu haben (Mensch und Klima: Eine biologische Betrachtung. Zeitschrift für Balneologie, Klimatologie und Kurort-Hygiene. Herausgegeben von San.-Rat Dr. Graefner und Dr. Kaminer. II. Jahrgang Nr. 3).

Im Mittelalter der Erde, im Mesozoikum, bildeten die sogenannten Mittelgebirge im heutigen Europa von den Vogesen bis zu den Sudeten noch einen gewaltigen, einheitlichen Gebirgsstock, der bedeutend höher war als die, erst im Tertiär entstandenen Alpen. Die allmähliche Abtragung dieses ebenfalls alpinen mitteleuropäischen Gebirges muß einen ganz ungeheuren klimatischen Effekt gehabt haben und ist natürlich am Klima Mitteleuropas nicht spurlos vorüber gegangen. So langsam, so scheinbar unmerklich sich die mit derartigen Oberflächenumgestaltungen unauflöslich verbundenen Klimaänderungen auch vollziehen, am Ende der Reihe steht eine riesige Zahl, und die Einwirkung dieser Veränderung auf Pflanze und Tier liegt auf der Hand, es gibt nur Eines: Anpassung oder Tod.

Aber der Mensch verändert auch aktiv das Klima seines Landes durch Abholzung und Aufforstung, durch Regulierung der Bewässerung, das Klima seiner allernächsten Umgebung durch Wohnungsanlage und Kleidung, und paßt sich dann selbst wieder den neugeschaffenen Umgebungsverhältnissen an. Und wenn diese Umgebungsverhältnisse auf die körperliche Entwicklung des Menschen einen ungeheuren Einfluß ausüben, so tun sie das vielleicht noch in höherem Maße auf das noch viel anpassungsbedürftigere Geistes- und Gemütsleben, wo mit der Umgebung die Gesellschaft ihre ununterbrochene Entwicklungsarbeit am Charakter des Individuums verrichtet. Dieser Einwirkung wird in der Literatur längst Rechnung getragen, wenn so außerordentlich große Sorgfalt auf die Milieuschilderung verwandt wird.

Wilhelm Hüttemann.

Anna Pilot: Seedorn. Emil Krakows Verlag, Warnemünde.

In einer Zeit, wo sich literarischer Dilettantismus so schonungslos breit macht wie heute, berührt es wohltuend, einmal ein Buch zu finden, das sich nicht überhebt. Der Seedorn ist ein bescheidenes Pflänzchen „fahlgrün und grau die Blätter, die Äste dornig, hart", das sich mühsam aus dem kargen Sand der Düne zum Leben emporringt; aber wenn der Herbstwind darüber hinweht, leuchtet es in roten Beeren.

Illustrierte Bibliographie

Die „Seedorn" genannten Gedichte machen ein anspruchsloses Büchlein aus, in dem der aufmerksame Leser manche schöne, lebensvolle Frucht finden wird. Es enthält Nachklänge eines Lebens, dessen hellstes Licht zu schnell verleuchtet und resignierender Dämmerung gewichen ist, so wie auf einen ersten sonnigen Frühlingstag rasches Dunkel folgt:

> Nun schweigen die lauten Geigen,
> Die jubelnd der Lenz uns strich,
> Der helle Tag entwich —
> Und Dämmerung sitzt auf den
> Zweigen. —

—nn.

H. v. Peerandt: **Ist die Monopolstellung Krupps berechtigt?** Kritische artillerietechnische Betrachtungen. Verlag von J. G. Ernst, Berlin.

Wenn man bedenkt, daß die deutsche Marine allein im laufenden Rechnungsjahr einen Artilleriebedarf von fünfundsechzig Millionen Mark hat, wovon der größte Teil nach Essen fließt, wenn man ferner bedenkt, daß dieser Bedarf nach dem Flottenprogramm wenigstens vorläufig noch von Jahr zu Jahr zunehmen wird, und daß heute Krupp ebenso wie früher bei Panzerplatten allein den Preis diktiert, so mag die Frage: Ist die Monopolstellung Krupps berechtigt? auch ganz abgesehen von ihrer fundamentalen Bedeutung für die Sicherheit des Vaterlandes wohl begründet erscheinen. Der Verfasser kommt zu einer verneinenden Antwort und erhebt gegen die Firma Krupp eine Reihe von Vorwürfen, die eine gründliche Nachprüfung von sachkundiger Seite wohl verdienen.

Franz Stassen: Hans Sachs und Evchen.
Probe aus dem soeben erschienenen Werke „Richard Wagner im Liede. Verse deutscher Dichter". Herausgegeben von Erich Kloß. Mit Illustrationen von Franz Nassen. Verlag Harmonie, Berlin.

„Alfred Krupp war ein genialer Kaufmann und ein genialer Konstrukteur in einer Person. Wie ist es heute? Heute wird die Essener Firma nicht kaufmännisch, sondern bureaukratisch geleitet, wie das ja schließlich bei der Größe des Werkes nicht zu verwundern ist." Es ist besonders eine gewisse konservative Rückständigkeit, ein Mangel an Erfindergeist und Initiative, was der Verfasser der weltberühmten Firma zum Vorwurfe macht. Im Jahre 1896 konnte z. B. unter Mitwirkung der Firma Krupp ein Geschütz ohne Rohrrücklauf noch angenommen werden, in einem Augenblick, in dem Frankreich eine moderne Rohrrücklaufkanone bereits fix und fertig zur Einführung hatte. Die Neukonstruktionen Krupps sind vielfach Nachahmungen oder, wie recht hübsch gesagt wird, „Nachempfindungen" Ehrhardtscher und anderer Neuerungen. Überhaupt wird Ehrhardt recht oft zum Vergleiche herangezogen. — Man muß dem Verfasser das Zeugnis ausstellen, daß er den Kampf gegen einen Goliath sachlich führt. Schon aus diesem Grunde, vor allem aber auch wegen der hohen nationalen Bedeutung des Gegenstandes sei das Schriftchen zur Lektüre und Nachprüfung angelegentlichst empfohlen.

W. H.

Schlußstück von Franz Stassen.
Bildprobe aus dem soeben erschienenen Werke „Richard Wagner im Liede. Verse deutscher Dichter". Herausgegeben von Erich Kloß. Mit Illustrationen von Franz Stassen. Verlag Harmonie, Berlin.

Redaktion: Dr. Max Osborn. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Curt Radlauer; für den Inseratenteil: Walter Fliegel. Sämtlich in Berlin. Verlag „Nord und Süd", Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders Schlesische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig). Zuschriften und Einsendungen werden ohne Angabe eines Personennamens erbeten. — Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III, Siebenhufenerstraße 11—15.

4.
Flieder. – Lilac.

English Words by John Bernhoff. Fr. Gernsheim, Op. 74.

Leicht bewegt und sehr zart.
(Andantino e con molta tenerezza.)

Gesang. (Voice.)

Piano.

p dolce — *Pedale* — *dolce*

Stil - - - le, träu-men-de Früh - - - lings - nacht ______
Si - - - lent, dream-ing, soft ver - - - - - - nal night ______

una corda e Ped. — *espr. ma dolce*

Die Ster - - - ne am Him - - - mel
Their mild ______ glitt'r - ing light Heaven's

tre corde

Mit Erlaubnis der Verlagshandlung Chr. Friedrich Vieweg G. m. b. H., Berlin-Gr. Lichterfelde, abgedruckt aus: Fr. Gernsheim, op. 74. Fünf Gedichte von Otto Julius Bierbaum, für eine Singstimme und Klavier. Preis Mk. 3.—. (No. 4 „Flieder" Preis Mk. 1.20.)

blin - - zel - - ten mild, breit stand der
bright stars did yield, full rose the

Mond wie ein sil - ber - ner Schild, *p dolciss.* in den
moon like a sil - ver set shield put the

Zwei - gen rausch - - - - - - te es sacht.
night's dark sha - - - - - - dows to flight

p sotto voce *pp*

p tranquillo
Arm in Arm und wie in Träu - men
Arm in arm as though a dream - - ing,

p

p sempre

un - ter duf - ten - den Blü - ten - bäu - men gin - gen wir

neath the blos - soms with o - dours teem - ing, si - lent we

sempre dolce

Ped.

durch die Früh - lings - nacht

walked thro' the ver - nal night.

p espr

dolce

Der Flie - der duf - tet be

The li - lac breathes forth the

Ped. Ped.

rau - schend weich; ich

soul of love; I

espr. ma dolce

una corda e Ped.

küs - se den Mund dir lie - - - be - heiß.
kiss thy sweet lips with heart a - glow,

tre corde

dicht ü - ber - häup - - - - - - - ten uns
clus - - - - - ters of blos - - - - - - soms hang

mf

blau und weiß schim - mern die Blü - - - - - - - ten reich
white as snow, down from the boughs a - bove.

p

p tranquillo

Blü - ten
Fair - est

pp

p

teneramente

brachst du uns — zum Strau - ße, lang - sam gin - gen
blos - soms thou — didst gath - er, slow - ly home we

p sempre

wir nach Hau - se, der Flie - der duf - te - te lie - - - -
walked to - geth - er, the li - lac breathed forth the soul —

sempre dolce

Ped.

- - - be - weich...
of love.

p espress.

p dolce

*

sempre più p

rit.

Ped.

Zu der Musikbeigabe.

Friedrich Gernsheim.

Das klangvolle, durch vornehme und edle Melodik ausgezeichnete Lied „Flieder" gibt eine sehr gute Vorstellung von dem künstlerischen Schaffen Friedrich Gernsheims und läßt infolge seiner frischen Natürlichkeit keineswegs vermuten, daß der Komponist, als er es niederschrieb, bereits im vierundsechzigsten Lebensjahre stand. In wenigen Tagen (am 17. Juli) vollendet er bereits sein siebentes Dezennium; trotz eines arbeitsreichen Lebens, trotz einer aufreibenden jahrelangen Dirigententätigkeit sieht er so frisch und rüstig aus, als hätte er kaum die Mitte der fünfziger Jahre erreicht. Es scheint beinahe, als wolle das Schicksal an seiner Person einmal nachdrücklich zeigen, daß auch ein Wunderkind ein hohes Alter erreichen und dabei noch durchaus schaffensfähig und schaffensfreudig sein könne.

Ein Wunderkind ist nämlich Friedrich Gernsheim, der in Worms als Sohn eines Arztes geboren ist, gewesen. Nachdem er von seiner sehr musikalischen Mutter den ersten Klavierunterricht erhalten und dann weiter in Frankfurt a. M. ausgiebig Musik bei tüchtigen Meistern studiert hatte, trat er bereits am 4. Mai 1850 in einem Konzert im Frankfurter Theater als Klavierspieler, Geiger und Komponist einer Ouvertüre für großes Orchester an die Öffentlichkeit. In den ersten Monaten des Jahres 1852 wurde mit ihm eine längere Konzertreise unternommen, doch brachten ihn die Eltern, die seine musikalische Weiterentwicklung durch die vorzeitige Virtuosenlaufbahn verständigerweise nicht in Frage stellen wollten, gleich nach Abschluß jener Reise auf das damals in größtem Ansehen stehende Leipziger Konservatorium; hier, wo er im Klavierspiel von Moscheles, in der Theorie von Hauptmann, dem Hüter der streng klassischen Richtung, ausgebildet wurde, blieb er bis zum Schluß des Sommersemesters 1854, begab sich aber darauf, gewissermaßen um den Schulstaub abzustreifen, nach Paris. Hier lebte er sich so gut ein und fand mit Künstlern wie Saint-Saëns, Edouard Lalo, Stephen Heller so anregenden Verkehr, daß er fast sieben Jahre dablieb. Um endlich nach der deutschen Heimat wieder zurückkehren zu können, nahm er die Musikdirektorstelle in Saarbrücken an, wo ein verhältnismäßig sehr reges musikalisches Leben herrschte und ein guter Chor und ein leistungsfähiges Orchester ihm zur Verfügung stand. Der günstige Eindruck, den seine ersten von ihm für die Veröffentlichung für reif gehaltenen Kompositionen allgemein erweckten, verschaffte ihm zu Beginn des Jahres 1865 einen Ruf an das Konservatorium in Köln; hier wurde ihm bald auch die Leitung des städtischen Gesangvereins, der musikalischen Gesellschaft und des Sängerbundes übertragen. Sein Ruf als Dirigent wuchs beständig. Infolgedessen erhielt er im Frühjahr 1874 die sehr verlockende Aufforderung, als Leiter der niederländischen Gesellschaft zur Beförderung

der Tonkunst nach Rotterdam überzusiedeln. Sechzehn Jahre lang hat er dort gewirkt und vornehmlich der deutschen Musik mit hingebendem Eifer dort Eingang verschafft. Wohl hätte er dann verdienter Ruhe pflegen können, als er 1890 seinen Wohnsitz nach Berlin verlegte, allein er zog es vor, zunächst Lehrer am Sternschen Konservatorium zu werden und den hochberühmten Sternschen Gesangverein zu dirigieren, bis ihm von der Königlichen Akademie der Künste, die ihn schon im Jahre 1897 in ihren Senat gewählt hatte, eine Unterrichts-Meisterklasse für Komposition übertragen wurde. An Einladungen, auswärts Konzerte zu leiten oder als Pianist mitzuwirken, hat es ihm bis in die neueste Zeit nie gefehlt.

Aber Lehramt und Konzerttätigkeit, so lieb sie ihm auch sind, und so hoch sie auch von Schülern und dankbaren Zuhörern geschätzt werden, bedeuten doch nicht so viel wie sein eigenes kompositorisches Schaffen. Seit 1863 hat er rund 80 Werke meist größeren Umfangs veröffentlicht, die — eine Folge seiner strengen Selbstkritik — wegen ihrer Gediegenheit, ihrer Formvollendung und ihres geistigen Inhaltes allgemeiner Achtung, ja zum Teil größter Bewunderung sich erfreuen. Merkwürdigerweise befindet sich darunter keine Oper. Gernsheim ist zu sehr von der Größe Richard Wagners durchdrungen, als daß er diesem nachzueifern wagen wollte. Und eine Oper alten Stils zu schreiben, hält er auch nicht mehr für zeitgemäß.

Er ist nämlich weit moderner, als in der Regel angenommen wird, besonders auch in der Harmonik; alterierte Akkorde und kühne Ausweichungen verschmäht er durchaus nicht; ebenso sucht er in der Rhythmik eigenartig zu sein. Wenn er auch im allgemeinen in seinen Symphonien und Kammermusikwerken an der von den Klassikern überkommenen Sonatenform festhält, so sucht er diese doch möglichst dem modernen Empfinden anzupassen, darum verwirft er den sogenannten Wiederholungsteil so gut wie ganz. Besonders schenkt er dem Durchführungsteil seine Aufmerksamkeit: er läßt aus dem ursprünglichen Thema stets neue Gedanken sich entwickeln, zerlegt nicht etwa, wie dies z. B. Richard Strauß so gern tut, das Thema in einzelne Atome und hetzt diese dann gewissermaßen zu Tode. Auch will er nur Kunstwerke schaffen, die sich über das Niveau des Alltäglichen erheben, und in diesen Kunstwerken soll sich jeder Gedanke notwendig herausentwickeln, soll es kein Nebeneinander wie z. B. in Bruckners Symphonien geben. Daß er häufig zu seinen Kompositionen durch Bilder, namentlich durch Frauengestalten, angeregt worden ist, hat er öfters ausgesprochen; niemals aber würde er eine symphonische Dichtung nach dem Rezept schreiben, daß er jede Wendung des zugrunde zu legenden Gedichts musikalisch übersetzt. Obwohl jeder Satz seiner dritten Symphonie, bei deren Konzeption ihm die anmutige Gestalt der alttestamentlichen Mirjam und die sich um sie gruppierenden Vorgänge vorgeschwebt haben, als absolute Musik durchaus verständlich ist, hat er sich nachträglich doch dazu verstanden, durch kurze Überschriften (In der Knechtschaft, Mirjams Gesang, die Flucht usw.) dem Hörer

einen Hinweis zu geben, in welcher Richtung seine Gedanken aufgefaßt werden können. In vieler Hinsicht, vor allem in seinem Streben nach innerer und äußerer Schönheit seiner Schöpfungen berührt sich Gernsheim übrigens mit dem ihm auch persönlich nahestehenden Max Bruch; beide sind vor allem auch als Meister der Form allgemein anerkannt, beide können es als ihr bleibendes Verdienst ansehen, den Männergesangvereinen wirklich künstlerische Aufgaben zugewiesen zu haben.

Unter den Chören für Männerstimmen, die Gernsheim geschrieben hat, ragen namentlich einige mit Orchesterbegleitung hervor: „Salamis", „Römische Leichenfeier", „Odins Meeresritt,", „Phöbus Apollo". Nicht minder wirkungsvoll und vollendet sind auch einige der Chöre für gemischte Stimmen und Orchester, so z. B. das durch Festhalten einer einheitlichen Stimmung, Maßhalten in den malerischen Stellen und durch farbenreiche Orchesterbehandlung ausgezeichnete „Der Nornen Wiegenlied" und „Der Nibelungen Überfahrt". Recht eindrucksvoll ist auch die in zwei Fassungen vorliegende Szene „Agrippina", in der der Chor sehr geschickt an der milden verklärten Klage dieser Römerin um den Tod ihres Gemahls Germanicus teilnimmt.

Aber so wertvoll auch Gernsheims Vokalkompositionen, unter denen sich einige Hefte edelster Lyrik für eine Singstimme mit Klavier befinden, sind, so hat er doch namentlich, seitdem er bewußt sich Brahms zum leuchtenden Vorbilde genommen hat, seine Hauptbedeutung auf instrumentalem Gebiet errungen. Seine vier Symphonien, seine Konzerte für Klavier, Violine und Violoncell erheben sich weit über das Maß tüchtiger Leistungen. Vor allem aber verdienen seine Kammermusikwerke größte Beachtung und finden sie auch, wie die Konzertprogramme der letzten Jahre erkennen lassen, in immer steigender Weise. Freunden ernster und wahrhaft edel empfundener Musik möchte ich nachdrücklich namentlich Gernsheims Streichquintett, seine Streichquartette in A-Moll und C-Moll, sein Klavierquintett in H-Moll, sein Klavierquartett in Es-Dur, sein Klaviertrio in F-Dur und seine Violinsonate in C-Dur ans Herz legen, ohne damit irgend etwa seinen zahlreichen anderen Kammermusikwerken, z. B. dem ganz reizenden Divertimento für Flöte und Streichquintett, geringere Bedeutung zuzuschreiben. Auch Klavierspieler werden in den mancherlei Werken, die Gernsheim für ihr Instrument komponiert hat, recht viel Anregung und eine Quelle ungetrübten Genusses finden. Dem leider oft von Unberufenen ohne genügende Sachkenntnis nachgesprochenen Urteil, daß Gernsheims Erfindung durchaus trocken und doktrinär sei, kann gar nicht scharf genug widersprochen werden.

Daß er noch rüstig weiter zu schaffen gedenkt, beweist die Tatsache, daß er eben eine (zweite) Sonate für Violoncell und Klavier vollendet hat.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Redaktion der Musikbeigabe: Kurt Fliegel, Berlin, Kurfürstendamm 136.

Hans Thoma: Selbstbildnis.
(Radierung.)
Zum Aufsatz von Wilhelm Schäfer.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Verlag Nord und Süd G.m.b.H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
Schottlaender'sche Schlesische Verlagsanstalt

33. Jahrgang Band 130 September 1909 Heft 390

[illegible]

(Radierung.)

Zum Aufsatz von [illegible] Schäfer.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

33. Jahrgang Band 130 September 1909 Heft 390

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

S. Philipp:
Das große Memento mori.

I.

Eine der letzten Taten Roosevelts noch kurz vor Ablauf seiner Präsidentschaft war die Einberufung eines internationalen Kongresses nach dem Haag zum September dieses Jahres auf dem über die Erhaltung der natürlichen Hilfsquellen der Länder verhandelt werden soll. Der energische Präsident der Vereinigten Staaten war zu dieser Anregung besonders berufen, weil gerade sein Land den gedankenlosen Raubbau mit den Naturschätzen am ärgsten betreibt. Es ist bekannt, wie die unübersehbaren Bisonherden Nordamerikas so weit ausgerottet wurden, daß der Bison fast nur noch in zoologischen Gärten vorkommt. Rücksichtslos wurden die ungeheuren Wälder verwüstet, rücksichtslos wird die Produktion von Kohle und Erzen immer höher gesteigert. Als ob irgend etwas unerschöpflich wäre! Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist in Wahrheit nur das Land der unbegrenzten Rücksichtslosigkeiten.

Der Haag scheint sich allmählich zur Metropole des schönen Reiches Utopia ausbilden zu wollen. Wir werden ja hören, wie die Herren, die dort zusammenkommen sollen, ihr Sprüchlein aufsagen werden. Aber so wenig wie die Herren, die sich früher dort einfanden, den Machttrieb der Völker, der zu Kriegen führt, aus der Welt schaffen konnten, so wenig werden die jetzt Zusammenkommenden den Machttrieb stillen, der die Einzelnen und die Gesellschaften zur rücksichtslosen Ausbeutung dessen anstachelt, was in ihrem Machtbereiche liegt. Vielleicht wird man im Haag die Stärkung staatlicher Beaufsichtigung predigen, vielleicht auch werden manche eine Annäherung an die zahmsozialistischen Bestrebungen gewisser Reformer empfehlen. Aber das alles kann der allmählichen, unerbittlichen Erschöpfung der Naturschätze, die wir zur Aufrechterhaltung unserer Kultur nötig haben, nicht Einhalt tun. Wir stehen nicht dicht vor dem Untergange; für uns, unsere Kinder, Enkel, Urenkel und wohl noch etwas weiter langt es schon; aber gar zu lange nicht mehr.

Zwar die ausgerotteten Viehherden und die abgeholzten Wälder brau-

chen uns keinen Kummer zu machen; Organisches läßt sich immer wieder nachzüchten und nachpflanzen, soweit es gebraucht wird. Auch darüber, daß die Kohlenlager, wie allgemein bekannt ist, in nicht zu ferner Zeit ihrer Erschöpfung entgegensehen, könnten wir uns trösten. Die Kohle bietet uns das bequemste Mittel, Energie zu erzeugen, sie bildet das große Reservoir, in dem Arbeit der Sonnenstrahlen während Jahrmillionen sich aufgestapelt hat; wir schöpfen fortwährend aus diesem Reservoir, und wenn es erschöpft sein wird, dann werden wir eben von der Hand in den Mund leben müssen. Wir werden dann die tägliche Arbeit der Sonnenwärme, die den Kreislauf des Wassers und die Winde erzeugt, ausnutzen und das Gefälle der Ströme, den Wind, ferner auch Ebbe und Flut, die Kraft der Explosivstoffe und dergl. stärker als bisher zu unserem Dienste heranziehen. Für die Kohle gibt es also Surrogate genug, und um die Erfindungskraft der Menschen, aus ihnen so viel Energie zu erzeugen, wie wir brauchen, ist uns nicht bange.

Aber bei der Erschöpfung eines anderen Materials wird der Menschenwitz versagen. Können wir unsere heutige Kultur uns vorstellen ohne Eisenbahnschienen, ohne eiserne Brücken, ohne eiserne Säulen und Träger, ohne eiserne Rohre und Krane, ohne Maschinen und Werkzeuge von Stahl und Eisen? Nun wohl: *die Erschöpfung der abbauwürdigen Eisenerzlager der Erde steht uns weit, weit näher bevor, als die Erschöpfung der Kohlenlager.*

Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts betrug die gesamte Roheisenproduktion der Erde etwa 4 Millionen Tonnen im Jahre. Die Produktion stieg fortwährend und betrug 35 Jahre später schon 20 Millionen Tonnen im Jahre. Am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts war sie schon auf 40 Millionen Tonnen im Jahre gestiegen, nach noch weiteren 5 Jahren auf 50 Millionen. Um diese Zeit legten sich einige namhafte Geologen die Frage vor, wie groß denn der Vorrat an Eisenerzen in den uns bekannten Eisenerz-Fundstätten der Erde sein möge, und wie lange er dem Bedarfe der Industrie, der für das nächste Jahrzehnt jedenfalls auf 60 Millionen Tonnen jährlich zu schätzen sein wird, wohl genügen könne. Zur Erzeugung dieser 60 Millionen Tonnen reinen Roheisens gehören etwa 150 bis 180 Millionen Tonnen Eisenerze. Soviel müssen also jährlich der Erde entnommen werden.

Nun wollen wir zusehen, wie groß das Reservoir ist, aus dem wir diesen Bedarf schöpfen, wieviel Eisen wir also aus der Erde gewinnen

können. Eisen ist zwar ein sehr verbreitetes Metall, aber man muß bedenken, daß Erze mit weniger als 20 Prozent Eisengehalt nicht mehr als schmelzwürdig gelten, weil damit über 80 Prozent Ballast zu fördern, mit zu bearbeiten und dann zu beseitigen sind, was zu kostspielig wird. Man ist also auf die abbauwürdigen Lagerstätten beschränkt, deren es allerdings eine ganze Menge, kleinere und größere, gibt. Die größte Fundstelle der Erde, das Erzlager von Kirunavara-Luossavara in Schweden enthält nach einer Schätzung 600 bis 800 Millionen Tonnen Eisenerz. Würde man aus diesem Lager jährlich den ganzen Eisenerzbedarf der Menschheit, also etwa 150 Millionen Tonnen im Jahre, entnehmen, dann würden die 800 Millionen Tonnen dieses Lagers nicht einmal 6 Jahre lang vorhalten. So wurden nun auch die übrigen Fundstellen der Erde abgeschätzt; man erkannte, daß man sich für viel zu reich gehalten hatte, und schon wurde mancher bedenklich. Der Amerikaner John L. Stewart sagte offen: In wirtschaftlicher Beziehung taucht als ernstes Zukunftsproblem die Furcht vor einer baldigen Erschöpfung unserer Eisenerzvorräte auf.

Der Vorrat der uns bekannten abbauwürdigen Lagerstätten der ganzen Erde wäre nach einem bedeutenden Sachkenner, dem Schweden Sjöngren, im ganzen auf 9250 Millionen Tonnen Eisenerz zu schätzen. Diese Schätzung mag etwas knapp sein; aber man wird sich bald überzeugen, daß das Ergebnis unserer Untersuchung sich nicht wesentlich ändert, wenn man die Sjöngrensche Schätzung auch um einige tausend Millionen Tonnen erhöht. Übrigens ist auf dem Internationalen Geologen-Kongreß 1910 in Stockholm Material für genauere Schätzungen zu erwarten. Sjöngren und andere Autoritäten haben die Geologen aller Länder aufgefordert, hierzu beizutragen. Nehmen wir vorläufig 9250 Millionen Tonnen als richtig an. Wenn wir ferner annehmen, der jährliche Bedarf der Menschheit an Eisen nehme nicht weiter zu, sondern die Menschheit beschränke sich in Zukunft auf einen Jahresverbrauch von 60 Millionen Roheisen, was nicht sehr wahrscheinlich ist, dann müssen jährlich 150 bis 180 Millionen Tonnen Eisenerze diesem Vorrat von 9250 Millionen entnommen werden. Dividieren wir das, dann ergibt sich, daß wir schon in etwa sechzig Jahren mit sämtlichen bekannten Eisenerz-Fundstellen fertig sind.

Diese Frist wird man jedenfalls noch verlängern können. Man wird mit dem alten Eisen, das man schon jetzt neben dem aus Erzen gewonnenen neuen Eisen immer wieder durch Umarbeiten nutzbar macht, wobei

es freilich sehr viel Abfall gibt, noch sparsamer umgehen lernen; man wird die geringhaltigen Erze noch besser ausnutzen lernen; man wird neue Lagerstätten abbauwürdiger Erze finden. Aber man spanne die Hoffnung nicht zu hoch. Denkt wohl jemand daran, man werde nach Abbau der vorhandenen Kohlenlager durch besseres Absuchen der Erde noch Kohlenlager von ebenso großem Umfange finden, wie ihn die uns jetzt bekannten Kohlenlager der Erde zusammengenommen besitzen? Niemand nimmt das an; man ergibt sich darein, daß man später eben ohne Kohle wird auskommen müssen. Sollte es bei den Eisenerzen sich anders verhalten? Und wenn man selbst neue Eisenerzlager fände, die zusammen ebensoviel Erz enthalten, wie die jetzt vorhandenen bekannten Lager, dann hat man eben die Galgenfrist des Eisenzeitalters nur um weitere sechzig Jahre verlängert.

Nun, wird man denken, wenn wir mit dem Eisen fertig sind, dann werden wir uns Surrogate dafür schaffen, wie bei der Kohle. Aber die Sache liegt hier anders. Kohle ist für uns im wesentlichen ein Quantum Energie; wir verbrennen die Kohle und erhalten daraus Energie. Haben wir keine Kohle, dann nehmen wir andere Energiequellen, und die aus diesen bezogene Energie unterscheidet sich in nichts von der aus Kohle gewonnenen. Aber Eisen verwenden wir gerade um seiner spezifischen, ihm allein zukommenden Eigenschaften willen. Mit diesen seinen Eigenschaften ist das Eisen zugleich das brauchbarste und das billigste, verbreitetste Metall. Ein Surrogat im Sinne eines billigen Ersatzmittels gibt es dafür nicht. Allenfalls würde Bronze als Ersatzmittel in Frage kommen. Aber schon am Preise erkennt man, daß die vorhandenen Quantitäten der Bronzematerialien viel kleiner sind als die des Eisens. Von dem Hauptbestandteil der Bronze, dem Kupfer, wird jährlich etwa siebzigmal weniger aus der Erde gewonnen als vom Eisen. Zinn ist noch sehr viel seltener. Wenn man etwa ein Jahr hindurch sich des Eisenverbrauchs gänzlich enthalten und statt dessen die in diesem Jahre erforderlichen Brücken, Krane, Träger, Schienen, Rohre, Gefäße, Maschinen und die übrigen sonst aus Eisen gefertigten Gegenstände nunmehr aus Bronze herstellen wollte, dann würde man während dieses einen Jahres fast den ganzen erreichbaren Kupfervorrat der Erde verbraucht haben. Man würde die Galgenfrist unserer Kultur um ein Jahr verlängert haben.

Ferner könnte man an das Aluminium denken. Aluminium hat nur etwa den dritten Teil der Festigkeit des Eisens; für gewöhnliche Gefäße und Geräte ist es recht brauchbar, für Maschinen und tragende Kon-

struktionen nicht. Wollte man die eisernen Brücken, Träger usw. durch solche von Aluminium ersetzen, dann müßte man wegen der geringeren Festigkeit dieses Materials alle Konstruktionsteile etwa dreimal so stark machen wie die entsprechenden von Eisen. Obgleich Aluminium nur den dritten Teil des Gewichtes von Eisen hat, würden demnach Aluminiumbrücken, -träger usw. so stark gemacht werden müssen, daß sie ebenso viel wiegen wie eiserne. Da nun ein Zentner Aluminium etwa zwanzigmal so viel kostet wie ein Zentner Eisen, würden Aluminiumkonstruktionen außerordentlich teuer werden. Möglicherweise wird man die Herstellung des Aluminiums noch etwas verbilligen, es vielleicht auch durch kleine Zusätze anderer Stoffe für manche Zwecke noch etwas brauchbarer machen. Aber einen auch nur annähernden Ersatz für das nutzbarste und billigste Metall, das Eisen, wird es nicht bieten können. Ein anderes Ersatzmittel für das unserer Kultur unentbehrliche Eisen wüßte ich nicht.

II.

Der Prophet Jonas hatte der großen Stadt Ninive den Untergang geweissagt, aber seine Prophezeiung wollte sich nicht erfüllen. Wenn er nun des Morgens aufwachte und sah, daß er und die anderen Bewohner von Ninive noch immer lebten, dann ward er todestraurig. Die Nichterfüllung seiner Voraussage war ihm bitterer als der Tod. Von der Sinnesart des Propheten Jonas weiß ich mich frei. Ich wünsche der uns gewohnten Kultur ein langes Leben; denn mir graut vor dem, was nachher kommt. Ich wünsche, daß man mich widerlege, aber ich wage nicht es zu hoffen. Und wir wollen unsere Erkenntnisse nicht durch unser Wünschen und unser Grauen beeinflussen lassen wie die Schönfärber, sondern der Wahrheit ins Gesicht sehen, sie mag uns gefallen oder nicht. Die Wahrheit aber ist für alles Organische zuletzt immer ein Memento mori.

Wenn ich alles zusammenrechne, was sich durch Neufunde, durch Sparsamkeit und in mancher Hinsicht auch durch Surrogate erreichen läßt, und wenn ich annehme, die Sjöngrensche Schätzung sei viel zu niedrig gewesen, dann muß dennoch der stärkste Tragpfeiler unserer modernen Kultur, die vom Eisen abhängige moderne Technik, schon nach ein paar Jahrhunderten zusammenstürzen und das andere mit sich reißen. Andere haben nicht einmal so reichlich geschätzt. Der Amerikaner Mason warnte seine Landsleute vor der fortwährenden Steigerung ihrer Eisenproduktion und zeigte ihnen, daß Amerika, wenn es dabei beharre, in dreißig Jahren

kein Eisen mehr haben werde. Die bedeutendste Zeitschrift der englischen Metallindustrie, „Iron and Coal Trades Review“, sagte in ihrer Nummer vom 15. Dezember 1905: In wenig mehr als einem halben Jahrhundert dürften wir einen allgemeinen und vollständigen Eisenmangel haben. Diese Tatsache bringt Probleme von höchster Wichtigkeit mit sich, nicht nur für die Eisenindustrie der ganzen Welt, sondern für die Zivilisation überhaupt.

Unser Zeitalter leidet an einer Art Größenwahn. Weil wir die Röntgenstrahlen, das Radium, die drahtlose Telegraphie, die Luftschiffe und dergl. haben, glauben wir gewissermaßen als Belohnung dafür auf eine unabsehbare Dauer unserer Kultur rechnen zu dürfen. Ich sehe aber den Zusammenhang zwischen den Luftschiffen und dergl. und der Lebenserhaltung der Kulturmenschheit nicht ein. Unser Zeitalter gleicht einem reichen Manne, der ein großes Haus ausmacht, aber schon sein Kapital angreift und von ihm zehrt, ohne daran zu denken, daß nichts unerschöpflich ist. Wer inmitten einer Welt sitzt, deren Grenzen er nicht sieht und niemals übersehen kann, der hält sie für unbegrenzt, für unendlich. So macht man es mit der unübersehbaren Welt der Materie, der Sterne und Sternhaufen, und indem man gedankenlos das physisch Große mit dem mathematisch Unendlichen verwechselt, glaubt man wirklich, die chemischen Stoffe und der Äther, die qualitativ so fest und bestimmt charakterisiert sind, reichen bis ins quantitativ Unbestimmte, bis ins mathematisch Unendliche. Man glaubt es, weil man zurückscheut vor einem Nachdenken, dessen Ergebnis nur das unerfreuliche Eingeständnis sein kann, daß wir nichts darüber zu wissen vermögen, was jenseits der Grenzen unserer physikalisch und chemisch erforschbaren Welt der Materie und des Äthers, der Elektronen und der Energien liegt. So scheuten alle Völker und Gemeinschaften, Stile und Religionen, Weltreiche und Epochen vor dem unerfreulichen Gedanken zurück, sie könnten irgend einmal aufhören zu existieren. Und mußten doch sterben, wie jeder Einzelne sterben muß! Noch kurz vor dem Ende ahnten sie es nicht. Wollen wir, die wir uns so sehr unserer geistigen Überlegenheit über die früheren Menschen berühmen, ebenso unweise denken?

Nicht einmal bis zur vollen Erschöpfung der Eisenvorräte unserer Erde wird unsere Kultur vorhalten. Blicket hin auf die Übervölkerung in unseren Industrieländern, auf den Überschuß an Menschen, der nicht mehr von den Früchten des eigenen Landes ernährt werden kann, sondern den der Export der Industrieerzeugnisse nach Ländern ernähren muß, die

dafür ihren Tribut an Rohstoffen und Nahrungsmitteln an die Industrieländer entrichten. Schon jetzt, wenn der Export stockt und Arbeitslosigkeit eintritt, schleicht das Gespenst des Hungers durch die Hinterhäuser unserer Großstädte, und der Politiker bangt und sorgt, wie er dem Volke die alten Absatzgebiete erhalte oder neue gewinne. Und die Völker stehen gerüstet und bedrohen sich mit wilden Mienen im Wettbewerb um die Futterplätze. Dabei nimmt die Übervölkerung immer mehr zu; sie darf nicht stille stehen oder gar abnehmen, denn ein solches Volk verliert die Drohkraft.

Wie nun, wenn die physische Unmöglichkeit an die Industrievölker herantritt, die Industrie im bisherigen Umfange aufrecht zu erhalten und dadurch die Übervölkerung zu ernähren; wenn der Eisenvorrat der Erde zwar noch nicht ganz erschöpft ist, aber doch entschiedener Eisenmangel zur Einschränkung der Industrie zwingt? Man wird zuerst die Verwendung des Eisens im Hochbau wieder stark einschränken und dadurch Zeit gewinnen. Aber wenn der Eisenmangel so weit gediehen ist, daß man Not darum haben wird, womit man unsere Eisenbahnen und unsere recht kurzlebigen Maschinen wieder erneuern soll, dann ist das Ende da. Das wird nicht in dreißig Jahren geschehen, auch nicht in fünfzig Jahren, so schlimm ist es nicht; sondern ich denke optimistisch genug, um anzunehmen, es lange noch für Jahrhunderte. Aber die Tage unserer Industrie und damit unserer modernen Kultur sind gezählt.

Versetzen wir uns in jene glücklicherweise noch ferne Zeit hinein. Über fernliegende Zeiten und über die Geschicke der Menschheit im großen läßt sich besser prophezeien als über nahe bevorstehende Schicksale einzelner Völker, weil diese von vielen Zufälligkeiten abhängen, in jenen aber die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten menschlicher Entwickelung zum Ausdruck kommen. Darum wollen wir nicht näher betrachten, was schon vor dem Eintritt des allgemeinen Eisenmangels droht. Mit Sicherheit läßt sich da nur sagen, daß ein starkes Industrieland, dem das Eisen ausgeht, während es noch Kraftquellen wie Kohle und Wasserkräfte besitzt, sich nicht bloß durch Verträge den Bezug von Eisenerzen aus anderen, noch eisenreichen Ländern für einige Zeit sichern, sondern auf Eroberung solcher Länder ausgehen wird. Denn wenn die Dinge schon so weit gediehen sind, daß die Erschöpfung mancher vorher eisenreichen Länder offen zutage tritt, dann werden die übrigen ihren Besitz an Eisenerzen mit allen Kräften für sich selbst zu bewahren suchen.

Diese Kriege gegen Ende der Eisenzeit werden wohl noch in den

zivilisierten Formen geführt werden, die wir heute üben. Unsere jetzigen Kriege, gegen die der Vorzeit gehalten, sind ja nur Duelle zweier Völker, man läßt da noch Regeln walten und führt den Krieg so human, wie es mit dem schrecklichen Zweck eben vereinbar ist. Man will auch nicht die Vernichtung und Zerstampfung des Gegners wie in den Vorzeiten, in denen es ums Ganze ging, in denen die Bevölkerung eines Landes ausgerottet oder versklavt wurde, um den Erobererscharen Platz zu machen. Wir lesen in den alten Schriften, wie die Kriege damals geführt wurden, wie sogar Völker, denen die Lust an Grausamkeit, am Vernichten fehlte, die Griechen, die Juden, teils die Bevölkerung eroberter Städte und Landstriche töteten, um sich an ihre Stelle zu setzen, teils sie zu Sklaven machten, weil sie andere Maschinen nicht kannten. Noch schlimmer machten es die Völker der alten und auch späterer Zeiten, denen der Blutdurst und das Vergnügen an Martern der Niedergeworfenen im Blute lag, und denen die Qualen der Gepeinigten eine Wollust bereiteten.

Blicken wir nun auf die Zeit des wirklichen allgemeinen Eisenmangels auf der Erde. Man sieht überall die Industrie stocken ohne Hoffnung auf wieder eintretenden Aufschwung. Man sieht die vielen Menschen des Staates, die im Industriezeitalter immerfort sich vermehrt haben, hungernd ohne Aussicht auf Besserung und ohne die Möglichkeit der Auswanderung. Denn längst haben alle Länder ihre Grenzen gegen die unerwünschte Einwanderung gesperrt, da sie Not haben, ihre eigenen Bewohner zu ernähren. Was bleibt übrig, um die hungernden Millionen, die immer drohendere Mienen annehmen, zu stillen? Da hilft kein Warten mehr, da hilft auch kein Krieg im heutigen Sinne mehr. Was denn? Die Völkerwanderung. Der Damm bricht, und die Fluten strömen alles verheerend über. Nur schlimmer ist es als in der früheren Völkerwanderung. Denn damals waren Scharen aus einem armen Lande in ein reicheres hineingezogen und hatten sich schließlich dort mit der Bevölkerung vereinigt. Nun aber ziehen weit größere Völkerscharen aus einem verarmten Lande in ein solches, dessen Bevölkerung gleichfalls sich nur eben ernähren kann. Man will nicht mehr Reichtümer üppiger Länder erbeuten, sondern man zieht aus, um das nackte Leben zu fristen. Und dazu muß man das Leben der anderen zu vernichten suchen. Und verdrängte Völker müssen sich wieder auf andere stürzen, um sie zu vernichten. Man führt wieder furchtbare Ausrottungskriege, man ist zur Urzeit zurückgekehrt.

Die Industrie und die Kultur überhaupt hat sich seit der früheren

Völkerwanderung ganz langsam und allmählich erhoben und sich nach und nach vergrößert, wie eine Woge des Meeres sich ganz allmählich hebt. Aber wie eine große Meereswoge nicht wieder ebenso sanft und allmählich nach Erreichung des Gipfels herabgleitet, sondern schäumend herniederbricht, so bricht auch die Kultur, nachdem sie in den letzten Jahrhunderten steil zu einem Gipfel angestiegen war, in sich zusammen und löst sich in Schaum und Dunst auf. Blicket hin auf dieses Wirbeln, Ringen und Zerstören. In ihm geht alles unter, was die Kultur geschaffen hat. Wo zeitweise ein wenig Ruhe eintritt, da fehlt doch das Vertrauen in die Zukunft, und man hütet sich, irgend welche einigermaßen weitausschauenden Unternehmungen ins Werk zu setzen. Man ist froh, das nackte Leben zu bewahren.

Was die feinsten Köpfe erklügelt und erforscht haben, was die größten Dichter und Künstler gebildet haben, das alles sinkt dahin. Anfangs gedenken noch die Männer der Kunst und Wissenschaft ihrer Gaben; aber wie lassen sie sich bewähren in diesem Gewühl von Blut und Schrecken? Und die nächste Generation und die folgende wächst schon ohne Lehre auf. Es schwindet jede Tradition. Vergessenheit und Dunkel umhüllt alles, was das frühere Leben Großes erzeugt hat. Denn der Mensch hat um anderes zu ringen als um geistige Güter. Es geht ums Leben, und der Stärkste hat recht. Der Kulturmensch wirft die Hüllen ab und wird wieder zum Raubtier, wie es seine Urväter gewesen waren. Stärke und Rücksichtslosigkeit und Hinterlist, das sind jetzt die höchsten Tugenden. Alle Feinheit des Lebens schwindet, denn sie kann zu nichts mehr dienen. Was soll sie hier in diesem schmutzigen Kampfe ums Leben, in diesem tierischen Wüten? Alles gerät in Vergessenheit, nichts bleibt übrig.

Blicket hin auf die Sitze der Zivilisation, die Großstädte. Sie sind gleich bei dem Zusammenbruch zu einer Hölle geworden, aus der die Bewohner fliehen. Denn in diesen Schreckenszeiten stockt alle Verwaltung, und die künstlichen Einrichtungen funktionieren nicht mehr. Es mangelt an Wasser, an Licht, an Verkehrsmitteln, an der Zufuhr von Lebensmitteln. Das Gesindel lebt auf, raubt und mordet, nicht mehr in der Dunkelheit, sondern am Tage. Es ist wie in einer vom Erdbeben verwüsteten Stadt. Man flieht mit seinen nächsten Angehörigen; aber man weiß nicht wohin. Man muß rauben, um Nahrung zu erhalten. Die einzige Rettung ist, sich einem größeren Trupp anzuschließen und sich durchs Land zu schlagen, bis man in Gegenden kommt, wo man sich für einige Zeit zur Ruhe setzen kann.

Man ist gezwungen, mit den Wölfen zu heulen und sich dem Trupp anzupassen, dem man sich anschließen muß, um am Leben zu bleiben. Der Gelehrteste ist hier nicht mehr als der gewöhnlichste Lump. Der physische und moralische Schmutz, dessen sich zu erwehren und den ins Verborgene zu drängen eine Hauptaufgabe der Zivilisation gewesen war, er brodelt wieder auf aus der Tiefe. Der feine, gebildete Mann wird hier zum Strolch, die verzärtelte Dame zur Landstreicherin. Man stapft in einem Morast dahin, endlos, endlos.

Zuerst ist noch Gram in diesen Menschen um ihr Herunterkommen. Aber wie wenige nehmen sich deswegen das Leben! Manchmal taucht noch Wehmut auf, zuletzt wird man das veränderte Leben gewohnt. Und vielen macht es sogar eine trotzige Freude, nun recht im physischen und moralischen Schmutze sich gehen zu lassen und durch keinerlei Pflichten mehr gebunden zu sein. In den Andern versinkt allmählich die Erinnerung an die frühere Reinheit, und sie wandern stumpf durch dieses rohe Leben mit. Es ist keine Empörung mehr in diesen Menschen über Mord und Gewalttat und kein Entsetzen darüber, wie über etwas Unnatürlichem. Es ist ein Hinnehmen dessen, was der Mensch dem Menschen Unmenschliches tut, wie das Hinnehmen eines Naturereignisses, eines unvermeidlichen Geschickes. Ob man durch Mord oder Hunger umkommt, das ist nun gleichgültig.

So überströmt die schmutzige Flut alle Kultur, nur Wüste und Morast zurücklassend. Es ist eine allgemeine Verwüstung, eine Verwilderung, ein Vernichten aus dem Instinkt, die Erde von den Überzähligen zu befreien. Es ist eine Sintflut. Es ist ein Weltuntergang. —

III.

Das ist das grauenhafte Geschick, das der Kulturmenschheit nach wenigen Jahrhunderten bevorsteht. Gibt es keinen Trost für uns über dieses entsetzliche Ende? Es gibt dergleichen.

Zuerst, es sind nicht Menschen unseres Denkens und Fühlens, die dann das Verderben trifft. Sie werden reif sein für den Untergang und ihn verdienen, wie die Römer der Spätzeit reif waren für den Untergang und ihn verdienten. Wenn die Menschen vom Ende der Industriezeit uns gegenüberständen, sie würden uns in ihrem Fühlen und Denken ganz fremdartig erscheinen; so wie wir, wenn wir den frommen Leuten, die vor einigen Jahrhunderten unsere Stelle einnahmen, gegenüberträten, ihnen ganz fremdartig und ein Abscheu sein würden. Gegen

jene Menschen vom Ende der Industriezeit wären wir moderne Menschen noch fromme Leute. Wir sind noch Idealisten, wir sind human und voll Mitleid, wir helfen den Unglücklichen und verachten sie nicht, wir suchen die Lage der Unteren zu verbessern; dabei sind wir treu und ehrenhaft gegen die Genossen, stolz und aufrecht gegen die Oberen. Zwar unsere Zuneigungsgefühle, Freundschaft, Verehrung erreichen bei uns nicht die große Höhe wie früher, dafür sind andererseits auch Haß und Verachtung bei uns schwächer, und die Welt unserer Stimmungen ist dafür eine sehr reiche und tiefe. Wir vernehmen das Raunen der Natur, wir fühlen uns ein in die feinsten Regungen der Menschenseele. Viel Bedeutendes lebt in unseren Köpfen, und wovon Frühere dicke Bücher gemacht haben würden, das lassen wir auf ein paar Zeitungsblättern in die Winde verflattern.

Mancher lacht und meint, ich scherze mit meiner Lobrede auf den modernen Menschen. Aber es ist mir ernst. Es hat üblere Gewächse gegeben in der Entwickelung der Menschheit als den modernen Erdbewohner; es gab Zeiten voll kriechender Schlammseelen, voll raubgieriger Halunken und brutaler Menschenschinder. Dennoch sehe ich schon in unserer Blüte die Ansätze zum Untergang. Was uns blühen läßt und uns vor Verknöcherung bewahrt, das ist jenes Freie, Jugendliche, sich der Bestimmtheit des Dogmas Widersetzende, sich wohlfühlend im Unbestimmten. Mit einem gewaltigen Rucke befreite unsere Kunst sich vom Dogma der Nachahmung des Überlieferten und sodann vom Dogma des Verismus. Das war eine herrliche Zeit, als die dogmatische Verknöcherung noch einmal sich löste. Aber viele solcher plötzlichen großen Erweckungen und Erlösungen hintereinander sind nicht zu erwarten. Wer Welt und Menschheit nicht mit den Augen des Mechanikers, sondern mit Augen des Organikers ansieht, der weiß, es ist unmöglich, und er weiß, daß langes Erstarren dem kurzen Blühen folgt.

Ob auf religiösem Gebiete, das schon längst stark von Dogmatismus und Verknöcherung durchsetzt ist, solch Aufschwung wie in der Kunst zu unseren Zeiten noch erfolgen wird, bezweifle ich. Eine große Menge der Menschen folgt hier dem Dogma der traditionellen Religion, der Überlieferung, und die Aufgeklärten folgen dem Dogma der Naturwissenschaft, dem Verismus. Die Naturforschung innerhalb ihrer natürlichen Grenzen in Ehren! Sie ist etwas sehr Großes. Aber um der Wissenschaft eine schrankenlose Herrschaft über die Geister zu sichern, haben die Naturforscher das Dogma als etwas Selbstverständliches hingestellt, die

Materie oder der Äther oder die Elektronen seien selbst schrankenlos, sie reichen bis ins mathematisch Unendliche, und sie haben keine Ursache gehabt, sondern seien vor allem Anfange dagewesen. Ein Dogma, so unbeweisbar wie alle anderen, und überdies in sich selbst widersinnig! Ich habe an einem anderen Orte[1]) zu zeigen versucht, daß die Welt, die wir wahrnehmen, nur eine begrenzte Insel innerhalb von etwas ganz Andersartigem sein kann, und nur wie eine Schlacke von jenem Andersartigen ausgesondert worden ist. Was aber jenes außerhalb der Welt, in der wir leben und wahrnehmen, bestehende Andersartige sei, das gestand ich, nicht zu wissen. Denn ich halte das Eingeständnis, daß der Mensch nicht, etwa von einer gütigen Vorsehung, eigens dazu eingerichtet ist, die ganze Welt bis in ihre letzten Reste zu verstehen, für keine Schande.

Der moderne Mensch braucht aber auf diesem Gebiete ein Dogma, um sich endgültig mit den schwierigen Dingen der Naturwissenschaft abgefunden zu haben, in denen er sich nicht wie bei Kunstwerken ein eigenes Urteil bilden und erlauben kann. Daher wird die große Menge der Gebildeten meine Ansicht ablehnen, und sich an das veristische Dogma halten, das nirgends im All, nicht einmal im Unendlichen, ein Plätzchen für das köstliche Freie und Unbestimmte übrig läßt. Und wie in einer Religion die Dogmen der Tradition immer starrer werden, so wird es auch mit dem Dogma des wissenschaftlichen Verismus gehen. Aussicht auf eine durchgreifende Renaissance oder Reformation können wir uns hier nicht machen.

In der Politik gibt es noch kräftiges Leben, Fühlen und Kämpfen, aber man sieht doch schon, wie die Ideale der Parteien verblassen und vor den Nützlichkeitstendenzen der einzelnen Stände den Platz räumen. Das ist der Weg von der Jugend zum Alter, von der Blüte zur Erstarrung. Wir sehen auch, wie man immer neue Normen, Regeln und Gesetze macht, um alle Verhältnisse des Lebens fest und zweckmäßig ein für allemal zu ordnen. Die Jagd nach diesem Ziel ist spannend und voll freudiger Kämpfe und Siege, wie die Jagd der Wissenschaft nach neuen Gesetzmäßigkeiten in der Natur. Aber wenn wir uns das Ende solchen Ringens vorstellen, dann sehen wir den Menschen da nicht auf einen erhabenen Herrscherthron steigend, sondern wir sehen das schöne Freie und Unbestimmte gänzlich ausgerottet und den Menschen fest umschnürt mit selbstgemachten Ordnungen, Regeln und Gesetzen, aus deren Gleisen er

[1]) „Über uns Menschen." Leipzig, Verlag von E. A. Seemann, 1908.

Jahrgang
1909

Matthias Grünewald: Maria mit dem Kinde.
Ausschnitt vom Flügelbilde des Isenheimer Altars im Museum zu Kolmar.
(Nach dem Werke von H. A. Schmid: „Die Gemälde und Handzeichnungen von Matthias Grünewald.“ Verlag von W. Heinrich, Straßburg i. E.)
Zum Aufsatz von Hans Rosenhagen.

nicht mehr heraus kann, und die ihm seinen Lebensweg von der Wiege bis zur Bahre starr vorschreiben. Und die Opposition gegen eine solche Umstrickung der Freiheit würde nicht ein mildes, freundliches, edles und bedeutendes Menschentum ergeben, sondern nur ein wildes, zügelloses Austoben des übertriebenen Individualismus mit seinem Gefolge von Genußsucht, Gier, Rücksichtslosigkeit, Überhebung und Haschen nach Sensationen. Solches haben wir ja schon schaudernd erlebt.

Alles in allem wird der Mensch am Ende des Industriezeitalters nicht eine Verbesserung, sondern eine Verschlechterung des modernen Menschen darstellen. Wenn uns also auch ein allgemein menschliches Mitleid mit jenen Menschen der Untergangszeit nicht fehlen wird, es kann uns doch nur so ergreifen, wie der Untergang von uns fremdartigen Menschen und Völkern in längst vergangenen Zeiten. Das mag uns ein Trost sein.

Schlimmer ist es, daß alles Große und Bedeutende, was unsere Zeit erschaffen hat, dahinsinken wird im allgemeinen Untergange. Da mag uns ein Trost sein, daß nach allen Sintfluten, Eiszeiten und Untergängen immer wieder neues Leben aufkeimt, neues Leben, neues Lieben, neue Lust und neues Hoffen, neues Schaffen, neuer Glaube, neuer Kampf und neuer Geist. Die Fragen, um die wir uns jetzt die Köpfe zerbrechen, werden dann gelöst sein; anders freilich, als wir denken. So wird die sogenannte soziale Frage ihre Lösung finden, anders freilich als die Sozialisten glauben — es wird nämlich keine Fabrikarbeiter mehr geben. Und so mit allem übrigen. Und neue Völkermischungen werden entstehen mit neuen Sprachen, neuen Veranlagungen, neuen Temperamenten, neuen Stilen. Dann rettet sich wohl auch irgend ein vergreistes Volk in die neue Zeit hinüber, wie die byzantinisierten Griechen ins Mittelalter, und bewahrt manches von Kunst und Schrifttum unserer Tage. Und es kommt wohl wieder einmal so ein Professoren-Jahrhundert und rettet manche unserer Schriften vom Untergang. Und dann wird sich erweisen, zwar nicht welche unserer Schriften die wertvollsten und der Erhaltung würdigsten waren, sondern welche man auf das haltbarste Papier gedruckt hatte; wie überall im Kampfe ums Dasein nicht das Edelste und Bedeutendste siegt, sondern das materiell am kräftigsten gegen den Untergang Gerüstete. So wird der Gott Zufall vielleicht von großen Geistern nur Bruchstücke, von kleinen viel der Nachwelt in die Hände spielen. Aber das tut nichts. Wo Neues selbsttätig sich gestalten soll, muß Altes sterben; das stete Hinblicken auf das Alte lähmt die Kraft zum Neuschaffen. So mag es uns genügen, wenn wir für die Mitwelt

schaffen, nicht für die Nachwelt; die mag selbst zusehen, wie sie's treiben will.

Ein dritter Trost ist, daß unsere Industrieepoche einzig in der Menschheitsgeschichte dastehen wird als einer ihrer Glanzpunkte. Denn mag gleich nicht alles Eisen schon verbraucht sein, wenn der Untergang kommt, sondern auch den späteren Zeiten etwas übrigbleiben für eine handwerkliche Industrie: es wird doch niemals wieder ein Leben wie das unsrige möglich sein. Vielleicht werden jene fernen Geschlechter andere Maßstäbe haben als wir, vielleicht werden sie nicht wie Knaben sein, die technische Leistungen als höchste Großtaten bewundern und zum Spielzeug am liebsten Eisenbahnen, Automobile, Luftschiffe haben wollen. Immerhin werden sie uns rühmen als ein Geschlecht von Wundertätern, ein unnachahmliches, wie uns selbst einmal die Griechen in den Künsten als unerreichbar erschienen.

Noch einen vierten Trost weiß ich, aber nicht ich gebe ihn, sondern andere werden ihn wohl geben. Denn an Beschwichtigungshofräten hat es niemals gefehlt. Sie werden euch sagen: was hier nach bestem Wissen über den herannahenden Untergang vorgetragen wurde, das sei alles nicht wahr; es werde mit dem Eisenmangel und dem Nahrungsmangel so schlimm nicht werden, man werde schon Auswege finden, unser Erfindergeist sei unerschöpflich, er könne auch aus nichts etwas machen, und er könne auch den Hunger aus der Welt schaffen. Solche Propheten hat es immer gegeben. An die haltet euch nur . . .

Er ist nicht angenehm, der Gedanke an Sterben und Untergang. Und nun wollen wir wieder an unsere Arbeit gehen. —

Frances Külpe:
Zwei Lieder.

Novelle aus der baltischen Revolutionszeit.

S ch l u ß.

In der Ferne blinkten die Türme Mitaus.

Milda war nachdenklich geworden. Hatte er nicht am Ende recht? Sie empfand etwas wie Verwunderung. Nun ja, er war eben anders wie andere Leute.

„Höre," sagte sie freundschaftlich, „bei wem wirst du denn wohnen?"

„Ich weiß nicht. Vielleicht sagt's mir der Pastor."

„Weißt du ihn auch zu finden? Die Stadt ist groß."

„Ich frag' nach dem lettischen Pastor, da wird man mir den rechten Weg schon zeigen."

„Ich wohne im Gasthaus!" sagte Milda stolz. „Mein Zimmer kostet ganze anderthalb Rubel für die Nacht. Bei Tisch bedient mich ein Kellner mit schwarzem Frack und weißer Halsbinde. Es ist sehr fein im Hotel Bellevue."

„Ui ja! Anderthalb Rubel für die Nacht!" wunderte sich Jahnit und lachte. „Ich hab' nur fünfzig Kopeken bei mir."

„Nu ja, du!" sagte Milda. In ihrem Ton lag eine große Geringschätzung. Sie fühlte das selbst und korrigierte sich: „Du bist dafür ein junger Bursch' — so einer findet überall sein Unterkommen."

„Ich sorg' mich ja auch gar nicht," erwiderte Jahnit fröhlich.

Jetzt fuhr der Schlitten in die enggebaute Vorstadt ein. Nebeneinander geschachtelt kauerten, lehnten und spreizten sich die verschiedenfarbigen Häuser.

„So viel Häuser!" staunte Jahnit. „Ein ganzer Wald voll Häuser!" Er war nur als kleiner Junge einmal in Mitau gewesen und hatte keine deutliche Erinnerung nachbehalten.

„Es kommt noch ganz anders!" renommierte Milda wohlwollend. „Große hohe Häuser und prachtvolle Läden mit breiten Glasfenstern! Und dahinter stehen die schönsten Sachen. Federhüte, so groß! Und

Pelzwaren und fertige Kleider. Und das ist noch gar nichts gegen Riga. Riga ist eine ganz feine Stadt, da kann sich Mitau verstecken!"

Sie fuhren in die „Große Straße" ein, und auf einmal wurde Milda still und ängstlich. Wie, wenn sie einer ihrer feinen Tänzer mit dem einfachen Bauernburschen in den eigengewebten Kleidern sah, der so neugierig und treuherzig um sich schaute? Sie war ja dem Jahnit ganz gut — bis zu einem gewissen Grade, aber Adolf Ohsoling war doch etwas ganz anderes! Und wenn der sie sähe!

Sorgend spähten ihre hellbewimperten Augen die Straße entlang. Da zuckte sie zusammen und wurde glühendrot. Den Ersehnten und Gefürchteten ihres Herzens sah sie zwar nicht, doch sah sie seinen Freund Louis Bumbir, und das war fast eben so schlimm.

Einen langen, hellbraunen Gehmantel hatte er an, den Hut schief auf dem Ohr; ein Spazierstöckchen mit elfenbeinernem Griff schwenkte er zierlich in der Hand, und sein dicker, roter Kopf kam mühsam und gedunsen aus einem gewaltig hohen, weiß gesteiften Kragen hervor. Ob er sie schon bemerkt hatte?

„Jetzt mußt du aussteigen!" sagte sie kurz und gepreßt zu Jahnit. „Auf Wiedersehen also!"

„Dank auch fürs Mitnehmen," sagte er freundlich und reichte ihr die Hand.

Zögernd legte Milda ihre Finger hinein. O Jammer! — Louis Bumbir hatte die Abschiedsszene bemerkt.

Eben schlenderte er an dem Schlitten vorüber und lüftete mit graziösem Schwung den Hut.

Milda war ganz blaß geworden. „Leb' wohl, Jahnit!" rief sie laut in herablassendem Tone: „Mach' deine Sache gut! — Ins Hotel Bellevue!" sprach sie dann zum Knecht. Und fort knirschte der zierliche Schlitten.

Jahnit war nachdenklich stehen geblieben, guckte die Straße entlang, hinauf, hinunter, schaute in die blaue Luft und wunderte sich über die einengende Häusermenge. Da fühlte er ein Klopfen auf der Schulter und schrak auf.

„Na, junger Mann, kommen Sie aus der Arche Noahs? Wie sind Sie denn zu der Ehre gekommen, die weiße Taube zu kennen?"

Louis Bumbir stand rot und lächelnd vor ihm und bemühte sich, ein geistreiches Gesicht zu ziehen.

Jahnit war diese blumenreiche Ausdrucksweise nicht gewöhnt. Die „weiße Taube", das war offenbar Milda Spurre. Der Vergleich erschien ihm komisch, und er lachte. Eine Ehre sollte es sein, sie zu kennen!

„Sie meinen die Wirtstochter Milda Spurre? Nu, wie sollt' ich die nicht kennen? Wir sind ja Nachbarskinder, und unsere Gehöfte liegen dicht beieinander."

„Louis Bumbir" — stellte der Jüngling sich vor, „erster Kommis in der Modewarenhandlung Spengler und Söhne."

Er schlug die Absätze zusammen und reichte Jahnit schwungvoll mit der englischen Handbewegung von oben her die rotbehandschuhte Rechte.

„Ich bin Jahn Sikkul, Wirtssohn," sagte Jahnit und lachte. Er betrachtete den geschniegelten jungen Mann mit dem neugierigen, vergnügten Interesse eines Kindes, das zum ersten Male einen Affen tanzen sieht.

Vertraulich legte Louis Bumbir seine Hand mit dem prallen, nagelneuen Glacéhandschuh auf Jahnits Arm.

„Sie könnten mir ja einige Auskunft geben," sagte er mit pfiffigem Augenzwinkern, „über die weiße Taube, mein' ich. Ausgeflogen ist sie nun ja wohl mehrere Mal — ob sie auch schon im Hafen gestrandet ist, — — möcht' ich gerne wissen."

Diese Redeweise war für Jahnit entschieden unverständlich.

„Sie wohnt im Gasthaus Bellevue," sagte er nach einigem Besinnen.

„Hm" — die gewölbten, runden Augenbrauen Louis Bumbirs wurden noch runder und zogen sich in die niedrige Stirn hinein. — „Ihnen fehlt noch einige Erfahrung, junger Mann," sagte er mitleidig-väterlich. „Das lernt man — allmählich. Ich meine, ob die weiße Taube ihren Täuberich gefunden hat?"

„Da müßt Ihr sie selber fragen," gab Jahnit zurück. „Davon weiß ich nichts."

„Nu und . . . drüben in dem einsamen Frieden der Natur . . ." Bumbir war sehr stolz auf diesen Satz, „in dem einsamen Frieden der ländlichen Natur — hat kein lockender Ton ihr Herzchen aufgestört . . .?"

Jahnit sah verstohlen zu Louis Bumbir hinüber. War er denn verrückt oder einfach dumm? Er entschied sich für das letztere.

„Bei uns gibt's keine Locktöne und keine Täuberiche," sagte er

kurz. „Will einer ein Mädchen freien, kommt er zu ihr und sagt einfach: Wirtstochter so und so — wollt Ihr meine Frau werden?"

„Auf dem Lande ist man eben sehr zurück!" meinte Louis Bumbir und seufzte. „Aber ich hätt' noch eine andere Frage: der Futterkasten für die weiße Taube .... ist wohl vom alten Taubenvater reichlich gefüllt, aber ein wenig hochgehängt. Verstehen Sie mich?"

Den alten krummbeinigen Spurre mit den spitzen Schultern und dem langen, endlosen Kinn mit einem Taubenvater verglichen zu sehen, kam Jahnit so komisch vor, daß er stehen blieb und laut auflachte. „Da habt Ihr recht," sagte er fröhlich, „der alte Spurre ist reich wie'n Holzhändler und geizig wie ein Armenhausvater. Was der in den Zähnen hält, das faßt er wie eine Dreschmaschine."

„So so ..." machte Louis Bumbir mit eigentümlich gedämpftem Ton, und sein rundes Gesicht wurde lang und nachdenklich — „so ... so so — nun, dank' für die Auskunft. Sie suchen wohl einen Dienst, junger Mann?"

Louis Bumbir stand Jahnit plötzlich fremd und herablassend gegenüber.

„Einen Dienst? Nein, ich suche den lettischen Pastor."

„Wohl ein Aufgebot oder irgend einen Schein?" fragte Louis Bumbir wieder vertraulicher.

Jahnit war der jähe Wechsel in Louis Bumbirs Benehmen nicht entgangen. Etwas in ihm sträubte sich gegen dieses Ausfragen.

„Ich habe eigene Angelegenheiten," sagte er kurz. „Wollt Ihr mir sagen, wo der Pastor wohnt, ist's gut, — habt Ihr keine Zeit, dann frage ich einen anderen."

„Ich habe allerdings sehr wenig Zeit, aber geht nur immer geradezu, junger Mann, bis an die lettische Kirche, dann links und dann wieder rechts."

Louis Bumbir reichte Jahnit zwei Finger und schlenderte sein Spazierstöckchen schwenkend nachdenklich davon.

Jahnit lachte vergnügt in sich hinein. Wie komisch waren doch die Stadtmenschen! Sein Pastor aber, der war so ganz, ganz anders. Und nun begann er sich heftig nach ihm zu sehnen und stürmte mit langen Schritten die „Große Straße" hinunter.

Da lag ja die lettische Kirche aus roten Backsteinen aufgebaut. Herrgott, wie war die hoch und mächtig. Jahnit stand und staunte. Dann bog er ab in eine Seitengasse — nach links und dann wieder in

eine nach rechts. In einem dieser zweistöckigen Häuser mußte sein Pastor wohnen. Welches mochte es wohl sein?

Er entschloß sich, ein junges Dienstmädchen zu fragen, das ihm mit einer Kanne Petroleum entgegen kam.

„Bitte, wo wohnt der lettische Pastor?" fragte er höflich.

Das Mädchen blieb stehen, sah ihn an und lachte.

„Das ist leicht gesagt — ich diene ja bei ihm, dort drüben in dem gelben Holzhause, eine Treppe links."

Jahnit wurde es warm ums Herz. „Das freut mich!" sagte er und strahlte.

„Was freut Sie?"

„Daß Sie bei ihm dienen. Ich möcht' auch bei ihm dienen."

Neugierig blickte ihn das Mädchen an.

„Warum denn?"

„Weil er ein guter Mensch ist und alles versteht."

Das Mädchen nickte und lachte wieder. „Wie wissen Sie denn das?"

„Nu, ich weiß. Also auf Wiedersehen. Wie heißen Sie denn?"

„Ich heiß' Anna."

„Und ich heiß' Jahnit. Auf Wiedersehen, Anna."

Er zog seine Mütze und ging. Anna blieb stehen und sah ihm neugierig nach. Was für'n hübscher Bursch! dachte sie und seufzte.

Jahnit lief die Holztreppe so stürmisch hinauf, daß sie knackte. Er nahm immer zwei Stufen auf einmal. Nun stand er vor der Tür, und sein Herz begann zu klopfen.

„Karl Hauser, Pastor der lettischen Gemeinde" — las er auf dem blanken Messingschilde. „Sprechstunde von 9—12 Uhr vormittags."

Nun es war wohl längst ein Uhr vorbei. Jahnit hatte vergessen, nach der Kirchenuhr zu schauen.

Er ergriff die Glocke und klingelte.

Schritte nahten. Sein Pastor kam. Sein Pastor! Die Tür ging auf.

„Lieber Jahnit, bist du da!"

Stumm vor großer, überquellender Freude stand Jahnit und atmete heftig.

Pastor Hauser zog ihn herzlich ins Vorzimmer. Seine guten Augen leuchteten.

„Das ist ja brav, daß du heute gekommen bist — ich hab' grad' Zeit."

Jahnit zog eilig die Mütze und küßte dem Geistlichen die Hand.

„Ich bin so froh, so froh . . ." stammelte er. Die Tränen standen ihm in den Augen.

„Vor allem aber mußt du etwas essen, lieber Sohn. Nach der langen Fußreise wirst du hungrig sein. Dabei können wir ja reden."

„Ich bin nicht zu Fuß, ich bin gefahren, die Wirtstochter Milda Spurre nahm mich in ihren Schlitten."

„Ei, ei, das ist ja prächtig!" Wohlgefällig betrachtete ihn Pastor Hauser. Wie des Jungen Augen strahlten!

„Also — leg' nur dein Bündelchen hin und mach', als ob du zu Hause sei'st!"

Der Pastor ging in die andere Stube. „Anna! Anna!" rief er halblaut und kam wieder zurück.

„Anna ist ausgegangen, gnädiger Herr Pastor. Ich traf sie auf der Straße."

„Also die kennst du auch schon? Nun, dann muß ich für die Anna herhalten. Etwas kaltes Fleisch wird ja wohl noch dasein. Komm' nur, lieber Sohn."

Respektvoll auf Zehenspitzen folgte ihm Jahnit auf dem Fuße. Welch' ein hübsches, helles Zimmer war das!

Lachend stellte der Pastor einen Teller mit Fleisch vor ihn hin, legte Gabel und Messer und Brot dazu und brachte eine Flasche Bier.

„So! Nun iß und trink! Diese Nacht schläfst du bei mir. Nachher geh' ich zu dem Musikdirektor hinüber und frag' an, ob wir heute oder erst morgen zu ihm kommen sollen. Solche Herren haben nicht immer Zeit."

Jahnit sah ihn halb scheu, halb strahlend an und schnitt hastig an dem Fleisch.

„Das Pastorlied ist gekommen," sagte er, „auch das Strasdinglied. Aber schöner ist das Pastorlied. Das mußte auch schöner werden."

„Warum denn?"

Jahnit sah starr vor sich nieder und rang nach einem Ausdruck.

„Das Pastorlied ist wie ein See, in den hat Gottes Auge hineingesehen, da muß der See leuchten und scheinen, — das Strasdinglied aber ist wie ein knorriger Eichbaum, den der Blitz zerschlagen hat. Der

Baum ist tot und doch lebendig, denn er hat wieder ganz frisches, grünes Laub bekommen, und die gnädige Sonne scheint da hinein."

„Jahnit," sagte der Pastor bewegt, „du bist ein Kind und ein Dichter. Erzähl' mir von deinem Bruder. Hast du ihn lieb?"

„Jehkab ist ein guter Bursch, so einen Bruder hat keiner weiter," sagte Jahnit ernsthaft. „Immer haben wir zwei zusammengehalten, sind ja auch Zwillinge. Wir streiten uns ja auch, und manchmal hauen wir uns kräftig, aber wenn jemand einen von uns angreift, gleich ist der andere zur Stelle, und dann geht's dem schlecht."

Durch die Küchentür kam die Anna lächelnd ins Zimmer.

Der Pastor stand auf. „Nun sorg' für unsern jungen Gast, Anna," sprach er freundlich, „ich geh' aus."

Als er wiederkam, fand er die jungen Leute einträchtig beim Kartoffelschälen in der Küche sitzen und ernsthaft plaudern.

„Morgen um halb neun," sagte er bedeutungsvoll zu Jahnit. „Willst du heut abend mit mir in den Jünglingsverein kommen oder bei der Anna bleiben?"

„Gnädiger Herr Pastor," sprach Jahnit, „wenn Sie erlauben, möcht' ich Ihr Holz klein machen. Die Anna hat mir schon alles gezeigt." — —

Jahnit hatte gearbeitet wie ein Mann, geschlafen wie ein Kind; nun stand er zum Ausgehen bereit, gebürstet und sauber vor dem Pastor. Gar feierlich war ihm zumut.

Verschwunden war das schöne Himmelsblau. Tauwetter war gekommen, und dicke graue Schneewolken hingen über der Stadt. Stumm schritten der Pastor und sein Schützling nebeneinander her. Der Schnee war glatt und schlüpfrig. Aufmerksam betrachtete Jahnit jeden Einzelnen, der vor dem Pastor grüßend den Hut zog. Es waren deren viele. Und wie freudig und respektvoll grüßten die Leute! Jahnit fühlte sein Herz schwellen vor Freude und Stolz.

Sorgenvoll dachte Pastor Hauser an seinen jungen Gast. Hatte er dem Musikdirektor nicht zuviel erzählt? War Jahnit wirklich das gottbegnadete Menschenkind, für das er ihn hielt? Hatte er sich in seiner begeisterten Freude, eine Perle entdeckt zu haben, nicht zu weit hinreißen lassen? Er verstand ja nicht viel von Musik.

„Schau — da ist die Trinitatiskirche," brach er endlich das Schweigen. „Und dicht daneben wohnt der alte Organist und Musikprofessor."

Jahnit sah lächelnd an dem hohen Turm empor.

„Der ist aber alt," sagte er, „und so hoch!"

Sie schritten durch ein altes, steinernes Tor quer über einen breiten Platz und standen bald vor einem niedrigen, langgestreckten Hause.

„Musik!" sprach Jahnit und lauschte.

Die Klänge eines Harmoniums kamen feierlich und sehnsüchtig dahergezogen. Verklärt stand Jahnit da.

Der Pastor zog die Glocke. Die Musik verstummte. Freundlich lächelnd stand ein alter, weißbärtiger Herr vor den Beiden. Sein schneeweißes Haar war weich und fein wie gesponnene Seide.

„Na, da ist er ja — der zukünftige Mozart!" lachte er und klopfte Jahnit freundlich auf die Schulter. „Die Augen dazu hat er schon, ja freilich!"

Sie traten in einen großen, weißen Saal. Zwei Klavierflügel und ein Harmonium füllten den weiten Raum nicht aus. An den Wänden hingen Musikerbildnisse; an der einen Schmalwand stand eine Büste Beethovens auf einer schwarzen Säule.

Befremdet starrte Jahnit die Büste an.

„Nun, mein Sohn," sprach der alte Herr, „komm', stell' dich zu mir her und sing diesen Ton.

Er schlug eine Taste an.

Gehorsam setzte Jahnit ein. Seine Stimme klang rein, voll und weich, aber er war über und über rot geworden.

„Schön!" sagte der Musikprofessor. „Nun, diesen hier, und jetzt die beiden nacheinander."

Jahnits Augen füllten sich mit Tränen. Hieß das ein Lied singen?

Der alte Herr setzte sich gemächlich zurecht und lauschte. Dann spielte er ein kräftiges, wenig bekanntes Kirchenlied in reicher Harmonie.

„Sing' mir das, mein Sohn — auswendig."

Jahnit sang. Still befriedigt nickte der Professor und blickte dem Burschen in die tränenden Augen.

„Ja, was ist denn das?" fragte er verwundert.

„Lieber, gnädiger Herr," stammelte Jahnit, „ich möcht' . . . so gern das Strasdinglied singen . . . und dann auch das Pastorlied . . . beide sind in einer Nacht zu mir gekommen. Aber hier — hier kann ich's nicht."

Aufmerksam prüfend sah ihn der greise Künstler an. Ein Strahl des Verstehens trat in seine alten, feurigen Augen.

„Es ist dir hier zu eng?"

„Ja, der Himmel muß über mir sein!"

Der Pastor wollte etwas einwenden.

Gebieterisch hob der alte Mann die Hand. „Lassen Sie nur."

Sie traten ins Vorzimmer zurück. Der Professor hüllte sich in einen Mantel und ging durch einen dunklen Gang voraus in eine dämmerdunkle Stube. Durch die Glastür sah Jahnit in einen verschneiten Obstgarten hinein.

Mit weichem flaumigen Schnee bedeckt standen unzählige Kirsch- und Birnbäume im Garten; sie streckten ihre Äste zum grauen Himmel empor und träumten.

Der alte Herr winkte Jahnit vorauszugehen und blieb wartend auf der Veranda stehen.

Und nun war Jahnit wieder daheim. Unter einen großen Kirschbaum hatte er sich gestellt und hob die Augen zum grauen Himmel empor.

Und er sang.

Dunkel und düster wie ein Herbstwindlied begann sein Lied und versuchte zu fliegen. Aber seine Flügel waren gebrochen; es tat einen tiefen Fall und sank in finstere Nacht. Und aus der Finsternis hervor quoll ein süßes, mildes Licht und füllte das Lied mit ahnungsvoller, stiller Hoffnung, und die Hoffnung wuchs und wuchs und wurde zur strahlenden Gewißheit, und auf sturmessicheren Flügeln trug das Strasdinglied die ringende Seele durch Nacht und Tod zum Sieg.

Jahnit hatte sich selbst und alles rings um sich her vergessen. Leise, leise und träumerisch hatte es zu schneien begonnen. Der Schnee fiel in großen, dichten Flocken, weich und müde rieselnd nieder und hüllte den singenden Jüngling allmählich in einen strömenden Schleier ein.

Jetzt ward es still. Der greise Künstler hielt die Augen mit der Hand bedeckt. Er sah auf und lächelte still und eigen.

„Herr Pastor," sagte er und streckte dem Geistlichen die Hand entgegen, „Sie haben meinem Alter das größte und schönste Geschenk gemacht!"

Betrübt kam der weißbeschneite Jahnit unter dem Kirschbaum hervor.

„Gnädiger Herr . . ." sagte er stockend, „das Pastorlied kann ich heut' nicht singen, dazu muß der Himmel blau sein."

Da fühlte er, wie der Professor ihm die Hand drückte und schüttelte mit jugendlicher Kraft.

„Du bist von nun an mein Sohn, Junge!" sagte er, „ich nehme dich als Schüler zu mir."

Ehrerbietig, glückselig küßte Jahnit dem alten Herrn die Hand.

„In acht Tagen ziehst du her zu mir — — geh zunächst nach Hause und sag's deinen Eltern.

„Und . . . und das Geld?" stotterte Jahnit.

„Ein Sohn zahlt seinem Vater kein Geld, mein Junge. Gott behüt' dich. Auf Wiedersehen!"

Wie im Traume, halb taumelnd, fand sich Jahnit wieder auf der Straße. Er konnte sich aus seiner tiefen, dumpfen Verwunderung nicht erholen.

„Gnädiger Herr Pastor," sagte er endlich scheu, „warum hat denn der alte, gute, gnädige Herr geweint?"

„Weil du ein Kind bist und ein Dichter, Jahnit," antwortete der Pastor. Sein Herz jubelte, und schweigsam traten sie beide den Rückweg an.

* * *

Ein großes Staunen war über das Sikkulgesinde gekommen, als Jahnit wieder heimgekehrt war. Das Staunen schlug je nach der Eigenart der Bewohner in Freude, Stolz, Respekt oder die Sucht zu renommieren um. Ihr Jahnit ein Schüler, ja ein Sohn des ehrwürdigen Musikprofessors! Ihr Jahnit einst selber ein großer Herr und Meister in seiner Kunst. Von Kunst verstanden die einfachen Leute nicht viel, nur Jehkab hatte einige zusammengelesene, lächerlich falsche Begriffe darüber. Kunst schaffte Brot, Ruhm und Geld auf eine angenehme und kinderleichte Weise. Man brauchte sich ja nur hinzustellen, seinen Mund aufzutun und den Leuten etwas vorzusingen oder auf einer Geige eine Stunde oder zwei zu spielen, und man wurde reich wie ein König.

War Jahnits Singen in der freien, offenen Natur bisher unbeachtet geblieben, so scharte sich jetzt das ganze Sikkulgesinde andächtig und respektvoll lauschend um den Sohn, der sie an Märchen und Wunder glauben gelehrt hatte. In ihrem Stolz machte die glückliche Familie jeden Vorübergehenden auf Jahnits goldene Stimme aufmerksam, und insbesondere ließ es Jehkab an stichelnden Redensarten gegen die Nach-

baren Spurre nicht fehlen. Seine scharfen Vergleiche zwischen dem Niedergang des Julze Spurre, der aus der Schule gejagt worden war, und dem Aufstieg seines eigenen geliebten Bruders wurden den Spurres gewissenhaft überbracht. Julze Spurre schäumte vor Neid und Wut. Nur Jahnit selbst merkte wenig von all' den Geschehnissen rings um ihn her. Er ging, ein glücklicher Träumer, seiner Wege, und der Gedanke, in der Nähe seines Pastors leben zu dürfen und neue Lieder zu lernen, füllte ihn aus.

In vier Tagen schon sollte er nach Mitau ziehen. Mutter Sikkul war eifrig damit beschäftigt, seine Kleider instand zu setzen. Vier Leinenhemden, ein neuer eigengewebter Anzug, ein paar derbe, neue Stiefeln, eine neue Mütze bildeten seine Ausrüstung. Ihr Jahnit sollte als ein Wirtssohn und nicht wie ein armseliger Bettler hinausziehen — in die Stadt und in das fremde neue Leben. Ein paar alte Stiefel, die er wohl sonst noch hätte ein paar Wochen tragen können, lagen verachtet und vorzeitig auf dem Misthaufen vor der Tür. Seine gebrauchten Anzüge mußte Jehkab auftragen.

Neidlos und verständig fügte sich Jehkab in diese scheinbare Zurücksetzung. Er liebte seinen Bruder viel zu sehr, um ihm sein Glück zu mißgönnen. Dazu hatte der Vater behaglich schmunzelnd gesagt: „Wird Jahnit also mal ein Berühmter, sollst du, mein Junge, ein tüchtiger Wirt werden und Haus und Hof erben.“ Damit war die Sache erledigt. Die ausgleichende Gerechtigkeit hatte ihr vernünftiges Wort gesprochen, und der nüchterne Jehkab war völlig damit einverstanden.

In diesen Tagen war eine neue Militärexpedition durch das Land gezogen. Sie versetzte die Bewohner in einige Aufregung. Es hieß, zehn Werst weiter habe ein reicher Wirt sein Gehöft angezündet, um die Versicherungssumme zu erheben. Er war dabei betroffen worden und wurde, da sich außerdem noch Anklagen revolutionärer Umtriebe gegen ihn erhoben, standrechtlich erschossen.

Die Letten waren diese furchtbaren Strafgerichte allgemach gewohnt. Gegen die wühlenden Unruhen in ihrer eigenen Mitte waren diese Schrecknisse verhältnismäßig selten. Die Wogen der Revolution hatten sich wieder etwas geglättet. Ein jeder hatte mit seinen eigenen Sorgen zu tun. Es galt, das eigene Haus, die eigenen Hände vor strafbaren Handlungen zu bewahren, die eigenen erschöpften Kassen durch fleißige, ruhige Arbeit wieder zu füllen.

Jahnit und Jehkab schliefen die letzte Nacht miteinander auf der gemeinsamen Lagerstätte. Jahnits Bündel lag gepackt vor dem Bett auf dem Boden. Morgen in der Frühe sollte er sein Elternhaus verlassen. „Zu Ostern komm' ich wieder," hatte er strahlend gesagt, „und dann weiß ich neue, schöne Lieder."

Bauern liegt Sentimentalität ferne. Das ist ein unnützer Luxus, den sich Nichtstuer und reiche Leute gestatten dürfen. Aber die Sikkulwirtin konnte doch in dieser Nacht nicht so schnell einschlafen wie sonst, und sie dachte an den Gesang ihres Jahnit; am heutigen späten Abend hatte er hinter der Scheune gesungen, das würde sie nun wohl lange, lange nicht mehr hören.

Auch die blinde Großmutter wälzte sich schlaflos und unruhig stöhnend auf ihrem Lager. Es war eine windige Nacht, und sie fühlte ihre greisen Haarsträhnen über ihr Gesicht wehen.

„Wai Gottchen, wai Gottchen! Ist das 'ne saure Zeit!" jammerte sie. „Und niemand glaubt's! So'n armes, altes, blindes Weib kann sich den Mund steif reden — und niemand glaubt's. Nu, — sind das nicht meine Haare?"

Triumphierend setzte sie sich in ihrem Bett aufrecht und strich sich die greisen Haare aus dem Gesicht. Ein wandernder Zugwind trieb sie ihr immer wieder hinein.

Sie horchte in die windige Nacht hinaus. Tauwetter war's, schmutziger, zerstampfter Schnee lag spärlich auf dem Boden. Schon längst hatten die Gehöfte ihre weißen Pfühle verloren und standen finster und dunkel gegen den schwarzen Himmel voll treibender Wolken.

Fröstelnd zog die Alte ihre Decke über die Ohren und kauerte sich wieder zurecht. Nebenan in der Kammer hörte sie das tiefe, ruhige Schnarchen ihres Sohnes, hörte das gleichmäßige, stille Atmen ihrer Schwiegertochter.

„Ja, die haben's gut!" sagte sie gekränkt. „Aber so'n armes, altes Luder wie ich . . . wenn ich doch schon mal auf dem Kirchhof läg'! Dann hätt' ich Ruh'."

Sie seufzte und stöhnte laut in der stillen Hoffnung, daß jemand erwachen und sie anreden würde. Aber ihr Sohn und ihre Schwiegertochter schliefen fest. Die weckte kaum ein Trompetenstoß.

Mit einem Male hörte sie ein klägliches Brüllen — was war denn das?

„Unser junges Kuhchen!" sagte die Blinde und setzte sich wieder in ihrem Bett zurecht. Sie horchte gespannt.

Das Brüllen kam wieder, und jetzt blökten Schafe und Rinder vielstimmig verstört und klagend durch die windige Nacht.

Es klang schaurig und unheilverkündend.

Ist denn am Ende schon Tag? dachte die Großmutter. Und der Jehkab hätt's Futter vergessen?

Nein, das war noch nie vorgekommen. Das Brüllen und Blöken wurde lauter und dringlicher.

Es ist einer im Stall! fuhr es der Großmutter durch den Kopf. Vielleicht ein Dieb . . . vielleicht schleicht der Tod ums Haus und will mich holen!

Sie begann zu zittern und zitterte immer heftiger. Die alte Bettstelle knackte.

Ja, das ist der Tod, dachte sie entsetzt, er ist in meine Kammer geschlichen und holt mich. Ihr fiel ihre eigene Mutter ein; als der Todeskrampf sie streckte, hatte dieselbe alte Bettstelle auch geknackt. Aber ihre Kinder hatten um das Lager gestanden — alle waren sie vollzählig versammelt gewesen. Und sie sollte hier einsam verrecken wie ein Hund?

Eine bittere, hartnäckige Empörung ergriff sie, eine entsetzliche Angst. „Ich will nicht einsam sterben!" stöhnte sie qualvoll. „Ich will nicht . . . will nicht . . . will nicht . . . hört ihr's!"

Niemand hörte, und wieder knackte die Bettstelle. Da hielt's die Alte nicht länger. Mühsam wickelte sie sich in ihre Decke, erhob sich mühsam und schlich an den Wänden ängstlich tastend aus ihrer kleinen Kammer hinaus in das Nebenzimmer.

Vor dem Bett ihrer Kinder brach sie zusammen.

„Ich sterbe, ich sterbe!" wimmerte sie und zerrte auf dem Boden liegend mit der knochigen, zitternden Hand die Decke von ihrem Sohne.

Ein dumpfer Laut . . . ein Strecken und Brummen. „Was ist?" Verstört fuhr der Sikkulwirt aus dem Schlaf.

„Ich sterbe, ja ich sterbe, Sohnchen!" wimmerte die Großmutter.

„Herrgott im Himmel — was ist denn das? Feuer! Frau, Frau, wach' auf, Feuer! Feuer!"

Von starken Armen fühlte sich die wild um sich schlagende Großmutter umfaßt, aufgehoben und ins Freie getragen.

Ächzend lag sie am Boden und hatte noch immer nicht begriffen.

Der Tod hatte sie doch eben in die [illegible] Arme genommen und Feuer, Feuer! hatte es von verschiedenen Seiten um sie her geschrien — und nun lag sie einsam und verlassen auf dem feuchten Boden und hörte Schritte, wirre, verstörte Schritte, die an ihr vorüber, die durcheinander liefen.

„[illegible]! Jesses! Die Kuhe! Die Pferde ... halt! Mir, da [illegible]. Ich halte schon den Schimmel!"

„Ja, Vater, ja! Da die Kuh! Treib die Schafe! Wir haben sie. Hier, faß an, Jahnit. Mutter! — — — die Hühner ..."

„[illegible], [illegible], das furchtbare Unglück!"

Schwerfällige, überhastende Schritte ... die Alte erkannte die [illegible] Stimme ihrer Schwiegertochter.

Und sie hörte ihr [illegible] Jammern, hörte Schreckenslaute und Jammern. Sie fühlte, wie ihre Haarsträhnen von einem feuchten, kalten Nachtwind ihr ins Gesicht geblasen wurden — sie fühlte eine warme, sengende Glut über sie hinwehen.

„Ich sterbe! Ich sterbe!" heulte sie noch einmal laut auf. Dann begann sie jämmerlich zu weinen und kratzte mit ihren alten, krummen Fingern geschäftig und eilig im schmutzigen Schnee herum, kratzte die schlammige Erde in kleine Häufchen zusammen.

Und endlich, endlich hatte sie begriffen: Sie war noch nicht am Sterben, aber das [illegible], das Erbe ihrer Väter — das lag in lodernden, flammenden Todeszuckungen.

* * *

Zwei Tage waren hingestrichen, zwei lange, dumpfe, sorgenvolle Tage. Zwei Tage, über denen ein seltsames Staunen, ein unheimliches, [illegible] Grauen lagerte.

Und aus dem stumpfen Grauen hervor war wie ein scheußliches, schuppengepanzertes Ungeheuer mit stieren, unerbittlichen, gläsernen Augen die furchtbare Wirklichkeit gekrochen.

Jahnit und [illegible] waren des dringenden Verdachtes der Brandstiftung bezichtigt worden und wurden von dem [illegible] verhaftet.

Vergebens waren alle Rechtfertigungsversuche und Beteuerungen, vergebens die Tränen, das Wehklagen der Frauen. Man hatte ja Beweise. Oder waren die Stiefel, die man auf dem Misthaufen gefunden, nicht etwa Jahnits Stiefel? Und stimmten die Fußspuren hinter dem [illegible] und neben der Scheune, wo Jahnit am letzten Abend gestanden

Franz Hoffmann-Fallersleben:
Waldhaus.

Der Tod hatte sie doch eben in die festen Arme genommen und Feuer, Feuer! hatte es von verschiedenen Seiten um sie her geschrien — und nun lag sie einsam und verlassen auf dem feuchten Boden und hörte Schritte, wirre, verstörte Schritte, die an ihr vorüber, die durcheinander liefen.

„Jahnit! Jehkab! Die Kühe! Die Pferde . . . halt! Nicht da hinein! Ich halte schon den Schimmel!"

„Ja, Vater, ja! Ja die Kuh! Treib die Schafe! Wir haben sie. Hier faß an, Jahnit. Mutter! — — die Hühner . . ."

„Wai, wai, wai, das furchtbare Unglück!"

Schwerfällige, überhastende Schritte . . . die Alte erkannte die stöhnende Stimme ihrer Schwiegertochter.

Und sie hörte ein prasselndes Knistern, hörte Schreckenslaute und Jammern. Sie fühlte, wie ihre Haarsträhnen von einem feuchten, kalten Nachtwind ihr ins Gesicht geblasen wurden — sie fühlte eine warme, sengende Glut über sie hinwehen.

„Ich sterbe! Ich sterbe!" heulte sie noch einmal laut auf. Dann begann sie jämmerlich zu weinen und kratzte mit ihren alten, krummen Fingern geschäftig und eilig im schmutzigen Schnee herum, kratzte die schlammige Erde in kleine Häufchen zusammen.

Und endlich, endlich hatte sie begriffen: Sie war noch nicht am Sterben, aber das Sikkulgesinde, das Erbe ihrer Väter — das lag in lodernden, flammenden Todeszuckungen.

* * *

Zwei Tage waren hingestrichen, zwei lange, dumpfe, sorgenvolle Tage. Zwei Tage, über denen ein seltsames Staunen, ein unheimliches, lauerndes Grauen lagerte.

Und aus dem stumpfen Grauen hervor war wie ein scheußliches, schuppengepanzertes Ungeheuer mit stieren, unerbittlichen, gläsernen Augen die furchtbare Wirklichkeit gekrochen.

Jahnit und Jehkab waren des dringenden Verdachtes der Brandstiftung bezichtigt worden und wurden von dem Strafkomité verhaftet.

Vergebens waren alle Rechtfertigungsversuche und Beteuerungen, vergebens die Tränen, das Wehklagen der Frauen. Man hatte ja Beweise. Oder waren die Stiefel, die man auf dem Misthaufen gefunden, nicht etwa Jahnits Stiefel? Und stimmten die Fußspuren hinter dem Viehstall und neben der Scheune, wo Jahnit am letzten Abend gestanden

und gesungen hatte, nicht genau mit diesen Stiefeln überein? Sechs Nägelspuren in dem rechten Absatz und bloß fünf im linken? Konnte Jehkab vielleicht leugnen, neben seinem Bruder gestanden zu haben? Und endlich — waren die zerriebenen, durchgeschwitzten Rester von revolutionären Proklamationen nicht etwa in den besagten Stiefeln gefunden worden? Ha — man sollte nur versuchen zu leugnen. Das Auge des Gesetzes wachte. Das Auge des Gesetzes war schon oftmals hintergangen worden, diesmal aber nicht. Man werde mit bitterer Strenge vorzugehen wissen und einmal ein Exempel statuieren.

Die Sikkulfamilie war in einem Nachbargesinde, eine Werst weiter, untergebracht worden.

Mit gruselndem Behagen erzählte ein Nachbar dem andern, wie willen- und hilflos die jugendlichen Verbrecher sich hatten festnehmen und abführen lassen.

In Jahnits klaren Augen hatte ein grenzenloses Staunen gelegen, und Jehkab war blaß geworden wie eine Kalkwand, hatte den Kopf gesenkt und dumpf vor sich hingestarrt.

Die Sikkulwirtin war in ein hitziges Fieber verfallen, und die alte, blinde Großmutter saß zusammengekauert auf der neuen Ofenbank im Spahringgesinde und kicherte zuweilen wirr vor sich hin und zog ihre greisen Haarsträhne durch die gekrümmten Finger.

„Das Bett knackt wieder," sagte sie geheimnisvoll, „aber der Tod, der Tod, der ist diesmal nicht gekommen. Er hat sich gefürchtet . . . vor dem Feuer . . ." Und dann schnalzte sie mit der Zunge und schwatzte unverständliches Zeug vor sich hin, eilig und zusammenhanglos, und sah mit den lichtlosen Augen durch die straffgezogenen Haarsträhne.

Die Leute fürchteten sich vor ihr. „Sie hat den Verstand verloren!" raunten sie einander zu.

Und der Sikkulwirt? Hohläugig wie ein Gespenst wankte er umher. Keinen Bissen hatte er zu sich genommen. „Ein billiger Kostgänger!" zischelte die Gesindewirtin Spahring. Die Kleider schlotterten ihm am Leibe. Der starke Mann war gebrochen.

Einige Stunden nach der Abführung seiner Söhne saß er, den Kopf in den Händen, die Ellenbogen auf den Knien, vor der Hofestür und stöhnte vor sich hin.

Er spürte nicht die scharfe Winterkälte, er fühlte nur den grimmen Schmerz, der ihm sein Inneres zerriß. Dann war er aufgestanden und

hatte sein Pferd aus Spahrings Stall gezogen, hatte es geschirrt und vor seinen Schlitten gespannt. Etwas von der alten, strammen Energie lag in seinen Bewegungen.

Und ohne ein Wort zu sagen, war er davon gefahren in der Richtung nach Mitau. — — —

Schon seit zwei Tagen ging Pastor Hauser mit einer sorgenden Unruhe an seine Arbeit. Der Gedanke an Jahnit ließ ihn nicht los. Weshalb war der Bursch' nicht gekommen? Er hatte sich ja so sehr darauf gefreut. War er krank, oder sollte ihm etwas Schlimmeres begegnet sein? Und dann standen dem Pastor plötzlich die leuchtenden Augen Jahnits vor der Seele, in deren reinen Tiefen etwas Unergründliches schimmerte, und leise lächelnd schüttelte er den Kopf. Jahnit würde und mußte kommen.

Aber am Abend des dritten Tages — der Pastor war gerade zu einem Kranken ausgefahren — stolperte ein schwerer Tritt die knackende Holztreppe empor, und eine tastende, zitternde Hand griff unsicher nach der Klingel.

Ängstlich schlich die halbverschlafene Anna an die Tür und wagte nicht die Versicherungskette loszuknüpfen.

„Wer ist da?" fragte sie unschlüssig.

„Jahn Sikkul — um Gottes willen, macht auf!"

War diese tiefe, rauhe Stimme Jahnits? Das konnte nicht sein.

„Es ist nicht wahr," gab Anna zitternd zurück, „Jahnit hat eine andere, weiche Stimme."

„Ich bin Jahnits Vater," klang es mit einem schweren Stöhnen hinter der Tür, „ich bringe böse Nachrichten —" und Anna hörte, wie eine wuchtige, schwere Gestalt gegen die Tür schlug.

Großer Gott, der Mann war betrunken, und sie fürchtete sich vor Betrunkenen.

„Wollt Ihr den Pastor?" rief sie noch einmal ängstlich. „Der Pastor ist nicht zu Hause."

„O mein Gott!" Es klang wie ein dumpfer Schrei. Und dann ruhiger: „Wann kommt er?"

„In einer Stunde oder zwei."

„So werde ich auf der Treppe warten."

Sie hörte ein Stolpern und dann, wie sich jemand ächzend auf die Treppe setzte.

Und nun begann in dem verschüchterten Mädchen ein Gewissens-

kampf. Was sollte sie tun? Wenn es wirklich Jahnits Vater war, so bekam sie von dem Pastor sicher Schelte, daß sie ihn draußen gelassen hatte wie einen Hund. War es aber ein Betrunkener oder gar ein Übeltäter, der sie überwältigen und des Pastors Abwesenheit zu einem Raubanfall benutzen wollte, so durfte sie die Tür nicht öffnen. Zitternd blieb sie hinter der Tür stehen und lauschte. Nun kam ihr ein schrecklicher neuer Einfall: wie wenn der Eindringling draußen auf ihren Pastor lauerte und ihm im Dunklen, wenn er ahnungslos die Treppe heraufkam, an die Kehle griff? Dieses Bild war so furchtbar, daß Anna der Atem stockte. Mit zitternden Fingern fuhr sie an ihren Taillenknöpfen entlang:

Nein, ja, — nein, ja — nein, ja — nein — ach Gott, ein Knopf war ja abgerissen — ja!

Zählte oder zählte das nicht?

In ihrer Todesangst wurde sie mutig aus Feigheit. Sie schloß die Augen — mochte da kommen, was wollte. Sterben konnte man ja nur einmal. Leise mit behutsamen Bewegungen löste sie die Versicherungskette, schob den Riegel zurück und öffnete den Türspalt.

Da saß im Dunkeln ein Mann — es mußte nach seiner Haltung ein alter Mann sein — und stützte den Kopf in beide Hände.

Und Anna fühlte plötzlich ihren Mut wachsen wie eine Lawine. Leise trippelte sie in den Flur und legte dem Manne die Hand auf die Schulter.

„Kommt nur herein und wartet drinnen!" sagte sie — „ich . . . ich hab' mich vor Euch gefürchtet."

Verständnislos blickte der Mann auf — Gott, was für ein gramvolles Gesicht!

„Kommt nur herein!" sagte sie nun ganz tapfer — „und steht auf! Es ist kalt und finster hier."

Ihr fiel eine schöne Geschichte vom Schutzengel ein, die sie in einem frommen Blatt irgendeinmal gelesen hatte — — der Schutzengel lächelte den armen wegmüden Wanderer holdselig an — und so lächelte auch sie, freundlich und doch halb ängstlich. Aber der Mann da schien ihr Lächeln gar nicht zu bemerken. Schwerfällig erhob er sich und trat in das Vorzimmer.

Geschäftig führte ihn Anna in das Sprechzimmer des Pastors und wies auf einen Sessel.

Und ohne sie anzuschauen, sank der Mann hinein und stierte teilnahmslos vor sich hin.

Nun packte sie eine unheimliche Wißbegier. „Und wo ist Jahnit?" fragte sie schüchtern.

„Jahnit . . .? Jahnit und Jehkab, — meine Söhne — sollen morgen erschossen werden, . . . wenn der Pastor nicht hilft."

Anna stieß einen Schrei aus und blieb stehen wie angewurzelt. Dann begann sie bitterlich zu schluchzen.

„Und warum?"

„Warum? Wenn ich das doch selber wüßte!"

Das Haupt des Mannes sank schwer auf die Brust hinab. „Sie sollen — Jahnit und Jehkab — — ha, ha, ha, sollen unser Gesinde angezündet haben. So sagt die gerechte Strafexpedition! Die weiß alles — weiß alles besser!"

Das war zu viel. Anna lief in die Küche zurück und setzte sich an ihren blankgescheuerten Tisch. Und nun weinte sie in aller Ruhe und Behaglichkeit, weinte sich ihr ganzes, junges, mitleidiges Herz aus.

Nach zweieinhalb langen, bangen Stunden war der Pastor gekommen, und Jahn Sikkul hatte ihm die Tür aufgetan.

Die Unterredung war von kurzer Dauer. Stoßweise, in mühsamen, kurzen, harten Worten, halb murmelnd, halb fluchend hatte Jahn Sikkul berichtet. Die Tränen liefen ihm dabei stromweise über die gebräunten eingefallenen Wangen. Es waren die ersten Tränen. „Und an allem sollen die Stiefel schuld sein — Jahnits Stiefel — und Proklamationen drin! Nie im Leben haben meine Buben Proklamationen gehabt. Kann ja sein, daß Jahnit mal so ein verfluchtes Blatt, ohne es zu lesen, aufgehoben hat und in seine Stiefel gesteckt hat. Er weiß ja manchmal nicht, was er tut. Und die Spuren sollen stimmen . . . fünf Nägel in dem einen Absatz, und sechs im andern. Nu ja freilich — das stimmt, ich hab' mich selbst davon überzeugt, und Jehkabs frische Spuren sind daneben — aber eher bin ich selbst ein Dieb und Mörder, als daß Jahnit das Gehöft angezündet hat und Jehkab ihm dabei geholfen! . . . Es gibt keinen Gott, gnädiger Herr Pastor, — was die Menschen Glaube nennen, ist Lüge, wenn meine Jungen, meine Jungen unschuldig verurteilt und gerichtet werden sollen!"

Der Pastor stand erschüttert. Er war bleich wie ein Tuch.

Schwer legte er dem verzweifelten Manne die Hand auf die Schulter.

„Es gibt einen Gott — — Jahn Sikkul — und so wahr dieser Gott lebt, so gibt es auch Teufel in Menschengestalt, die darauf sinnen, die Unschuld zu verderben. Habt Ihr persönliche Feinde, Jahn Sikkul?"

Mit leerem Blick schüttelte der Mann den Kopf.

„Die Spurres — die lieben uns nicht," sagte er einfach. „Einen Prozeß hab' ich mit dem Spurrewirt. Aber nein, so etwas tut kein Mensch dem andern an. Das könnt' ja selbst der Teufel nicht aussinnen!"

Wieviel kindliche Güte lag in diesen einfachen Worten! Gottlob, es gab doch noch goldechte Naturen unter dem Volk der Letten!

Dem Pastor stieg es heiß in die Augen.

„Wir fahren sofort!" entschied er. „Ich will tun, was ich kann."

Mit einem herzzerreißenden Dankesblick küßte der Sikkulwirt ihm die Hand.

* * *

Jahnit und Jehkab lagen gefesselt die letzte Nacht ihres jungen Lebens nebeneinander auf einem harten Lager. Vor der Tür des Kruges stampfte ein wachthabender Soldat rastlos auf und nieder und blickte zuweilen durch die blinden Fensterscheiben in das schwach erleuchtete Krugszimmer hinein.

Jehkab warf sich unruhig hin und her. Seine Augen waren dick und rot vom Weinen.

„Ich fürcht' mich, Jahnit, ich fürcht' mich . . ." wimmerte er.

Jahnit sah traurig den Bruder an.

„Ich möcht' dir so gerne helfen, Jehkab, lieber Jehkab," sagte er. „Wir sind unschuldig, aber keiner glaubt's uns. Da ist nichts zu machen."

„Glaubst du, daß es sehr weh tut, Jahnit?"

Jahnit schüttelte den Kopf.

„Gar nicht — es geht ja so schnell. Und dann" — ein warmes Leuchten trat in seine Augen — „dann wird sich Gott unser erbarmen, denn er weiß ja, daß wir unschuldig sind.

In einem hellen Mantel wird er vor uns stehen und lächeln, eine Strahlenkrone hat er auf und die Himmelstür wird er uns selber öffnen. ‚Kommt nur herein, lieber Jahnit und Jehkab' — wird er sagen. ‚Ich freue mich, daß ihr da seid, denn ihr seid unschuldig!' — Dort ist es ganz leuchtend wie im Pastorat, Jehkab, weißt du, wenn der

Weihnachtsbaum brannte. Und Lieder gibt es da, so ganz, ganz schöne Lieder."

Jehkab seufzte. „Ich muß immer an den Strasding denken" — sagte er. „Von dem Tag an, als der Pastor bei uns war, denk' ich an ihn."

Jahnit wandte den Kopf. „Du auch?" fragte er. „Ich denk' an beide, an Strasding und an den Pastor. Darum kam mir auch für jeden sein Lied."

Jehkab stieß den Bruder an. „Du," sagte er, „vielleicht hat der Strasding uns Unglück gebracht mit seinem Gruß. Hätt' er uns lieber nicht grüßen lassen!"

„Nein!" sagte Jahnit fest. „Glück hat er uns gebracht. ‚Es war der größte Tag in seinem Leben, als Strasding starb,' so sagte der Pastor, weißt du noch? Und ohne Strasding wär' der Pastor nicht zu uns gekommen."

„Was hilft das jetzt?" fragte Jehkab trübe.

„Ich weiß, was das hilft! . . ." Jahnits Augen leuchteten.

Eine lange Pause.

„Nun sag's" — flüsterte Jehkab wieder.

„Strasdings Tod soll uns helfen sterben!"

Wieder schwiegen die Brüder. Das kleine Lämpchen flackerte trübe. Draußen ertönte der schwere, gleichmäßige Schritt des Soldaten.

Jehkab dachte lange nach. Dann nickte er.

„Wir sind noch so jung!" murmelte er. „Und Vater und Mutter und Madde . . . der Kummer und die Schande . . ."

„Vater und Mutter und Madde und der Pastor in Mitau und auch der alte Professor — — Keiner wird's von uns glauben. Kummer werden sie haben, aber keine Schande!"

Stille ward's im Zimmer.

„Du bist so ruhig" — hob Jehkab wieder an. „Fürchtest du dich denn nicht?"

„Ich denk' daran, wie es wohl kommt, daß man vor dem Tode, auch wenn man jung ist, wie wir, Jehkab, — in kurzer Zeit so ein großes, großes Stück wandern kann — so ein großes, großes Stück . . ." sprach Jahnit träumerisch.

Diesmal verstand ihn Jehkab.

„Ja!" sagte er.

„Siehst du, es ist so wie bei den Telegraphenstangen, die am Wege

stehen. Auf jeder Stange steht ein Wort geschrieben, auf jeder ein anderes Wort, und wir ziehen vorbei und kommen schnell, schnell weiter."

„Ja!" sagte Jehkab wieder und nickte. „Sprich weiter, Jahnit."

„Auf der ersten Stange stand das Wort: Furcht. Und wir gingen vorüber, und in unseren Herzen war eine große Angst: Man wird uns verurteilen und richten.

Auf der zweite Stange stand: Unschuldig.

Man hatte uns verurteilt, wir waren voll Kummers und Fürchtens, aber es war doch eine Freude in uns, daß wir nicht schuldig waren.

Auf der dritten Stange stand: Fürchte dich nicht! Und die Furcht fing an einzuschlafen."

„Bei mir fängt sie erst jetzt an einzuschlafen," sagte Jehkab.

„Auf der vierten Stange steht: Gnade. Und wir müssen an Strasding denken, der ein Mörder war, und der doch so klar wurde, daß der Pastor sagen konnte: Strasdings Todestag war der größte Tag seines Lebens.

Jede Stange aber trägt ein stärkeres und schöneres Wort," sagte Jahnit wieder. „Die nächste Stange, — ich glaube, da stand ‚Vertrauen' drauf — und siehst du, vorläufig seh' ich nichts mehr, nur noch auf der letzten Stange — da seh' ich ein Wort, das leuchtet, und das heißt ‚Freude'!"

„Freude . . . .?" Jehkab schauerte in sich zusammen.

„Ja — Freude, Jehkab. Wenn wir ankommen, dann sind wir auch gewachsen wie Strasding, und dann ist alles gut.

Und siehst du, Jehkab, lieber Bruder, weshalb sollen wir uns nicht freuen? Weißt du noch, wie der Pastor einmal in der Kirche sagte: Was keines Menschen Auge gesehen, was keines Menschen Ohr gehört — das werden wir dort sehen und hören.

Noch viel schönere Lieder als das Pastorlied!"

Jahnit versuchte es mit seiner gefesselten Hand Jehkab zu streicheln.

„Noch wandern wir!" sagte er geheimnisvoll, — „aber wir wissen schon, wohin."

„Ja, Jahnit, wir wissen's."

Und in aller Stille wanderten die beiden Brüder, wanderten an den vielen, neuen, unbekannten Telegraphenstangen und ihren geheimnisvollen Überschriften vorbei, Hand in Hand, Seele in Seele — — —. Sie hatten ein großes, großes Stück Wegs durchmessen in dieser stillen, letzten Nacht. — — — — — — — —

Als der Morgen graute, fuhr ein Wagen rasselnd über den hartgefrorenen schneelosen Boden vor den Krug und schreckte die Knaben aus einem kurzen Schlummer.

Der alte Pastor war's, ihr eigener Geistlicher, und er brachte ihnen das Sakrament und segnete sie.

„Wir sind unschuldig, gnädiger Herr Pastor!" sagten die Brüder einstimmig. Sie waren wachsbleich, aber ihre Augen leuchteten.

Und draußen hatte sich der alte Herr aufs Bitten gelegt. Wenigstens um Aufschub.

Es hatte nichts geholfen. Der kommandierende russische Offizier winkte ab.

„Die Herren Pastoren bitten immer für ihre Gemeindeglieder. Das kennen wir schon. Die Beweise sind ja handgreiflich."

Und um halb sieben Uhr morgens wurden die Knaben vor ein kleines Birkenwäldchen geführt. Grau war der Himmel und trübe, und starr standen die kahlen Bäume gegen den grünen Tannenwald dahinter. Frischer Schnee war gefallen.

Jahnit sah den Bruder an und lächelte.

„Ich steh' kurz vor der letzten Stange!" sagte er.

Jehkab reichte ihm die Hand und drückte sie fest — — „Ich glaube, . . . ich auch . . ." murmelte er. „Leb' wohl, Bruder!"

Die Knaben wurden aufgestellt, die Binden ihnen über die Augen gelegt.

„Ich höre, ja ich höre das Pastorlied . . ." murmelte Jahnit.

Und plötzlich begann er zu singen.

Starr vor Staunen standen die Soldaten.

Wie seltsam, wie leuchtend war der Gesang!

Der Offizier sprach das Wort „Feuer" nicht aus — es war ihm etwas in die Kehle gekommen.

Er stockte einen Augenblick.

Hinter ihm jagte in rasender Wut ein Schlitten heran. Zwei Männer saßen darin. Ein weißes Tuch flatterte im Winde.

Der Offizier sah den Schlitten nicht.

Er hob nur die Hand.

Die Gewehre senkten sich. Aus je fünf Kugeln getroffen sanken die Brüder nieder.

Tot!

Sie waren über die letzte Stange hinausgekommen.

Paul Bornstein: Ungedruckte Hebbel-Briefe.

Im Jahre 1849 ward Heinrich Laube künstlerischer Leiter des Schauspiels an der Wiener Burg. Seine Abneigung gegen Hebbel, den Dichter wie den Menschen, ist bekannt. Sie färbt auch auf seine amtlichen Beziehungen zu Hebbels Gattin Christine ab. Wie er Hebbel selbst das kurz zuvor erfolgreich eroberte Burgtheater fast gänzlich wieder verschließt — Laube hat Hebbel nur aufgeführt, wo er ihn schlechterdings nicht umgehen konnte —, so hat Christine Hebbel beruflich zu leiden unter Schikanen und Zurücksetzungen vonseiten des neuen Herrn und Direktors. Stets sehen wir Hebbel von da an bemüht, durch auswärtige Gastspiele seiner Frau ein erweitertes Feld künstlerischer Betätigung zu schaffen; bemüht zugleich, bei dieser Gelegenheit auch seinerseits Beziehungen anzuknüpfen, die es ihm ermöglichen sollten, das ihm verleidete und im Grunde auch wesensfremde Wien unter wirtschaftlich sicheren Umständen gegen eine andere Kunststadt zu vertauschen. Mitte April 1851 war Hebbel nach Berlin gegangen, um hier an der Hofbühne seiner Frau ein Gastspiel endgültig zu erwirken, das, schon 1849 von Rötscher angeregt und empfohlen, nur infolge der Unzuverlässigkeit des Intendanten Herrn von Küstner bisher nicht realisiert worden war. Was bei Küstner nicht hatte gelingen wollen, glückte Hebbels persönlichen Bemühungen unschwer bei Baron Hülsen, der soeben als Küstners Nachfolger sein Amt angetreten hatte. Das Gastspiel, fünf Rollen: darunter als neu aufzunehmen die „Judith", die 1840 in Berlin mit der Crelinger als Titelheldin ihre Uraufführung erlebt hatte, wird perfekt und findet im Juli während Christinens Theaterferien statt. An dies einmal abgeschlossene Gastspiel Anschlüsse zu suchen, lag nahe. Nach Wien zurückgekehrt, hatte Hebbel sich denn auch in diesem Sinne an Dingelstedt in München gewandt, der kurz zuvor (8. April 51) die „Judith" mit starkem Erfolg herausgebracht hatte; Dingelstedt aber, anderweitig bereits verpflichtet, hatte absagen müssen. Der hier folgende Brief lehrt uns, daß

Hebbel noch vor dem Münchner Versuch einen gleichen, gleifalls freilich dann mißglückten in Weimar bei Genast, Goethes einstigem treuen Helfer in theatralibus und nunmehrigem Regisseur unter der Intendanz des Barons von Zigesar, gemacht hatte. Dieser Brief an Genast aber bedeutet Hebbels ersten und bisher unbekannten Versuch, überhaupt Beziehungen herzustellen zu jenem Weimar, das später von so entscheidender Bedeutung für sein Leben und seine Kunst werden sollte.

Sr. Wohlgeboren,
dem Herrn Großherzogl. Hofschauspieler Genast.
Regisseur der Großherzogl. Bühne,
in
frei. Weimar.
Wien, den 8. May 1851.

Geehrter Herr!

Verzeihen Sie, daß ich meine, freilich sehr flüchtige, Bekanntschaft mit Ihnen, die ich bei Gelegenheit Ihres hiesigen Gastspiels[1]) machte, in diesem Augenblick benutze, und Sie um freundliche Vermittlung in einer mir und meiner Frau am Herzen liegenden Sache ersuche. Es ist längst unser Wunsch gewesen, das jedem Deutschen, und jedem Künstler doppelt und dreifach, theure Weimar einmal zu sehen, es stellten sich der Realisirung dieses Wunsches bisher aber jedes Mal Hindernisse entgegen. Diesen Sommer giebt nun meine Frau auf der Königl. Bühne zu Berlin eine Reihe von Gastrollen, die gegen den 16. bis 17. July geendigt seyn werden, so daß uns noch die Hälfte des Ferial-Monats zur freien Verwendung übrig bleibt. Was ist natürlicher, als daß wir nun auf unseren Lieblingswunsch zurück kommen? Wenn es der verehrlichen Bühnen-Direktion daher convenirte, meine Frau etwa drei Mal auftreten zu lassen, was doch für das dortige Publikum von Interesse seyn dürfte, so würde es uns sehr lieb seyn. Da ich mit den Weimarer Theater-Verhältnissen durchaus unbekannt bin, so erlaube ich mir, die Anfrage an Sie zu stellen und Sie zu bitten, sie weiter zu befördern. Um für den Gewährungs-Fall die doppelte Schreiberei unnötig zu machen, bemerke ich, daß meine Frau als Rollen die Maria Stuart, die Iphigenia und, falls das Stück, das im K. K. Hofburg-Theater bereits 30 Mal über die Bretter ging, nach der hiesigen Bearbeitung einstudiert werden

[1]) Dies Gastspiel Genasts in Wien hatte im Juni 1847 stattgefunden.

könnte, die Judith[2], in der sie nach einstimmigem Urtheil excellirt(!), sonst aber die Julia in Gutzkows Werner wählen würde. Die Judith, die neulich auch in München mit großem Erfolg zur Aufführung gelangte, würde, falls ihre nicht schwierige und doch gewiß interessante Darstellung keine Beanstandung fände, rasch von mir in Abschrift eingesandt werden und ich mit meiner Frau am 18ten oder 19ten July in Weimar eintreffen.

Da die Zeit drängt, so darf ich von Ihrer Güte wohl einer möglichst baldigen Antwort entgegen sehen. Mit einem freundlichen Gruß von meiner Frau, die sich wahrhaft sehnt, die classischen Bretter auch einmal zu betreten, auf denen unter Goethes und Schillers Augen das deutsche Drama einst sein höheres Leben begann, zeichne ich mich

Hochachtungsvoll ergebenst

Dr. Friedrich Hebbel.

Adr.: Penzing bei Wien, Pfarrgasse Nr. 63.

* * *

Der Empfänger des nächsten Briefes ist nicht genannt; doch erweist sich eine Tradition, die den Brief an den besonders als Byron-Übersetzer noch bekannten Schriftsteller und Dichter Adolph Böttger in Leipzig gerichtet sein läßt, unschwer als richtig. Wenn nach des Schreibens erstem Absatz Hebbel dem Adressaten auf dessen Wunsch für eine herauszugebende lyrische Anthologie das einzige, just in seinem Besitz befindliche ungedruckte Gedicht übermittelt, so kann dies, da 1852 ein anderes überhaupt nicht entstand, a priori nur eines sein: „Ein Geburtstag auf der Reise", konzipiert und im großen ausgeführt, als Hebbel Ende Februar, Anfang März gelegentlich der Aufführung seiner „Agnes Bernauer" in München weilte. Auch Hebbels räumliche Bedenken treffen auf dies sehr umfangreiche Gedicht zu. Und in der Tat finden wir in Böttgers 1853 erschienenem „Buch Deutscher Lyrik[3])" Hebbels, hier also zum ersten Male abgedrucktes Gedicht.

[2]) Nach R. M. Werners Feststellungen über die Judith-Aufführungen an der Burg war das Drama bis zum Datum unseres Briefes 22 mal gegeben worden.

[3]) „Buch Deutscher Lyrik", Originalgedichte von . . ., herausgegeben von Adolf Böttger, Leipzig, F. Dürrsche Buchhandlung (Alexander Edelmann) 1853. Hebbels Gedicht auf Seite 36 unter dem Titel „Ein Geburtstag auf Reisen — (In München)."

[An Adolph Böttger. Leipzig.]

Hochgeehrter Herr!

Ihrer gefälligen Aufforderung zufolge übersende ich Ihnen hierbei für Ihre „Lyriker der Gegenwart" ein bis jetzt ungedrucktes Gedicht von mir. Es ist das einzige, das ich besitze, da die dramatische Produktion mich seit Jahren fast ausschließlich in Anspruch nimmt, und ich bitte Sie, es mir gleich zu remittiren, wenn es den dem Einzelnen vergönnten Raum überschreiten sollte, indem ich es dann dem Familienbuch des Lloyd zuwenden würde, welchem ich längst einen Beitrag zugesagt habe.

Ich lege zugleich ein Gedicht bei, das freilich gedruckt ist, das sich aber noch nicht in meinen Sammlungen befindet und aus mehr wie einem Grunde für Ihren Zweck in Betracht kommen dürfte. Es enthält nicht bloß den Kern meiner politischen Weltanschauung, welche für ein Charakterbild in gegenwärtiger Zeit von doppelter und dreifacher Wichtigkeit ist, sondern es bringt auch Ideen, die gewiß vom ethischen Standpunkt aus Verbreitung verdienen. Daß es, als ein rein didaktisches, in meinen Augen keinen hohen poetischen Werth hat, brauche ich nicht erst zu bemerken[4]).

Endlich erlaube ich mir noch, Ihnen diejenigen meiner Gedichte zu bezeichnen, die mir selbst die gelungensten scheinen und die ich also am liebsten berücksichtigt sähe; meine eigene Schätzung stimmt mit einer mir von Uhlands Hand vorliegenden so ziemlich überein. Dies sind:

Erste Sammlung.

Vater unser. Das letzte Glas. Blume und Duft. Horn und Flöte. Der Sonnen-Jüngling. Der junge Schiffer. Das Grab. Das alte Haus. Nachtlied. Virgo et Mater. Die junge Mutter. Das Kind am Brunnen. Bubensonntag.

---

[4]) Welches Gedicht hier gemeint ist, läßt sich mit absoluter Gewißheit kaum feststellen; ich schließe auf „Erde und Mensch", das 1848 entstanden, 1852 im „Illustrierten Familienbuch" der in Triest erscheinenden Zeitung „Oesterreichischer Lloyd" zuerst publiziert worden war. Das Gedicht, in der Tat von politisch-ethischem und dabei didaktischem Wesen, hatte, da es erst in die 1857 bei Cotta erschienene „Gesamtausgabe" Aufnahme fand, in keiner der ersten beiden Gedichtsammlungen Hebbels gestanden. 1851 hatte übrigens Hebbel in einem Novellen-Preisausschreiben des erwähnten Familienbuches als Richter, u. a. mit Grillparzer gemeinsam, fungiert.

Zweite Sammlung.

Liebeszauber. Opfer des Frühlings. Das Venerabile in der Nacht. Stanzen. Auf ein erröthendes junges Mädchen. Sommerbild. Aus der Kindheit. Ballade. Meeresleuchten. Magdthum (wegen N: 2).[5]).

Die Sonette und Epigramme habe ich hier ausgeschlossen, weil sie alle unter einander zusammen hängen und wohl nur in der Totalität die rechte Wirkung haben.

Mit ausgezeichnetster Hochachtung
Ihr ganz ergebenster
Wien, d. 30. Sept. 1852. Dr. Fr. Hebbel.

Von diesen beiden Sammlungen erschien die erste: „Gedichte" 1842 bei Hoffmann & Campe in Hamburg, die zweite: „Neue Gedichte" 1848 bei J. J. Weber in Leipzig. Nur für die erste dieser Sammlungen kommt überhaupt Uhlands Votum in Betracht. Ihm, dem vor allen hochverehrten Meister, dem einst Hebbel als Werdender nach eigenem Geständnis sein „ganzes inneres Leben" verdankte, dem dann der reife Künstler die Cottasche Ausgabe seiner Gedichte als „dem ersten Dichter der Gegenwart" widmen sollte, hatte Hebbel im November 1837 von München aus bereits das Manuskript der ersten Sammlung seiner Poesien mit der zwiefachen Bitte unterbreitet, Uhland möge die Zueignung genehmigen und einen Verleger vermitteln, „der mir ein billiges Honorar zahlt, dessen ich so sehr bedarf". Uhland, der damals durch Schwab Cotta, übrigens vergeblich, für Hebbels Sammlung zu interessieren suchte, hatte auf besonderem Zettel für Cotta diejenigen Gedichte vermerkt, die ihm als die besten erschienen. Nur vier aber von denen, die Hebbel hier aus seiner ersten Sammlung hervorhebt, hatten seinerzeit auch Uhlands Lob gefunden; es sind dies: „Der junge Schiffer", „Das alte Haus", „Nachtlied" und „Bubensonntag"[6]).

[5]) Hebbel hatte zu dem Sept. 1839 in Hamburg entstandenen Gedicht „Magdthum" 1845 in Rom ein zweites hinzugefügt. Tagebuch vom 11. Jan. 1845: „ich habe heute zwei Gedichte gemacht, wovon das eine (Magdthum Nr: 2) sehr schön und meinem Aller-Besten gleich ist". — In der Cottaschen Gesamtausgabe von 1857 erscheint der Titel beider Gedichte verändert in „Das Mädchen im Kampf mit sich selbst."

[6]) Außer diesen vieren hob Uhland noch die folgenden Gedichte hervor: Mutterschmerz. — An Hedwig. — Spuk. — Das letzte Glas. — An den Tod. — Zwei Wanderer. — Vergl. Bamberg: Hebbels Briefwechsel. I, S. 140.

Hebbels Äußerung, sein Urteil stimme so ziemlich mit dem Uhlands überein, bedarf also starker Einschränkung. Bedeutsam bleibt nichtsdestoweniger diese lyrische Selbsteinschätzung Hebbels in jedem Falle; sie im Einzelnen zu diskutieren, sei als müßig und unfruchtbar vermieden.

*   *   *

[An einen unbekannten, nicht zu ermittelnden Adressaten.]

Geehrter Herr!

Was aus dem Herzen kommt, das findet immer den Weg zum Herzen. Ich kann Ihnen für Ihren schönen Brief nur danken und werde mich sehr freuen, wenn Sie mir recht bald Gelegenheit geben wollen, Ihnen meine Ansichten über das, was Ihnen in meinem Drama[7]) noch räthselhaft geblieben ist, mitzutheilen. Empfangen Sie die Versicherung, daß ich Ihren Brief mit zu den liebsten Früchten meines Dramas rechne.

In aufrichtiger Hochachtung

Ihr wahrhaft ergebener

Fr. Hebbel.

Wien, d. 5. Dec. 1852.

*   *   *

Dem hier folgenden Schreiben an den Wiener Dichter Ludwig Foglar war beigefügt Hebbels Antwort[8]) auf eine an ihn gerichtete Adresse der Vereinigung Hesperus, in der diese, da Laube trotz der erfolgreichen Weimarer Aufführung der ersten beiden Teile der „Nibelungen" am 31. Jan. 1861 sich des Werkes nicht annehmen zu wollen schien, Hebbel ersucht hatte, in ihrem Kreise eine öffentliche Vorlesung aus der Trilogie zu veranstalten:

[An Ludwig Foglar. Wien.]

Hiebei, lieber Foglar, übersende ich Ihnen meine Antwort auf die Adresse; haben Sie die Geneigtheit, sie den verehrl. Mitgliedern der Gesellschaft Hesperus mitzutheilen. Ihnen persönlich sage ich noch besonders meinen herzlichen Dank. Meine arme Frau liegt seit dem Geburtstag-Abend krank darnieder; wenn es ihr Zustand irgend erlaubt,

[7]) Dies Drama wohl: „Agnes Bernauer." —

[8]) Hebbels Antwort an den Hesperus veröffentlicht bereits bei R. M. Werner: „Briefe". VII, S. 30. — Nach unserm Briefe dürfte auch der ebenda S. 130 sub 58a abgedruckte Brief, dessen Empfänger Werner nicht ermitteln konnte, an Foglar gerichtet sein.

Matthias [illegible]:

Die Unterredung [illegible] u. Erasmus.

München, Alte [illegible]

[illegible] der Werke von H. A. Schmid [illegible] Handzeichnungen von Matthias Grünewald." Verlag [illegible] Straßburg i. E.

Zum Aufsatz von Hans [illegible].

werde ich der gütigen Einladung zu dem heutigen Damen-Abend folgen, sonst bitte ich, mich zu entschuldigen.

Ihr
aufrichtig ergebener
Fr. Hebbel.

Wien, d. 24. März 1861.

* * *

Die Frage nach dem ungenannten Adressaten des nächsten Briefes erledigt sich durch dessen am Schluß vermerkte eigenhändige Empfangsbestätigung. „Empfangen: Weimar d. 10. Juny 1861. W. v. G." — Das ist kein Anderer, als Goethes Enkel, der Kammerherr Walther von Goethe. Abgesehen davon, daß alle besonderen Hinweise, wie z. B. der auf die „stille Herzlichkeit" seines Wesens, auf ihn zutreffen, ergibt vor allem die Vergleichung der Handschrift die unbedingte Richtigkeit dieser Annahme. Den Nachkommen Goethes stand Hebbel seit langem freundlich nahe. Schon 1848 hatte ein Brief Gustav Kühnes ihn bei der damals und für die nächsten Jahre in Wien ansässigen Ottilie von Goethe eingeführt, in deren Haus er dann gern und zwanglos aus- und einging. Die Brücke zu den Söhnen war damit natürlich geschlagen. Als am 18. September 1852 Hebbels „Agnes Bernauer" ihre Uraufführung in Weimar erlebt hatte, war Walther von Goethe der Erste, der Hebbel schriftlich den Sieg meldete. Als im Juni 1858 Hebbel, vom Großherzog zur Aufführung der „Genoveva" eingeladen, in Weimar weilte, erfüllte ihm die inzwischen nach Weimar übergesiedelte Ottilie gern den Wunsch, das damals noch keineswegs allgemein zugängliche Goethe-Haus besuchen zu dürfen, und der Kammerherr machte ihm die Honneurs der geweihten Stätte. So hat denn auch, wie sich aus unserm Brief, übrigens wohl dem einzigen an W. von Goethe, ergibt, der gesellige Verkehr mit dem Goetheschen Hause sich fortgesetzt, als im Mai 1861 Hebbel mit seiner Gattin zur Gesamtaufführung der Nibelungen-Trilogie unter Dingelstedt — die Vorstellung, mit Christine in den weiblichen Hauptrollen, fand am 16. und 18. Mai statt — nach Weimar gekommen war. Und noch 1862, als Hebbel das letzte Mal vor seinem Tode in Weimar resp. in Wilhelmsthal als Gast des Großherzogs weilte, wird ein Zusammentreffen mit Ottilie von Goethe und ihren Söhnen brieflich nach Wien an Christinen gemeldet. Die Beziehungen dauerten bis zu Hebbels Tod ungetrübt fort.

[An den Kammerherrn Walther von Goethe in Weimar.]

Verehrtester Herr und Freund!

Erst jetzt bin ich in Wien, wo mich eine Menge von Arbeiten und Geschäften, theilweise höchst unerquicklicher Art, in Anspruch nahmen, einigermaßen wieder zur Ruhe oder doch wenigstens zum Aufathmen gekommen, und kann mich wieder umsehen. Da tritt mir denn zu allererst mit Ihre Erscheinung mit Ihrem immer gleichen Wohlwollen und Ihrer stillen Herzlichkeit aus dem Rahmen des schönen Weimar entgegen, und ich kann es mir nicht versagen, mich auch bei Ihnen wieder in Erinnerung zu bringen. Ich kann Ihnen gar nicht ausdrücken, wie schwer es mir dies Mal wird, mich wieder an die große lärmende Riesenstadt zu gewöhnen, obgleich ich mich sonst, wie es sich für einen Liebhaber des russischen Bades geziemt, ganz leidlich darauf verstehe, aus einem Zustand in den andern hinüber zu springen und das Idyll mit dem Drama zu vertauschen. Aber das Drama, das sich hier abspielt, ist so ganz ohne Stern; es kommt mir vor, als wären hunderttausend klappernde Mühlen an einander gebaut, und nicht eine einzige gäbe Mehl. Ich habe früher meine gänzliche Unfähigkeit, mich für politische Vorgänge, als solche, zu interessiren, als eine arge Schranke meiner Natur betrachtet und mich wohl abgequält, das Interesse durch allerlei Gewaltsmittel, z. B. durch erzwungenes Zeitungslesen, in mir zu wecken, wie man es in der Jugend zuweilen mit einer Obstart macht, die Einem widersteht, und an die man sich zu gewöhnen sucht, weil man denkt: Du kannst dereinst, wie Robinson, auf eine wüste Insel verschlagen werden, wo nichts Anderes wächst! Jetzt bin ich sehr geneigt, mir diesen Mangel nicht bloß zu verzeihen, sondern ihn sogar für die Grundbedingung jeder reinen Entwickelung zu halten, vorausgesetzt natürlich, daß das specifische Talent des Individuums nicht geradezu auf den politischen Streit angewiesen ist, denn nirgends hängt vom rohen Zufall so viel ab, wie hier, und nirgends wird die blinde Leidenschaft, nicht allein in dem Handelnden, sondern auch in dem Theilnehmenden, täglich und stündlich so herausgefordert. Sie wundern sich vielleicht darüber, daß ich diese Gedanken gerade gegen Sie ausspreche, aber sie kommen mir ganz von selbst, wenn ich das stille Haus in der kleinen Stadt, das Sie bewohnen, mit dem krampfhaft aufgeregten Riesenstaat vergleiche, in den ich verschlagen bin, wie Jonas in den Wallfisch-Rachen, und unpartheiisch die Bilanz ziehe. Ich sehe das Schauspiel hier nun zum zweiten Mal, und wenn ich vor dreizehn Jahren doch wenig-

stens von dem kreißenden Berg das „Mäuslein" erwartete, obgleich nicht mehr, so will ich jetzt schon sehr zufrieden seyn, wenn nur nicht unnützer Weise Blut vergossen wird.

Meine Frau, die bis zur Stunde, wie ich, noch mehr in Weimar lebt, wie in Wien, läßt Ihnen noch einmal auf das wärmste danken, und ich bin in wahrer Hochachtung

Ihr treu ergebener

Friedrich Hebbel.

Wien, d. 7. Juny 1861.

Empfangen: Weimar den 10. Juny 1861.
W. v. G.

Hebbel war politisch nicht ganz so uninteressiert, wie es nach diesem Briefe scheinen möchte. Er hat sich, wenngleich nichts weniger als ein revolutionärer Heißsporn, 1848 den Forderungen des Tages keineswegs entzogen; seine für die Augsburger Allgemeine Zeitung verfaßten Berichte aus dieser Zeit beweisen genugsam die Ruhe und Reife seines politischen Urteils. 1861 freilich lagen die Dinge in Österreich so, daß auch die Besten Verzweiflung und Überdruß am öffentlichen Leben packen mußte. Finstere Reaktion seit der Mitte der 50er Jahre; dann, nach den pseudokonstitutionellen Machinationen der Bach und Goluchowsky, Schmerlings oktroyierte Verfassung vom Februar 61, die, ohne ihn etwa zu befriedigen, dem Realpolitiker Hebbel immer noch besser erschien, als sinn- und aussichtslose revolutionäre Velleitäten. Die Niederlagen in Italien, Magenta, Solferino, der Verlust der Lombardei hatten die Finanzen des Staates zerrüttet; Hebbel fürchtete den Staatsbankerott und damit seinen eigenen Ruin. Hinzu kamen Laubes fortgesetzte Feindseligkeiten gegen ihn und seine Frau, und, besonders seit dem Bruch mit Emil Kuh, ein drückendes Gefühl der Vereinsamung. So war eben damals, im Mai, unter Zustimmung der großherzoglichen Herrschaften die Möglichkeit einer Übersiedelung von Wien nach Weimar zwischen Hebbel und Dingelstedt ernstlich erwogen worden, und zu den unerquicklichen Geschäften, von denen Hebbel zu Beginn seines Briefes spricht, gehörte vor allem die Aufstellung eines Memorials an Laube, in dem er für seine Frau einen angemessenen Wirkungskreis oder aber ihre Entlassung aus dem Verbande des Burgtheaters forderte. Daß infolge einer plötzlichen Frontschwenkung des wohl eifersüchtig gewordenen Dingelstedt die Übersiedelung nach Weimar schließlich unterblieb, ist bekannt.

In eben diesen Zeiten verantwortungsvollster Erwägungen war Hofrat Marshall, der Sekretär der Großherzogin, übrigens ein äußerst kluger und witziger Kopf, Hebbel vor allem als zuverlässiger Charakter und aufrichtiger Ratgeber freundschaftlich nahegetreten. Den vorwiegend um die Weimarer Projekte sich drehenden Briefwechsel zwischen Hebbel und Marshall hat R. M. Werner in der „N. Fr. Pr."[9]) veröffentlicht; der hier folgende Brief aber fehlt in dieser Publikation. Nach ihm berichtigt sich Werners Angabe, es hätten sich innerhalb dieser Korrespondenz Zeugnisse aus der Zeit der englischen Reise Hebbels nicht erhalten. Marshall, Engländer von Geburt, hatte den Gedanken eines Zusammentreffens in London selbst bei Hebbel angeregt. „Please come and let me introduce London and you to each other[10])," hatte er geschrieben, und Hebbel hatte, nicht zuletzt, weil die Industrieausstellung die Beförderungsmittel verbilligte, zugestimmt. Drei Wochen blieb Hebbel in London[11]), er lernte Freiligrath kennen, sah seinen alten Freund Siegmund Englaender wieder und suchte vor allem den genius loci, das „moralische Klima" Englands zu erfassen, wobei die entschiedene Selbstachtung des Engländers bei nicht minder ausgeprägter Selbstbescheidung vor dem Gesetz am meisten ihm imponierte.

[An Hofrat Marshall in Weimar.]

Also, mein sehr theurer Freund, auf Wiedersehen in London! Zwar ist mein Reise-Gefährte abgefallen, weil er sich einem Vergnügungs-Train anschließt, und ich verstehe kein Wort Englisch, wenn es sich um's Sprechen und Hören handelt, statt um's Lesen. Doch hoffe ich, mit meinem niederträchtigen Französisch durchzukommen, auch schwatze ich in Deutschland so viel, daß es nicht schaden wird, wenn ich einmal vierzehn Tage lang die Rolle eines Stummen übernehmen muß.

Ich werde meiner „jungen Lady[12])" (sie ist aber eigentlich nur eine Miß, da ich sehr plebejischen Ursprungs bin) am 1ten Juny nach der Confirmation Ihren väterlichen Kuß geben und am 2ten absegeln, also am 4ten oder 5ten eintreffen, und Sie aufsuchen, sobald meine zerschüttel-

[9]) Neue Freie Presse. 1908. Nr. 15 758.

[10]) So Hebbel im Brief an Campe. R. M. Werner. Hebbel. Briefe. VII. S. 176.

[11]) Marshall freilich konnte, da der Geburtstag des Großherzogs bevorstand, nicht so lange bleiben.

[12]) Hebbels Tochter Christine.

ten Gebeine es gestatten. Dann haben wir bis zum 15ten noch 10 Tage und ich werde jede Stunde für einen Gewinn halten, wo ich mit Ihnen zusammen seyn kann, ohne Sie zu belästigen oder älteren Rechten zu nahe zu treten. Außerordentlich freue ich mich, nicht auf die Industrie-Ausstellung, denn sehr gleichgültig ist es mir, ob die Shawls sich vervollkommnen, aber auf die Ausgrabungen von Ninive, und auf das große Weltbild, das die Riesenstadt als solche darbietet, indem sie ruhig Athem holt. Daran darf ich die 40 Dukaten schon setzen, welche die Stadt Wien mir als Ehrensold für meinen Prolog[13]) durch ihren Bürgermeister überreichen ließ, um zu zeigen, daß sie Poesie eben so gut zu schätzen weiß, wie Venedig.

Von Beaulieu[14]) habe ich noch nichts gehört; meine Nibelungen[15]) sind hoffentlich richtig eingetroffen. Frankiren konnte ich leider nicht; die Post nahm kein Porto an.

Alles Uebrige: „No. 4, Paragon, Blackhead."

Meine Frau grüßt Sie auf das Herzlichste und ich bin

in aufrichtigster Freundschaft

Ihr Fr. Hebbel.

Wien, d. 23.
May 1862.

Die Ausgrabungen von Ninive und das Weltbild der Riesenstadt, das sind die Impressionen, die Hebbel von London sich erhofft. Gleichgültig aber läßt ihn die Vervollkommnung der Shawls. Diese Bemerkung, interessanter als sie scheint, zeigt uns Hebbel in seiner noch nicht beleuchteten Stellung zum Kunstgewerbe. Er, sonst Vorläufer und Vorahner so manchen modernen Gedankens, lehnt angewandte Kunst nicht nur entschieden, ja, erbittert ab; er ist überhaupt nicht imstande, ihr Prinzip auch nur von fern zu erfassen. Die Londoner Gewerbe-Aus-

---

[13]) „Prolog zum 26. Februar", dem Jahrestag der Verfassung, von Hebbel im Auftrag des Wiener Gemeinderates gedichtet. Mit diesem Prolog war am Abend des 25. Februar die Festvorstellung im Hofoperntheater eingeleitet worden.

[14]) Freiherr von Beaulieu-Marconnay war Sekretär des Großherzogs von Sachsen-Weimar; die Worte beziehen sich wohl auf eine Einladung nach Wilhelmsthal, die Marshall als bevorstehend angekündigt hatte.

[15]) Hebbels „Nibelungen" waren März 1862 auf dem Büchermarkt erschienen, im Verlag von Hoffmann & Campe, Hamburg.

stellung vermag in nichts den Eindruck zu ändern, den ihm achtzehn Jahre zuvor die Pariser gemacht hatte. Angesichts dieser „zur Kunst gesteigerten Produkte des Handwerks“ empfinde er so recht „die Grenzen seines Ich“. „Je mehr sie sich der Kunst nähern, um so mehr ekeln sie mich an.“ „Es ist mir geradezu zuwider, daß Dinge, die doch für den bloßen Nutzen bestimmt sind, sich durch ihre den Sinnen schmeichelnde Form in den Kreis der Schönheit hineinlügen, und wer kann denn wissen, ob sie nicht alle höhere Wahrheit aus diesem Kreis verdrängen u. s. w.“ So hatte Hebbel 1844 in sein Tagebuch[16]) geschrieben; ganz ebenso äußert er sich in einem Brief an Christine aus London vom 14. Juni. Seltsame Worte in heutigen Ohren. Unzweifelhaft wirken hier Hebbels fast proletarische Abstammung und die Hungerjahre seiner Jugend nach. Gleichwohl! Wenn bei einem Manne, der so hoch über seinen Ausgangspunkt emporstieg wie Hebbel, das Organ für des Daseins Schmuck so völlig verkümmert blieb, so sollte das vor gewissen, fast ins Utopische getriebenen Aspirationen moderner Kunstgewerbler immerhin zu denken geben. Jenseits des Hungers erst beginnt die Kultur des Geschmackes; die Form der Schüssel interessiert gemeiniglich erst den, der sich um ihren Inhalt nicht den Kopf zu zerbrechen braucht.

* * *

Im folgenden drei[17]) Briefe an Julius Steiner, den Schauspieldirektor der Schweriner Hofbühne, betreffend die Aufführung der ersten beiden Teile der Hebbelschen Nibelungen-Trilogie in Schwerin.

[An Direktor Julius Steiner in Schwerin.]

I.

Hiebei, verehrtester Herr, übersende ich Ihnen nach unserer in Weimar getroffenen Abrede die ersten zwei Abtheilungen meiner Nibelungen-Trilogie. Sie haben Sich selbst überzeugt, daß die beiden Stücke trotz ihrer sechs Acte die Gränzen eines gewöhnlichen Theater-Abends um Nichts überschreiten, denn sie sind äußerst concis und knapp gehalten. Die dritte Abtheilung habe ich einstweilen nicht beigeschlossen, da Sie

[16]) Vergl. R. M. Werner. Hebbel. Tagebücher II. S. 401 und 414.

[17]) Auf Grund der Antworten Steiners, die ihm vorlagen, stellt Werner noch zwei weitere Briefe Hebbels an Steiner, und zwar vom 25. Nov. 1861 und 17. Febr. 62 fest.

aller Wahrscheinlichkeit nach, wie es in Weimar auch geschah, mit den ersten beiden Stücken eine Vorfrage an Ihr Publikum stellen werden. Sie steht Ihnen, wenn Sie sie folgen lassen wollen und können, jeder Zeit zu Diensten, ich lasse auf alle Fälle eine Abschrift davon machen. Die Striche meines Freundes Dingelstedt habe ich fast überall adoptirt, und wenn ich hie und da eine Stelle begnadigte, die er zum Tode verurtheilt hatte, so habe ich dafür manche andre geopfert, so daß das beifolgende Manuskript eher kürzer als länger seyn dürfte, wie das seinige. Weiter zu gehen, werden Sie schwerlich rathsam finden; einen Weimarischen Theater-Zettel lege ich gleichfalls bei, und so will ich denn uns allen Beiden zu dem gemeinschaftlichen Lindwurm-Abentheuer das nöthige Glück wünschen.

Indem ich Sie bitte, mich Se. Exzellenz, Ihrem Herrn Chef[18]), gütigst empfehlen zu wollen, zeichne ich mich, verehrtester Herr,

mit der vollkommensten Hochachtung
als
Ihren ergebensten Diener

Wien, d. 26ten Juny 1861.

Fr. Hebbel.
Dr., Ritter des Maximilians-Ordens, des Falken-Ordens pp.

II.

Geehrtester Herr!

Erlauben Sie mir, daß ich mich in einer an sich kleinen, für mich durch den Drang der Umstände jedoch großen Verlegenheit an Sie wende. Ich soll meine Nibelungen, Theil 1 und 2, in die Druckerei schicken und bin ohne Exemplar, da Herr Baron von Hülsen mir bei meiner kürzlichen Anwesenheit in Berlin[19]) das letzte, daß ich besaß, zum Zweck der Darstellung aus der Hand nahm. Ich kann auch nicht einmal aus meinem Brouillon ein neues wieder zu Stande bringen, da ich leider manche Correcturen uneingetragen ließ, die ich um keinen Preis entbehren mögte.

[18]) Intendant der Schweriner Hofbühne war damals Friedrich von Flotow, der Komponist der „Martha"; Flotow ließ aber in Sachen des Schauspiels Steiner freie Hand.

[19]) Im Oktober 1861, auf dem Rückweg von Hamburg, wo er mit Campe über den Verlag der „Nibelungen" abgeschlossen hatte, machte Hebbel in Berlin Station, um sich die Krönungsfestlichkeiten anzusehen.

Nun erfuhr ich von meinem Freunde Puttlitz[20]), eben auch in Berlin, daß Sie mein Stück bereits ausgetheilt haben, wofür ich Ihnen hiemittelst meinen verbindlichsten Dank abstatte. Daraus glaube ich schließen zu dürfen, daß es Sie nicht geniren wird, wenn Sie mir auf kurze Zeit das Ihnen übersandte Mspt. remittiren, damit ich darnach die nöthigen Einschaltungen machen kann. Ich ersuche Sie also freundlichst, mir diese kleine Gefälligkeit, wo möglich umgehend, erweisen zu wollen.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster

Wien, d. 10ten Fr. Hebbel.

Nov. 1861. Adr.: Neuwien, Dreimohren-Gasse 378.

III.

Hochgeehrter Herr!

Empfangen Sie meinen wärmsten Dank für die liebevolle Pflege, die Sie meinen Nibelungen angedeihen ließen, und haben Sie die Geneigtheit, auch den verehrten Mitgliedern Ihrer Bühne diesen meinen Dank auszudrücken. Sie schrieben mir einmal: was lange währt, wird gut! und dieses bedenkliche Wort, das manche Ausnahme erleidet, ist denn dieses Mal wirklich und reichlich in Erfüllung gegangen. Ich weiß zu gut, was dazu gehört, ein Drama, welches seiner ganzen Atmosphäre nach dem modernen Publikum fern liegt, demselben nur einigermaßen mundgerecht zu machen, um die Verpflichtung, die eine muthige Direction und eine begeisterte Gesellschaft mir durch das Wagniß auflegen, nicht in ihrem vollen Gewichte nach zu fühlen. Vielleicht versuchen Sie's nun auch später noch mit dem letzten Theil, zu welchem die beiden ersten nur die Exposition bilden, so erschütternd die Katastrophe auch ist, mit der sie schließen. In dem Falle würde ich diesen Theil unter Berücksichtigung

[20]) Hebbel traf Putlitz, mit dem er seit einem gemeinsamen Badeaufenthalt in Marienbad bekannt war, zufällig auf der Straße. Putlitz war mit Friedrich von Flotow, dem er die Libretti zu seinen Opern „Indra" und „Rübezahl" geschrieben hatte, befreundet. Daher sein Wissen um die Vorgänge am Schweriner Theater. Die Intendantur der Schweriner Hofbühne übernahm Putlitz als Flotows Nachfolger erst 1863. Nicht er also akzeptierte Hebbels „Nibelungen", wie der Vollender der Kuhschen Hebbelbiographie annimmt, sondern eben Direktor Steiner. Putlitz setzte später Hebbels „Nibelungen" vom Repertoire ab, um gelegentlich eines Gastspiels der Janauschek die „Brunhild" seines Freundes Geibel dafür ansetzen zu können.

meiner Weimarischen Erfahrungen, die allerdings schon auf die bei Hoffmann et Campe erschienene Ausgabe des Werks einigen Einfluß ausübten, ganz neu für Sie einrichten; natürlich ohne Ihnen vorzugreifen. Wie sehr beklage ich's, am Abend des 17ten nicht in Schwerin gewesen zu seyn! Aber ich mußte es mir auch versagen, nach Berlin zu gehen, wo die Vorstellung am 15ten Statt fand und ebenfalls ein erwünschtes Resultat hatte. Ich habe nämlich fast den halben Sommer auf Reisen zugebracht, war in London und Paris, dann in Wilhelmsthal bei'm Großherzog[21]), und muß die Zeit- und Geldkosten jetzt wieder einbringen. Vielleicht komme ich im Frühling in Ihre Gegend. Jetzt steht das Stück zunächst in München[22]) bevor; in Wien[23]) werden wir es nach dem Carneval haben.

Sie erwähnten in Ihrer früheren Zuschrift der „Recensionen[24])". Es ist das Organ des Fürsten Czartoryski, eines Mannes, der sich lebhaft und aufrichtig für die Kunst interessiert. Aber es hat nicht den geringsten Einfluß auf die öffentliche Meinung in Wien, wird gar nicht gelesen und hält sich nur dadurch, daß der Redacteur zu den Glücklichen gehört, die nicht zu rechnen brauchen. Ob man darin gelobt oder getadelt wird, ist gleichgültig.

Indem ich Ihnen, hochverehrter Herr, meinen wärmsten Dank wiederhole, bin ich mit der größten Hochachtung

Ihr ganz ergebenster

Wien, d. 22ten Friedrich Hebbel.
Dec. 1862.

---

[21]) Auf der Rückreise von London hatte Hebbel sich einige Tage in Paris aufgehalten. Anfang Juli war er in Wien zurück. Im August 62 ging er als Gast des Großherzogs nach Wilhelmsthal.

[22]) Die Münchener Aufführung seiner „Nibelungen" hat Hebbel, obwohl sie von Direktor Schmidt fest angesetzt war, nicht mehr erlebt; er selbst führte die Verzögerung auf den ihm feindlichen Einfluß Geibels zurück, der seine „Brunhild" habe durchsetzen wollen.

[23]) Die erste Aufführung von Hebbels „Nibelungen" an der Wiener Burg fand, nachdem Laube infolge des Aufsehens, das die Weimarer Gesamtdarstellung erregt hatte, notgedrungen die beiden ersten Teile angenommen, am 19. Februar 1863 statt.

[24]) „Recensionen und Mittheilungen über Theater und Musik", Monatsschrift, herausgegeben von zwei Fürsten Czartoryski; Hebbel schätzte diese Revue sehr tief ein.

Gustav Falke:
Detlev von Liliencron.

Nun ist auch er von uns gegangen. Als ich von seinem Totenbett kam, fand ich auf meinem Schreibtisch alle die brieflichen und telegraphischen Bitten um ein Wort über ihn. Aber ich stand ihm zu nahe. Ich hätte es nicht gekonnt, auch wenn ich diese Stunde mit einem eilfertigen Auskramen von Geschichten und Anekdoten hätte entweihen wollen. Ich sah sein stilles, schönes Gesicht vor mir auf den weißen Kissen; es war mir, als müßten sich die gütigen blauen Augen noch einmal aufschlagen und mich vorwurfsvoll ansehen: auch Du? Rote Rosen leuchteten auf seinem Bett; zu ihnen legte ich mein ehrfürchtiges und liebendes Schweigen. Jetzt aber haben wir ihn zu Grabe getragen, und die Hand, die ihm als letzten Gruß die Erde auf den Sarg geworfen hat, ist schon williger, ein paar Worte der Erinnerung niederzuschreiben.

Wer hätte gedacht, daß wir ihn so früh verlieren würden. Wohl war er, seit einem Jahr etwa, sichtlich gealtert und stiller geworden, und will uns auch rückschauend manches wie ein erstes Ahnen und Mahnen erscheinen, so machte er doch noch vor einigen Monaten den Eindruck eines Mannes, dem wohl noch ein Jahrzehnt und mehr zuzusprechen war.

Am 17. Dezember 08 schrieb er: „Liebster Falke, würden Sie mit Ihrer lieben Frau Gemahlin mit uns die Suppe essen, Sonntag, den 3. 1. 09? — es wäre viel zu erzählen: ich komme eben von einer langen Vorlesereise, Wien, München, u. s. w. Ihr alter Liliencron." Und es war an diesem Sonntag, den „3. 1. 09", daß er in seiner unendlich gütigen, unendlich vornehmen Weise den Wirt machte, und zugleich mit einer kindlichen Freude daran, so daß es uns alle geradezu tief rührte. Vielleicht sprach schon da etwas mit, was ich jetzt schmerzlich zu verstehen glaube, damals aber nur undeutlich empfand. Wie konnte mich sonst dieser schöne, harmonische Abend so wunderlich bewegen.

Noch einmal erhielt ich ein kurzes Schreiben am 18. Mai dieses Jahres. Ich hatte inzwischen eine längere Mittelmeerfahrt gemacht, und

er meinte: „Sie werden froh sein, von der Reise zurück zu sein." Und dann sah ich ihn wieder, als wir, ein kleinster Freundeskreis, am 3. Juli, seinem 65. Geburtstage, mit dem Dekan der Kieler Universität um ihn versammelt waren. Er stand, mit der Linken auf seinen Schreibtisch gestützt, und hörte tiefbewegt den langen lateinischen Text an, der ihm den doctor honoris causa verlieh. Er sah sehr blaß aus, und ich sah mit Besorgnis, wie sehr es ihn angriff, wie schwer ihm das Stehen wurde, wie seine Beine zitterten. Es war in einer Nachmittagsstunde, und der Morgen hatte ihm der Geburtstagsmühen schon manche gebracht. Ja, da nistete sich zuerst die Sorge um ihn bei mir ein. Doch als er dann vor einigen Wochen die Reise antrat, auf die er sich so lange gefreut hatte, die Reise mit Frau und Kindern nach den alten Schlachtfeldern um Metz, um ihnen die Stellen zu zeigen, wo auch er von seinem teuren Blute für das Vaterland verspritzte, und als dann eine Karte aus Mainz, seiner alten unvergessenen Garnison, uns Grüße brachte von ihm und seiner Frau, von seinem Töchterchen Abel und seinem kleinen Sohn Wulff, da war die Besorgnis längst verschwunden.

Und dann kam der 22. Juli. Wir wußten ihn wieder daheim und hatten auch seine Frau und seine Kinder wiedergesehen, als wir bei gemeinsamen Bekannten dem großen Schützenfestzug zusahen. Er selbst war für so etwas nicht mehr zu haben. Doch es ginge ihm gut, hieß es. Was aber machte mich nur wenige Tage später, an jenem traurigen Donnerstagmorgen, so seltsam unruhig, daß ich mich nicht zum Arbeiten zwingen konnte, alle Augenblicke vom Schreibtisch aufstand, an den Bücherschrank trat und wiederholt seine Bücher in die Hand nahm? Ich las nur die Titel, die Widmungen, kaum einen Vers zusammenhängend, hielt nur jeden einzelnen Band in der Hand, gleichsam als wollte ich mich nur seines Besitzes vergewissern. Da wurde ich hinuntergerufen. Eine tränenerstickte Stimme: „Wissen Sie, daß Liliencron schwer krank ist? Liliencron ist tot . . ."

Liliencron ist tot . . . Liliencron ist tot . . . klang es wie gleichmäßige dumpfe Glockenklänge in mir nach. Ich konnte nichts sagen. Ich glaube auch, ich empfand in dem ersten Augenblick kaum etwas. Liliencron ist tot . . . Erst als ich es dann meiner Frau mitteilen mußte, es mir mit einem Ruck vom Herzen gerissen hatte, erst da sprang der eiserne Reifen, den der Schreck geschmiedet hatte.

Zwanzig Jahre lang habe ich ihm nahegestanden, in Freundschaft und Verehrung. Ich habe es oft genug laut und freudig bekannt, was er

mir gewesen ist, was ich ihm verdanke, um hier wohl davon schweigen zu können. Er hat mein Leben durchsonnt und durchsegnet, hat ihm die entscheidende Richtung gegeben, ja ich kann wohl sagen, er war ein Stück meines Lebens, das nun mit ihm dahingegangen ist; wie mein Leben ohne ihn geworden wäre, weiß ich nicht zu sagen. Ich hockte in mir selbst wie der Hamster in seinem Bau. Er hat mich aus mir heraus getrieben. Ja auch in dem Sinne, daß ich mich erst wieder zu mir zurückfinden mußte. Doch davon will ich hier nicht reden. Nur ein paar Erinnerungsblätter an den Unvergeßlichen und an gemeinsam verlebte Stunden will ich geben. . .

Er kam von München nach Hamburg, als ich ihn zuerst kennen lernte. Ein kurzer Briefwechsel war vorausgegangen. Nun hatte sich der Adjutantenreiter, der Mäcen, der Heidegänger bei uns angemeldet. Ich war noch nicht lange verheiratet. In unserer ersten kleinen bescheidenen Wohnung in der Rollstraße in Hohenfelde sahen wir ihn zuerst von Angesicht zu Angesicht, sehr erstaunt, um nicht zu sagen enttäuscht, keine ragende Nimrodgestalt vor uns zu sehen. Einen Teckel führte er freilich an der Leine mit, ein kleines dunkelbraunes bewegliches Tierchen, das gleich unter alle Stühle fuhr. Es war nur eine kurze, herzliche Begrüßung, nicht ohne einige Befangenheit von unserer Seite. Aber schon am anderen Tag kam er wieder, wie wir verabredet hatten, und wir machten einen langen Spaziergang an die Bille hinunter, über die blaue Brücke. Er entzückte sich an den alten Patriziergärten und Villen, schwärmte für Empire und erwies sich in manchem kundiger als ich, denn er kannte die Örtlichkeit noch von einem früheren Hamburger Aufenthalt her. Damals waren wir, wie sich nachher herausstellte, fast Nachbarn gewesen. Er hatte in der Brennerstraße in Sanct Georg gewohnt, in dem Eckhause der jetzigen Danzigerstraße, wo damals schon das Postamt sich befand, und ich wohnte in dem anderen Eckhause, in der Rostockerstraße.

Als wir uns am Abend dieses ersten Spazierganges trennten, hatten wir uns gefunden. Es war mir, als hätte ich ihn schon immer gekannt. So ganz hatte er sich mir gegeben, sich mir anvertraut, seine Sorgen und seine Hoffnungen. Wir sahen uns wöchentlich ein-, zwei- auch dreimal. Er hatte in Ottensen bei der Kirche, in der Nähe von Klopstocks Grab, ein bescheidenes Zimmer bei schlichten, guten Leuten gemietet. Er wollte möglichst draußen, in der Nähe der Elbe und seiner geliebten holsteinischen Wiesen und Felder wohnen. Für mich war es allemal eine kleine Reise von Hohenfelde nach Ottensen, aber auch immer ein Freudentag. Oft

mußte ich mit ihm essen. Ein bescheidenes Mahl, ganz kleinbürgerlich: eine Erbsensuppe, eine Karbonade, ein paar Fricandeaus, alles reichlich in Fett schwimmend, so daß er sich denn auch ein vorübergehendes Magenleiden zuzog. Zwei Flaschen Lagerbier bildeten den Trunk, eine Rose oder ein Syringenstrauß oft den Tischschmuck. Und während dessen lagen auf dem Bett schon Hut und Handschuhe für den Spaziergang bereit.

Natürlich gab es auch Gedichte oder irgend ein entzückendes Erlebnis, wie sie ihm in den Schoß fielen. „Ich und die Rose warten". Auf diesem kleinen runden Tisch, an dem wir unsere Erbsensuppe aßen, auf der dunkelbraunen Tischdecke, hatte die große hellgelbe Rose gewartet. Wenn wir dann nach dem Essen durch die Felder gingen, wie offen waren seine Augen, wie fröhlich war er, wie leicht beglückt.

„Und erinnern Sie sich unsrer stillen Gärten,
die wir hier und dort an fernen Wegen fanden,
wo uns Grogk kredenzt wurd', mitten in der Hitze,
Grogk des Nordens; was auch waren ohne Grogk wir.
Und die Finken schlugen und die Maienbäume
freuten sich im Sonnenlichte, und wir freuten
uns, daß wir der Riesenstadt nicht mehr im Schoße
saßen, keine Häuser sahen, keine Menschen."

„Grogk des Nordens." Ja, könnte ich noch einmal mit ihm in so einem stillen Gärtchen sitzen und Grogk trinken und mich belehren lassen, daß man dieses edle Naß durchaus mit einem gk am Ende schreiben müsse. „Faucon, vergessen Sie nicht! Grogk mit k!" rief er mir beim Abschied noch über die stille nächtliche Straße nach.

„Nur von einem sprachen niemals
Gottes Tod! wir, von der deutschen Literatur."

Niemals freilich nur in dem Sinne, daß wir keine langen ästhetischen oder kritischen Gespräche über irgend ein Literaturwerk hielten, niemals fachsimpelten. Aber es blieb natürlich nicht aus, daß wir von den Freunden, von Dehmel, Bierbaum, Conrad und anderen redeten, stand er doch mit allen in regem Briefwechsel; und von der Person sprang dann die Rede auch wohl einmal auf ihr Schaffen über. Meist aber waren es unsere eigenen Produktionen, die uns auf diesen Spaziergängen beschäftigten. Er war unermüdlich im Feilen und Suchen nach dem rechten Ausdruck, und ich durfte ihm manchmal helfen. Und wenn er dann etwas recht Schönes, Anschauliches gefunden hatte, packte er mich wohl am Arm und zwang mich stillzustehen: „Falke, hören Sie!" und in kindlicher

Freude wiederholte er vier-fünfmal den Vers oder das gefundene Wort. Zeigte er mir zu Hause dann sein Manuskript, huh, sah das aus. Der Grund zeigte sich in seiner herrlichen, großen, stürmischen Handschrift, aber darüber liefen breite schwarze Striche, legten sich Kreuze und Schraffierungen wie Spinnennetze, krochen die Korrekturen wie dicke Raupen zwischen den Zeilen und an den Rändern hinauf und hinunter. Huh, sollte ich hier eigentlich nicht sagen, denn es war vielmehr eine Freude, so ein Manuskript zu sehen, und zugleich eine Beschämung für den flüchtigeren Arbeiter.

Er war schon der Dichter der Adjutantenritte, der Gedichte, des Heidegängers, des Mäcen, des Breide Hummelsbüttel und der Dramen — denn auch Pocahontas beschäftigte ihn schon damals — und ich bereitete unter seinen Augen mein erstes Gedichtbuch vor. Daß man in fast täglichem mündlichen oder schriftlichen Verkehr ganz in den Bann einer Persönlichkeit wie Liliencron kommt, ist begreiflich. Ich lernte von ihm, was ich konnte. Doch fand von seiner Seite nie eine beabsichtigte Beeinflussung statt, noch weniger Schulmeisterei. Er ist ja in der Folge in seiner großen Güte manchmal recht freigebig mit seinem Lob gewesen, nach allen Seiten hin. Wer aber weiß, wie er sich auszudrücken pflegte, wo er wirklich teilnahm, der weiß, daß ein solches Lob nicht immer viel auf sich hatte, mag es auch manchmal, aus der Wallung eines leicht erregten, impulsiven Temperamentes herausgeschleudert, seine augenblickliche Meinung gewesen sein.

Wie mit Lob, so hielt er auch mit Tadel nicht zurück und gebrauchte da, wo er Freund war, die herzhaftesten Ausdrücke. Ich bewahre noch manches Manuskript, an dessen Rand er ein kräftiges „Schiet"! oder „Dreck"! oder „Pieplipiep" oder sonst ein originelles Wort gesetzt hat. Wenn er auch anderswo sich gern kräftiger Meinungsäußerung bediente, so war es recht oft nur der Schrei gekränkter oder getäuschter Liebe, war Stachelkleid, unter dem sich ein zartes, leichtverwundetes Gemüt barg. Und wenn er, Zorn und Liebe in Eines zusammenfassend, etwa von „unserm lieben herrlichen, gräßlichen alten Dröhnmeyer" sprach, so war der liebe so ernst gemeint wie der gräßliche. So stark er hassen und zürnen konnte, so war doch seine Natur mehr auf Liebe und Güte gestellt. Er, der selbst immer in bedrängter Lage war, gab gern und mit rascher Hand. Er hat zu seinen Schulden die Schulden armer Leute auf sich genommen, für ihre Miete gebürgt und sich sonst hilfsbereit erwiesen. Er war nicht nur der Bruder Lustig. Während man ihn als solchen ver-

lachte und verlästerte, empfand er die Not des Lebens, die Gemeinsamkeit des Leidens, und trieb in seiner Weise praktisches Christentum.

Unter welchen Angriffen und Anfeindungen er sich literarisch hat durchsetzen müssen, ist bekannt. In einer Zeit, wo er, wenn auch vielleicht nicht ohne eigene Schuld, mit schwerer Krankheit und bitterstem Elend rang, der Verzweiflung nahe, war es einzig die frühe Anerkennung Theodor Storms und Klaus Groths, die ihn aufrecht erhielt. Das war noch vor meiner Zeit. Zehn Jahre lang aber bin ich dann selbst noch Zeuge gewesen, wie sich Presse und Publikum gerade gegen ihn wehrten, blind sein wollten gegen alles Herrliche und Schöne, das er ihnen schenkte, und ihm aus seinen Versen nur den Grogk nachrechneten, den er getrunken hatte, ihm seine naiven, gesunden Liebesfreuden zum Verbrechen machten, während sie die Lüsternheiten und Frivolitäten eines Heine als geistreich mit Behagen genossen. Jetzt wird die Zeit kommen, wo man über „Liliencron und die Frauen", über Fite und Lite, gelehrte Abhandlungen schreibt, und die Forderung bürgerlich ehrbaren Lebenswandels Herrn Meyer oder Schultze auf die Dichterbrust setzt, bis auch deren Amouren literaturreif sind. Humor! Es wird immer so bleiben. Man gestattet gnädigst dem Genie seine Schwächen. Aber man erkennt immer zuerst die Schwächen, bevor man das Genie gewahrt.

Liliencrons Ehe hat ihm das Glück seiner letzten zehn Jahre bereitet. Seine Kinder liebte er mit Stolz und Zärtlichkeit. Mehr als einmal hatte er früher zu mir geäußert, daß eine glückliche Ehe ihm das Höchste und Heiligste sei, die Krone des Lebens. Die Frau, die es verstand, ihm zuletzt noch den Herdfrieden zu bereiten, ist der höchsten Verehrung würdig, und eine tiefe Dankbarkeit gegen sie erfüllte ihn. Es war damals eine kleine, allerintimste Hochzeitsgesellschaft. Das junge Paar — er war als Fünfziger noch jung — sein treuer Freund Maximilian Fuhrmann und meine Frau und ich. Seine Karte, die die Kleiderordnung für den hohen Tag vorschrieb, ist zu drollig und echt, als daß ich mir versagen könnte, sie hier mitzuteilen: „Mein Faucon, Anzug: denkbar helle Hosen (keine weißen), „Gehrock", bunter Slips. Kein Zylinder (um Jesu Christi willen) !!! Ganz helle Handschuhe (hellbraun), bei Leibe nicht weiße Handschuhe. Ihr Liliencron."

Wir besaßen in der Zeit beide noch keinen Frack. Später trug er nicht ungern einen und sah vorzüglich darin aus, wie denn überhaupt seine äußere Erscheinung nie den Kavalier und Aristokraten verleugnete. Vornehm und liebenswürdig. Das gewann ihm alle Herzen.

Wieviel Sinn für Häuslichkeit er hatte, zeigte sich mir schon früh, als er in seiner zweiten Wohnung, in der Palmaille in Altona, Gelegenheit hatte, sich ein wenig mehr auszubreiten und sein Heim zu schmücken. Und wer das Arbeitszimmer seiner letzten Jahre gesehen, mit welch erlesenem Geschmack er Möbel und Bilder und allerlei kleinere Erzeugnisse des Kunsthandwerkes, die ihm zum Gebrauch dienten, oder als liebe Geschenke von Freunden und Verehrern immer vor Augen sein mußten, mit welch erlesenem Geschmack er das alles zu einem kleinen sehenswerten Kabinett geordnet hatte, dem ist gewiß nicht entgangen, wie sehr auch die Pietät hier ihre sammelnde und bewahrende Hand im Spiel hatte, wie überall zwischen den schönsten Böcklins und Thomas und Klingers die Bilder und Bildchen seiner Kinder, Freunde und alten Kriegskameraden liebevoll aufgehängt waren. Wer den Blick über diese Wände spazieren ließ, dem konnte sein, als läse er im Poggfred. Da war Napoleon und die kleine Fite, der alte Fritz und die Bilder seiner Kinder, seiner Abel und seines Wulff, Thomas phantastische Vögel und die halbverblichenen Bilder seiner alten Kompagnie.

Poggfred! In Altona-Ottensen wurde er begonnen und in Alt-Rahlstedt beendet. Mehr als fünfzehn Jahre liegen zwischen Anfang und Ende. Unter meinen Augen, kann ich sagen, sind die ersten Gesänge entstanden. Ich seh' ihn noch vor mir in seinem Lehnstuhl sitzen, vor seinem langen Schreibtisch — es war damals noch der von der Breslauer Dichterschule geschenkte — und höre ihn die erste Strophe lesen, die jetzt in der neuen Ausgabe die elfte ist. Gesang nach Gesang entstand dann. Er war in einem Stanzenfieber. „Und sie hieß Fite. Kleines liebes Tierchen." Das war der beherrschende Ton des damaligen ersten Gesanges. Jetzt schließt das unendlich oft umgearbeitete kunterbunte Epos in vierundzwanzig Cantussen:

„Und in der Halle, hell im Kerzenkreis,
erwartet die Baronin mich im Bunde
mit Wulff. Sie, meines Lebens Himmelspreis,
soll bei mir sein auch in der letzten Stunde.
Vadder un sien Familj. Klein Abel lacht:
Papa, hast du mich auch was mitdebacht?"

Dazwischen liegt ein ganzes Leben. Ein gelebtes Leben. Ein Mannesleben. Kampf, Liebe, Arbeit. Wunden und Siege.

Arbeit! Angesichts der fünfzehn Bände, denen sich nun noch zwei aus dem Nachlaß anreihen sollen, wagt wohl kaum einer mehr ein un-

Nord und Süd
Jahrgang 1909

Matthias Grünewald: Der heilige Sebastian.
Ausschnitt vom Flügelbilde des Isenheimer Altars im Museum zu Kolmar.
(Nach dem Werke von H. A. Schmid: „Die Gemälde und Handzeichnungen von M. Grünewald“. Verlag von W. Heinrich, Straßburg i. E.)
Zum Aufsatz von Hans Rosenhagen.

gläubiges Gesicht zu machen, wenn man von Liliencrons Arbeit spricht. Er hat sein Leben nicht vertan, dieser viel gescholtene Bruder Lustig, er hat sein Leben aufgebaut. Aus allen Stunden sind sie da, die herrlichen Früchte, die er gepflückt und uns als köstlichen Besitz hinterlassen. Freilich, am Schreibtisch allein pflückt man solche Früchte nicht. Um solche Gedichte machen zu können, mußte er sie erst erleben, draußen, in Freiheit und Sonne. Das hat die Hälfte seines Lebens ausgefüllt. Da war er für die, die ihn dann sahen, der unbekümmerte Nichtstuer. Daß er dichtete, das wichtigste Geschäft des Poeten in diesen Augenblicken verrichtete, das sahen sie nicht oder wollten sie nicht sehen. Ich erinnere mich vieler solcher mit ihm verlebter Dichterstunden. So einmal auf einem Spaziergang von Alt-Rahlstedt aus. Wir kehrten in ein Wirtshaus ein und tranken unseren Grogk. Da gingen unterm Fenster ein paar Handwerksburschen vorbei. Er klopfte an, ließ sie sich draußen auf die Bank setzen und schickte ihnen ein Glas Bier hinaus. Hinter dem Gastzimmer lag der große Tanzsaal, worin zwei Orchestrions aufgestellt waren. Wir erfreuten uns anfangs nur an den Walzerklängen, dann aber dauerte es nicht lange, und Wirtin und Kellner und Nichte und Kinder und wir beide wandernden Dichtersleute drehten uns unermüdlich im fröhlichen Tanz. Liliencron tanzte mit der Kellnerin? Ja, warum nicht? Er tanzte mit der Gänsemagd und mit der Prinzessin und war gegen die eine so ritterlich wie gegen die andere. So war er in seiner Art auch ein Frauenlob. Die Verse aber, die aus solchen fröhlichen Anlässen entstanden, Tausenden nachher zur Freude, hätten die paar Pfennige, die hier vertrunken und vertanzt wurden, tausendfach wieder einbringen müssen, was sie dann freilich nicht immer taten.

Er hat tatsächlich wohl keinen Gang durch die Felder gemacht, keine fröhliche Stunde im Wirtshaus verbracht, ohne daß er ein Gedicht mit heimbrachte. Seine Phantasie war immer tätig. Immer erlebte er etwas, war ihm das Erlebte mehr als ein bloßes Geschehnis. In den letzten Jahren waren wir naturgemäß seltener zusammen. Die wachsende Familie nahm jeden in Anspruch, die Entfernung zwischen unseren Wohnorten war größer geworden, und die Jahre machten auch schon ihr Recht geltend. Eine meiner letzten Erinnerungen an gemeinsam verlebte Stunden führt mich in eine kleine Gaststube, wo wir uns vom Grammophon Reitermärsche vorspielen ließen. Der große Kurfürst, der Finnländer, der Torgauer, der Hohenfriedberger. Und seinen Stock als Palasch ziehend, führte er mir auf und ab in dem kleinen Zimmer seine Reiter-

regimenter vor. „Falke, der große Kurfürst bei Fehrbellin!" „Fauron, Seidlitz bei Roßbach"! Und Realist, der er war, und großer Plastiker, warf er die Beine und den Kopf wie ein edles Schlachtroß nach dem Takt der Musik. Da war er das große Kind und das Genie.

Nun haben sie ihm den „Finnländer" und den „Reitermarsch des großen Kurfürsten" auf dem Wege zur letzten Ruhe gespielt, und ich sitze hier und krame in Erinnerungen und Briefen. Es ist ein reicher Schatz teilweise intimster Briefe, Karten, Zettelchen, wie er sie zu schreiben liebte; oft auf der Rückseite eines alten Briefkuverts oder gar auf dem abgerissenen Rand einer alten Zeitung. Oft nur kurze hingesprudelte Mitteilungen, manches Wort drei-viermal unterstrichen, oder mit ebenso-vielen Ausrufungszeichen versehen. Am reichsten floß unsere Korrespondenz von 1892, wo er von München nach Hamburg kam, bis 1898. Dann, namentlich nach seiner Verheiratung, ebbte sie langsam ab. Richard Dehmel war inzwischen in die Nähe Hamburgs gezogen, und der Freundeskreis hatte sich allmählich erweitert. Es lockte jetzt gar manchen, sich im Glanze seines Ruhmes zu sonnen. Aber in jenen langen Jahren des Kampfes und des mählichen Aufstiegs durfte ihm keiner so nahe sein im steten persönlichen Verkehr wie ich. Und noch einmal steigt eine lange Reihe von Bildern aus jener Zeit vor mir auf.

Des Scherzes gedenke ich, da wir uns am Grabe Klopstocks als Wächter seiner Ruhe photographieren ließen. Der Sänger des Messias und der Poggfredsänger! der er ja freilich damals noch nicht war. Manches Gedicht schenkte ihm die Nähe dieses Ottensener Friedhofes. Der „Suveräner Herr", „der Kranz" und andere entstanden hier.

Bunt wechseln die Erinnerungen. Ich sehe ihn zum erstenmal in Uniform. Vor mir liegt die Karte vom 10. Dezember 92, worauf er mir schreibt: „Bitte Dienstag 11 Uhr! Lieber.

Ihr Liliencron.

Hauptmann mit dem Schnurrbart, der mich
traf mit seinem Blick.

Dienstag will ich auch in Uniform sein Ihnen zu Ehren! Ich gehe in Uniform heute."

Wie ungern hat er seines Königs Rock ausgezogen, Soldat bis zum letzten Atemzug. Auch bei der Taufe unserer Erstgeborenen, deren Pate er war, trug er Uniform. Über meinem Schreibtisch hängt ein kleines Bild aus jenen Jahren, der Hauptmann mit dem Schnurrbart.

Ein goldener Sommertag in Wandsbek: in einem Garten am Marktplatz stand oder steht noch eine wunderschöne alte Ulme. Er blieb jedesmal mit Entzücken vor dem Baum stehen. Diesmal hatten wir nachher noch auf dem alten Kirchhof das Grab des alten Moltke aufgesucht, des Vaters des Feldmarschalls, und saßen dann zum Schluß in der Veranda des alten Posthauses und aßen ein Hammelkotelett à la Soubise, das delikat war und uns vorzüglich schmeckte. Aber immer kam er wieder auf die Ulme zu sprechen, und zuletzt schlug er vor, wir wollten sie beide „besingen" und zwar in Verbindung mit Moltkes Grab und diesem Hammelkotelett à la Soubise. Ein rechter Liliencron- und Poggfredgedanke. Er fragte noch manchmal an: „Falke, die Ulme, wie weit sind Sie?" aber es wurde dann doch nichts daraus.

Geduzt haben wir uns gerade eine Stunde lang. Es war in kleinem Kreis eine Bierverbrüderung von anderer Seite etwas vom Zaun gebrochen worden. Sofort schrieb er mir am anderen Morgen, das wäre unser nicht würdig, wir wollten uns gegenseitig das Versprechen abnehmen, uns nie zu duzen. Und als er mir später nochmal aus freien Stücken das Du anbot, erinnerte er sich andern Tages sogleich wieder dieser Abmachung. „Nein, wir wollen das doch nicht mitmachen", und es blieb beim Sie.

Aus ganz anderen Verhältnissen und gutbürgerlicher Weltanschauung herkommend, bin ich ihm vielleicht nicht immer das gewesen, was ich ihm hätte sein können. Aber er hatte ja früher in Bierbaum, nachher in Richard Dehmel Freunde, die mich glücklich ergänzten. Auch kleine Verstimmungen blieben nicht aus, aber es waren nur immer schnell vorübergehende Wölkchen. Wir waren beide schon etwas von den Sorgen des Lebens zermürbt, als wir uns kennen lernten. Hätte ich ihn doch zehn Jahre früher erlebt! Doch will ich dankbar sein, daß ich mich fast zwanzig Jahre lang seiner Freundschaft erfreuen durfte. Er gab meinem Leben, wie ich schon sagte, die entscheidende Richtung. Er ist nicht wegzudenken daraus. Auch jetzt, da er ausruht unter kühler Rasendecke auf dem Kirchhof seines Alt-Rahlstedt, das nun durch ihn berühmt geworden ist, soweit poesieempfängliche deutsche Herzen schlagen, auch jetzt ist es uns, mir und den Meinen, nicht eigentlich, als wäre er von uns gegangen; so sehr ist er dauernder Besitz unseres Lebens geworden, dessen wir uns erfreuen, auch wenn er uns nun persönlich nicht mehr nahe ist.

Achim von Klösterlein: Landsknechtschlacht.

Es steht der Herr Kaplan,
er segnet uns nach Pflicht,
befiehlt dem Herrn uns an.
Die Stücke gut sind auf den Feind gericht!

Wir springen von den Knien
mit bunten Fähnlein viel,
in hellem Hauf' wir zieh'n
ins Land hinab zur Schlacht, zum Waffenspiel.

Verlorner Hauf' voran!
Hintummelnd über'n Plan,
grimmig schon ringen sie,
dieweil zu Pfeifen Pirili
ein festes Lied wir singen:

Wer
führt uns an?
Wer schreitet vor uns her,
als wie ein Landsknecht angetan,
zu Fuß mit Spieß und Wehr?

Er selber, er,
der Ritter tapferster,
unser, hei,
Feldgeschrei:
Kaiser Maximilian! —

Die Trummelknechte trummen,
Feldschlangen spei'n und brummen,
Schellen und Becken schwingen
in gellen Melodein,
da, in gevierten Haufen,
Fußvolk und Reiterein,
die Feinde steh'n und schnaufen!

Und los mit Arm und Bein, —
die Spieße stecht in krummen
und haut die graden Klingen
in Schwarten-Nacken ein!

Zu Roß Ihr Ritter fein,
mit Speer- und Panzer-Rasseln
sollt uns willkommen sein:
woll'n Euch Herr'n
zwängen und zerr'n,
zerzaust Ihr uns den Schopf?
wir spießen Euch in Kropf:
verhängt in Zaum und Zügel,
verrenkt in Sporn und Bügel,
zerpurzelt Ihr mit Prasseln, —
was, wollt Euch noch regen?
woll'n Euch den Helm zersägen:
Herunter Hals und Kopf!

Pestschwerenot —
Der Stich saß gut —
ei, taumelt das rot —
spuckst du Blut? —

Streitstute, farz,
und beiß und tritt —
herunterreiß —
Hund, das nimm mit —

Hilf Jungfrau heil' —
mir wird bunt und schwarz
— —
Bruder, hilf auf! —

Rumm turrumm pumm. —
Keule und Kreil —
dreh's Doppelrohr um —
gib's ihm mit'm Knauf —

Gnade, halt an —
Arkebusier — —
Das Leben mußt lan —

woher, wohin Ihr? —
in Dunst geballt —
Viktoria schrei'n! —
Öst'reich Panier —
die Frankenhunde laufen,
drauf, Kerle, hinterdrein,
woll'n ihn'n den Rücken raufen,
sie soll'n ihr Leben kaufen
mit Gold und Silber nicht, noch Edelstein!

Turrum. Fluchtsturm und -strauß
verstiebt und fern verhallt;
stracks heller Saus und Braus
und Siegsgeschrei erschallt:
Vivat Kaiser Max und sein Haus!

Feldscher,
zum Deibel
kann Er sich packen,
he, Hurenweibel,
schaff' Er uns Menscher
rot und warm,
mit feisten Backen,
und geb' Er zu saufen,
— in Schweiß und Morden
sind die Kehlen uns heiß
und trocken worden, —
Da hat Er Schmuck voll 'n ganzen Arm,
holla, guck den Schwarm!
was? Schwert — nein, Becher raus: —
Das Mensch, das dicke,
wer's von uns zwicke, —
das würfeln wir aus!

Wilhelm Schäfer:
Hans Thoma.

Als Hans Thoma fünfzig Jahre alt wurde, fing man an zu sprechen über den verkannten Sonderling in Frankfurt; als er seinen sechzigsten Geburtstag feierte, berief sein Großherzog den Schwarzwälder Bauernsohn als Direktor der Karlsruher Galerie in seine badische Heimat zurück, und die Dichter Deutschlands huldigten ihm als einem Malerpoeten idyllischer Haltung neben dem Heroen Böcklin; nun er den Ehrentag seiner vollendeten siebzig Jahre erlebt, hat er als eine Lieblingsberühmtheit des deutschen Volkes den Sturmlauf überstanden, mit dem die Kritik sich an jeder Größe des Erfolges versucht: Er ist heute kein Verkannter und kein Überschätzter mehr; und wenn wir Zeitgenossen uns auch hüten, zukünftige Ehrenplätze anzuweisen, das wissen wir doch wohl, daß er uns selber etwas Ungewöhnliches bedeutet.

Was wir zu seinem Ruhm aussagen könnten, scheint freilich dreifach in dem verflossenen Jahrzehnt gesagt, und nicht die schlechtesten Geister sind geneigt, an seinem Ehrentag die Ohren zuzuhalten, um bei dem überlauten Jubel nicht taub zu werden für die Schätzung dieses Künstlers, dem mehr als anderen aus der Bewertung Einzelner der Massenbeifall zuteil geworden ist. Aber was Goethe von erfolgreichen Büchern sagte, daß sie dadurch über der Kritik ständen: das wird wohl auch vom Maler gelten müssen, dessen Werke ein Bestandteil der künstlerischen Bildung seines Volkes geworden sind. Und daß kein deutscher Künstler unserer Tage sich in der Popularität mit Thoma messen kann, ist wohl in keiner Weise zuviel gesagt.

So darf sich eine Festbetrachtung zum siebzigsten Geburtstag dieses Künstlers, die nicht im Wohlgefallen der eigenen Begeisterung aufgehen will, zunächst wohl fragen: was ist es, das den Beifall für Thoma so schwärmerisch entfacht und ihm die Liebe der Massen gewinnt, die an anderer Kunst und anderen Künstlern unserer Tage verständnislos vorüber gehen?

Die Antwort scheint nicht schwer: wer so den Inhalt seiner Bilder der Vorstellungswelt seines Volkes entnimmt wie er, dem muß der Dank und Beifall Vieler sicher sein. Hat Böcklin mit seinen Tritonen und Venusbildern, seinem heiligen Hain, der Kalypso und dem „vita somnium breve" einem Bildungszustand des deutschen Volkes entsprochen, so Thoma mit seiner erzählenden Großmutter, dem Mondscheingeiger und all den heimeligen Schwarzwald- und Mainlandschaften dem deutschen Volksgemüt. Daß er schließlich als der deutscheste aller Maler einer Art von gläubiger Verehrung teilhaftig wurde, ist keine Modetorheit. Der naive Beschauer kann in einem Bild nichts anders suchen und genießen als den Inhalt; man mag ihm noch so viel und klug vorreden von der malerischen Qualität, von der Raumbildung und der kompositionellen Harmonie: solange ihn der Inhalt nicht ergreift, bleibt ihm das andere grauer Dunst; und wenn ihn der Inhalt ergreift, erst recht. Der „Hüter des Tales" könnte vermalt sein, wie er wollte, und in der Zeichnung die schlimmsten Mängel zeigen: wie der gepanzerte Kerl bloßköpfig in der Nacht dasteht mit seiner Fahne, still und treu den Schlaf der müden Bauernbewohner bewachend, das geht dem Gemüt so unwiderstehlich ein, daß es sich trotzdem gefangen gibt.

Damit scheint freilich im Widerspruch zu stehen, daß sich das deutsche Volk gegen die Bilder Thomas jahrzehntelang ablehnend oder doch gleichgültig verhalten hat. Er mußte sechzig Jahre alt werden, bevor es seine Sinnbilder deutschen Wesens trotz ihrem volkstümlichen Inhalt überhaupt verstand. Das muß wie alles seine Gründe haben, und die sind nicht so schwer zu suchen. Zum ersten kam die scharfe Ablehnung garnicht vom Publikum; es kriegte seine Bilder selten oder nicht zu sehen, weil sie die Jury der Maler nicht überdauerten. Die Maler haben Thomas Bilder nicht gewollt, weil er ein Unzeitgemäßer war von Anfang an, und weil die sogenannte Entwicklung einer Kunst, von ihrer Werkstatt aus besehen, meist ein Wechsel der Moden ist. Wir brauchen nur an jene Unbegreiflichkeit zu denken, daß selbst ein souveräner Maltechniker wie Leibl nur von wenigen Kollegen seiner Zeit in Deutschland geachtet wurde — trotz der großen goldenen Medaille von Paris: um die unheimliche Macht der Mode im malerischen Handwerk zu begreifen.

Dann aber hatte Thoma die Eigentümlichkeit für das Publikum, den volkstümlichen Inhalt seiner Bilder in eine malerische und zeichnerische Form zu kleiden, die gar nicht populär war. Wir wissen alle, wie ein

Singlied erst zum Gassenhauer werden muß, um populär zu sein. Die einfachen Wendungen einer Melodie, die Klänge seiner Reime müssen zur Geläufigkeit gesungen sein, bis sich der volkstümliche Inhalt hinein begibt; denn nicht schon das ist populär, was in seinem Wesen einfach und volkstümlich ist, sondern erst das, wohinein die Ströme eines volkstümlichen Gefühls sich mühelos ergießen können. Und Thoma war dem deutschen Volk zunächst wie einer, der in Sachsen oder Posen allemannisch spricht: da konnte nur die Gewohnheit helfen, und bevor die Augen der Menge sich an Bilder von eigener künstlerischen Haltung gewöhnen, ist leicht ein Maler grau geworden.

Das Glück von Thoma für die Masse war, daß er mit seiner Gesundheit und seinem Selbstvertrauen abwarten konnte, daß er zunächst in München — im Leiblkreis — danach in Frankfurt von der Schätzung treuer Freunde behütet und gestärkt, zwar unbekannt, doch unverdrossen das Seine tat. Nicht eigensinnig auf einer rasch erworbenen Manier verharrend, sondern klugen Auges alles beobachtend, was sonst an Malerei geschah; nur anscheinend ein Einsiedler und Sonderling, in Wirklichkeit ein Wohlgereister und Vielbewußter, der sich keiner Anregung verschloß und zwar nicht mit der Mode, doch mit der Zeit ging. Wer das bezweifelt, der kann sich in der Thoma-Ausstellung aus Frankfurter Privatbesitz im dortigen Kunstverein leicht eines Besseren belehren. Von seinem Steinhausenporträt aus 1869 bis zu dem Lauterbrunnental von 1904, das ist nicht nur der Weg von der dunkeltonigen zur Hellmalerei überhaupt, sondern es ist auch wenig Malerisches in diesen fünfunddreißig Jahren neu und herrschend gewesen, davon sich nicht in einem seiner Werke die deutliche Spur vorweisen ließe. Er war zu keiner Zeit ein eigensinnig Beharrender, wenn er sich trotzdem nicht verlor, wenn eine Ausstellung von hundert Bildern verschiedenster Art und Haltung ziemlich in jedem seine Hand erkennen läßt: so mag man darin eine Sorgfalt der Natur erkennen, die jedes Künstlerkind von größerer Absicht und Begabung gerade durch seine Eigentümlichkeit so lange vor der allgemeinen Bewunderung beschützt, bis seine Art und seine Anschauung gründlich gefestigt ist. Es ist etwas anderes, ob ein Künstler einen Stoff als erfolgreiches Motiv findet und ausbeutet, oder ob er daran in der Einsamkeit herum bosselt. Es war für Thoma in seinen verborgenen Jahren gleichgültig, ob er dies oder das malte, weder die Kunsthändler noch die Kunstvereine noch sonst wer sah nach ihm: so konnte er unbehindert in seiner eigenen Vorstellungswelt spazieren gehen und alle die Sinnbilder ausgestalten, die ihn —

wenn die Menge seine Sprache erst einmal verstand — durch die Volkstümlichkeit ihres Inhalts von selber populär machen mußten.

* * *

Die zweite Frage unserer Betrachtung müßte wohl die sein: wie kommt es, daß noch immer Kenner guter Malerei Thoma ablehnen oder doch nur mit einzelnen Werken gelten lassen? Auch hierauf scheint die Antwort leichter als sie ist; denn wenn es nur die ganz Extremen der neuen oder der alten Richtung wären, so könnte man ihn je nachdem den Alten oder Neuen zurechnen und die Abneigung begreiflich finden. In Wirklichkeit aber finden sich die heimlichen und offenen Gegner seiner Kunst in allen Lagern und Meier-Graefe gesteht ausdrücklich, daß er sich gegen seine Art von Zeichnung auflehnen müsse wie „ein alter eingefleischter Professor". Es hilft auch nichts, daß man sich diese Auflehnung als einen instinktiven Protest empfindlicher Geister gegen die überlaute Bewunderung erklärt, daß sie sich mehr gegen seinen Erfolg und dessen Jünger als gegen die Werke selber richte. Denn obwohl man glauben kann, daß Meier-Graefe z. B., wenn Thoma heute noch immer unbekannt in Frankfurt säße, ihn wert genug zu einer Entdeckung hielte, dem kann man sich doch nicht verschließen, daß seine Kritik aus einer künstlerischen Anschauung kommt, mit der sich die Kunst von Thoma im letzten Grunde nicht verträgt. Es ist bezeichnend, daß er ihn als Mitglied des Leibl-Kreises gelten läßt, und auch die Maler sprechen gern von seiner guten Courbet-Zeit. Sie meinen die dunkeltonigen Blumenstücke und die Porträts wie eben das erwähnte Steinhausen-Bildnis. Das sind die Bilder, mit denen Thoma sich wie der frühe Trübner auf dem sicheren Boden einer Malerei befand, die aus dunklem Grund mit schwarzen Schatten gleichsam von selber eine sanfte Farbenschönheit gewinnt. Sie widerstrebt einer harten Zeichnung und trägt die malerische Weichheit, den flockig lockeren Zusammenhang der Farben unlösbar an sich. Es muß auffallen, daß sie auch den Minderbegabten des Leibl-Kreises gleich geläufig war, und daß sie heute noch bei jungen Akademikern bevorzugt wird. Sie läßt sich bei Porträts und Stilleben gleicherweise mit sicherem Erfolg anwenden; doch versagt sie vor der Landschaft, weil sie im letzten Grund ein Kunstgriff ist, den Zauber einer satten Ölmalerei vorzutäuschen. Wie Trübner, Liebermann und alle Künstler unserer Zeit von einiger Bedeutung hat Thoma diese dunkeltonige Atelierkunst aufgegeben, als er sich eigenen künstlerischen Problemen zuwandte. Aber während Liebermann

die malerische Weichheit in seiner skizzenhaften Bravour beibehielt und in den farbigen Strandbildern zur Meisterschaft entwickelte; während Trübner aus seinen Pinselstrichen eine Art von Mosaik machte mit virtuoser Verwendung seiner malerischen Kenntnisse: ging Thoma von der eigentlichen Öltechnik ab, deren Wesen der gleichmäßige und klare Pinselschlag ist. Seine zeichnerischen Neigungen fingen an, auch den Pinsel zu regieren, und wer z. B. das bekannte Alpenbild von Lauterbrunnen nach malerischem Pinselstrich durchsucht, wird enttäuscht nur eine fein berechnete Zusammensetzung von farbigen Gründen finden, in die mit spitzem Pinsel ein krauses Linienwerk hinein gezeichnet ist.

Das ist tatsächlich mehr eine Lithographen- als eine konsequente Öltechnik; aber sie gibt ein schöneres Resultat als die wilde Ölschmiererei, die Farbe über Farbe streichend Hügel und Täler auf die Leinwand bringt, während hier immer die Struktur des Grundes in einer fast transparenten Färbung sichtbar bleibt. Thoma hat oft mit launigen Worten über die Deck- und Dickmalerei gespottet, die jede Farbe mit jeder andern wieder überstreichen kann und im „Mischbrei" die Klarheit des Ölmaterials durchaus vernichtet. Sie hängt aufs engste mit der modernen Vorliebe für die Skizze zusammen und ist eigentlich deren Sprößling. Mit der konsequenten Öltechnik, wie sie Trübner vorbildlich pflegt, hat sie wenig genug zu tun; die besteht in der klaren Pinselschrift auf reinen Grund, ohne Untermalungs- und Lasurnachhilfen, also in einer sauberen Primamalerei, wo jeder Farbenwert mit dem Pinselstrich direkt aufgetragen wird. Das ist natürlich (weil Korrekturen ausgeschlossen sind und jeder Pinselstrich nicht nur die Farbe, sondern auch seinen Teil der Zeichnung geben muß) nur da möglich, wo die Anschauung vollendet ist und gleichsam nur noch die innere Vorstellung in Reinschrift gebracht werden muß. Man kann daher den Stolz des Primamalers auf sein Handwerk begreifen, und allgemein bekannt ist ja das fast moralische Mißtrauen Leibls, des größten Meisters dieser Kunst: „Ich glaube, der Kerl lasiert."

Wenn man darin die Grundbedingung aller Malkunst sieht, bleibt es nicht aus, daß Thomas Bildermalerei als eine Entgleisung aus dem rechtschaffenen Handwerk betrachtet wird, und das tiefe Mißbehagen bei Manchem ist wohl die Angst, daß ihr Erfolg die mühsam gewonnene Achtung vor dem Handwerk der Ölmalerei in Deutschland schädigen möchte. Freilich stände diese Besorgnis nur wenigen zu, und nichts ist komischer, als wenn die Jünger der unberühmten Dickmalerei mit Spachtel und Kremserweiß sich ihrer bedienen. Auch liegt ihr bestenfalls noch immer

der Irrtum oder die Engherzigkeit zugrunde, daß nur eine solche Öltechnik als Malkunst zu betrachten sei.

Nun soll hier nicht der Kunstgriff gemacht werden, Thoma den Landschaftsmaler kurzerhand auch als Figurenmaler in die Rechnung einzusetzen und an dem Einwurf ganz vorbei zu gehen, daß seine Zeichnung vielfach den dörflichen Uhrenschildermaler seiner ersten Jugend kaum verleugne, daß sie mechanisch, unbeholfen und mehr ein Nichtkönnen als eine stilistische Fähigkeit sei, daß dies in der Landschaft nicht so peinlich zu bemerken wäre wie in der menschlichen Figur, wo jeder Akademieschüler ihm die gröbsten Zeichenfehler nachweisen könne. Es ist allerdings merkwürdig, wie sich in diesem Vorwurf „der eingefleischte Professor" und der moderne Kunstkenner einmütig finden. Sie hätten recht, wenn in der Kunst die korrekte Nachahmung der Natur das Ziel wäre; aber da Meier-Graefe andern Künstlern das Recht gibt, aus sich selber „eine zweite Natur" zu geben, „die man so wenig mit dem Wald, der Wiese, dem Tier vergleichen kann, wie eine Kirche oder ein wohlgebautes Haus": werden wir, die wir Thomas „falsche Zeichnung" nicht so uninteressant finden wie er, ein wenig von diesem souveränen Recht auch für ihn beanspruchen dürfen. Wir geben zu, seine Vorstellungswelt ist bauernmäßig schlicht gegen die von Marees etwa, aber da sie das Bedeutende in den Erscheinungen sucht und oft genug Sinnbilder findet, die mit der stillen Gewalt eines Volksliedes uns nicht mehr verlassen: sind wir ihm dankbar, daß er in ihrer Darstellung sich nicht als „Naturalist" beschied, sondern in einem den einfachen Sinnbildern angemessenen Stil ihre Bedeutung auszudrücken mutig genug war, trotz der Zeichenfehler.

* * *

Das aber führt schon zu der dritten Frage, mit deren Beantwortung wir diese Betrachtung schließen möchten: Was bewegt uns, trotzdem er kein Ölmaler im konsequenten und entarteten Sinn war und auch nicht einmal als korrekter Zeichner brillierte, ihm doch zu seinem siebzigsten Geburtstag als einem großen Künstler gern zu huldigen? Wenn seine Vorstellungswelt schon bäurisch gewesen wäre, d. h. wenn er sein Leben lang die Jugendeindrücke seiner schönen Schwarzwaldheimat nicht überwunden hätte — was gar nicht immer richtig ist — so wären wir ihm angesichts der landläufigen Bauernmalerei vor ihm schon dankbar, daß er dieser Welt einen künstlerischen Ausdruck gegeben hätte, darin wir die ewige Bedeutung ihrer Sinnbilder erkennen. Warum sollte einem Bauern

verwehrt sein, was wir einem Großstädter, einem klassisch Gebildeten begeistert anerkennen? Eine Parze ist eine gebildetere Vorstellung als ein Schnitter, aber kein tieferes Sinnbild; d. h. wenn der Schnitter nicht „naturalistisch" gemalt, sondern als Sinnbild empfunden und gestaltet ist; denn andernfalls bleibt er ein Bauer, der Korn schneidet, wie eine Parze das Fräulein Modell bleibt. Leibls „Frauen in der Kirche" hätten auch Spitzenklöpplerinnen in einer Kirmesbude sein können, das wäre ihm gleich gewesen. Er wollte nichts als die köstliche Qualität seiner Malerei; er schnitt aus den „Wildschützen" die einzelnen Stücke aus, als ihm gesagt wurde, daß die Gliedmaßen zu lang geraten seien. Ihm waren alle Sinnbilder blauer Dunst. Aber lieben wir Dürers Blätter wirklich nur um der technischen Qualität ihrer Zeichnung willen, und ist uns das Lächeln der Frauen auf Lionardos Bildern gleichgültig? Was will ein Volkslied, ein Gedicht, eine Melodie anders, als für ein Gefühl einen typischen, von seiner zufälligen Herkunft befreiten Ausdruck suchen? Und wenn der Vergleich aus andern Künsten nicht beliebt wird: was hätte Marees zu den „Dorfpolitikern" und von Gogh zu einer Trübnerschen Landschaft gesagt?

Da dies nun aber so verstanden werden könnte, als sollte damit das berüchtigte „Gemüt" gegen das malerische Handwerk seine Schwärmeraugen erheben, wollen wir lieber bei dem Beispiel einer seiner Landschaften bleiben, der schon mehrmals erwähnten vom Lauterbrunnental. Wer sie mit einer späteren Landschaft Thomas vergleicht, etwa dem „Rheintal bei Säckingen" (in der Galerie Flersheim zu Frankfurt a. M.), wird einen Unterschied bemerken, der fast auf einen anderen Maler schließen läßt. Nicht, daß es heller in allen Tönen ist und auch viel heller, als es der Unterschied in dem Motiv allein rechtfertigt, daß es gleichsam den „Fortschritt" zur modernen Malerei bei Thoma dartut: es zeigt auch einen Unterschied der Handschrift, der erstaunen muß. Dort das flache Rheintal, wo ein leichter Dunst die grünen Wiesen und die Waldberge sanft abtönt zu Flächen, die sich kaum voneinander scheiden und in die der Blick suchend weit hinein führt; hier ein in allen Einzelheiten klarer Aufbau, der sich mit jedem Stück dem Auge drastisch hinbreitet, statt der Tiefe eine Fläche bietet, auf der die stark gezeichneten Wolken den Blick verhindern, ins Bild hinein zu gehen.

Wer die Bilder seiner letzten Jahre kennt, weiß auch, daß hier nicht allein das Motiv die andere Darstellung erforderte, daß hier ein Prinzip zur Klarheit gekommen ist, das sich mit immer größerer Deutlichkeit in seinem

Schaffen zeigte: statt der Illusion eines Naturausschnittes den klaren Ausbau auf der Fläche zu geben, aus jeder Einzelheit die typische Erscheinungsform in drastischen Linien zu gewinnen und mit diesen Linien auf einer licht gefärbten Fläche eine Harmonie zu machen, die sich dem Blick mit eins hinbreitet. Man hat sich an den harten Zweigen seiner Bäume gestoßen, die er auf seinen letzten Landschaften gern vorn ins Bild hinein zeichnet; man hat gefunden, daß er nicht einmal sonderlich mit ihren Formen variiere, daß er den Menschen, die vorn im Bild gingen oder standen, hart umrissene Konturen gab, in denen alles Persönliche ausgelassen war und die Haltung fast wie mit der Druckertype drastisch wiederkehrte: das alles sah man und nahm es als Bequemlichkeit, Nichtkönnen oder Laune, man nannte seine Wasserfälle gefroren und seine badenden Jünglinge darin in der Bewegung eingeschlafen; nur daß dies alles bewußte Absicht eines Künstlers war, der einen andern Bildeindruck als den gewohnten auf der Fläche klar ausbreiten wollte, das sah man nicht.

Es muß wohl Gründe haben, daß der Meister der monumental geschmückten Fläche, daß Ferdinand Hodler vor den Blättern Hans Thomas bewundernd steht. Daß der auch altmodisch oder bäurisch sei oder gar am deutschen Gemüt krank wäre, wird keiner im Ernst behaupten wollen: Es wird wohl das Prinzip der klaren Flächengestaltung sein, das auch das seinige ist, wenn schon in einer andern aufs Pathos gestimmten Bewegung. Es gibt einen gemalten Bauerngarten von Hans Thoma, wo zwar vorn ein grabender Kerl ins Bild hinein steht, hinter ihm aber Spaliergerank und Figuren fast zu einem ornamentalen Fries verwoben sind; es gibt einen Wasserfall, darin das rieselnde Wasser sich mit den runden Steinen architektonisch aufbaut; es gibt auf allen möglichen Bildern Figuren, die im Hintergrund beim Pflügen oder sonst beschäftigt sind und wie ein Ornament ihre Silhouette drastisch stellen; es gibt die Lautenspielerin mit der Hirschkuh, den Mondscheingeiger mit dem starken Astwerk, die erzählende Großmutter vor den Kindern, darüber der Kater wie eine Brunnenfigur in den Mondhimmel steht: überall war ein Prinzip geschäftig, das uns mit Hodler so überraschend in den Impressionismus hinein kam, und dem sich doch schon allerorten die erstaunte Kritik beugen muß.

Es scheint uns sicher, wenn erst durch die bewußte Beschränkung auf die Fläche wieder Kraft und Haltung in unsere Schildereien gekommen ist, daß man dann auch erstaunt erkennen wird, wie der alte Hans Thoma ein Junger gerade da war, wo ihn die Zeitgemäßen als altmodisch schon be-

[illegible] nicht die Laune, der Gesamt[illegible]
[illegible] sachliche Klarheit. Ihr [illegible]
[illegible]er Zeitgenossen, die nicht [illegible]
[illegible] gefährdet waren, sich ins Persö[illegible]
[illegible] ist, wenn wir seinen achtzigsten
[illegible] sehen, wieviel der Zeiger die[illegible]
[illegible] Zeit in einer Stunde [illegible]ging, [illegible]
[illegible] noch wenig zu schildern wußten

Robert Saudek: Gefängnisse in Japan.

Die Führung der Gefängnisse in Japan ist vom wirtschaftlichen, kriminologischen und psychologischen Standpunkt mustergültig. Wenn man auf Grund der Erfahrungen, die europäische Nationen auf diesem Gebiet machten, den Japanern nicht eine Dezentralisation der heutigen Einrichtungen empfehlen möchte, so würde man sich versucht fühlen, zu sagen, daß hier kaum noch etwas zu reformieren übrig geblieben ist und daß die Europäer zu ihren einstmaligen Schülern in die Lehre gehen müßten.

Wenn sich jemand im unklaren darüber sein sollte, wie weit sich Japan von anderen Ländern Asiens kulturell unterscheidet, an der strafrechtlichen Exekutive könnte er es erkennen, daß Japan alle anderen Nationen der alten östlichen Welt himmelweit überragt. Eine Tagesreise liegt Nagasaki von Shanghai entfernt. Eine Tagesreise nur trennt zwei Welten, von der die eine mit den grausigen Mitteln einer mehr als mittelalterlichen Zeit arbeitet, und von der die andere deutscher Strafgerichtsbarkeit ebenbürtig ist.

Die Japaner sind stolz darauf, daß sie es als Schüler in so kurzer Zeit so weit gebracht haben, und sie zeigen ihre Leistungen gerne den Europäern, die sich dafür interessieren. Wenigstens war mir ihr Justizminister ein so bereitwilliger Helfer und ließ mir die Tore der Gefängnisse, die ich zu sehen wünschte, so schnell und weit öffnen, daß ich eine ähnliche Liebenswürdigkeit der allerhöchsten Behörden in keinem anderen Lande kennen gelernt habe.

Bei all ihrem Stolz zeigen die Japaner aber auch eine so reizende Bescheidenheit, sind so sehr von jeder Überhebung frei, vergessen so wenig die von ihren Lehrern empfangenen Wohltaten, daß sie den interessierten europäischen Beobachter zu um so größerer und aufrichtigerer Hochachtung zwingen.

Die japanischen Gefängnisse gehören zu einem der drei Gebiete, in denen deutscher Einfluß nicht nur überwiegt, sondern einzig ausschlag-

lächeln wollten. Das Ziel der Kunst ist nicht die Laune, der Geschmack und Witz und Persönlichkeit, sondern die sachliche Klarheit. Ihr hat Thoma treuer gedient, als die meisten seiner Zeitgenossen, die nicht durch eine so vielfältige Begabung wie die seine gefährdet waren, sich ins Persönliche zu verlieren. Wer von uns noch dabei ist, wenn wir seinen achtzigsten Geburtstag feiern, wird dann genau sehen, wieviel der Zeiger dieses ehemaligen Uhrenschildermalers seiner Zeit in einer Sache vorausging, die wir bei seinem siebzigsten Geburtstag noch wenig zu schätzen wußten.

Robert Sauder
Gefängnisse in Japan

Die Führung der Gefängnisse [illegible] vom wirtschaftlichen, kriminologischen und psychologischen [illegible] ist mustergültig. Wenn man auf Grund der Erfahrungen, [illegible] Nationen auf diesem Gebiet machten, den Japanern nicht [illegible] der heutigen Einrichtungen empfehlen möchte, so [illegible], zu sagen, daß hier kaum auch etwas zu [illegible] die [illegible] zu ihren [illegible] an der Lehre geben [illegible].

Wenn sich jemand im unklaren [illegible] sein sollte, [illegible] Japan von anderen Ländern Asiens [illegible] an der [illegible] Exekutive könnte er es erkennen [illegible] alle anderen Nationen der alten östlichen Welt [illegible] Nagasaki von Shanghai entfernt. [illegible] zwei Welten, von der die eine mit den [illegible] mittelalterlichen Zeit arbeitet, und von der die [illegible] ebenbürtig ist.

Die Japaner sind stolz darauf, [illegible] Zeit so weit gebracht haben, [illegible] Leistungen [illegible] den Europäern, die sich dafür interessieren [illegible] wenigstens war mir der Justizminister [illegible] so bereitwilliger [illegible] und [illegible] mir die Tore der Gefängnisse, die ich zu sehen wünschte, so schnell und weit öffnen, daß ich eine ähnliche Liebenswürdigkeit der allerhöchsten Behörden in keinem anderen Lande kennen gelernt habe.

Bei all ihrem Stolz zeigen die Japaner [illegible] Bescheidenheit, sind so sehr von jeder Überhebung frei [illegible] die von ihren Lehrern empfangenen Wohltaten, [illegible] europäischen Beobachter zu [illegible] größeren [illegible] zwingen.

Die japanischen Gefängnisse gehören zu einem der [illegible] denen deutscher Einfluß nicht nur überwiegt, sondern einzig [illegible]

gebend ist. Die medizinische Fakultät der beiden Universitäten, die Organisation des Landesheeres und die Strafgefängnisse sind das Werk deutscher Männer in Japan. Hier wird man auch bei den ersten Leitern der großen Gefängnisse die Kenntnis der deutschen Sprache voraussetzen dürfen.

Das erste Gefängnis, das ich in Tokio besuchte, beherbergte fast nur Untersuchungsgefangene. Am Tage meines Besuches faßte es etwas über 1200 Gefangene, darunter 1100 Beschuldigte, von denen 100 Frauen waren, und 100 Verurteilte, die am selben oder am nächsten Tage nach dem nahen Strafgefängnis von Sugamo gebracht werden sollten.

Ich gab meine Karte ab und erwartete im Sprechzimmer den Gefängnisdirektor und seinen obligaten Dolmetscher. Unterdessen bringt mir ein „Boy" den Tee, der hier zu Lande allen Gästen angeboten wird. Ein untersetzter, kleiner gelber Herr tritt ein. Er begrüßt mich, breitet den Plan des Gefängnisses vor mir aus und beginnt seine Erklärungen. Hier liegen die Zellen, da das Bad, das Hospital, das Verwaltungsgebäude, das Proviantamt. Dann erzählt er mir die Geschichte des von ihm verwalteten Hauses. Vor zwanzig Jahren wurde es erbaut — nach deutschem Muster. Nach deutschen Vorbildern wird es auch heute noch ausschließlich verwaltet und — mit Stolz erzählt es der alte Herr — bei einem deutschen Lehrer hat er selbst ebenfalls seine Kenntnisse gewonnen. Ich stelle noch diese und jene Frage, die freundlich, ausführlich und langsam beantwortet wird, dann schnallt der Herr seinen Säbel um und beginnt seinen Demonstrationsrundgang durch das Gefängnis.

Wohin wir auch kommen, überall blitzt es und blinkt es von Sauberkeit. Man hat das Gefühl, daß eine so konsequent durchgeführte Reinlichkeit auf manchen der armen Kerle, die hier „sitzen", von stark erzieherischem Einfluß sein muß. Die Japaner neigen recht sehr zur Reinlichkeit, und das arme Volk hat in dieser Beziehung entschieden feinere Instinkte als die gleichartigen Bevölkerungsmassen in Deutschland.

Hier in den Gefängnissen sehen nun die armen Leutchen, wie gut und gesund es sich lebt, wenn man nicht nur seinen Körper, sondern auch seinen Kimono regelmäßig wäscht und auf wohlgeklopften Matten schläft. Frische, wohlgepflegte Wiesenanlagen dienen den Gefangenen zu freier Bewegung in den dazu bestimmten Pausen, in großen, sauberen Küchen wird die Nahrung der Gefangenen bereitet, und in freundlichen Sprechzimmern dürfen sie unter Aufsicht ihre Angehörigen sehen.

Die Größe der Zellen wird nach Matten berechnet. Alle Matten in

Japan haben die gleiche Größe. Die Einzelzellen umfassen drei, die Doppelzellen fünf Matten. Die Zellen der bereits Verurteilten unterscheiden sich von denen der Untersuchungsgefangenen dadurch, daß sie zwar dieselbe Mattenausdehnung haben, sich der Matte aber nur rechnungsmäßig als eines Maßes, nicht aber als eines praktisch vorhandenen Inventars bedienen. Da in Japan die Matte Stuhl, Sofa und Bett zugleich repräsentiert, nicht aber, wie bei uns, als bloße Zierde des Zimmers dient, so bedeutet dieser Mangel die Entbehrung jeglichen Luxus' für den Gefangenen. Es kommt zu der physischen Entbehrung zugleich die moralische Degradierung in der Wegnahme der Matte zum Ausdruck. Alle Zellen sind sehr hoch, luftig, hell, peinlich sauber und mit Wasserleitung und elektrischem Licht versehen. Ihre Briefe müssen die Gefangenen in einem besondern, übersichtlich eingerichteten Raum schreiben.

Psychologisch unvergleichlich interessanter als das Untersuchungsgefängnis von Tokio ist das Strafgefängnis in Sugamo, einer Vorstadt der japanischen Reichshauptstadt.

Das Gefängnis von Sugamo faßt rund 2500 Gefangene, d. h. es ist nicht nur der Platz für eine so hohe Anzahl von Sträflingen vorhanden, sondern alle Zellen sind auch fast immer besetzt. Hierbei macht sich ein Mangel an Einzelzellen bemerkbar, so daß ein Neubau geplant wird, durch den das Riesengefängnis noch mehr an Ausdehnung gewinnen wird.

In diesem ungeheuren Strafgefängnis wird man vergebens nach dem Eindruck grauenvollen Unglücks und Darbens suchen. Im Gegenteil, es hat für den Besucher den Anschein, als ob er durch eine riesige in allen Einzelheiten wohlorganisierte und in tadelloser Ruhe funktionierende Fabrik geführt würde. Mit Ausnahme der Hospital- und Irrenhausgefangenen, die kaum zwei v. H. der Gefängnisbevölkerung betragen, arbeiten alle 2400 Gefangene ihre regelmäßige, vom hygienischen Standpunkt bemessene Stundenzahl auf einem Gebiete, das nach Möglichkeit ihrer Berufsarbeit im bürgerlichen Leben entspricht.

Da gibt es Schneiderwerkstätten, die in zwei, drei Säle zerfallen, in denen je etwa hundert Arbeiter tätig sind, Schusterwerkstätten und Tischlereien gleicher Art, und Säle, in denen achtzig oder hundert Menschen Briefträgertaschen, Postsäcke, Militärmäntel und ähnliches arbeiten. Die Hauptarbeit der Gefangenen kommt den Bedürfnissen des Staates zugute, der hier eine Gemeinschaft billiger, fleißiger Arbeiter versammelt hat, sie zu öffentlichem Wohle nützt, ihnen durch die Wohltat einer ver-

ständigen Beschäftigung die Strafzeit verkürzt, sie moralisch und hygienisch erzieht und ihnen dabei die Möglichkeit eines, wenn auch geringen Gelderwerbs bietet. Etwa ein Fünftel des also erzeugten Wertes wird dem Strafarbeiter als sein Arbeitslohn angerechnet. Gefangene, die sich besonders gut benehmen, erhalten proportional mehr als renitente.

Es wäre ein sonderbarer Zufall, wenn in diesem von künstlerischer Arbeit und künstlerischem Interesse erfüllten Lande nicht auch unter den leichteren oder schwereren Verbrechern Kunstarbeiter zu finden wären. Ist es doch erstaunlich, daß sie, wenn auch in dieser Gesellschaft, in einer so erdrückend geringen Minorität sind. Immerhin finden sich ein paar Bronzegießer, Ziseleure und Holzschnitzer unter ihnen. Für sie ist eine besondere Bronzegießerei eingerichtet, und mit den kleinen scharfen Instrumenten entfernen die Ziseleure kunstgerecht die Gußschlacke und ziehen die Linien der Skulpturen in dem polierten Gußmetall nach, während in ihrer Nähe ein paar Holzschnitzer fleißig und aufmerksam Meißel und Messer an dem gefälligen japanischen Kirschenholz erproben.

Alle diese Leute sind freundlich, höflich und still. Man begegnet keinem haßerfüllten Blick, und so sehr man seiner eigenen Erkenntnis mißtrauen mag, so sieht man es doch immer wieder, wie jung und alt gleich zufrieden und ein wenig neugierig von seiner Arbeit aufblickt, um die Besucher zu mustern.

Worum alle Nationen der Erde das kleine Japan beneiden können, das ist das Menschenmaterial unter dem einfachen Volke, selbst unter denen, die zu den Verbrechern zählen. Dieses ergebene, bescheidene, höfliche, keusch empfindende Volk würde man in allen anderen Zonen vergebens suchen.

Max Meyerfeld:
John Millington und St. John.

I.

. . . Und ein großes Sterben hub an in der englischen Literatur.

„Unwerter bleibt die Welt zurück, entkrönt,
Da nimmer nun in hohem Sang sein Herz
Geburt und Tod und Nacht und Tag versöhnt."

Algernon Charles Swinburne stieg zuerst in Charons Kahn. Der größte Alexandriner aller Zeiten. Der Schlüsselbewahrer zur Schatzkammer der Weltliteratur. Byron-Schüler, Präraffaelit, Elisabethaner, Hellenist in einer Person. Noch auf der letzten Fahrt muß er dem schlottrichten Fährmann griechische Hexameter rezitiert oder eine Villanelle vorgesungen haben. Und auf der Asphodeloswiese empfingen ihn seine Teuren: Shakespeare, Chapman, Ben Jonson; Villon, Victor Hugo, Baudelaire; William Blake. Zwanzig Zeitgenossen entblößten schweigend das Haupt, als der Sarg zum Bahnhof geleitet wurde — ganze zwanzig. So ehrt England seine herrlichen Toten. Banausen, Böotier!

Und John Davidson, der Schotte, verschwand freiwillig von dieser Erde, die er, wie Thomas Hardy, nur noch mit grämlichen Augen zu schauen wußte. Immer bittrer war sein Wähnen von dieser Welt geworden; ein einziges „J'accuse" stöhnte zuletzt aus seiner Dichtung. Es stöhnte, es jammerte — es dröhnte nicht, daß der Boden bebte und die Wälle wankten. Ihm fehlte die Kraft, durch das Leid im Lied die Menschen auf die Knie zu zwingen. Sie schüttelten nur die Köpfe, daß er so mißmutig geworden und von des Lebens Lust nichts mehr wissen wollte. Da ging er zum Postamt, schickte seinem Verleger ein Paket beschriebener Blätter — „The Testament of a Man forbid" — und ward nicht mehr gesehn.

Und George Meredith legte sich zum letzten Schlummer nieder. Er hatte seit einem Jahrzehnt geschlummert, nachdem seine Anfänge noch in die Zeit gefallen waren, als Dickens die Herzen bewegte und George Eliot die Geister erregte. Zeitlebens hatte er einen Fuß im Steigbügel, ohne

daß es ihm gelang, sich der wetterwendischen Stute „Volksgunst" auf den Rücken zu schwingen. Dafür feierten ihn seine Getreuen als den Browning des Romans, als einen Shakespeare der Prosa. Ohne Übertreibung. Es gibt Kapitel bei George Meredith, die zum Wunderbarsten beschreibender Dichtung gehören, die man nie wieder vergessen kann, wenn man einmal so glücklich war, das üppig wuchernde Gestrüpp beiseite zu schieben und zu ihnen vorzudringen: etwa die Zauberinsel in „Richard Feverel" und das Bad im Ozean in „Lord Ormont". Und es gibt bei George Meredith Gestalten, namentlich weibliche, von einer so modernen Differenziertheit, mit so vielen Facetten — etwa Diana —, daß die Frauenfiguren modernerer Dichter daneben dürr und dürftig erscheinen. Immerhin, das Gestrüpp ist nicht zu leugnen. Die Deutschen, deren Lebenstempo jetzt ein rascheres geworden ist, weigern Meredith den Tribut der Anerkennung, finden ihn arriériert, Jean Paulisch umständlich, mit einem Worte: langweilig. Aber sie lesen diesen Sprachgewaltigen und Sprachvergewaltiger in Übersetzungen, die nicht diskutabel sind, und wollen nicht berücksichtigen, daß er fast der Generation ihrer Großväter angehört. Gottfried Keller hat auch nicht ums Jahr 1900 geschrieben.

Swinburne und Meredith sind dahingegangen wie der greise Nestor, nachdem sie gesagt, was sie zu sagen hatten. Doch von zwei Dramatikern soll hier die Rede sein, denen es das Schicksal wehrte, ihren eignen Ton zu finden oder, wenn sie ihn schon gefunden hatten, ihm Gehör zu verschaffen. „Unendliche Sehnsucht" weckt ihr Scheiden vielleicht nur einem kleinen Kreise naher Freunde; aber es weckt bei allen tiefes Bedauern, daß sie auf der Mittagshöhe ihres Schaffens abbrechen, gleichsam von vollen Schüsseln aufstehn mußten.

II.

John Millington Synge, in der Nähe von Dublin geboren, starb, erst achtunddreißigjährig, in seinem irischen Vaterland, das er glühend liebte wie alle Iren, dem er bis zuletzt treu blieb wie die wenigsten Iren. Seine Legende „Der heilige Brunnen" — das einzige seiner Dramen, das hierzulande bekannt geworden, — ist im Deutschen Theater vor drei Jahren gespielt und bald begraben worden. Ich habe sie zu übersetzen versucht. Bitte, das soll keine falsche Bescheidenheit sein. Ich staune heute, daß ich es wagte, diese Dichtung mit ihrer nationalen Melodie, schwermütig wie die Hirtenweise im „Tristan", auf einem fremden Instrumente nachzublasen.

Wie verfällt man just auf Synge, von dem damals noch kaum ein Engländer gehört hatte? Man kauft sich in London eine irische Zeitschrift. Nicht weil sie den schönen Namen „Dana" trägt, der so viel bedeutet wie das griechische Gaia: Allmutter; sondern weil George Moore, einer der feinsten Schriftsteller, die heute leben, auch einer, für den die Deutschen keine Zeit haben, seine „Moods and Memories" darin aufzeichnet. Aprilheft 1905. In dem dünnen Heftchen steht ein Aufsatz in französischer Sprache, von einem „Lover of the West" geschrieben. Ein Franzose erzählt, daß er in Dublin ein merkwürdiges Stück „The Well of the Saints" gesehn habe, und versucht, obwohl er das Idiom nur mangelhaft verstand, die Fabel wiederzugeben. Auch eine kunstlose Inhaltsangabe vermag zu fesseln. Endlich einmal ein Stoff! Ein Stoff, der abseits vom Wege gewachsen. Keine Haupt- und Staatsaktion; keine Familienkatastrophe; keine Eifersuchtstragödie; nicht einmal ein dreieckiges Verhältnis. Man ist interessiert und schreibt dem Autor. Bittet ihn, wenn möglich, um Übersendung seines Werkes. Er tut's, und man muß sich bei der Lektüre von Seite zu Seite sagen: hier hat einer etwas überraschend Neues gemacht. Das Neue liegt nicht so sehr im Stoff. Zwei blinde Bettler, die Ärmsten der Armen, erhalten die Gabe des Augenlichts, werden sehend und sehnen sich nach ihrem früheren Zustand zurück. Schon oft ist das Recht auf Blindheit behandelt worden. Der Franzose Clemenceau hat ihm kurz vorher chinesischen Überwurf gegeben, und Richard M. Meyer will nächstens dem Motiv durch die Weltliteratur nachpürschen. Und doch, in der Grausamkeit, um nicht zu sagen: Roheit, mit der hier dem bemitleidenswürdigsten körperlichen Leiden begegnet wird, ist ein eigner, wenn auch keineswegs lieblicher Ton angeschlagen. Aber das verblüffend Neue liegt in der Form. Hier hat einer den überaus kühnen Versuch gemacht, die idiomatische Sprechweise der gälischen Bauernbevölkerung mit englischen Worten nachzubilden. Das geht so weit, daß er selbst ihre Syntax ins Englische übernimmt, also etwa für das fehlende Präteritum des Keltischen eine Umschreibung mit dem Partizip riskiert und manches dergleichen. Natürlich mutet auch den Engländer diese sonderbare Neuschöpfung fremd an; der Ausländer verstand sie vielfach nicht und hielt zum Zwecke der Übertragung eine Transskription ins Englische für unerläßlich. Doch es genügte, daß mich der Dichter in seine grammatischen Besonderheiten einweihte, so daß mir der Sinn überall völlig klar wurde. Mehr ließ sich kaum geben.

Ich schickte ihm dann meine fertige Übersetzung. Bei dieser Gelegen-

heit erfuhr ich, daß Synge des Deutschen mächtig war. Er hatte Deutschland öfter besucht, hatte sich in den bayrischen Alpen aufgehalten und sich von dort, mit seiner Geige am Weg aufspielend, nach Italien durchgeschlagen. Der Sohn eines armen oder verarmten Dubliner Rechtsanwalts ein fahrender Gesell, ein Spielmann, man dürfte sagen: ein „Taugenichts", hätte seiner Natur nicht jede sonnige Heiterkeit, das unbekümmerte In-den-Tag-hinein-Leben gefehlt.

Auch Paris war ihm wohlbekannt. Hier hatte ihn in einem Dachkämmerchen William Butler Yeats aufgelesen, dieser irische Fanatiker, dieser keltische Zionist (der Ausdruck bedarf keiner Erklärung, denn ihrer Begabung, ihrem Temperament und ihren Schicksalen nach sind die Iren katholische Juden), dieser von nationaler Begeisterung Trunkene, der am liebsten alle Iren zu einer die Welt beherrschenden Macht vereinigen würde und, da ihm dies nicht gelingt, sich damit bescheidet, der keltischen Sprache zu einer Renaissance zu verhelfen. Der haltlose Synge, der die Musik eben an den Nagel gehängt hatte, weil ihm Zweifel an seiner Befähigung für diese Kunst gekommen waren, und wie ein Kork auf dem Ozean der Literatur herumtrieb, wurde von Yeats mit Beschlag belegt. „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen; hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft." Und Synge sog neuen Saft aus der Berührung mit der heimischen Erde. Ein fast schon verlorener Sohn, kehrte er nach Erin zurück und verbrachte fortan alljährlich mehrere Monate unter der keltisch sprechenden Bevölkerung der Insel.

Seine dort gesammelten Erfahrungen sind in einem Buche über die „Aran Islands" niedergelegt. Es sind in der Hauptsache folkloristische Studien. Hier fand er unverbildete Menschen. Hier fand er den reichsten Sagenschatz. Hier fand er in den Menschen prächtige Märchenerzähler (jeder Ire ist ein geborener Aufschneider, also auch ein Dichter). Hier fand er seine seltsamen Dramenstoffe. Bald tragisch wie eine Episode aus Hermann Heijermans' „Hoffnung" — „Riders to the Sea" —, bald derbkomisch wie eine Hans Sachs'sche Schnurre — „The Shadow of the Glen" —. Man kann ganz deutlich verfolgen, wie ihm durch die Erzählung eines Autochthonen über die wunderbare Heilung eines Blinden zuerst der Gedanke an seinen „Heiligen Brunnen" aufgestiegen sein muß.

Nun war er reif für die vaterländische Sache. Nun konnte Yeats mit ihm zusammen ein irisches Nationaltheater gründen, das in der Hauptstadt seinen Sitz haben und von hier aus der ganzen Insel eine neue Theaterkultur bringen sollte. Was dem Grimstader Apothekerlehrling gelungen,

warum sollte das den Dubliner Dichtern unmöglich sein? An allen Ecken und Enden regten sich die Schaffenden. Ich glaube, es waren fast so viele Produzenten wie Konsumenten da, und der größte Künstler unter ihnen, George Moore, hatte sich längst verstimmt zurückgezogen, nachdem er kurze Zeit die Idee gehätschelt hatte wie eine Geliebte.

Putzige Idee das, gerade von Irland aus eine neue Theaterkultur in die Welt schicken zu wollen. Von Irland aus, hoben die Programmatiker hervor, waren schon einmal vor vielen, vielen Jahrhunderten heilige Männer in die Welt hinausgegangen, mutige Missionare, um für eine neue Sache Propaganda zu machen. Aber eine neue Religion, möchte man erwidern, wendet sich allemal zuerst an die Mühseligen und Beladenen, an die Unbemittelten, und die Theaterspielerei kostet von jeher Geld, Geld und noch einmal Geld. Ein Glück, daß den Theoretikern eine wohlhabende Dame hilfsbereit beisprang!

Im Juni 1907 traf ich endlich mit Synge in London zusammen. Er war mit seiner Truppe herübergekommen, die, ermutigt durch die heimischen Erfolge, in England eine Tournee veranstalten wollte. Ich habe keine allzu deutliche Erinnerung an seine Physiognomie zurückbehalten; das Bild, das Yeats der Vater von ihm gezeichnet, hat die eignen Eindrücke etwas verwischt. Aber die Augen des Mannes sind mir unvergeßlich. Ich habe nie traurigere Augen gesehn. Der Schmerz und die Träumerei von Jahrhunderten schienen darin zu liegen. Augen, die um Gnade winseln können wie ein geschlagener Hund. Augen, die am liebsten nach innen schauen, weil sie zu viel von der Bitterkeit der Welt erblickt haben. Alles Vage, Verschwimmende, das Irland eigen, die grenzenlose Melancholie der irischen Landschaft lugte aus diesen Augen. Dabei stimmten sie nicht recht zu der Gesamterscheinung. Von Erscheinung war Synge vierschrötig, ein wenig gedunsen, und man hätte ihn seinem ungepflegten Äußeren nach einen Bohémien nennen dürfen, wenn ihm nicht jede Grazie der Bewegung gefehlt hätte. An diesem Nachmittag erzählte er mir von seinem Leben, seinen Plänen, seinen Hoffnungen; sprach auch von seiner erschütterten Gesundheit. An diesem Tage hab' ich sicher nicht mehr gelacht . . .

Etliche Tage später sah ich ihn abends im Theater, als man sein Stück „The Playboy of the Western World", das in Dublin einen wüsten Skandal verursacht hatte, zum erstenmal in London aufführte. Er hatte seinen Frack an; aber er sah wirklich nicht ganz so aus, wie man sich das Idealbild des englischen Gentleman denkt. Sein Gesicht war quittegelb, und er konnte seine furchtbare Erregung nicht verbergen. Hatte

auch Grund dazu, denn man befürchtete ähnliche geräuschvolle Kundgebungen wie in Dublin von der irischen Bevölkerung Londons, die sich zu den Vorstellungen ihrer Landsleute dängte wie zu einer Volksversammlung.

Warum hatten sich die braven Iren so ungebärdig benommen? Weil Synge angeblich die Keuschheit des irischen Weibes in den Schmutz gezerrt. Du lieber Himmel, er hatte gezeigt, daß die Weiber auf der grünen Insel, so gut wie in der ganzen Welt, aus Fleisch und Blut bestehn und daß der dickste Biceps, wenn er auch mit einem winzigen Hirn vereinigt ist, die meiste Chance bei ihnen hat. Die braven Iren! Balzacs Ausspruch, daß die Tugend des Weibes eine Erfindung des Mannes sei, war natürlich nie zu ihren Ohren gedrungen. Sie befanden sich in Kampfstimmung.

Gleich mußte die gefährliche Stelle kommen. Und wirklich, das Ungewitter entlud sich: ein Heulen, Zischen, Stampfen, Tuten, gegen das der ekle Radau bei einer Hauptmann-Première in Berlin eine Symphonia domestica ist. Die Erbitterung eines Naturvolkes machte sich Luft. Ich habe immer gefunden, daß die angelsächsische Rasse, trotzdem man ihr Temperamentlosigkeit nachsagt, ihre Leidenschaften weit stürmischer äußert als die Romanen, wenn auch weniger oft. Selbst der Patriotismus klingt in England verteufelt echt.

Übrigens: diese irische Truppe — mit eins, zwei Ausnahmen lauter Dilettanten — war erstaunlich einexerziert. Seit den Russen hatte ich ein so exaktes, gleichsam selbstverständliches Zusammenspiel nicht mehr erlebt. Berufsschauspieler sind dagegen Stümper. Woraus man vielleicht schließen könnte, daß die vielgerühmte Kunst des Ensembles nicht ganz so schwer ist, wie wir meinen. Sie brauchten sich allerdings nur zu geben, wie sie waren, und in keinem Augenblick hatte man den Eindruck, daß diese Vorstellung durch Verstellung zustande kam.

An jenem Abend sah ich Synge zum letzten Male. Er reiste bald darauf nach Irland zurück. Schrieb mir dann gelegentlich. Schickte mir seine Komödie „The Tinker's Wedding“ „with cordial good wishes“. (Ich kann das Büchlein nicht ohne Rührung in die Hand nehmen.) Wenn er länger geschwiegen hatte, mag immer Krankheit daran schuld gewesen sein. Bald war's eine Influenza, bald eine Operation. Danach meldete er, daß es ihm viel besser gehe. Nicht lange. Zuletzt muß er nur kurze Zeit krank gewesen sein. Vielleicht hat ihn gerade auf dem Sterbebett eine Honorarsendung von mir erreicht für drei Aufführungen des „Heiligen Brunnens“ in Lemberg.

Armer Synge! Il était grand dans son genre, mais son genre n'était pas grand. Er war an ein Programm genagelt. Aber wenn er mehr als eine nationale Berühmtheit hätte werden wollen, hätte er doch eines Tages seinen irischen Bauern den Rücken kehren müssen. Heimatkunst ist auf die Dauer ein Armutszeugnis. Jetzt hat er vier oder fünf kleinere Dramen hinterlassen, die in Irland immer ihr Publikum finden und den Schlaf der Welt nicht stören werden.

III.

Lautlos ist Synge von der Bühne des Lebens abgetreten. Wenigstens durch seine Todesart hat sich der gleichaltrige St. John Hankin einen effektvollen Abgang verschafft. Er war zur Kur in Llandrindod Wells, einem walisischen Badeort, um seine Nerven aufzufrischen, und scheint in einem Anfall seelischer Depression, wie John Davidson, den Entschluß gefaßt zu haben, ein Ende zu machen. Er stahl sich aus seinem Hotel fort, nicht ohne dem Stubenmädchen vorher ein Geldstück in die Hand zu drücken, band sich ein Paar siebenpfündiger Hanteln um den Hals und sprang in die Tiefe an einer romantischen Stelle, genannt „Lovers' Leap", weil dort einmal ein Liebespärchen, der Tradition zufolge, von einem herabhängenden Felsblock ins Wasser gegangen war. Zwei Sätze des an seine Frau gerichteten Abschiedsbriefes sind der Erwähnung wert: „Ich wünschte," schrieb er, „wir hätten keinen Körper oder wenigstens keinen kranken. Im Himmelreich soll das, wie mir meine Schwester sagt, der Fall sein." Merkwürdig, daß ein Mann wie Hankin noch solche Illusionen hatte; aber selbst die Aufgeklärtesten in England bleiben zeitlebens große Kinder, werden die theologischen Märchen ihrer Jugend nie los. Die Religion ist eben in England eine Macht, über die alle Bildung nichts vermag. Und dann nennt er sich in diesem Abschiedsbrief an seine Frau, auf den Titel seines letzten Werkes anspielend, ihren „ewigen Geliebten". Es ist wunderbar, daß sich angelsächsische Männer die Illusion der Ehe so zu erhalten wissen, frisch wie am ersten Tag.

Doppelt wunderbar bei einem Manne wie St. John Emile Clavering Hankin. Denn der Mensch hinterließ, in Übereinstimmung mit seinem Oeuvre, den Ausdruck eines Skeptikers, ja eines leisen Zynikers. Man brauchte nur wenige Worte mit ihm zu wechseln, um die Überzeugung zu gewinnen, daß ihm nicht allzu viele Illusionen geblieben waren. Das Leben erschien ihm im Bilde der Hühnerleiter. Er hatte ihm auf den Grund geschaut. Hatte seinen Unwert erkannt. „Fair is foul, and foul is fair."

Er wußte, daß ein blöder Zufall die Karten mischt und daß der Egoismus die Trümpfe ausspielt. Der Wissende glaubte das Recht zu haben, sich über diese beste aller Welten ein wenig lustig zu machen. Enthusiasmus war ihm fremd oder fremd geworden, wenn dem Abgebrühten auch sonst nichts Menschliches fremd war; und sein kritischer, bohrender Verstand, der beständig auf der Lauer lag, bewahrte ihn davor, sich zu begeistern.

Ich traf Hankin und Frau in einer Gesellschaft bei Robert Roß, dem Freunde Oscar Wildes. Der fremde Schnitt seines Gesichtes fiel sogleich auf. Die seitlich stehenden, verschmitzt lächelnden Augen mit den wie ein Kohlestrich hochgezogenen Brauen hätten einen an einen Zugehörigen der gelben Rasse denken lassen können — Max Beerbohm, der kecke Karikaturist, hat diesen Zug glücklich verwertet —, wäre nicht Hankin mehrere Köpfe größer gewesen als die meist zierlichen Japaner, hätte er nicht noch die hochaufgeschossenen Engländer weit überragt.

An diesem Abend las er zwei Einakter. Zuerst: „The Burglar who failed“. Im Motiv sehr stark an den ersten Akt von Bernard Shaws „Arms and the Man“ erinnernd: nicht die Überfallene — eine resolute junge Dame wie bei Shaw — hat Angst, sondern der Überfallende, ein Dieb, der ein kompletter Trottel ist. Bei Shaw ist es ein Motiv, und es lohnt eigentlich nicht, mehr daraus zu machen; Hankin hat es überflüssigerweise breit geschlagen. Dann — ja was er dann las, weiß ich nicht mehr. Ich hörte nicht zu. Ich hatte mich in der Zwischenzeit mit dem Sohn Oskar Wildes unterhalten, und ich muß gestehn: seine Schicksale, von der Tragödie des Vaters beschattet, interessierten mich mehr. Das Leben war wieder einmal stärker als die Literatur.

Nicht so bei Hankin. Literarische Reminiszenzen schienen gewissermaßen ein Sprungbrett für ihn. Noch einmal machte er eine mit Händen zu greifende Anleihe: bei Sudermanns „Heimat“, als er die freigeistige Heldin, die aus einem engen bürgerlichen Milieu stammt, ins Elternhaus zurückkehren und die verlorene Tochter ihre vorgeschrittenen Ansichten zum Entsetzen ihrer Familie auftrumpfen ließ. Ohne Magda wäre Hankins Janet nie geboren worden. Als das Drama „The Last of the De Mullins“ im Winter 1908 von der Stage Society in London aufgeführt wurde, sagte dies William Archer in seiner Kritik dem Verfasser. Eine Sudermannsche Figur in Shaws Tonart übertragen: so ähnlich drückte es Archer aus. Und nun verlor der ruhige, sonst seiner selbst scheinbar so sichere Hankin die Contenance. Er fiel über den verdienten Kritiker her (in einem Artikel, der die unschöne und unwahre Überschrift trug „Cet

Animal est très méchant") und warf ihm persönliche Sottisen an den Kopf. Man sieht, auch in England haben Rezensenten mit dem reizbaren Geschlecht der Dichter zu rechnen; und wiewohl es drüben nie eine Zeitschrift „Kritik der Kritik" gegeben hat, so steht es jedem Angegriffenen frei, sich tüchtig zur Wehr zu setzen, und das britische Publikum ist, aus einem sportlichen Interesse sozusagen, aus Gründen des fair play, nur zu gern bereit, die Partei des Verrissenen zu ergreifen, unbekümmert, auf welcher Seite das Recht ist.

Er war nie gut auf die Kritiker zu sprechen, der selige St. John Hankin, trotzdem er selbst auf diesem Gebiete begonnen und mit feiner Witterung für die Schwächen der Dramatiker sie im „Punch" weidlich verspottet hatte. Ja, er maß seinen früheren Kollegen die Schuld an der intellektuellen Verblödung des englischen Dramas bei. Man möchte sich nur die Gegenfrage erlauben, warum die „Schaffenden" sich das ruhig gefallen ließen. So gut man in einer Küstenstadt des südlichen Norwegen, von lauter Cretins und Schurken umgeben, ein aufrechter, starker Mann bleiben kann, kann man in der Hauptstadt des britischen Reiches, von lauter Kindern und Tröpfen umgeben, ein aufrechter, starker Künstler bleiben . . .

Was wir den besseren Bürgerstand nennen, „the upper middle-class", war des Dramatikers St. John Hankin Domäne, wie es der Jagdgrund des Romanschriftstellers John Galsworthy ist. Diese Klasse mit ihren offenkundigen Vorzügen, die der Befangene nicht sehn will, und ihren offenkundigen Mängeln, die der Kenner im Konverspiegel sieht, diese Klasse, die der Rumpf des britischen Riesenreiches ist (George Moore würde sagen: des „Brixton Empire") wurde von Hankin mit Vorliebe aufs Korn genommen. In seinem Erstling „The two Mr. Wetherbys" wie in seinem letzten Drama, dem schon erwähnten „The Last of the De Mullins". Am amüsantesten für meinen Begriff ist er den engherzigen Spießern in „The Return of the Prodigal" zu Leibe gerückt. Hier hat er in dem jungen Tunichtgut, der erfolgreiche Erpressungsversuche bei seinem alten Herrn macht, einen überaus ergötzlichen Vertreter höherer Wurstigkeit geschaffen, und die Schnoddrigkeit, mit der dieser raté gesalbt ist, läßt ihn beinah als einen liebenswürdigen Mitbürger erscheinen. In der frivolen Komödie „The Cassilis Engagement" berühren sich zwei Kreise: die Gentry und der Bodensatz des Bürgertums. Es ist höchst pikant, wie dem jungen aristokratischen Springinsfeld, der sich in einer schwachen Stunde mit einem reizenden, aber ungebildeten

Chormädchen, noch dazu von zweifelhafter Herkunft, verlobt hat, die Augen über seine vermeintliche Liebe geöffnet werden. Man könnte diesen Stoff fast aktuell nennen in einem Zeitalter, wo es kaum ein Gaiety-girl billiger als einen Herzog tut. Aber die kluge Mutter, die ihren törichten Sohn über alles liebt, begeht eigentlich eine recht gemeine Handlung, indem sie den Jungen auf raffinierte Weise loseist, und das geht dem englischen Theaterpublikum wider den Strich, weil ihm nichts schmerzlicher ist als desillusioniert zu werden.

„Es ist die Aufgabe des Dramatikers, das Leben darzustellen, nicht darüber zu debattieren", hat Hankin in der witzigen Vorrede zu seinen „Three Plays with happy Endings" gesagt. Man könnte vermuten, der Satz habe eine Spitze gegen Shaw, der sich immer mehr zu einem unermüdlichen, aber die Hörer ermüdenden talker entwickelt hat, hätte Hankin nicht gerade von ihm am meisten gelernt. Das eine hat er freilich nicht von ihm gelernt: sich durchzusetzen. Hankin, der schwächere Nerven hatte, war des Harrens überdrüssig. Und so warf er in einem Augenblick der Mutlosigkeit die Flinte ins Korn.

England kann keinen seines Schlages missen. Keinen von seiner Begabung, keinen von jener göttlichen Schamlosigkeit, die den Künstler macht. Wenn das englische Theater, für dessen geistige Hebung jetzt so viel geschieht, wirklich aus einer Kleinkinderbewahranstalt wieder zu einem Sammelplatz der Intellektuellen werden soll, dann muß die Parole heißen: Alle Mann an Bord! Hankin hat nicht wie die seichten Melodramatiker oder die albernen Possenlieferanten gefälscht. Er hat nicht rosige Gläser vorgehalten, um die faule Welt in zauberhafter Beleuchtung zu sehn; hat nicht die schwarze Brille aufgesetzt, um die schöne Welt seinen Zeitgenossen zu verleiden. Er nahm das Leben, wie es ist: als eine Mischung von Hohem und Niedrigem, von Gutem und Bösem, von fair und foul. Vielleicht war er noch nicht groß in seinem Genre, aber sein Genre war groß.

Sträflinge beim Weben.

Sträfling mit [illegible] Beschäftigung.

Zum Aufsatz „[illegible]“.

Chormädchen, noch dazu von zweifelhafter Herkunft, verliebt hat, die Augen über seine vermeintliche Liebe geöffnet werden. Man könnte diesen Stoff fast aktuell nennen in einem Zeitalter, wo es kaum ein [illegible] billiger als einen Herzog tut. Aber die kluge Mutter, die ihren [illegible]-Sohn über alles liebt, begeht eigentlich eine recht gemeine Handlung, indem sie den Jungen auf raffinierte Weise loseist, und das geht dem englischen Theaterpublikum wider den Strich, weil ihm nichts schrecklicher ist als desillusioniert zu werden.

„Es ist die Aufgabe des Dramatikers, das Leben darzustellen, nicht darüber zu kommentieren", hat Hankin in der witzigen Vorrede zu seinen „Three Plays with Happy Endings" gesagt. Man könnte vermuten, der Satz habe eine Spitze gegen Shaw, der sich immer mehr zu einem unermüdlichen, aber die Hörer ermüdenden talker entwickelt hat. Hätte Hankin nicht gerade von ihm am meisten gelernt. Das eine hat er freilich nicht von ihm gelernt: sich durchzusetzen. Hankin, der schwächere Nerven hatte, war des Harrens überdrüssig. Und so warf er in einem Augenblick der Mutlosigkeit die Flinte ins Korn.

England kann keinen seines Schlages missen. Keinen von seiner Begabung, keinen von seiner göttlichen Schamlosigkeit, die den Künstler macht. Wenn das englische Theater, für dessen geistige Hebung jetzt so viel geschieht, wirklich aus einer Kleinkinderbewahranstalt wieder zu einem Sammelplatz der Intellektuellen werden soll, dann muß die Parole heißen: Alle Mann an Bord! Hankin hat nicht wie die seichten Melodramatiker oder die albernen Possenlieferanten gefälscht. Er hat nicht rosige Gläser vorgehalten, um die faule Welt in zauberhafter Beleuchtung zu sehn, hat nicht die schwarze Brille aufgesetzt, um die schöne Welt seinen Zeitgenossen zu verleiden. Er nahm das Leben, wie es ist: als eine Mischung von Hohem und Niedrigem, von Gutem und Bösem, von Faul und Fein. Vielleicht war er noch nicht groß in seinem Genre, aber sein Genre war groß.

Sträflinge beim Gebet.

Sträflinge mit Schneiderarbeit beschäftigt.

Nord und Süd
Jahrgang 1909

Zum Aufsatz: „Gefängnisse in Japan".

Religiöse Grundgedanken und moderne Wissenschaft. Eine Umfrage.

XXII.

Geheimer Regierungsrat Dr. H. Vaihinger, Professor der Philosophie an der Universität Halle:

Nach dem furchtbaren Erdbeben von Messina war das erste, was die wenigen übriggebliebenen Einwohner in der zerstörten Stadt wieder errichteten — Altäre. Hier haben wir die Religion in ihren tiefsten Wurzeln. Diese Wurzeln liegen nicht in dem Boden der Logik: denn vom rein logischen, intellektuellen Standpunkt aus hätten sich die Zuschauer und Teilnehmer dieser fürchterlichen Tragödie sagen müssen, daß die Götter, denen die Bewohner der zerstörten Stadt bisher so treu gedient hatten, entweder selbst ohnmächtig seien gegenüber den zerstörenden Naturgewalten, oder daß sie, wenn sie dies gräßliche Unglück hätten verhüten können, aber nicht haben verhüten wollen, gefühllose Wesen sein müßten, oder endlich, daß, wenn diese Wesen gar das Unglück freiwillig hervorgerufen haben — daß dann diese Wesen (oder dieses Wesen) teuflischer Natur sein müßten und nicht Verehrung, sondern tiefsten Abscheu verdienten. Denn unter den Trümmern lagen ja hunderttausend fühlende Menschen, Männer und Weiber, Eltern und Kinder, Greise und Säuglinge, Gesunde und Kranke, Laien und Priester, Gerechte und Ungerechte — alles blühende Leben verwandelt in wenigen Minuten in zuckende Leiber, in fühllose und bald faulende Leichen.

Also wozu die Altäre? Natürlich, wird man sagen, um zu danken für die Rettung. Aber welcher logische Nonsens! Warum sollten denn jene himmlischen Mächte, welche Hunderttausende erbarmungslos ins Verderben stürzten, gerade diese paar tausend Übriggebliebenen retten sollen und nicht vielmehr alle jene Hunderttausend? Das ist ja geradeso unlogisch, als das tägliche Tischgebet des wohlsituierten Gläubigen, der

derselben Macht für Speise und Trank dankt, die zu gleicher Zeit Tausende und Abertausende hungern und verhungern läßt.

Man ersieht daraus aufs neue die alte Wahrheit: die Religion hat ihre Wurzeln absolut nicht im Logischen, nicht im Intellekt, sondern mit Unterdrückung desselben im Gefühl und im Willen und in der von diesen beiden geleiteten Phantasie. Der Mensch fühlt sich hilflos, fühlt sich schwach, fühlt sich krank: darum sucht er eine Hilfe bei übersinnlichen Gewalten, die er sich ausdenkt, die er sich einbildet, von denen er will, daß sie existieren und ihm helfen. In der sinnlichen Welt — einem fühllosen Getriebe eherner Räder, getrieben von stummer Notwendigkeit, und ineinandergreifend durch herzlosen Zufall — sieht sich der Mensch um nach freundlicheren, menschlich gearteten Gewalten, den Göttern, welche nun seiner Meinung nach dieses Getriebe sinnreich zum Guten lenken, zu seinem Guten. Diese Götter, oder unifiziert — dieser Gott trägt nun die Verantwortung für alles, auch das Entsetzlichste: denn alles dient ja doch zuletzt zu unserem Besten. Dieser Glaube erwärmt das frierende Herz, und die kalte Welt verwandelt sich dem Gläubigen, der so fühlt und der es so haben will und darum so erdichtet, in eine von einem strengen, aber liebenden Vater geleitete Kinderstube.

Auf diese Prinzipien kommt im wesentlichen alles zurück, was den Namen Religion mit Recht beanspruchen kann, sowohl die gebundeneren, als die freieren Gestaltungen derselben. Was soll nun diesem religiösen Glauben gegenüber die Wissenschaft und ihre höchste Potenz, die Philosophie, tun? Derjenige wäre ein schlechter Philosoph, der die Menschen auf diesem Glauben lassen würde, und ein noch schlechterer, wenn er ihn ihnen ohne weiteres rauben wollte. In diesem Dilemma haben alle großen Philosophen der Religion gegenübergestanden. Alle kritischen Philosophen mußten sich sagen, daß jene religiöse Vorstellungsweise eine kindliche sei, aber sie wußten auch, daß sie nützlich, ja notwendig sei, weil sie den Menschen (wenigstens der weitaus überwiegenden Majorität derselben) das Leben in dieser Welt erleichtert, ja teilweise überhaupt erst ermöglicht. Daher blieb dem kritischen Philosophen die Aufgabe, jene Vorstellungsweise von den gröbsten und groben Schlacken zu befreien und sie möglichst von allen schädlichen Beimischungen zu reinigen. Dies wollte auch Kant in seiner Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Diese kritischen Bestrebungen trugen immerhin die Frucht, daß im Laufe der Zeit die religiösen Vorstellungen eine gewisse Verfeinerung und Läuterung erfahren haben.

Dieses „kritische Geschäft" — um mit Kant zu reden — kann der Philosoph aber nur vollziehen auf Grund einer allgemeinen Untersuchung der menschlichen Natur und ihrer eigentümlichen Einrichtungen. Der menschliche Geist — oder physisch gesprochen, das menschliche Gehirn — ist von Hause aus ein eigentümlicher Spiegelapparat, durch den wir genötigt werden, innere Vorgänge aus uns heraus zu projizieren, und Bilder, die nur in uns vorhanden sind, in scheinbare Wirklichkeiten zu verwandeln. In den Panoptiken usw. werden uns sogenannte „Illusionen" gezeigt, welche dadurch zustande kommen, daß Spiegelbilder objektiviert werden. Wir brauchen nicht auf Jahrmärkte zu gehen, um solche Illusionsapparate kennen zu lernen: unser Gehirn ist der merkwürdigste derartige Illusionsapparat, und wie alles, was die Natur bietet, gleichzeitig schädlich und wohltätig. Die Aufgabe der kritischen Philosophie, wie sie Locke, Hume, Kant auffaßten, besteht nun darin, diese naturnotwendigen Illusionen möglichst unschädlich, möglichst nützlich zu gestalten und den betreffenden Apparat so zu reinigen und eventuell umzubauen, daß die durch ihn entstehenden Bilder jenem Ziele am meisten nahekommen. Jene Bilder sollen nicht wilde Fratzen oder mehr oder minder düstere Mächte darstellen, sondern die edelsten Züge der Menschlichkeit an sich tragen. Diese läuternde Tätigkeit der Philosophie nennt man mit dem jetzt freilich nicht mehr beliebten Worte: Aufklärung. Der Philosoph soll die Gläser jenes Apparates reinigen und klarhalten, daß die Bilder nicht gar zu trübe ausfallen.

Die Aufgabe des wissenschaftlichen Denkens überhaupt und der mit allen Wissenschaften verbündeten Philosophie insbesondere, gegenüber den religiösen Vorstellungen, muß also vor allem darin bestehen, diese religiösen Vorstellungen, deren Notwendigkeit für den Menschen im allgemeinen, ja sogar bis zu einem gewissen Grad für den kritischen Philosophen selbst, eben dieser kritische Philosoph einsieht — diese Vorstellungen so zu gestalten, daß sie ein Minimum von Schaden und ein Maximum von Nutzen stiften. Außer dieser materiellen Umgestaltung der traditionellen religiösen Vorstellungen nimmt die kritische Philosophie an ihnen aber auch noch eine formelle Transformation vor: sie verwandelt die Dogmen in Symbole, die Glaubensartikel in Bilder, in Vorstellungen, welche zwar von unserem kritischen Verstand als unzutreffend, ja als falsch durchschaut werden, die aber von unserer Phantasie als zweckmäßige und ästhetisch wirksame Versinnbildlichungen und Veranschaulichungen tieferer ethischer Wahrheiten doch noch festgehalten

werden. In dieser Form kann auch der schärfste philosophische Kritiker an hergebrachten religiösen Vorstellungen und evtl. auch an derartigen Handlungen sich noch beteiligen und ihnen, falls sie nur von groben Verstößen gegen Vernunft, Geschmack und Gewissen gereinigt sind, noch einen wertvollen Sinn abgewinnen.

Als ein auch schon jetzt gelegentlich und vereinzelt realisiertes Zukunftsideal wird es der Philosoph aber notwendigerweise erkennen, daß derjenige Ernst, diejenige Inbrunst, dasjenige Feuer, welche bisher den religiösen Phantasiegebilden gewidmet worden sind, den Idealen geweiht werden müssen, welche die Menschen als echte Humanitätsideale in sich finden; dies sind die Ideale des Wahren, Guten und Schönen; freilich nicht jedes beliebig als wahr, gut, schön Hingestellte, sondern nur das durch kritische Reflexion wahrhaft als wahr, gut und schön Anerkannte und damit auch Angestrebte kann als Ideal Geltung verlangen.

Es kann sich fragen, ob man dann auch den alten Namen Religion hierauf übertragen soll? Notwendig ist es nicht, aber vielleicht nützlich. Man spricht in diesem Sinne von der Religion des Wahren, Schönen und Guten schon seit Kant, auch schon vor ihm. Aber Religion kann man dies doch nur in dem Sinne nennen, wie man etwa den König von England noch einen Monarchen (Alleinherrscher) nennt — in Wirklichkeit ist er kein König mehr im alten historischen Sinne. Aber es ist eine nützliche Fiktion, diesen Mann noch so zu nennen. So nenne man denn auch unbedenklich jene inbrünstige Begeisterung des Edlen für Gutes, Wahres, Schönes „Religion". Dann ist zu erwarten, daß der alte, wenn auch einseitige, so doch leider wahre Hexameter des Lucrez — Tantum religio potuit suadere malorum — seinen wahren Sinn erhalte, indem das potuit eine Vergangenheit bedeutet. Als der Satz geschrieben wurde, zirka 60 v. Chr. Geburt, waren freilich die schlimmsten Religionsgreuel — Albigenserkriege, Hexenprozesse, Inquisitionsgericht usw. — noch nicht geschehen. Im Hinblick auf jene — freilich unendlich ferne — Zukunft, wenn die Begeisterung für das Wahre, Gute, Schöne zur Religion geworden ist, darf man jenen Vers schon jetzt umgestalten und so aussprechen: Tantum religio poterit suadere bonorum.

Prof. Dr. H. Vaihinger

XXIII.

Geheimer Bergrat Universitätsprofessor Dr. G. Berendt:

Sie wünschen eine Äußerung meinerseits über das Verhältnis meiner wissenschaftlichen Anschauung zu den religiösen Grundgedanken. Da weise ich am besten auf einen Vortrag zurück, den ich vor bald vierzig Jahren als junger Universitätsdozent in Königsberg in Preußen gehalten habe über „Die Theorie Darwins und die Geologie".

Die einleitenden beiden Seiten des in Gütersloh bei Bertelsmann gedruckten Vortrages kennzeichnen deutlich meinen Standpunkt. Er ist auch heute, nach einem, ausschließlich den Naturwissenschaften, insbesondere der Geologie, gewidmeten Leben völlig derselbe. Naturwissenschaft und Religiosität sind eben ganz getrennte Begriffe. Sie können sehr wohl nebeneinander bestehen, da sie einander nichts Gegenteiliges zu beweisen imstande sind, eben weil sie sich auf völlig getrennten Gebieten bewegen.

Noch heute sage ich bei einem Widerstreite beider miteinander: „Folgen wir dem Gott als allmächtigen Schöpfer leugnenden Materialisten (heutzutage Monisten) dreist auf den Standpunkt der rein beweisenden Naturwissenschaft. — Wo er uns aber mit Beweisen im Stich läßt, sich auf abstrakte Hypothesen, Schlüsse und dergl. einläßt, bei denen er seinen Standpunkt als Gottesleugner wieder einnimmt, da treten wir eben so zurück auf unsern Standpunkt, den des Christentums bezw. Gottesglaubens und verlangen von ihm zum wenigsten dieselbe Berechtigung, wo er nur glaubt, auch, aber anders zu glauben." So wird auch Haeckel keinen Gebildeten, der sich nicht gern zwingen lassen will, zwingen können, seiner Entwickelungsgeschichte des Menschen vom Affen her Glauben zu schenken. Muß Haeckel doch im Augenblicke gegenüber der Beschuldigung „wissenschaftlicher Fälschungen" in seiner Entgegnung (Berl. Volkszeitung v. 29. Dez. 1908) selbst bekennen, daß er überall da nachgeholfen hat, wo „das vorliegende Beobachtungsmaterial so unvollständig oder so ungenügend ist, daß man bei Herstellung einer zusammenhängenden Entwickelungskette gezwungen wird, die Lücken durch Hypothesen auszufüllen und durch vergleichende Synthese die fehlenden Glieder zu rekonstruieren."

Es ist, schrieb ich schon damals, unnütze Furcht, Kleinglaube der heutigen Gebildeten, soweit sie an einen lebendigen Gott glauben — und sie zählen Gott sei Dank noch, nicht nach Tausenden, sondern nach Millionen — wenn sie besorgen, die Natur selbst könne etwas beweisen, was der Wahrheit zuwider, was ihrem Schöpfer Hohn spräche.

Damals, vor vierzig Jahren, schrieb ich: „Die Zeit ist kaum vorüber, wo es fast für ein Zeichen von Beschränktheit galt, wenn ein Naturforscher es wagte, die Einheit des Menschengeschlechts zu verteidigen. Bornierte, köhlergläubige Menschen durfte der Materialismus ungestraft diejenigen nennen, welche trotzdem die Möglichkeit der Abstammung des Negers und des Kaukasiers, der Rothaut und des Malayen von einem Paare wissenschaftlich zu beweisen suchten. Und wenige Jahre später, wo ein Mann kühn die Behauptung in die Welt schleudert, daß wahrscheinlich nicht nur alle Menschen, nein, überhaupt alle organischen Wesen von einer Urform herzuleiten; jetzt, ohne daß im Grunde die Sachlage eine andere, gehört es fast ebenso zum guten Ton Darwinist (heute „Monist") zu sein."

„Ein solches Umspringen in Deutung derselben Tatsachen muß unbedingt auch einen sonderlichen Grund haben, und wir sind zu fragen wohl berechtigt, wie es kommt, daß trotz des offenen Geständnisses, daß der heutige positive Stand der Wissenschaft zwinge, die Beweise noch schuldig zu bleiben, diese Theorie dennoch so viele Anhänger und begeisterte Verehrer gefunden hat."

Heute wie damals antworte ich: „Sie zeigt dem noch immer herrschenden Materialismus (heute Monismus) eine Möglichkeit, das Entstehen und Bestehen aller lebendigen Wesen zurückzuführen auf ein zufälliges Zusammentreffen äußerer physikalischer und chemischer Prozesse. Das Endziel, auf das der Materialismus (bezw. Monismus) mit allen Kräften lossteuert, den in der Natur geoffenbarten Schöpfer herauszudisputieren, hat eben Darwin so verlockend nahe gerückt." „Nahe und doch so fern!" —

Die damals von Bronn, Darwins erstem deutschen Übersetzer, gerügte Tatsache, daß seine Theorie immer noch die unmittelbare Erschaffung, wenn auch nur eines Dutzend, ja wenn auch nur einer einzigen Organismenart erheischt, besteht noch ebenso unbeseitigt. Auch heutzutage hat kein Gebildeter sich seines Glaubens an einen lebendigen Gott zu schämen. Schämt sich doch der Monist nicht seines Glaubens an das Phantom einer Urkraft oder an den schöpferischen Zufall.

Wenig bekannt aber bezeichnend ist es, wie Darwin selbst, nicht dieses Hindernis beseitigt, aber ihm aus dem Wege geht.

Nachdem er in der ersten Auflage seines weltbekannten Buches „The origin of species by Mans of Natural Selection etc." von der angenommenen einen Urform noch sagt: „welcher das Leben zuerst vom Schöpfer eingehaucht worden ist" und Bronn, wie eben bemerkt, dagegen einwirft, es sei doch ganz gleichgültig, ob der erste Schöpfungsakt, wenn er eben nötig, sich nur mit einer oder mit zehn oder mit 100 000 Arten befaßt habe, — läßt Darwin in der zweiten verbesserten Auflage diese Worte einfach fort. —

„Was seine Theorie in den Augen mancher dadurch gewonnen," schrieb ich schon damals, „muß Treu und Glauben, woraufhin, wie er in seiner Vorrede zu dem zweiten Werke wörtlich sagt, viele seiner Angaben genommen werden müssen, bei andern erschüttert sein. Denn entweder war dieser Zusatz vom Schöpfer in der ersten Ausgabe wahre Überzeugung, warum ist er dann in der zweiten, nachdem er diese Besprechung gefunden, weggeblieben, oder er war es nicht, warum stand er dann da?"

„Bei der Darwinschen Theorie handelt es sich eben nicht, wie schon anfangs bemerkt, bloß um eine Tatsache von rein naturhistorischer Bedeutung, es werden auch alle bisherigen philosophischen und religiösen Anschauungen davon in ihren Grundlagen angegriffen, und darum hat gerade der Materialismus (und jetzt der Monismus) sie auf sein Panier geschrieben."

„Wie aber das Mittelalter sich am Stein der Weisen, wie die jüngst vergangene Zeit sich am Perpetuum mobile, so müht sich die Gegenwart ab an der Urkraft der Materie; und stets — das ist das Bemerkenswerte (und Gute daran) — ernstlich auf die Wissenschaft sich stützend und zum Besten der Wissenschaft, die fast immer unter solchen Reizmitteln, wenn auch oft auf grade die entgegengesetzte Weise, als sie meinte, gefördert wurde."

Dr. Berendt

August Strindberg:
Mittsommer.

Ein ernsthaftes Lustspiel.

Aus dem schwedischen Manuskript übersetzt von Emil Schering.

Schluß.

Sechstes Bild:

Auf der Schanze.

Auf der Schanze (dem Stockholmer Freilichtmuseum „Skansen"). Die Gegend um die Teiche im Auszug. Links der Renntierberg mit Lappenkaten, Lappen und Renntieren; Runensteine; der Opferholm mit Schwänen im Teich; der Glockenstuhl; die Vorratskammern. Im Hintergrund auf dem Hügel die Büste Gustav Wasas, mit Rosen geschmückt. Davor ein großer Maibaum.

Ivar und Luise
(kommen).

Luise
(mild): Siehst du, hierher gehen wir Jugend, wenn wir unser großes schönes Land im Auszug sehen und uns heimisch fühlen wollen! Und weißt du noch eins: hier sehen wir zugleich das Ausland, denn hierher kommen alle Ausländer, lehren uns unser Land lieben und erinnern uns daran, daß wir auch Ausländer sind.

Ivar
(ziemlich weich): Es mag sein, wie du sagst, aber meine Gedanken sind ganz wo anders, und meine Zukunft liegt nicht mehr hell vor mir!

Lui e:
Was ist heute geschehen; wen hast du getroffen?

Ivar:
Feinde! Alle Menschen, die ich getroffen habe, sind feindlich, böse!

Luise:
Oh nein! Ich finde, alle Menschen sind heute so nett, als erleuchte die

Sonne ihr Gemüt und schmelze die Wärme ihren Haß. Wen hast du getroffen?

Ivar:
Zum Beispiel jenen Hagberg, den Pfandleiher, der einem hungrigen Menschen ein kleines Darlehn gegen Sicherheit verweigert.

Luise:
Hagberg? Der nettste Mensch, den es gibt! Ich traf ihn eben, und er nahm dich nur in Schutz.

Ivar:
Mich? Ja, das war dir gegenüber!

Luise:
Dann willst du wohl nicht, Ivar, daß ich in seine Artigkeit — gegen mich einstimme! Wen trafst du noch? Den Grafen?

Ivar:
Ja, der ist barmherzig! Das ist ein schrecklicher Mensch; der sieht aus, als habe er gemordet!

Luise:
Ivar! Von deinem Wohltäter sprichst du so?

Ivar:
Und jener Svensson von der Polizei, der sich die Freiheit nahm, mir den Text zu lesen, und mich verhaften wollte! Der ist fein!

Luise:
Welches Unglück du hast, gerade die zu hecheln, die ich am meisten liebe!

Ivar:
Liebst du ihn! Dann liebst du den Idioten Julius auch!

Luise:
Den liebe ich am allermeisten, und er ist ein sehr kluger Bursche...

Ivar:
Und jener freche Steuermann...

Luise:
Der so allgemein beliebt ist, bei allen, daß, daß...

Ivar:
Ja, es scheint, als seien alle Menschen in jeder Hinsicht ausgezeichnet, und ich allein ein Elender!

Luise:
Ivar! Du bist der unglücklichste Mensch, den ich kenne, und was du jetzt sagst, ist vielleicht die ganze Wahrheit!

Ivar:
Daß ich allein der Elende bin!
Luise:
Du sagst es selbst, das harte Wort!
Ivar
(erschüttert): Und das von dir!
Luise
(mild): Da du mich fragst, ja, denn ich kann nicht lügen!
Ivar
(nach einer Pause): Du weißt, daß meine Eltern dich zu meiner Gattin bestimmt haben...
Luise:
Nein, das weiß ich nicht; besonders da es Sitte ist, daß junge Mädchen selbst über ihre Neigungen bestimmen!
Ivar:
Neue Sitten!
Luise:
Ja, gute Sitten! — Aber um nicht die Zeit durch unnützes Reden zu verlieren über das, was nicht geschehen kann, so mußt du wissen, daß ich mit Julius verlobt bin.
Ivar
(zuckt zusammen): Mit dem?
Luise
(mild, aber bestimmt): Ja! Und damit ist das Gespräch über die Sache zu Ende. Um so mehr, als du heute morgen angedeutet hast, daß deine Gefühle an ein gewisses Taschentuch gebunden seien.
Ivar:
Auch das!
Luise:
Du, der Freund meiner Kindheit, der so schön im Garten seines Vaters wuchs, wie kam es, daß du die Wurzelfeste verlorst, so daß du zurückbliebst und welktest?
Ivar
(weich): Ja, wie ist das gekommen?
Luise:
Woran glaubst du?
Ivar:
An nichts!

Luise:

Hast du das Märchen vom Silberfaden gehört? Vom Silberfaden, der zuweilen so dünn wird, aber doch die Leitung unterhält, die Verbindung mit dem großen Unbekannten! Mit der Quelle aller Güte und Liebe? Wer ihn ungeduldig abreißt, der fällt schließlich zur Erde nieder und ißt Erde, bis er wieder Erde wird! Aber dann ist der Geist tot! Für ewig!

Ivar

(nach einer Pause): Weißt du!... Ich hätte zuweilen Lust, Pietist zu werden!

Luise:

Hättest du! Warum denn?

Ivar:

Ich weiß nicht! Meine nur so!

Luise

(sieht ihn schweigend an).

Ivar:

Jetzt gehe ich!

Luise:

Nein, du mußt bleiben und zusehen, wie wir spielen.

Ivar:

Könnt ihr spielen, ihr großen Menschen?

Luise:

Ja, wir haben es wieder gelernt! Wir spielen in unsern Erinnerungen, daß wir von einem großen mächtigen Volke sind und unter Leiden uns persönliches Leben erkämpfen; wir spielen, daß wir noch eine Zukunft haben, die die Frucht sein muß von einer langen traurigen Vergangenheit...

Ivar:

Was du sagst, klingt wie Märchen aus der Kindheit, an die man glaubte, ohne eigentlich an sie zu glauben! — Luise, hast du eine Freude am Leben?

Luise:

Ja, das habe ich gewiß! Wenn ich, besonders morgens, wenn ich ausgeschlafen habe, erwache, aufstehe und sehe, daß die Sonne noch einen kommenden Arbeitstag beleuchtet, und ich an meine Arbeit gehe, die mir die Bedingungen des Lebens gibt, dann genieße ich das Gefühl, da zu sein! Genieße etwas so Einfaches wie, daß die Nacht vorüber und daß der Tag wieder da ist!

Ivar:
Du bist glücklich!

Luise:
Geh, Ivar, und komm wieder und werde glücklich!

Ivar:
Es ist, als sprächest du eine fremde Sprache, die ich lernen muß!

Luise:
Aber du mußt zuerst die Sprache denken!

Ivar:
Ja! Ich werde! Ich will! — Aber ich muß hier eine Weile bleiben, da ich mit Svensson von der Polizei eine Zusammenkunft verabredet habe, auf Ehrenwort!

Luise:
Ja, dann mußt du bleiben!

Ivar:
Aber, Luise, laß mich allein sein — ich habe so viel zu denken!

Luise:
Ja, mein Freund! Gib mir deine Hand, Ivar, daß wir nicht Unfreunde sind!

Ivar
(reicht ihr seine Hand): Hier, Luise! ohne Bitterkeit!

Luise
(nimmt seine Hand): Danke!

Ivar:
Aber der Silberfaden ist zerrissen!

Luise:
Ach, sieh nur, die Luft ist voll von Kupferfäden, die Menschenherzen verbinden; beginne hübsch mit ihnen, dann kommt der silberne später, weiter oben!

Ivar:
Du sprichst so hübsch und so gut!

Luise:
Weißt du, wer mich das gelehrt hat?

Ivar
(macht eine fragende Miene).

Luise:
Nein, das ist... Wir sprechen das Wort nie mehr aus, denn es ist so

mißbraucht, und es ist kein Spiel, obgleich es so lieb ist. Jetzt kannst du die Charade lösen! Lebwohl! (Geht.)

Ivar
(setzt sich abseits in den Vordergrund): Lebwohl!

Lina
(kommt, in Volkstracht; erblickt Ivar): Wenn Sie wüßten, welchen Kummer Sie mir gemacht haben?

Ivar:
Das weiß ich nicht.

Lina:
Wissen Sie, was Sie auf dem Dampfer sagten?

Ivar:
Ich schwatzte Verschiedenes, aber was ich Ihnen sagte, war vollkommen bedeutungslos; es lag keine Absicht darin!

Die Restauratrice
(kommt).

Lina
(tritt zu ihr): Er hatte keine Absicht mit dem, was er sagte! Denke dir, wie dumm wir uns angestellt haben!... (Zu Ivar). Aber jetzt kann ich „Mama" sagen!

Ivar:
Ich verstehe noch immer nichts; aber habe ich Ihnen weh getan, so verzeihen Sie mir!

Lina
(zur Restauratrice): Es ist schade um ihn, bestimmt ist es das; er sieht so unglücklich aus!

Die Restauratrice:
Es ist schade um alle Menschen... Und um uns nicht am wenigsten... Du weißt nicht die Neuigkeit?

Lina:
Nein!

Die Restauratriee:
Der Dampfer wird verkauft!

Lina:
Was soll da aus uns werden?

Der Steuermann
(kommt).

Die Restauratrice
(zum Steuermann): Steuermann!
Der Steuermann:
Jawohl, Frau Rundqvist! Ich habe die Neuigkeit gehört... das Boot ist bereits verkauft!
Die Restauratrice:
Bereits?
Der Steuermann:
Ja; aber was das für uns für Folgen haben kann — das weiß ich noch nicht!

(Die Frau des Steuermanns und ihr Freund, etwas herausgeputzt, gehen über die Bühne.)

Die Restauratrice
(stellt sich dem Steuermann ins Licht).
Der Steuermann:
Was ist das?
Die Restauratrice:
Nichts! Sehen Sie nur nicht dorthin!
Der Steuermann
(sieht doch dorthin): Ach so! Meine Frau und ihr Freund!
Die Restauratrice:
Keine Scham im Leib zu haben!
Der Steuermann:
Das ist schauderhaft! Was mich aber am meisten ärgert, ist, daß ich seine Glanzlederschuhe bezahlen soll, wo ich selbst mit Pechnaht gehe!
Die Restauratrice:
Wie können Sie ein solches Leben ertragen!
Der Steuermann:
In zwanzig Jahren gewöhnt man sich an alles!
Die Restauratrice:
Dann muß man ein Engel sein!
Der Steuermann:
Ja, schöner Engel! Nein, Frau Rundqvist; ich habe, was ich verdiene; denn . . . ich, ich habe sie einst in meiner Jugend verführt! Ja!
Die Restauratrice:
Sie! Nein; das war schon geschehen!
Der Steuermann:
Was sagen Sie? Wissen Sie, was Sie sagen?

Die Restauratrice:
Ja, das weiß ich; und Sie waren unschuldig! Hören Sie!

Der Steuermann:
Warum mußten Sie das erzählen! Ich ging so ruhig dahin, beinahe vergnügt, und quittierte dies gegen eine alte Schuld! Jetzt dagegen, jetzt ist es widrig zu leben! Pfui!

Die Restauratrice:
Sprechen Sie nicht so! Ist es nicht besser unschuldig zu leiden als schuldig?

Der Steuermann:
Nein; ich habe niemals an Märtyrer geglaubt, habe sie immer verhöhnt, und jetzt sollte ich selbst einer werden!

Die Restauratrice:
Dann müssen Sie dies gegen etwas anders quittieren!

Der Steuermann:
Das sind Worte der Weisheit. Lassen Sie mich sehen, wo ich's aufschreiben muß! — Ohja, es gibt schon Posten auf der Debetseite! Aber es ist in jedem Fall schauderhaft, eines andern Laster mit eignen Entbehrungen bezahlen zu müssen!

Die Restauratrice:
Es ist alles schauderhaft, aber darum sind wir hierher gekommen, um es für eine Weile zu vergessen, solange die Sonne scheint und der Boden grün ist! (Sie gehen.)

(Luise und Julius kommen, im Kostüm der Wasazeit [16. Jahrhundert]; setzen sich auf eine Bank in die Nähe Ivars, aber ohne ihn zu bemerken).

Julius:
Wie ein anderer Mensch fühle ich mich, seit ich diese Tracht anhabe... ich bekomme andere Gedanken, andere Gefühle und glaube imstande zu sein, italienisch zu sprechen, wenn ich Schloß Gripsholm oder einen Drehorgelspieler sehe.

Luise:
Ja, mein Fürst! — Jetzt mußt du Signora zu mir sagen!

Julius:
Signora! Jetzt falle ich auf die Kniee! Und dann küsse ich deine Hand!

Luise:
Ja, auf den Ringfinger! Und dann?

Julius:
Signora; ich habe auf neun Kräutern geschlafen und geträumt, daß ich

dein Bräutigam sei und du die Braut meiner Jugend, meine einzige Liebe, mein Alles auf Erden — meine lila Mittsommerblume, mein keuscher Klee, meine blaue Leinblume, du Tausendschön, du Kornblume, du Maßliebchen, du Fingerhut, du Goldmilz, du meine holde Walderdbeere — jetzt habe ich die Namen von neun Mittsommerblumen gesagt; komm nun, mein schönes Kind, und gib mir einen Kuß!

Luise:

Einen Kuß? Einen Kuß! — Tausend! — Hier hast du! (Sie küßt ihn mehrere Male mitten auf den Mund.)

Julius:

Es kommt wer!

Luise:

Laß sie kommen, ich werde ihnen meinen Verlobten vorstellen! Aber das hätte ich sagen sollen: „Es kommt wer". — Weißt du, warum ich dich liebe, Julius? Darum und darum und darum! Weißt du's jetzt?!

Julius:

Aber weißt du, warum ich dich liebe?

Luise:

Du liebst mich nicht!

Julius:

Nicht?

Luise:

Darf ich sehen?

Julius

(hebt sie auf seine Arme und küßt sie).

Luise:

Es kommt wer!

Julius:

Ja, laß sie kommen, die Sonne sieht uns, der Himmel sieht uns und lächelt! Warum sollten die Menschen nicht unsere Liebe sehen dürfen! Läutet vom Turm, schießt mit den Kanonen, blast in die Hörner, verkündet es dem ganzen Reich: ich liebe sie!

Luise:

Willst du so gut sein und jetzt herunter kommen! Du bist allzu hoch oben! Ich sehe nach dir wie nach einer Lerche, ich höre dich singen, aber du bist nur ein Punkt...

Julius:

[illegible] ich eine Lerche, ich glaubte, ich sei ein [illegible] mehr als einer...

Luise:

Still! Hier die Schwäne auf dem Teich [illegible] schwarz! Was können sie dafür? Sie sind [illegible]

Julius:

Verzeih mir! Das Glück berauscht wie Wein, [illegible] Da ich dich liebe, fange ich an zu begreifen, was Haß ist! [illegible] jetzt ein Bedürfnis, [illegible] zu schlachten [illegible] mit Haut und [illegible] einem Steinaltar zu verbrennen...

Luise:

Julius! Wo ist Julius?

Julius:

Hier:

Luise:

Nein, ich hörte die Stimme eines andern [illegible]

Julius:

Warum küßtest du mich; [illegible]

Luise:

Was ist geschehen?

Julius

(nach einer Pause): Ich habe eben [illegible] unschuldige Körper, Kohle und [illegible] schauderhaftes Gift bilden. [illegible] Lippen erzeugt und aus unsrer unschuldigen [illegible] geboren.

Luise:

Wie tiefsinnig Julius geworden ist!

Julius:

Der Geist! Bist du es, Luise, die schlummernde Kraft [illegible] entflammt? Allein oder in andrer Gesellschaft — ja, [illegible] Taschen an falsche Adressen...

Luise:

[illegible] verwünsch ich dich für eine Weile! (Pause.) [illegible]

Julius:

Ja, das grausame Spiel, das aus zwei Menschen [illegible] (geht nach links.)

Luise
(geht nach rechts, stößt auf Ivar).

Ivar:
Luise, ich hatte nicht die Absicht zu lauschen, aber ihr stelltet euch so und spracht so laut, daß ich euch hören mußte... Nun: ich habe mich in Julius geirrt, und ich beglückwünsche dich!

Luise:
Ernstlich?

Ivar:
In vollem Ernst! — Gehst du?

Luise:
Ja! (Geht.)

Ivar:
Luise! (Geht ihr nach.)

(Die Frauen Andersson, Sjöström und Lindgren kommen mit dem Fischer Langbucht.)

Frau Sjöström:
Das hätte ich mein Lebtag nicht gedacht, daß wir auch hierher kommen würden!

Frau Andersson:
Und das ist ganz wie auf dem Lande!

Frau Lindgren:
Aber eine Festung ist es nicht, obgleich Kanonen da sind.

Frau Sjöström
(zeigt auf Gustav Wasas Büste): Hat der das hier gebaut?

Der Fischer:
Nein, das ist Gustav Wasa!

Frau Sjöström:
Hat Gustav Wasa diese Schanze gebaut?

Der Fischer:
Nein, das ist Hazelius!

Frau Sjöström
(betrachtet die Büste): Oh, ist das Hazelius?

Der Fischer
(schreit): Nein, das ist Gustav Wasa!

Frau Sjöström:
Schrei Er nicht, mein guter Mann, denn ich bin nicht taub!

Der Fischer:
Aber die Frau versteht nicht, was ich sage!

Frau Lindgren:
Laß Er's gut sein! So gehen wir und sehen uns das Gemüse an.
(Sie bleiben bei einem Gartenstaket stehen.)

Frau Lindgren:
Sieh, da ist Petersilie, denn die kenne ich wieder!

Frau Andersson:
Nein, meine gute Frau Lindgren, das ist gewiß keine Petersilie, denn das sind Karotten!

Frau Lindgren:
Nein, aber Karotten sind ja rot, das weiß ich.

Frau Sjöström:
Ja, unten ja, aber das kann man nicht sehen...

Frau Andersson:
Ich habe vierzig Jahre lang Karotten verkauft und ich habe immer nur gelbe gesehen. Habe ich recht, Fischer, sind sie gelb oder rot?

Der Fischer:
Ich finde, sie sind gelbrot, denn rot, das sind die roten Rüben...

Frau Lindgren:
Lassen wir sie gelbrot sein, so halten wir Frieden! Kommt und seht euch lieber die Seelöwen an!

Julius
(kommt, als Landwehrmann gekleidet): Sieh da ist die Langbucht!

Frau Andersson:
Der Gärtner selbst, nun da werden wir hören, ob Karotten gelb sind...

Julius:
Das sieht man wohl, daß sie gelb sind...

Frau Andersson:
Was habe ich gesagt!

Frau Lindgren:
Haben wir jetzt genug von den Karotten...

Julius
Ja, freilich könnten wir von etwas anderm sprechen...
(Sie gehen nach rechts.)

(Der Maschinist und Mia von links.)

Der Maschinist

(hat seine Langsamkeit abgelegt, spricht lebhaft und unbefangen): Ja, Mia, ich bin nicht nett und ich bin nicht hübsch...

Mia:

Ein Mann braucht nicht hübsch zu sein...

Der Maschinist:

Aber du kannst dich auf mich verlassen, denn das Leben hat mich erprobt...

Mia:

Das tue ich, Gustav; aber in diesen Zeiten der Unsicherheit und Ungewißheit...

Der Maschinist:

Was heißt das?

Mia:

Ja, es ist unrecht, sich fürs ganze Leben zu versprechen, denn das heißt mehr versprechen, als man halten kann; das ist geben wollen, was man nicht besitzt; das ist unrecht...

Der Maschinist:

Jetzt bewölkt es sich.

Mia:

Ja, es hat lange gestanden und gezogen, aber wir herrschen nicht über Wetter und Wind... Du bist zehn Jahre älter als ich, und du hast mehr Elend gesehen, aber du hast nicht den Mut, von der Erfahrung zu lernen...

Der Maschinist:

Wie schauderhaft klug du bist!

Mia:

Kann man verständig genug sein?

Der Maschinist:

Wohinaus willst du?

Mia:

Nur dahinaus: binde das Band nicht so, daß du es nicht wieder aufknüpfen kannst; leg keinen Eid auf das ab, was nicht wahr ist! — Denke an den Steuermann und seine...

Der Maschinist:

Soll ich an den Steuermann und seine ... denken ... wenn ich an dich denke! Pfui!

Mia:

Versteh mich!

Der Maschinist:
Liebe mich!
Mia:
Das tue ich!
Der Maschinist:
Tust du das?
Mia:
Komm doch tanzen!
Der Maschinist:
Ja, meinetwegen!
Mia:
Aber erst möchte ich Waffeln haben!
Der Maschinist:
Und Kaffee!
Mia:
Mit Zucker darin...
Der Maschinist:
Und viel Sahne!
Mia:
Bist du geizig?
Der Maschinist:
Nein!
Mia:
Denn dann zause ich dich!
Der Maschinist:
Ich habe keine Haare!
Mia:
Dann zause ich dich am Ohr! — Komm, mein Edelmann! ich werde dich für Geld zeigen! (Sie zieht ihn am Ohr hinaus.)

(Der Steuermann, die Restauratrice und Lina haben unbemerkt das letzte Gespräch angehört; lachen.)
Der Steuermann:
Jetzt ist Meister gefangen!
Die Restauratrice:
Ja, wie wird es gehen!
Der Steuermann:
Es dauert, so lange es dauert! Der Sommer reicht nicht länger als

bis zum Herbst, aber es ist nett im Sommer! — Aber... da kommt ja der Graf selbst mit dem Kandidaten.
(Sie gehen.)

(Der Graf und Ivar kommen.)

Der Graf
(ruhig): Nein, Sie irren sich vollständig in meinen Gefühlen... und ich bin durchaus nicht der, für den Sie mich halten... aber Sie könnten ja Ihr Mitleid auch bis zu einem Grafen ausdehnen! — Meine Schulzeit war gleich nach dem Fall des Ritterhauses... Daß es keinen Vorteil und keine Freude einbrachte, zu der Zeit Edelmann zu sein, können Sie sich denken... Ich war ein ziemlich furchtsamer Jüngling, der alle Menschen achten gelernt hatte, von welcher Gesellschaftsklasse sie auch waren — ich ließ jeden in Frieden — aber — die Zeiten hatten sich geändert.. „Der Graf" war ein Schimpfname für mich geworden, ich wurde von den Lehrern wie ein Idiot behandelt, und die Kameraden schlugen mich, weil ich Graf war. Da faßte ich einen grenzenlosen Haß gegen die untern Klassen — als ich das Majorat antrat, wurde ich ein Bauernschinder... Dann kam der Tag, an dem mein Familienname entehrt wurde... und den Rest wissen Sie!

Ivar
(mild): Alles, was Sie jetzt sagen, war mir unbekannt...

Der Graf:
Aber Sie hätten mit größrer Behutsamkeit handeln und sprechen können..

Ivar:
Das kann man jetzt gut sagen! — Aber, Herr Graf, ich danke Ihnen für das, was gewesen ist; bitte Sie zu verzeihen, daß nichts daraus geworden! Und dann sage ich Ihnen lebwohl: denn jetzt gehe ich, um ein neues Leben zu beginnen, indem ich das benutze, was ich heute bitter habe lernen müssen!

Der Graf:
Gut! Und wenn wir uns wiedersehen, fangen wir eine neue Bekanntschaft an, auf eine neue Rechnung! — Leben Sie wohl! (Geht in den Hintergrund.)

Ivar
(geht): Leben Sie wohl!

Luise
(kommt von links, wie bei Beginn des Stückes gekleidet).

Julius
(als Landwehrmann gekleidet).
Luise:
Da ist mein Julius wieder!
Julius:
Und meine Luise!
(Sie umarmen sich; außerhalb der Bühne hört man Gesang von Kinderstimmen, oben vom Glockenstuhl.)

„Komm Liebchen in die Auen,
Komm mir zur Seite, sing!
Auen ist stets zu trauen,
Jugend ist stets Frühling.
Geht unser Leben hin im Flug:
Ewig des Frühlings Atemzug.
Komm Liebchen in die Auen,
Komm mir zur Seite, sing!"

(Bildet die zweite Strophe von: „Blühende schöne Täler".)
Julius
(sieht hinauf): Weißt du, wer oben in der Luft singt?
Luise:
Das sind Engel!
Julius:
Oder Kinder!
Luise:
Die Schulkinder vom Mälarstrand!
Julius:
Dann ist der Alte hier!
Luise
(zeigt hinaus): Da ist er!
Julius:
Und sie!
Luise:
„Es kommt wer!"
Julius:
Die sind willkommen.

(Der Gärtner nebst Frau kommen.)
Luise
(gehen ihnen entgegen): Guten Abend, lieber Oheim und liebe Tante!
Der Gärtner:
Guten Abend, Kinder! Jetzt kommen wir und überraschen euch!

Die Frau:
Hier sind wir! Wo ist Ivar?
Luise:
Seid ihr ihm nicht begegnet?
Die Frau:
Nein!
Julius:
Dann ist er seinen Weg gegangen!
Der Gärtner:
Ich habe seine Abenteuer vom Grafen gehört, und daß er einen entscheidenden Schritt getan hat; ich weiß jedoch nicht, welchen!
Die Frau:
Und das hast du mir nicht gesagt!
Der Gärtner:
Du mußt doch nicht alles wissen!

Der Konstabler
(kommt, ist unruhig): Guten Abend, Direktor! — Das ist gut, daß ich Sie treffe!
Die Frau
(erschrocken): Ein Polizist! Was ist nun los?
Der Konstabler:
Nichts Gefährliches, meine beste Frau Lundberg! Ich hatte einen Haftbefehl für den Kandidaten...
Die Frau:
Für meinen Sohn, meinen unglücklichen Sohn...
Der Konstabler:
Warten Sie, es ist nicht gefährlich; er hat nur die Mobilmachung geschwänzt!
Die Frau:
Dann wird er füsiliert...
Der Konstabler:
Oh nein! Solche Zeiten sind nicht mehr! Aber er hatte von mir Freiheit auf Ehrenwort erhalten. Jetzt höre ich, daß er sein Wort gebrochen hat, und eben sah man, wie er sich halb laufend auf dem untern Weg entfernte! Dies ist für mich gefährlicher als für ihn, denn ich kann um meine Beförderung kommen!
Der Gärtner:
Hat er sein Ehrenwort gebrochen?

Der Konstabler:
Ja, leider!
Der Gärtner:
Dann will ich nichts mehr von ihm wissen!
Der Konstabler:
Warten Sie! Man hat nämlich Grund zu glauben, daß hier ein Mißverständnis vorliegt, das sich zu allgemeiner Zufriedenheit lösen wird!
Der Gärtner:
Sie waren sein Freund in der Schule, und er hinterging Sie!
Der Konstabler:
Vielleicht wurde er in diese schiefe Stellung gezwungen; ich möchte es glauben, denn was er heute erlebt hat, hat eine vollständige Veränderung in seinem ganzen innern Wesen hervorgerufen...
Der Gärtner:
Sagen Sie das! O, daß es so wäre!
Der Konstabler:
Ich bin beinahe gewiß, daß in einer halben Stunde er selbst hier sein wird oder ein Brief von ihm! Darum setze ich mich hier ganz ruhig hin und warte! (Setzt sich.)
Der Gärtner:
Der arme Unglückliche!
Die Frau:
Das Sorgenkind!
Luise:
Ich antworte für Ivar, daß er sein Wort nicht bricht!
Die Frau:
Tust du das!
Luise:
Ich habe eben mit ihm gesprochen!

(Die Kinder der Ferienkolonie kommen.)
Der Gärtner:
Da sind meine Kleinen!
Eine Kinderstimme:
Sie kommt! Sie kommt!
Der Gärtner:
Wer kommt?
Eine Kinderstimme:
Maria!
Alle Kinder:
Maria!

(Amalie kommt, Maria tragend, die sommerlich gekleidet und wohl ist.)

Amalie

(legt Maria in die Kinderschar nieder, wo sie entgegen genommen, geküßt und langsam und behutsam gehißt wird).

Maria:

Ich war nicht krank!

Die Kinder

(bilden um Maria einen Kreis; singen und tanzen).

(Der Steuermann, die Restauratrice, Lina, darauf der Maschinist und Mia kommen, während der Gesang andauert; die Restauratrice geht auf den Gärtner zu und sagt ihm etwas, das man nicht hört, das aber Freude zu verbreiten scheint.)

Der Gärtner

(zum Steuermann): Lassen Sie mich gratulieren, Kapitän, zum neuen Boot! Besser spät als nie!

Der Steuermann:

Danke, Direktor! Das hätte ich mir nicht träumen lassen, nachdem ich ein Fahrzeug ruiniert habe...

Der Gärtner:

Er hat ja kein Fahrzeug ruiniert...

Der Steuermann:

Nein, das versteht sich, aber das Unglück ist keine Empfehlung... sie sagen so: wer Pech hat, vor dem hüten wir uns!

Der Gärtner:

Hüten Sie uns, wenn Sie uns heute nacht nach Hause bringen! — Wird eine Restauratrice an Bord sein?

Der Steuermann:

Jawohl, auch eine Restauratrice! Oder was sagt der Maschinist?

Der Maschinist:

Mia antwortet für sich selbst!

Hagberg

(kommt, tritt an den Gärtner heran und flüstert ihm etwas zu.)

Der Gärtner:

Frau Rundqvist! Der Rendant Hagberg, von der neuen Dampfergesellschaft, bittet mitteilen zu dürfen, daß das alte Boot von dem neuen angekauft ist, und daß die neue Gesellschaft bittet, Frau Rundqvist und Fräulein Rundqvist in ihren Stellungen belassen zu dürfen.

Die Restauratrice:

Oh Gott! Auch das hat sich geordnet!

Lina

(zu Hagberg): Danke, guter Herr Hagberg!

(Die Frauen Andersson, Sjöström, Lindgren mit dem Fischer.)

Frau Sjöström:
Ich verstehe gar nichts. Löwen haben doch keine Flügel und keine Federn!

Der Fischer
(schreit): Nein, es waren Möwen! sagt' ich! Möwen!

Frau Sjöström:
Schrei Er nicht, mein Freundchen, ich bin nicht taub!

Der Fischer:
Nein, aber ich bin etwas taub, seht Ihr, Frau!

Frau Sjöström:
Das kann ich mir denken. Aber warum sprach Er nicht davon?

Der Fischer:
Ungebeten spricht man nicht von seinen Schwächen!

Frau Lindgren:
Ein solcher Spaßmacher, dieser Langbucht!

Frau Andersson:
Jetzt werden wir uns vor ihm in acht nehmen!

Der Korporal
(kommt): Tod und Teufel! Ist der Polizist hier?

Der Konstabler:
Ja freilich!

Der Korporal:
Viel habe ich erlebt... ja, nun ist der Vogel fortgeflogen!

Der Konstabler:
Hat Er ihn denn gesehen?

Der Korporal:
Das ist klar! — Ich sah ihn in einer Droschke zur Kaserne der Garde hinauffahren!

Der Konstabler:
Aber dann ist er ja nicht fortgeflogen!

Der Korporal:
Ja für mich, versteht sich! Und meine zehn Kronen sind in Rauch aufgegangen!

Der Konstabler:
Aber dann bin ich Kommissar!

Der Korporal:
Was habe ich davon?

Der Konstabler:
Er soll seinen Zehner von mir kriegen!

Der Korporal:
Gott behüte den Kommissar! (Reibt die Hände.) Ha, zehn Kronen! Das sind einige Liter! Haha!

Der Gärtner:
Ivar hat sich also selbst ausgeliefert?...

Der Konstabler:
In die Hände der Gerechtigkeit, wie es heißt. Es geschieht ihm nichts Böses. Aber das ist nur die Vorschule zu etwas Neuem...

Der Gärtner:
Etwas Neues? Gut! Wenn es nur nicht beim Alten bleibt!

Der Konstabler:
Nein, es wird etwas ganz Neues... davon muß er selbst sprechen...

(Es läutet jetzt im Glockenstuhl; allgemeines andachtvolles Schweigen.)

Der Gärtner
(zu seiner Frau): Es läutet Heiligabend! — Sende einen Seufzer mit mir, Frau, zu dem Geber aller guten Gaben, der alles zu einem guten Ausgang führt.

Die Frau:
„Denn er liebt alles, was da ist, und haßt nichts von dem, was er geschaffen hat!"
(Volk in Trachten der Wasazeit, und auch in Volkstrachten, sammelt sich bei der Büste Gustav Wasas um einen Gesanganführer, der aufklopft und sagt: „Jetzt nehmen wir das neue Volkslied." Wie das Läuten aufhört, stimmen alle einstimmig folgendes Lied an, mit Worten von Nyblom und Musik von Lindblad.)

Ich weiß ein Land ganz hoch in hohem Nord,
Nicht warm, nicht reich wie Südens Länder;
Das Herz doch klopfet da am rechten Ort,
Und Mut bewohnt des Meeres grüne Strände r.
Und Wälder rauschen da so schwer und stark,
Und Ströme brausen da von Mark zu Mark.
Ein herrlich Land, ein herrlich Land,
Ihr guten Schwedenleut'! Ihr guten Schwedenleut'!
Und wer das Land einmal gesehn,
Der sehnt sich hin, sehnt sich hin noch heut!

— Ende. —

Wilhelm Altmann:
Der jungdeutsche Opernpreis.

Unter den zahlreichen deutschen Komponisten gibt es heute nur wenige, die nicht den Ehrgeiz haben, sich an einer Oper zu versuchen; ja recht viele Tonsetzer, deren Namen sonst kaum über ihren Wohnort hinausgedrungen sind, haben zwei und mehr Opern in ihrem Schreibpult liegen. Ja, in ihrem Schreibpult liegen! Verhältnismäßig noch größer als die Zahl der Trauer-, Schau- und Lustspiele, die für alle Ewigkeit dazu verdammt sind, lediglich Buchdramen zu bleiben, ist gewiß die Zahl der deutschen Opern, die nie zur Aufführung gelangen. Sicherlich befinden sich darunter nicht wenige Werke, die durchaus wertvoll sind und auch einen großen Bühnenerfolg haben würden; aber wie die Verhältnisse heute liegen, bleiben auch ihnen die Theater verschlossen.

Unsere Bühnenleiter sind in erster Linie Geschäftsleute, selbst bei großen Hofbühnen, die mit einem sehr kostspieligen Apparat arbeiten, spielt der Kassenrapport eine nur zu wichtige Rolle. Sie halten sich in der Hauptsache an bewährte Werke, die ihnen ein volles Haus garantieren, in erster Linie an die Wagnerschen Opern- und Musikdramen, die man bekanntlich jetzt selbst an kleineren Orten gar nicht schlecht aufführt. Außerdem werden nach wie vor die ausländischen Bühnenkomponisten, vor allem die Italiener und Franzosen bevorzugt; es ist leider eine betrübende Tatsache, daß sich die deutschen Opernbühnen weit eher einem völlig unbekannten Ausländer als einem bewährten deutschen Komponisten öffnen. Und vollends gegen noch unbekannte Tondichter herrscht bei den Theaterleitern ein Mißtrauen, das sie häufig verhindert, handschriftlich eingereichte Opern zur Begutachtung überhaupt nur weiterzugeben.

Nicht leugnen läßt sich freilich, daß von den mancherlei deutschen Opern, die seit Richard Wagners Tode zur Aufführung gelangt sind, nur sehr wenige sich auf dem Spielplan längere Zeit behaupten konnten, daß die wenigsten die große Mühe der Einstudierung und die Kosten der Inszenierung gelohnt haben. Die Ursachen dieses nur vorübergehenden Erfolgs liegen durchaus nicht allein an Mängeln der betreffenden Werke,

vor allem an Gebresten ihres Textes, sondern auch an Fehlern der Theaterleitung, wie schlechter Besetzung bei der Uraufführung, an zu raschem Absetzen vom Spielplan, ferner an Böswilligkeit der Kritiker, die, namentlich wenn sie selbst Opern komponieren und damit kein Glück gehabt haben, meist nur die Schwächen eines Werkes sehen, um sie zur Zielscheibe ihres Spotts machen zu können, und schließlich besonders an der Indolenz unseres Publikums. So sehr ich es verstehen kann, daß viele Opernbesucher sich einzig und allein an die Wagnerschen Werke halten, so finde ich es unbegreiflich, daß Hunderttausende an den ödesten Operetten Gefallen finden, dagegen an feinen musikalischen Lustspielopern, wie dem „Barbier von Bagdad" von Cornelius, der „bezähmten Widerspenstigen" von Hermann Götz, der „Donna Diana" von E. N. von Reznicek, der „Abreise" von Eugen d'Albert, achtlos vorübergehen, so daß, wenn trotzdem diese Werke gelegentlich gegeben werden, der betreffende Theaterleiter doch nicht ganz ohne Idealismus sein kann. Solange sich der Geschmack des Publikums nicht ändert, wird, fürchte ich, die deutsche Opernmisere noch lange anhalten.

Den Versuch, aus ihr herauszukommen, bedeutet die Schaffung des „Jungdeutschen Opernpreises", zumal er alle drei Jahre ausgeschrieben werden soll. Mit diesem durchaus künstlerischen Gesichtspunkten dienenden Vorgehen haben sich Herr Kurt Fliegel, dessen Initiative der Plan entstammt, und die von ihm zur Ausführung gewonnene bekannte Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst „Harmonie" ein großes Verdienst um die deutschen Komponisten erworben, das von der Allgemeinheit dann wohl am meisten gewürdigt werden dürfte, wenn, wie ich hoffe, unter den Preisträgern sich bisher wenig hervorgetretene Tondichter befinden und deren Werke einen wirklichen Gewinn für das Opernrepertoire bedeuten würden.

Neu ist ja der Gedanke, durch ein Preisausschreiben zu gediegenen und wirkungsvollen Werken zu gelangen, durchaus nicht, aber der „Jungdeutsche Opernpreis" unterscheidet sich sehr zu seinem Vorteil in wesentlichen Punkten von bisherigen Ausschreibungen. Sehen wir uns die Bedingungen, die sich jeder unentgeltlich von der „Harmonie" (Berlin W. 35) schicken lassen kann, näher an, so halte ich für den wichtigsten Punkt, daß den beiden preisgekrönten Werken sehr rasch eine Aufführung garantiert ist. Das Hamburger Stadttheater, dessen Direktor Geheimer Hofrat Max Bachur von jeher den Ehrgeiz und den

NORD UND SÜD
Jahrgang
1909

V. Vallgren:
Das allgemeine Wahlrecht.
(Text von Lothar Brieger-Wasservogel).

Mut zu Erstaufführungen gehabt hat, ist die Verpflichtung eingegangen, das eine Werk im November 1910, das andre im Jahre 1911 herauszubringen. Bekanntlich ist diese große Bühne weder in künstlerischer noch in geschäftlicher Hinsicht irgend welcher Einschränkung unterworfen und besitzt alle Mittel, um den berechtigten künstlerischen Anforderungen gerecht zu werden, nämlich ausgezeichnete Kapellmeister und Solisten, einen sehr leistungsfähigen Chor und ein ebensolches Orchester.

Mit aller Bestimmtheit ist zu erwarten, daß diese Hamburger Erstaufführungen der preisgekrönten Werke deren Schönheiten in vollstem Maße zur Geltung bringen werden, so daß die Theaterleiter und Kritiker, die sich dazu sicherlich einfinden werden, einen ganz anderen Genuß haben werden, als wenn sie z. B. in irgend einer kleinen Stadt einer höchst mittelmäßigen Aufführung beiwohnen müßten.

Daß nur wirklich hervorragende Werke preisgekrönt werden, dafür sprechen die Namen der Preisrichter, die in weiten Kreisen bekannt sind und speziell durch ihre praktische Tätigkeit mit dem Theater in enger Verbindung stehen. Es sind dies der größte deutsche Komponist der Gegenwart Dr Richard Strauß, der Dresdener Generalmusikdirektor Geheimer Hofrat Ernst von Schuch, der erste Kapellmeister des Berliner Königlichen Opernhauses Leo Blech und der vortreffliche Kapellmeister des Hamburger Theaters Gustav Brecher.

Das Bedenken, daß Richard Strauß einer radikalen modernen Richtung angehört, ist, schon allein durch den Hinweis auf seine wundervolle Mozart-Interpretation, ebenso wenig zutreffend wie der Einwand, daß er und Blech, da sie selbst erfolgreiche Opernkomponisten sind, nicht zu Preisrichtern geeignet seien. Vielleicht wäre es aber angemessen gewesen, diesen vier Männern, die in erster Linie doch Musiker sind, noch für die Prüfung des Textes einen gewiegten Dramaturgen und Regisseur zuzugesellen. Allein dafür ist wohl genügend in der sogenannten Vorkommission gesorgt.

Da nämlich jenen vier Preisrichtern unmöglich zugemutet werden kann, alle eingehenden Werke, deren Zahl voraussichtlich hundert überschreiten dürfte, zu prüfen, da andererseits jede für den Preis in Betracht kommende Oper von allen vier Preisrichtern sorgsam durchgegangen werden muß, so hat man den Ausweg getroffen, zur Prüfung eine Vorkommission zu bilden, die mindestens zehn Werke jenen ausschlaggebenden Preisrichtern zu unterbreiten hat. In dieser Vorkommission,

deren Arbeit nicht gerade immer sehr erfreulich sein dürfte, sitzen neben praktischen Musikern und Musikschriftstellern auch zwei gewiegte Theaterpraktiker: Hermann Gura, zurzeit Direktor der auf hoher künstlerischer Grundlage aufgebauten Sommeroper im Neuen Königl. Operntheater in Berlin, der lange Jahre Bühnensänger und Oberregisseur des Schweriner Hoftheaters gewesen ist, und der jetzt an der Berliner Komischen Oper wirkende Kapellmeister und Komponist E. N. von Reznicek. Mindestens zwei Mitglieder dieser Vorkommission sollen sich mit jedem der eingereichten Werke zu befassen haben. So leicht es auch sein dürfte, die Spreu vom Weizen zu sondern, so dürfte doch die Auswahl der an die Endkommission zu sendenden Werke an die Gewissenhaftigkeit, die Intelligenz und die Zeit der Beurteiler recht große Ansprüche stellen.

Durchaus zu billigen ist es auch, daß für einzureichende Werke keine Einschränkung in der Wahl und dem Charakter des Stoffes vorgeschrieben ist; auch ist es gleichgültig, ob das Werk fünf Akte oder nur einen hat, wenn nur seine Aufführungszeit eine Stunde beträgt und es musikalisch-dramatisch ist. Ballett oder Pantomimen kommen natürlich nicht in Betracht. Selbstverständlich dürfen die natürlich anonym und zwar bis zum 15. Mai 1910 einzureichenden Werke[1]) noch von keiner Bühne angenommen oder gar bereits aufgeführt oder einem Verlag oder Bühnenvertrieb zugesichert sein.

Von den eingereichten Werken sollen, falls die bis spätestens am 1. September 1910 zu verkündende Entscheidung der Preisrichter für sie günstig ausfällt, je zwei mit je einem Hauptpreise von 10 000 Mark, zwei weitere mit einem Ehrenpreise von 2500 Mark bedacht werden.

Diese Preise sind nicht gerade sehr hoch zu nennen, aber sie bilden doch einen recht hübschen Überschuß über den Gewinn, den die Preisträger aus der Verwertung des Urheberrechts und aus dem Verlag ihres Werkes und zwar im voraus erzielen.

Die mit den Hauptpreisen gekrönten Werke gehen nämlich sofort unter für die Komponisten durchaus vorteilhaften Bedingungen, die gedruckt zur allgemeinen Kenntnis vorliegen, in den Verlag und Ver-

[1]) Verlangt wird ein Textbuch in deutscher Sprache, die Partitur und ein Klavierauszug, ferner in geschlossenem Couvert ein rechtskräftiger Vertrag zwischen dem Komponisten und den geistigen Urhebern des Textes über die Verwertung des Urheberrechtes und die Verpflichtung auf die Satzungen des Preisausschreibens.

trieb der „Harmonie“ über. Es bleibt daher den Tondichtern das mühselige und in heutiger Zeit (wo das Musikalienverlagsgeschäft mehr denn je darniederliegt und Nachfrage nach wirklich guter ernster Musik leider schon eine Seltenheit ist) höchst unerfreuliche Suchen nach einem Verleger erspart, ebenso auch die langwierigen und zeitraubenden Unterhandlungen mit den Theaterdirektoren über eine etwaige Aufführung. Diese Unterhandlungen werden auch wesentlich dadurch erleichtert, daß die „Harmonie“ sofort wenigstens die Klavierauszüge drucken läßt, um der Abneigung der Bühnenleiter und -Mitglieder gegen handschriftliches Aufführungsmaterial von vornherein die Spitze abzubrechen.

Auch die beiden mit Ehrenpreisen ausgezeichneten Werke dürften voraussichtlich dieselben Verlags- und Aufführungsvorteile wie die preisgekrönten genießen, da sich die „Harmonie“ vorbehalten hat, sie eventuell binnen vierzehn Tagen nach der Veröffentlichung des Preisergebnisses unter denselben Bedingungen wie die mit den Hauptpreisen gekrönten Opern in Verlag und Vertrieb zu nehmen.

So hat sich denn in überraschend schneller Weise durch dieses Opernpreisausschreiben der Verlagsgesellschaft „Harmonie“ ein Teil jener utopischen Forderungen erfüllt, die in dem letzten Fastnachtsheft der bekannten Halbmonatsschrift „Die Musik“ (8. Jahrg., 10. Heft) betreffs der Fürsorge für die deutschen Opernkomponisten Dr Jungfrau in dem Aufruf „An die deutschen Tonsetzer. Mitteilung des Deutschen Musikverlags (Walter Stolzingsche Stiftung)“ erhoben hat.

Man darf, wenngleich die Erfahrungen bei früheren Preisausschreiben nicht gerade sehr günstig sind, die sichere Erwartung hegen, daß der „jungdeutsche Opernpreis“ schon bei seinem ersten Ausschreiben im Jahre 1910 uns vier wertvolle Bühnenwerke von längerer Lebensdauer bescheren wird. Ich speziell möchte wünschen, daß sie, wenn nicht sämtlich, so doch vorwiegend der feinkomischen, uns Deutschen so sehr fehlenden Operngattung angehören möchten. Hoffentlich melden sich auch schon, ehe die Entscheidung fällt, noch zwei große Opernbühnen (ich denke dabei in erster Linie an Dresden und die Komische Oper in Berlin), die sich bereit erklären, spätestens bis Januar 1911 die beiden mit Ehrenpreisen bedachten Werke zur Erstaufführung zu bringen. Vielleicht findet sich auch noch ein Mäzen, der in selbstloser Weise noch zwei weitere Ehrenpreise stiftet, deren eventuellen Gewinnern die „Harmonie“ gewiß dieselben günstigen Vertragsbedingungen wie den Hauptpreisträgern einräumen würde.

Anregen möchte ich noch die Ausschreibung eines wenigstens sechs-

fachen Preises auf Operntextbücher; die gekrönten müßten in erster Linie bewährten Komponisten angeboten werden. In dem Ausschreiben des „Jungdeutschen Opernpreises" wird ja mit Recht gesagt: „Bekannte Autoren geben überhaupt ihre Bücher Anfängern nur ausnahmsweise und meistens nur dann, wenn ein Verleger für das zu schaffende Werk schon gefunden ist; denn dies gibt den Autoren die Gewißheit, daß nach Vollendung das Manuskript nicht liegen bleibt, von Theater zu Theater wandert, ohne je angenommen, aufgeführt und beachtet zu werden." Sicherlich werden auch unbekannte Dichter manches schöne und bühnenwirksame Textbuch verfaßt haben, ohne es gut unterbringen zu können. Ihnen könnte durch ein Preisausschreiben auf Operntextbücher sicherlich geholfen werden.

Siegfried Trebitsch:
Der Vorhang. Novelle.

Aristides Largin wurde von seinem Verteidiger den Geschworenen als ein Mensch mit herabgemindertem Verantwortlichkeitsgefühl dargestellt. Er nützte ihm damit nicht sonderlich, denn den Tatsachen gegenüber bleibt die Psychologie machtlos, ja uninteressant. In den vielen Tagen der langen nervenaufreibenden Gerichtsverhandlung forschten alle Beteiligten nach den Motiven des Mordes, dessen Aristides überwiesen worden war. Der Angeklagte ließ zwar nicht ab zu erklären, daß er nur aus Notwehr gehandelt habe, aber alle Umstände deuteten unwiderlegbar auf einen Racheakt.

Aristides war aus reichem Hause, hatte in aller Herren Ländern geweilt und sich mit der vagen Tätigkeit eines „Privatgelehrten" zufriedengegeben, bis ihn seine Heirat an die Heimat fesselte und ihn ernstlich nötigte, einen Beruf zu ergreifen. Er hatte, wie man nun erfuhr, Okkultismus, Spiritismus und manches der Art mit echter Leidenschaft betrieben, aber sein Interesse an diesen Dingen war plötzlich und endgültig erloschen. Darüber befragt, schrieb er die Sinnesänderung seiner Heirat zu, die ihn so sehr in Anspruch genommen habe, daß er die Freude an übersinnlichen Dingen verlor. Er wurde auswärtiger Mitarbeiter einer politischen Zeitschrift, und seine Feder schuf ihm bald manchen erbitterten Gegner. Als der Staatsanwalt in ihn drang, auch von seiner frühesten Entwicklung zu erzählen, sprach Aristides nur von einem Ereignis aus seiner Knabenzeit mit sichtlicher Erregung. Er berichtete es, als würbe er jetzt noch um Teilnahme an einem Vorfall, der keines Richters mehr bedurfte.

Er hatte sich als Kind einer Augenoperation unterziehen müssen, und zur Erhaltung seiner Sehkraft war es nötig gewesen, ihn tagelang vom Licht abzuschließen. Mit einer Binde um die Augen und mit an die Bettkanten gefesselten Händen hatte er daliegen müssen, während er die Stimmen von Menschen hörte, die er nicht sah, Stimmen, die er kannte und die ihm teuer waren. Er aber sah nichts und durfte nichts

sehen, während die Ärzte Verordnungen gaben und seine Eltern ihn dringend zum Gehorsam ermahnten. Er durfte nicht sehen, wie sie sich vom Bett entfernten, und sein gesteigertes Gehör machte ihn fiebrig, während die auf- und zuschlagenden Türen ihn in atemberaubende Erregung versetzten. Ja, das Geflüster über seinen Zustand, das bald beschwichtigend, bald von Ängsten bebend an ihn herankam, berührte ihn wie mit dumpfen Fingern und bereitete ihm körperliche Schmerzen, die sich zu einer maßlosen Wut steigerten. Er hätte sie gerne an dem Urheber seiner Empfindungen ausgelassen, aber er war gefesselt.

Aristides zuckte noch jetzt vor Gericht die Achseln, resigniert und ergeben, als füge er sich in ein Schicksal, das ihm eben erst zufiel und nicht jahrelang hinter ihm lag und längst überwunden war. Ungetröstet, ja rachevoll war er aus diesem Knabenerlebnis hervorgegangen, und heute noch, in einem so gewichtigen schweren Augenblick bebte seine Stimme, als er davon sprach. Der Richter hielt ihm vor, daß er doch dankbar sein müsse in Erinnerung an einen Zwang, den Wohlwollen, Fürsorge und Güte ausgeübt hatten und der ihm sein Augenlicht erhielt. Aristides schüttelte den Kopf, wobei ein bitteres Lächeln seine Mundwinkel belebte. „Jahrelang hatte ich Schleier vor den Augen, nichts sah ich mehr hüllenlos, wie Nebelreißen ist es oft gewesen, ganz undurchsichtig wie hinter einem Vorhang lag die Welt vor mir.“ Mit gesenkten Blicken gab er diese Erklärung ab, und während ihn in dem großen Saal kein Einziger begriff, ergänzte der Sachverständige sein Gutachten noch dahin, daß er den Angeklagten „von Natur aus verstockt“ nannte.

Ein undurchdringbares Dunkel lagert über den Verbrechen, die gebildete, von Geburt aus nicht gewalttätige Menschen verüben. Es ist oft kaum möglich Zusammenhänge herzustellen. Die Tatsachen, die erhellt werden sollen, gleichen dann Eimern, die in einen tiefen Brunnen tauchen und von denen doch nur immer einer sichtbar, mit trübem Inhalt beladen, ans Licht kommt, während der andere gleichzeitig in die Finsternis zurücksinkt. Die Haltung eines Laien-Verbrechers erschwert jede Untersuchung, denn er ist nicht auf ränkevolle Verteidigung erpicht, sondern gesellt sich selbst sehr rasch zu den Fragern und Staunern, begreift die eigene Tat kaum mehr als die andern, und die Motive, die ihn getrieben haben, sind auch für ihn mit Nacht bedeckt, aus der sie nur einmal mit Blitzesschnelle jäh hervorbrachen.

Die nackte Tat war folgende: Aristides Largin war gewohnt, des Nachts zu arbeiten. Erst wenn die Lichter draußen erloschen und das

Stimmengewirr erstorben war, fand er Ruhe und Sammlung zu seinen volkswirtschaftlichen Studien. Sein Arbeitszimmer mündete in einen Gang, und vor seiner Tür ließ er eine schwere Stoffportière anbringen, wodurch ihn ein doppelter Schutzwall gegen die Außenwelt umgab. Hinter diesem Vorhang hatte man eines Morgens einen Mann, den bekannten Abgeordneten Delbanco, ermordet aufgefunden, während Aristides Largin betäubt an der Wand lehnte und die Zugschnur der Portière um den Hals hatte. Der Untersuchungsrichter und der Sachverständige sahen darin mehr eine wohlberechnete Geste, als eine Absicht. Der Täter hatte dadurch offenbar den Eindruck hervorrufen wollen, als habe er einen Selbstmord versucht.

Aus Aristides konnte man weder in der Voruntersuchung noch in der Hauptverhandlung recht klug werden. Manchmal leugnete er kurzweg, die Tat überhaupt begangen zu haben, oder er sagte, er wisse nicht, wie es gekommen sei, oder er sprach verworrenes, unzusammenhängendes Zeug, das niemand zu deuten vermochte. Dann verfiel er plötzlich in einen apathischen Zustand, ja zuweilen leuchtete sein Auge auf, und es war, als brächten ihn die vielen Fragen bis an den Rand eines Geständnisses. Man merkte, daß er sich versucht fühlte, all der Qual ein Ende zu machen und eine recht handgreifliche Mordgeschichte reumütig zum besten zu geben. Es erlosch aber dieser Schimmer immer wieder in den Blicken, und abermals begannen seine Beteuerungen, daß er aus Notwehr so gehandelt habe. „Ja, Notwehr, das ist's gewesen!" schrie er auf. „Mein Vorhang trägt alle Schuld!" Als er diese Worte mit großer Energie hervorgestoßen hatte, beantragte sein Verteidiger die Untersuchung des Geisteszustandes. Der Ankläger dagegen meinte, Aristides simuliere nur, und seine Ausrede bezwecke eben das, was nun wirklich vorgeschlagen worden sei.

Jetzt begann ein langwieriges Zeugenverhör, das den gewöhnlichen Erfolg hatte. Da es sich um einen unbescholtenen, noch wegen keines Deliktes vorbestraften Mann handelte, nicht um einen der wüsten Gesellen, die in Schenken beisammen sitzen und, wenn es Abend wird, das Messer im Gürtel lockern, bekam man nichts als belanglose Wahrnehmungen über den Charakter des Angeklagten zu hören. Manche nannten ihn einen Phantasten, andere wollten wissen, daß er maßlos jähzornig sei, ja einer nannte ihn verfolgungswahnsinnig, bei welchem Wort Aristides die gesenkten Blicke einen Moment emporhob und den Sprecher erstaunt fixierte. Alle schienen sich jedoch darin einig, daß ihm kein

Mord zuzutrauen sei und daß er die ganze Stadt schmerzlich überrascht habe. Schließlich wurde auch die Frau als Zeugin vorgerufen. Man durfte hoffen, daß sie sich der Aussage nicht entschlagen würde, denn ihre Ehe war keine glückliche. Was man bei Gericht und im Alltagsleben „den Mann betrügen", „verraten", „hintergehen" nennt, das hatte Frau Largin nicht getan, nur eine zur Schau getragene Gleichgültigkeit gegen ihren Mann hatte einen Schatten auf Glück und Ehe geworfen, der von der Welt bemerkt wurde. Ihr Mann war zwar auch seiner Wege gegangen, aber sie verdächtigte ihn nicht einmal. Nur von einer großen Entfremdung sprach sie erregt, die durch die Lebensweise ihres Mannes hervorgerufen worden sei, der oft spät nach Hause kam und des Nachts arbeitete.

Über das Verhältnis befragt, in welchem Aristides zu dem ermordeten Alfred Delbanco gestanden habe, erwiderte Frau Largin, daß er in allem und jedem der Antipode ihres Gatten gewesen sei, diesen aber stets beneidet habe, obgleich er scheinbar in den freundschaftlichsten Beziehungen zu ihm stand. Er gehörte der von Aristides bekämpften Partei an, aber trotzdem hielt sie einen Mord aus politischen Motiven für gänzlich ausgeschlossen. „Hat der Getötete in Ihrem Hause verkehrt?" fragte der Richter. „Ja," entgegnete die Zeugin, „er kam eine Zeitlang gern zu uns, unterhielt sich angeregt mit Aristides, dessen politische Ansichten er vergeblich zu ändern versuchte. Dann stellte er seine Besuche aber plötzlich ein, und ich habe ihn erst als Leiche wiedergesehen." „Sie glauben also nicht, daß es Eifersucht war, die Ihren Mann dazu trieb, seinen Gast zu erwürgen?" Die Frau erbleichte und sagte: „Dazu habe ich ihm doch gar keinen Grund gegeben. Die Besuche dieses Mannes waren mir oft genug lästig, und ich duldete sie nur, weil Aristides stundenlang mit ihm beisammen saß und namentlich vor den Wahlen politische Fragen erörterte. Mir gegenüber verhielt Delbanco sich gleichgültig, sprach nur mit verhaltener Bitterkeit von Aristides und seinen großen Fähigkeiten, und wenn wir allein waren, bestürmte er mich mit vielen Fragen, was Aristides denn eigentlich nächtlich an seinem Schreibtisch treibe. Fragen, die nur mein Mann selbst hätte beantworten können."

Als Aristides seine Frau so sprechen hörte, hob er den Kopf und starrte mit einem angespannten Gesichtsausdruck ins Leere. Dicht an ihr vorbei blickte er, als fürchtete er nicht so ängstlich lauschen zu können, wenn er sie dabei ansähe. Auf die Frage, wie sie sich die Tatsache des

Mordes, der nun einmal nicht aus der Welt zu schaffen sei, erkläre, fing sie zu weinen an und streckte die Arme nach ihrem Gatten aus. Der erbleichte und senkte die Augen, während ein Beben ihn zu schütteln begann, als ob sein ganzer Leib aufschluchzen wollte vor Leid. Als sie sich ein wenig beruhigt hatte und der Vorsitzende die Frage wiederholte, sagte sie: „Das weiß ich nicht. Er kann unmöglich bei Sinnen gewesen sein. An allem sind die schlaflosen Nächte schuld. Niemals hätte das bei Tag geschehen können. Warum mußte dieser Mensch auch zu so später Stunde kommen? Er weigerte sich hartnäckig angemeldet zu werden. Ich schlief schon, aber er schlich sich, wie mein Mädchen versicherte, vor Aristides' Tür und wollte sich selbst anmelden. Sie ging zu Bett. Alles andere weiß der hohe Gerichtshof besser als ich." Abermals schluchzte sie laut auf und verbarg das Gesicht ins Taschentuch und ging dann gebrochen hinaus.

Da die Barschaft des Ermordeten nicht angetastet worden war, konnte es sich nur darum handeln, ob Aristides als Angreifer oder als Verteidiger des eigenen Lebens sich mit Schuld beladen hatte, aber für den Fall der Notwehr sprach so gut wie nichts. Die Hautabschürfungen und Kratzer im Gesicht rührten nach dem Ausspruch der Sachverständigen vielmehr von dem sich wehrenden Opfer her. Der Verteidiger hob die Momente nochmals hervor, die auf die offenbare geistige Verwirrung seines Klienten wiesen, selbst der Staatsanwalt neigte zu dieser Ansicht. Aristides wäre also der furchtbarsten Strafe entronnen, wenn die Sachverständigen sich nicht für seine geistige Gesundheit mit aller Entschiedenheit verbürgt hätten.

Wie immer in solchen Fällen, wenn überdies alle Mittel der Verteidigung und der Anklage erschöpft sind und aus dem Angeklagten nichts anderes als stereotype Antworten herauszubekommen sind, wurde das Beweisverfahren bald geschlossen, ohne daß man viel weiter gekommen wäre als zur Feststellung eines Mordes. Die Motive blieben nach wie vor vollständig im Dunkel, und bald gab man es auch auf, ihnen vergeblich nachzuspüren. Der Gerichtshof legte den Geschworenen die Fragen vor, und um einen Weg zu zeigen, der zur Milde führte, wurde auch die Eventualfrage des Totschlages gestellt. Die Geschworenen zogen sich zur Beratung zurück. Aristides wartete teilnahmlos auf das Resultat. Als der Gerichtshof zur Urteilsverkündung wieder erschien, atmete der Angeklagte auf, als ob das Ende seiner Qualen bevorstünde. Die Geschworenen hatten die Frage der Schuld bejaht und für Totschlag

entschieden in Anbetracht der außerordentlichen Milderungsgründe, die dem Mörder vor allem wegen seiner großen Nervenüberreizung zur Zeit der Tat zugebilligt wurden. Der Vorsitzende verkündete darauf das Urteil, das auf eine langjährige Kerkerhaft lautete. Aristides atmete tief, und wie um seinem Verteidiger zuvorzukommen, auf dessen Lippen sich das Wort „Nichtigkeitsbeschwerde" bildete, stieß er hastig hervor: „Ich nehme die Strafe an." Die Verhandlung wurde geschlossen und der Verurteilte abgeführt.

Als Aristides Largin nun aus der Untersuchungshaft in seine Gefängniszelle gebracht worden war, in der sich sein zukünftiges Leben vieler Jahre abspielen sollte, fühlte er sich wie beglückt, endlich allein zu sein. Er setzte sich auf die schmale Pritsche und musterte den kleinen Raum. Zuerst mit Neugier und bemüht den Sinn des Wortes „Verbrecher", das er nun so schallend laut empfand, als ob es ihm ins Ohr geschrieen würde, auf sich zu beziehen. Denn noch war ihm, als besichtigte er bloß studienhalber einen Ort, den er nach Gefallen wieder verlassen könnte, sobald es ihn nicht länger in seinen Mauern litt. Ganz langsam nur verdichtete sich in ihm ein Bewußtsein, daß er alles, was er nun an Eindrücken der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit empfing, unwiderruflich auf sich zu konzentrieren habe; daß jede Minute, die nun folgen mußte, wie ein Hammer an die verschlossenen Gewölbe seines Innern pochen würde, bis sein ganzes in Apathie versunkenes Ich erwachen, begreifen und endlich aufschreien müßte.

Als es aber Abend und ganz finster um ihn war, da wußte Aristides, daß er so nicht leben konnte, keinen Tag. Als der Gefängnisaufseher ihm sein Essen brachte, beschwor ihn Aristides um Licht und Papier. Er versprach, nie wieder diese Bitte an ihn zu richten. Nur einmal sollte sie ihm erfüllt werden. Der Mann ließ sich erweichen, denn er kannte die Qualen der ersten Nacht im Gefängnis. Er brachte Aristides eine Kerze und zündete sie ihm an. Ein paar Bogen abgegriffenen Kanzleipapiers legte er ihm dazu und entfernte sich, das Schloß prüfend, als er den schweren Riegel vorgeschoben hatte.

* * *

Am nächsten Morgen fand man den Gefangenen in seinem Blut. Er hatte sich mit der stumpfen rissigen Gabel — die in der Nähe der unberührten Kerkermahlzeit lag — die Pulsadern geöffnet und war schon

zwei Stunden kalt, als man in seine Zelle kam. Neben ihm lag ein Brief an seine Frau, den er mit Kerzentropfen versiegelt hatte.

Der frühe Morgen nach einer schlaflosen Nacht hatte Frau Largin vor die Zelle ihres Mannes getrieben, und sie kam wenige Minuten nach der Entdeckung seiner Tat. Hastig schob sie das Schriftstück in ihre Brust, als gälte es das Letzte, was ihr von ihrem Gefährten geblieben war, zu verteidigen. Bleich und aufgeregt stand sie da und wendete sich beherrscht von dem Anblick ab, der sich ihr bot. Sie lief nach Hause, schloß sich ein in ihre vier Wände und erwies ihrem Schmerz stundenlang die Ehre des Staunens ob seiner Größe. Dann befreite sie vorsichtig den Brief von seiner Hülle und las.

Liebste, denke nur, der Aufenthalt weniger Stunden in meiner Zelle hat es mir, dem Einsamkeit-Liebenden klar gemacht, daß ich den Morgen nicht erwarten kann, daß ich sterben muß ohne Todessehnsucht, einfach weil mein Lebenshunger gestillt ist, so wie einer, der vom Tisch aufsteht, weil er satt ist. Geht doch jeder nur so lange weiter, als er ein Ziel vor Augen hat. Ich bin angelangt, unwiderruflich. Und das darf man nicht sein, wenn man leben will. Der steilste, mühseligste Weg, er lockt und will begangen sein. Wer weiß, was hinter ihm liegt? Vielleicht eine Wiese, die duftet, vielleicht ein Wald, der schattet. Keinen Weg vor sich sehen, das macht müde. An dieser Müdigkeit stirbt man. Das schwere Wort „Selbstmord" paßt gar schlecht zu der Leichtigkeit des Vollbringens; denn dieses steht ganz im Dienste eines Gefühls, das nur einer kennt, der so weit gekommen ist, wie ich. Ehe ich meine leichteste Tat tue, will ich aber zu Dir sprechen, weil ich Dich nicht gerne vor Rätseln wissen möchte, die gar keine sind, und weil ich Dich so verquickt mit dem eigenen Wesen fühle, daß Du auch das einfachste zu verstehen und zu glauben vermagst, was ich den vielen Fragern und Rätselsuchern da draußen, die mich umlagert, begafft, wie Spürhunde beschnuppert und gefragt haben, doch niemals hätte verständlich machen können.

Der verworrene Knäuel, der eine Verbrecherseele ist, den mögen sie ja entwirren können, denn in einem Labyrinth kann man sich zurechtfinden, wenn man einen roten Faden entdeckt hat. Aber die Tat einfacher Menschen, in denen durch Zufall alles das stark ausgebildet ist, wovon andere nur Keime in sich tragen, die sie unterdrücken und vernichten, die sind unentwirrbar durch ihre Einfachheit. Du aber sollst wissen, was ich nur selber weiß und was mich getrieben hat. Denn Du hast Dich meinetwegen gefreut und meinetwegen gelitten, mit mir gejauchzt und

um mich geweint. Wie weh haben mir doch die Tränen getan, die Du vor fremden Menschen vergossen hast!

Es heißt, daß unsere Ehe nicht glücklich gewesen sei. Die Menschen sagen es, die Menschen hören es, und die Menschen glauben es. Wir wissen: s o unrecht haben sie nicht, daß wir uns zu lautem Protest erheben dürften, aber wir haben gute Stunden zusammen genossen, und etwas Unzerreißbares hat zwischen uns doch immer ebenso sicher bestanden wie etwas Unüberbrückbares auch. Sünde habe ich an Dir keine begangen; denn ich habe nichts getan, was Deine Seele ernstlich hätte beleidigen müssen. Ich stand Dir nur öfter als nötig zu fern. Das gebe ich zu. Ich habe mich mit Dir über Vieles nicht ausgesprochen, und das ist auch der Grund, warum Du so wie die Andern nur vor einer Tatsache stehst, die Du nicht fassen kannst. Unsere Ehe ist mit dem Schicksal der Kinderlosigkeit behaftet. Das letzte und größte Annäherungsmittel blieb uns versagt. Unsere Gefühle für einander schwankten zu sehr zwischen Leidenschaft und einer jähen Nüchternheit. Vielleicht werden Deine Gedanken williger bei der Erinnerung an mich verweilen, wenn ich Dir sage, daß ich das nie getan habe, was oft zu unliebsamen Szenen zwischen uns geführt hat. Ich habe Dich mit anderen Frauen niemals hintergangen. Nun habe ich es doch hingeschrieben, dieses läppische Wort. Ich habe mich wohl oft bis über den Rand eines Verlangens geneigt, aber richtig verloren habe ich das Gleichgewicht nicht. Etwas riß mich immer wieder in einem guten Augenblick zurück, und so bin ich Dir denn — weniger aus Überzeugung als durch Zufall, ich bekenne es — treu geblieben. Desto rückhaltloser darf ich mit Dir sprechen, die Du mir so oft den berechtigten Vorwurf gemacht hast, ich spräche mich mit Dir zu wenig aus und ließe Dich abseits von meinen Arbeiten, Plänen, Ansichten und Träumen stehen.

Womit beginne ich nur? Ich weiß nicht, was Du weißt, aber daß Du manches ahnst, das hat mir oft ein gutes Wort im richtigen Augenblick verraten. — Weißt Du, daß jeder Mensch Dinge in seinem Leben hat, die ihn bedrücken und die er doch nicht entbehren kann? Kennst Du die Steigerungsfähigkeit dieses Konfliktes? Er kann zur höchsten Tragik und zur vollständigen Entwertung eines Lebens führen. Sobald so ein Ding die Gestalt eines Menschen annimmt, dem man verfallen ist, lebt man in Ketten, wie ein Sträfling. Erst duldet man ein Joch, das man zu schwach ist abzuschütteln, später liebt man es. Im ersten Fall wird man nur gleichgültig, im zweiten verächtlich und, was das Schlimmste

ist, nicht etwa vor anderen, sondern vor sich selbst. Verfallene und Besessene gibt es genug. Die Einen hat Gewohnheit umgarnt und an eine unwillige Gefährtin gefesselt, die Anderen haben einem Mann Geheimnisse, Verfehlungen irgendwelcher Art ausgeliefert, sind an einen Unwürdigen gekommen, der eine Wissenschaft ausnützt, die das Opfer festhält, bis es in den letzten Zügen liegt. Doch es gibt auch Gegenstände, leblose Sachen, die man mit dem Fuß fortstoßen könnte, die einen zu halten vermögen, wie sonst nur beseelte Wesen. Es gibt Menschen, die alles, was zwischen ihnen und dem Dunkel ans Licht getreten und Erscheinung geworden ist, zu bereitwillig begrüßen und gleichsam aufnehmen, ohne es auf seine Brauchbarkeit und die Dienste, die es tun wird, hinlänglich zu prüfen. Mancher trägt jahrelang einen schlechtsitzenden Rock, nur weil er ihm eines Tages von einem unfähigen Schneider geliefert wurde. Mancher läßt sich von einem zu engen Schuh drücken, leidet Schmerzen auf Schritt und Tritt, aber die Energie, die Schuhe dem Verfertiger an den Kopf zu werfen, bringt er nicht auf. Ihre Gegenwart hat sich zu stark fühlbar gemacht, steht in einem zu grellen Kontrast zu dem gänzlichen Fehlen, dem Nichts, das doch eine Zeitlang erduldet werden müßte. Und der bequeme lässige Geist rät zur Duldung und Ergebung in ein Schicksal, das gar keines ist, bevor man ihm nicht die Ehre erwiesen hat, es als ein solches anzusprechen.

So ist es auch mit der Portière in meinem Zimmer ergangen, die ich einfach hätte entfernen können, wenn ich ernstlich allen Spuk zusammensinken hätte sehen wollen, den sie mir immer heraufbeschwor, denn niemals würde ich einen Mord begangen haben ohne diesen dunkelroten Fetzen. Aber ich liebte mein Grauen, ich liebte das bange Gefühl, das mir vortäuschte, ein Schicksal balle sich hinter den dunklen Falten für mich zusammen oder irgend ein Erlebnis, ein neuer Schauer könnte aus der schmalen klaffenden Öffnung einmal hervortreten.

Nichts Sichtbares hat für den Menschen den Zauber des Geheimnisses. Es mag unverständlich, unerklärlich sein, es ist da, und was da ist, was wir sehen und greifen können, das verlangen wir oft nicht zu begreifen. Wir finden uns ab; ohne weiter zu fragen, gehen wir an Rätseln vorüber, die uns leuchtend in die Augen starren. Sobald aber ein Nebel die hellen Dinge verhüllt, sobald das dünnste Gespinst, das Traum oder Wachen gewoben haben mag, darüber hinsinkt, wird so ein Ding das Ziel unserer Forschung, unseres Grübelns. Es gleißt und lockt, narrt uns, quält uns und läßt uns nimmer. Die Phantasie um-

kreist plötzlich einen verheimlichten Gegenstand, von dem der Gedanke sich eben noch abwandte, an dem der wache Sinn kalt vorbeisah.

Die Kenntnis dieser Tatsache haben nur die Frauen im Blut, oft ahnungslos, unbekümmert und ohne ein Wort an sie zu verschwenden. Daß solche Weisheit die Schwelle des weiblichen Bewußtseins selten überschreitet, verleiht den Frauen Macht, verschwistert sie mit dem Geheimnis alles Verhüllten, und wenn ihr Sinn zufällig selbst in die Wolken strebt, wenn sie selbst nach dem, wovon sie ein Teil sind, forschen, dann werden sie in die mystische Glorie der ewigen Geheimnisse erhoben. Von den Gläubigen, deren Gefühl sich zur Ekstase steigert, werden solche Frauen „holde Rätsel" oder „dämonisch" genannt. Die Schöpfung hat aber doch nur ein paar zarte Fäden von den mystischen Geweben, die sie über die Dinge gelagert hat, um die Hüften der Frauen gesponnen, ohne ihnen die Gabe zu schenken, nach Gefallen Hüllen abzuwerfen oder Sichtbares nach Gutdünken zu bedecken.

Was man aber selbst zu haben glaubt, das begehrt man natürlich nicht, und es kann einen nicht verwirren. Deshalb sind Frauen Männern, die Sucher sind, zumeist überlegen. Von einer scheinbaren Überlegenheit, die von der einstigen Unberührtheit stammt. Nur ein Mann wird durch einen über das Antlitz einer Frau herabgesunkenen Schleier in Erregung versetzt werden und ungestüm zu sehen verlangen, was hinter dem Gewebe verborgen ist. Gibt es doch kaum einen, der dem Zauber des Schleiers, jenem banalsten und alltäglichsten Geheimnisbildner widerstehen könnte. Unverbraucht wirkt der Reiz des Schleiers, den jeder kennt, den jeder an sich erfahren hat, ja dem jeder viele kleine Enttäuschungen verdankt. Er ist das Mysterium ohne Adel, so recht bürgerlich und zugänglich, wie dazu da, dem Wanderer auf goldener Mittelstraße sein bißchen Phantasie zu beschwingen. Den Denkern und Träumern aber ist er ein Symbol, unter dessen Zeichen sie leben. Die haben nüchterne Augen, wenn ihre Blicke auf verschleierten Mädchen und Frauen ruhen. Aber unaufhörlich blicken sie hinter Vorhänge und pochen an verschlossene Pforten, als würden hinter diesen alle Schicksale und Erlebnisse stehen.

Solche Menschen legen nicht, ohne zu schaudern, die Hand auf die Klinke einer Tür in einem fremden Haus. Nie tasten sie nach einem dunkeln Geländer, ohne einen Gegengriff von der Hand des Schicksals bebend zu erwarten. Wie schwere Wolken schweben Ahnungen ihnen zu Häupten, und die leeren Stunden der Einsamkeit gleiten ihnen nicht still

und friedlich hin, sondern verwandeln sich in einen Schwarm dunkler Vögel, der drohend an ihnen vorüberschwirrt. Zaghaft, ja feige wirken Geschöpfe dieser Art auf ihre Umgebung und haben doch den Mut jeder Finsternis, jeder Tat und gäben gerne ihr Leben hin — und das anderer auch — für eine neue Erfahrung.

Ich liebte den Tanz meiner Gedanken und Vorstellungen, den Wirbel meines Bluts, hervorgerufen durch das Anstarren einer beweglichen Wand. Ich war nicht so allein in meiner nächtlichen Einsamkeit, denn nicht allein sein wollen die Menschen, auch die nicht, welche die Einsamkeit suchen und lieben. Sie wollen die Stimmen, die sie interessanter dünken als die der Alltagsmenschen, nur vernehmlicher, eindringlicher hören und eine Zwiesprache führen, bei der sie immer recht behalten und das letzte Wort haben müssen. Denn der Einsame ist nicht allein, sonst könnte er nicht einsam sein. In dem Augenblick, da das Bewußtsein des Alleinseins und des Vereinzeltdastehens den Einsamen wirklich erreicht, in diesem Augenblick ist er es gewesen. Es verlangt ihn sofort nach Bewegung, und irgendwie eilt er in das Getümmel des Lebens. Wer sich Klängen, Tönen, Büchern ganz ergeben kann, der liebt die Einsamkeit zumeist und zwar gerade deshalb, weil er dann in ihrem Schatten ganz bestimmt nicht allein ist, sondern im Mittelpunkt einer regen Unterhaltung steht. Doch diese gesunde Einsamkeit genügte mir nicht mehr. Ich hatte sie ausgekostet wie die Geselligkeit — bis an den Rand. Es dürstete mich nach mehr, nach einer neuen beschwingten und bewegten Einsamkeit. Und diese schuf mir seltsamerweise das rote Tuch, das in schweren Falten meinem sinnenden Auge gegenüber eine unschöne Tür geheimnisvoll verhüllte.

Doch ich spreche Dir da über einen Gegenstand, als ob Du immer gewußt hättest, was er mir bedeutet hat. Als wir ihn beim Tapezierer bestellten, war er uns doch nur ein gleichgültiges, lebloses Zeug, das einfach verhindern sollte, daß die Geräusche des oft lärmerfüllten Ganges in mein Arbeitszimmer drängen und daß meine Schritte, der ich arbeitend und nachdenkend ungestüm auf und abging, Deinen Schlaf gefährden könnten. Was dann wurde, das weißt Du nicht. Hast Du doch eben erst vor Gericht erklärt, daß Du den Zweck meiner nächtlichen Arbeiten nicht kanntest. Das hat mich ein wenig gewundert. Dir war doch meine Gewohnheit, den Tag zu verträumen und spät abends aus diesem Traum zu erwachen, bekannt. Du weißt doch auch, wie sehr ich in der letzten Zeit unter Schlaflosigkeit gelitten habe und wie alle

Mittel, die mir die Ärzte dagegen gaben, versagten. Ich war also gezwungen, einer Neigung zu folgen und mich des Nachts irgendwie zu beschäftigen, wenn ich nicht beliegen und auf den Schlaf wartend in die Finsternis starren wollte. Dadurch bin ich zu vielen Beobachtungen gekommen, die merkwürdig genug sind. Doch ich will Dir jetzt nicht von den Übergängen des Abends in tiefe Nacht und von der Nacht in die Morgendämmerung erzählen, Dir nichts von den unzähligen, nie gehörten Geräuschen berichten, die ich beobachtet habe. Ich will Dir lieber erzählen, welche Rolle August Delbanco um diese Zeit in meinem Leben gespielt hat.

Daß ich mich für Politik sehr heftig interessiere, das weißt Du ja, und auch den Grund des Interesses habe ich Dir oft gesagt. Die Politik unseres Landes ist in meinen Augen für alle unsere Leiden verantwortlich zu machen. Ja, daß Du Ärger mit den Mädchen im Hause hast, daß wir alle unter Menschen einer Art täglich und stündlich leiden, an allen kleinen und großen Katastrophen, ist die ungesunde Politik dieses Reiches schuld. Du erinnerst Dich wohl eines Artikels, der ziemliches Aufsehen gemacht hat und auf den Delbanco zu erwidern versuchte. Du weißt auch, wie er dann die Tür meines Arbeitszimmers belagerte, bis ich ihn endlich empfing, und wie er sich Dir aufdrängte, bis wir ihn einluden, damit er nicht glauben sollte, daß ich unsere politische Gegnerschaft auf das Menschliche übertrüge. Dann mied er plötzlich scheinbar unser Haus, schien mit einem Male zu erkennen, daß wir seine Gesellschaft nicht wünschten, und machte seiner Zudringlichkeit ein Ende.

Nach kurzer Zeit sprachen wir nicht einmal mehr von ihm. Wenn Du aber glaubst, daß ich deshalb von ihm verschont blieb, ja ihn wenigstens nicht zu Gesicht bekam, dann irrst Du. Er tauchte überall dort auf, wo ich ihn am wenigsten vermutete. In den Parkanlagen, in denen ich zuweilen über eine neue Arbeit nachdachte, gerade dort, wo sie am einsamsten sind, stand der Mensch plötzlich vor mir, grinste und ging, nachlässig grüßend, vorüber. In den unerwartetsten Augenblicken trat er vor mich hin. War es Zufall, hatte er Spione, ich weiß es nicht. Auf kleinen Reisen, von denen Du weißt, stieg er in irgend einer Station plötzlich in mein Coupé ein. Ging ich einmal in ein entlegenes Gasthaus, während Du abwesend warst, so konnte ich sicher sein, Delbanco alsbald am Nebentisch sitzen zu sehen, grüßend und wartend, ob ich vielleicht ein Gespräch beginnen würde. Ich tat ihm den Gefallen nicht. Je öfter dies geschah, desto weniger versuchte er mich zu sprechen. Mir aber

Matthias Grünewald: Die Heiligen Antonius und Paulus in der Wüste.

Flügelbild des Isenheimer Altars im Museum zu Kolmar.

(Nach dem Werke von H. A. Schmid: „Die Gemälde und Handzeichnungen von Matthias Grünewald". Verlag von W. Heinrich, Straßburg i. E.)

Zum Aufsatz von Hans Rosenhagen.

Mittel, die mir die Ärzte dagegen gaben, versagten. Ich war also gezwungen, einer Neigung zu folgen und mich des Nachts irgendwie zu beschäftigen, wenn ich nicht daliegen und auf den Schlaf wartend in die Finsternis starren wollte. Dadurch bin ich zu vielen Beobachtungen gekommen, die merkwürdig genug sind. Doch ich will Dir jetzt nicht von den Übergängen des Abends in tiefe Nacht und von der Nacht in die Morgendämmerung sprechen, Dir nichts von den unzähligen, nie gehörten Geräuschen berichten, die ich beobachtet habe. Ich will Dir lieber erzählen, welche Rolle Alfred Delbanco um diese Zeit in meinem Leben gespielt hat.

Daß ich mich für Politik sehr heftig interessierte, das weißt Du ja, und auch den Grund des Interesses habe ich Dir oft gesagt. Die Politik unseres Landes ist in meinen Augen für alle unsere Leiden verantwortlich zu machen. Ja, daß Du Ärger mit den Mädchen im Hause hast, daß wir alle unter Vorurteilen aller Art täglich und stündlich leiden, an allen kleinen und großen Katastrophen, ist die ungesunde Politik dieses Reiches schuld. Du erinnerst Dich wohl eines Artikels, der ziemliches Aufsehen gemacht hat und auf den Delbanco zu erwidern versuchte. Du weißt auch, wie er dann die Tür meines Arbeitszimmers belagerte, bis ich ihn endlich empfing, und wie er sich Dir aufdrängte, bis wir ihn einluden, damit er nicht glauben sollte, daß ich unsere politische Gegnerschaft auf das Menschliche übertrüge. Dann mied er plötzlich scheinbar unser Haus, schien mit einem Male zu erkennen, daß wir seine Gesellschaft nicht wünschten, und machte seiner Zudringlichkeit ein Ende.

Nach kurzer Zeit sprachen wir nicht einmal mehr von ihm. Wenn Du aber glaubst, daß ich deshalb von ihm verschont blieb, ja ihn wenigstens nicht zu Gesicht bekam, dann irrst Du. Er tauchte überall dort auf, wo ich ihn am wenigsten vermutete. In den Parkanlagen, in denen ich zuweilen über eine neue Arbeit nachdachte; gerade dort, wo sie am einsamsten sind, stand der Mensch plötzlich vor mir, grinste und ging, nachlässig grüßend, vorüber. In den unerwartetsten Augenblicken trat er vor mich hin. War es Zufall, hatte er Spione, ich weiß es nicht. Auf kleinen Reisen, von denen Du weißt, stieg er in irgend einer Station plötzlich in mein Coupé ein. Ging ich einmal in ein entlegenes Gasthaus, während Du abwesend warst, so konnte ich sicher sein, Delbanco alsbald am Nebentisch sitzen zu sehen, grüßend und wartend, ob ich vielleicht ein Gespräch beginnen würde. Ich tat ihm den Gefallen nicht. Je öfter dies geschah, desto weniger versuchte er mich zu sprechen. Mir aber

fing der Mensch an unheimlich zu werden, und da mein Arbeitszimmer bald der einzige Ort war, an dem ich sicher sein konnte, ihm nicht zu begegnen, wurde es noch mehr als früher mein Lieblingsaufenthalt.

Um diese Zeit beschäftigte ich mich mit dem Gedanken an ein großes politisches Drama. Ich glaubte meinen Landsleuten von der Bühne herab zeigen zu sollen, woran wir alle kranken, weil ich mir davon das lauteste Echo und die größte Wirkung versprach. Da ich kein Dichter bin, faszinierte mich die Beschäftigung mit meinem Stoff wohl noch mehr als einen Berufsdramatiker. Ich fing an, meine schlaflosen Nächte nicht mehr zu fürchten, sondern sie herbeizusehnen. Daß ich Dir von meinen Plänen nichts erzählte, wirst Du jetzt wohl begreifen. Du hättest mich entweder ausgelacht oder nach Frauenart fortwährend ein Resultat meiner Arbeit sehen wollen. Es gab aber nichts zu sehen. Es gibt auch noch nicht einmal eine Niederschrift. Alles, was ich besaß, waren meine wachen Träume, die mir mein Zimmer mit Gestalten bevölkerten, deren Sprache nur ich allein, oft mit unheimlicher Deutlichkeit vernahm. Alle Menschen meines zukünftigen Dramas schienen mir hinter der Portière zu stehen und wie gerufen auf ein lautloses Stichwort hervorzukommen. Und es war mir ganz gewiß, daß alles wie ein Spuk zusammensinken würde, wenn ich diesen Vorhang, der mir so seltsame Kräfte gab und ausströmte, entfernen würde. Ich habe oft stundenlang wie gebannt auf seine Falten gestarrt, und er blieb niemals bewegungslos. Da das Fenster offen war, spielte die Nachtluft in seinen Windungen. Manchmal blähte er sich und rauschte tief. Dann wurde er wieder ganz starr, still und stumm und hörte zu flüstern auf, wie einer, der einem ein Geheimnis zugeraunt hat und nun wartet.

Dinge, die wir ganz allein besitzen und von denen niemand etwas weiß, die bekommen einen Heiligenschein, und wären sie noch so profan. So ein Ding war mir mein dunkler Vorhang und der Raum, der ihn gastlich beherbergte. Daß diesem dunklen Tuch die Macht für mich innegewohnt hat, von der ich Dir erzähle, das mußt Du hinnehmen auf Treu und Glauben. Warum sollte ich auch diese Zeilen mit dem großen Schmutz einer Lüge bedecken? Mein Verteidiger muß um solche Dinge gewußt haben oder sie ahnen, denn was er über Sichtbares und Unsichtbares gesagt hat, das war gut, wenn es mir auch nicht genützt hat und von meinen Richtern sicherlich für ein Gefasel gehalten worden ist. Wenn ich gewußt hätte, daß es solche Menschen gibt, würde ich sie gesucht haben und gerettet worden sein. Denn Klarheit und Ruhe bringt

zwischen Menschen das gesprochene Wort, sobald sie einander verstehen und um die selben Dinge wissen. Ich hütete meine Kenntnisse, die ich für einmalig und einzig hielt, wie einen Schatz, und das allein war mein Irrtum, den ich so teuer bezahle.

Unter den vielen Gestalten, die auf die geschilderte Art aus dem Dunkel zwischen dem Vorhang und der Tür auf mich zuzuschweben schienen, wenn ich so dasaß und brütend auf die schwingende Farbe starrte, war natürlich sehr häufig Delbanco. Fast allnächtlich empfing ich auf diese Weise seinen unliebsamen Besuch und führte dann eine Zwiesprache mit ihm, die ich, wie aus der Ferne, als Dritter belauschte. Es war ein regelrechter Dialog, den ich für mein Drama festzuhalten suchte und dessen Zusammenhang mir der Morgen raubte.

Nun kennst Du die geistige Verfassung, in der ich mich befand und aus welcher die Möglichkeit, ein Verbrechen zu begehen, hervorgegangen war.

Was ist ein Mord? Die Umwandlung eines Gedankens in eine Tat. Nichts weiter. Und eines recht alltäglichen Gedankens noch dazu. Denn wie viele Menschen gibt es wohl, deren Wille nicht getötet haben würde, wenn ihm die Macht dazu innegewohnt hätte? Wie viele gibt es, die in heißen Augenblicken der Feindschaft dem Bedränger nicht den Tod gewünscht haben? Die nicht zuweilen gern den Glauben an das Daseinsrecht eines als überflüssig oder schädlich Erkannten verloren hätten? Die alle sind Mörder, wenn ihre Wünsche auch matt und steigerungsunfähig bleiben und ohnmächtig auf dem Boden flattern, statt empor zu schweben in die Höhe einer Tat. Ich aber bin gewiß kein Mörder, denn keinem habe ich den Tod gewünscht, auch Delbanco nicht. Auch die Absicht zu töten hat mir gefehlt. Und wenn meine Verantwortung dahin geht, daß ich aus Notwehr gehandelt habe, so war das, weiß Gott, keine Lüge.

An einem Abend, der sich von seinen Vorgängern durch nichts als vielleicht nur durch eine erhöhte Stille draußen unterschied — ich hatte die Fenster offen und hörte dennoch keinen Laut — saß ich wie immer, wenn Du zur Ruhe gegangen warst, in meinem Zimmer, an meinem Schreibtisch und harrte der Visionen. Ich fühlte, daß ich nun mit der Arbeit beginnen konnte, und freute mich des festlichen Augenblicks. Alles Zögern schien überwunden, und die Schatten verkörperten sich zu Gestalten. In ihrem Mittelpunkt stand Delbanco. Seine Sophismen, die

Hintertreppenpolitik, die er und sein Anhang zum Schaden unseres Landes übten, reizten mich zu den Entgegnungen, die ich, nach schlagenden Widerlegungsworten suchend, laut zu formulieren begann.

Da glaubte ich zu hören, daß es klingelte. Da alles still blieb, sagte ich mir, das müßte wieder einmal eine Täuschung sein, und versank in meinen Arbeitstraum. Plötzlich bewegte sich der Vorhang heftiger denn je. So heftig, daß er mich nicht wie sonst durch sein Wallen und Schweben noch tiefer einspann, sondern aufschreckte. Um meine Ruhe und meine Arbeit war es geschehen. Ich zog mich bei den Haaren, um auch ja sicher zu sein, daß ich nüchtern und wach sei. Ich hatte nur noch einen Gedanken: daß nun wirklich hinter dem Vorhang ein Mensch verborgen sein müsse. Vielleicht ein Lauscher, vielleicht ein Mörder. Die erste Möglichkeit erfüllte mich mit Entsetzen und Zorn, die zweite mit vager Neugier. Dann hielt ich selbst den Atem an, und unhörbar schlich ich ganz nahe heran und starrte auf die Portière, über der ein fahler Schimmer lag, den das matte Licht meiner Ampel warf. Da war es mir, als begännen die Falten zu atmen und leise zu wogen. Jeder Muskel an meinem Körper spannte sich. Zum erstenmal wünschte ich keine Fortsetzung dessen, was mir sonst Spiel und Traum beflügelte, mich jetzt aber als quälende Realität schmerzlich anzog. Leise legte ich die Hand um die Zugschnur an der linken Seite des Türrahmens und zog mit jähem Ruck.

Delbanco stand vor mir, und als er sah, wie ich mit aufgerissenen Augen zurückprallte, brach er in ein lautes schallendes Gelächter aus, das mir noch immer in den Ohren gellt. Unaufhaltsam lachte er und schlug sich dabei mit den Händen auf die Schenkel. Hohn und Verachtung quollen ihm aus den feuchten Augensternen. Ich empfand nur eines: er mußte verstummen. Sofort, ohne Auseinandersetzung. Ohne Frage verstummen und verschwinden. Wie zur Abwehr streckte ich meine Hände vor, vor denen er zurückwich, zu neuem Gelächter Atem holend. Da klammerten sich meine Finger um seine Kehle und drückten zu. Sein Röcheln glich seinem Lachen und stählte meine Wut. Mit der ganzen Gewalt, deren mein Körper fähig ist, warf ich mich auf ihn und preßte den Hals, den ich zwischen meinen Fingern fühlte, zusammen wie weichen Ton, bis ich keinen Laut vernahm und der Unhold regungslos vor mir auf der Erde lag.

Jetzt richtete ich die Frage an ihn, was er zu so später Stunde bei mir suche und warum er dem Mädchen, das ihm geöffnet

haben mußte, offenbar untersagt habe, ihn anzumelden. Als er stumm blieb, neigte ich mich zu ihm herab und erkannte, daß er tot sei. Das Bewußtsein meiner Tat und ihre Unwiderruflichkeit überfielen mich mit Keulenschlägen, und ein brennendes Verlangen, sofort alles zu tilgen und ungeschehen zu machen, füllte mich aus, und da griff ich nach der Schnur, die neben mir herabbaumelte. Dann schwand mein Bewußtsein, bis Ihr mir die Schlinge vom Halse nahmt.

Nun weißt Du, wie es gewesen ist. Es hat also nicht Wahnsinn, sondern wirklich Notwehr meine Hand geführt. Leb wohl für immer. Ich will ein Ende machen, damit Du mich beweinen kannst und Dein Schmerz über meinen Verlust Deine Teilnahme mit dem Toten niederringe und auch von den Andern ehrerbietig gegrüßt werde. Mehr kann ich nicht tun für Dich, lebend nicht und sterbend nicht, und mehr nicht für Deinen in das Nichts abgehenden

Aristides.

Arthur Silbergleit:
Die Verliebten

I

Grinsender Satyr

Auf hohem Sockel im Parkdunkel der Satyr versteinert. Auf seinem Antlitz erfror das grinsende Lächeln, und keine Glut taut diesen Spott auf. Angstbeklommen stehen die dunklen Sträucher vor ihm, unbeweglich, festgebannt, mit wurzelgekettetem Fuß, doch träumend von Flucht. Ihre spitzen Finger strecken sie starr zur Erde, als wollten sie ihren Schrecken von sich schütteln. Hinter ihrer Angst jauchzt ein Liebespärchen im Schatten des Satyrrückens. Satyr spielt den Unbefangenen. Vor seinem steinernen Grinsen aber erschrickt der wolkengeborene Mond.

II

Keusches Glück

Eine Wipfelseele und ein Waldweiher waren in einander verliebt. Sie bog hinter Geheimnisdickicht ihr Laubgehänge zu ihm hernieder, als ob sie ihm sowie im Traum ihr dunkles Haupt zum Kusse reiche. Kein Wesen wußte etwas von dieser Liebeshuld, nur am Hügelsaum ein einsames Reh, das in den Abend hineindämmerte, über den Wassern die Tänzerin Libelle und droben der junge weiße Mond. Es war zu verstehen, daß er nun so beseligt hinlächelte über den windverschlafenen Wald.

III

Die Fontäne

Die Fontäne war die weiße, silberne Braut des Gartens geworden. Als Geliebte tanzte sie vor ihm ihre kühnen Schleiertänze. Sie sprudelte von Liebe über und über und beugte sich manchmal über den Garten schimmernder als eine Prinzessin mit Spangengehänge und demütiger als eine Sklavin über ihren Gebieter. Weil sie dem Garten so sehr schmeichelte, wurde dieser ein wenig mißtrauisch, und er hauchte ein Gebet zu Gott, er möge die Seele seiner Braut auf ihre Lauterkeit prüfen. Da sandte Gott sein Sonnenauge durch die leichtdurchsichtigen Gewänder der Fontäne. Die leuchteten siebenfarben auf, als wüßten sie sich durch den Glanz von sieben Himmeln geheiligt. Seitdem funkelt auch der Garten voll Freude über seine silberne Braut, und er duftet ihr Dank, nun er ihre Seele so klingend-kristallen, so rein und so makellos weiß.

Rundschau

Sommertheater

Wohlwollende Betrachtungen

I

Es geht nicht an, sommertheatralische Veranstaltungen rein vom ästhetischen Standpunkt aus zu betrachten. Und das ist gut so. Der Kritiker, der die Schaubühne immer nur von einer Seite — meinetwegen: von der künstlerischen — sieht, versteht — wage ich zu behaupten — überhaupt nichts vom Theater.

Ein Kritiker, der über Kunst schreibt, muß zugleich ein Stück Soziologe, ein Stück Nationalökonom sein, er muß etwas vom Kassenrapport verstehen, kurz: er muß ein mitfühlender Mensch sein, ein zarter, weicher Mensch mit sozialem Mitleid.

Um dies zu betätigen, sind für ihn die Sommerbühnen da.

II

Erste Frage: was sind Sommertheater?, und wie kommen sie zustande? Die eigentlichen Direktoren verlassen ihre Häuser, sie verpachten sie: die sogenannten Sommerdirektoren ziehen ein. Die Sommerdirektoren sind meist Herren, die keinen Ehrgeiz haben und nur Geschäfte machen wollen, oder es sind Herren, die Ehrgeiz haben und doch Geschäfte machen wollen.

Das Schicksal aber ist unerbittlich . . .

Der Sommer verlangt leichte, liebenswürdige, schnellverdauliche Kost. Also spielt man Possen, Operetten, französische Schwänke sechsten Ranges mit Schauspielern siebenten Ranges. Pst, mein Mitgefühl regt sich, ich habe nichts gesagt. Das Geld ist knapp, man fördert die Anspruchslosigkeit des Publikums.

So in Berlin.

III

Dagegen München. Der letzte Sommer brachte der festlichen und doch so antitheatralischen Stadt eine Invasion von Berliner Theaterleuten. München wurde belagert. Man sah nur noch Berliner Schauspieler und Schauspielerinnen. Reinhardt mit seinen Leuten, Harry Walden, Adele Hartwig — —

Changez les places: in München haute saison, und in Berlin spielt die Provinz.

München war schön, heiter, kapriziös, voller Sensationen dadurch, daß einige geschmackvolle Berliner sich in einer so entzückenden Siedelung für einige Wochen spielend niedergelassen hatten.

Ich kam nach Berlin zurück, und mein Mitgefühl mit den Sommerdirektoren verstand, daß ich hier keine Ansprüche stellen soll. Gut. Aber ich kann mir nicht helfen, ich saß einen Akt lang in halbleeren Häusern und ging fort. Denn — trotz allem Mitgefühl — die Leere der Häuser und die unbegrenzte Talentlosigkeit auf der Bühne wirkt deprimierend.

Schön. Ich brauche im Sommer

kein Theater. Ich spreche auch nicht für mich, sondern als Soziologe, der die Bedürfnisse der Gesellschaft zu erkennen sucht, der den Ursachen nachgeht, weshalb wohl die Theater leer bleiben, — der euch, Sommertheaterdirektoren, helfen will . . .

Ich hatte ein Gespräch mit einem Sommerdirektor, einem klugen, geschickten Theaterpraktiker, er sagte mir: Ihr Schiller ist ein Idiot! Gut, sagte ich, gewiß, das Theater ist — im Sommer — keine moralische Anstalt. Von mir aus: auch im Winter nicht. Aber, ihr wollt Geld verdienen, so spielt doch etwas Buntes, Freches, Pittoreskes, Fragwürdiges, etwas noch nicht Dagewesenes.

Sommerdirektoren, weshalb habt ihr keine Idee? Weshalb macht ihr keinen Bluff? Eine unwahrscheinliche Attraktion, die — meinetwegen: ohne Kunst ist, roh und auf die gemeinen Instinkte spekulierend, — aber etwas Neues; etwas, das aufreizt, die Nerven zucken läßt, — und ihr werdet die Häuser voll haben . . .

Aber, ihr ließet einen Sommer vorübergehen, einen Sommer mit Novemberregen und Januarkälte, einen so gemeinen, hundsföttischen, so für euch geschaffenen Sommer. Discite. Und erweist euch als besserungsfähige Sünder.

IV

Ich habe mich zu entschädigen gesucht. Nach einem faden Theaterabend bummelte ich mit einem Freunde durch die Straßen, ein Stadtbahnzug hatte uns aus der Friedrichstadt entführt, wir stiegen am Lehrter Bahnhof aus und schlenderten durch die dunklen Straßen Alt-Moabits. Wie von ungefähr erblickte ich plötzlich einen Biergarten, und wie wir genauer zusehen, befindet sich im Hintergrunde eine mattbeleuchtete Bühne, auf der bunte Geschöpfe agieren. Wir zahlen jeder zehn Pfennig Entree und sind im Paradies.

Buntbeschuppte Mädchen tanzen Menuett. Ein richtiges, abwechslungsreiches Varieté spielt sich vor unsern Augen ab. Das kommt und geht, und trippelt und springt, und wiegt sich und tanzt. Und alles so grotesk, so überraschend komisch, daß man aus dem Lachen nicht herauskommt.

Ich schaue ins Publikum. Und sehe um mich herum Proletarier, Straßenbahnschaffner, junge Burschen mit stieren und dumpfen Blicken, die die Pracht droben auf der Bühne melancholisch bewundern. Und rechts von mir sitzt eine umfangreiche Kokotte in einem weißen Kleid und mit einem fabelhaften Hut mit Straußenfedern, und neben ihr ein Kavalier mit Zylinder und grauen Glacéhandschuhen.

Und ein kleines Laster mit weitabstehendem Rock — oben auf der Bühne — hebt nun die Rüschen, tänzelt ein paar Schritte rechts und ein paar links und singt mit einer Stimme, die nie eine war, schelmisch und neckisch zugleich:

Fritze, sei doch nicht so schüchtern.
Sei doch bloß ein Mann.
Sei doch nicht so schrecklich nüchtern
Und fang endlich an.

Das wiederholt sie drei oder viermal. Und verschwindet Das Publikum

applaudiert, ehrlich ergriffen, und auf eine rechtschaffene Art belustigt. —

Die Schwänke der Sommerbühnen sind nicht weniger gemein — oder wenn man will —: ebenso harmlos, von derselben ordinären Banalität, — aber sie finden ein weniger dankbares Publikum; — denn hier ist alles gesteigerter, gröber, anspruchsloser und deshalb wirkungsvoller. Man hat hier keine Prätentionen.

Und ich muß gestehen, diese Art Sommerbühnen sind mir lieber.

Wilhelm Herzog

Hans Hoffmann zum Gedächtnis

„Ich will Ihnen etwas sagen," meinte Hans Hoffmann, als wir uns kurz vor seinem sechzigsten Geburtstag in einer Weimarischen Weinstube häuslich niederließen, „es ist zu viel Bedrängnis und zu viel Ärgernis dabei. Jetzt werde ich gefeiert werden, aber was nützt es mir? Ein paar Tage lang wird man meine Bücher aus der Leihbibliothek holen und dann — — na, Sie wissen ja. Denken Sie, wie lange es gedauert hat und noch jetzt dauert, ehe einmal eine zweite Auflage herauskommt. Es ist zu viel Ärgernis, und deshalb mag ich auch nicht mehr schreiben."

Das war im Frühjahr 1908, und jetzt im Sommer 1909 ist dieser beredte Mund für immer verstummt, um dessen Lippen ebensoviel Resignation wie Schalkhaftigkeit lag. Hans Hoffmann wird gemeinhin in seinen Schriften auf seinen Humor hin geprüft und nach solcher Prüfung hin bewertet. Wenn er auch in seinem weit ausgreifenden Schaffen bei solcher Einschätzung keineswegs zu seinem Recht kommt, so berührt sie immerhin einen hervorstechenden Zug seines Dichtens und Trachtens und seiner liebenswürdigen Menschlichkeit. Aber ach! — wie schwer hat er seinen Humor erwerben müssen, durch wie viele Kämpfe hat er ihn sich bis zum letzten Atemzuge zu bewahren gehabt! „Es ist zu viel Bedrängnis und zu viel Ärgernis dabei" — ja, das waren Worte langen Erlebens und sehr ernsten Nachdenkens. Er war ein fröhlicher Poet, aber ein sehr schwergeprüfter Lebenskünstler. Sorgen des Alltags haben ihn fast nie verlassen: erst ein Schulmeister, dem das Schulmeistertum nicht behagte, — dann ein freier Schriftsteller, dem sein Mühen und Arbeiten kaum ein bescheidenstes Leben ermöglichte, endlich der Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung, als welcher er, — nachfühlend und liebevoll — für Dichtersorgen Anderer mitzusorgen hatte, — bei solchem Lebensgang mußte innere Freude äußerer Ruhe zumeist die besten Dienste leisten. „Es ist nicht immer angenehm, die Pensionen und Unterstützungen zu fördern, wie ich das so machen muß, — aber eine gewisse Genugtuung ist es mir doch. Sehen Sie, die Not ist zu groß, und das Verständnis dafür fehlt den meisten. Da liegt der Hase im Pfeffer. Wir kommen mit unseren Pensionskassen, mit Dichtergedächtnisstiftungen und Schillerstiftungen, und wie sie alle heißen, nicht aus; es muß ein Neues kommen, ein ganz enger Zusammenschluß der

Gebildeten, die auf den Schulen erzogen werden, mit ihren Dichtern, oder doch denen, die sie geistig führen. Aber da hapert's — das kann einen oft recht sehr verdrießen."

Solchen Worten zu lauschen, war mir nicht nur eine Befreiung aus eigenen Gedanken, sondern klang wie eine Bestätigung von der Überzeugung, daß Hans Hoffmanns Persönlichkeit weit mehr hätte in den Vordergrund gerückt werden müssen; er stand in Wahrheit über dem Alltag, dem er doch schonungslos unterworfen war. Die Sonnentage waren für ihn die Ausnahme, die Sorgentage bildeten die Regel; und so ist das Rührende und Ergreifende bei einem Überblick über sein Leben, daß er sich trotzdem nie hat unterkriegen lassen. Seine Liebe zu den Seinen, seine Liebe zur Menschheit, die mit ihm zu leiden hatte, seine Hingabe an die Schönheit der Natur und auch der Glaube an die eigene Schöpferkraft haben ihm immer wieder über den Berg geholfen. Er dachte an Athen oder an Korfu — und seine Augen wurden hell; er dachte an die pommersche Heimat, und sein Herz schlug höher; und durch die Erinnerung an sturmbewegte See und schaumgekrönte Brandung, an Wald und Dünen, an Dämmerung für verliebtes Volk und an Sonnenglanz für liebende Jugend stärkte sich ihm der Lebensmut; er durchwanderte seine Tiroler Berge nachträumend und überschritt die Höhen seines Harzes, er wußte sich in der Lieblichkeit Thüringens heimisch und baute sich zugleich geheime Schlösser in Italien — — und er half sich diesermaßen über allen Mißmut des Tages hinweg als ein echter Dichter, dem dann beim Wein und unter gleichgesinnten Freunden die Zunge sich löste, und dessen Schaffenskraft wie unversehens als ein Wunder aufwuchs. So ließ er die „Bedrängnis" und das „Ärgernis" des Wochentags hinter sich und schrieb frohgemut aus reichster Lebenserfahrung und feinster Menschenkenntnis heraus seine Romane, Novellen, Erzählungen und Märchen, zu denen er sich durch frühe poetische Herzensergüsse und Tagebuchaufzeichnungen, wohlerzogen, vorbereitet hatte.

Wie viel köstlicher Erfrischungstrunk durch ihn als den Dichter des Weines und des Wassers gespendet ist, — mit welcher Meisterschaft er zu Herrschern und Beherrschten alter Zeiten, Lehrenden und Lernenden unserer Tage, zu Liebenden und Verliebten, junger Hoffnung und Altersentsagung in unerschöpflichem Wechsel geführt hat, das braucht zu seinem Gedächtnis nicht gesagt zu werden. Denn wenn es auch viel Bedrängnis und Ärgernis für ihn gab, so hat er doch von denjenigen, auf die es ihm ankam, sehr, sehr viele für sich gewonnen und wird weiterhin Freunde finden, die ihm Treue halten, auch nach dem Tode.

Walter Paetow

Ein Reisebrief

Wabro, Tirol.

Unsere Wirtin, mein Lieber, heißt Frau Lichobil. „Lichobil" —: ch sprich wie in Lachen.

Ein „Mensch, wie er in die Welt paßt". Klug, voll Kraft, bedacht und heiter. — Dabei ein guter Kerl! Ihr ganzes Sinnen und

Trachten ist einzig darauf gerichtet, wie sie das eben erst gekaufte, eigen erworbene Haus mit Garten am besten vermieten, ausnützen, fruktifizieren kann. Eben beim Morgenfrühstück erzählt sie uns wohl eine Stunde, spricht anhaltend — nicht schwätzerhaft, sondern sacheifrig, ernst und voll geschäftlicher Begeisterung: Wie sie das Haus erstanden; wie sie es zu bewirtschaften, einzurichten gedenkt. Über den Zaun und das Ziegeldach und die Beete und die Pensionspreise und die Verzinsung. — Und dann über ihre Hoffnungen mit diesem Hause; für die Zukunft.

Schließlich brach sie in Schweiß aus; das andauernde Reden verursachte Kratzen im Halse. Keuchend, schwitzend und hustend stand da ein ungeheurer Körper vor uns, ein energischer gescheiter Kopf auf breiten verläßlichen Schultern, mit riesigen rotbraunen schwieligen Händen, eifrig gestikulierend: Frau Lichobil — (ch sprich wie in Lachen).

— — — — — — — — — — — —

Ich wüßte nicht, was an sich gegen diese Frau zu sagen wäre. Ein ganz famoser Mensch, der da sprach. An sich. Ja. — Von dem Rausch, den wir den mit ewigem Schnee bedeckten Bergen um uns verdanken, kam rein nichts vor in diesen wohl eine Stunde währenden Reden! Nichts von der Tollheit des viele Häuser hoch herabschießenden Gebirgswassers, von all der Pracht und Lieblichkeit an Wald und Matten ringsumher. — Auch nichts von dem Grauen, das diese himmelanragenden Ungetüme in der schwarzen Dunkelheit mir einflößten, wenn sie mit ihren in Wolken gehüllten Häuptern unbeweglich starr auf mich niederlächeln — mich zu erdrücken drohen. Nichts — nichts von alledem. Nur von Prozenten war die Rede, von Notar und Kaufverträgen, von Mobiliar und Versteigerungstermin und Zeugen und Anwaltsgebühren.

— — — — — — — — — — — —

Wir sind ja Narren, mein Lieber! Träumen Tag und Nacht von Dingen, die doch wohl nicht da sind, da sie doch so viele, die gute Augen haben, nicht sehen. Und doch! es träumt sich so gut. Träumen wir weiter — wir Künstler.

Frau Lichobil hat's mich wieder gelehrt. Von neuem. Frau Lichobil — (ch sprich wie in Lachen).

Dabei ein guter Kerl.

Dies, mein lieber Junge, statt eines Briefes.

Es grüßt Dich aufs herzlichste

Dein

R. L.

Bildende Kunst

Matthias Grünewald

Mit dem Reifen der Erkenntnis und mit dem Wachsen der Kenntnisse verändert sich nicht nur der Geschmack des Einzelnen an künstlerischen Leistungen, sondern auch der ganzer Generationen. Welche Kunstwerke findet der junge Mensch bewundernswert und welche der alte? Welche Künstler stellte man vor einem halben Jahrhundert am höchsten und welche jetzt? Ungeheure Schwankungen des Kunstgeschmacks haben sich in den letzten Jahrzehnten vollzogen. Gar nicht so lange ist es her, daß jedermann in Raffael den Gipfel der romanischen, in Dürer den der germanischen Kunstform sah, und Vielen sind sie es ohne Zweifel noch. Der Entwicklungsgang der modernen Kunst aber und die vermehrte Kenntnis der alten haben die Ideale früherer Generationen in den Hintergrund gedrängt, und unter den Schöpfungen der Vergangenheit sind neue entdeckt und ans Licht gezogen worden. Je stärkere Anerkennung die realistische Malerei der Gegenwart gefunden, je klarer die Begriffe vom Wesen und den Aufgaben der Malerei an sich geworden sind und je eifriger man nach den Merkzeichen der charakteristisch deutschen Kunst geforscht hat, um so intensiver ist das Interesse der feinsten Kenner für einen alten Meister geworden, dessen Werke noch vor wenigen Jahrzehnten eher mit einem gewissen Entsetzen als mit vollem Verständnis für ihre außerordentlichen künstlerischen Eigenschaften betrachtet wurden. Dieser Meister ist Matthias Grünewald, ein Maler, der in den neueren Kunstgeschichten unter den Künstlern der oberrheinischen Schule figuriert und als dessen wichtigstes und bedeutendstes Werk mit Recht der Isenheimer Altar im Museum zu Colmar genannt wird.

Erst seit etwa zwanzig Jahren hat sich die Kunstwissenschaft eingehender mit Matthias Grünewald beschäftigt und mit geschärfter Einsicht von seinem einzigen beglaubigten Werke, eben jenem Isenheimer Altar ausgehend, Musterung unter den ihm zugeschriebenen Bildern gehalten, wobei sich herausstellte, daß er vielfach mit Baldung und dem älteren Cranach verwechselt worden war. Die Nachrichten über des Malers Leben haben sich nicht sonderlich vermehren lassen. Man weiß über sein menschliches Dasein fast nichts und ist immer noch im wesentlichen auf das angewiesen, was Sandrart hundertfünfzig Jahre nach Grünewalds Tode in seiner „Teutschen Akademie" auf Grund der Erzählung des Schülers eines Schülers Grünewalds von dem „deutschen Correggio" berichtet hat. Sicher ist, daß er ein ungefährer Altersgenosse von Dürer, Burgkmair, Altdorfer und Cranach war, ungefähr drei Jahrzehnte tätig gewesen ist, in Aschaffenburg und Mainz — hier als Hofmaler bei dem Kardinal

Albrecht von Brandenburg — gearbeitet hat und 1530 starb. Die wertvollsten und zuverlässigsten Auskünfte über den dunklen Meister hat der Prager Professor Heinrich Alfred Schmid in dem Festbuche zur Eröffnung des Historischen Museums in Basel 1894 gegeben, und dieser ausgezeichnete und gründliche Gelehrte, ein Landsmann Arnold Böcklins, ist es auch, der es als erster unternommen hat, die Öffentlichkeit mit dem gesamten bekannten Werke des vielleicht größten deutschen Malers des 16. Jahrhunderts in einer aus zweiundsechzig Lichtdrucktafeln in Großfolioformat bestehenden sehr schönen Publikation bekannt zu machen.

Die Gemälde und Zeichnungen von Matthias Grünewald in dieser beim Verlage von W. Heinrich in Straßburg erschienenen Publikation sind von dem Straßburger Photographen J. Manias aufgenommen. Die Reproduktionen geben die Werke in Colmar, Karlsruhe, Basel, Frankfurt, Aschaffenburg, München, Berlin sowohl im ganzen, als auch in Ausschnitten mit Köpfen (diese in halber und selbst ganzer Originalgröße), so daß — abgesehen von der Farbe — eine überaus vollkommene Kenntnisnahme von dem Schaffen des einzigen Künstlers jetzt möglich ist. Wenn diese hervorragende und bedeutungsvolle Veröffentlichung, die durch einen Textband Schmids demnächst noch eine sehr wichtige dokumentarische Ergänzung erfahren soll, sich an den Fachmann und den tiefer schürfenden Kunstfreund wendet, so ist eine zweite, von Max J. Friedländer bei F. Bruckmann, München, herausgegebene Publikation dazu bestimmt und in hohem Maße geeignet, das Publikum im weitesten Sinne mit dem herrlichsten aller Grünewaldwerke bekannt zu machen, weil sie den Isenheimer Altar in seiner ganzen überraschenden und gewaltigen Farbenpracht gibt. Der vier Seiten umfassende Text Friedländers zu den sechs Farbenfaksimiles und dem einen Lichtdruck (Groß-Imperialformat) der Bruckmannschen Kunstanstalt dient nicht nur als Kommentar zu dem Wunderwerke des Altars, sondern auch als Einführung in die Kunst des seltenen Meisters und steht, wie es von diesem kenntnisreichen und feinsinnigen Autor nicht anders zu erwarten ist, vollkommen auf der Höhe der gegenwärtigen wissenschaftlichen Forschung. Die farbige Nachbildung des Altarwerkes in seinen neun Teilen ist eine ganz erstaunliche Leistung der photomechanischen Technik. Sie gibt die Originale aufs treueste wieder und in ihrer ganzen überraschenden Farbenglut.

Mit diesen beiden Publikationen ist ohne Frage sehr viel mehr als nur das Nötigste geschehen, um einen der stärksten Künstler aller Zeiten der allgemeinen Bewunderung zugänglich zu machen und einen sehr seltsamen Menschen, in dessen Wesen die hervorstechendsten Eigenschaften deutscher Art aufs feinste und originellste gemischt waren. Denn als Künstler und besonders als deutscher Künstler ist Grünewald eine überaus selbständige Erscheinung. Während seine Zunftgenossen um ihn herum in einer ausgesprochen zeichnerischen Art malen, indem sie Konturen mit mehr oder minder leuchtenden Farben ausfüllen, geht er von dem farbigen Eindruck der Dinge aus und arbeitet nicht nur mit großen Far-

digen Flächen, sondern auch mit zarten Abstufungen des Kolorits und mit großartigen Lichtwirkungen. Er verwendet die Farben durchaus schon als Stimmungselement und erzielt mit ihr große, erschütternd pathetische Wirkungen. Man hat aus seiner für die Zeit und Deutschland ungewöhnlich liebreizenden, lächelnden Madonna den Schluß ziehen wollen, daß Grünewald in Italien war und Leonardos Schöpfungen gekannt hat. Es gab aber wohl keinen großen deutschen Künstler in dieser Zeit, der mit seinem Schaffen heftiger sich gegen die schmeichelnde, verschönende Art der über die Alpen dringenden italienischen Renaissance gewehrt hat als den Meister des Isenheimer Altars. Während Dürer mit seiner Bewunderung für die Leistungen der italienischen Maler, die auf seine Schöpfungen nicht ohne Einfluß blieb, der Ausbreitung der Renaissance in Deutschland Vorschub leistete und Holbein bereits als Romanist gelten kann, steht Grünewald an der Spitze einer Bewegung, die nicht in der äußerlichen Schönheit, sondern in der Wahrheit und im Charakter ihr Ziel sah, die aber auch der Phantasie ihr Recht ließ; eine Bewegung, an der sich Altdorfer, Wolfgang Huber und in ihrer Jugend Dürer und Cranach beteiligt haben und die man wohl als realistische Romantik oder als romantischen Realismus bezeichnen kann. Jedenfalls befand sich diese Bewegung im vollsten Gegensatze zu der eindringenden klassizistischen, weil sie ausgesprochen national war, indem sie nach individuellem Ausdruck, nach Wirkung auf den Affekt durch den Affekt strebte und für den Typus, für die gewünschte Form und idealistische Regeln nichts übrig hatte. Es ist die gleiche Bewegung, die in den Niederlanden die Eycks repräsentieren, die nachher noch einmal im Barock, im 17. Jahrhundert und bei den Venetianern auflodert, und die in Deutschland durch das Vordringen der Hochrenaissance erdrückt und vollständig vernichtet wurde. Und Grünewald ist kraft seiner großen ursprünglichen Begabung, seiner rücksichtslosen Darstellungsweise, seiner überragenden, gewalttätigen, oft im Furchtbaren, Grausigen sich gefallenden Phantasie und kraft seiner feinen Empfindung für die elementare Schönheit der Farbe der imposanteste und stärkste Repräsentant dieser im reinsten Sinne deutschen Bewegung in der Malerei des 16. Jahrhunderts.

Daß Grünewald die ihm als Haupt einer so ausgesprochen deutsch-nationalen Malerschule gebührende Beachtung bisher nicht gefunden hat, liegt wohl daran, daß man die deutsche Kunst des 16. Jahrhunderts und damit die deutsche Kunst überhaupt fast ausschließlich nach Dürer und Holbein beurteilt oder nach Rembrandt, wobei die Schlagworte Bodenständigkeit, Gemüt, Wirklichkeitssinn, Intimität und andere mehr mit Vorliebe verwendet werden. Die in der oberdeutschen Kunst herrschenden Tendenzen lagen jedoch weit ab von dem, was Dürer und Holbein später anstrebten. Sie waren in den ersten beiden Jahrzehnten der Blütezeit zweifellos die stärkeren und fanden in Grünewald ihren heldenhaftesten Vorkämpfer. Er war unter den Mitstrebenden der größte, feinste, reichste und — rücksichtsloseste Künstler. Wie verhaßt sind ihm alle Konventionen! Wie stark unterscheidet sich seine Auffassung, seine

Komposition, seine Malweise von allem, was zu seiner Zeit Gültigkeit hatte! Er will erschüttern, hinreißen und wählt dazu die Mittel, die ihm wirksam scheinen. Er gibt Michelangelo an Kühnheit darin nichts nach. Wie er mit den Zauberkräften der Farbe schaltet und waltet, um Stimmungen zu schaffen, um das Häßliche schön und das Schöne hinreißend, anbetungswürdig zu machen — darin ist er in Deutschland einzig und der Vorläufer von Rubens und Rembrandt. Er ist der erste dramatische Maler, das erste malerische Temperament in der deutschen Kunst.

Die Entdeckung Grünewalds in der Gegenwart war durch mancherlei Umstände vorbereitet. Vor allem durch die Entwicklung der Malerei im 19. Jahrhundert, durch den gesteigerten Wirklichkeitssinn und die im Anschluß daran großgewordene Sehnsucht nach einem realistischen Monumentalstil. Böcklin, der nach Colmar kam, um Schongauers Bilder dort zu studieren, fand zu seinem Erstaunen einen viel größeren Meister und wurde nicht müde, Grünewald als einen der wunderbarsten Künstler aller Zeiten zu rühmen. Dann entdeckte der Verfasser von „A rebours" und „Là-bas", Karl Huysmans, den Schöpfer des Isenheimer Altars, und der Schüler Zolas begeisterte sich nicht nur für den unerhörten Realismus des deutschen Malers — ihn zogen auch die mystischen Sensationen an, die ihm aus dem an Gegensätzen so reichen Werke entgegenrauschten. Und endlich hat auch die Reisemode, welche die Vogesen als Sommerfrische in Aufnahme brachte, dazu mitgeholfen, daß der größte Schatz des Colmarer Museums bekannter geworden ist.

In seinem Text zu den Bruckmannschen Farbentafeln sagt Friedländer: „Neben dem Isenheimer Altar ist alles, was wir sonst von Grünewald besitzen, nicht mehr als Wiederholung oder Ableger. In Basel, Karlsruhe, Frankfurt, Aschaffenburg, München, Freiburg und Stuppach erklingt kein Ton, der nicht auch und nicht wenigstens ebenso stark in Colmar laut würde." Das ist ohne Frage richtig; aber durch diesen Ausspruch wird sich kein aufrichtiger Bewunderer des einzigen Künstlers abhalten lassen, ihn auch in den Werken kennen zu lernen, die weniger Universalität haben. Man wird, nachdem man sein Hauptwerk gesehen, doch immer gern wissen wollen, was ein so großer Künstler sonst noch gemacht hat. Daß es bei Grünewald immer Andachtsbilder sind, ist lediglich ein Zufall. Wer weiß, unter welchem Malernamen seine Porträts figurieren! Denn daß der Maler des heil. Antonius und des heil. Sebastian, der beiden Flügelbilder zu der gewaltigen Kreuzigung des Isenheimer Altars, ein hervorragender Bildnismaler gewesen und als solcher sicherlich auch beschäftigt worden ist, kann kaum einem Zweifel begegnen. Aber man kennt keine Bildnisse von ihm, nur Altartafeln. Man findet diese sämtlich in der schönen Publikation Heinrich Alfred Schmids, die durch die Bruckmannschen farbigen Wiedergaben nicht erledigt, sondern nur in einem bestimmten Umfange ergänzt wird, zumal die Detailaufnahmen von Manias doch wohl einen höheren Begriff von der Stärke des seelischen Ausdrucks, über den Grünewald verfügte, geben, als es die-

ser immerhin nicht sehr großen farbigen Gesamtaufnahme möglich ist. Nicht zu vergessen die prächtigen Wiedergaben der zum Teil sehr bedeutenden figuralen Schnitzwerke des Altars und die von Schmid auf Grund seiner Forschungen entworfene Rekonstruktion der ganzen Anlage. Und schließlich hat es doch ein gewisses Interesse, an den bedeutenden Spätwerken Grünewalds, dem Tauberbischofsheimer Kreuzigungsbilde in Karlsruhe und der in ihrer Art ganz einzigen „Disputation" in München zu sehen, wie sich der Meister weiter entwickelt hat. Schmid publiziert eben alles, was die Forschung jetzt dem großen Künstler zuschreibt, und außerdem die Werke, die angezweifelt werden oder nur seiner Schule entstammen.

Jede der beiden Veröffentlichungen hat also ihre Vorzüge, jede offenbart die Genialität Grünewalds in einer besonderen Weise, jede gibt die Erschütterungen weiter, welche die Originale mit ihrem leidenschaftlichen Pathos, mit ihren prangenden Farben und ihren flammenden Linien in fühlenden Herzen hervorrufen. Die deutschen Kunstfreunde sind als Zuschauer bei dem Kampfe um die künstlerischen Ideale der Gegenwart frei genug geworden, um den Meister von Aschaffenburg richtig einzuschätzen, um zu begreifen, daß er eine jener heroischen Erscheinungen in der Kunst ist, die verbrauchte Formen zertrümmern, um sich mit einem ungeheuren Aufwand von Kraft auf diesen Trümmern eine neue Welt, eine Welt nach ihrem Sinne aufzubauen. Und der verwunderliche und hochgestiegene Schöpfer des Isenheimer Altars war ein Gigant, ein Geist, der auf einsamer Höhe stand und in seine Welt nicht nur den Glanz und die farbige Schönheit der Erde, sondern auch seine Träume von Himmel und Hölle und das ewige Leid und Weh der Menschheit hineingemalt hat.

Hans Rosenhagen

Vallgrén

Die Älteren unter den Lesern werden sich ohne Zweifel dieses Namens noch erinnern, der, einst von europäischem Klang, nun seit längerer Zeit bei uns kaum mehr gehört wurde. Galt es doch als eine der größten Kostbarkeiten, in seinem Salon eine oder gar mehrere Bronzen des Meisters zu haben. Entzückende kleine Figürchen, Frauenakte, voll gallischer Grazie, reich an reizenden Details und von jener minutiösen Ausführung, die einst den alten Meistern eignete. Reife Naturempfindung und das sensitive Gefühl eines überkultivierten Menschen einten sich in diesen liebenswürdigen Schöpfungen eines Künstlers, den man sich gern im Kostüme einer anderen Zeit dachte, die gepuderte Perücke auf dem Haupt und den seidengefütterten Spitzhut unterm Arme. Und der Geist dieser Epoche lebte auch in dem Kunstgewerbler Vallgrén, einem der ersten Großen, die der neue, schließlich doch ach zu so wenig Resultaten gelangte Aufschwung dieser Epoche hervorbrachte. In gar vielen unserer vornehmen Patrizierhäuser, vor allem in Wien, das einen wahren Kultus mit Vallgrén-Bronzen trieb, finden sich seine wundervollen und wunderlichen Kronen, ein phantastisch Gewirr von bronzenen Blättern und Ranken, zwischen denen süße

kleine Frauenleiber verlockend hervorlugen.

Man hörte dann lange nichts von Vallgrén. Andere französische Kunstgewerbler, wie der Goldschmied René Lalique, erfüllten die Welt mit ihrem Ruhm, das englische und selbst das deutsche Kunsthandwerk erhoben sich zur künstlerischen Höhe, aber Vallgréns Schaffen schien mitten in seiner Laufbahn abgebrochen, und nur wenige bei uns wußten, daß der alternde Meister in jäher innerlicher Wandlung eine vollkommene Revision seiner Kunst durchmachte.

Wer heute dem finnischen Künstler von seinen früheren weltberühmten Leistungen spricht, begegnet einem fast verächtlichen Lächeln. Der inmitten der Riesenstadt einsame Pariser lebt und schafft in einem fieberhaften Drange nach Monumentalität und Größe in Konzeption und Ausführung. Der Vallgrén, den wir früher kannten, ist wahrhaft tot; seit anderthalb Jahrzehnten haben seine Hände nie wieder eines jener kleinen zärtlichen Bronzeweibchen geformt. Der Meister gehört zu den offiziellen Monumentalbildhauern Frankreichs, was, wohl verstanden, meist eine Ehre und eine Würdigung großen Schaffens ist, nicht wie bei uns ein oft mit Recht zweifelhafter künstlerischer Ruf. Viele französische Städte, auch Paris selbst, besitzen Denkmalswerke von seiner Hand.

Durch die Abbildung seines letzten und bedeutendsten Werkes, die sich in diesem Heft findet, wird nun vielleicht auch dieser Vallgrén bei uns in Deutschland bekannt werden. Er ist wert, daß man sich auch hier für ihn interessiert, und das Großartige seines Werkes ist wohl kaum zu verkennen. Er ist nicht mit Rodin in Parallele zu ziehen, auch mit Bartholomé nicht, aber er hat einen Zug ins Große, Dekorative, den vielleicht kein anderer Franzose heute so besitzt.

Sollen wir trotzdem gestehen, daß uns der frühere Vallgrén lieber ist, und daß wir das Bleibende seines Schaffens in den jungen Werken sehen, von denen er nichts mehr wissen will? Als ein Meister von Tanagra des neunzehnten Jahrhunderts wird er in der Kunstgeschichte unsterblich sein.

Lothar Brieger-Wasservogel

Illustrierte Bibliographie

Ein Buch über Max Reinhardt.

Nun ist er Professor gar und nun ist, nach hundert Debatten, aberhundert Essays und tausend Artikeln, auch ein Buch über ihn und seine Bühne erschienen. „Das Deutsche Theater in Berlin", herausgegeben von Paul Legband (bei Georg Müller in München), ist eine

Agnes Sorma als Minna von Barnhelm.
(Aus der Festschrift „Das Deutsche Theater in Berlin". Herausgegeben von Paul Legband. Verlag von Georg Müller, München.)

mit dekorativen Skizzen, szenischen Aufnahmen und zahlreichen — guten — Porträts versehene Sammlung von Aufsätzen, größtenteils aus Berliner Federn, und charakterisiert sich durch einen witzig prologisierenden Epilog Josef Ruederers „Was hoffen die Münchener von Reinhardt?" — nämlich: Verkehrssteigerung, Bierkonsumerhöhung und neue Trambahnverbindungen! — als eine Fest- und Werbeschrift zu den Spielen im Künstlertheater. Doch auch wer die nicht besucht — und ich rate jedem Verwöhnteren, der es ermöglichen kann, Reinhardtvorstellungen lieber an der winterlichen Quelle zu kosten als in der sommerlichen Verwässerung an der Isar —, auch wen es nicht reizt, Werdegang und Wirken speziell dieses Theaters zu verfolgen, sondern die Probleme der modernen Schaubühne im allgemeinen, auch der findet in dem Büchlein viel Interessantes und Instruktives. Denn, für Freund und Feind, ist Reinhardt der unbestrittene Repräsentant des derzeitigen Bühnenwesens, und so muß, wer sich mit ihm beschäftigt, notwendig auch die Struktur dieses ganzen Bühnenwesens durchschimmern, ja bis zu einem gewissen Grade auch die Grundlinien unsrer gesamten Kultur hervortreten lassen.

Allen, auch dem Herausgeber, voran in der Reihe der „Kronzeugen" für Reinhardt marschiert Maximilian Harden mit einem Briefe, der zwar schon ein paar Jahre alt ist, aber durchaus verdiente, noch einmal und an der Spitze abgedruckt zu werden; enthält er doch in einem knappen Nebensatze das Allertreffendste, was, nicht nur in diesem Buche, sondern wohl überhaupt, über die vieldiskutierten „Ausstattungs-Bestrebungen" gesagt worden ist. „Da wir den Menschen", meint Harden, „nun einmal determiniert sehen wollen, in dem Milieu, das ihn mitschuf, können wir Shakespeares kahle Bühne nicht mehr brauchen; und warum dann nicht nutzen, was die verfeinerte Technik gewährt .....?" Das war damals, und ist noch mehr heute, ein rechtes Wort zu rechter Zeit; ein Hinweis, der all den Postkutschenromantikern der Bühne, die immer über den Schatten ihrer eigenen Zeit springen und mit Griechen und Römern und Briten die Entwicklung totschlagen wollen, die Ohren klingen lassen müßte.

In dem eigentlichen Einleitungskapitel gibt der Herausgeber dann einen kurzen Abriß der Geschichte des Deutschen Theaters von seiner Gründung durch L'Arronge über die Ära Brahm bis zu dem derzeitigen Bewahrer und Neuerwecker der großen Traditionen des Hauses. Die Truppe, mit der er seine Siege erficht, läßt dann Willi Handl in einem seiner weltmännisch konziliianten Essays vorüberziehen, bei aller Glätte des Stils und der vielleicht gar zu vorsichtigen Abgewogenheit des Urteils doch die Einzelerscheinung scharf umreißend. Daß er unter allen Mitgliedern dieses Ensembles gerade Paul Wegener und Tilla Durieux als diejenigen heraushebt, in denen sich bereits die „trostreiche Spiegelung eines künftigen, schöner entfalteten Da-

seins emporringt", das ist sehr fein. Auch ich glaube, daß in diesen Beiden die einstweilen modernste und zukunftsbereiteste Form des Menschen auf der Bühne sichtbare Gestalt geworden ist; daß es Übergangstypen sind, in denen die Keime zu einer neuen, nie vorher gewesenen Synthese in bereits relativ fester Vereinigung vorhanden sind. Diese in Europa heute noch durchweg gesondert auftretenden Potenzen bezeichnet Handl sehr richtig beim Manne als „ausdauernde Kraft und raffinierte Empfänglichkeit", während er der Frau etwas vag eine „durch Zucht veredelte, vergeistigte, in jedem Sinne wohlgebildete Schönheit" zuspricht.

Ernst Stern: Skizze zur Inszenierung von Aristophanes' „Lysittrata".
(Aus der Festschrift „Das Deutsche Theater in Berlin". Herausgegeben von Paul Legband
Verlag von Georg Müller, München).

Mit den „Kleinen von den Seinen", den Namenlosen, die aber bei Reinhardt bekanntlich kaum weniger wichtig sind, ja manchmal schon allzuweit in den Vordergrund drangen, beschäftigt sich dann J u l i u s B a b s vortrefflicher Bei-

trag „Reinhardts Chorregie". Scharfsichtig und überzeugend wird darin eine Linie von dem Schauspieler zu dem Regisseur Reinhardt gezogen: die „mimische Detailphantasie" und die „dumpfelementare Ausdruckskraft" des Darstellers sieht Bab zu der „einfallsreichen pantomimischen Phantasie" und der „klaren Kraft theatralischer Akzentuierung" des Choristenführers erweitert. Gleichzeitig findet Bab die schärfste Formulierung für die Gesamtleistung des Mannes: „Der kulturelle Instinkt und die organisatorische Kraft, die ihn (Reinhardt) befähigten, die verwandten Elemente neuer Malerei, Poesie und Schauspielkunst anzuziehen und zu einem modernen Theatergebilde ineinander zu wirken[1])." In dieser sonst durchaus treffenden Aufzählung der Elemente der Reinhardtschen Regie fehlt die Musik, die darin eine, wenn auch geringere Rolle als jene drei anderen Künste, so doch keine ganz unwesentliche spielt. Oscar Bie arbeitet, in seiner scheinbar impressionistisch zusammengewürfelten, aber doch so raffiniert disponierenden Art, spürsinnig heraus, wie die Musik bei den „Gesamtkunstwerken" des Deutschen Theaters mitwirkt. Von einem „akustischen Horizont" spricht er, der die Geschehnisse auf den Brettern umschließt, einer durchgehenden Stilisierung der Geräusche, die in einem einzigen Laut jeweilig kulminiert: dem spitzen Libertinerpfiff, dem satanischen Heulton des Hexensabbaths, dem graziösen Zischen und Züngeln im Sommernachtswald. Dann zeigt er, wie Reinhardt Gesang (z. B. in den „Räubern") gewissermaßen „darstellt", und schließlich, wie die Totalität einer Aufführung im Deutschen Theater an sich so musikalisch, musikgesättigt ist, daß die eigentliche Musik wirklich nur Dienerin, Schattierung, nur eine „Kunst der Peripherie" für sie sein kann. Mit einer längeren Ausführung, in der Max Osborn recht übersichtlich die neueste Geschichte des Problems „Bühne und Bild" Revue passieren läßt, schließt dann der sozusagen theoretische Teil, und es folgen, nach kurzen Beiträgen der Reinhardtleute Roller und Holländer über „Ausstattungswesen" und das Thema: Klassiker oder junge Autoren?, allerhand kunterbunte Scherflein von vornehmlich ausländischen Freunden des Hauses: Hugo von Hofmannsthal, Hermann Heijermans, Maurice Maeterlinck, Georg Brandes, William Archer, Max Meyerfeld, Frederik van Eeden. Interessant darunter sind besonders: der launige Prolog Hofmannsthals zur „Lysistrata" und die (unübersetzte) Polemik des berühmten englischen Kritikers gegen das Buch des früheren Münchener Oberregisseurs Savits „Von der

[1]) Einen Licht und Schatten mit furchtloser Gerechtigkeit verteilenden Essay von Hermann Bahr über Wesens- und Wirkungsart des Vielgefeierten, der sich auf ähnlichen Grundgedanken aufbaut (Reinhardt ist das „große Ohr"), hat Herr Dr. Legband, wenig gut beraten, zurückgewiesen; er ist dann in der „Schaubühne" erschienen.

Absicht des Dramas", das u. a. Dinge von so krausem Dilettantismus enthält wie die Zurückführung der, im Wesen des Dramas doch zutiefst begründeten, Akteinteilung auf die allgemeine Konventionsbefangenheit der Dichter (!). Das oben erwähnte Miniatur-Pamphlet Ruederers gegen seine lieben Münchener beendet dann den literarischen Teil; ein in seiner Art ebenso interessanter und wertvoller statistischer Teil schließt das ganze Buch.

Aus diesen Aufstellungen geht hervor, daß Reinhardt in sieben Saisons 115 Stücke, also etwa 17 pro Spielzeit oder durchschnittlich alle zwei Wochen eine Première herausgebracht hat. Das ist eine, auch von einem Privattheater bisher zweifellos nie erreichte Höhe; zumal

Lesser Ury: Otto Brahm in der Loge. (Nach einer Ölskizze.) (Aus der Festschrift „Das Deutsche Theater in Berlin". Herausgegeben von Paul Legband. Verlag von Georg Müller, München.)

wenn man rechnet, wievielmal die Zahl der Aufführungen desselben Stückes bis in die Hunderte getrieben werden mußte, um die riesigen Kosten zu decken, und wenn man weiterhin bedenkt, daß unter den 69 Autoren, die die 115 Stücke stellten, kein Blumenthal, kein Kadelburg, nicht einmal ein Skowronnek oder Roessler war, dagegen so ziemlich alle, die in dem letzten Vierteljahrhundert ein paar halbwegs literarische Akte geschrieben haben. Wahrlich, man darf Reinhardt ruhig als den Repräsentanten der ersten derzeitigen Theaterkultur

Max Reinhardt als Peter Mortensgard in „Rosmersholm".
(Aus der Festschrift „Das Deutsche Theater in Berlin".
Herausgegeben von Paul Legband.
Verlag von Georg Müller, München.)

der Erde, der deutschen, bezeichnen, und viel dickere Bücher als dieses handliche (und von O r l i k vornehm ausgestattete) dürfen mit gutem Gewissen über ihn geschrieben werden. —

Harry Kahn.

Karl Walser: Figurinen zu Nestroys Posse „Einen Jux will er sich machen".
(Aus der Festschrift „Das Deutsche Theater in Berlin". Herausgegeben von Paul Legband.
Verlag von Georg Müller, München.)

Redaktion: Dr. Max Osborn. — Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Curt Radlauer; für den Inseratenteil: Walter Fliegel. Sämtlich in Berlin. Verlag „Nord und Süd", G. m. b. H., Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32. Zuschriften und Einsendungen werden ohne Angabe eines Personennamens erbeten. — Druck: Schlesische Buchdruckerei vorm. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III, Siebenhufenerstraße 11—15.

Lessing-Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft. Eingetr. Verein.

Vor uns liegt ein kleiner Zeitungsausschnitt — 10 Jahre alt —, dem wir folgendes über eine Veranstaltung der Lessing-Gesellschaft entnehmen:

„Ein schöner, genußreicher Abend wurde uns geboten, und ein distinguiertes, kunstverständiges Publikum füllte den Saal bis auf den letzten Platz. Detlev von Liliencron stand auf dem Podium, einer der ersten unter den lebenden Lyrikern und ein erklärter Liebling des deutschen Volkes. Mit rauschendem, nicht endenwollendem Beifall begrüßte das Auditorium den Dichter, und orkanartig schwoll der Applaus an, als Liliencron seine Novelle „Der Narr" gelesen hatte, eine ergreifende Episode aus dem deutsch-französischen Kriege. — Der militärische Kommandoton läßt sich zwar aus Liliencrons Vortrag nicht ganz vertilgen, tritt aber zurück hinter der bescheidenen, ungezierten Liebenswürdigkeit seines Wesens, die einen wohltuenden Einfluß auf den Zuhörer ausübt. Nach einer kleinen Pause brachte der Dichter zwei launige Scherzgedichte: „Die neue Eisenbahn" und „Auf der Kasse", zum Vortrag; der köstliche Humor, der diesen Gedichten zugrunde liegt und im Vortrag des Dichters trefflich zum Ausdruck kam, riß das Publikum zu stürmischem Jubel und vielfachen Hervorrufen des Gefeierten hin."

Das war vor zehn Jahren. Und heute? Detlev von Liliencron ist tot. Nie wieder werden Worte wie die vorstehenden über ihn gesagt werden, nie wieder werden wir unter dem Eindruck seiner Schöpfungen gleichzeitig den Zauber seiner Persönlichkeit empfinden. Aus seinen Dichtungen aber soll er uns immer von neuem erstehen, lebendig in uns allen, kühn, fröhlich und frei, und darum wird der erste Abend des neuen Gesellschaftsjahres seinem Gedächtnis gewidmet sein. Dr. Hans Bethge, dem engeren Freundeskreise Liliencrons angehörend, wird dem toten Freunde die Gedenkrede halten, und ein berufener Interpret seines Wortes soll uns seinen Geist heraufbeschwören. Ihre Mitwirkung für das diesjährige Programm haben ferner zugesagt: Herr Bürgermeister Dr. Reicke, Dr. Ludwig Fulda, Herr Ph. Spandow, Herr Geh. Medizinalrat Leppmann, Frau Gabriele Reuter. Einzelne Verhandlungen sind noch nicht abgeschlossen; doch stehen uns neue und interessante Veranstaltungen in Aussicht.

Der Vorstand.

2.

Abendlied.

(Otto J. Bierbaum.)

Alfred Lorenz.

Sehr langsam. *durchweg sehr leise.*

Gesang.

Pianoforte.

Die Nacht ist nie - der - ge - gan - gen, die schwar - zen Schlei - er han - gen nun ü - ber Busch und Haus. Leis — rauscht es in den Bu - chen, die letz-ten Win - de su - chen — die voll-sten Wip - fel sich zum Ne - - ste aus.

p sempre molto legato

pp

Ped. *(Verschiebung)*

pp

espr.

p

Ped. *(tre corde)* Ped. Ped.

Noch ein - - mal leis' ein

ppp l. H.

(Verschiebung)

We - hen, dann bleibt der A - - - tem ste-hen der

verhauchend

müden, müden Welt. Nur noch ein za-ges Be - ben fühl durch die Nacht ich

espr. p pp

schwe-ben auf die der Frie - de sei-ne Hän - de hält.

p ppp mf pp l. H.

Zu der Musikbeigabe.

Alfred Lorenz.

Während Alfred Lorenz als Konzert- und Operndirigent seit ungefähr schon zehn Jahren auch über seinen engeren Wirkungskreis hinaus ziemlich bekannt geworden ist, haben seine Kompositionen bisher noch wenig Verbreitung gefunden, in erster Linie, weil er in allzu großer Bescheidenheit sie meist in seinem Pulte verschlossen hielt, statt sie der Öffentlichkeit zu übergeben, was ihm in seiner Stellung als Gothaer Hofkapellmeister gar keine Schwierigkeiten gemacht hätte. Es bleibt ein Verdienst des Musikverlegers Alfred Hoffmann (in Firma C. F. Kahnt Nachfolger) in Leipzig, das erste größere Alfred Lorenzsche Werk in den Musikalienhandel gebracht zu haben, ein Klavierquartett. Auch das kürzlich erschienene Heft mit drei Liedern, von denen das mittlere, das tief empfundene und die Stimmung ganz ausgezeichnet widerspiegelnde „Abendlied", hier als Musikbeigabe geboten wird, ist erst auf Drängen eines mit dem Tondichter zufällig bekannt gewordenen Herrn veröffentlicht worden. Jetzt, wo der Bann des Zagens vor dem Publizieren von ihm genommen worden ist, wird der reich begabte Künstler hoffentlich die Ruhe, die ihm nach angestrengter Kapellmeistertätigkeit im Winter der Sommer gibt, zu eigenem Schaffen mehr als bisher benutzen und seine symphonischen Dichtungen „Columbus" (1905) und „Orestie" (1906) herausgeben; bekanntlich haben letzteren Stoff Weingartner und Taneiew als Musikdramen neuerdings verarbeitet, auch bildet ja die „Elektra" von Richard Strauß einen Teil der „Orestie". Lorenz hat sein Werk, das durch bestrickende melodische Wendungen sich auszeichnen und in der harmonischen und orchestralen Ausgestaltung durchaus modern sein soll, in die drei Sätze „Agamemnon", „Orestes" und „Die Eumeniden" zerlegt. Er ist übrigens der Komponist der durchaus von Wagner beeinflußten Oper „Helges Erwachen", die seinerzeit bei der noch von Herzog Ernst II. ausgeschriebenen Gothaer Opernkonkurrenz durch eine besonders ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnet und am 5. Februar 1896 bei ihrer Aufführung im Schweriner Hoftheater durchaus warm aufgenommen worden ist.

Alfred Lorenz ist am 11. Juli 1868 in Wien geboren, wo damals sein Vater, ein höchst verdienstvoller Geschichtsforscher und Genealoge, an der Universität lehrte; als dieser dann 1885 einem Ruf nach Jena folgte, studierte sein Sohn hier, in Leipzig und auch in Berlin angeblich Jura, in Wahrheit beschäftigte er sich fast ausschließlich mit Musik, insbesondere arbeitete er in den Akademischen Richard Wagner-Vereinen sehr eifrig für die damals ja noch nötige Bayreuther Propaganda. Ermutigt durch Philipp Spitta und Robert Radecke, deren Unterricht er genossen hatte, hängte er dann schließlich die Jurisprudenz ganz an den Nagel und wurde, um sich für die Laufbahn eines Bühnendirigenten vorzubereiten, Korrepetitor an dem Stadttheater in Königsberg; an kleineren Bühnen Norddeutschlands und der russischen Ostseeprovinzen war er dann tätig, eine Zeit lang auch in Elberfeld als zweiter Kapellmeister; nachdem er einige Monate in München am Hoftheater wieder als Korrepetitor gewissermaßen von vorn angefangen hatte, erhielt er im Herbst 1897 einen Ruf als Chordirektor nach Gotha; bald wurde er hier, wo damals Karl Pohlig an erster Stelle wirkte, zweiter Kapellmeister. Sein Wirken fand solche Anerkennung, daß er

1901 einstimmig zum Dirigenten des Gothaer Musikvereins gewählt wurde. Um sich diesem ganz widmen zu können, zog sich Lorenz, der 1902 zur Assistenz bei den Bayreuther Festspielen zugezogen wurde, von der Theatertätigkeit zurück, zumal er an der Gothaer Bühne nicht weiter an zweiter Stelle stehen wollte, wurde aber bereits 1904 nach einer von ihm aus Gefälligkeit geleiteten unverkürzten Meistersinger-Vorstellung als erster Kapellmeister für die vereinigten Hoftheater in Gotha und Koburg gewonnen, so daß er, da er den Gothaer Musikverein beibehalten und in Koburg einen Oratorienverein gegründet hat, das musikalische Leben in diesen beiden thüringischen Residenzstädten durchaus beherrscht.

Wer irgend kann, versäume nicht, sich sein bereits oben erwähntes Klavierquartett in E-Dur näher anzusehen. In geradezu meisterhafter Weise hat er es verstanden, unter Beibehaltung der klassischen Form ein in Harmonik, Rhythmik und Inhalt modernes Werk zu schaffen, das durch seine Ursprünglichkeit, Jugendkraft und Frische von vornherein gefangen nimmt. Hoffentlich bleibt es nicht das einzige Kammermusikwerk des Komponisten, dessen Beruf und ganze Neigung ihn natürlich vorwiegend zum Schaffen von Musikdramen hindrängen muß.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

* * *

Die Renaissance der alten Musik.

Die letzten Jahre haben eine lebhafte Bewegung zur Wiedererneuerung der alten Musik gebracht. Ein Hauptverdienst um diese Bestrebungen hat sich die Pianistin Wanda Landowska durch ihre Konzertvorträge alter Stücke auf dem Clavecin (Cembalo) erworben. Nun hat sie auch ihre Feder in den Dienst ihrer Ideen gestellt und soeben im Verlag des „Mercure de France“ eine historisch wohldokumentierte musikalisch-ästhetische Streitschrift erscheinen lassen „Musique ancienne“, die in kaum 14 Tagen die dritte Auflage erreichte und über die viel debattiert wird. Ein warmer Anhänger von Frau Landowskas Ideen ist der greise Leo Tolstoi, der die Künstlerin mehrfach zu Besuch nach Jasnaja Poljana einlud, um dort mit ihm zu musizieren.

Frau Landowska hat mir gestattet, aus ihrem Werk Bruchstücke in freier Auswahl und Übertragung zu veröffentlichen. Ich freue mich, in diesen Blättern auf die Künstlerin und ihr Wirken hinweisen zu können.

Adele Schreiber.

Die musikalisch-ästhetischen Anschauungen des 18. Jahrhunderts.

Wenn das Publikum und selbst wenn die Musiker von alter Musik sprechen, so schwebt ihnen insbesondere die des 18. Jahrhunderts vor, irgend ein Menuett, eine Gavotte, eine Opernmelodie, und so rechtfertigt sich teilweise ihr Vorwurf, daß die alten Komponisten oberflächlich waren.

Sicherlich waren sie es auch: aber es war eine gewollte, der Verfeinerung entspringende Oberflächlichkeit.

Anstatt sich in den dunklen Wassern der Tiefe zu bewegen, zogen sie es vor, über die Oberfläche zu gleiten.

„Das Ernste ist niemals anmutig“, sagt Voltaire, „es zieht nicht an. Es nähert sich zu sehr dem Strengen, das abstößt.“

Lieber als die Höhepunkte der Affekte waren ihnen die zarten flüchtigen Gebilde, die sich sanft ins Herz einschmeicheln, oder weiche, elegante, anmutige Nichtigkeiten mit einem koketten Einschlag, lachend süße Töne, die das Ohr ergötzen.

Sie ergaben sich nur dann der Gefangenschaft, wenn ihre Ketten Blumenguirlanden waren. Den Stürmen des Menschenherzens zogen

sie den Frohsinn des Lebens vor, die lachende, heitere Schönheit, oder den Ausdruck würdiger Feierlichkeit.

„Schmerz, du bist kein Übel", so sagten die Stoiker.

„Aber auch kein Gut", scheinen die Menschen des 18. Jahrhunderts zu erwidern. „Meiden wir lieber den Schmerz, ermüden wir die Welt nicht mit unserer Trauer und unserem Kummer."

Man warf Gluck seine Härte, seinen Mangel an Leichtigkeit und Grazie vor, insbesondere auch den Mißbrauch von leidenschaftlichen Akzenten und Schmerzensausbrüchen.

Als Zweck der Kunst wird nicht nur die Auslösung von Erregungen angesehen, sondern das Wohlgefühl, das diese begleitet; es genügt nicht, daß die Erregung stark sei, sie soll auch noch angenehm sein.

Mozarts Ideen stimmen hiermit völlig überein. Delacroix zitiert einen seiner Briefe, der sozusagen ein Programm enthält:

„Die heftigen Leidenschaften sollen niemals derart ausgedrückt werden, daß sie Widerwillen erregen. Selbst in den grauenhaftesten Situationen soll die Musik niemals das Ohr verletzen oder aufhören, Musik zu sein."

Man sucht die Brutalitäten zu mildern, die Leidenschaftsausbrüche, die Schreie, das Röcheln zu vermeiden, ebenso alles, was die Sinne dieser Menschen verletzen könnte, die durch Erziehung gelernt hatten, die Formen ihrer Äußerungen zu zügeln.

Man vermied, was man die fehlerhafte Nachahmung (l'imitation vicieuse) nannte; nämlich das, was nur groß ist, als gigantisch darzustellen, das, was lediglich einen männlichen Charakter trägt, bis zur Härte zu steigern.

Die Mäßigung und die abgeklärte Vornehmheit der griechischen Kunst waren die Basis des französischen Geschmacks im 18. Jahrhundert.

Romain Rolland hat völlig recht, wenn er sagt, daß die meisten musikalischen Diskussionen: Ramisten gegen Gluckisten, Debussysten gegen Wagnerianer im Grunde in dem großen Gegensatz zwischen aristokratischer und volkstümlicher Kunst gipfeln. Das Hauptverdienst dieser Musik, die an den Höfen der Könige und in einer Gesellschaft, welche den Formen und der Höflichkeit einen so breiten Raum anwies, gepflegt wurde, mußte in der Eleganz, der Schmiegsamkeit, der Reinheit des Geschmacks bestehen, unter Vermeidung von allem, was die zarten Seelen abstoßen konnte. Daher ihre Leichtigkeit, ihre göttliche Frivolität, die mitunter mit feierlicher Würde abwechselt, aber immer von Grazie und Geist erfüllt ist.

Es fehlen ihr die Größe und die kräftigen Akzente.

Aber verlangen wir nicht von dieser Königin, einer zugleich so einfachen und so künstlichen Schönheit, daß sie uns durch die Kraft ihrer Muskeln oder die Wucht ihres Auftretens überraschen soll. Seien wir ihr dankbar, daß sie in die Musik etwas von ihrer Würde und lieblichen Anmut hineingetragen hat.

Die Romantik.

Wir stehen am Ende des 18. Jahrhunderts.

Jeder Boden wird erschöpft, wenn er lange Zeit derselben Kultur unterworfen wird. Man begann des ewigen Vogelgezwitschers, der gehaltenen Empfindungen, der liebenswürdigen Nichtigkeiten überdrüssig zu werden. Den leisen Erregungen, die mit ihren zarten Schauern nur die Seele streiften, setzte man nun heftige Akzente voll Leidenschaft und Stärke entgegen, die auf die Sinne herniederwuchten und die Nerven bis zum äußersten anspannen. An die Stelle der Gerechtigkeit und der weisen Mäßigung traten gigantische Übertreibung und Zügellosigkeit, ein Überschwang von Bewunderung oder von Haß, lauter Extreme, lauter Paroxysmen. Man fürchtet den bedenklichen Schritt

nicht mehr, der das Erhabene vom Lächerlichen trennt, ja man geht ohne Besorgnis noch darüber hinaus. Alles zielt darauf ab, in leidenschaftlicher Ekstase selbst den Kopf zu verlieren, anderen die Besinnung zu rauben, Herz und Phantasie förmlich zu überschütten.

Man atmet nur auf Höhen. Grazie, Geist, Ausgeglichenheit, Vergnügen, alles, was bezaubert und reizvoll ist, wird in Acht und Bann getan. Man nimmt im Gegensatz hierzu einen explosiven Stil an und nährt unablässig den Gedanken von Leid und Größe. Man empfindet ein geheimnisvolles Glück dabei, seine Wunden bloßzulegen, seine Narben zu zeigen und, seltsamer Gegensatz: während die parfümierten Galans fröhlich aufs Schlachtfeld gingen wie zu einem Ball, macht das geringste Stäubchen diese Repräsentanten der Männlichkeit mit der königlichen Mähne, die alles, was zart und weichlich ist, zurückweisen und nur bei ihrer wilden Männlichkeit schwören, vor Schmerzen ächzen. Es ist guter Ton geworden, zu übertreiben und die Welt mit den Ausbrüchen seiner Verzweiflung zu erfüllen.

Die Feinfühligen beklagen sich über die Verderbnis des Geschmacks, Männer von Geist verspotten diese Dichter, die im stillen, behaglichen Hafen Stürme ersinnen und mit ihren Federn hundertmal gigantische Schaumberge emporheben.

Und etwas später wollen verfeinerte Geister in Deutschland, wo dieses Genre weniger Mühe hat, durchzudringen, sich der Tyrannei des Schmerzes nicht ohne weiteres unterwerfen.

So finden sich in den Briefen Goethes an Zelter verschiedene Stellen, in denen er mit leiser Ironie darüber klagt, wie es die jungen Leute lieben, in Trauergesängen zu schwelgen oder in schmerzvollen Tönen verlorene Liebe zu beweinen. Selbst Beethovens Größe erkannte er zwar an, fand aber seine Lebensanschauung weder angenehm für ihn selbst noch für andere.

Aber die von heiteren Märchen übersättigten Kinder lehnen die neue Richtung voll von Gespenstern und Schrecken keineswegs ab, Kinder lieben ja Geschichten, die zum Gruseln sind.

Und die Frauen, gierig nach allem, was traurig macht, sind vielleicht die ersten, die solche tragische und herzzerreißende Erregungen suchen.

So respektieren denn die Neuerer, ermutigt durch den Beifall, der ihnen zuteil wird, nicht mehr die geheiligten Gesetze der Schönheit; sie drohen, alle Traditionen über den Haufen zu werfen und ein völliges Widerspiel aufzurichten.

Man hatte Grund, besorgt zu sein.

Und dennoch, trotz aller Besorgnisse beweist die reiche Ernte an Meisterwerken und Wundern, die uns die Romantik hinterlassen hat, neuerdings die Hinfälligkeit der autoritativen Vorschriften über die Schönheit, die uns die Geschmacksprofessoren aller Richtungen aufdrängen wollen, sei es im Namen der geheiligten Tradition oder im Namen des gebenedeiten Fortschrittes.

Die Wiedergeburt der alten Musik.

Noch sind wir taub gegenüber den Wundern und Schönheiten, welche die Seele durch das ferne melodische Echo erheben und die Herzen Gleichempfindender von Jahrhundert zu Jahrhundert mit göttlichen Banden verbinden.

Jeder mehr oder weniger gebildete Musiker bewundert die Meisterwerke eines Raphael, Leonardo da Vinci, Botticelli; aber welche Werke der Renaissance in der Musik sind ihm wohl vertraut?

Der Maler, der Bildhauer, der Dichter, sie wissen, daß man das Schöne nur variieren kann. Der

Musiker allein will, daß seine Kunst unablässig „Fortschritte mache".

Und so wird in der Geschichte unserer Kunst immer nur von Revolution und Befreiung gesprochen.

Das Italien des 17. Jahrhunderts soll das Verdienst haben, die Melodie von den polyphonen Ketten, die sie zu sehr einengten, „befreit" zu haben.

Lully hat uns angeblich von dem gezogenen und düsteren Gesange der Alten „befreit". Rameau „befreite" uns von der Richtung Lullys. Die Italiener des 18. Jahrhunderts „befreiten" uns von der Trockenheit Rameaus durch die Grazie und Leichtigkeit ihrer Erfindung.

Die Romantiker „befreiten" uns wieder von der Oberflächlichkeit der Italiener und Franzosen und vom kontrapunktischen Panzer der Bachschen Musik.

Zu jedem Zeitpunkte glaubte man, uns einen Dienst zu erweisen, indem man uns von der Last unserer Kostbarkeiten befreite. Das Erbrecht wird in der Musik unterdrückt, und wir sind darauf angewiesen, vom schmalen Gut des Tages zu leben. Indem man so das Besitztum vermindert und begrenzt, stürzt man sich auf den Modekomponisten, um bei ihm alle Schönheiten oder Schwächen zu finden.

Was haben die Kommentatoren von Wagner nicht in jeder Phrase seiner Opern gefunden: — — Philosophie, Astrologie, Metaphysik und tausend Dinge, die er nie hineingeheimnißt hat.

Und schon spricht man davon, uns vom Wagnerianertum zu „befreien".

Aber wir wollen diese Befreier gar nicht, diese falschen Messiasse. Zu oft schon haben wir dasselbe Spiel erlebt. Wir wollen ihnen antworten: „Schafft neue Schönheiten; wir werden sie lieben, ohne darum das Erbteil der Meister, auf denen ihr aufbautet, in den Schatten zu verbannen. Schafft neue Werke — —." „Kunstwerke sind doch keine Wölfe, die sich untereinander auffressen", so sagt Gounod.

Im Gegensatz zu den Diktatoren des Geschmacks waren alle großen Musiker von Bewunderung und Zärtlichkeit für die Werke ihrer Vorgänger erfüllt und erhoben keinen Anspruch darauf, mit ihrem strahlenden Ruhm die ganze Vergangenheit zu verdunkeln. Die Kunst der Griechen ist uns verloren gegangen; aber wie wenig ist uns auch von den Schätzen des Mittelalters und der Renaissance vertraut. Gleich alten abgelegten Kleidern werden Meisterwerke weggeworfen, wenn die Mode sich geändert hat.

Ich bin weit entfernt davon, die Gegenwart zu verlästern oder etwa gar, wie manche übertriebenen Lobredner der Vergangenheit, in der Kunst unsrer Zeit Entartung und Niedergang zu entdecken. Ich lasse jedem das Recht, eine oder die andre Kunstepoche zu bevorzugen; ich bekämpfe jedoch die Ansicht, daß die Musik gleich einem braven Pennäler von Klasse zu Klasse aufsteigt, um endlich „reif" zu werden. Aus allen Zeiten haben wir vollendete Kunstwerke, vor denen uns nur Andacht geziemt, denn sie haben die höchste Vollkommenheit erreicht. In ihrer Art und Richtung bedeuten ein Weihnachtsoratorium von Bach so gut wie ein graziöses Stück von Couperin, Werke von Paläſtrina, so gut wie solche von Brahms, die Schöpfungen eines Beethoven nicht minder wie die eines Wagner Gipfel der Vollendung, die einen „Fortschritt" ausschließen.

Wir wollen nach Gutdünken und Laune an allen Erregungen, an allen Ekstasen Anteil haben, und die Bannerträger des Fortschritts werden uns nicht einreden, daß, während die anderen Künste herrlich erblühten, die von allen bewunderte Musik nur eine armselige, kränkliche Pflanze war, die sich kaum über dem Boden hielt. Unter der Jahrhunderte alten Asche entdecken wir unverlöschte, ewige Gluten, die sanft erwärmen.

Versuche zur Wiederbelebung und Erhaltung der alten Musik sind in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in bescheidenem Umfange gemacht worden; sie haben in allerletzter Zeit einen erfreulichen Aufschwung genommen. In Deutschland verdienen die Veröffentlichungen der Bachgesellschaft, die Händel-Ausgabe von Chrysander und Seiffert, die „Denkmäler der deutschen Tonkunst", die historischen Arbeiten von Kretschmar, Johannes Wolff, Hugo Riemann, Seiffert, Schering, Heuß, Schneider und anderen volle Anerkennung; nicht zu vergessen die Studien über erotische Musik, die unter Leitung von Professor Stumpf, Dr. Abraham und Dr. Hornbostel ausgeführt werden. Das Museum alter Musikinstrumente von Oscar Fleischer ist von bewundernswerter Reichhaltigkeit. In Österreich sei auf die „Denkmäler österreichischer Tonkunst" verwiesen, um die sich Guido Adler ebensoviel Verdienste erworben hat, wie durch seine historischen Arbeiten, daneben sind noch Namen wie Botstiber, Koczirz, Mandyczewski genannt. In England finden wir das „Virginal-Book", herausgegeben von Fuller-Maitland und Barclay-Squire, die Ausgabe von Purcell, von Pasquini-Kuhnau, von Kerl mit den trefflichen Kommentaren von Shedlock; die historischen Arbeiten dieses letzteren und die des schon genannten Fuller-Maitland, sowie solche von Dannreuther, Niecks und anderen. In Rußland kenne ich nur die interessanten Ausgaben von Findeisen, „L'Antiquité russe". In Polen hat die Renaissance-Bewegung, angeregt von den Musikhistorikern Chybinski und Obienski, begonnen. Über die andern Länder bin ich nicht genügend unterrichtet; auf Frankreich jedoch sei etwas ausführlicher eingegangen. Hier haben wir zunächst das Monumentalwerk „La Musique de la Renaissance Française" von Expert, die Orgel-Ausgaben von Guilmant und Pirro, die Publikationen der „Société Internationale de musique", die neuen Ausgaben von Rameau und Couperin, die historischen Arbeiten von Romain Rolland, la Laurencie, Marnold, Aubry, Schweizer, Pirro, Quittard, Ecorcheville, Laloy, Greilsamer, Arthur Pougin, Adolphe Jullien usw.

Wir sehen an der Spitze der Bewegung unsre großen modernen Musiker Saint-Saëns, D'Indy, Debussy, Dukas und den unermüdlichen Bordes. Damit befolgen diese Musiker nur das Beispiel der Großen aller Zeit; denn stets haben Meister wie Bach, Wagner, Liszt, Joachim, Bülow, Rubinstein sich in Andacht vor den Werken der Genies, die ihnen vorangingen, gebeugt. Gesellschaften zur Wiederbelebung der alten Schätze auch durch Aufführungen sind fast allenthalben entstanden, und sie mehren sich täglich. In Rußland haben die berühmten Konzerte des Konservatoriums innerhalb 40 Jahren nicht ein einziges Werk von Bach zur Aufführung gebracht — in den großen Symphoniekonzerten hingegen, die von dem trefflichen Siloti dirigiert werden, umfaßt jedes Programm auch alte Werke; und das Publikum beklagt sich keineswegs darüber, sondern im Gegenteil, es zeigt die größte Begeisterung für Bach, Händel, Mozart usw.

Früh oder spät werden Leute mit verfeinertem Geschmack den Wert dieser unvergänglichen Schönheiten anerkennen. Dann wird eine Zeit gekommen sein, in der man uns hilft, musikalische Museen zu errichten, wo wir unsre Tizians, unsre Velasquez, unsre Raphaele erhalten und bewundern können, so gut wie die Maler die ihren.

Redaktion der Musikbeigabe: Kurt Fliegel, Berlin, Kurfürstendamm 135

Inhalt des 130. Bandes:
Juli / Augufi/September 1909

1.98181.

Richard Wagner als Dirigent.
Silhouette von])t. Otto B Ã¶ h l e r.
(GpYrjgbt 1906 b)- WerckmejztecÃŸ [(11 BRUNO?, Zecljn W 8.)
Zum Auï¬aÃŸ von Leopold Schmidt.

Sigurd Jbfen:

Natur und Menfch.

I

Daß es religiöfe Dogmen gibt- die zwar Gegenftand des Glaubensx
aber dem Verfiande unzugänglich findF wiffen wir Alle. Ebenfo wiffen
wir- daß es ethifehe Grundfäße gibt7 die man mit dem Munde bekennt/
aber felten zur Richtfchnur feiner Handlungen wählt. Doch wohl nur die
Wenigfien machen fich klarz daß es wiffenfchaftliehe Wahrheiten gibth
die einer ähnlichen Begrenzung unterworfen find- da wir fie uns aus-
fchließlich als Wiffen zu eigen machenz ohne fie in unfer tieferes Be-
wußtfein aufzunehmen. Und das wage ich gerade von den Wahrheiten
zu behauptem die die größte theoretifche Tragweite haben: von keinen
geringeren Entdeckungen als denenh die fich an die Namen Kopernikus und
Darwin knüpfen. Die Erde aus ihrer zentralen Lage gefchleuderth der
Menfch feines göttlichen Adelsbriefes beraubtz eine folche Ideenver-
fchiebung fieht ganz einzig dah denn fie trifft ja das Fundament unferes
Dafeins felbfi. Man fielle fich einen König von durchdrungen von den
höchfien Gedanken über feine Abkunft und fein Gottesgnadentum- der
dann plötzlich erfährth daß er ein untergefchobenes Kindz der Sohn eines
Handwerkers iii: was für eine Umwälzung wird nicht in feinem
Innern fiattfinden. Welche Erklärung gibt es alfo dafür; daß eine fo
ungeheuere Veränderungy wie fie die Wiffenfchaft in den Begriffen von
der Stellung der Erde im Univerfum und der Stellung des Menfchen
in unferem planetarifchen Leben hervorgerufen hatz nicht unfere ganze
Grundftimmung beeinflußt- unfere Generation genötigt hath mit völlig
neuen Werten zu rechnen? Denn Niemand wird behaupten können-
daß unfere Lebensanfchauung düftererh unfere Selbftfchäßung geringer
geworden ifi„ als bei den Generationenz die da glaubtenh daß die Erde
der Mittelpunkt der Welt und der Menfrh am fünften Schöpfungstage
als Ebenbild Gottes geformt worden fei. Es ifi nur eine Erklärung
möglich: wir haben diefe Refultate der Naturforfchung rein verfiandes-
gemäß in den Kreis unferes Wiffens aufgenommen; aber bis zu unferem
Gefühl find fie nicht vorgedrungen; an unferen Motivenh unferen Zielen-
unferem innerfien Ich haben fie nichts ändern können,

Deshalb: wenn von einer naturwiffenfGaftlichen Weltanfchauung
die Rede tft) die fiets an Terrain gewinnt) fo hüte man fich) der Umbildung
eine übertriebene Bedeutung beizulegen. Es ift wahr) jedes Schulkind
lernt heutzutage) daß die Erde fich um die Sonne drehen muß) und daß
diefe Sonne wiederum nur ein Firfiern unter Millionen anderer ifi. Wir
iviffen) daß fie ebenfo wie diefe der Vergänglichkeit preisgegeben ift) daß
fie früher oder fpäter zugrunde gehen muß) fei es infolge eines natür-
lichen Todes) fei es infolge einer Kataftrophe. Was bleibt dann von
unferem kleinen Planeten übrig? Auch jetzt ift er ja nicht mehr als
ein Ständchen im Weltall. Vielleicht nicht einmal das einzige feiner
Art; es gibt womöglich Weltkörpen die eine 'ahnliche Entwickelung
durchmachen) ein organifches Leben aufweifen können und in der Be-
ziehung unfere Erde überholt haben. Das erzählt uns die Natur-
forfchung„ und wir akzeptieren es gewiffermaßen) d. h. wir regiftrieren
es pflichtfchuldigfi in unfer Gehirn ein. Aber Theorie und Praris find
zwei fehr verfchiedene Dinge: wir huldigen Kopernikus/ folgen aber
Ptolemiius. Und zwar nicht nur im Sprachgebrauch) der immer noch die
Sonne auf- und untergehen läßt. Wir find an die Erde gebunden)
für uns i| fie der Mittelpunkt) fo verfchwindend fie tft. Wie oft hat man
nicht gefagt) die Aftronomie fei geeignet Demut zu lehren) weil fie
uns daran gemahny welch einen unbedeutenden Teil des Weltalls
unfer Planet und das fich auf ihm regende Leben in Wirklichkeit darfiellen.
Das klingt fo einleuchtend) und dabei ifi es doch nur Binfenweisheit. Die
ungeheuren Dimenfionen des Himmelsraumes können freilich uns flüchtig
imponieren) wenn fie in Zahlen ausgedrückt werden. Aber gerade weil
die Zahlen fo unfaßbar hoch find) erwecken fie keine wirkfame Vorftellung.
Denn uns fehlt der Sinn für das unendlich Große wie für das unendlich
Kleine: unfer Auge i| auf menfchliche) auf irdifche Verhältniffe eingeftellt.
Wenn von anderen Planeten berichtet wird) was befchäftigt dann die
Phantafie des Laien? Die großen Dimenfionen) die großen Abfiände?
Nein) in neun von zehn Fällen wird es fich) charakterifiifch genug) heraus-
ftellen) daß fein Intereffe fich vor allen Dingen auf die Frage konzentriert)
ob diefe Geftirne wohl von menfchenähnlichen Wefen bewohnt find.
Der Menfch ifi nun einmal für uns der wichtigfie aller Gegenftände.
Sollte es anders fein) dann müßten wir den archimedifchen Punkt gefunden
haben) der uns ermöglichte) uns felbft von einem außer und über unferer
Menfchheit gelegenen Ort zu betraahten. Wir haben ihn nicht gefunden)
und wenn behauptet wird) Darwin habe den Anthropozentrismus totge-

iihlagen- fo mag das für die Wiffenfchaft zutreffen- aber nicht für die praktifche Lebensauffaffung. Die Forfchung fagt uns/ daß der Menfch nur ein Glied in einer Kette- ein begabter Emporkömmling ift„ der von fehr unanfehnlichen Vorfahren fiammt. Wir hören- daß die Zeit- die er auf Erden gelebt hat- mit dem ancjen ragjroe anderer organifcher Formen verglichem äußerfi kurz iftx und ziehen den Schluß daß er- wie er einfi entfianden ifix auch einfi vergehen wird, Denn die Wiffenfchaft klärt uns darüber aufx daß wir in dem großen Naturprozeß keinerlei befondere Bedeutung haben. Die Natur ifi gleichgültig gegen unfer Wohl und Wehe; Infekt oder Menfclx beide find fie in ihr nur vorübergehende Entwickelungszufiände von Stoff und Krafth Eintagswefem deren Nichtigkeit wir ahnen- wenn wir an den unbegrenzten Raum und die ewige Zeit denken. Und wir können uns zu diefer Lehre bekennenx mit kleidfamer Demut unfere unbedeutende Rolle zugebenh in einer müßigen Stunde damit kokettieren: wir können es fo ausgezeichnet gutz weil wir im letzten Grunde nicht an unfer neu gewonnenes Wiffen glauben- fondern uns troßalledem als die Auserwählten der Schöpfung fühlen. Im Prinzip können wir die Einheit der Natur proklamieren und uns felbfi in den großen Zufamnienhang mit einbeziehen. Pantheifienx Monifien: mag fein„ daß wir in unferer Eigenfchaft als Anhänger eines philofophifchen Syfiems gewiffermaßen berechtigt find! uns fo zu nennen, Aber fchließlich find wir es wohl nur unter fo ziemlich denfelben Bedingungenf wie Victor Hugo- als er fich unterfingx Weltbürger und Demokrat zu fein: Weltbürger in einer Verbrüderung der Völkety in der das Vaterland Victor Hugos an der Spitze marichierte/ und Demokrat in einer Gefellfchafß in der alle gleich waren - ausgenommen Victor Hugo- der Einzigex Unvergleichliche. „Was gilt mit diefe Quinteffenz vom Staubelß fagt Hamlet vom Menfchen. Aber wir miiffen eingefiehen: fie ifi für uns Allesx fie ifi die Welt felbfi. Nie wird die Unendlichkeit der Natur unfer Inneres fo erfüllen- wie die Mannigfaltigkeit des menfchlichen Lebens. Keines ihrer Phänomene- fo merkwürdig es auch i179 wird in feiner Wirkung auf uns mit den menfchlichen Ericheinungen- mit dem Menfchen als Individuumx mit dem Menfahen als Malie rivalifieren können. Hier kann die Unermeßliihkeit des Sirius nicht mit der Größe Cäfars wetteiferm und das Erdbeben in Liffabon/ der vulkanifche Ausbruch des Krakatoa läßt fich an nachhaltiger Tiefe des Eindrucks nicht mit gewiffen Epifoden der franzöfifchen Revolution vergleichen. Die Natur ifi uns fremd„ und foll fie uns näher gebracht wer-ze"x fo muß es gefchehem indem man fie fozufagen vermenfchlicht.

Denn der Menfch ift immer der Maßftab aller Dinge gewefen. Natur oder Gottheih haben wir fie uns erklären wollenx fo ifi es immer kraft des menfchlichen Mediums- „sub spooio bumanjtatig", gefchehen. Das höchfte Wefen der Religionen ift ein Inbegriff all der menfchlichen Eigenfchaftem die zu ihrer Zeit als die vollkommenften galten. Phidias konnte für feinen Zeus und Michelangelo fiir feinen Gott Vater keine andere als die menfch- liäze Geftalt finden. Der Dichten der die Gewalt der Elemente befingtz der Maler; der uns die Schönheit der Landfchaft veranfchaulicht- wir felbft- wenn wir andachtsvoll die Natur bewundern - was anderes tun fie und wir- als eben diefe Natur mit menfchlichen Gedanken und Gefühlen zu er- füllen? Die Naturz in der aufzugeben Goethe fich fehnte- wie man uns erzähltX war doch fchließlich von i h m gefäyaffenz ein Refler feiner eigenen Seelenftimmung. Der Pantheismus zählt ihn zu feinen größten Namen - und für was Alles kann man fich nicht auf ihn berufenh diefen allfei- tigen Geifiz der das Abendland und den Orient umfpanntez gleichzeitig klaffifch und romantifch wart von der Ruhe der Antike geprägt und durch- drungen von moderner Empfindfamkeit. Jar Goethe war Pantheifi; aber er war auch ein Verehrer der großen Perfönlichkeit. Seinen Liedern hat man feine Odem feinem Naturgefiihl feine Behauptung des Menfchen gegenüberfkellen könnenz die in dem Gedicht „Prometheus" ihren gewal- tigfken Ausdruck fand.

Wer im Geift und in der Wahrheit die naturwiffenfchaftliche Welt- anfchauung verwirklichen wollte„ müßte fich von diefem menfrhlichen Sub- jektivismus losreißen. Er müßte den Gegenfaß zwifchen dem Ich und der Außenwelt aufhebenz fich dem Univerfum einverleiben in Eintracht mit allen For-mem am Leben fämtlicher Eriftenzen teilnehmen. Wie Buddha unter dem Feigenbaum müßte er danach firebenz fich in ein allumfaffendes Nirvana zu verlierenh geläutert von den Leidenfchaften und Vorurteilen- die mit unferer Gattung verbunden find. Aber ungleich Buddhax der im tiefften Innern erfüllt war von Mitleid mit dem Gefchlecht und dem WunfchL ihm den Weg zu Ruhe und Frieden zu weifenx könnte er fich nicht von folcher menfchlichen Einfeitigkeit beherrfchen laffen. Freilich wiirde er nicht vom Menfchlichen abfehen: als ein Teil der Allnatur würde auch d a s einen Plaß in feinem Syftem finden. Aber es würde für ihn nicht das Wefentliche fein„ er würde es nicht zum Prinzip erheben. Die menfch- lichen Verhältniffe würde er mit denfelben Augen betrachtenh wie die anderen Phänomene. Glück und Elend- Tugenden und Lafier- Fortfchritt und Ver- fall„ das alles wäre fiir ihn nicht mehr Gegenfiand der Freude und des

Kummers- des Lobes und des Tadelsh fondern nur ein Spiel der Kräfte
und Bewegungen- Glieder in einem Zufammenhangeh Refultate der
allgemeinen Gefeße von Urfache und Wirkung- ebenfo wie die Bildung
der Zellen oder der Kreislauf der Himmelskörper. In Paul Bourgets
Buch he biäcjple wird ein Philofoph gefchilderth Adrien Sirteh der
fi>) vorgenommen hatx ein folrhes Programm zu realifieren. Und er ver-
mag es am Schreibtifchh folange es nur gilth dort zu fißen und fich mit wiffen-
fGaftlichen Werken zu befchäftigen. Aber eines fchönen Tages wird er aus
feiner Stubengelehrten-Erifienz herausgeriffen; er wird in eine Tragödie
verwickelß die er unfreiwillig mit hervorgerufen hat, Da verfagt das
Syfiemh und feine Seele wird tief erfchiittert/ genau wie es einem ge-
wöhnlichen Menfihen gefchehen würde, So geht es im Romanh und im
wirklichen Leben wiirde es fich wohl nicht anders zutragen. Ia- es ifi die
Frageh ob ein Philofoph diefer Richtung fogar dah wo es fich einzig um die
Auffiellung von Theorien handeln ganz konfequent feinh fich völlig von
menfchlichem Eigengefiihl freimachen kann.
Die Konfequenz in diefer Beziehungh wo follten wir fie wohl fuchenx
wenn nicht bei dem Großmeifier des modernen Monismus- Ernfi Hantel-
felbfi? Werfen wir alfo einen Blick in die lürzefieh aber in ihrer Knappheit
auch am meifien programmatifche der Schriftem in denen er feine Welt-
anfchauung niedergelegt hat. Es ifi die Wiedergabe eines viel beachteten
Vortragesx den er vor einer Reihe von Jahren in einer Naturforfcher-
verfammlung hielt„ und die den Titel führt: „Der Monismus als Band
zwifchen Religion und Wiffenfchaft“. Sie liegt mir in elfter Auflage vor-
und die Verbreitung die fie gefunden hatx ifi wohl verfiändlich. Sie be-
handelt ja Thematah die für weite Kreife von Intereffe find„ und fie tut
es in einer Darfiellung die gleichzeitig leicht lesbar und anregendh in der
Form vollendet und mit Inhalt gefättigt ifi. Ihr erfier Teilh die natur-
wiffenfchaftlichen Prämiffenh ifi allerdings aus einem Griffe. In
einer großartigen Synthefe zeigt Haeckel uns hier den Zufammenhang des
Univerfums- die unlösliche Verbindung zwifchen Geifi und Materiex das
Aufgehen von Kraft und Stoff in die Subfianz- die Gültigkeit des Sub-
fianzgefeßes für das gefamte Dafein. Er verkündigt die prinzipielle Einheit
in der anorganifchen und organifrhen Naturh von denen - nach feiner Dar-
legung - die lehrere aus der erfieren entfprungen ifi. Er betont die ge-
meinfame Entfiehung der Organismen: alle Pflanzen- und Tiergattungen
find Zweige eines einzigen Stammbaumesh das Menfchengefchlecht ein
Sihößling auf dem Zweige der Wirbeltiere. Es gibt keinen abfoluten Unter-

Wied zwifchen Pflanze und Tier- zwifchen Tier und Menfch. Und ebenfo-
wenig gibt es eine Spaltung zwifchen Körper und Seele: die pfychifche Ent-
wickelung ifi abhängig von der phyfifchem und das menfchliche Bewußtfein
unterfcheidet fich nur gradweife von dem tierifchen. Was man Seele nenntx
ift eine Summe von Plasma-Bewegungen- und das Bewußtfein ifi eine
Gehirnfunktionx die auf der merhanifchen Arbeit der Ganglienzellen beruht-
die wiederum auf chemifche und phyfikalifche Prozeffe zurückzuführen ift.
Mit dem individuellen Körper verfchwindet auch die individuelle Seele:
der Sonderanfpruch des Menfchen auf Unfierblichkeit wird in abeuräum
genau fo reduziert* wie fein Glaube an einen perfönlichen Gott- der in unfere
Verhältniffe eingreift. Naahdem er vor unferen Augen fein Weltbild entrollt
hay auf dem die große Natur Alleinherrfcherin ifi- und von dem aller
menfchliche Aberglaube„ alle dualifiifchen Vorurteile fortgefegt find wie
welke Blätter) gelangt Haeckel zu feinem eigentlichen Thema: der Mo-
nismus als Band zwifchen Religion und Wiffenfchaft- zu dem Nachweis
von der Anwendbarkeit der Lehre auf das Leben. Und wir laufchen in
gefpannter Erwartung: wie wird es lautenx das monifiifche Evangelium?
Wird unfere gewohnte Sprache hinreichen- um den neuen Gedanken
auszudrücken? - O jax die Sprache reicht hin- und der Gedanke hat
ein ehrwürdiges Alter. Denn d i e f e Botfchaft wird uns gebracht:
Du follfi nach dem Wahren- dem Guten und dem Schönen fireben. Nun/
das ifi eine Melodiex in die jeder von uns einfiimmen kann. Aber wir haben
fie von Kindesbeinen an gehörtx und unfere Vorfahren vor uns- und fie
wird meifi von Leuten gefungen- die die naturwiffenfchaftliche Welt-
anfchauung gar nicht teilen. Sie find zu demfelben Refultat gelangt wie
Haeckelh und zwar ohne die Hilfe feines monifiifchen Fundamentes- was
darauf fchließen läßtx daß es hier völlig belanglos ift. Es be|eht auch
gar kein gegenfeitiger Zufammenhang. Die Prämiffen find wiffenfchaft-
lich und die Konklufion kann fehr wohl fiir ein Glaubensbekenntnis gelten;
aber das B a n d „ das er uns zwifchen Religion und Glauben zu knüpfen
verfprochen hat! können wir nicht entdecken, Ich überfehe durchaus nichtx
daß er verfucht hatX ein Bindeglied zu fchaffenx indem er uns anriitx das
Wahreh das Gute und das Schöne auf monifkif .hem Wege anzu-
fireben. Aber was heißt das? „Moniftifche Befirebungen": ifi diefe
Zufammenftellung nicht ein Widerfpruch in fich felbfi? Unter „monifiifch‟
kann doch nur das verfianden werdenx was mit der Allnatur überein-
|immt. Aber nun ifi unfer Streben - mit anderen Worten unfere ziel-
bewußte Wirkfamkeit - gerade das- was die Eigenart des Menfchen bildet

und ihn von der übrigen Natur ausfcheidet. Deren Ziellofigkeit nachzu-
weifen- daran hat Keiner planmäßiger gearbeitet als Haeckel- und er würde
ficher der Erfie fein/ der den Gedanken bekiimpftex daß die Natur in ihrer
Gefamtheit etwa intellektuelle- ethifche und äfihetifche Tendenzen offenbare,
Ifi fein Präludium monifiifchF fo ifi fein Finale menfchlih und deffen
letzte Note- wie es Einzelnen vorkommen mag„ allzu menfchlich. Indem
er fich zu dichterifchem Schwunge erhebt- fchließt er feine Rede mit dem
Hinweis auf ein Zufammentreffen- in dem er ein günfiiges Anzeichen
für den Sieg feines Glaubensbekenntniffes erblickt. In der Nähe des
Ortes- wo er feinen Vortrag hält- find nämlich die durchlauchtigfien Er-
halter der Univerfität Iena„ die thüringifchen Fürfienh zu einem feltenen
Fefi ver-fammelty der goldenen Hochzeit des großherzoglichen Paares
von Sachfen-Weimar. Diefes wohlgeformte Kompliment ruft uns
in das Reich der Wirklichkeit zurück, Es ifi„ wie wenn der Schaufpieler-
der auf der Bühne den Tod erlitten hat- fich am Schluß des Stückes zeigt
und vor dem applaudierenden Publikum feine Verbeugungen macht.
Sein Erfcheinen fagt unsh falls w i r es uns nicht fchon felbfi gefagt haben:
Meine Damen und Herren- es war nicht fo ernfi gemeint. Ein paar Stunden
haben wir uns der intenfiven Stimmung des Dramas hingegeben- aber
wir können nicht immer im Lande der Träume wandeln: das Leben meldet
fich und verlangt fein Recht. Von Zeit zu Zeit können wir uns in die Sphäre
der naturwiffenfchaftlichen Weltanfchauung erheben; aber es ifi kalt auf
ihren Felsgipfeln- und wir flüchten uns bald wieder hinab in die gefchüßten
Tälerh wo das Menfchliche zu Haufe iftx hierbei den Großherzog von Sachfen-
Weimar nicht zu vergeffen. Denn auch er repräfentiert eine Seite des
Ewig-Menfchliohen, Unterfchäßt ihn nicht: um diefe Größe kommt man
nicht fo leicht herum. Der Naturforfcher kann Gottvater abfchaffen; aber
die Erifkenz des Großherzogs kann er nicht leugnen. Er kann das M e n -
fch e n g ef ch l e cht zu einem Schößling auf dem Stamme der Wirbel-
tiere erniedrigen; das hindert ihn aber nichß einzelnen feiner I n d i v i -
du en h gewiffen privilegierten Q'LirbeltierenX eine Ehrfurcht zu erzeigen-
als ob fie über die allgemeinen Gefeße des Lebens erhaben wären. Laplace
fand die Formel für die Mechanik des Sonnenfyftemsx er befchäftigte fich
mit den höchfien Problemenh fein fouveräner Gedanke bewegte fich im
grenzenlofen Raum und ließ fich von keinem Schöpfer hemmen: er habex
fagte er; für diefe Hypothefe keine Verwendung, Der Herrgott imponierte
ihm nicht; aber er war durchbebt von Ehrfurcht vor dem großen Napoleon-
er beugte [ich tief vor dem dicken Ludwig Rillllh und wie weit er auch

in der Unendlichkeit des Sternenhimmels wandertez er kam nie dahinz
gegen den Glanz jener andern Sterne gefühllos zu werden: die von
Potentaten ausgeteilt werden. Was half es alfoz daß er Monifi war?
Ach„ wie wenig hat diefes Gewand doch im leßten Grunde zu bedeuten.
In feiner Philofophie kann der Monifi alle Erfiheinungen auf ein einziges
Prinzip zurückführen; aber im wirklichen Leben wird fich auch bei ihm
ein Dualismus geltend machen: wir Menfchen auf der einem die ganze
übrige Welt auf der andern Seite. Im Leben wird er den menfchlichen
Dingen eine Wichtigkeit beimeffenh die ihm-:ny der Lehre gemäß- nicht zu-
kommt. Es hat gar keinen Zweck/ wenn die Wiffenfchaft ihm erklärt- diefe
Dinge feien Kleinigkeitenx die Ereigniffe des Tages fchwiinden zu nichts
zufammen„ wenn man bedenkt„ daß die ganze Gefchichte der Menfchheit
nur eine kurze Epifode in der organifrhen Entwicklung eines kleinen Planeten
ifi. Er wird nichts defioweniger in der Zeitung nach den legten Telegrammen
fpähene fich für das Tun und Laffen von feinesgleichen intereffierenz an
ihren Freuden und Enttäufchungen teilnehmenh wie andere gute Bürger
fich über die Lage des Staatsbudgets Sorgen machenz fich diefer oder
jener politifchen Partei anfchließem fich von Vorliebe für Perfonen- von
fozialen Rückfichten oder vaterländifihen Vorurteilen leiten laffen. Kurz
und gutz er wird im täglichen Leben ein Menfch unter Menfchen fein. Frei-
lich kann er das in verfchiedener Weifeh im guten wie im fchlechten Sinne
des Wortes fein. Mit Schwächen und Inkonfequenzen behaftet wie La-
placeh oder ein geradliniger Charakterz eine erhabene Perfönlichkeit wie
Darwin und Spencer; doch iiber das Menfchliche wird er fich auf keinen
Fall hinwegfeßen könnenz nicht was ihn felbfiz nicht- was die andern an-
belangt. Es gibt einigez denen die Forfchung alles zu fein fcheint. Auch
fi e kann fich wie die Religion- ihrer Blutzeugen rühmenz und wir nennen
fie Märtyrer der Wiffenfchaft; aber der Ausdruck ifi nicht zutreffendz
nieht Märtyrer der WiffenfchaftX fondern Märtyrer des Menfchengefühls
müßten fie heißen. Dem Anfchein nach if'i es die Ideez das Unternehmenz
das Erperimeny dem fie Wohlfahrt- Gefundheit und Leben geopfert haben;
aber hinter dem wiffenfchaftlichen Eifer hat fiets ein tieferer BeweggrundX
ein pkjmus motor, gelegen: der mehr oder weniger bewußte- aber un-
widerfiehliche Drang„ menfchliche Erkenntnis oder menfihliches Glück zu
fördern. Alle die wirklich Großen in der Welt der Wiffenfchaft find von
diefem Pathos befeelt gewefen. Es prägt auch Ernfi Haeckels Lebenswerk-
und um feiner Menfchlirhkeit willen vergeben wir ihm gern das Allzu-
menfchliche.

Seien wir darin einig- wie wir es auch anfiellen mögenh unfer ganzes
Dichten und Trachten wird auf den Menfchen hinausgehen. Wir haben
keine Ruhe vor ihm. Er läßt alle Saiten in unferem Innern erklingenX und ob
er uns nun mit Haß oder Liebeh mit Furcht oder Wonneh mit Verachtung
oder Anbetung erfülltz fo hält er uns in feinem Zauberkreis gefangen.
Es lehnte wohl der Mühez zu unterfuchenz worauf diefe Abhängigkeit
beruhth ob fie eine notwendige Folge unveränderlicher Bedingungen ifi.
So unvollftändig unfer Wiffen auch iftz wenn es fich um unfere eigene
feelifche Organifation und die von außen kommenden Momente handeltz
die unfere Gefühlß Gedanken und Taten mitbeftimmenh fo glauben wir
dochz wenigfiens hypothetifch zur Beantwortung der Frage beitragen zu
können. Unfer Erklärungsverfuch hat feinen Ausgangspunkt in der An-
nahmeh daß wir felbft und fämtliche uns umgebende Eriftenzen durch alle
Formen der Energie immer-wiihrend in Verbindung miteinander find.
Auf die Spiße gefiellß läßt fich die Sache folgendermaßen ausdrücken:
nichts gefchieht im Univerfumz was u n s nicht beeinflußtez nichts unter-
nehmen w i r z was nioht das Univerfum beeinflußte. Allesh was gefchiehth
hat allumfaffende Wirkungen. Diefe können in dem einzelnen Falle ver-
frhwindend kleinz unmeßbar und unmerllich fein; aber fie werden fiets
vorhanden fein. Sollen fie fich mit größerer Intenfität geltend machem
fo ifi zweierlei erforderlich: eine gewiffe Stärke des beeinfluffenden Agens
und eine gewiffe Empfänglichkeit des beeinflußten Objekts. Diefer zweite
Faktor-h die Empfänglichkeiß fpielt wahrfcheinlich die wichtigere Rollez
und wir müffen fie uns als eine fogenannte „Abftimmung“ zwifchen den
betreffenden ParteienN der aktiven und der paffivem vorftellen, Es ifi
eine Abfiimmung„ ähnlich den von welcher in der Mufii und in der draht-
lofen Telegraphie die Rede ifi. Eine Stimmgabel klingt mit„ wenn man
den entfprechenden Ton anfchlägt; zwei Marconi-Apparate korrefpon-
dieren„ wenn fie auf diefelben elektrifchen Wellenlängen eingerichtet find.
Ähnlich geht es mit den Menfchen: als gleichartige Wefen find fie unter
einander abgefiimmtx und jeder einzige von ihnen ifi deshalb befonders
empfänglich fiir die Kräfteh die von feinen Mitmenfmen ausgehen. In
höherem oder geringerem Grade allerdingsx aber jedenfalls empfänglicher
für dief e Äußerungen der Energie als für all die anderen tellurifchen und
iosmifchen Kraftäußerungenh in deren Wirbel wir uns befinden. Diefe
Wirkung der Menfchenkraft läßt fich mit Leichtigkeit konfiatierenz wo der
Einfluß durch Wort oder Handlung geübt wird; aber er ifi nicht an die
Anwendung diefer äußeren und nachweisbaren Mittel gebunden. Auch

ohne deren Hilfe kann eine Stimmungs- und Gedankenübertragung vor-
gehen z wir erfahren es von Zeit zu Zeit im Verhältnis zu nahen Ange-
hörigen) im Verkehr mit verwandten Seelen. Wir erklären uns derartige
Erfcheinungen fo) daß die Schwingungen eines Gehirnes) durch den Ather
verpflanzt (wie die übrigen Vibrationen)) einem anderen Gehirn begegnen
und in diefem unwillkürlich analoge Schwingungen hervorrufen. Die
Wirkung wird fiärker oder fchwächer fein) je nach der Affinität der Gehirne
und vielleicht auch nach dem Abftand„ der fie von einander trennt. Der Effekt
kann minimal fein; aber daß es eine Grenze geben follte) wo er ganz und
gar ausbliebe) können wir nicht annehmen. Man hat die Vermutung ge-
äußert - und wir dürfen fie bei weitem nicht ablehnen -„ daß die Mole-
kularbewegungen jedes Gehirns auf alle Gehirne übertragen und daß
unfere Seelen ununterbrochen von fämtlichen Menfchenfeelen beeinflußt
werden und ihrerfeits wiederum die anderen Seelen ununterbrochen
beeinfluffen. Diefe unzähligen Einflüffe können einander kreuzen) ent-
gegenwirken) aufheben) aber fie können fich auch zu pfychifchen Strömen
von einer Stärke vereinigen) denen wir nicht zu widerftehen vermögen.
Wer kann fagen„ welchen Anteil diefes Verhältnis an dem Aufkommen
von Ideen) Tendenzen) Meinungsrichtungen hat? Wüßten wir das) dann
würden unfere Pfhchologie) unfere GefÖichtsforfchung und unfere Sozial-
wiffenfchaft auf einem höheren Standpunkt ftehen) als fie ihn heute ein-
nehmen. Wie die Dinge liegen) können wir nur die Sache in allgemeinen
Umriffen erraten. Wir ahnen) daß unfer ganzes Dafein einer Summe
von Einwirkungen unterworfen ift) deren wir uns nicht bewußt werden.
weil fie) vereinigt) gerade das Element bilden) in dem wir feelifch leben
und uns bewegen. Wir find in ein Neß des Gemeinfamkeitsgefühls ein-
gefponnen) deffen Mafchen von Millionen Wefen gebildet werden) die
uns nicht kennen) und die wir niemals kennen lernen) die uns aber troß-
dem hindern) ebenfo wie wir fie hindern) jemals zu der großen Freiheit
jenfeits des Menfchlichen zu gelangen.
Alles) was wir tun könneny ift: uns inn erhalb des Neßes zu
bewegen: wir können uns e in z e ln e n Einflüffen) einem gewiffen be-
ftimmten Milieu entziehen. Doch wenn wir uns auch in eine Zelle ein-
fchließem uns in einer Wüfte verbergen) vor den Menfchen fliehen)
Eines gibt es) dem wir nicht entfliehen können) und das find wir felbfi,
Wir können nicht aus unferem eigenen Ich het-ausgehen) nicht unfere eigene
Menfchlichkeit abftreifen. Deshalb wird unter anderem unfere gefamte
Philofophie fpezififch menfchlich fein: auch die naturwiffenfchaftliche

Weltanfchauung ifi es in priori. Sie beruht ja vor allen Dingen auf dem
Begriff Natur; aber dadurch- daß wir den Begriff formulieren/ werden
wir felbft das pfychifche Subjeky das uns außerhalb und in Gegenfah
zu der Natury unferm pfychifchen Gefchöpf fiellt. Alfo von Anfang an
ein Bruch des Einheitsprinzipsz aber freilich ein Bruch- der nicht zu ver-
meiden ifi. Denn ein konfequenter Monismus würde eine Kraftanfirengung
verlangen- die wir einfach außerfiande find zu leifien. Man hat vom
Ehrifientum behaupten es fielle in feiner unoerfälfchten Gefialt Anfprüchex
die unfere Kraft überfieigenx aberX mit den Anfpriichen des Monismus
verglichen/ find fie doch die minder weitgehenden. Es ifi fchon wahr„
das Ehrifientum ifi in feiner Echtheit niemals von den großen Gemeinfchaften
praktifiert worden: ganze Völker und Staaten haben fich nicht auf der Grund-
lage der Entfagung und Weltfremdheit einrichten können. Für die Durch-
fchnittsmenfchen ifi es befienfalls eine Religion für den Sonntag gewefen„
und fie haben aus feiner Lehre nur die Elemente eingefogenx die nicht
in unverföhnlichem Widerfpruch mit ihren innerfien Neigungen fianden.
Im Ienfeits aufzugehem fich vom irdifchen Leben abzuwenden- ifi nicht
ihre Sache gewefen. Im Gegenteilh fie haben vor allem leben wollen„
ihr Reich ifi gerade von diefer Welt gewefenz und wie viel Gebete um die
himmlifche Seeligkeit fie auch emporgefandt haben- fo waren es doch die
irdifchen FreudenX die ihrem Streben am nächfien lagen. Aber fo fchwer
zugänglich uns das reine Ehrifientum auch erfcheint- bei Licht betrachtet
ifi feine Verbindung mit dem Menfchlichen nirgends unterbrochen. Die
Anbetungx die es befiehlt„ gilt einem Gotte„ der zuguterleßt der ideale
Menfch ifi: Gottsverehrung ifi Menfchenverehrung. Die Nächfienliebe-
die es verkündigt- ifi der bis ins Extrem gefieigerte Altruismus; aber das
Gefühl felbfß die Sympathie mit unferesgleichenx liegt fchon in der menfch-
lichen Natur. Die Opfer- die die Religion ihren Bekennern auferlegt,
mögen fchwer genug fein; aber indem fie eine Entfchädigung in Ausficht
fielln appelliert fie an menfchliihen Eigennuß. Wenn der Ehrifi für feinen
Glauben das Leben hingegeben hatx fo hat er es getan- um ein anderes
und befferes Leben zu gewinneny er hat feinen vergänglichen Körper preis-
gegebeny um feine unfierbliche Seele zu retten- er hat aus einem höheren
Selbfierhaltungstriebe heraus gehandelt, Was uns als feine Verleugnung
des Menfchlichen erfcheinß if't eigentlich eine Verlängerung eine Erwei-
terung des Menfchlichen. Ein durchgeführtes Ehrifientum ifi immer eine
Ausnahme gewefenx hat immer ein Extrem bedeutet; aber es ifi jedenfalls
ein Extrem/ das noch innerhalb des menfchlichen Gebietes liegt. Ein durch-

geführter Monismus ifi dagegen etwas Undenkbaresz weil es einen voll-
kommenen Verzicht auf das Menfrhliche/ ein Aufgehen unferes Ichs in
ein Nicht-Ich vorausfetzen würde. Es würde in direktem Widerfpruch zu
all unferem Streben fkehenx ganz abgefehen davonz daß uns niemand
fagen kannx wie wir uns dabei anzufiellen hätten. Und deshalb dürfen
wir behaupten: find wahre Ehriften felten„ fo ifi der wahre Monifi eine
Erfcheinungz die wir nie gefehen haben und nie fehen werden.
Aber was beweifi das nun- wird man fragen? Muß man deswegen
den Monismus notgedrungen für einen Irrtum halten? Keineswegs - und
es müßte eigentlich überflüffig feinx zu betonenz daß die obigen Betrach-
tungen den Monismus an und für fich durchaus nicht treffen. Es fei gern
zugegeben/ daß diefe Philofophie mehr als jede andere imfiande ifih unfer
Kaufalitätsbedürfnis zu befriedigen. Jah wir können weiter gehen und fagen„
eine unbefangene Naturforfchung zwingt fie uns geradezu mit logifcher
Notwendigkeit auf. Deshalb follte auch hier nicht die monifiifche Lehre
bekämpftz fondern nur dargetan werden. daß wir ungeeignet findz fie
auf uns felbfi anzuwenden. Nun ifi diefes Verhältnis offenbar von zu
einfchneidender Bedeutung als daß wir uns mit feiner bloßen Konfiatierung
begniigen könnten. Unwillkürlich drängt fich hier die Frage aufx ob es
fich nicht um eine Unvollkommenheit handeltz der witz wenigfiens foweit
unfere geringen Kräfte reichen„ abzuhelfen fuchen müßten. Man follte
von vornherein geneigt fein- dies anzunehmen. Es liegt nahe„ folgender-
maßen zu raifonnieren: billigen wir eine Theorie- fo müffen wir auch
ihre Konfequenzen annehmen. Daß es uns fchwer fälltj die völlige
Durchführbarkeit zu bezweifelnz ifi fiir uns keine Ausrede. Das gerade
ifi ja das Merkmal des Idealsz daß es fich nie ganz erreichen läßt; aber
deshalb müffen wir nichtsdefioweniger danach firebenx ihm näher zu kommen.
Die moniftifche Lehre überzeugt uns nun einmal von der Einheit der Naturx
und es wird deshalb das Richtige feinx daß wir unfer Leben nach diefer
Anfchauung formem wir unfere Erifienz fo weit wie möglich mit diefer
Allnatur in Einklang bringem von der wir - wie wir erkennen - einen
Teil bilden. Diefe Folgerung faheint unantafibarz doch wenn wir näher
zufehenz fo entdecken win daß eine Tatfache ihr widerfprichß um die fie
nicht herumkommen kann. Die Erfahrung zeigt uns nämlich/ daß Alles-
was wir einmütig als menfchliche Vervollkommnung betrachten- einerz
wie uns fcheiny antimonifiifchen Praris zu verdanken ifix daß alle unfere
Fortfchrittez technifche und künftlerifchez intellektuelle und moralifche- von
einem wachfenden gegenfäßlichen Verhältnis zwifchen dem Menfchen und

der iibrigen Natur begleitet find. Und wohlgemerkt/ daß und weshalb dies fo ifi und fein muß„ das wird für uns erfi völlig einleuchtend gerade durch die Naturwiffenfchaft und die auf ihr aufgebaute Philofophieh wenn auch die Forfcher felbfi fich deffen nicht bewußt gewefen find oder fich dagegen gewehrt habem zu einem folchen Refultat zu gelangen.

li.

Was ifi die Natur? Darüber müßten wir uns eigentlich klar feinx ehe wir uns auf ein Thema wie die Unterfuchung des Verhältniffes zwifchen Natur und Menfch einlaffen. Aber wir können auf diefe Frage keine be-friedigende Antwort geben. Immer mehr find wir zu der Überzeugung gelangh daß wir die Natur in ihrer Gefamtheit nicht erfaffenF daß wir fie nicht einmal in allen ihren Einzelheiten erforfchen können. Schon Spinoza hatteX rein fpekulativh die Vermutung aufgefiellt. daß „die abfolute Sub-fianz" am Ende über Attribute verfüge„ die wir uns nicht klar machen. Später zeigte die Kantfche Erkenntnistheoriß daß wir von den Dingen an und für fich nichts wiffen könnem daß wir von den Dingen nur wiffen lönnenh wie fie fich uns offenbaren. Und endlich ifi die experimentelle Wiffenfchaft hin-zugekommen und hat uns über die Unzulänglichkeit unferer armen fiinf Sinne aufgeklärß darüberh daß deren Wirlfamkeit begrenzt ifi„ da der menfchliche Organismus nur zerfireuten Kategorien der Atherfchwingungen angepaßt ifih die das Leben des Univerfums ausmachen. Für alle die Bewegungenh die zwifahen diefen Kategorien und außerhalb ihrer liegen„ fehlen uns die an-geborenen Auffaffungsmittel. Wir wiffenh daß es Farbem Töneh elektrifche Ströme- magnetifche Anziehung und Abfioßung gibty die fich unferer Empfindung entziehen. Wir haben ihr Dafein durch Inftrumente von befonderer Empfindlichkeit erweifen können; aber neben diefen nach-weislichen Phänomenen gibt es Energieformenx die wir weder empfinden noch meffen können. Daß es folche geben mußh davon können wir uns mit Hilfe einer fehr einfachen Methode überzeugen; aber von ihrer Anzahl. Befchaffenheit und Wirkungsweife haben wir keine Vorftellung. Was alfo nennen wir Natur? Nur einen T eil der Außenwelth den Teil„ den wir erfaffenh alfo eigentlich eine Widerfpiegelung des Zufiandes unferer eigenen Sinnesorgane und Nervenzellen. Wefen. deren Struktur uns unbekannten Schwingungsarten angepaßt wäreh wiirden die Dinge in einer von der unferen verfchiedenen Weife auffaffen. Ebenfo würde eine geringe Veränderung im menfchlichen Organismus unfer ganzes Weltbild

verändern können, Die Welt/ das müffen wir ja annehmenx würde diefelbe
bleibenh nur nicht mehr für u n s z und wir würden vielleicht zu einer voll-
kommeneren Erkenntnis gelangem als wir fie mit unferem gegenwärtigen
Habitus erreichen können. Wie die Dinge liegen. müffen wir zugeben-
daß Bruchfiücke der Natur alles find„ was unfer Bewußtfein fich zu eigen
machen kann„ und noch dazu beobachten und erfchauen wir diefe Fragmente
durch die farbige Brille der Subjektivität. Nun können wir freilich unferen
Blick fchärfen und unferen Gefichtskreis erweitern. Wir können Infirumente
herfiellenh die der dürftigen Ausfiattung unferer Sinneswerkzeuge einiger-
maßen abhelfenj und wir können uns wiffenfchaftliche Hypothefen bilden„
die Lücken in der empirifchen Forfchung ausfüllen und Verhältniffe be-
leuchtenh die der unmittelbaren Erfahrung nicht zugänglich find. Aber es
ift klar- daß wir mit diefer Hilfe nur ein Stück des Weges zurücklegen- daß
es eine Schranke gibt„ die wir nicht überfchreiten könnenj da die Findig-
keit„ die das Infirument fchaffy wie die Geifiesfreiheitj die die Hypo-
thefen auffiellt7 nur bedingt find und fchließlich in den Grenzen des Menfchen-
wefens auch ihre Grenze finden. Die naturwiffenfmaftliähe Hypothefe
felbf'ix die ja immer auf der Annahme einer Gefeßmäßigkeit aufgebaut ifiz
bewegt fich mit diefer ihrer Vorausfeßung in einer menfchlichen Gedanken-
fphäre. Der Begriff „Gefeß“ ifi urfprünglich von unferen fozialen Verhält-
niffen hergeholt und von dort auf die Prozeffe der Natur übertragen worden.
Aber der Vergleich hinkt. Die legalen Normem die unfere Gefellfchaft be-
herrfchenj führen ein felbftändiges Dafeinh während die Regulativez denen
die Natur untertan fein folltex jedenfalls in Notwendigkeiten befiehen
müßtem die in den Dingen felbfi wohnen. Wir können kein Naturgefeß
konfiatierem wie wir ein Staatsgefeß konfiatieren - auf direktem Wege.
Was wir in der Natur beobachtenh find nicht Gefeßeh fondern Gruppen
von Tatfachen- aus deren gegenfeitiger Übereinf'timmung wir auf eine
Gefeßmäßigkeit fchließen. Wir fehen eine Reihe fiets wiederkehrender
Urfache- und Wirkungsverhältniffe und erklären uns ihre Wiederholung
als Refultat einer Notwendigkeit. Unfer Intellekt ifi fo befchaffenx daß
wir zu diefer Induktion getrieben werden; aber mehr dürfen wir auch nicht
jagen. Newton meinte- dasx was man Naturgefetz nenne„ erifiiere nicht
an und fiir fich„ fondern befiehe nur in Formelnx die unferer Faffungsgabe
zu Hilfe kämen. Wir brauchen diefe Formelnh ohne fie könnten wir uns
nicht wiffenfahaftlich betätigem und fie haben infofern ihre Berechtigung.
Aber wir dürfen es uns andererfeits nicht verhehlem daß wir es findz
die diefe Naturnotwendigkeit in die Dinge hineinlegem und daß uns niemand

'ihr wirkliches Vorhandenfein verbürgt. Was den Naturprozeffen zugrunde
liegt. davon wiffen wir fit-eng genommen gar nichts. Wir wiffen nur von
demz was fich uns zu erkennen gibtz und fuchen wir es zu deuten- dann
tun wir es auf unfere eigene Weife. Unfere Naturphilofophie wird mit
der Zeit weniger naivz aber auch bei den klarfehendfien Geiftern wird
fie ftets in der Menfchlichkeit befangen fein.
Ganz zu fchweigen von der Naturauffaffungz die noch bei der großen
Mehrzahl üblich ifi. Hier i| der Anthropomorphismus noch kein über-
wundener Standpunkt. Freilich tritt er nicht mehr in feiner gröbften Ge-
fialtz als die direkte Vermenfchlichung von Gegenfiänden und Phäno-
menen aufj die wir von den Mythologien aus kennen. Aber er hat weiter
gelebt in der Vorflellung von einem Geift in der Natur oder hinter ihrj
zwar höher als der unferez aber doch ihm gleichartigx und vor allem von
Weisheit und Güte befeelt. Nicht allein die Bekenner der Religionenj
fondern auch Rationaliften und Freidenker haben in einer oder der
anderen Form dem Glauben an folch ein leitendesh ordnendes und
förderndes Prinzip gehuldigt. Er ift uns von der Schulzeit her ein-
geimpft worden: wer hat ni>7t Eltern oder Lehrer von der wohlwollen-
den Mutter Natur reden hörenj die für ihre Kinder alles fo klug zurecht
legt. Die Naturwiffenfchaft der letzten fünfzig Jahre hat an diefer Anfchau-
ung gerütteltz aber die Begriffsänderung ift bei weitem noch nicht durch-
gedrungen: des Menfchen Sinn weicht vor ihren kalten und harten Kon-
fequenzen zur-iich und fogar in den Kreifen der Gelehrten gibt es Einige.
die mit den alten Ideen einen Akkord fchließen. Ich kann in diefem Zu-
fammenhang auf ein kürzlich erfchienenes Buch verweifew das ein Beifpiel
dafür bietet. was in der Beziehung noch im Jahre des Heils 1908 geleiftet
werden kann. (Nr M. Wilhelm Meyer: „Vom Himmel und von der Erde")
Es wird uns hier erzählth daß das Weltall ein harmonifches Ganzes fei.
in dem jedes Atom feine Aufgabe habe und rafilos an feiner Vollendung
arbeite. Denn die gefamte Naturentwickelung firebe nach Vollkommenheit-
äußerer und inneren nach Fortfchritt in Bauj Vernunft und Schönheit.
Wenn jeder Wurm feine Dafeinsbedingungen zu verbeffern firebe„ wenn
chaotifche Nebelmaffen fich zu rotierenden Himmelskörpern ordnenz dann
beweife dies„ daß der Trieb zum Höheren das Kleinfie wie das Größte
befeele, In der organifchen Welt fei der Kampf ums Dafein ein Kampf
zwjf'chen (Hut und Böfe. Die Natur fei unerfchöpflich in ihren Mitteln
zur Förderung des LebensX und deshalb habe fie unter anderem dem
Renz-(hen [eine Intelligenz mitgegeben. Diefe Sätze werden freilich in einem

Buch vorgetragen) das auf ein breitet-es Publikum bereajnet tft; aber man
kann doch nicht wohl annehmen) daß der Verfaffer deshalb feiner Über-
zeugung Gewalt angetan hat) und es muß betont werden) daß er nicht
nur ein populärwiffenfchaftliazer Schriftfteller ift„ fondern als Forfcher
von Fach einen angefehenen Namen befißt. Was beweiß) daß man in
der exakten Forfchung tüchtig und gleichzeitig in ihrer philofophifchen
Auslegung fchwach fein kann. Eine vorurteilsfreie Betrachtung kann nur
zu dem Refultat gelangen) daß uns die Natur unbegreiflich ift. Wer da
glaubt) daß fie von einem Bewußtfein geleitet werde) müßte jedenfalls
zugeftehen) daß diefes nicht dem menfchlichen gleichen könne) und daß ihre
Mittel und Wege nicht mit den unferen übereinfiimmen. Die wohlmeinenden
und zweckmäßigen Tendenzen) die in die Natur hineingedichtet werden)
fcheinen von den Tatfachen felbft ebenfowohl widerlegt wie beftätigt zu
werden. Wenn fich auf einer Seite des Himmelsraumes neue Gefiirne
bilden) fo gehen anderwärts Geftirne ihrem Untergange entgegen) und
nichts deutet darauf hin) daß der Prozeß der Entwickelung kräftiger fei als
der der Auflöfung. Oder) um uns an das Gebiet zu halten) das unferem
Verfiändnis am nächfien liegt) die organifche Natur) was zeigt fich uns)
wenn wir uns umfehen? Mit menfchlichem Maße gemeffen) ifi es ein Spiel
mit Formen) ein wirres Schaffen und Zerftören) unendliche Umwege7
halbfertige VerfucheF eine ungeheure Verfchwendung mit Keimen und MW-
lichkeitem eine abfolute Gleichgültigkeit gegen Leben und Glück) unaufhör-
liche Kämpfe zwifchen Individuen und Arten. In der Natür) wie fie fich
einem unparteiifchen Auge offenbart) gibt es nichts) was Schäßung heißt)
weder Plan und Ökonomie) noch Moral und Gerechtigkeit, Selbft eine
Horde Wilder könnte nicht beftehen) wenn fie fich in allen Stücken die Natur
zum Lehrmeifter nähme) und je mehr wir uns von ihr entfernen) wir und
unfere Methoden) um fo näher kommen wir dem menfchlichen Ideal.
Die widerftrebende Aneignung der neuen Naturwiffenfchaft) der innere
Kampf zwifchen Erkenntnis und Gefühl) zwifchen einer Forfchung) die fich
nicht ablehnen läßt) und einer Lebensanfchauung) die man nur ungern auf-
geben will) hat bei vielen zu einem Kompromiß geführt. Den Glauben an
die Güte der Natur haben fie aufgeben müffen gegenüber dem Nachweis
der Bedingungen) unter denen der Kampf ums Dafein ftattfindet. Aber
zum Entgelt hat ihr Glaube an die Weisheit der Natur gerade in der Wiffen-
fchaft einen Anhalt zu entdecken geglaubt: in der Darwinfchen Auslefe-
theorie. Man weiß) daß im Kampf ums Dafein eine Auswahl fiattfindet)
bei der die minder Lebenstüchtigen untergehen) während die beffer Aus-

gerüfieten die Überlebenden bleibem fich verpflanzen und ihre Eigenfchaften
vererben. Diefe Darwinfche Erklärung des Mechanismus der Lebens-
entwickelung if'i ebenfo bekannt wie allgemein mißverfiandenf zumeifi
felbfiverfiöndlich von Laien- doch zuweilen auch von Leuteny die es beffer
wiffen müßten. Immer wieder wird fie nämlich zugunfien der Auffaffung
angeführh daß die Natur-z fo unbarmherzig fie uns fcheintz doch den Fort-
fchritt anftrebt. Der Irrtum ifi unzählige Male berichtigt worden- doch man
hält hartnäckig an ihm fefi- und fo mag es denn noch einmal wiederholt
werden: Darwin lehrt nichß wie es fo oft ausgelegt wird/ daß die Natur
arifiokratifch i|„ daß es die B e fi e n findx die im Wettfireit fiegen; er lehrt-
daß es die Qualifiziertefien find- was hier fagen will- diex deren Eigentüm-
lichkeiten den gegebenen Umfiänden mehr entfprechen. Und diefe können fich
ja in einzelnen Fällen für den niedrigeren Organismus günfiiger gefialten
als für den höheren. Ein giftiges Infekt kann in einer Sumpfgegend ge-
deihenh in der der Menfch umkonimen muß. Ein fiärkeres Individuum
kann von fchwächeren überwunden werdenh wo diefe in überwältigender
Menge vorhanden find. Die Niefentiere der Vorzeit find ausgeftorben-
während Millionen mikrofkopifcher Wefen noch ihr Spiel treiben. Die
Kleinen richten manches Mal mehr aus als die Großen: nicht der Walfifax
fondern die Koralle erbaut Infeln und Infelgruppenz nicht der Löwe.
fondern der Pilz verändert Ausfehen und Befchaffenheit der Dinge. Sollten
wir an eine innewohnende Tendenz zum Fortfchritt glaubenh dann müßten
wir zu der Überzeugung gelangen/ daß die Entwickelung nach einem Plane
vor fich gegangen feih der die wechfelnden Verhältniffe für fiets voll-
kommenere Eriftenzen zurecht gelegt habe. Aber für eine folche Vermutung
fehlt uns jeder Anhalt. Wir fehen vielmehr- daß die niedrigfien Lebens-
formen neben den höchfken immer fortbeftehenx und man hat fogar Bei-
fpiele dafürz daß die äußeren Bedingungen fich in einer Weife verändern-
die einen Rückgang in Struktur und Funktionen der betreffenden Wefen
zur Folge hat. Nicht einmal das Dafein und die dominierende Stellung
des Menfchengefchlechts ift ein entfcheidender Beweis fiir den Triumph
der Vollkommenheit. Denn wer fagt unsh ob niäzt wiihrend der Entwicke-
lung der organifchen Formen Lebenskeime zugrunde gegangen find„ die
reicher-e Möglichkeiten in fich trugen„ als fie unfere Spezies verwirklichen
kann. Es iftx nebenbei bemerktx gar nicht fo ausgemachth daß der Menfch
fo ein Meifierfiück iftz wie man es fich gewöhnlich vorfiellt. Schon die Artz
wie er zur Welt kommß bietet Anlaß zur Kritik: die Ärzte erzählen
1ms- daß der Geburtsmechanismus eine höchfi unpraktifche Ein-

richtung iftj die der Erfindungsgabe der Natur nichts weniger als Ehre
macht. Unfere Sinneswerkzeuge find auch nicht tadellos: unter anderem
foll Helmholtz einmal geäußert habeny wenn ihm einer feiner Affifienten
ein fo unvollkommenes Präparat brächte„ wie das menfchliche Auge- fo
würde er es ohne weiteres zurückweifen. Daß der Menfch den Empfin-
dungen des Schmerzes mehr ausgefeßt ift als jedes andere Gefchöpß ift ein
zweifelhafter Vorzug. Einzelne haben dies mit Nühlichkeitsrückfichten
erklären wollenj aber ohne Glückj da es fich in den allermeifien Fällen
nicht nachweifen läßt„ daß der Schmerz in irgend einer Hinfirht erfprießlich
fei. Überhaupt ifi die gefieigerte Empfindlichkeiß als Begleiterin der Ver-
feinerung des Rervenfhfiems bei Tieren und Menfchen- nicht allein eine
Quelle neuer Leidenj fondern fie bildet auch ein wachfendes Hindernis
für die Anpaffung des Organismus an feine Umgebungj und infofern
ift die Behauptung zuläffigF daß die naturgegebene Entwicklung die
höheren Lebensformen im Kampf ums Dafein nicht begünftigt.
Ein Streben nach Fortfchritt fetzt Ziele voraus; aber der Darwinismus
ift fo weit davon entferntj der Natur eine planmäßige Wirkfamkeit bei-
zulegem daß er; umgekehrtj verfucht han die teleologifche Idee auszurottenj
die in der friiheren Philofophie eine fo große Rolle fpielte. Diefe erklärte
gern die fcheinbar vernünftige Ordnung der Natur mit vorausbeftimmten
Zielenj mit dem von Anbeginn an feftgelegten Plan der Vorfehungj wo-
gegen Darwin bewiefen hatj daß die zweckmäßigen Refultate ganz von
felbfij ohne Mitwirkung eines Zweckprinzipsj zuwege gebracht werden.
Das Zweckdienliche entftehtj aber der Zweck ift nicht Urfache: es gibt eine
Kaufalität- es gibt keine Finalität. Aber„ wohl gemerktj die Zweckmäßigkeit-
von der hier die Redex ift nur relatity da fie befiändig an ihrem Verhältnis
zu befiehenden Bedingungen gemeffen wird. Der Sah von dem Über-
leben der zweckmäßigften Lebensformen ftellt fichj wenn wir ihn auflöfenj
eigentlich als eine Selbftwiederholung herausx da er ja weiter nichts aus-
drückt als die unbefireitbare Wahrheiy daß die für gewiffe befiimmte Lebens-
bedingungen am befien Ausgeriifteten die größte Ausficht auf den Sieg
habenj wo gerade folche Lebensbedingungen vorhanden find. Doch
über die Zweckmäßigkeit diefer Lebensbedingungen im höheren Sinneh
inwiefern fie- im ganzen genommenj eine gute oder fchlechte Ordnung
repräfentieren- dariiber können wir uns keine objektive Meinung bilden.
Um ein Urteil über unfere planetarifche Entwicklung abzugeben- müßten
wir jedenfalls einen Vergleich anftellenx eine Parallele ziehen können
zu dem Enttoiikelungsgange anderer Weltkörper„deren Evolutionsvoraus-

feßungen einigermaßen mit denen unferer Erde übereinftimmten. Und
troßdem wiirden wir nicht zu Ende kommen: es würde fich eine letzte Frage
über die Einrichtung des ganzen Weltalls erhebenh eine Frageh zu deren
Beantwortung weder Optimismus noch Peffimismus ausreichenh fondern
die einzig mit Hilfe eines übermenfchlichen Wiffens von einem univerfellen
Ziel entfchieden werden könnte. Aber hat das Univerfum iiberhaupt ein
Ziel? In dem Teil der Naturh der unferer Beobachtung zugänglich ifth
gibt fich ein folches nicht zu erkennen. Was wir in ihr erblickenh ifi beften-
falls ein iiußerlicher Zufammenhangh Ketten von Urfachen und Wirkungen;
aber es ifi ein Spiel der Kräfte„ das uns blindlings umherzutaumeln fcheint.
Vielleicht find wir nurh weil wir felbfi mit Blindheit gefchlagen find„ außer-
fiandeh einen tieferen Sinn herauszufinden. Aber wir können nun einmal
keinen entdeckenh undh nach unferer Erfahrung zu urteilenh müffen wir
davon ausgehenh daß der Zweckbegriff eine rein menfchliche Gedankenform
ifiX die wohl für u n s Gültigkeit hat- aber nicht die Natur im großen ganzen
beherrfcht. Wir leben unter feiner Herrfchaft und zwar in dem Grade„
daß unfer Dafein geradezu von ihm abhängig ift. Kein Wunderh daß ein
Gefchlecht nach dem andern ihn auf die übrige Natur ausgedehnt hat.
Taufenderlei Umfiände legen Zeugnis ab für die Gleichgültigkeit der Natur
dem Zweck gegeniiberh aber die Vorftellung ifi unferem Wefen fo fremdh
daß wir ihr nur widerfirebend in unfer Gehirn Einlaß gewähren. Hat
fie fich jedoch erfi feftgefetzth dann wird fich der Gegenfaß zwifchen uns und
der Natur bald in feinem ganzen Umfange zeigenx und wir werden uns
leicht dahin einigen könnenh daß ein menfchlicher Demiurgos nie eine Welt
gef>7affen hättex wie fie fich uns offenbart. Er hätte nicht Sonnen-
fyfierne hervorgebrachß um fie wieder in Sternennebel aufzulöfenh auch
keinen Pflanzenwuchsh um ihn unter den Gletfchern der Eisperioden
zu zerfiörenh oder riefenhafte Tiergattungenh um fie ohne Fortfeßung ver-
fchwinden zu laffenh oder geniale Geifiey um fie fortzureißem ehe fie ihre
Gaben entfalten konnten. Ein menfchlicher Weltbaumeifter hätte keine fo
fchwerfiillige und zwecklos arbeitende Mafchinerie erfonnen. Der Geifi-
den Philofophen und Andere in die Natur hineingelegt haben/ nach dem
wir aber außerhalb unferes eigenen Ich vergeblich fuchem e r wäre davon
befeelt gewefen: er wäre ökonomifch und planmäßig zu Werke gegangen-
in Ubereinftimmung mit Leibnizfchen und Hegelfchen Formeln. Er hätte
die Kräfte fo angewandth daß durch die einfachfien Mittel und auf dem
kürzefien Wege die größtmöglichen Nußwirkungen erzielt worden wären.
Er hätte es fo eingerichteth daß „höhere Einheiten“ die Grundlage ftets

neuer Evolutionen geworden wären. Mit anderen Worten: er hätte für
einen ewigen Fortfchritt geforgt. Die Natur dagegen zeigt uns einen ewig-
lichen Kreislauf: auf Entwicklung folgt Auflöfungz darauf wieder ein
Fortfchrith dann abermals ein Rückfchlag. Das ifk das Danaidenfaß ohne
Bodem das unaufhörlich gefüllt und geleert wird z das ifi der Stein des
Sifyphus- der unabläffig den Berg hinaufgewälzt wird, um ebenfo unauf-
haltfam wieder herunterzurollen. Es liegt ein tiefer Sinn in den alten
Sagem die hier angeführt werden: fie find Symbole der Scheu des
Menfchen vor dem Zwecklofen,
Wir haben nun den fpringenden Punkt- die große Unvereinbarkeit-
berührtx die zwifchen uns und der Natur in ihrer Gefamtheit zu befiehen
fcheintx zwifchen uns- die wir vorwärts wollen- Zwecke verfolgen- berechnen
und abfchätzem und der Natur- die fich im Kreife zu bewegen fcheintz ohne
Zweck und Zieh ohne Rückficht auf Werte. Wir werden getrieben von
einem OrangeX der bewirkt- daß wir im Laufe der Zeit immer mehr
d a s wollen„ was die Natur im übrigen nicht zu wollen fcheint. Die natür-
liche Entwickelung der Organismen ift infofern paffiv- als fie in der Weife
vor fich gehtx daß fie fich unwillkürlich nach den gegebenen Verhältniffen
richtet. Das ift eine Notwendigkeit- der fich auch der Menfch nicht hat
entziehen können- aber neben diefem Prozeß if't bei ihm - und bei ihm
allein - ein aktiver Fortfchritt zu konfiatieren- der fich darin äußertz daß
er durch zielbewußte Wirkfamkeit umgekehrt die Verhältniffe fich und feinen
Bedürfniffen anpaßt. Und diefe Bedürfniffe find veränderlich und wachfenly
fie erfcheinen nicht wie bei anderen lebenden Wefen als dauernde Gattungs-
merkmale- unlösbar mit dem Körperbau und übrigen Lebensbedingungen
verbunden. Ein OchsF den man heute fich felbft überließez würde keine
andere Nahrung fuchen- als der Ochs- den unfere Vorfahren gekannt haben x
und die Schwalbe baut ihr Nefi genau ebenfo- wie es vor Taufenden von
Jahren gefchah. Alle Formen des Gefchlechtsverkehrs: Promiscuitätx
Polygamiex Monogamie- find im Tierreich vertretenx aber jede Tiergattung
hat die ihrez und es erifiiert kein Beifpiel dafür- das irgendeine Gattung-
ähnlich wie menfchliche Stämme und Staaten- von der Stammesehe zur
Vielehe und von diefer zur Einehe übergegangen wäre. Bienen und Ameifen
bilden hoch entwickelte Gemeinwefen- aber deren Anordnungen bleiben
fich fiets gleich- und fie fungieren fiändig in derfelben Weife„ während die
gefellfchaftlichen Anlagen der Menfchen fich in den verfchiedenfien Gefkalten
offenbaren und ihre Sozialverfaffungen oft in fehr kurzer Zeit einfchneidende
Veränderungen erfahren können. Unleugbar fpielt das von der Natur

.F
,/
x' ,t
F

gegebene Milieu eine bedeutende Rolle auch in der gefamten menfchlichen
Entwickelung; aber die Umgebung ift nicht alleinbefiimmendz es wirkt
außer diefem äußeren Faktor auch ein innerer mit: die feelifche Neigungx
vorwärts zu kommen. Je ftärker diefe Neigung fich geltend macht- um fo
ausgeprägter wird der Kontraft zwifchen Menfch und Natur und defio
weniger kann er fich mit der Natur-h fo wie fie eben ifH abfinden, Er fucht
alfo ihren Unvollkommenheiten abzuhelfem ihre Kräfte zu unterjochen
und fie in feinem Dienfi anzuwenden. Er begnügt fich nicht mit der
Nahrung in der Formh wie fie die Natur bieten fondern er bereitet
fie fo zuh wie es ihm am befien behagt, Er ift nicht mit Haus-
tieren und Nutzpflanzen zufrieden- wie fie ihm die Natur zur Ver-
fügung fkelltx fondern er bewirkt durch Kreuzung und durch Veredlung
zweckmäßige Veränderungen in ihnen, Er begnügt fich nicht mit
der Ausrüfiung die die Natur feinen eigenen Organen gegebem fondern
er verbeffert und vervollfiändigt fie durch allerhand Werkzeugex durch
Mafchinen- Infirumenteh künfiliche Beförderungsmittel. Immer mehr
ProzeffeX die der Willkür der Natur preisgegeben waren- macht er der
Herrfchaft der Vernunft und Planmäßigkeit untertan. Menfchengewalt
über Naturgewalt- fo ifi in kurzen Worten die Formel der Zivilifation
ausgedrückt worden. Während die Natur-kräfte eine Summe bilden„ die
fich fiets gleich bleibt- firebt der Menfchengeift immer mehr nach Erweiterung
feines Machtgebietes. Er bringt leicht und fchnell Refultate zuwege- zu
deren Erreichung die Natur viele Umwege und langex lange Zeit brauchen
würdeh und die Kunfi kann Dinge bilden„ zu denen die Natur kein Gegen-
fiück kennt, Und indem der Menfch Leben und Gefellfchaft nach feinem Bilde
umformß indem er die Verhältniffe um fich her verändern wirken diefe
wiederum auf ihn zurück und verändern ihn felbft. Der Baum der Kultur
wurzelt im tiefen Urgrunde der Natur; aber die Ausläufer entfernen fich
immer mehr von ihrem Urfprung. Der Stamm wächfix die Zweige breiten
fich aush fie tragen Blätter- Blüten und Früchte, In dem Maßeh wie die
Kultur empor-fchießtx erzeugt fie körperliche und feelifche Wandlungen-
die den Menfchen immer weiter von dem urfprünglichengTypus entfernen.
Leben- Kämpfen- Sichfortpflanzen - das find die gemeinfamen Infiinkte
der Organismen. Aber der Menfch hat fie im Laufe der Zeiten verfeinert.
Er lebtx doch das bloße Erifiieren genügt ihm nichth er will feine Lebens-
bedingungen hebenx er will wirken und fchaffen. Er kämpft/ fehr wahr-
aber er hat den Krieg zu einer Wiffenfchaft gemachth er hat ihn mit äußerem
(Manz und dem Pathos der großen Gefühle vergoldet. Er pflanzt fich fort

wie die anderen Wefenx aber der Paarungstrieb kann bei ihm in Erotik
und diefe wiederum in Liebe übergehen. Wer weißh wohin die Kultur
zuletzt noch führen kann? Vielleicht wird er einft kommeny der Tag„ da das
Leben zur Kunfi geworden ifi/ da Kämpfe nur noch zwifchen den Seelen
fiattfinden und die Liebe fich zu einem Verhältnis umgebildet hatt dem wir
noch keinen Namen geben könnenh deffen Wert aber unabhängig von der
Norm der Fortpflanzung ifi,
Nie if't wohl eine Richtung mehr in die Irre gegangen als jenex die
in den Tagen unferer Urgroßväter auf eine Rückkehr zum Naturzufiande
als wünfchenswertes Ziel hindeutete. Sie beruhte auf einer romantifchen
Illufion über das Wefen der Naturx die vor der wiffenfchaftlichen Kritik
nicht fiandhält. Nun kann auch die Wiffenfchaft uns nicht über das Wefen
der Natur aufklären: dies ifi und bleibt uns ein Rätfel. Aber foviel kann fie
uns verratenh daß eine Divergenz zwifchen uns und der Natur befiehtz
und daß fie die Neigung hat/ fich fiändig zu erweitern. Allmählich- mit
dem Fortfchreiten der Zivilifationy werden wir von Ideen getriebenx be-
nutzen wir Mittel und erftreben wir Ziele„ die uns immer mehr von der
übrigen Natur trennen. Fort von der Natur! fo lautet in Wirklichkeit
die Lofung des Fortfchritts- mag es fich nun um dieVerbefferung menfch-
licher Lebensbedingnngen oder um die Veredelung des menfchlichen Indi-
viduums felbf't handeln. Es fcheint mir„ daß die moderne Wiffenfchaft-
vor allen Dingen von dem Nachweis der urfprünglichen Zufammengehörig-
keit in Anfpruch genommenh diefen wachfenden Gegenfaß nicht hinlänglich
betont. Wie die Sentimentalität des achtzehnten Jahrhunderts hat auch
die Forfchung des neunzehnten Jahrhunderts auf eine Annäherung zwifchen
Natur und Menfch hingearbeiteß aber freilich mit dem großen Unterfchiede.
daß die erftere die Natur ver-menfchlichtex während die letztere fozufagen
den Menfchen naturalifiertex indem fie feine phyfifchen und pfychifchen
Lebensäußerungen auf die Wirkfamkeit allgemeiner Naturgefeße zurück-
führte. Nun ift die fiarke Betonung der Gebundenheit des Menfchen an
die Natur erklärlich bei einer Wiffenfchafth die von dem Gedanken an die
Einheit der Allnatur beherrfcht i|„ und es ifi begreiflichx daß das zweite
MomentF die zunehmende Disharmonie des Menfchen mit der iibrigen
Natur; vorläufig in den Hintergrund treten mußteh da feine Hervorhebung
leicht als ein Zugeftändnis an die noch mächtigen dualifiifchen Vorurteile
mißdeutet werden konnte. Aber bei Licht betrachteth verträgt die Wür-
digung diefes Momentes fich fehr wohl mit monifiifchen Anfchauungen.
Würden wir das gegenfäßliche Verhältnis in der Weife auffaffenh daß

Natur und Menfch einander als feindliche Mächte gegenüber fiünden/ jax
dann wäre das allerdings eine unwiffenfchaftliche Anfchauungj ebenfo
unwiffenfchaftlich wie diez die fich die Natur als unfere gute und weife
Mutter vorgeftellt hat, Aber hier handelt es fich nicht um folchen Aberglauben.
Der Gegenfalz entfieht einfach dadurch/ daß_ der Menfchh ohne deshalb
aus der Allnatur auszufcheidenx fich von deren anderen Teilen abhebtj
feine Eigenart entfaltet und hierbei Richtungen einfahlägth deren
Verfolgung ihm immer wichtiger wirdz während fie für die Natur in
ihrer Gefamtheit gleich unwefentlich zu bleiben fcheinen. Es ifi alfo ein
Differenzierungsprozeß; aber nun ifi ja ein folcher an und für fich keine
ungewöhnliche Erfcheinung„ fondern im Gegenteil ein Phänomenz das
fich allerorten zeigß eine der Modalitäten. unter denen fich jede Entwick-
lung vollzieht. Was die Eigenart der menfchlichen Differenzierung bildetz
ifi der Umftandz daß die Entwicklung fich als ein aktiver Fortfchritt äußern
kann. Aber auch diefe Eigenart läßt fich erklären. Von den beiden Haupt-
faktoren. die die Entwicklung eines Organismus beftimmem nämlich Indi-
vidualität und Umgebung hat bei dem Menfchem wie wir annehmen
müffen. die Individualität allmählich in einzig dafiehender Art die Ober-
hand gewonnen/ einen Überfchuß von Energie erworbenz der fie dazu treibt2
fich geltend zu machen/ fich zu entfalten und„ übereinfiimmend mit ihren
Zielem auf die Umgebung zu wirken. Hierin befieht dash war wir Fort-
fchritt nennenj denn Fortfchritt ift weiter nichts„ als eine Entwicklung/ die
zweckdienlich und„ in einem höheren Stadiumj zugleich zweckbewußt ift;
und die menfchlichen Ziele wiederum find durch die menfchliche Individu-
alität gegebenh indem fie ein Streben nach Verwirklichung der Möglichkeiten
und Forderungen unferes Wefens bilden. Es will mir nicht einleuchten.
daß die hier aufgeftellte Vermutung über das Entfiehen unferes Fort-
fchrittes fich nicht mit einer monifiifchen Auffaffung vereinen läßth weil
wir in der uns umgebenden Natur kein Seitenftück dazu aufzuweifen haben.
Es handelt fich ja hier nicht um einen plötzlichen Sprungz fondern um
einen langfamen Übergang. Das beobachten wir auch an dem heutigen
Menfchengefchleäyt. bei dem das Individualitätsprinzip in fehr verfchie-
denen Graben hervortritt- bis herab zu Völkerfchaftenz bei denen es fo
fahwach jfi/ daß man es kaum entdecken kann. Jedenfalls ift der Abfiand
zwiflhen paffiver Entwicklung und aktivem Fortfchritt nicht größer als der
zwifchen anorganifcher und organifcher Natur. deren Einheit der Monismus.
779g des Mangels eines nachweisbaren Bindegliedesj keinen Anftand nimmt.
axz Glaubensfag zu verkündigen. Und wie dem auch feiz die zunehmende

Divergenz zwifchen dem Menfchen und der übrigeni Natur ift unleugbar
vorhanden) und ein richtig aufgefaßter Monismus wird fich nicht zu nahe
treten) wenn er diefe allmähliche Entfernung ebenfo wohl erkennt) wie die
urfprüngliche Zufammengehörigkeit. Denn die beiden Momente find in
Wirklichkeit in ein und derfelben Entwickelungslehre begründet.
Theoretifch find fie deshalb gleichberechtigt) doch in bezug auf ihren
praktifchen Wert befieht ein großer Unterfchied. Während nämlich das
Studium der menfchlichen Eigenart uns einen Leitfaden zum Verftändnis
der Ziele gibt) die wir anfireben müffen) ift die Vorftellung von dem Zu-
fammenhang des Menfchen mit der Natur in diefer Hinficht ziemlich belang-
los. Wenn Haeckel alle menfchliche Geifiestätigkeit auf Gehirnfunktionen
zurückführt) deren Keim fich fchon bei den höchft ftehenden Tieren findet)
und in dieferVerbindung von einer „moniftifchen" Ethik) einer „moniftifchen“
Afthetik ufw. fpricht) fo hat fein Nachweis des gemeinfamen Urfprunges
allerdings Intereffe) doch nur ein rückblickendes. Ob wir ein künfile-
rifches Element in dem Spiel der Vögel) ein moralifches Element in der
gegenfeitigen Hilfsbereitfchaft der Affen) ein religiöfes Element in der
Ergebenheit und Folgfamkeit des Hundes feinem Herrn gegenüber konfia-
tieren) die Erkenntnis hiervon bringt weder die Kunft noch die Moral
noch die Religion um Haaresbreite vorwärts. Und doch kommt es nur
auf dies Eine an: nicht der Punkt) von dem wir ausgegangen find)
fondern der Punkt) den wir erreichen können) ift für uns das Wefentliche.
Es ift verhältnismäßig unwichtig über die tierifche Stammtafel unferer
Seelenkräfte Befcheid zu wiffenz aber es ift überaus wichtig) fich klar zu
machen) daß wir können) was die Tiere nicht zu können fcheinen) nämlich diefe
Kräfte entwickeln) und darüber ins reine zu kommenF welche Richtung
die Entwicklung nehmen muß. Wie ein Genie ja nicht nach den neunzehn
Zwanzigfteln beurteilt wird, die es mit anderen Leuten gemein hat) fondern
nach dem einen Zwanzigftel) das feine Originalität ausmacht) fo ift der
Menfch) diefes Genie der Schöpfung) das er unferer fchmeichelhaften
Anficht nach ift) befonders im Lichte der Eigentümlichkeiten zu betrachten)
die ihn von der übrigen Natur fondern. Und ebenfo verkehrt) wie es fein
würde) das geniale Individuum in allen Stücken in die gemeinfame Norm
der Alltäglichkeit einzupreffen) von ebenfo mißverftändlicher Auffaffung zeugt
es) wenn die moderne Wiffenfchaft) zum Teil vielleicht unter einem hypno-
tifierenden Einfluß des Namens Monismus) geneigt tft) die Einheit in der
Weife zu behaupten) daß fie das Menfchenleben unbedingt in die
Formen eines Naturgefeßes einordnen weil fich der Nachweis erbringen

läßtf daß dief es Gefeh für alles übrige Dafein gilt. Eine folche Anfchauung
kann zuweilen in die unvernünftigfte Reaktion münden. Betrachten wir
uns einmal das Gefeß von dem Überleben der zweckmäßigfien Lebens-
formen: follte Ein e s uns allgemeingültig erfcheinen. fo müßte es wohl
diefes fein. Nun wohl- welche Lehre können wir Menfchen aus diefem
Gefeß ziehen? Ein berühmter Entdeckungsreifender- der zugleich
Raturforfcher ift- hat kürzlich in einer Abhandlung über „Wiffenfchaft und
Moral“ die Frage folgendermaßen beantwortet: „Wir müffen die ganze
Energie- die wir befitzenh darauf verwenden/ den Organismus der Um-
gebung anzupaffenx und fie nicht in finnlofen Anfirengungen vergeuden-
die Umgebung dem Organismus anzupaffen.“ Es ift unbeftreitbarh daß
diefe Lebensregel mit unferem Wiffen von der natürlichen Auslefe im
großen ganzen übereinfiimmt: für die Pflanze oder das Tier ift die Haupt-
fache diex fich den äußeren Bedingungen einzufügen- und die das nicht
können- find zum Untergang verurteilt. Aber nicht weniger unbefireitbar
iii- daß der Menfckx wenn er ausfchließlich diefelbe Regel befolgt hätte-
wenn er nicht in vielen Stücken gerade den entgegengefelzten Weg gegangen
wäre- nie zum Stadium der Kultur durchgedrungen wäre. Wenn unfere
Vorfahren auf den Gedanken kommen- Wohnungen zu bauenX Tiere zu
ziehen und Pflanzen zu veredelnx fo gefchah es gerade aus einem Drange
heraus- die Umgebungen den Bedürfniffen des Organismus anzupaffen.
Und diefe Linie: fich nicht mit dem Vorhandenenx wie es ifth zu begnügenx
fondern im Gegenteil es in Übereinfiimmung mit den Anforderungen
des Menfchenwefens umzuformenz windet fich wie ein roter Faden durch
die Gefchichte allen Fortfchritts: fie läßt fich von der primitivfien Verbefferung
materieller Verhältniffe bis hinauf zu den höchften Befirebungen auf dem
Gebiet des geifiigen Lebens verfolgen. Waren es nicht zu allen Zeiten
die Auserwählten der MenfchheitX ihre Bahnbrecher und Reformatoren-
die weder Verhältniffe oder Milieu refpektiertem fondern fie bezwangen
und nach ihren idealen Intentionen umbildeten? Hier if'c nicht der Ort-
diefen Gedanken weiter auszufpinnen: es galt nur zu zeigenx daß fich nicht
alle menfchlichen Erfcheinungen in die Analogien anerkannter Naturgefelze
einfchnüren laffen. Es kann gefchehem daß die Analogie nicht ausreicht.
daß die Formel gefprengt wird; aber deshalb brauchen wir keine Gefetz-
widrigkeit anzunehmen: wir fiehen in diefem Fall einer Differenzierung.
einer Eutwigflung menfchlicher Eigenart gegenüber- und wir dürfen
dann weder diefe überfehen noch uns durch irgend eine Erklärung darüber
hinweghelfen: wir müffen vielmehr nach unfern Kräften in fie einzudringen

verfuchen. Denn die Vermutung drängt fich uns aufj daßh was die
menfchliche Eigenart ausmachtj auch der Teil unferes Wefens i|„ der mehr
als irgend ein anderer Förderung verdient. In dem Eharakterifiifchen
pflegen wir auch das Wertvolle zu fehen. Der Vorzug einer Rofe
befteht in unferen Augen in den Eigenflhaftem die fie von anderen Blumen
unterfcheidey und das Streben des Blumenzüchters ifi auch nicht darauf
gerichtetj diefe Eigenfchaften zu verwifchenj indem er fie auf einen gemein-
famen Typus zurückfiihrt- fondern umgekehrt fie noch kräftiger heraus-
zubildenj daß die Rofe noch mehr Rofe wird„ als fie es fchon ifi. In ähn-
licher Art muß es die Aufgabe der Kultur feinj den Menfihen mehr„
immer mehr zum Menfchen zu machen. Zur Erreichung diefes Zieles
ifi ein tieferes Erkennen des Menfchenwefens felb|redend von Bedeutung.
Wir müffen es zu erforfchen fuchenj wie es in unferem eigenen Innern
lebtx und wie wir es durch Mitgefühl bei unferesgleichen beobachten können.
Neben diefem unmittelbaren und empirifchen Studiumj das fiets die Haupt-
quelle des Verftändniffes fein wirdj wird auch die Naturforfchung uns
zu Nutzen gereichen können. Jedoch nur indirektj da fie uns einzig auf dem
Wege des Vergleiches und des Gegenfaßes über die menfchliche Eigenart
aufklärt.

Schluß in der Auguft-Nummer

Hans Rofenhagen:

James McNeill Whifiler.

Es hat nie einen Künftler gegeben. deffen Größe in fo engem Zu-
fannnenhange mit dem ihm angeborenen Widerfpruchsgeifie geftanden
hätte. wie Whiftler. Diefe Behauptung fcheint lächerlich angefichts von
Bildern. die fo abgeklärt. harmonifaf und unaufdringlich wirken. Eher
wird man fie gegeniiber dem fchreibenden Whifiler gerechtfertigt finden.
Aber was der Künfiler als Maler geworden ift. wurde er zweifellos. wei(
er etwas anderes produzieren wollte als feine Umgebung. ..Wenn er kein
Genie wäre. wäre er der lächerlichfte Menfch von ganz Paris". pflegte
einer feiner Ingendfreunde und berühmteften Kollegen von Whiftler zu
fagen. Man muß fich daran erinnern. daß über Whiftlers Jugend-
jahren das Gefiirn Eonrbet leuchtete. daß er der Freund junger Maler
war. die. um Manet gefchart. für eine erhöhte Wahrheit des malerifchen
Ausdrucks kämpften. um zu begreifen. daß er mit Bewußtfein das Gegen-
teil von dem tat. was er die anderen erfireben fah. Er befaß wohl Tem-
perament. aber fein Intellekt war ftärker und gab feiner Kunft das Ge-
präge. Vor allem verhinderte er. daß die Empfindung Whiftlers fich
nach der Seite der Empfindfamkcit kehrte. So weich und zart der Künft-
ler als Maler fein konnte. er ift niemals fentimental gewefen. Man
könnte ihn indeffen zu den Nomantikern zählen; denn er hat fich fein
Leben lang bemüht. das von den Erfcheinungen zu geben. was die Phan-
tafie erregt.

Vielleicht geht der romantifäfe Einfchlag in Whiftlers Kunft auf
feinen erften Lehrer. auf Charles Gleyre zurück. den Maler der „(1111*
ej0u8 per-(11188“. Auch dem fehlte im letzten Grunde die geftaltende
Phantafie. aber er feste alles daran. die Phantafie der anderen in Be-
wegung zu bringen. Was Whiftler in die Nähe von Eourbet zog. war
vielleicht nur der Widerfpruch. in dem deffen Schaffen zu dem feines
Lehrers fiand. Und er erlag eine ganze Zeitlang dem EindruF diefer
fiarken. lebensvollen Perfönliihkeit. Doch bald wehrte fich fein Infiinkt
gegen eine Kunfi. die nur auf die grobe. laute Wirklichkeit reagierte und
im Fluge arbeiten mußte. weil ihr Ziel war. das Vergängliche feft-

zuhalten. Diefe fette. derbfinnliche Malerei fagte ihm um fo weniger zu. als er durch Vermittelung feines Freundes Fantin-Latour bereits die nähere Bekanntfchaft von Rembrandt und Velasquez im Louvre gemacht hatte. deren Art ihm nicht nur vornehmer fchien. fondern auch künftlerifcher; denn fie gaben ja in ihren Bildern mehr den fchönen Schein der Dinge als die brutale Wirklichkeit. Ihm lag auch das Malen unmittelbar nach der Natur nicht. Er oder vielmehr fein Gefchmalk vermochte fich nicht fchnell genug zu entfcheiden. wenn es galt. einen Eindruck oder auch nur einen Farbenton feftzuhalten. Auch die Entfaltung der handwerklichen Bravour. in der Eourbet ein Meifter war. fchien ihm unvereinbar mit dem Wefen einer feineren Kunft. weil fie die Mittel. deren fich der Künftler zu bedienen genötigt ifi. betont. anfiatt fie zu verbergen. „Ein Gemälde ift vollendet. fobald jede Spur der Mittel. die zur Erreichung des beabfichtigten Nefultates angewendet wurden. verfchwunden ift“ - fo lautete fpäterhin eines feiner Kunftariome. War denn das überhaupt Kunf't. wenn niäfts weiter zum Malen gehörte. als fich vor die Natur hinzufeßen und wiederzugeben. was man fah? Was war denn damit erreicht. daß man den höchften Ausdruck von Wahrheit in feinem Bilde hatte? War denn die Wahrheit tatfächlich immer fchön? Befriedigte fie in allen Fällen das feinere Gefühl? Whiftler gelangte mehr und mehr zu der Einficht. daß des Künftlers Aufgabe weniger darin bef'tehen dürfe. die Wirklichkeit nachzubilden. als deren Wefen zu erfaffen und diefes anfäfauliäf zu machen. Die Kunft kann nie Wahrheit geben. fondern täufcht foläfe nur vor. Je weniger grob die Täufchung. um fo größer die Kunft. Es genügt daher. eine Ahnung von der Wirklichkeit zu geben. indem man nur deren charakterifkifche. ihren eigentlichen Reiz bildende Züge zur Darfiellung bringt. ..Die Natur birgt in Farbe und Form die Elemente zu allen Bildern. ebenfo wie der Schlüffel vor den Noten alle Mufik. Der Künfiler hat die Beftimmung. diefe Elemente zu erkennen. auszuwählen und anzuordnen. damit etwas Schönes entfiehe. Er tut alfo das Gleiche. wie der Mufiker. der die Töne ordnet und Akkorde bildet. bis aus dem Chaos die glanzvolle Harmonie wird. Wollte man dem Maler fagen. daß er die Natur fo wiedergeben folle. wie fie ift. fo dürfte man auch dem Klavierfpieler den Nat erteilen. fich auf fein Inftrument zu feßen. - Eine vollendete Harmonie der Dinge. die wert ift. im Bilde feftgehalten zu werden. kommt in der Natur felten vor."

In dem Worte ..Kunfi ifi Wahl" liegt eigentlich das ganze Pro-

gramm der Whiftlerfchen Kauft, Um zu wählent rich-tig zu wählent muß
man ein fieheres Urteilt das auf Verf'tändnis und Einficht beruhy und
Gefchmack haben. Wie das fichere Urteil nur bei Wenigen gefunden
wird, fo ifi der gute Gefchmack auch niemals dert den alle haben. Wäh-
rend Whifilers Freunde es für gefchmackvoll hieltenf in ihren Bildern
mbglichfi wahr-t möglichft farbig möglichfi hell zu feint ging er um fo
forgfamer den Brutalitäten der Farbe- dem bunten Spiel des Lichts und
den nackten Tatfächlichkeiten aus dem Wege. Dafür bemühte er fick» den
fait ungreifbaren Charme der Erfcheinungen und Dinge unter dem
Zeichen der Stimmung zu faffen, wobei er alles das beifeite ließt das
feine Abfiiht hätte fiören können.
Eines hat Whiftler allerdings von Eourbet gelernt und behalten: Die
Kunft, ein Bild aus fchönen Tönen aufzubauen. Nurt daß er, im Gegen-
faß zu der empirifchen- immer von dem empfangenen Natureindru> abhän-
gigen Art des großen Realiftent durchaus fyfkematifch vorging, einen Ton
oder zwei ihm befonders reizvoll dünkende Farbentöne aus der Wirklich-
keit wählte und feine ganze Darftellung darauf ftimmte. Das Künfiliche
und Gefuchte diefer Methode wird bei ihm nicht bemerktt weil er feinen
Ton fo wunderbar nuanciertt daß die Illufion einer gewiffen Farbigkeit
fich doch immer einfiellt. Die Idee zu diefer befonderen Art von Malerei
fcheint bei ihm unter dem Eindruck einiger Frauenbilder von Alfred Ste-
vens entfianden zu fein- deffen f>fönfte Schöpfungen meift auf zwei pikant
zueinander fiehenden Farben -- Grün und SchwarzF Nofa und Grau _
aufgebaut find. Das beweifi fein erftes wichtigeres Bild „l-8- femme
dlaoede“, das 1863 im Salon äea Reto-res in Paris erfchien und neben
den Werken Manets am meiften von den Künf'tlern beachtet wurde. Das
beweifen die bald danach entftandenen Bilder „'l'be piano“ und
„'l'be black rover‟, die ganz auf die Note Schwarz-Weiß gefiellt find
und die viel von den Eigenfchaften Stevensfiher Bilder haben. Als er
dann die erften Farbendrucke der Japaner, die vermutlich auch diefes
Vorbild infpiriert haben zu Gefichte bekam, war er entzücktx die Richtig-
keit feiner Idee beftätigt zu finden. „Die Zufammenftellung der FarbenF
fo fchreibt er einmalt bedeutet für mia) die wahre Farbe . . . vor allem
fcheint mir! daß die Farben auf die Leinwand gleichfam gefiickt werden
müßen. Das heißt: Diefelbe Farbe erfcheint fortwährend hierund dort
wie der Faden in einer Stickerei . . . . Sieh die Japaner ant wie fie
das verfiehen! Niemals fachen fie die Kontraftet im Gegenteil die
Wiederholungen." Und noch eine Offenbarung gab ihm die japanifche

Kunfi; die Erkenntnis von der Wichtigkeit der Linienführung und der
Fleckenverteilung im Bilde. und daß nichts mit größerer Vorficht zu ver-
wenden fei als eine lebhafte Farbe. Sie dürfe. falls fie überhaupt da fei.
höchftens die Rolle des Tipferl auf dem „i" fpielen. nichts für fich be-
deuten. fondern nur dazu dienen. den Charakter des Übrigen zu heben,
Aber auch feinen impreffioniftifchen Freunden verdankt Whifiler
Einiges. Von ihnen nahm er die Erfahrung. daß die Ausführliihkeit der
Darfiellung nicht deren Wahrheit erhöhe. und daß es darauf ankiime.
einen Eindruck fogleiih als Ganzes zu konzipieren und zu geben. ihn nicht
durch die Wiedergabe von Einzelheiten zu erzeugen. Dazu trat dann
noch die Beobachtung die er an den Bildern Velasquez' gemacht hatte.
daß die ungemein lebendige Wirkung von deffen Bildniffen zu einem
Teil auf der gemalten Luftfchicht beruht. die den Dargeftellten von der
Wirklichkeit vor dem Bilde trennt. So ausgerüftet mit den feinften
Mitteln der feinften Künfiler begann er feine Laufbahn als Maler.
Es ift wohl nicht zuviel behauptet. wenn man fagt. daß Whiftler von
außerordentlichem Einfluß auf die Entwickelung des Ge-
fchmacks der europäifchen Künftler gewefen ift. Natürlich
unter dem lebhaften Proteft des Philifteriums in der gefamten
Kulturwelt. Diefes entrüftete fich vor allem über die Abwefenheit jedes
anekdotifchen Details in feinen Bildern und über des Künfilers Neigung.
auf die von ihm beabfichtigte malerifche Wirkung durch die Benennung
feiner Bilder mit Titeln von ausgefprochen mufikalifihem Charakter. wie
Symphonien. Arrangements. Harmonien und Noctnrnos. hinzuweifen.
Whiftler hat in einem kleinen Auffaß. ..das rote Tuch" betitelt. feine
Gründe dargelegt. „Wie die Mufik die Poefie des Schalls. fo ift die
Malerei die Poefie der Farbe. Die Anekdotenmalerei hat nichts mit der
Harmonie des Schalls und der Farbe zu tun. - Man nehme das Bild
meiner Mutter in der Royal Akademy. das ich als ‚Arrangement in
Grau und Schwarz' ausgeftellt habe. Diefer Titel fagt. was es ii't. Für
mich allein hat es Jntereffe als Bild meiner Mutter. Was kann oder
darf das Publikum die Identität des Porträts intereffieren?" Bekannt
ifk Whiftlers Streit mit dem englifchen Moraläfthetiker John Ruskin. der
ihn in einer Kritik einen .Hanswurft genannt hatte. der für einen Topf
Farbe. den er dem Publikum an den Kopf werfe. 200 Guinees zu fordern
wage. Die Prozeßverhandlung. die fiä) daran knüpfte. ift eine der köfi-
lichften Satiren auf die Unbildung der Gebildeten in Kunftdingen. Un-
vergleichlich die Art. wie Whiftler des Richters Fragen. warum der

Künftler fein Bild ..Nocturne in Schwarz und Gold" und nicht ..Anficht
von Eremorne“ genannt habe. und wie er dazu komme. für eine Arbeit
von zwei Tagen eine foläje Summe zu fordern. beantwortet. Der Prozeß
endigte mit der Verurteilung Nuskins zur Zahlung eines Farthing. der
kleinfien Münze. die England fiihrte. hat aber dem Ruhme diefes Mannes
für immer einen Stoß verfeßtz denn die Verhandlung bewies. daß Ruskin
fich ein Urteil über eine Sache angemaßt. von der er wirkliäz nichts ver-
fianden hat.
Der hervorftechendfie Zug in Whijtlers Kunft ift ihre abfolute Vor-
nehmheit. Nie gibt er eine Trivialität. Die wunderbare Art. mit der
er die Erfcheinungen vereinfacht. erhebt fie über das Alltägliche. gibt
ihnen eine Größe. die fich tief dem Gedächtnis einprägt, Seine Malerei
hat durch die feinfühlige Umfeßung der Farbe in Ton etwas feltfam Vi-
brierendes. ja Myftifches. Das weiche. dunftige. gedämpfte Licht. das
feine Geftalten umfließt. verleiht ihnen ein unheimliches Leben. einen
geiftigen Reiz. defien Wirkung man fich fchwer entziehen kann. Die
beiten von Whiftlers Bildniffen geben die Dargeftellten befreit von aller
Erdenfchwere und allen zufälligen Mängeln. Ohne daß die Unwirklich-
keit auf die Spiße getrieben wäre. oder in Unwahrheit und Idealifiererei
ausartete. fcheinen die von Whifiler gemalten Perfonen ein tranfzenden-
takes Dafein zu fiihren. Die weiche. graue Atmofphäre. die fie umgibt.
fcheint fie geboren zu haben. Zu den fchönften diefer ftimmungfchaffenden
Bildniffe des Künftlers gehören das Porträt feiner Mutter mit dem
fchmalen. etwas gefenkten Antlitz. mit den Augen. die erhoben find
„fees [es risious iurjsibles et oertajues. l] 7 9. dien:_c1u kombi-e,
i1 _e a bien (1o noir- aur nette (101109 femme et autour Welle“.
Das Bild gehört zu den Zierden des Lurembourg-Mufeums. Ihm nahe
fieht das wunderbare Bildnis Thomas Earlyles im Mufeum zu Glasgow.
in dem die erfchijtternden Regifter der Melancholie und der Nefignation
mit unnachahmlicher Kunft angefchlagen find. Da find die feltfam
phantomhaften Bildniffe des Geigers Sarafate und des Helden des
Huhsmanfchen Romans „rl reb011r8“. des Grafen Montesquieu. Und
welche Reihe herrlicher Frauenporträts hat Whijtler gefchaffen! Von
dem Bildnis der kleinen Miß Mah Alexander im Velasquez-Arrangement
bis zu dem der Lady Meur. einer Harmonie in Rofenrot und Grau. der
davonfchreitenden Lady Campbell (Arrangement in Schwarz). der Mrs,
Huth. der Miß Kinfella. des „131119 (lil-[*4 - eine Folge von Meifier-
wet-ken,

Auch in Whiftlers Landfthaften dient das Gegenfiändliche eigentlich
nur dazu. feinen Farbenpoefien ein Rückgrat. eine Unterlage zu geben.
Er findet den Ausdruck. den die Dinge der Natur unter gewiffen Um-
ftänden erhalten. fchöner und darftellungswürdiger als die Dinge an fich.
Er erzählt grundfäßlich nichts von der Wirklichkeit. fondern fchildert nur
Eindrüäe. die ihm befonders reizend erfihienen. Das Bild. das Ruskins
Entrüfiatng erregte. gibt ein von weitem gefehenes Feuerwerk in Eremorne
Gardens wieder. eine ..Ruhige See“ benuet er. um Harmonien in Grau
und Braun oder in Blau und Opal oder in Fleifäjfarbe und Grün oder
in Blau und Silber zu zeigen. und es bleibt fchließlich ganz gleichgültig.
ob er diefe Bilder in Ehelfea. Jerfey. Valparaifo oder Trouville gefehen
hat. Auch in den Landfchaften zeigt er feine Vorliebe für die Nacht und
die Dämmerung. weil die Dunkelheit und das halbe Licht der Entfaltung
der Phantafie. dem Erwachen der poetifchen Empfindung günfiiger find
als das Tageslicht. das alle Illufionen zerftört. weil es nur die Tat-
fachen fprethen läßt und die leifen Stimmen der Seelen diefen gegenüber
ohnmächtig iind. Er liebte die weite Fläche des Meeres und die Un-
endlichkeit des Firmaments. weil fie nicht als Form zum Auge fprechen.
fondern nur als Farbenreize und fich wie unendliäje. immer neu fich
formende Melodien den Blicken bieten. Aber er hat auch Straßenbilder.
Brücken und Nefiaurationsgärten gemalt unter Beleuchtungsverhältniffen.
die ihnen eine phantaftifche Schönheit verleihen. „Wenn der Abendduft
die Ufer milde einhüllt. die kleinen Häuschen fich in weichem Nebel baden.
die niederen Schornfteine wie Glockentürme. die Speicher wie Paläf'te in
die Nacht ragen. die ganze Stadt fich mit dem Himmel eint und Geifier-
land fich vor dem Auge auftut - da verfieht der Philifter nicht mehr.
weil er aufhört. genau zu fehen. Doch dem Künftler weiht nun. in
Tönen redend. die Schöpfung ihr fchönftes Lied. ihm. ihrem Sohn und
Meifter. Ihrem Sohn. wei(fie ihn liebt. ihrem Meifter. weil er fie
kennt. Für ihn find ihre Geheimniffe entwirrt. für ihn ift ihre Unter-
weifung klar. Nicht durch das Vergrößerungsglas des Naturforfchers
fieht er ihre Blumen. um botanifche Studien daran zu machen. fondern
mit dem Blicke des empfindenden Schöpfers. der in ihrer köfilichen Zu-
fammenftellung von fchimmernden Farben und zarten Tönen Anregungen
zu prächtigen Harmonien findet."
Von nicht geringerer Bedeutung als der Maler i| der Radierer
Whifiler. Seine Arbeiten mit der kalten Nadel gehören zum Feinften
und Eigenartigften. was die moderne Kunfi auf diefem Gebiet hervor-

gebracht. Seit Rembrandt hat kein Radierer „the art af 0mmj88j0n“,
wie es Whiftler genannt han die Kunft des Auslaffens mit mehr Geiftj
mehr Kühnheit und Erfolg betrieben. In der Radierung hält der Künft-
ler ebenfalls daran feftj daß nur das Eharakteriftifche. das Wefentliche.
darftellungswürdig fei. Auf feinen Blättern fcheinen die Striche gezähltj
nicht einer ift ohne befonderen Grund da. und jeder dient nur der Illufion.
Ein Meifter der Andeutung gibt er mit einem Nichts von Mitteln Farbe-
Licht und Luft. Niemals ift das Weiß des Papiers raffinierter mit-
benußt worden. und Whiftlers fparfamer Strich fuggeriert nicht nur For-
men, fondern auch Bewegungen. Er hat faft ausfchließlich Straßenfzenen
und Anfiihten radiert, Die berühmteften find feine Serien von der Themfe
und von Venedig. die zwifchen 1871 und 1887 entf'tanden, Noch herr-
lichen ja vielleicht das fchönfte. was Whiftler als Radierer gefchaffen.
find die in den letzten Lebensjahren nach nordfranzöfifchen. holländifchen
und belgifchen Motiven radierten Blätter „138160117 Amsterdam“,
„ki-.lade [Zr-1188818“, „Latina-1m“, „Dance Jause“ und „M12 Will“. Und
kaum weniger reizvoll als feine Radierungen find Whif'tlers Lithographienj
unter denen fich auch Bildniffe finden. Der Künfkler ift ferner als De-
korateur hervorgetreten. indem er es unternahm. feine malerifchen Grund-
fähe auf die Ausftattung feines fpäter von feinen Gläubigern verkauften
Haufes „1'116 Wife IWW“ in Tite Street. auf das Mufikzimmer Sa-
rafates in Paris und das Pfauenzimmer im .Haufe Mr. Leylands zu
London zu übertragen,

Von Whifilers Leben ift nicht viel zu berichten. Er kam am 11, Juli
j834 in Lowell (Maffachufetts) in Amerika zur Welt. Sein Vater war
Ingenieur und lebte mit der Familie bis zu feinem Tode in Rußland.
Dann kehrte die Mutter mit James wieder nach Amerika zurück. Dief-er
bezog 1851 die Militärakademie Weft Point. Die vier Jahrej die er
dort verbrachte- führten ihn nicht nur der Kriegskunfi. fondern auch der
Malerei zu. Nach einem Streit mit feinen Vorgefehten hängte er kurzer
Hand den Leutnantsrock an den Nagel und ging nach Paris. wo er fich
im Atelier von Gleyre der Malerei widmete. Nachdem feine „femme
Manche“ 1863 Auffehen gemachtj vertaufäjte er den Aufenthalt in
Paris mit dem in London, unternahm Reifen nach .Holland und Belgien,
ifi aber nie nach Madrid gekommen. das ihn Velasquez wegen fo mäaftig
anzog. Er teilte fein Leben zwifchen London und Paris und war in
beiden Städten feines Dandytums und feiner Erzentrizitäten halber fichcr
bekannter als in feiner Eigenfajaft als Künftler, Es fcheint. daß er diefe

d'je (le Miracle anfänglich darum fiihrtej um überhaupt bemerkt zu
werden. Später wurde es ihm zur zweiten Natur. Er konnt-e nicht
eriftierenj ohne daß man in der Welte in der Parifer und Londoner Ge-
fellfchaft von ihm fprachj und fiihrte die Gelegenheit dazu oft fehr gewalt-
fam und ohne Rückfiäjt auf feine Freunde herbei. In diefem Sinne war
er auch literarifch tätig. So amüfant feine Schriften „'l'be ?Sofie 81'(
of making ennernjes‟ und „'keu 0'eloelr" find und fo treffende Aus-
fpriiäje über Kunft und künftlerifches Schaffen fie enthalten - fie laffen
keinen Zweifelj daß diefer glänzende Geifi als Menfch nichts von der vor-
nehmen Gefinnung befaßt die ihn als Künftler auszeichnen vielmehr ein
recht unangenehmen fireitfüchtiger und in der Befriedigung feiner Eitel-
keit wahl- und maßlofer Zeitgenoffe war. Noch kurz vor feinem Tode -
er ftarb am 17. Juli 1903 in feinem Gartenhäuschen zu Ehelfea - be-
mühte er fick» ein Syndikat zur Erploitierung feines Künftlerruhmsj zu
einer Preistreiberei feiner Bilder zu gründen. - Der Menfch vergehy die
Werke des Künftlers bleiben. Die Whiftlers fichern ihrem Urheber die
Unfterblichkeit und werden der Nachwelt bezeugenj daß er einer der be-
deutendften und feinften Künftler war. die das vergangene Jahrhundert
gefehen hat.

Hermann Kienzl:
Kettenkleid. Vier Gedichte.
I.
'
Z
Z
Ia. dich umklammr' ich. Augenblick! Gefegnet. Z
Wenn du mich fegneft . . . Blütenüberregnet Z
Von fr e m d en Lenzen ift dein lichtes Haupt . . . Z
Nicht mir hat fich Arkadien belaubtz Z
Ein fpäter Flüchtling. trat ich in den Hain. J
Doch was du warft: du bi| es - und bift mein. Z
Z
Z
Z
Z
Z
Z
Z
Z
'
'
Z
Z
Z
Vergangenheit . . . verwünfchter Ehriften-Dom.
Ich kniee nicht vor deinem Schutt. Phantom!
Das Kugelblei. das mir am Fuße rollt.
Und alles. was ich einft gewollt. -- gefollt.
Fort ftieß ich es und preffe das Gefchi>
An die befreite Bruft: den Augenblick.
Nichts ift geblieben. als gewordnes S ein.
Das e r d e n ftarb. Du bift -- und du bifi mein.
Wer frägt am Ziel der Leiden feiner Fahrt.
Verbliihter Zeit in blühnder Gegenwart?
Verbrann-t die Schiffe und der Stab zerfpellt -
Mein ift die Zeit und mein ift meine Welt.
""*'Ö'

II.

Du bif't dir felbft getreu - und ich. dein Knecht.
Bin ich in deiner Wage wertgerecht?
Von meiner Liebe hartem Kettenkleid
Drückt fich in deine Glieder vieles Leid.
Ich liebe dich - ich haffe jeden .Hauch
Von fremden Altars dir geweihtem Rauch.
Ich liebe dich - ich haffe jedes Pfand.
Das Fremde je empfahn aus deiner Hand.
Und jede Frift. die ungenutzt verrann
In fremden Lebens. fremder Pflichten Bann.
In Eigennuh und Selbf'tverlorenheit
Werf ich um dich das harte Kettenkleidz
Befrei von Jahres Laft dein Blütenhaar.
Entreiße dich von allem. was einft war.
Und fchüße mir mit blinder Lebenswut
Die Gegenwart als losgelöftes Gut.

[II.

Dein liebes Aug' blickt tief in mein Gedicht.
Der Blick ift m ein e r Liebe Spiegel nicht!
Ift eine Brück'. gebaut aus altem Leid.
Die führt zum Ufer der Vergangenheit.
Es fchwebt aus einem unfichtbaren Tor
Gefpenftger Schatten |ummer Zug hervor.
Mein Hei(hat vieler Menfchen Haß gebraut.
Der lauernd dich. du letzte Burg. umgraut.
'
....
....".......

Lieb' i| mit Haß - und Haß mit Lieb' befclywertz
Von zweien Feuern wird das Öl verzehrt . . .
Dein liebes Aug' blickt tief in mein Gedicht.
Der Blick ift meiner Liebe Spiegel nicht!
l?,
Sei wie du bill!
Schwebt hoch am Wolkenrand
Des Lichtes Bote. Tief im dürren Sand
Schleppt fich der Erde Sohn in dumpfen Mühn.
Doä) klingt die Luft und zückt ein goldnes Glühn
Herab von deines Fittichs reinem Weiß
In feiner trüben Seele irdfchen Kreis:
Dann regen fich verbrannte Flügel ihm;
Es ichwillt fein Herz empor zum Eherubim.
Die Sonne brennt- Phaöton ftürzt erfrhlafft.
Bleibt Jeder denn in feines Wefens Haft?
Dein i| die Ewigkeit *- fein war die Frift -
Dein ift die Ewigkeit -
Sei wie du bifi!

Kurt Aram:
Die Hagefiolze. Roman.
Schluß.
1L.
Ich erwachte aus fehr unruhigen. aufregenden Träumen. Sie waren.
wie man zu fagen pflegt: nicht Fifch. nicht Fleifch. Die Träume nämlich.
Ein angenehmer Traum verfeßt den Träumenden. wenn er erwacht. in
eine angenehme Stimmung. Die kräftigende. aufmunternde Illufion ifi
fo fiark. daß fie auch den Wachen noch ein gut Teil des Tages begleitet.
Wie oft ifi die gute Stimmung. die den Menfchen fafi einen halben Tag
lang beherrfcht. fo daß fich alles über ihn wundert. nur aus fo einem an-
genehmen Traum zu erklären. Dann wieder gibt es unangenehme Träume.
fo daß man ftundenlang nach dem Erwachen wie verftört herumgeht.
In beiden Fällen aber ifi fiir den Traum charakterifkifch. daß man fich
als Wucher keiner Einzelheiten erinnert. Der Traum gibt an den Wachen
nur eine Stimmung ab. die uns längere oder kürzere Zeit verfolgt.' ohne
daß der Alltag und feine Bedürfniffe diefer Stimmung Herr werden können.
Bei einem angenehmen Traum hat das etwas Beglückendes wie ein Sonnen-
tag. deffen Wirkung man auch in feinen Einzelheiten nicht begründen kann.
Ein unangenehmer Traum aber gleicht in diefem Fall einer Gewitter-
fiimmung. die fich nicht in Blitz und Donner aufgelöfi hat, Das hängt
Stunden und Stunden über dir wie eine fchwarze Wolke. die fich nicht
entlädt.
Viel fchlimmer aber find Träume. die dich gegen Morgen überfallen.
wenn fich das Bewußtfein fchon wieder fammelt. wach zu werden. Hatteft
du in diefem Zuftand einen fröhlichen Traum. fo ift das Bewußtfein nach
dem Erwachen doch fiark genug. um fofort zu erkennen: es war nur ein
Traum. Und damit ifi jede begliickende Wirkung für den Tag aufgehoben.
Hattefi du aber einen fchlechten Traum. fo haften in deinem Bewußtfein
gerade feine unglücklichfien Momente. Und dein Gehirn. das fchon wieder
zum Sammeln blies. als diefer Traum über dich kam. hält die widerwär-
tigfien Einzelheiten auch den Tag iiber fefk. weil es nicht mehr fchlaftrunken

genug war. um alles in eine. wenn auch noch fo fiörende. allgemeine Stim-
mung untergehn zu laffen. Alle die Einzelheiten. die das erwachende Be-
wußtfein trafen. folgen dir den ganzen Tag. denn fie trafen dein Gehirn.
als es fchon wieder „so mar-ade“ war.
Nun fielle man fich vor. daß die Erwartung deffen. was kommen foll.
ein Gehirn eine ganze Nacht nicht zum Schlafen kommen läßt. fondern
es beften Falls zu einer Art von leichter Betäubung. zu einer Art von Halb-
fchlaf bringt. Und das. was fonfi nur der Schlafende gegen Morgen. kurz
vor dem Erwachen erlebt. das erlebt dies Gehirn ununterbrochen. alle paar
Minuten eine ganze lange Nacht hindurch. Man kann fich denken. wie mir
zumute war. als ich erwachte.
Alles. was ich in diefen vielen Monaten meiner Bekanntfchaft mit
Mabel Schweres und Unangenehmes erlebt hatte. gewann in dem Halb-
f chlaf diefer langen Nacht für einen Augenblick Gefialt wie ein Gefpenft.
Meine Eiferfucht. da fich ihr Haupt hinter dem erleuchteten Vorhang zu
einem andern neigte! Meine Jämmerlichkeit. da ich hinter ihrem Wagen
wie ein Irrfinniger herlief! Meine Wut. da ich fie in dem feinen Refiau-
rant nicht mit der Zofe und deren Bräutigam. fondern mit einem Herrn
im Smoking traf! Das prinzliche Automobil. das unter dem Schutz der
Linden in abendlicher Stunde wartete. während alle Lausbuben es um-
johlten und mit Fingern auf mich wiefen! Mabels hochmütiges Geficht.
wenn ich ihr Vorhaltungen machte! Mabels fpöttifches Geficht. wenn ich
ihr von den Männern fprach! Mabels rechter Fuß. der nichts von mir
wiffen wollte! Die beiden Brüder. die wie Hühner gackerten. Das alles
lag in kurzen. wüfien Träumen diefer Nacht auf mir und traf mich wie
Bliße. *
Zerfchlagen erhob ich mich. blickte zum Fenfter hinaus. und ein fchöner
Herbfitag fah mich aus ruhigen Augen an. die blau find und wiffen. daß
es nicht mehr lange dauert. bis fie erblinden."
Und mein Bewußtfein ifi noch geladen mit all diefen kurzen. böfen
Träumen.
Ich fehnupperte in die Luft. die noch einige Sommerwärme hat. Aber
es zieht doch fchon die Kühle des Todes. der nicht mehr fern ifi. durch die
Gebeine.
7_ .
O. fo ein erwachender Herbfitag. der weiß. daß es fchon um vier Uhr
nachmittags mit ihm aus ifi!
Kein Vogel fingt mehr. Nur die Apfel fpringen vonflden Bäumen.
Die Blätter taumeln. und das Weinlaub ifi rot wie Augen. die geweint haben.

Und diefe Luft. die durch meinen Garten zieht! Wie alte Leute von
ihrer Jugend erzählen. fo fpricht diefe Spätherbftluft vom Frühling.
Die wehmütige Erinnerung eines Sterbenden. der an feine Jugend denkt.
Noch einmal. ehe es für immer zu fpät ift.
Frau Bleibers klopft an meine Schlafzimmertür. wie jeden Morgen.
und entfchuldigt fich -- wie jeden Morgen - fie habe leider geftern abend
vergeffen. meine Stiefel vor das Schlafzimmer zu fiellen. fie bittet mich um
Verzeihung. es käme nicht mehr vor; und plumps. die Stiefel. die fchon
gefiern abend hier hätten ftehn follen. fallen wie Betrunkene auf die Erde,
Draußen verfucht die Sonne ihr Glück. Es hat etwas unfagbar Rüh-
rendes. diefe Sonne lächeln zu fehn. da fie alt und müde geworden ifi.
Eine fchöne Frau. die gewohnt war. daß jedermann fie anbetet. und jetzt
ifi fie alt geworden und fchwach. aber fie lächelt immer noch wie einft im
- Mai!
Ich fchaue fie an. und ich bin plötzlich ein uralter Mann. der mindeftens
die diamantene Hochzeit mit der Sonne feiert. Gott. fie ifi eine Dame.
fie lächelt. fo gut es geht. und fie merkt nicht. wie alt fie geworden ifi. Und
ich lächle auch. ich nicke ihr zu. benehme mich verliebt wie einft im * Mai.
und fie glaubt es. fie meint. fie fei noch genau fo jung. und ich möchte
weinen.
Ein Apfel fpringt vom Baum wie ein Frofch ins Waffer. Welke Blätter
fchaukeln durch die Luft. Auch fie find müde und matt.
Kinder im Garten wiffen es nicht anders. wenn die Mutter ruft: es
ifi Zeit zum Schlafengehn!
Aber diefe Blätter fchaukeln fchon am Morgen fo müde durch
die Luft.
Mein Diener Iofef kommt und fragt. ob ich bald fahren wolle? Gar
nicht blaß und verfahlafen fchaut er drein. fondern rofig und munter wie ein
rechter Bauer. Sogar die lederne Ehauffeurjacke hat er fchon an. Sie
kleidet ihn gut.
Ich frage ihn: ..Sagen Sie. Iofef. waren Sie fchon einmal verliebt?“
Er lächelt verfchämt wie eine Jungfrau.
..Immer tapfer!“ fage ich,
Er gefteht mir. daß er fchon einmal fehr verliebt war.
..Warum haben Sie das Mädchen nicht geheiratet?“
Iofef ifi verlegen und will nicht mit der Sprache heraus.
..Wo hat's denn gefehlt?“

Ich habe viel Mühe mit ihmj aber fchließlich gefieht erj er hat dag
Mädchen nicht geheiratetj weil es nicht zu ihm paßte.
„Warum denn nicht?"
Er wird immer verlegener.
Endlich erfahre ich es doch.
Wieder fpringt in meinem Garten ein Apfel vom Baum.
Iofef geht und rüftet das Auto.
Ich felge mich an den Frühfiückstifchj den Frau Bleiders gut beftellt
hat. Drübenj mir gerade vis-a-visj fiht jeht auch das Mädele und früh-
fiückt. Ich muß plötzlich an meinen Mathematikprofeffor denken. der immer
vom Parallelogramm der Kräfte fprach.
Ich ftreiche mir ein Brötchen und habe das Gefühlj als täte fie das-
felbe in diefem Augenblick.
Ich nehme einen Schluck Kaffee und habe das Gefühh als täte fie es
jetzt ebenfalls. _
Bin ich verhertj bilde ich mir etwas ein„ find es die Träume? Ox
wenn wir doch fchon im Auto fäßen!
Frau Bleiders erfrheint und legt alles zurecht: den Staubmanteh die
Autobrillej die Mühe. Sie breitet die Dinge ausj als feien es heilige Gegen-
fiände.
„Sagen Siej Frau Bleiders?“
Sie dreht fich taktvoller Weife fofort um und zeigt mir den Rücken.
„Warum haben Sie eigentlich nicht wieder geheiratet?" Ich weiß
nichth weshalb ich diefe Frage fiellej denn mir fällt erft jeht ein. wie taktlos
fie bei der körperlichen Befchaffenheit meiner Hausbeforgerin ift.
Frau Bleiders kichert.
Das ermutigt michj und ich frage aufmunternd: „Na?l“
„Diej die ich gewollt hab'- die ha'm mich nicht gewollt - und um-
gelehrt.“
Die Ironiej die in meiner Frage liegt. hat fie überhaupt nicht bemerktj
das glückliche Gefchöpf!
„Sie haben doch ficher viele Heiratsanträge bekommen7 Frau Bleiders ?"
„Achh Herr Doktor!“ Sie kichert wie einej die fehr begehrt wird.
„Warum haben Sie denn keinen von all den Männern genommen?“
Nun wird Frau Bleiders ernfi und fehr mir auseinanderX daß der eine
nur nach ihrem Sparkaffenbuch angeltej daß der andre fie nur um ihres
Vetter-s willen heiraten wollte„ der Po|fekretär ifi und infolgedeffen ein

hochangejehener Mann. daß ein dritter fie nur deshalb begehrte. weil er der Anficht war. Frau Bleiders gäbe eine gute Hausmeifierin ab.
„Das ifi doch nichts Unanfiändiges!‟
Gewiß nicht. aber es genüge nicht. erklärt Frau Bleiders.
„Warum eigentlich nicht?“
Frau Bleiders wünfcht. nur um ihrer felbfi willen geheiratet zu werden.
„Dabei waren Sie jäjon einmal verheiratet.“
Frau Bleibers feßt wir weitläufig auseinander. wie es fich damit verhielt. Ein junger Kerl. ein hübfcher Kerl. den fie ernfi genommen habe. Ein fchlauer Kerl. der nie von ihren Erjparnifien jprach und doch nur fie begehrte.
„Hatten Sie Kinder mit ihm?“
Da richtet fich Frau Bleiders auf. Nein. fie hatten keine Kinder zu-fammen. Sie jagt das jo. daß man erkennt. infolgedejjen war das in ihren Augen überhaupt keine rechte Ehe. Infolgedefien hat fie fich mit diefer Heirat auch nichts vergeben. Nur wenn fie von fo einem gemeinen Kerl Kinder gehabt hätte. müßte fie fich diefer Ehe fihämen.
.,Na. und als Sie zu mir kamen. damals. Frau Bleiders. wifi'en Sie noch?"
„Davon fpreche ich nicht gerne. Herr Doktor."
„Wenn nun aber wieder einer käme. ein ehrlicher. anfiändiger Menjch ?"
Frau Bleiders krümmt den Buckel. Einengwirklich anfiändigen Menjchen würde fie immer nehmen.
„Dabei halfen Sie alle häßlichen Menjchen 7“
Ordentlich pathetifch fieht Frau Bleibers aus. indem fie antwortet:
„Das war einmal. Herr Doktor. Und wifien's. wenn eine häßliche Frau einen häßlichen Mann wirklich gern hat. io is das auch eine fchöne Sach!"
* Ich bin verwirrt, Warum hat jedermann in meiner Umgebung einen fo gefunden und richtigen Infiinkt? Warum nimmt jedermann in meiner Umgebung mit folcher Selbfiverfiändlichkeit die riäjtige Stellung zu dem ein. was die Natur von uns Menfchen will? Warum habe nur ich all diefe Scherereien?
Jofef kommt und jagt. es jei Zeit.
Da wird mir grün und blau vor den Augen. Im Halje wiirgt es mich. und mein Magen will um jeden Preis aus dem Mund fahren. Ein Ge-fühl. wie ich es feit meinem leßten Eramen nicht mehr gekannt habe.
Iojef holt fihnell ein Glas Wafjer. Frau Bleibers fihleppt einen Cognac herbei. Wie bejorgt fie find, . . Warum ifi Mabel nur io graufam?

.rz-Opâ€ž s .a. e :35. s .Z 3:355 a; ?Ã¤ 2522a Z ?LQ
Ãœ V o _ p w. F I w E? WoW-Y :imv
.Nm-W ?DLL-ZR â€žv Z O = Q n f. c u m

._-
_--
hochrnqefehener Mann. daß ein dritter fie nur deshalb begehrte. weil er
de. Anficht war. .Fran Vie-idem gäbe eine gute Hausmeifierin ab.
..Das ifi doch n-chts Unanfia'ndiges!"
Gem-ß nicht. abr es genüge nicht. erklärt Frau ?dw-'ders
..Warum eigentlich nicht?"
:frau Weitem wiinfcht, *mr um ihrer felbfi willen aeheiratet zu werden.
..Dabei waren Sie fan-n einmal verheiratet.“
Fri-l* Bleibero fein wir weitläufig auseinander. wie es fich damit
derhwll. ("fin junger Kerl. ein, hiilu-her Kerl. den fie ernfr genommen erde.
Ein "x-blauer .tler-l. der nie von ihren Erfparniffen fprach und doch nur fie
be. lxte.
„Hatten Sie .Kinder 1m ihm?"
Da richtet fich Frau Bleibers auf. Nein. fie hatten keine Kinder zu:
fanunen. Sie fagt das fo. daß man erkennt. '.nfolgedeffcn ioar das ir. ..'-rcn
Augen überhaupt keine rechte Ehe. Infolgedeffen hat fie fich mit diefer
Heim! auch nichts vergeben. Nur wenn fie von fo einem gemeinen Kerl
.Kinder gehabt hätte. müßte fie fich diefer Ehe fehl-nnen.
..Na. und als Sie zu mir kamen. damals. Frau Bleiders. wiffen Sie
noch?“ *
..Davon fpreche ich niclt gerne. .herr Doktor."
..Wenn nun aber wieder einer käme. ein ehrlicher. anfiändiger Menfch ?*-
Frau Blc't ers krünm'xlen Buckel (einen wirklxch anfiändigen Menfchen
würde fie immer nehmen.
..Dabei haffen Sie alle häslishen Menf--hen '2“
Ordentlich pathetifch fieht Frau Bleibers aus. indem fie antwortet:
..M'- war eier-*- :l. Herr Doktor. Und wiffen's. wenn eine häßliche Fran
einen haßliäyer. Mann wi.knch gern hat. fo is das auch eine f-*hi'ne Sach!"
Jet- l: n verwirrt. Warum hat jedermann in meiner Umgebung einen
fo _nc-'n r .1 nnd rien-.ten Infiinit? Warum nimmt jedermann in :,ciner
Umgekurq mit folcher Selbftverftändlicbkeit die richtige Stellung zu dem
ein* was die z'im-,rr von u'*s Menfchen will? Warum habe nur ich all diefe
C cherereien?
Jofef kommt und fagt. es fei Zeit.
D.; wird mir grün und blau vor den Ang-n. Im Hxlie würgt es mich.
und mein Magen will um jeden Preis aus dem Mund fahren. Ei!: Ge-
fiill. wie ich es *felt meinem letzten Emmen nicht mehr gekannt habe.
Zefef l-olt fchnell e.n Glas Waffen Frau c.*o'*leiders :'-n'eppt einen
Cognac herbei. Wie beforgt fie find... Warum ifi Mabel nur fo graufam?

W Franz von Stuck: Phantaï¬ifche Jagd.
IWW* (Zum AuffaÃŸ von E rich F e l d e r.)
Verlag der MÃ¼nchener Minit- und Verlagganltalt vr. E. Albert ac To, in MÃ¼nchen_

Iofef meint. es fei zwar ein recht fchöner Oktobertag heute. aber es würde deren ja wohl noch mehr geben in diefem Jahr, Vielleicht wäre es beffer. wir warten noch einen Tag mit der Fahrt?
Ich fpringe auf und fchüttele mich und trinke noch einen Cognac. Ich bin doch kein Gymnafiaft mehr. der fich fürchtet!
Mabel fieht fchon draußen und findet das Auto fehr hübfch. Sie fcheint fröhlicher Stimmung zu fein. Das beruhigt meinen Magen fehr. Ich fühle deutlich. wie er fich wieder in die gewohnte Lage fchickt.
Wir fteigen ein. Mabel fchnuppert in die Luft und zieht die Stirn kraus. ..Ich habe einen Cognac getrunken. mir war nicht recht wohl". fage ich leife.
Sie fchüttelt den Kopf.
Ich will etwas fagen. aber fie kommt mir zuvor und meint. wir wollten uns den fchönen Tag doch nicht jeht fchon verderben.
Ich fchweige und finde diefen Ausdruck gar nicht hübfch von Mabel. wo fie doch weiß. worum es fich für mich handelt.
Wir faufen durch die Stadt. Schutzleute trinken und fchreien. und als das nichts hilft. zücken fie das Notizbuch wie eine gefährliche Waffe. Aber die Waffe ift ftumpf. unfer Wagen führt ja keine Nummer. x Was in den Herzen der Schußleute im Augenblick diefer Erkenntnis wohl gefchehen mag? Etwas Ungeheuerliches muß es fein. So wie wenn plößlich all die fchönen Polizeiordnungen in fich zufammenbrächen. Der Mann zückt feine Waffe. von der er weiß. daß fie in ihrer Wirkung nie verfagt. und fiehe da. wir fchlagen ihm ein Schnippchen. Der Mann erfiarrt vor Entfeßen. Derweil find wir längft um die nächfie Ecke.
„Der Wagen fährt ausgezeichnet". fagt Mabel.
Ich nicke. Wenn fie wüßte. weshalb wir fo rafen.
Iofef fchielt zuweilen mit einem fchlauen Bauernlächeln mir zu. Es macht ihm großen Spaß. und er befiht Erfahrung in diefem etwas bedenklichen Sport. denn wo immer ein Schuhmann auftaucht. wups. ift unfer Wagen fchon um die nächfie Ecke gefauft. dann wieder um eine Ecke. und der Schuhmann hat das Nachfehn.
Zu Mittag rafien wir in einem Dorf,
Die Bauern hängen breitmäulig die brennenden Pfeifen zum Fenfter hinaus. die Weiber ftehn an den Türen und fchwaßen. die Kinder jagen fich über die Straße; und wo eine Stalltür offen fteht. hört man. wie der Hafer zwifchen den Zähnen der Pferde knirfcht. und wie die Schweine

fchreien und im Futtertrog wählen. Satt muht eine Kuh. Die Stunde
des: Ausruhens.
Ein derbes Bauerneffen mundet uns recht gut. Aber in diefer Umgebung
kann ich unmöglich mit Mabel fprechen. All diefe Zufriedenheit. all diefe
felbftverftändliche Natürlichkeit ringsum - das arbeitet. ißt und fchläft *-.
da kann ich nichts fagen.
Mabel lächelt vergnügt.
Wir treten zu unferem Wagen. an dem Iofef fleißig herumhantiert.
..Muß es denn heute fein?“ fragt Mabel leife. ..Könnteft du nicht
noch einige Zeit damit warten?“
Ich verneine. dann aber denke ich. vielleicht enthält fchon diefe Frage
eine gute Antwort. Wenn fie um Auffchub bittet. fo heißt das am Ende.
fie will noch eine Weile mit fich zu Rate gehn. und dann find meine Aus-
fichten an fich doch nicht fchlecht.
Iofef zieht bedächtig ein großes Blechfchild aus dem Gerätfchafts-
kafien.
..Menfch!“ flüfiere ich. ..das ift ja eine Autonummer?“
Iofef nickt.
..Eine falfche?“
Iofef nickt wieder.
Das wird mir denn doch zu bedenklich. ich trete mit Iofef beifeite.
Ich mache ihm Vorwürfe. aber er erkennt fie nicht an. So habe er es immer
gehalten. fo fei es noch immer gut gegangen. und fo würde er es auch heute
halten. Dann hätte er die falfche Nummer ja auch gerade fo gut fchon in der
Stadt einhängen können. Iofef lächelt über mich. Das ginge nicht. weil
da der Betrug zu leicht herauskäme. Hier auf dem Lande aber genüge
es. wenn nur überhaupt eine Nummer da fei. Was für eine. das fei ganz
egal, Hier fei es nur gefährlich. überhaupt keine Nummer zu führen.
Da rede noch einer von den gefunden fittlichen Infiinkten des Volkes.
Mabel fragt. was ich habe. Ich erzähle ihr die ganze Gefchichte. und
fie amüfiert fich köfilich darüber. ja fie macht mir direkt Vorwürfe. daß ich
ihr davon nicht früher erzählt habe. damit fie fich auch an den dummen
Gefichtern der Polizei hätte freuen können.
..Haft du denn keine Angft?“
..Der Iofef wird fchon wiffen. was er tut.“
In folchen Dingen fcheint zwifchen dem Volk und der Anficht der
Frauen kein großer Unterfchied zu fein.
Wir fteigen wieder ein.

Ich fage plöhlich„ um fie zu überrumpeln: „Du batefi um Auffchub
vorhin. Heißt das. daß ich fpäter auf eine gute Antwort rechnen kann?"
„Das weiß ih nihtj das kann ih dir unmöglich verfprehen.“
„Dann bedeutet es überhaupt nihts.“
„Es bedeutet jedenfallsy daß ich uns den fchönen Tag niht verderben
möhte.“
„Das weiß ich baldj das haft du fchon zweimal gefagt.“
„Daraus fiehfi du. wie ernfi es mir damit ifi.“
„Aber das genügt mir niht!“
Wir fahren weiter und find beide recht verfiimmt.
Den Kaffee nehmen wir in der fhattigen Laube eines kleinen Gafi-
haufesj das hoch oben auf dem Berge liegt. Tief unten im Tal eine alte
Stadh in deren Fenfiern die Sonne lächelh die müde Herbfifonne. Durch
die Stadt ringelt fich ein kleiner Flußj deffen kleine Wellen fich kräufeln
im filbernen Licht der müden Herbfifonne.
Für eine Weile fehen mir fiumm auf dies anmutige. ein wenig fchwe r-
mütige Bild.
Dann ziehe ih das Zigarettenetui. Auch Mabel nimmt eine Ziga-
rette.
„Alfo. . .“ fage ih zögernd.
Mabel lähelt müde und refigniert.
Das tut mir leid und ih meine: „Verfiimmt find wir ja doch- nicht
wahr?, , . “
Sie nickt leife.
„Da ift es fowiefo am befiem wir gehn der Sahe auf den Grund.
Ih leide unfagbar unter diefen unklaren Verhältniffen.“
Mabel fhweigt.
„Ich weißj du liebft deine fchwer errungene Selbfiändigkeit über alles."
„Über alles ift etwas zu viel gefagt“. unterbricht fie mih.
Ih wartej aber fie fpriht niht weiter.
„Jedenfalls liebfi du deine Selbfiändigkeit fehr. und das finde ich
nur zu begreiflih nah allemj was du erfahren haft. Ich denke mir. wenn
du überhaupt wieder heiratefij fo würdefi du das nur tum wenn dir deine
Selbfkändigkeit bliebe. . .“
„Wie wäre das möglih '2" Mabel lähelt ein wenig. was mich verwirrt.
Doch heute laffe ih mich niht aus dem Konzept bringen. heute muß ich er-
fuhr-em woran ich bin* f _
Ich fahre fort: „Wenn wir zum Beifpiel heirateten. ich rede jeßt nur

ganz theoretifch davon. fo könntefi du. wenn du wolltefi. ja ruhig in deiner
Wohnung bleiben.,."
„Dann brauchen wir doch gar nicht zu heiraten‟. fagt fie mit einem
fchalkhaften Geficht.
„Laß mich bitte ausreden. ich bitte dich!"
Sie fchlingt beide Hände um ihr Knie und blickt vor fich hin,
„Wir würden miteinander fpcifcn. wenn es dir Spaß macht. ausgehn.
wenn du Zeit und Luft haft. Wenn es dir angenehm wäre. befuchte ich
dich. in keiner Weife wärefi du gebunden. und auch deine Freunde könnteft
du empfangen. wie es dir gefällt."
Sie hebt den Kopf. fo daß ich fchweige. „Warum dann heiraten?"
fragt fie wieder.
„Der Leute wegen". crwidere ich und weiß. was das fiir ein kläglicher
Schwindel ifi.
„Die Leute find mir gleichgültig.‟ O. diefes hochmütige Geficht.
„Du haft ganz recht. das ifi auch nicht der Grund. Der wahre Grund
ifi ein ganz anderer. . .‟ Ich fiocke.
„Du wirft mir nicht böfe fein?"
Sie wird aufmerkfam,
„Wenn du mich heirateft. werde ich diefe gräßliche Eiferfucht los!"
„Wiefo 7"
„Ich weiß. daß du mir treu wiirefi‟
Sie wird blutrot. dann blaß. und nun fchliigt fie ihre großen Augen
weit auf und fchaut in die Ferne. Dann fagt fie: „Wenn ich noch einmal
heirate. würde ich meinem Mann immer treu fein!" Sie fagt das langfam
und feierlich. Wie eine Konfirmandin vor dem Altar. O. dies Mädele!
Am liebften hätte ich fie geküßt.
Aber ich beherrfche mich und antworte: „Das weiß ich."
Nun fchweigen wir wieder.
„Haft du gar nichts zu fagen. Mabel?"
Sie ringt die Hände: „Ich kann nicht. Hans!"
„Wir behalten unfere getrennten Wohnungen. bequemer kannfi du es
gewiß nicht haben!"
„Aber das ifi doch keine Ehe. das wäre doch lächerlich. das geht doch
nicht!"
Sie wird ganz aufgeregt.
„Du willft es doch nicht anders!" Ich werde auch erregt.
„Aber wenn ich heirate. würde ich es felbfiverfiändlich anders wollen!‟

„Um fo beffer!“
„Deshalb will ich ja eben nicht heiraten!“
Ich nehme mich mit aller Macht zufammen und fahre fort: „Du bifi„ wenn ich dich richtig beurteile„ keine fehr finnliche Natur. Ich kann mir denkem daß dir deshalb die Ehe. ..“
Sie unterbricht mich. „Wenn ich einen Mann habez foll er auch ein ganzer Mann fein!“
„Deshalb muß er doch nicht brutal fein? deshalb kann er doch Rück-fichten nehmen?‟
„Das tut dann kein Mann!"
„Wann ?“
„Wenn er verheiratet ifi!"
„Aber es ifi doch nicht jeder ein Liifiling..."
„Das braucht's auch gar nicht!" ,
„Und dann [ieh malz es ifi doch auch„ wenn zwei [ich liebem weiß Goth nichts Häßliahes, . ,*-
„Neim das ifi es gewiß nicht!"
„Na alfo!“
Ihr Mund kräufelt fich fpöttifch. „Ich hätte dann Pflichtem o„ ich kenne das!“
„Eheliche? meinfi du 7‟
Sie nickt,
„Bei mir nicht."
Sie blickt wieder unter fich.
„Dazu wäre ich viel zu fiolz.“
Sie [chweigt.
„Und wenn du einmal zärtlich gefiimmt bifty das kann doch auch ein-mal vorkommen. . .“ .
Sie fpringt aufy ihre Lippen werden fchmal und blaß, „Der Haupt-unterfchied wäre alfo„ daß du dann meinen Hausfchlüffel hättefi!‟
Ich erbleiche, Wie zwei Feinde fiehen wir einander gegenüber. „Das war roh und brutal!“ fchreie ich.
„Aber es ifi doch fo!‟ Ein eigenfinniger Zug gräbt fich um ihren Mund.
„Mit einem Wortz du willfl nicht?"
Sie [chweigt,
„Das ifi auch eine Antwort."
Sie fehweigt.

Elender habe ich mich in meinem ganzen Leben noch nicht gefühlt.
Aber ich werde ihr das doch nicht zeigen!
Ich biete eine neue Zigarette an. wir rauchen.
..Das Städtchen da unten fieht reizend aus!“
..Wunderhübfch“. fagt fie.
Wir rauchen.
..Ich denke. wir fahren weiter?“
Sie nickt.
Gegen Abend kommen wir nach München und halten bei der Odeons-
bar. die ich von früheren Zeiten her kenne.
Man ifi erfiaunt und fiuht. man erkennt mich. Ich fühle mich wie zu
Haufe.
Herr Schleich erfcheint. fiußt und begrüßt mich. Er ifi der Befitzer.
In demfelben Augenblick fällt mir ein. wie unzählige luftige und tolle
Stunden ich hier fchon verlebt habe. Ich blicke auf das Mädele. Um das
alles hat fie mich gebracht. O du mein Schickfal!
Hier faßen wir. lang lang ifi's her. und waren wie verrückt auf eine
kleinruffifche Fürfiin. Hier faßen wir. und ein Herr aus Minsk gab könig-
liche Diners. die wir alle mitmachten. ohne zu bezahlen. Hier faßen wir
zu fpäter Nachtfiunde. Kavallerieoffiziere aus Württemberg waren noch
da. und zwei Tänzerinnen. War das ein lufiiger Abend! Und
dort fitzt immer noch der alte. ruffifche Forfimeifier. Ich firiere
ihn. aber er kennt mich nicht mehr. Damals hatte ich einen Dackel
bei mir. obwohl das verboten ifi. Er hieß Emil. und der Forfimeifier heißt
auch Emil, Mein Dackel verliert fich fchnüffelnd und voller Wonne in
dem Lokal. Ich rufe: ..Emil. du Schweinehund. ob du wohl herkommfi!"
Und der Forfimeifier glaubt. er fei gemeint. und bittet mich hinaus in den
Lokus. Komifch. daß alle Ehrenhändel gerade an diefem Ort ausgefochten
werden! Ich gehe ganz harmlos hin. denn ich habe keine Ahnung. daß der
Herr Forfimeifier denfelben Namen trägt wie mein Dackel. Ehe ich mich
deffen verfehe. packt er mich bei der Gurgel. Ich werde wütend. wir ringen
auf der Treppe. die - in den Orkus führt. Es erweift fich. daß ich fiärker
bin. und der Emil. den Forfimeifier meine ich. faufk die Treppe hinunter.
Er verfucht fich am Geländer zu halten. das Geländer bricht. Er fiiirzt in
die Tiefe. Ein gräßliches Geräufch ertönt. das mich mehr erfchreckt als
alles andere. Ein Herr hatte aus guten Gründen die Wafferfpülung in
Bewegung gefetzt. Kellner erfchienen auf die Reklamation diefes Herrn
und trugen den betäubten Forfimeifier. der ohnmächtig geworden war.

aus dem Lokal. Wie wenn man in der Nacht auf den Afchermittwoch den
Fafching begräbt! Mein Emil aberx der wirkliche Emil- faß- als ich an
meinen Tifch kann auf meinem Stuhl und wedelte höchfi fidel mit dem
Schwanz.
Und um das alles haft du mich gebrachy du mein Miidelex du mein
Alles!
Mabel gefällt es hierx wie ich fofort merke. Es ifi die befie Gefell-
fahaft da! es riecht nach guten Parfumsx die Bedienung hat gute Manieren
und kennt mich. Sie fcheint zu glauben- für gewöhnlich werden nur reiche
Amerikaner fo gut behandelt wie ich. Sie irrt fich, Auch ein deutfcher
Gentleman bringt es fo weitx wenn er in diefem Lokal haufix als fei er ein
Amerikaner. In Mabels Achtung bin ich jedenfalls gefiiegen.
Eigentlich ift es ein feltfamer Augenblick. Mabel glaubt offenbar-
nur ein Arifkokrat _ was Amerikanerinnen darunter verfiehen - oder
ein Millionär kann im befien Lokal fo beliebt fein. wie ich es hier bin. Ach
du lieber Gott! Ich muß lachenx und es tut mir wohl- einmal über Mabel
lachen zu könnenF denn das kommt felten genug vor. Wenn fie wüßtex
wie billig diefe „Achtung‟ zu erreichen ifi. Freundliche Worte und freund-
liche Trinkgelderh das ifi alles. Sofort rangiert man mit Fürfien und
Nabobs in einer Linie.
Mabel wird direkt befangenh was ihr reizend fieht. Ich kenne das
fafi gar nicht an ihr.
Ich befielle eine Flafche Pommerh und gewinne neuen Mut. Im
Grunde find alle befferen Frauen gleich. Wenn fie wiffery daß man dem
Kellner imponiert- imponiert man auch der Frau.
Mabel fchaut mich mit ganz anderen Augen an als bisher. O. du Kind!
Aber meine Zuverficht erwacht unter diefen Augen. „Sieh mal. mein
Kind- wir könnten hier unfer Gefpräch von vorhin wiederholen.“
Mabel fchweigt und faugt an dem Sektglas.
„Alfoh du willfi mich nicht heiraten?‟
Das Mädele lacht auf eine reizende Weife.
„Wirklich nicht?“
Sie gibt mir die Hand- die ich küffe- und fagt: „Sieh nialz Hauch fei
doeh nicht fo unvernünftig. Du darffi mir glauben- der einzige Menfch-
zu dem ich Vertrauen habex das bifi du. Der einzige Mann. den ich hoch-
frhäße- das bift du!“
„Daraus mache ich mir gar nichts!"
"Laß mich doch weiterredenx dn Wauwau!“

..Bitte fehr."
„Jch habe noch nie einen Mann kennen gelernt. der mir fo ergeben war. Nicht nur mit Redensarten.“
„Alfo. warum willfk du mich nicht heiraten?“
Sie fieht mich prüfend an.
..Jch bin doch kein Pfingfiochfe!“
Das amüfiert fie fehr.
..Werden wir wieder ernfihaft“. fage ich.
..Hanfl. ich kann nicht!“
Das klingt fehr ehrlich. fafi tragifch. wie fie es fagt.
„Warum kannfi du nicht. Mädele?“
Sie befinnt fich lange. Dann erwidert fie: „Das kann ich dir nicht fagen.“
..Es gibt Dinge. die du mir nicht fagen kannft?“ frage ich erregt.
Sie nickt.
Jch will mich äußern. aber fie fällt mir ins Wort und fagt: ..Jch bitte dich. du bifi aufgeregt. ich bitte dich. fage jeßt nichts. Wenn du erregt wirft. du glaubfi nicht. wie befangen mich das macht. Ich kann dann einfach nichts mehr fagen und fürchte mich!“
..Ich fage nichts mehr.“
Wir trinken den Pommery aus. Ich zahle. Wir fahren nach Haufe.
Es ift eine mehrftündige Fahrt. aber keiner fpricht ein Wort. Jeder fißt in feine Gedanken verfunken. Und ab und zu feufzt fie. feufze ich.
Jofef fährt fehr elegant vor ihrem Haufe vor.
Ich fchließe die Haustür auf. Sie pflegt mir dann einen Kuß zu geben. bevor fie das Streichholz entzündet. folange es noch dunkel ift. Wird fie das auch heute tun? Wahrhaftig. fie beugt fich zu mir. Jch wehre ab.
„Nach allem. was wir geredet haben. hat das keinen Zweck mehr."
Sie ift fehr erfiaunt und empört.
..Aber fiehfi du denn das nicht ein? Auf Freundfchafts- und Kamerad-fchaftsküffe pfeife ich. und da du andere nicht zu vergeben, haft. verzichte ich iiberhaupt.“
Wir fiehen einander fiumm gegenüber.
Jhre Stimme bekommt einen ganz tiefen Ton. Sie fagt: ..Morgen verreife ich.“
..Haft du das eben befchloffen ?“
..Nein. fchon vorgefkern.“
..Ach folk“ fage ich möglichfi höhnifch,

„Ich wußte. daß es zu diefem Gefpräch kommen würde. Schon vor-
gefiern. Und deshalb verreife ich. Es wird uns beiden gut tun.‟
Ich fchweige-
Ganz zaghaft fragt fie: „Es ift doch wirklich am beiten?“
„Auf wie lange ?ii frage ich.
Sie befinnt fich. dann erwidert fie: ..Ich denke. auf zwei Monate.“
„Z w ei Monate?“ Ich fchäme mich. daß mir das entfchlüpft ifi.
Sie gibt fich einen Ruck ins Leichtfinnige. ..Alfo. auf Wiederfehn!"
„Das halte ich für ausgefchloffen nach allem. was vorhergegangen ift!“
Sie reicht mir die Hand. Ich ignoriere fie. *
„Ha-til!“
„Viel Vergnügen. meine Gnädigfie!“
Sie geht. Ich laufche. Gibt es nicht noch eine Möglichkeit. fie zurück-
zurufen? Ifi es nicht möglich. ihr zu fagen. was ich leide. und daß ich deshalb
jo ungezogen bin?
Sie fieigt die Treppe in die Höhe.
Ich fchwanke und fehe mich auf den Boden. Ein fchottifcher Säjäfer-
hund. der zur Parterrewohnung gehört. befchnüffelt mich und will mich
lecken. Ich fioße ihn energifch fort.
Ich kann mich nicht länger beherrfchen und fchluchze.
Sie fiußt und macht halt.
.,Hanfl?“ ruft fie.
..Viel Vergnügen!" brülle ich und fchiage die Haustür hinter mir zu.
Auf meinen Schreibtifch hat Frau Bleibers einen Brief gelegt. Ich
fehe ihn und zerreiße ihn wütend. Dann blicke ich mich und fuche die Fetzen
zufammen. Es ifi eine Rechnung. Herr Weitifch fordert von mir fünfzehn-
hundert Mark. und zwar bis zum erfien November. Heute ift der vier-
zehnte Oktober.
x.
Totenfiill ifi es draußen und fchneit. Seit acht Tagen fchneit es un-
unterbrochen. Tag und Nacht. Alles fol(begraben werden und vergeffen
fein. So will es die Natur, Deshalb kann fie auch jeden Frühling wieder
jung fein. fo jung wie ein Neugeborner. fo jung. als fei nie etwas Böfes
gefchehn. Aber der Menfch?
Es find wirklich fchon zwei Monate vergangen. feitdem wir ausein-
ander find. und Mädel ift immer noch nicht in ihre Wohnung zurückgekehrt.

Einige Anfichtskarten hat fie mir gefchickt. das ift alles. Es gehört ja jeh
zum guten Ton guten Bekannten gegenüber.
Natürlich habe ich einige Male in diefen Wochen Selbfimord begehen
wollen. Wenn ich es genau betrachte. haben mich eigentlich nur Weitifch.
Sauermann. und was damit zufammenhängt. davon abgehalten, Ihre
Spihbübereien zwangen mich. am Leben zu bleiben. Sonfi hätte es fo
ausgefehn. als habe ich mich vor meinen Schulden aus dem Staub ge-
macht. und das wäre doch gar zu jämmerlich gewefen. So hoch fchähe
ch den Wert des Geldes denn doch nicht.
Sauermann habe ich noch einige Male gefehn. Immer fagte er:
..fofort!“ und verfprach mir ..bis morgen“ Geld. Bis es ihm felbfi zu dumm
wurde. bis ich ihm keine Rechnung. kein Abendeffen mehr bezahlte. Seit-
dem ift er verfchwunden. Wie von der Erde verfchluckt.
Dann ging ich daran. mein Auto zu verkaufen. Es hatte für mich
ja doch keinen Wert mehr. da Mabel fort war.
Nun kam ich denn auch hinter diefe Gefchichte. Das Auto war tat-
fächlich nur viertaufend Mark wert. Ein älterer Kaften. Frifch aufpoliert.
Und dafür follte ich zwanzigtaufend Mark zahlen. Das war wirklich ein
gutes Gefchäft. für Herrn Weitifch nämlich. Einmal fiellte ich ihn deshalb
zur Rede. “Seitdem ift er verduftet.
Ich ging zu einem Rechtsanwalt und erzählte ihm die Gefchichte.
Ich nahm an. fie müffe fo einen Menfchen fchon als Kuriofität intereffieren.
Auch war für einen Rechtsanwalt vielleicht etwas daraus zu lernen, Den
Mann traf faft der Schlag vor Entfeßen über meine Dummheit. wie er
fich in der Erregung ausdrückte. Und dann flehte er mich an. ihm die Sache
in die Hand zu geben. Zuerft wollte ich nicht. denn wer bürgte mir dafür.
daß nicht auch diefer Mann mich zu fchröpfen begehrte? Dann aber gab
ich nach. Auf einige hundert Mark mehr kommt es jeht auch nicht an. dachte
ich. Aber der Mann hat fich Herrn Weitifch und dem rofigen Jüngling
an die Ferfen geheftet. als wäre er eigenfi darauf dreffiert worden. Er
hat nicht locker gelaffen. bis er ihnen die Beute. deren fie fich fo ficher fühlten.
wieder entriß. Den Wechfel meine ich. Vor acht Tagen ift ihm das end-
gültig gelungen. So habe ich bei der ganzen Gefchichte. die fich fo koff-
fpielig anließ. in Wahrheit doch nur einige hundert Mark eingebüßt. Dafür
befiße ich freilich nicht die geringften Ausfichten. mein Syftem in Monte-
carlo ausprobieren zu können.
Eine fehr nette Epifode knüpft fich an diefe Affäre, Als ich hinter
den Automobilfchwindel kam. nahm ich natürlich vor allem auch den ehren-

werten Iofef vor. der doh Befheid wußte und mih hätte aufklären müffen.
Zum erfien Mal fah ih da einen Bauern in dem Zuftand. den die Ethik'er
als „Kollifion der Pflihten“ bezeichnen. Und diefem Zufiand war der
Bauer keineswegs gewahfen. Er zerriß ihn fozufagen. und das mußte
für diefe robufie Natur befonders qualvoll fein, Eigentlih war er es feinem
wirklihen Herrn. dem rofigen Jüngling. fchuldig. über den Schwindel zu
fhweigen. Andererfeits war für den Augenblick ja ih fein Herr. der ihn
nährte und bezahlte. und mir gegenüber fühlte er fih verpflihtet. zu reden
und den Shwindel aufzudecken. Was follte er nun tun? Der arme Iofef.
er war nie bei den Iefuiten in die Shule gegangen! Ih konnte die Quä-
lerei. die fih fein Gewiffen mit ihm erlaubte. niht länger mitanfehn und
fhickte den treuen Diener dem rofigen Jüngling wieder zu. Frau Bleiders
weinte bittere Tränen und fhneuzte fih heftig in ihrer Kühe. Aber am
andern Morgen war Iofef fchon wieder da. Frau Bleiders vermittelte
ihm eine Audienz bei mir. Der rofige Jüngling hatte ihn fofort wieder
weggefhickt. Niht aus irgendwelher Riedertraht. zu denen Herrfchaften
ihren Dienern gegenüber gerne neigen. fondern weil ihm inzwifhen alles
gepfändet worden war. und weil dem Iofef. wenn er blieb. auch noch fein
Ehauffeurrock und die hübfhe bunte Livree gepfändet worden wäre.
So nahm ich denn den Iofef in Gnaden wieder auf. zumal ihn jetzt
kein Gewiffenskonflikt mehr bedrückte. denn nun war er ausfchließlich mein
Diener und hatte keine Verpflihtung mehr gegen frühere Herren. In dem
Bauerngemüt war alles wieder klar und in Ordnung.
Aber ih? Seltfam fhrecklihe Wohen habe ih hinter mir. Den Tag
über tobte ich in der erfien Zeit auf meinem Zimmer. und abends trank
ih. was nur in mih hineinging. Dann wurde ih elegifh und fuchte mih
mit der Welt ohne Mabel abzufinden. Ih habe doh auh früher ohne
fie gelebt. weshalb follte das niht wieder möglih fein?
Ih befhäftigte mih. wie ih es getan hatte. bevor ich Mabel kannte.
ih arbeitete wie früher. ih fuchte alte Bekannte auf. die ih gänzlich ver-
nahläffigt hatte. ih knüpfte ein paar neue beruflihe Beziehungen an.
Sheinbar und für einige Stunden ging das ganz gut. Aber fowie ich
nur für einen Augenblick allein war. wurde es fürhterlih. Was ich auh
in mih hineinfiopfte. ob Arbeit oder Alkohol. die Leere in mir blieb und
fchrie nah Mabel wie ein Kind. dem die Mutter fortgelaufen ifi. Und diefe
Leere wird immer größer. Bald ifi nichts mehr in mir als fie. Ih warte
mit einiger Neugier auf den Tag. wo nur fie noh da fein wird. Ich denke.
dann gehöre ich glatt ins Irrenhaus. Was foll die Welt mit einem Menfchen

anfangen. der nur noch aus einer einzigen großen Leere befieht. die fchreit? Ich werde dann fein wie ein Tier. das finnlos. zwecklos fchreit. fchreit. fchreit! Ich fühle das manchmal ganz deutlich. Mitten in der Arbeit überfällt es mich. oder gerade. wenn ich mit lufiigen Freunden zufammenfiße. Ganz von felbfi reiße ich plötzlich den Mund weit auf. und nun muß es kommen. das Schreien. und es wird fürchterlich fein und allen in die Glieder fahren. fo daß es keiner je wird vergeffen können. Aber irgendwo in mir ifi immer noch ein Neff von Vernunft. der mir den Mund wieder fchließt. Aber lange dauert es nicht mehr. und das tröfiet mich. Ohne diefe Gewißheit hielte ich es überhaupt nicht mehr aus. Wenn auch dies lehre Refichen von Vernunft zum Teufel ifi. und ich nichts weiter mehr bin als ein großes. wildes Schreien. dann werde ich nicht mehr leiden. denn dann werde ich kein Bewußtfein mehr haben, Die andern werden fich entfeßen. weil fie das nicht wiffen. nicht glauben. aber mir wird wohl fein. Ich habe mich dann ganz aufgelöft in den einen Trieb. der allein noch in mir lebendig ifi. ich werde fchreien und glücklich fein. Das heißt. ein anderes Glück als diefes Schreien gibt es für mich nicht mehr. Und jeder ifi feines Glückes Schmied. nicht wahr?

Am merkwürdigfien bei dem allen aber ift. ich kann troßdem nicht glauben. daß Mabel mich nicht liebt. Das ifi einfach unmöglich. fagt es in mir. Ich weiß. daß es nicht möglich ifi. Wer garantiert mir jedoch dafür. daß fich die Natur mit diefem Gedanken nicht nur einen Ertrafpaß erlaubt. um mich noch ein wenig länger quälen zu können? Sie wirft ja auch einem fchreienden Kind. das fich nach der Mutter fehnt. einen Lutfahbeutel zu. Ich trete ans Fenfier. es fchneit und fchneit, Made(ift noch nicht wieder nach Haufe gekommen. denn ihre Fenfier. die ich jeßt im Winter ganz deutlich erkennen kann. find dicht verhängt.

Es klopft leife an meine Tür. Ich fahre herum und fiarre auf die Tür. Herrgott. wenn jeht Mabel einträte und mir einfach um den Hals flöge. dann wäre alles gut. Die Leere füllte fich mit Leben. und ich wäre wieder ein Kerl. der fich fehen laffen kann.

Es klopft wieder. denn ich habe nicht „herein“ gerufen.

Hat fie nicht genau fo geklopft? Früher?_ Vor langenzZeiten? Als es noch nicht fchneite?

Iofef tritt ein und entfchuldigt fich. daß er. ohne mein „herein“ :abzuwarten. eingetreten ift. Ich hätte fein Klopfen wohl überhört?

Ich nicke und fetze mich,

Iofef bleibt bei der Tür und wartet auf eine Anrede. Ich fiarre ihn

M- J'ch weiß ganz genam daß ich„ der Herß jetzt etwas jagen mußz aber
ich weiß nichts„ ich weiß partout nichts„ denn in dem Augenblich da Iofef ein-
tratz '1| die Leere in mir mit einem Ruck unendlich viel größer gewordem
ein phyfikaliiches Phänomen fozufagenx und wenn ich den Mund auftue„
fchreie ich„ und der dumme bäuriiche Iofef bekommt einen großen Schrei-
ken„ was doch ganz überflüfiig ifi.
Der Iofef fiarrt mich an und wird blaß„ ich muß auf ihn einen etwas
unheimlichem einen ungewohnten Eindruck machen.
So werden fie alle fiarren und blaß werdem wenn der Augenblick er|
gekommen ifiz der große Augenblich wo ich glücklich fein werde.
Für das neue Jahr habe ich eine große und lohnende Arbeit über-
nommem bei der ich [ehr viel verdienen werde. Auch eine anipruchsvolle
Familie könnte ich dann recht anfiändig ernähren. Ich habe die Arbeit
angenommem obwohl ich weißz daß ich nie dazu kommen werdez wenn
nicht Mabel bei mir ifi. Die Unterhandlungen machten mir einfach Spaß.
Wie der Verleger wichtig war„ wie er iich anfirengtq möglichfi viel dabei
für [ich herauszufchlagen. Und ich befiand auf meinen Bedingungenz was
ich früher nie tat. Warum iollte ich das diesmal nichß wo ich fie doch nicht
erfüllen würde„ da Mabel nicht bei mir ifi? Und dann machten wir einen
riefenlangen ichriftlichen Kontrakt mit allen möglichen Fußangeln für mich
und für den Verleger, Wenn wir uns verzauken, werden einige Anwälte
ein Jahr Arbeit habem um all diefe Schlingen zu entwirren. Und dann
unterfchrieben wir den Kontrakß der auch für meine rechtmäßigen Erben
Gültigkeit hat.
Iofef fährt zufammem denn ich muß lachem ich kann mich nicht mehr
halten vor Lachen. Die Augen tränen mir vor Lachen.
Ioief klopft mir ratlos den Buckelz als ob ich mich verfchluckt hätte.
Das tft wirklich komifchj und fo gelingt es min wieder ernft zu werden.
„Alfo„ Iofeß nun fchießen Sie los! Was wollen Sie? Gehalts-
erhöhung? Das käme zwar ein bißchen früh„ aber ich bin nicht dagegem
Sie find wirklich ein guter Diener und klopfen Ihrem Herrn den Buckeh
wenn er lacht. Sowas kann nicht jeden das verfichere ich Ihnen.“
Iofef fieht wieder bei der Tür und fchlenkert verlegen die rotem maffigen
Bauernfäufte.
„Oder haben Sie Liebeskummer/ Joiefh und fuchen in einer lolchen
Angelegenheit meinen Rat? Ich veriichere Ihnenz da iind Sie vor die
rechte Schmiede gekommenz da kenn' ich mich aus. Aber eins lage ichIhnen:

geheiratet wird nicht. Unter keinen Unifiänden. wenn Sie mein Diener
bleiben wollen, Wenigfiens nicht. bevor ich geheiratet habe.‟
Jofef fchlenkert die Fäufte immer verzweifelter und verlegener. „Ab er
wenn fie doch ein Kind von mir hat?!“
Jch fpringe auf. „Wer'i“
„Frau Bleiders.“
Ich bin fiarr. -
„Jetzt paffen Sie einmal gut auf. Jofef. Sie haben felbft fchon bemerkt.
daß ich mich in einer etwas merkwürdigen Seelenverfaffung befinde. Und
nun fagen Sie mir offen und ehrlich: bin ich übergefchnappt oder Sie?“
"IHK-y Jofef"
„Meinen Sie mich oder fich?“ frage ich.
„Mich“. antwortet er.
„Das ift mir eine rechte Beruhigung.“ Jch trete an das Fenfter und
fiarre hinaus in all den Schnee.
„Ich oerftehe nur eines immer noch nicht: warum wollen Sie die
Frau heiraten? Hat fie etwa darauf befianden?‟
„Nein‟. fagt Jofef. „fie wollte erfi gar nicht.‟
,.Alfo. warum denn?“
„Ich habe mir Erfparniffe gemacht. Herr Doktor. und fie auch. Und
wenn wir uns beide noch Erfparniffe machen. bis der Junge groß ift. dann
reicht es fo weit. dann kann er Bauer werden.“ . *-
„Sagen Sie. woher wiffen Sie denn. daß es ein Junge ifi? Es könnte
doch auch ein Mädchen fein.“
Jofef erfchrickt heftig. Daran hatte er offenbar noch nie gedacht. Dann
lacht er fiegesgewiß und fagt: „Es wird fchon ein Junge fein. Herr Doktor!“
„Warum eigentlich?“
„Wiffen Sie. Herr Doktor. das war bei uns immer fo. Das erfte war
immer ein Junge.“
Jch fchweige. Wenn er es fo genau weiß. gut...
„Wann foll die Heirat vor fich gehn?“
Jofef verfichert. das habe keine Eile. das habe Zeit. bis der Junge
da fei. er halte fich nur für verpflichtet. mir Mitteilung von dem Ereignis
zu machen. fobald es fefifiehe.
„Und das tut es?“
Jofef nickt fiolz und freudig.
„Alfo. ich danke Jhnen. Jofef. und... meinen befien Glückwunfch!‟
Jofef'macht eine gerührte Verbeugung und verfchwindet.

Ganz langfam fallen die Schneeflocken jeßt. als feien fie müde ge-
worden. Ich denke an meine Rofen. Die Wurzeln find fowiefo in der
Erde. Vor einigen Wochen wurden auch die Kronen in der Erde geborgen.
Nun kann ihnen nichts gefchehen. So fehr fich der Stamm auch krümmen
muß. der Schnee deckt ihn. fchüßt und wärmt ihn.
Das vernünftigfie wäre fchon. ich legte mich auch in meinen Garten
zu meinen Blumen und ließe mich zufchneien. Wer weiß. am Ende erwachte
ich im Frühjahr auch als ein neuer und junger. Das klingt abfurd. Aber
hat es einer fchon einmal ausprobiert?
Na alfo! Man foll nie klüger fein wollen als die Blumen im Garten.
Muß das wundervoll fein. Den Kopf in der Erde. Alles mit Schnee
bedeckt. Nichts mehr fühlen und leiden. fiarr und wie tot fein. Wenn auch
der Menfch jedes Jahr fo ein paar Monate hätte. er wäre unfierblich. Aber
wir Menfchen haben keinen Winter. Deshalb ift es fo bald aus mit uns.
Eine Krähe tappt graoitätifch und gemächlich durch den Schnee.
Daß fie nicht friert! Allem. was im Winter leben muß. gab die Natur
einen natürlichen Schuh. daß es nicht friert. Warum dem Menfchen nicht?
Wie ifi es. daß die Natur uns fo vernachläffigt? Und dabei bilden wir
Menfchen uns ein. wir feien bevorzugt vor allen andern Gefchöpfen!
DerSchnee fällt wieder heftiger. Das kann gar nicht fchnell genug aus
dem Himmel auf die Erde kommen. Ob es im Himmel noch ekelhafter
ifi? Warum eilen fich fonft die Flocken fo? Das Gefelx der Schwere. ich
weiß fchon. Aber an folche Mären glaube ich nicht mehr. Das alles bat
viel tiefere Gründe.
Halt. ich lege die Hand über die Augen. Blendet mich der Schnee?
Nein. drüben bei Mabel werden die Vorhänge fortgezogen. und dann wird
Licht gemacht. Kein Zweifel. fie ift wiedergekommen.
Und fie gab mir keine Nachricht. fie bereitete mich nicht vor?
An diefem Abend ging ich fpät ins Bett und fchlief fofort ein. denn
ich hatte einiges getrunken. Aber mitten in der Nacht wachte ich auf über
mein Sahreien. Ich ftopfte mir das Tafchentuch in den Mund. fo daß es
niemand hören konnte. Aber ich hörte es. und ich wußte. das ift alfo das
erfie Mal. daß die Leere in mir auch nach außen hin laut wird. Und als
ich gegen Morgen wieder einfchlief. war ich beruhigt. Ießt war es foweit.
jeßt kann mir nichts mehr znftoßen. alle Hemmungen in mir find überwunden.
ich werde [chi-eien. laut fchreien. fowie es mir danaäy zumut ift. und ich
werde mich nicht mehr genieren. Das war ein angenehmes Gefühl. So

mag es einem zumute fein. der jeden Tag feit Jahren diefelbe hohe Brücke befucht und dann endlich ins Waffer fpringt.
Am andern Morgen gehe ich fehr frühzeitig in die Stadt. Was geht das mich an. ob Mabel zu Haufe ifi oder nicht? Das geht mich gar nichts an. Gott fei Dank! Es wäre lächerlich. mich noch darum zu kümmern. Mabel. wer ifi das überhaupt? Ach fo. ich erinnere mich. eine fchöne Frau. die ich liebe. Aber warum brauche ich fie noch zu lieben? Das ifi gar nicht mehr nötig. das ifi gänzlich überflüffig. feitdem ich weiß. daß ich fchreien kann. Das tut mir viel wohler als alle Liebe.
Ich gehe durch die Straßen der Stadt und betrachte alles mit Wohl-gefallen, Es ifi ein herrliches Gefühl. fo unabhängig zu fein. Ich kofie es nach Kräften aus. Sonfi lief ich hier herum immer in Erwartung. ob Mabel nicht irgendwo auftauche. Jetzt kümmert mich das gar nicht meh r. Ich fchreie einfach. wenn es mir zu viel wird. Ein wundervolles Gefühl. So mag es einem Dampfkeffel ums Herz fein. wenn er zum erfien Mal merkt. daß ein Ventil vorhanden ifi. wenn er die Glut nicht länger halten kann. Gegen Mittag fuchen meine Füße ganz unbewußt den Heimweg.
Aber ich drehe fie fofort. als ich mich deffen bewußt werde. herum. Was geht mich diefer Infiinkt an? Was geht mich die Welt überhaupt noch an? Ich pfeife vor mich hin und fumme dann ein Liedchen. Gibt es etwas Schöneres. als wenn -man weiß: du bifk total unabhängig. Mag kommen. was will. es kann dich nicht mehr beeinfluffen. Eine Panzerplatte ifi nichts dagegen.
Um halb drei Uhr gehe ich langfam nach Haufe. Erft wollte ich nicht. weil ich mir fagte. das ifi der alte Drang. weil du weißt. um drei Uhr kam Mabel gewöhnlich zum Kaffee. Aber dann ging ich doch'. Was intereffiert es mich. ob Mabel zum Kaffee kommt oder nicht. was macht mir das noch aus? Jeden Tag kann fie kommen. wenn es ihr Spaß macht. mir ifi fie gleichgültig.
Schon an der Haustür empfängt mich Frau Bleiders und fagt. die gnädige Frau habe telephoniert. ob fie heute zum Kaffee kommen dürfe.
..Was für eine gnädige Frau?“
..Die amerikanifche Dame“. fagt Frau Bleiders.
„Warum foll fie denn nicht kommen. wenn es ihr Spaß macht?“
..Alfo decke ich für zwei Perfonen ?“ fagt Frau Bleiders.
..Aber felbfiverfiändlich. Sie Schaf. Wenn es Ihnen aber mehr Spaß macht. decken Sie in Gottes Namen für zwölfe!“

Frau Bleibers fchüttelt den Kopf. Ich lege mich auf die Chaifelongue
und fuche zu ergründen. ob es auf mich einen Eindruck macht. daß ia) hier
liege. wo fonft immer Mabel lag. Aber es macht mir glücklicherweife
gar keinen Eindruck. Das beruhigt mich fehr. Sie foll ruhigkommen, Meine
Leere wird dadurch nicht kleiner. das ift die Hauptfache. Denn wenn fie
mir wirklich wieder die Ausficht darauf nahme. bald ununterbrochen fchreien
zu können. nichts als fchreien. - das wäre ein Verbrechen. Das einzige.
das ich ihr nie verzeihen könnte!
Mabel kommt und fliegt mir um den Hals und gibt mir einen Kuß.
Ich erwidere ihn mit großer Kaltbliitigkeit.
Sie feßt fich und fchenkt Kaffee ein.
Ich reiche Zigaretten.
Als fie ihre Zigarette angezündet hat. frage iäy: „Na. wie war's 7“
Sie erzählt. -'
Ich höre zu. Mein Gott. 'es ifi nichts Befonderes. derlei erzählt jeder.
wenn er eine längere Reife hinter fich hat.
„So lach doch!“ fagt Mabel.
„Dabei ift doch nichts Komifches“. fage ich,
„War das nicht fchrecklich?“ fagt Mabel atemlos.
„Mein Gott!“ fage ich.
„Wie du fchlecht gelaunt bifi!" Mabel fchmollt.
Ich habe keinen Anlaß. das Schweigen zu brechen.
Ihr wird unbehaglich.
..Kind Gottes. mein Schweigen geniert dich? Das lohnt fich wirk-
lich nicht.“
Sie fißt fiumm und erfchrocken.
„Willfi du lieber nach Haufe gehn *2“
„Du bifi fehr liebenswürdig!"
„Es i| eine Frage wie jede andere.“
Ich begleite fie wie gewöhnli>9 bis an die Haustür.
„Nun. bekomme ich keinen Kuß ?“ fragt fie.
..Einen Kuß? Wenn es dir Spaß macht. meinetwegen.“
Sie [tür-zt zornig fort.
Ich lache hinter ihr drein.
Am nächfien Tag erfcheint Mabel nicht zum Kaffee. Auch gut. denke
ich und mache mir weiter nichts draus. Ich telephoniere fie auch nicht
an. Wozu?
Am folgenden Tag kommt fie wieder. und ich benehme mich fehr freund-

fchaftlich. denn mir ifi eingefallen. daß fie meine Art von vorgeftern vielleicht
für einen neuen Trick hält. um fie zu fangen. Das foll fie ja nicht glauben.
In der vorigen Nacht habe ich prachtvoll fchreien können. Bald ifi es fo
weit. bald. vielleicht morgen fchon.
„Haft du fchlecht gefchlafen?“ fragt fie.
„Mein Gott. Kind. was liegt daran?“
„Es ifi mir aber wichtig. zu wiffen.‟
„Aber mir nicht!“
Sie fieht mich betroffen an. Ich lache.
„Warum lachfi du 7‟
.,Vermutlich. weil es mir Spaß macht.“
„Du bifi unausfiehlich!‟
„Das freut mich.“
„Ich dachte. du wärefi glücklich. daß ich wieder da binl?‟
..Glücklich ?“ Ich überlege eine Weile. .,Nein. das bin ich wirklich nicht.“
„Du bifi fo merkwürdig unfreundlich!‟
„Unfreundlich? Wiefo?. .. Wenn ich nur fchreien kann!“
Sie fiat-rt mich an. „Du bifi krank!‟
„Ich krank? Gewiß nicht. Krank war ich wahrfcheinlich all die Monate.
Ießt werde ich allmählich gefund. ganz gefund. fag' ich dir. fo gefund. wie
ich noch nie war. und wie ich dann immer fein und bleiben werde.“
Am nächfien Nachmittag kommt Mabel wieder. Das arme Kind forgt
fich ernfihaft um mich. wie es fcheint. Wie doch alles verkehrt ift im Leben.
Früher hätte es mir unfagbar wohlgetan. ich hätte dann geglaubt. daß fie
fich für mich intereffiert. Aber heute? Was foll mir das heute noch? Heute
beunruhigt mich nur das eine: mit meinem Verfiand ift es immer noch
nicht ganz aus. Die Natur gibt uns Menfchen viel zu viel davon. Sie ifi
wirklich graufam.
Mabel erzählt. Ich höre nur halb zu. denn mich befihäftigcn ganz
andere Dinge. Aber fagte fie nicht eben. ich habe ihr gefehlt in diefen
Wochen?
„Entfchuldige. ich habe nicht recht zugehört. wie war das?“
„Immer dachte ich. du würdefi mir doch einmal einen Brief fchreiben.
Ich hätte dann gleich geantwortet. Du aber ließefi gar nichts von dir hören.
troßdem ich dir wiederholt Nachricht gab.“
.,Anfichtskarten. jawohl. das ftimmt.“
„Warum bifi du nur fo. Hans?‟
„Kind. fieh mal. ich war dir ja nie recht. Früher nicht. weil ich dich liebe

und dih heiraten wollte. Und heute niht. weil ih davon nicht mehr rede. Wir müffen uns eben daran gewöhnen.“
„Das kann ih niht!“
„Das fagt man zuerfi immer. Rahher geht es aber doh.“
„Ih kenne dih gar niht wieder!“
„Ih dih auh niht. Mädele.“
„Gott fei Dank. nun nennft du mih endlih einmal wieder fo.“
„Freut dih das?“
Sie nickt und wartet auf weiteres.
Das Gefpräh kann unangenehm werden. deshalb erzähle ih ihr von Frau Bleiders und Iofef. und daß fie ein Kind mit einander haben.
Sie wird ganz blaß und bewegt und fagt dann leife:_'„Wie ih fie darum beneide!“
Ich will fie tröfien und fprehe davon. daß es mir genau fo geht.
„Siehfi du. ih kann da nähftens eine fehr hübfhe Stellung haben. Und da male ih mir manhmal aus. wie das wäre. fo ein eigenes Haus mit einer gefunden Frau und mit vielen kleinen Kindern. Weißt du. fo ein ganz großes Shlafzimmer voll. Alle wären prahtvoll gefund und gepflegt. und das ganze Zimmer rieht wundervoll. fo wie warme Milh. weißt du. Das müßte fhön fein. Es ifi doh das fhönfte fürs Leben. das einzige. warum es fih lohnt. zu arbeiten. Und lauter Buben müßten es fein. Feine. gefunde Bengel. fag' ih dir. Aber das verfkehfi du natürlih niht. du Hageftolze.“
Sie fhaut mih unverwandt an.
„Ih bin immer mehr dahinter gekommen. daß Kinder das befie find. was man haben kann. Da kommt einer und erniedrigt fih vor mir. bloß damit fein Kind zu effen kriegt. Da begeht der Sauermann fogar einen dummen Streih. bloß um einen Kinderwagen zu bekommen. Und wie diefe fheußlihe Frau Bleiders ausfhaut. feitdem fie ein Kind erwartet! Ganz andähtig kann einem dabei werden. Und wie der Iofef herumgeht! Als fei er Millionär geworden. Kinder haben. das ift alles. Deshalb plagt die Natur uns Iunggefellen fo und maht uns elend und kümmerlih vor der Zeit. Sie haßt uns. Fort mit Shaden! Und fie hat ganz reht. Fiir die Hauptfahe taugen wir nihts. find wir wertlos. Doch das verfiehft du ja niht.“
Mabel ifi aufgefprungen und benimmt fih fehr leidenfhaftlih. „Das verfiehe ih niht? Sieh mih doh an. und dann fage das noh einmal!‟
„Nur ruhig Blut!“ Ih bringe fie wieder dazu. daß fie fih feht. „Natür-

lich. deine ganze gefunde Statur ifi ja wie gemacht fürs Kinderkriegen.
Ein Dutzend könntefi du haben. ohne daß es deiner Schönheit fchaden
würde. Im Gegenteil. fie würde erfi recht zur Blüte gelangen. Eigentlich
braucht fie die Kinder dazu. Du haft recht. es ifi wirklich fchade.. ."
..Was ifi wirklich fchade?“ unterbricht fie mich leidenfchaftlich.
..Daß du eine Hagefiolze bifi."
Sie lächelt lif'iig und fragt: ..Haß du noch nie einen Hagefiolzen gefehn.
der Kinder hat?“
..Selbf'iverf'tändlich Mehr als einen.“
..Warum heiratet er nicht und bleibt troßdem Iunggefelle?“
..Mein Gott. die Ehe wird ihm zu läfiig und zu unbequem fein.“
..Warum foll fich alfo nicht auch eine Hageftolze Kinder wünfchen?“
..Mag fein.“
..Wenn fie aber aus denfelben Gründen wie der Iunggefelle nicht
heiraten will? Weil es ihr nämlich zu läfiig und unbequem ifi?“
..Das will mir nicht fo recht einleuchten.“
..Aber wenn fie fchon verheiratet war und es kennen gelernt hat. wie
läftig und unbequem das ifi?“
..Warum ereiferft du dich eigentlich fo. liebes Kind?“
..Weil ich deine Behauptung unerhört finde! Als ob fich nicht auch
eine Hagefiolze. wie du mich nennfi. nach Kindern fehnt. fich Kinder wünfcht.
Als ob das mit der Ehe etwas zu tun hätte!“
..Selbfi die meifken Tiere find zufammen. wenn fie Iunge haben.
führen fozufagen einen gemeinfamen Haushalt. haben eine Ehe. Es ifi
unnatürlich. , . “
Sie ifi wirklich rabiat. denn fie unterbricht mich fchon wieder: ..Leben
wir denn in natürlichen Verhältniffen? Komme ich denn aus natürlichen
Verhältniffen ?“
Aber ich laffe mich nicht unterbrechen. ..An der Ehe. wie ioh fie verftehe.
ifi ja nicht das Standesamt oder gar die Kirche das Wefentliche. Das
Wefentliche ifi. daß Eltern und Iunge zufammengehören und zufammen
find. Schon der Iungen wegen ifi das das Wefentliche.“
..Aber wenn nun einmal der menfchlichen Gefellfchaft von heute jeden-
falls das Standesamt für die Ehe von wefentlicher Bedeutung ifi. und
wenn man diefen Zwang. die daraus folgenden Pflichten und fo weiter
nicht mag?“
Ich fireichle väterlich ihre Hand. ..Kind. bifi du jung! ganz unglaublich
jung!“

„Wiefo ?“
„Weil du noch immer nicht erkannt haft. daß man gegen Formalitäten niäjt ankämpft. fondern fie als ganz unwefentliche Dinge einfach über fich ergehen läßt. um feine Kraft für Wichtigeres frei zu haben. Ich muß immer lachen. wenn ich einen fehe. der mit aller Erbitterung kämpft. damit fein Kind nicht getauft wird. Warum eigentlich? Kann dem Kind das bißchen Waffer etwas fchaden? All die Mühen. die ein folcher Kampf mit fich bringt. follte er lieber an das Kind felbft wenden und nicht an eine Formalität. Ganz fo ifi es mit dem Standesamt in der Ehe.‟
Sie macht ein nachdenkliches Geficht. Gott. wie fie alles wichtig nimmt. das Kind. Wie ein Großvater komme ich mir vor. - - **
Ich hatte eine unangenehme Nacht. Ich wollte doch nicht mehr an folche Dinge rühren. Es ifi doch finnlos. Soll denn der ganze Iammer wieder von vorne anfangen? Die Verliebtheit. die Eiferfucht. die ewige Unruhe? Ich bin dem nicht mehr gewachfen. ich ertrage es einfach nicht mehr.
Mabel erfcheint wieder zum Kaffee. und kaum hat fie eine Zigarette im Mund. fagt fie: „Ießt erzähle weiter.“
„Ia. wovon denn. um Gottes willen?“
„Von deinem Haus und von den Kindern. . .“
..Macht dir das Spaß?“
Sie nickt.
So erzähle ich denn in Gottes Namen. wie ich mir das fo oft ausgemcilt habe. wenn ich jene Arbeit annähme. die mich natiirlich fafi den ganzen Tag von Haufe fern halten würde.
„Ich habe noch nie mit einem Mann zu tun gehabt. der wirklich arbeiten mußte“. fagt fie.
..Da fei froh“. erwidere ich. „denn abgearbeitete Männer können wenig angenehm fein.“
„Einer. der immer hinter einem fieht. der in jeden Topf guckt. den du aufmachfi. der einen keinen Augenblick allein läßt. der durchs ganze ' Haus fchreit. wenn man nur für eine Minute in ein anderes Zimmer geht. das ifi auch nicht angenehm.‟
..Es ift halt nichts vollkommen auf diefer Welt“. fage ich und freue mich an dem Gemeinplaß. Z
Dann erzähle ich weiter. wie meine Frau und ich dann zu Haufe oder auswärts nach :der Arbeit effen wiirden.
„Und die Kinder?“ fragt fie.

..Wir haben doch gute Dienftboten. Für ein paar Stunden werden
fie fchon unter ihrer Auffícht fein können.“
So fprehe ich weiter und weiter und male mir das alles aufs hüb-
fhefie aus. bis es wirklih nicht mehr geht. bis ich niht mehr kann. Jh
brehe ab und beiße die Zähne zufammen.
..Merkfk du denn gar niht. wie du mich quälft?“
Mabel erfhrickt.
..Bifi du wirklich fo graufam. fo unmenfhlich ?“
Jh fpringe auf und laufe durhs Zimmer. um niht alle Selbfibeherr-
fhung zu verlieren.
Nach einer Weile tritt fie zu mir.
..Warum quälfi du dih fo?“
..Das fragfi du. das wagfi du zu fragen. ausgerechnet du ?“
..Ich bitte dich. werde niht böfe und bitter und farkaftifch! Dann
fürchte ih mich. dann kann ih gar nichts mehr jagen!“
Ih fehe mich.
Sie feht fih ohne weiteres auf meinen Schoß. Ich bitte fie. aufzu-
ftehn. nicht wieder ihren Scherz mit mir zu treiben. Aber fie_bleibt einfach
und behauptet. es handle fih gar niht um Scherze.
Wir fhweigen fehr lange. und fie fireicht mir beruhigend _über das Haar.
..Du bifk wirklih fhlimmer als ein Kind und blinder als ein Huhn“.
beginnt fie.
Ich fage gar nihts.
..Das mußt du doch endlich gemerkt haben. daß du mir lieber bif't als
irgend ein anderer Menfch. Sonfk käme ich doch niht wieder und immer
wieder.“
..Wenn du mich auch. wie du dich ausdrückß. lieber hafi als andere
Menfhen. fo beweifk das doch nichts dafür. daß du mih lieb hafi. denn
du verfiehft unter dem Wort offenbar ganz etwas anderes als ih.“
..Du bij't wie ein ungezogener Bub. du Wauwau! Wenn er niht
gleih bekommt. was er haben will. dann brüllt er und zerfhlägt alles.“
..Danke.“
..Wenn du doch nur ein bißchen Geduld haben wollteft. Sieh mal.
in all den Wochen. wo ich allein war. . .“
Ich unterbrehe fie: ..Länger kann ich wirklih niht mehr); Du hafk
mih zerbrohen. Mabel. das fiehfk du ganz gut. Das ifi dir unangenehm.
tut dir leid. oder wie du es fonft nennen magft. und deshalb verfuchft du.

mich jetzt wieder aufzurichten. Aber fo geht das nicht mehr wie früher. Ich bitte dich. ich befchwöre dich. fange nicht fo wieder an!“
„Aber. lieber Hans. ich fiße auf deinem Schoß. fagt das niaht genug '2“
„Weiß ich denn. ob du darunter nicht wieder ganz etwas anderes verfiehfi als ich ?‟
„Das ift wirklich nicht recht.“
„So? Wenn du mich küßtej't. dann war das Freundfchaft und nichts weiter. Wenn ich dich einmal im Arm hielt. fo war das Kameraderie oder fonfi was Schönes.‟
„Wer fagt dir denn das?“
„Sonj't würdefi du es mit deinen andern Freunden doch nicht auch fo gehalten haben?“
.,Wie?“
„Die hafi du doch auch geküßt!‟
.,Was. das haft du geglaubt? Du haft geglaubt. weil es für meine Freunde fo halb aus Spaß einen Freundfchaftskuß gab. die hätten mich küffen dürfen wie du. die hätten mich umarmen dürfen wie du?“
Sie will mir vom Schoß weg. aber ich halte fie.
„Du bift wirklich ein Kind. du alter Wauwau l“ fagt fie nach einiger Zeit,
Ich fchweige. denn mich würgt es im Hals. ich werde gleich etwas ganz Verrücktes tun. wenn ich aufwache aus diefem Traum.
Sie merkt wohl. was in mir vorgeht. denn fie fireichelt mir nur immer langfam über das Haar. Wie mir das gut tut. wie das beruhigt.
Ganz fiill ifi fie. und diefe leife Zärtlichkeit ihrer Hand. . .
Sie fieht auf. .,So. jeßt brauchen wir gar nichts mehr zu reden. nicht wahr. jeßt weißt du endlich Befcheid.“
Ich will etwas erwidern. aber ich vermag es nicht.
„Und jetzt ift es am befien. jeder von uns bleibt bis morgen; allein. nicht wahr, Sonfi gibt es noch eine tragifche Szene. denn wir find beide bewegt. Aufgeregte Szenen aber magft du nicht. und ich mag fie auch nicht.“
„Du behandelfi mich wie ein kleines Kind.‟
Sie küßt mich hinterm Ohr. „Gott. du Wauwau!‟ flüfiert fie erregt.
„Du machft wirklich aus mir. was du willfi!‟
„Und du '2“ fagt fie ganz übermütig. „Da haben wir uns niajts vorzuwerfen.“
„Entfchuldige nur noch einen Augenblick. es ift mir ganz unfaßlich.

ja. träume doch. nicht wahr? Oder ich lefe wieder einmal in deinen Worten
etwas. wovon ich fchon morgen erfahre. daß es falfch war..“
..D du Kind. du dummes!" fagt fie und gibt mir einen heftigen Kuß.
Fort i| fie.
Jch fiße auf dem alten Platz und warte. daß ich endlich aufwache.
Ich habe ja fchon fo oft ähnliches geträumt.
Das alles ifi doch Unfinn! Puter Unfinn. Warum ifi gerade fie der
einzige Menfch. den ich immer falfch verfiehe? Jch bilde mir doch ein. fie
ifi zärtlich gewefen. fie hat auf meinem Schoß gefeffen. fie hat mir einen
leidenfahaftlichen Kuß gegeben. Und morgen? Na ja. morgen war das
alles wieder ganz anders. als ich geglaubt habe. Jch kenne das doch. Seit
vielen. vielen Wochen.
Komifch. in meinem Jnnern ifi es ganz fiill und ruhig und will nicht
fchreien. Alfo bin ich glücklich wieder da. wo ich war. bevor fie abreifie?
Eine Konfiitution habe ich. eine Konfiitution! Es ifi fchon fchauderhaft.
Nicht tot zu kriegen. Wo ifi die Leere in mir? Fort ifi fie. Das geht doch
nicht mit rechten Dingen zu. das grenzt an Hererei. Sie tritt ein. fagt
einiges Nette. oder vielmehr ich verftehe das. was fie fagt. falfch und finde
es nett. und - die Leere fchreit nicht mehr. Ein neuer Lutfchbeutel?
Vorfichtig gehe ich durch das Zimmer. Nichts mehr von ihr ift da als
ibr Parfum und die kleine Mulde in dem Kiffen auf meiner Ehaifelongue.
wo vorhin ihr Kopf lag... Und doch ifi alles anders.
Jch fehe zum Fenfier hinaus. Es fchneit genau fo wie alle die Zeit
über. und doch ifi alles anders.
Und diesmal follte ich fie nicht falfch verfianden haben? Menfch.
Menfch. mache dich nicht wieder unglücklich und lächerlich vor dir felbfi.
Jetzt nur keine Szene. nur kein Gebrüll oder Geheule. Sie hat recht.
das mögen wir beide nicht. Eins der wenigen Dinge. in denen wir har-
monieren. . . Aber gerade weil wir in Vielem fo verfchieden find. ergänzen
wir uns vielleicht fehr glücklich? Darin liegt vielleicht gerade eine gute
Garantie für unfere Zukunft?
Es ifi doch fchreckliih. daß nun fchon wieder folche Gedanken kommen.
daß ich fchon wieder anfange. zu hoffen. wie Liebende das nennen. Morgen
wird Mabel fchon für die nötige Douche forgen. wie fie es bisher noch immer
tat. Es kann doch gar nicht anders fein. Wo gibt es einen Grund. daß es
jetzt anders fein kann? Weil fie lange verreifi war und dabei erkannt hat.
daß ich ihr doch mehr bin. als fie dachte? Ein fo felbfiändiger Menfch!
Und das würde doch immerhin vorausfeßen. daß vorher in ihr fchon etwas

j
vorhanden war. was mich liebte. Und das „vorher“ kenne ich doch gut
genug. um zu wiffen. daß diefe Vorausfeßung nicht ftimmt, Aber wenn
ich nun ihr Benehmen mir gegenüber falfch ausgelegt hätte? Wenn es
fo ift. wie fie heute fagt?
Gleich fpringt mein Kopf in der Ungeduld meines Herzens! Schon
wieder will es mit dem Verfiand durchgehn. *
Ich laufche. Was ift das? Alle Glocken läuten von allen Kirchen.
Was ift denn los?
Frau Bleiders kommt und fagt. die gnädige Frau fei am Telephon
und wünfche. mich felbft zu fprechen.
Ich eile zu dem Kafien.
.,Ia. was gibt es ?“
.,Du. Hanfl. hörfi du die Glocken '2“
„Freilich was ift denn los?“
..Weißt du's wirklich nicht?“
„Keine Ahnung.“
„Morgen , . , ift Weihnachten.“
„Was?. . .“
Ich weiß nicht. aber ich mußte auf einmal fo gräßlich fiöhnen. daß
fie ganz erfchrocken rief: „Ich bitte dich. Hanfl. wir find doch verfiändige
Leute. nicht wahr?“
Darauf wußte ich nichts zu erwidern.
Sie fagt: „Wenn du noch frei bift für morgen. fo wollte ich dich bitten.
den Weihnachtsabend bei mir zu verbringen. ,Ift dir-'s reHt?“
Ich bringe nicht eine Silbe heraus.
„Honid geh!“
Ich fage endlich: „Wann foll ich denn kommen?“
„So um acht. wenn es dir recht ift.“
„Aber ich habe ja gar nichts für dich. ich wußte ja gar nicht mehr.
daß es Weihnachten gibt!“
Nun lacht fie fo ganz aus der Tiefe heraus. Ich habe das befonders
gern. „Du haft ja morgen noch den ganzen Tag. du Wauwau. wenn du
mir etwas fchenken willfi. Sei doch nicht fo fchwerfällig!‟
„Sprechen Sie noch?“ fragt das Telephonfräulein.
„Jul“ fchreien wir beide. .
„Alfo um acht“. fage ich. „ich danke dir. ich komme gerne.“
rrDu/ 'Hat-fl?“
„Ia :2“

„Aber für's Getränk forgfi du?“
„Selbfiverfiändlich‟
Wir warten beide am Telephon. Jeder muß noch etwas fagen- was
von Belang ifi. Wenn mir nur etwas einfiele.
Ich fage: „Zum Kaffee kommfi du morgen wohl nicht?“
Sie lacht fchon wieder fo ganz aus der Tiefe. „Ich habe bis zum Abend
noch viel zu tun. Das geht wirklich nicht.“
Frau Bleiders hat die ganze Zeitz ohne daß ich es merke„ in meiner
Nähe gefianden. Ießt fliiftert fie: „Um fieben Uhr wird drüben fchon das
Tor gefchloffenx Herr Doktor.“ *
Ich verfiehe fofort und rufe ins Telephon: „Alfo um acht Uhr morgen
Abend„ aber um fieben wird das Haustor gefchloffen. Wie komme ich da
herein?“
Sie fiußt und überlegt.
„Ich fchicke dir morgen früh durch das Mädchen meinen Hausfchlüffel“,
fagt fie.
„Du? mir? deinen Hausfchlüffel?“
Für einen Augenblick verlegene Paufe. Dann höre ich„ wie fie lacht.
Ich lache auch. Dasx das ift die Erlöfung!
„Gute Nacht/ Hanfi!‟
„Gute Nachß Mädele!“
Und nun gefchah etwash deffen ich mich wirklich fchäme. Ich eta-
blierte vor Frau Bleibers einen veritablen Indianertanz mit allem dazu-
gehörigen Freudengeheul. Sogar das Tifchchem auf das die Poft gelegt
wurde„ ging dabei in die Brüche, Frau Bleiders kreifchte vor Vergnügen,
Und dann gefchah noch etwas„ deffen ich mich noch mehr fchäme. Ich
habe nämlich Frau Bleibers ganz unverfehens die Hand geküßt. Unglaub-
lichz wie man fo etwas tun kann! Und dochz Frau Vleiders bekam ein
unfagbar fchönes mütterliches Lääyeln ins Gefichtz und leife und fehr innig
fagte fie: „Ich gratuliere„ Herr Doktor!‟
Ende.

Ludwig Gurlitt:
Uber den Kampf der Erziehungsreformer.
..Die Welt braucht ihren Schlaf. wie du und ih
Den unfern -
O rühret niht am Shlafe diefer Welt!“
Immer feltener werden in unferer nivellierenden Gefellfchaft die
Menfhen von eigenem Gepräge. Staat und Gefellfhaft arbeiten mit
Hochdruck daran. den einzelnen Menfhen einzuordnen als Glied in der
Kette. als Rad in der Mafchine. und find einig in der Abwehr gegen
die wenigen Menfhen. die die Bedeutung und den Wert der Perfönlich-
keit niht in ihrer Anpaffungsfähigkeit an die Maffe finden. fondern in
der Kraft. mit der fie ihre Eigenart zur Geltung bringen. Es fheint
heute wirklih fhwerer zu fein. als in früheren Zeiten. den Menfchen
in fih zu freier Entwicklung zu bringen. denn die Maffen waren nie
beifer organifiert als heute in Staat. Shule. Heer und Kirhe. in Ständen
und Parteien. Die Maffenmeinungen waren nie ftärker und weiter ver-
breitet. klarer und zwingender fef'tgelegt. als in der Gegenwart. wo durch
den Dru> und die fihere Verbreitung von Gefetzen und Verordnungen.
Statuten und Paragraphen und durch den wohlorganifierten Zufammen-
fhluß von Intereffengruppen der örtlichen und perfönlichen Eigenart oder
Willkür leiht entgegengetreten werden kann. Eintracht maht ftark.
Das ift gewiß wahr. aber es maht nur die Maffen ftark. niht den Ein-
zelnen. Und mit gutem Rechte ftellt man das andere Wort daneben:
der Starke ift am mähtigften allein. Durch Eintracht. d. h. durch den
Zufammenfchluß mit anderen. muß der Menfh von fiarkem eigenen
Gepräge immer viel und oft gerade das Bofie von feinem Eigenen preis-
geben. Solche Zufammenfchliiffe zum Zweck einer Maffenwirkung gehen
immer auf Koflen der Einzelperfönlihkeiten: die Maffe bildet fich ihre
eigene Moral. Gut und vernünftig nennt fie das. was ihr felbft dienlih
ift. Schlecht und töriht. was ihr entgegen fteht. Sie wird gleichgültig
gegen alles. was dem Maffenbedürfnis und Maffeninfkinkte fremd if't,
Das if't das Schickfal aller Stände-. Klaffen-. Parteien- und Fah-
politik. daß fie in Einfeitigkeit verlinkt und in Verbohrtheit endigt.
Wer in künftigen Jahrhunderten die Parteiorgane etwa des huma-

niftifchen Gymnafiums und des Realgymnafiums ftudieren follte. der wird
es gar nicht faffen können. bis zu welchem lächerlichen Fanatismus.
bis zu welcher unglaublichen Kurzfichtigkeit der jahrelange Betrieb
einer eng begrenzten Gedankenfabrik herabfinken kann. Einen
ähnlich verfimpelten Eindruck wird künftig die ganze. auf Hebung
der Standesehre abzielende Lehrerliteratur machen. Die Menfäjer*
der Gegenwart büßen immer mehr an Weitblick ein. voc-
finken immer leichter in Fach- und Standesfimpelei. Kosmifche Naturen
wie Goethe und Alexander von Humboldt haben ihre vorbildliche Kraft
verloren. Jeder führt fie zwar im Munde und beruft fich auf fie; aber
jeder nur zur Befriedigung feiner engen Sonderwünfche. Es bewährt
fich immer wieder das grieäjifche Wort: ..Ift die Eiche gefällt. fo ver-
forgt fich jeder mit Holz." Und an dem Holze kocht fich dann jeder fein
dünnes Wafferfüppchen.

Es gilt heute als moralifche Schuld abfeits zu flehen von der
Herde. eigene Gedanken und eigene Wünfche zu hegen. Das erfährt
jeder fchmerzlich am eigenen Leibe. der fich die Freiheit nimmt. die.
Welt mit eigenen Augen zu fehen. ..Ach. man will fchon wieder anders.
als die hohe Geiftlichkeit;“ man will anders. als das Minifterium und
das königliche Provinzial-Säfulkollegiuml

Es haben fich in Deutfchland Stimmen hervorgewagt. die das
herrfchende Schul- und Erziehungswefen verurteilen. Sie trugen ihre
Gründe mit fo viel Kraft und Überzeugung vor. daß felbft die konfer-
vativften Geifter aufmerkfam und nachdenklich wurden. Und nicht genug
damit: fie fahen fich innerlich und äußerlich gezwungen. fich der gefunden
Kraft der neuen Gedanken zu fügen. Sie taten es zögernd. aber doch in
dem Gefühle. einem notwendigen Fortfchritt zu dienen, Wie aber
benehmen fie fich gegen die. die fie er| anfgerüttelt und an ihre Pflicht
gemahnt haben? Nun. fo wie alle aus dem Schlaf Gefcörten fich gegen
die Erwecker benehmen: grob und undankbar. Daher allen denen. die
fich des Friedens. der Achtung und des billigen Dankes ihrer Umgebung
freuen wollen. die Mahnung:

..Ö. rühret. rühret nicht am Schlafe diefer Welt!"

Solche Betrachtungen und Erfahrungen bleiben keinem Reformer
erfpart. Jeder erlebt im wefentlichen das gleiche. erlebt es faft auch in
gleiäjer Reihenfolge: Hohngelächter. Spott. Anfeindung. Ausfäjließu-ng.
Verleumdung. materielle und moralifche Schädigung. Totfchweigen. ge-
heime Verdächtigungen. Beraubung und wenn irgend möglich Vernich-

tung. Kann man ihn niht felbft erfhlagen. fo foll doch fein Name
und feine Arbeit vernichtet werden. Was brauchbar [heint von [einen
Gedanken. wird unvermerkt heriiber genommen. in neue Form gegoffen
und ihm dann höhnend als Fortfhritt vorgeführt. Es ift ein alter.
auh von den Behörden beliebter Trick. die Reformer dadurch zum
Schweigen zu bringen. daß man ihnen auf halbem Wege entgegeneilt und
ihnen dann die Fa>el aus den Händen reißt.
Wer all das weiß. fei es aus der Gefhichte. fei es aus Beobachtung
feiner Umgebung. der nimmt es hin. wie ein Naturgefeß. wie das Älter-
werdrn feines eigenen Leibes. Wer folhe Erlebniffe fürchtet. wem die
Einfamkeit bange macht. wer ohne die freundlihen Blicke feiner Standes-
oder Berufsgenoffen niht leben kann. der laffe feine Hände davon.
Auf mih wirken die Erfahrungen. die ih als Shulreformer mache.
nicht erfchiitternd. Das meinen Herren Gegnern zur Beruhigung. Ihre
blinde Wut beftärkt mih vielmehr in der frohen Zuverfiht. daß fie mir
mit guten Gründen und in ehrlihem Kampfe niht beikomnten können.
Sie würden doh fonft ihre Zuflucht niht zur Lift nehmen. Erfreulich
i| niir auh die Erkenntnis. daß all ihren Bemühungen zum Troß nnferc
Reformgedanken unaufhaltfam vordringen. Die Dokumente ihrer Feind-
fchaft. die ich hier mitteilen will. find zugleih Dokumente ihrer Ohn-
maht. Die Wirkung [hlägt immer ins Gegenteil um.
In Frankfurt a. M. fprach ih im vorigen Jahre über Erziehungs-
fragen; einige Shuldirektoren erklärten es brieflich unter ihrer Würde.
meinen Vortrag zu befuhen. Einer verbot feinen Schülern die Teil-
nahme. Und der Erfolg? Seine Primaner fhickten mir bald darauf
eine mit vielen Unterfhriften verfehene Adreffe. in der fie ausfprachen.
daß fie trotz des Verbotes meinen Vortrag befuhr und ihm in allen
Gedanken lebhaften Beifall gefpendet hätten. Ein Gymnafiaft vom
Rhein fhreibt mir. daß an feiner Schule den Schülern das Lefen meiner
Schriften verboten fei. daß aber trotzdem fih kein Schüler davon ab-
halten ließe. Vom Nordfecftrand [hreibt mir ein anderer Primaner.
ein Lehrer habe ihm gefagt: „Wenn ih Sie dringend warnen darf. fo
hüten Sie fih vor Gurlitts Schriften. lefen Sie fie nicht! Der Mann
übertreibt ungeheuer.“ Und die Folge? Der mir perfönlih unbekannte
junge Mann meldet mir. daß er [ich alle meine Shriften erworben habe.
und fhließt feinen Brief mit den Worten: „Ich werde mehr und mehr
Ihr begeifterter Schüler. Ich folge Ihnen. wohin Sie wollen. denn
Sie fiihren uns gute Wege. Ich will ihr Werk fortfeßen. den Kampf

Über den Kampf der Erziehungsreformer L. Gurlitt
gegen pedantifches Banaufentum und gegen die Verknöcherung in der heutigen Schule; den Kampf für die Erziehung einer herrlichen Jugend. Laffen Sie mih fchließlich - möge es noch lange. lange ausfiehen - auch Erbe Ihres idealen Strebens fein. um des Meifters Werk zu gutem Segensende zu führen. Seien Sie. lieber. hochgeehrter Herr Profeffor. herzlich gegrüßt von Ihrem. Sie durch Ihr Werk [lebenden - - _"
In Pofen verfuchte ein höherer Beamter. wie mir gemeldet wurde. die dortige ..Freie Lehrerfchaft" durch eine wohlgemeinte Warnung noch rechtzeitig von dem Plane abzubringen. den fhrecklichen Gurlitt dort fprechen zu laffen. Die ..Freie Lehrerfchaft“ machte ihrem Namen Ehre: fir befkimmte frei. wen fie zu hören wünfchte. u-nd ließ fih keine Behördenangft einblafen.
Das find fo einige Proben der verfteckten Kampfesmethode. mit der unfere Gegner uns zu fchädigen trachten. Anderes habe ich fchon früher in meiner Schrift ..Mein Kampf um die Wahrheit" veröffentlicht. Vor allem die niedrigen und mit Erfolg gekrönten Bemühungen. durch Intrigen und anonyme Briefe* mir mei-ne Stellung als Lehrer und Oledakteur unhaltbar zu machen. Ein fehr beliebtes. aber deshalb keines* wegs ehrenhaftes Mittel. den Gegner zu fchädigen. befteht auch darin. feine Motive zu verdächtigen. Auch uns gegenüber macht man von diefem Mittel nicht felten Gebrauch. Als jüngfk ein Sturm der Entrüfkung durch Deutfchland ging. weil mehrere Schülerfelbfimorde vorgekommen und dabei die Schulen als der fhuldige Teil erkannt worden waren. da fchrieb auch ich meine Gedanken nieder. wie diefe Mißfiände zu erklären. wie abzufkellen feien. Ich fand durch die traurigen Vorfälle nur beftätigt. was ich feit Jahren offen vorgetragen hatte: einen auf die Jugend zu fchwer drückenden Schulmechanismus, So hatte-n vor und neben mir ja fchon viele und gerade die befken Beobachter geurteilt. Ich erinnere nur an die Namen: Matthieu Schwarm. Thomas Mann. Heinrich Mann. Emil Strauß. Hermann Heffe. Otto Ernfk. Mar Dreyer. Frank Wedekind. Otto Julius Bierbaum. Walther Unus. Hans von Kahlenberg. um die bekanntefken modernen Vertreter der „fchönen“ Literatur zu nennen. fodann auch zahlreiche Ärzte. zumal Nervenärzte und Shulhygieniker von Weltruf. wie Forel. Griesbach. Kraepelin. fo vor allem in offenem Selbfibekenntniffe eine große Anzahl von kaum entlaffenen Schülern. wie Achim von Winterfeld und die Menge der öfterreihifchen Studenten. die in den ,.Schiilerbriefen“ ihrem Haß gegen die kaum verlaffene Shule Luft machten. Eine Menge von Privat-

cf) Felder.
i
f r
f.
"Ã– m
O m
K.
and
.MI
. f*
40 onâ€œ u
3 .D A
a U.
r M. m
(Ill l
Â»WL-1. MD.
ll

briefen aus der Hand von Schülern. Studenten. Lehrern und Eltern
verftärkte noh meine Überzeugung. daß unfere Shülererziehung auf
ein falfhes Gleis geraten fei. und fo trat ih gegen diefe Shule auf und
für das Wohl der Jugend und damit unferes Volkes. Die Darftellung
des Zufiändlihen. die ih gab. war wenig günfiig für den herrfhenden
Shulbetrieb und Shulgeift. enthielt aber gegenüber den Ausführungen.
die ih früher als noh im Dienft ftehender Lehrer gegeben hatte. weder
nah Inhalt noh Ton eine Verfhärfu-ng. Shonende Rückfiht zu nehmen
hatte ih keinen Anlaß mehr. denn meine Gegner hatten vorher mir
gegenüber wahrhaftig auch keine Schonung geübt. Jh war in der an-
genehmen Lage. meine Überzeugung ohne jeden Rüähalt ausfprehen zu
dürfen. Es gibt zur Zeit niht viele Männer in Deutfhland. die mit
einer gründlichen Kenntnis unferes Shullebens völlige perfönlihe Un-
abhängigkeit verbinden. Ich brauhe gottlob keinen Zorn irgend einer
Behörde oder irgend eines Vorgefeßten zu fürchten; ich bin aber auh
niht verärgert und deshalb bewußt oder unbewußt ungereht. Wer das
behauptet. der überfchäht das Glück preußifher Gymnafiallehrer. unter-
fhäßt das Glück. ein völlig freier Mann zu fein. der nur fein Gewiffen
zum Rihter nimmt. Gewiß. ih lebe mit der jenigen Shule im Kampfe.
aber niht in einem perfönlihen. fondern in einem prinzipiellen. Jh
habe mit meinem Beifall nie zurückgehalten. fobald ih Fortfhritte und
den Willen zur guten Tat erkannte. Die Namen einiger in Führung
ftehender Shulmänner wie Mü-nh. Matthias. Kerfhenf'teiner. Lyon u. a.
find von mir nie anders als 'ehrend genannt worden. Jh habe auh in
der erwähnten Shrift ..S h ü l e r f e l b ft m o r d e“ (Concordia. Deut-
fhe Verlagsanfkalt. Hermann Ehbock. Berlin ll'. 30). die allerdings im
einzelnen Falle fhwer auffindbare Shuld an den Shülerfelbftmorden
niht nur in der Shule. fondern auh bei den Eltern und Umgebung
gefunden. Es iii deshalb eine leiht durhfihtige Entfiellung. wenn
A r t u r L e w i n n e ck in feiner Brofchüre (..Shülerfelbftmorde und
Elternhaus". Königsberg i. Pr.. .Hartungfhe Buhdruckerei. 1908) die
Behauptung aufftellt. ih hätte ein Jntereffe daran. ..lediglih der Shule
eins auszuwifhen“. Er. Artur Lewinneck. von deffen Bemühungen um
die Erziehung der deutfhen Jugend vorher wohl noh niemand etwas
gehört hatte. hat natürlih ausfhließlih das Jntereffe der Jugend im
Auge. Der Beifall. den ihm diefe Bewertung meiner Arbeit bei allen
Offiziöfen einbrahte. hat feinen Mut noh mehr belebt; während er in
feiner Brofhüre Seite 29 noch wörtlih drückte: ..Die Eltern hehen und

quälen die Kinder; ihren Anweifungen folgen erft die Lehrer. das gibt ja
auch Gurlitt zu.“ behauptet derfelbe Artur Lewinneck in der ..Öftpreu-
ßifchen Zeitung“ und fucht es durch Zitate aus meiner Schrift zu be-
legen. daß ich n u r der Schule die Schuld zugemeffen hätte. Man könnte
diefen leichtfertigen Angriff damit als erledigt betrachten. wenn nicht
die konfervative Preffe die bequeme Gelegenheit freudig ergriffen hätte.
die Schuld von der fchwer belafteten Schule auf ihre angeblich falfch
beratenen Ankläger abzuwälzen.
Es ift unanftändig. einem doch wohl noch unbefäjoltenen Manne
falfche Motive feines Handelns unterzufchieben. Noch keinem Neformer
blieb freilich der Verdacht erfpart. daß es ihm nur um Senfation zu tun
fei. oder um den Ausdruck gekränkter Eitelkeit und perfönlicher Miß-
gunfi. Nicht auswifcheu wollte ich der Schule eins. Nein. ich ftehe
mit ihr feit Jahren im harten. offenen und - meinerf-eits wenigftens -
ehrlichen Kampfe. Ich biete in diefem Kampfe alles auf. was ich an
Kraft und gutem Willen habe. Davon werden fich meine Gegner ficher-
lich nicht überzeugen laffen. denn fie fehen und fühlen nur die Wunden.
die fie felbfi empfangen. Wer aber mehr abfeits fieht. der erkennt.
daß es fich hier um eine der wichtigften - iäj glaube. um die wichtigfte
Kultur-frage der Gegenwart handelt. und fieht auch an dem überrafäfend
fclfnellen Umfichgreifen der modernen pädagogifchen Reformgedanken.
auf welcher Seite die rechte Erkenntnis und deshalb auch der fäfließliche
Sieg zu finden ift.
Was in lebten Jahren an beachtenswerter pädagogifcher Literatur
und an Erziehungsreformen in Deutfchland und mehr noch in Öfterreich
geleiftet worden ift. das bewegte fich durchaus in den Bahnen. die wir
gewiefen haben. Es ift doch wohl kein Zufall. daß ich von den öfter-
reichifchen Schulreformern zur öffentlichen Ausfprache nach Wien ge-
laden wurde und daß die Führer der dortigen Reformbewegung in per-
fönliche Beziehung zu mir getreten und meine Mitarbeit erbeten haben.
Auch zahlreiche dentfche- Lehrervereine. erft mißtrauifch gegen die neuen
Gedanken. die den ganzen Beftand ihrer alten Schulweisheit bedrohen.
fchwenkten einer nach dem andern in unfer Lager über. nnd aus allen
Provinzen Preußens. allen Gebieten Deutfäjlands und Öfterreichs er-
halte ich lebhafte Zuftimmungsbezeugungen. Meine Kraft reicht leider
nicht aus. in all den Lehrervereinen zu fprechen. die mich zu hören
wünfchen. Wer aber weiß. wie ftark das geiftige Verharrungsvermögen
gerade im Lehrerftande ift. wie groß und leider wie berechtigt oft auch

[ein Mißtrauen gegen die akademifh gebildeten Lehrer. der erkennt auh
in der Mitteilung diefer Tatfahe das fiegreihe Vordringen gefunder
Reformgedanken. Erliften oder erfhreien laffen fih Kulturfortfchritte
niht. Wo Rauch ift. da ift auh Feuer. Man lege das Mißtrauen ab
gegen unfere Perfon. prüfe unfere Gedanken vorurteilslos. und man
wird und muß die Berechtigung und den gefunden Lebenstrieb unferer
Arbeit anerkennen.
Wenn wahr ift. was wir immer fagen hören. daß die Zukunft habe.
wer die Jugend hat. dann dürftenwir Führer der Neformbewegung
fchon heute die Hände in den Schoß legen. Die Jugend ift überfhweng-
lich und läßt fih leiht zu Ubertreibungen hinreißen; ih mahe. wenn
ich von ihr begeifterte Briefe empfange. immer fhon felbft meine Ab-
züge. Wenn es da heißt: ..Taufende junger Studenten ftehen be-
geifterr hinter Ihnen -“. oder ..Wir folgen Ihnen durhs Feuer und
wollen hart fein wie Diamant." - oder ..Wir haben Ihnen im [killen
Treue gefhworen.“ - fo nehme ih den ehrlichen Willen fhon für die
gute Tat. Jh glaube aber nicht. daß die Männer verurteilen werden.
wofür die Iiinglinge erglühten. Mih' lehrt vielmehr die Gefhihte und
eigenes Erleben. daß aus den Träumen der Studenten die Taten der
Männer erwahfen.
Ih halte es für gut und nüßlih. folhe Erlebniffe öffentlich
bekannt zu machen. Sie dienen. unfere Gegner zu entlarven. und mögen
alle die fhrecken. die fih uns auf Shleihwegen nahen wollen. Wer
fich mit uns meffen will. der wähle den offenen Kampf. Treten doch
auch wir ikets offen ins Feld! Oder es weife uns jemand nah. daß wir
jemals intrigiert. anonyme Briefe gefhrieben. pfeudonyme Artikel ver-
öffentlicht. fremde Gedanken geraubt. uns die Verdienfte Anderer zu
eigen gemacht hätten. Wie viel der Einzelne im Geifteskampfe be-
deute. das ift fhwer zu erkennen von den Zeitgenoffen. am fhwerfken
von denen. die felbft mitten im Kampfe fiehen. Ich lefe oft. daß mein
Name jeht der umftrittenfte in der Welt der deutfhen Berufserzieher
fei.))r-. Otto Anthes. Oberlehrer in Lübeck und anerkannter
Schulfhriftfteller. "teilt im ..Kunftwart“ die Frage. ob ih der er-
hoffte Erziehungsreformer fei oder niht. Er hält mih niht fiir den
pädagogifhen Meffias. fondern für deffen Johannes. für den Mann.
..der dem künftigen Erneuerer den Rückhalt an die Nation gefchaffen
habe“. Sollte man dabei - mag er mih nun zu hoch oder zu niedrig
..-„Wägm - für möglich halten. daß mih und meine ganze Tätigkeit

ein von Profeffor Wilhelm Rein in Jena herausgegebenes zwei-
bändiges neues Werk über Erziehung bei im wefentlichen gleicher Ten-
denz nicht ein einziges Mal mit Namen nennt? Und fo find da auch
andere Männert die als Schöpfer der Reformbewegung zu gelten
haben- völlig totgefchwiegen. Mit- und Nachwelt foll des Glaubens
fein- daß die Reform von Herrn Profefior Rein gefchaffen und geleitet
wurde. Dabei ift er nur einer von den vielen und nicht der wirk-
famfte. Otto Ernfi z. B.- Berthold Otto, Arthur
S ch u lz find auch noch dal und es war nicht anfländig, uns alle fo bei-
feite zu fchieben. Daß es gefchah, darauf machte mich ein Wiener
Lehrer aufmerkfam - ich felbft hatte es nicht einmal beachtet - und
fah darin mit Recht den Geift kleinlichfter Cliquenwirtfchaft.
Unfere Gegner zwingen unsl mehr von uns felbft zu fprechent als
uns lieb ift. Wenn man uns zunichte machen will durch Verfehweigem
Verleumdung und Verheßungl da zwingt uns Notwehr und der Trieb
der Selbfierhaltung immer wieder mit unferer Perfon hervorzutreten.
Man foll doch erkennen- daß wir noch aufrecht ftehen- ungefchädigt in
unferer Kraft und in unferer Selbfiachtung. Man foll uns auch nichts
rauhen und kürzen von dem- was wir erkämpft und erreicht haben. Wir
dienen gern der großen Sache der deutfchen Jugenderziehung- dienen ihr
mit Hingabe und Selbfilofigkeit. Daß der Menfch feine Ausfaat auf
fruchtbaren Boden machen und die Fruän feiner Arbeit auch
ernten wilh darin liegt doch wohl der Sinn jedes Strebens
und jeder Arbeit. Wenn unfere Gegner unfere Namen töten wollen
und unfere Gedankent dann zwingen fie uns dazu- unfer Ich immer ftärker
zu betonen. Dabei berufe ich mich auf Friedrich Hebbel- mit
defien Worten ich diefe Zeilen- wie ich fie eingeleitet habeF fo auch
fchließen möchte:

„Doch wie das Leben auf ein Kind, io kann
Er (der Menfch) den Gedanken auch- der ihn erfüllt-
Auf den vererben- der zumeifi ihm gleicht.
Das will auch ichf damit der dunkle Tod
Nur micl» und nicht mein Werk zertreten kann.“
(Moloäz.)

Qtto Braun:

Aus Schellings Nachlaß,

Neue Briefe von Alexander von Humboldt- Fouquth Steffens, Plateuf Rückert- König Ludwig l. u. a.

Der jüngfte Sohn des Philofophen Schellingf Exzellenz Staats-
minifter))1*. Hermann v. Schelling-Berlim hat mir das große Vertrauen bewiefen- in meine Hände den literarifchen Nachlaß feines Vaters zur Bearbeitung zu geben. Diefer Nachlaß befteht zum großen Teile aus un-
gedruckten Briefen an Schelling- daneben find wichtige philofophifäfe Auf-
zeichnungen vorhanden ufw. Nur eine Arbeit von vielen Jahren kann naturgemäß den Reichtum ausfchöpfen, Eine philologifch genauer mit Apparat verfehene Ausgabe der Briefe von und an Schelling ift dazu ge-
fordert und fchließlich eine abfchließende Darftellung namentlich des älteren Schelling. Nach längerer überlegung habe ich mich aber ent-
fihloffem einige allgemein intereffante Briefe fchon v o r der endgültigen Ausgabe der Öffentlichkeit vorzulegen. Die große Ausgabe wird dadurch nicht gefchädigt, denn das wichtige Material ift fehr bedeutend; wohl aber wird damit dem Erwecken des Intereffes für Schelling gedient, einer Aufgabez deren Löfung fich bisher fchon ein Teil meiner wiffenfchaftliäfen Tätigkeit gewidmet hati). Schelling hat in feinem langen Leben (1775 bis 1854) unzählige Berührungen mit den bedeutendfien Männern gehabt-
auch in feiner fpäteren Lebenszeit. Einige Dokumente dariiber follen hier folgen. Ich habe fie namentlich aus höheren Jahren des Denker-s ge-
wählt- da man gerade diefe viel weniger kenntf als feine romantifchen Tage. Auch Plitt in feiner Briefausgabe hat fie vernachläfiigt.

Der ältere Schelling ift noch ein Problem - es zu löfenx ift
meine Aufgabe. Zur rechten Würdigung der Briefe iii eine Skizze von Schellings Leben geboten.

Schelling-Z Vorfahren waren fchwäbifche Pfarrerslente von echt pro-

') Vgl. meine Arbeiten: Schellings geiftige Wandlungen 1800 bis
1810. Leipzig Quelle u. Meyer 1906; Schellings Vorlefungen über die Methode d. akad. Studiums. ebda. Hinauf zum Idealismus F.
Eckardt 1908; Schellings Perfönlirhkeit, Auswahl aus Briefenf Reden und Auffäßeu 4908-

teftantifäfer Frömmigkeit. Der Vater war ein guter Kenner orientali-
fcher Sprachen und über-trug feine Vorliebe dafür auf den frühreifen
Sohn. Es war ein felten begabtes Kindt diefer junge Feuerkopf, fchon
mit 14 Jahren fchrieb er eine originelle „Gefchichte des Klofters Beben-
haufen in Schwaben". 3 Jahre zu früh- dem Alter nach. kam er auf das
Tübinger Stiftz wo er Hegel, Hölderlin und Pfif'ter als Freunde ge-
wann. Die franzöfifäfe Revolution und Fichtes Philofophiel diefe beiden
wichtigflen Erzeugniffe des ausgehenden Jahrhunderts des Rationalis-
mus- übten hier ihre Wirkung auf den fo eindrucksfähigen Jüngling. Er
hat die Marfeillaife überfeßt- das berüchtigte „Tanzen um den Freiheits-
baum" ifl erft nach feiner Zeit gefchehen. Fichte hat er gründlich ftudiert-
fo gründlich daß Hölderlin, der den Denker in Jena gehört hattef dern
Freunde fagte: „Sei nur ruhig, Du bift gerade fo weit als Fichtef ich
habe ihn ja gehört." Aueh feine Vorliebe für Mythologie begann hier
fchon und dokumentiert fich in feinem Auffaß: Über Mythen- hiftorifäfe
Sagen und Philofopheme der älteften Welt.
Als das Studium mit glänzendem Examen befäfloffenf trat die
Frage heran: Was nun? Der junge Geifi fehnte fich nach voller Lebens-
betätigungf nach Weite und Fülle neuer Eindrücke. In dem „Pfaffen-
und Schreibcrland" wollte er nicht bleiben, Da gab es denn nur ein
Mittel- um fortzukommen; Hofmeifter werden. Und fo gefchah's: die
jungen Barone v. Riedefel follten nam Leipzig geleitet werden zum Stu-
dium; vorher wurde aber eine Reife an den Rhein mit inniger Freude
an der fchönen Natur abfolviert')z bei deren Ende Säfelling feinen großen
Landsmann Schiller in Jena befuchte. Das war die Grundfteinlegung für
das ganze äußere Lebensgebäude. Schiller maäfte Goethe auf den junge-nf
genialen Schwaben aufmerkfam- nachdem diefer in Leipzig in feinen erften
größeren Werken feine neue Naturphilofophie begründet hatte. Goethe
fing Feuer: er betrieb bei Minifler Voigt Schellings Berufung neben
Fichte nach Jena7 1798 traf der 23jährige dort ein - und fchon waren
aller Augen auf ihn erwartungsvoll gerichtet. Seine „im Lapidarftil"
gehaltenen Vorlefungenl fein „geiftreicher Troß" weckten Begeifterung-
und bald galt der junge Denker als ein Führer der neuem romantifchen
Schulef die eben ihr Programm entwi>elte.
Sprudelnde Genialität durchdrang das ganze Wefen Schellings.
Mit fpekulativen und poetifäfen Jdeen durchfeßde er das weite Gebiet

2) Vgl. die Reifetagebücher in meinem Buche „Schellings Perfön-
lichkeit".

der Natur. jede Kluft der Erfahrung mit kühnen Luftgebilden des Ge-
dankens überbrückend. So verband ihn der poetifierte Spinozismus mit
der „alten Erzellenz von Weimar". Sein früh genährtes Selbftgefühl
bengte fich auch nicht vor diefer Göttererfcheinung. Aus den zahlreichen
Briefen. welche die beiden Genien gewechfelt. erkennt man. daß Schelling
fich Goethe gegenüber gleichberechtigt glaubte. Er war eben für die
Philofophie. was Goethe für die Poefie. Ganz anders war diefe Stellung
wie die der Schlegels etwa zu Goethe.
Harte Streitigkeiten blieben in Jena nicht aus: die Literaturzeitung
neidete dem jungen Denker feinen Ruhm. es kam zu unerquicklichen
Pamphleten. Schelling entfchloß fich endlich. nach Würzburg zu gehen.
1803. Jnzwifchen hatte er fich mit Caroline. gefchiedene Schlegel. ver-
mählt - unter Goethes Hilfe war die Vereinigung der beiden vollzogen.
In die Würzburger Zeit. die auch von Kämpfen - fogar mit der
Regierung -- durchtobt ift. fällt der Brief Alexander v. Humboldts. den
ich hier mitteile. Schelling hatte fchon 1800 fein ..Syfiem des tranfzen-
dentalen Idealismus" publiziert. dann feine Kunfiphilofophie. und wen-
dete fich jetzt fchon allmählich den Fragen der Naturphilofophie ab und
denen der Religion und Ethik zu. A. v. Humboldt war 1805 mit Schätzen
beladen von feiner großen Reife zurückgekehrt. Da hatte Schelling an
ihn einen fehr liebenswürdigen Brief gefchrieben (abgedruckt Plitt ..Aus
Schellings Leben" ll. 47). in dem er den berühmten Gelehrten zur Teil-
nahme an feinem neuen Journal für Naturphilofophie zu gewinnen fuchte.
.Humboldt antwortet fehr beifkimmend. und im nächfken Jahre fandte er
folgendes Schreiben:
„Es i| vielleicht ein gewagtes Unternehmen. daß ich Ihnen eine
kleine Arbeit botanifchen Inhalts übermachek). Aber vielleicht dient Sie
Ihnen dazu. fich bei Ihren tieffinnigen Spekulationen. wie ein Spazier-
gang durch fchattige Wälder. einen Augenblick zu ze r ft r e u e n. Könnte
ich das vorübergehende angenehme Gefühl in Ihnen erwecken. fo wäre
mein Zweck erreicht, Jch hoffe. Ihnen bald ein Naturgemälde der
Tropenwelt*) überreichen zu können. In der Vorrede habe ich die Empfin-
dungen der tiefen Bewunderung ausgedrü>t. weläfe mich für Sie durch-
dringen. Zwar bedürfen Sie eines Lobes nicht. und bei der Art. wie
man mich feit meiner Abwefenheit. befonders als Phyfiologen. in Deutfch-
') wohl: Ideen zu einer Phyfiognomik der Gewächfe. Gotha 1806.
4) Wi nur 13. gäograpbje (lea planten et tubleau pbynique
cken regjoug Equinoxiulee,

land behandelt hat. fühle ich wohl. daß meine Stimme fehr unbedeutend geworden ift. aber ich bin dem Drange meiner Gefühle gefolgt und kenne keine andern Nückfichten. Mein Bruder Wilhelm in Rom wünfcht fo fehnlichft. als ich. daß wir Sie doch einmal wieder möchten von Angeficht zu Angeficht fchauen können. Meine Gefundheit geht fchlecht. feitdem ich nach Europa zurück bin. Ich lebe hier in einer unfreundlichen moralifchen Wüfie.
Verfichern Sie Ihre vortreffliche Frau Gemahlin meiner innigfien Verehrung.
Berlin. 10. Fehr. 1806.
Alexander Humboldt.
Kurz nach Empfang diefes Briefes ging Schelling nach Miinchen. da Würzburg an Ferdinand v. Toskana fiel. Hier begann für ihn eine glänzende Zeit. feine öffentliche Wirkfamkeit an der Akademie und feine Feftreden fanden raufäfenden Beifall. hochbedeutend ift feine große Schrift ..Über das Wefen der menfchlichen Freiheit“ 1809. Im felben Jahre traf ihn aber auch ein herber Verluft: die geif'tig fo bedeutende Caroline entriß ihm der Tod. Sie hat den Denker aufs tieffte angeregt. fie allein war imftande gewefen. feine allzukühne Uberfchwenglichkeit zu mäßigen. Nun war fie dahin - Schellings Sinnen umdüftert fich von diefem Augenblick. der weltfreudige Dptimifk neigt immer mehr dem Peffimisruus zu. Seine Werke zur Vollendung zu fiihren. will ihm nicht mehr gelingen. wenn auch die tieffinnigen Ideen ihm weiter zu Gebote fiehen. Von der Welt zog er fich in den erften Jahren ganz zurück. In Pauline Gotter. der munteren und geiftreichen Freundin Goethes. fand der Vereinfamte wohl wieder eine treue und bedeutende Lebensgefährtin - aber fortan ift Schelling nicht mehr der feurige Stürmer. das ganze Lebenstempo wird langfamer.
Von der älteren Romantik war Schelling in den Grundlagen feiner Weltanfchauung weit abgekommen. nur fein Studium der Mythologie. unterftützt durch Franz Baader. hätte eine Verbindung abgeben können. Den jüngeren Romantiker-n (Kleift. Körner. Eichendorff. Fouqus) begann ihn fein Eintreten für deutfches Wefen nahe zu bringen. Er kündigte 1812 eine ..Zeitfchrift von Deutfchen für Deutfche‟ an. fie follte - wie es nachher in der Vorrede heißt - das Wefen deutfcher Wiffenfchaft. Kunft und Bildung ans Licht ftellen. aus dem Ver-wirkenden und Verdunkelnden. wovon es umhüllt wird. hervorheben. Zur Mit-

arbeit wurde auh Fouque aufgefordert. darauf bezieht fih folgendes Schreiben:

Rennhaufen. Kreis Havelland i. d. Mark. den 5. Jan. 12,

Glück und Freude für das neue Jahr zuvor. und Jhrer mir höhft wihtigen Zeitfhrift das günftigfte Gedeihen! Möchte das beikommende Sherflein ihrer niht unwerth gefunden werden. Halten Sie es mir zu gut. verehrtefier Herr Directork). daß ih Ihnen noh nihts Bedeutenderes zu fenden im Stande bin. Die Arbeiten. welhe ih im December vorigen Jahres zu beenden gehofft hatte. liegen noh größtenteils auf mir und laffen mih ihre Wucht ziemlih fhwer empfinden. Theils traten allerhand äußere Hinderniffe und Zerftreuungen dazwifhen. theils aber auch dehnte fih die Hauptarbeit in fih felbfi nothwendig zu einem voll- |ändigeren und ausgeführteren Ganzen aus. Nun bin ih fo fleißig. als es fich immer thun laffen will. und denke bald dahin zu gelangen. daß ih für Ihre Zeitfhrift mehreres arbeiten kann. das mir fhon feit geraumer Zeit Herz und Sinn bewegt.

Die beforglihe Güte. mit welher Sie die verzögerte Rückfendung meiner kleinen Dihtung entfhuldigen. hat mih befhämt. Glauben Sie nur ja niht. daß ein Funke eitler. anmaßender Empfindlihkeit über diefen kleinen Auffhub in meine Seele gefallen fei.

Wohl erkenne ih in Ihren Äußerungen über .Hülfens'U Nahlaß denfelben edlen Geif't wieder. der meinem verewigten Freunde durh das reine Entgegenkommen feines zutraulihen Anklanges fo viel Erhebung und Freude bereitete. Haben Sie Dank auh dafür. Jh wußte wohl. daß ih feine und feiner Wittwe Angelegenheit in keine befferen Hände legen konnte. _

Noch muß ih Sie bitten. es zu entfhuldigen. daß ih Ihnen abermals ein fo unleferlihes und mit Eorrecturen angefülltes Mfk. zu fenden wage. Das Abfhreibenlafien und nahherige Durhfehen der Eopie hätte gar zu viel Zeit weggenommen. und zum Selbftabfhreiben wäre es mir jest unmöglih. auh nur eine Stunde auszuwitteln.

Jh bitte Sie um ein fortdauerndes gütiges Andenken. und bin mit aufrihtiger Ahtung und Ergcbenheit der Ihrige

Fouquö.

z) Schelling war Generalfekretär der Akademie der bildenden Künfte. fpäter Vorfißender.

0 Augufi Ludwig Hülfen. Fihteaner. Lehrer Fouquss. lieferte Beitrag zum Athenäum.

Daß die beikommende Dichtung. falls fie irgend dem Zweck Ihrer
Zeitfchrift unangemeffen wäre. nicht den mindefien Anfpruch maäft. darin
zu erfcheinen. verfteht fich wohl von felbft. Sie haben dann wohl die Güte.
mir felbige mit der erfien Poft zurückzufenden. damit ich anderweitigen
Gebrauch davon machen kann.
In München arbeitete Schelling an feinen ..Weltaltern“. die nie
vollendet find. er veröffentlichte ..über die Gottheiten von Samothrake‟.
eine Schrift. die die fich bildenden Gedanken über Philofophie der Mytho-
logie an einem konkreten Beifpiel durchführte, Goethe hat in der ..klaffi-
fihen Walpurgisnacht" darüber gefpottet und zu Eckermann von dem rein
rhetorifchen Charakter der Schrift gefprochen. 1810 hielt Schelling iu
Stuttgart Privaworlefungen. auch mannigfachen Streit gab es in der
Zeit. fo mit Iacobi und Efrhenmayer. Aber auch in diefer einfamen Zeit
fehlte es nicht an treuen Freunden. Schubert fei erwähnt und der Nor-
weger Steffens7). beides Schüler Schellings aus den erf'ten Ienenfer
Jahren. Steffens fuchte in feinen zahlreichen Werken die Entwickelung
des Menfchen mit der des ganzen Sonnenfyfiems in Verbindung zu feßen.
fpäter Profef'for in Halle. Breslau und Berlin. war er für die Freiheits-
bewegung und in den kirchlichen Wirren befonders tätig. Von ihm fei
folgender Brief mitgeteilt:
Breslau. 4. Debr. 17.
Lieber Säfelling! Mit vieler Freude denke ich an die fchönen
Stunden. die ich in München verlebte. Und was ich vorausfah. ifi wirklich
eingetroffen. Sie find mir in mehr als einer Rückficht fehr wichtig ge-
worden. Die Naturphilofophie trage ich dießmal mit viel mehr Luft ver.
Sie felbft befchäftigt mich auch in einzelnen'und eigentlich philofophifchen
Theilen viel lebhafter als fonft. Ia. befter Freund! Die wenigen Tage
habe mir in der That in die herrliche und heitere jugendliche Zeit zurüF-
verfeßt und noch immer hoffe ich. daß wir in Verbindung miteinander
manches. wie damals. hervorbringen werden. Mein Wunfch den nächfien
Sommer mit Dir zuzubringen ift eben fo lebhaft; ich habe aber deshalb
nichts thun können. weil der Staatskanzler nicht in Berlin ift. Neulich
hat Schuikmann das Minifterium der Eultur verloren. es ift Altenftein
übertragen: aber noch kenne ich nicht mein Verhältnis gegen ihm. obgleiäz
er felbft mir wohl bekannt ift. Es ift ein guter Menfch. aber eigentlich

7) Vgl. feine Autobiographie ..Was ich erlebte“ und die Auswahl
daraus bei Diederichs.

ein etwas eingefchränkter Pedant. deffen Lieblingsftudien Botanik und
gerichtliche Arzneykunde find. Unglücklicherweife wird er von einem
Menfchen regiert. der von der allerbizarreften Art i| - ein gewiffer
Staatsrath Schulz. der einft mein Anhänger war. Während meiner Ab-
wefenheit im Kriege glaubte er mit meiner Frau unzufrieden fein zu
müffen und behandelte fie auf eine auffallend kränkende Weife, Die
arme Frau. die fein Verhältnis gegen mich kannte. gerieth in Schrecken
und ließ fich meinetwegen mehr gefallen. als fie follte. Sie befchwor ihm.
doch nur zu fagen. was fie verbrochen hatte. Er fchwieg. Als ich zurü>-
kam. fchrieb ich ihm. auf die gutmüthigfie Weife. wie man einem Manne
fchreibt. der Monathelang alle Tage bei mir war. der mir voller Be-
geifterung gefiand. daß er mir den erften Anftoß zur wiffenfchaftliäfen
Bildung verdankte - und die Beftie glaubte noch den Staatsrath dabei
fpielen su können. Diefes nichtswürdige Abweifen eines fo herzlichen
Entgegentretens entrüftete mich. und er hat. auch öffentlich. und bei meiner
Anwefeuheit in Berlin diefen Frühling. folche Beweife meiner innigften
Verachtung erhalten. daß er fie. auch als Mann. nicht hätte dulden follen.
- Nun hat Gott. mir zur Züchtigung. mich in feine Hände gegeben. doäf
denke ich. find feine Hände zu breyartig. ich fo hart. daß er beim Zudrücken
mehr Schmerz fühlen foll. als in„ Reiner "fand ich nie gegen irgend einen
Menfchen. als gegen diefen. Indeffen. fiehft Du. bin ich aus dem Regen
in die Traufe gekommen. Doch hoffe ich noch durch Gneifenau"). der
viel vermag und fehr für mich eingenommen ift. durch Hardenberg felbft.
vor allem durch den naturphilofophifchen Sonettenkrämer(?) und prote-
gierenden Inden Koreff") vieles auszurichten. Ich w i l l nach München.
und da follte es doch mit dem Teufel zugehen. wenn nichts daraus
würde . . . . .'0).

Und nun bezeige ich Dir nochmals meine innige Freude über das er-
neuerte Leben. über die herrliche Art. wie wir uns wiederfanden und
wechfelfeitig wieder erkannten. Wie fchön und heiter Dein häusliafes.
Dein eheliches Verhältnis. Deine liebliche. vortreffliche Frau. Deine
fchönen Kinder. Du mußt Deine Familie. Deine Kinder grüßen. Du
mußt Deiner Frau fagen. wie unbefchreiblich ich fie verehre und liebe. Ich
war nie eigentlich von Dir getrennt und doch ift es mir. als gehörte ich

1") 1812 lernte er ihn kennen.

o) Vgl. E, T. A. Hoffmann: Serapionsbrüder.

10:1 Es folgen Anfragen wegen eines katholifchen Philofophen für
Breslau.

Dir jekt inniger an. und mit derfelben auf das Größte und Höchfte ge-
richtete Erwartung. mit der ich Dich. Dich allein. als wenige auf Dich
achteten. vor nunmehr fait zwanzig Jahren. auffuclftell). will ich Dich
wieder auffuchen. möchteft Du aua) wiederfinden. was Du mir fo oft ge-
fagt haft. das Du damals fandft. -
Dein Steffens.
Schelling vermißte in Miinchen auf die Dauer immer mehr die
Wirkfamkeit vom Katheder herab. So ging er denn 1820 nach Er-
langen. um dort Vorlefungen zu halten. ohne aber als Profeffor an-
geflellt zu fein. Auch dort umgab ihn* ein enger Freundeskreis. neben
Schubert verkehrte Graf Platen-Hallermünde täglich in feinem Haufe.
Der junge Dichter hat im Sonett feinen Lehrer begeiftert befungen. und
erzählt uns in feinem Tagebuche von dem großen Eindruck der Vor-
lefungen. deren Inhalt ihm aber oft fremd blieb, Ein Brief Platens
aus Siena an Schelling ift durch Minckwiß bekannt geworden. von den
drei bisher von mir aufgefundenen fei einer hier mitgeteilt. Nach Pla-
tens Tode hat feine Mutter mit dem Philofophen korrefpondiert wegen
des Nachlaffes, Schelling übernahm aber nicht die Herausgabe. Den
Grund enthält der Briefweaffel der Gräfin mit Graf Fugger auf der
Bibliothek in München.
Platen erzählt in feinen Tagebüchern von den ..angenehmen
Tagen". die er mit Schelling verlebt hat. Schelling hatte u. a. geklagt.
daß wir in Deutfchland noch immer keinen dramatifchen Dichter hätten.
wir feien zu gelehrt. und daher rühre auch die Sterilität unferer Dichter
im Gegenfaß zu Sophokles. Calderon. Lope. Shakefpeare. ,.Diefe Worte
erregten wieder mächtig meineReigung zumDrama. als einem noch offenen
Felde. eine Neigung. die in frühef'ter Kindheit fchon in mir gegoren. und
noch in leßter Zeit mir wieder häufig vor die Seele trat, Ich habe
bereits ein paar ältere dramatifche Pläne aufs neue in mir vorüber-
gehen laffen. und auch neue geformt. Ob daraus etwas entfiehen wird.
wird fich zeigen.‟ (Die Tagebücher des Grafen Auguft von Platen. Nach
der Handfchrift des Dichters herausgegeben von Laubmann und Scheff-
ler. Cotta 1900. ll. S, 593).
Der Brief fagt uns. was daraus wurde.

11-) 1798 eilte Steffens nach der erf'ten Vorlefung in Jena zu
Schelling und hatte mit ihm in der einfamen dämmerigen Wohnung ein
langes Gefpräch.

Platen an Schelling.
Sie werden mich. verehrter Mann. für eitel oder zudringlich halten.
wenn ich Jhnen eine kleine Freude nicht länger verbergen kann. die ich
Ihnen mündlich mitzutheilen in 14 Tagen ohnedem Gelegenheit haben
würde. Aber ich fühlte mich gedrungen. die Feder in die Hand zu
nehmen. nicht nur. weil ich Ihnen überhaupt fo viel fchuldig geworden.
als auch. weil ich Ihnen zu wiffen thun möchte. wie fchnelle Früchte die
letzte Unterredung getragen. die Sie mir vergönnten. Ob gute Früchte.
ift freylich eine andere Frage. Ich habe hier nämlich in 5 Tagen ein
Drama in 5 Akten gefchrieben"). ganz für die Bühne beftimmt. und mehr
zum Komifchen als Tragifchen fich neigend. wiewol auch viel Pathetifches
hervortritt. Was mir in diefem Augenblick an Witz und Laune. an
Stimmung des Gemüths und an fchöner Ausbildung der Sprache zu
Gebote ftand. habe ich darauf verwandt. ob und mit welchem Erfolge.
werden Sie beurtheilen. wenn Sie fich einfi die Mühe nehmen wollen.
es zu lefen. oder. wenn ich es Ihnen felbft vorlefen darf. was ich am
liebften thun würde. wenn Sie. (fo weit wage ich*s. Ihre Güte in An-
fpruih zu nehmen). eine kleine Theegefellfchaft dazu bitten wollten. wobey
ich auch Engelhardt13). wenn Sie es erlauben. mitbringen würde. So ließe
fich einigermaßen die theatralifche Wirkung beftimmen"). Meine Bruft ift
frey. eine Bahn gebrochen zu haben. und nun fchwimme ich in einer Menge
dramatifcher Plane. da ich eine Form für fie in meinem Geifte gefunden
habe. Der fhakspearifchen Vergünftigung. mit Worten zu fpielen. habe
ich mich vielleicht allzuhäufig bedient.
Empfehlen Sie mich gütigft dem Andenken Ihrer Frau Gemahlin.
und küffen Sie in meinem Namen das liebfte Kind.
Anspach. d. 20. Oct. 1823. Mit der tiefften Verehrm-ig
Aug. Gr. v, Platen.
König Ludwig von Bayern. der fchon als Kronprinz engere Be-
ziehungen zu Schelling hatte. beftieg 1825 den Thron. von dem Philo-
1*) „Der gläferne Pantoffel. Eine heroifche Komödie in 5 Akten.“
Okt. 1823. Erlangen. Earl Heyder 1824. l. Band der ..Schaufpiele
von Aug. Graf von Platen-Hallermünde“.
13) Veit Engelhardt (1791-1855). feit 1820 in Erlangen Mitglied
der theologifchen Fakultät (vgl. Platens Tagebücher. ll. S. 404).
1*) Am 10. Nov. fand die Vorlefung mit guter Wirkung fiatt vor
20 Perfonen.

fophen enthufiaftifch mit einem (noch unveröffentlichten) Gedicht begrüßt.
auf das der König ebenfo antwortete. 1827 rief er den Denker als Ge-
neralkonfervator der wiffenfchaftlichen Sammlungen nach München. Ge-
waltigen Zulauf hatten hier Schellings Vorlefungen über den „philo-
fophifchen Empirismus" und Gefchichte der neueren Philofophie. 1833
veröffentlichte er eine Vorrede zu Eoufins „Frau-ments pbjl080p11j-
goes“. In diefes Jahr fällt auch der Brief Rücker-ts. der auch in Er-
langen Freundfchaft mit dem Philofophen gefchloffen hatte.

Rückert an Schelling.

Erlangen. d. 1. Dezember 1833.

Hochverehrter Herr Geheimrath!

Daß ich es fo ungebührlich lange anfiehen ließ. Ihnen meinen Dank
für Ihre Zufendung auszudrücken. davon trägt die Schuld größtentheils
ein junger Norddeutfcher. mein Hausfreund feit einem Jahre. der nun
fchon feit mehreren Wochen Anfialten macht. fich von hier nach München
überzufiedeln. und gern etwas. das für einen Empfehlungsbrief gelten
könnte. an Sie mitnehmen wollte. Dom er macht es zu lange: er mag
fich nun. wenn er endlich noch kommt. felbfi empfehlen; ich muß mich von
dem Vorwurfe der Undankbarkeit. den ich mir flündlich felbft mache. be-
freien. Und fo danke ich Ihnen denn von Grund des Herzens. tief durch-
drungen von Ihrer Freundlichkeit gegen mich. danke ich Ihnen. mehr als
für das unerwartete Diplom. mit dem ich nicht recht weiß. was ich jetzt
erft anfangen foll. - für Ihren begleitenden Brief. der den rechten
Kern und Inhalt der fchönen Kapfel bildet. in der er als fchönes An-
denken und ehrenvolles Zeugniß meinen Kindern aufbewahrt bleiben
follk'). Befonders auch danke ich Ihnen für den freundliäien Wunfch. mich
aus dem hiefigen abfoluten Tode. in welchem ich mich nach und nach felbft
mit abfterben fühle. in Ihre Nähe. naaf München zu ziehen. wo doch ein
Leben feyn muß. wenn auch vielleicht eines. in das ich mich nicht mehr
zu finden wüßte. Das Schickfal hätte mim eher an einen Plaß bringen
follen. wo meine Mühle hätte Körner mahlen können. die jest feuer-
gefährlich fich felbft mahlt. Dergleichen vergebliche Gedanken wälze ich
jetzt. und mache fie auch zum Gegenftande meiner gegenftandlofen Poefie.
in allerlei Variationen. deren jüngfte. foeben niedergefchrieben. ich auf
Ihre Nachficht rechnend hier wiederhole:

15) In Rückerts Nachlaß in Eoburg ift der Brief nicht aufzufinden.

Wenn ich lebt in Wien am Prater-
Wär' ich Volksluftdichter worden;
Oder hätt' ich ein Theater-
Wollt' iä) trag'fche .Helden morden.
Oder wär' ich ein Frauzofet
Wollt* ich jest den Großen feiern-
Den ich felbitx der ahnungslofe-
Einfi verfchrien mit andern Schreiern.
Was den Dichter macht? Ein frifches
Dafeyn muß ihn rings berührenx
Und hier weiß ich Dichterifches
In mir felbfi nur aufzufpüren.
Doch verzeihn Sie diefe Ausfchweifung- und laffen mich lieber der
Ausiicht freuen- die Sie mir auch eröffnen- endlich etwas von meinen
orientalifchen Arbeiten auf gutemt unkoftenfreiem- ja noch einträglichem
Wege- in die Welt zu bringen. Das Türkifche habe ich ruhen laffen (nur
eine Stelle in Griechenland könnte mich wieder daran bringen); das
Arabifche und Perfifche- auch lange zurückgedrängt durch das Sanskrity
habe ich wieder hervorgeholt. Außer dem nicht mehr in Gang zu brin-
genden Hariri- ift im Arabifchen meine Hauptarbeit- von der ich Ihnen
fchon einmal mündlich gefagtt eine vollftändige Überfeßung und Aus-
legung der Hamafm zwar längft fertig wenigftens aus dem Groben-
aber auf Freitags Hervorrücken mit der feinigeu wartendt um nicht von
ihm fich plündern zu laffen, was fonft der pedantijehe Lateiner an dem
armen Deutfchen ungefiraft und ohne Dank täte. Doch da der Text von
Freitag fchon gedruckt ift- fo i| die übrige Arbeit zu ungelehrt für die
gelehrte Gefellfehaft. Dann habe ich etwa noch Auszüge der befient mei|
heroifchen Lieder- aus dem Volksroman Antara- aus gothaifchen Hand-
fchriftem und vom Perfifchen eine Menge von Liedern und Liederftellen
verfchiedener Lyrikerx zufammen gefiellt zu einer Art von Reallexikont
freilich eine etwas abentheuerliche und zwitterhafte Form. Doch wenn
es noch einige Zeit hatt und nichts entmutigendes dazwifchen kommt-
könnte ich wohl etwasf das Sie brauchen könntem daraus machen. Ießt
muß ich nur machent daß diefes Blatt endlich auf die Poft tommy um
bei Tifche meiner Frau- die fchon längfl als mein böfes Gewifien mich
mahnty endlich mit gutem Gewifien fageu zu könnent daß es gefchehen

fei. So fchwer kommt mir an. was doch Ihre Freundlichkeit mir fo leicht
gemacht hat. Wir empfehlen uns auf's angelegentlichfte Ihrem und
Jhrer Frau Gemahlin fernerem Wohlwollen. Mit vollkommenfier Ver-
ehrung Ihr ergebenfder
Fr. Rückert.
Die großen Erwartungen von Ludwigs Regierung erfüllten fich
doch nicht auf die Dauer. und fo konnte auch in Schelling der Wunfch
entfiehen. München zu verlaffen. Dazu kam die lockende Ausficht. in
Berlin direkt mit den Hegelianern den Kampf aufzunehmen. So war
es ihm denn nicht unerwünfcht. daß 1840 Bunfen fiaj im Auftrage Fried-
rich Wilhelm lb'. an ihn wandte. mit der Bitte. nach Berlin zu kom-
men. Leicht ift dem Denker der Entfchluß nicht geworden. ein Brief an
feinen Sohn Hermann aus den letzten Tagen in Miinchen fchildert leb-
hat feinen Zwiefpalt") - aber er ging. da er in der Probezeit in Berlin
das frifche Leben dort kennen gelernt hatte. Auch die verehrende Liebe
des Kronprinzen Maximilian von Bayern") konnte ihn nicht hindern.
In Berlin machte feine Antrittsvorlefung großes Auffehen. da auch der
Greis noch mit begeifterndem Fener fpracljik). FriedrichWilhelm lb". drückte
ihm feine lebhafte Anerkennung dafiir aus. daß er feine Philofophie zur
Belebung der Religion und Begeiftigung des Lebens verwendek'). Jm
Jahre 1843 gab es dann vielen Streit mit alten und neuen Feinden
(Sailer. Paulus). das. fchlimmfte war der Nachdruck feiner Vorlefungen
durch Paulus und Frauenfiädt. In dem von Schelling deswegen an-
geftrengten Prozeß kam der Denker nicht zu feinem Rechte; grollend und
verbittert zog er fich von der Öffentlichkeit zurück.
Das Verhältnis zu Friedrich Wilhelm 17. blieb aber bis zu feinem
Tode ein gutes. Junigfte Teilnahme bezeugte Schelling dem Könige bei
dem Attentat am 27. Juli 1844 durch den Er-Bürgermeifier Tfchech.
Eine genaue Befchreibung desfelben enthält ein Brief feiner Toäjter
Julie an Hermann.

1") Publiziert von mir in ..Werdandi“ 1909. Heft 17.
17) Vgl. den Briefwechfel.
18) Vgl. den Abdruck in meiner Ausgabe ..Schelling als Perfön-
lichkeit“.
1") Vgl. den Anhang ungedruckter Briefe in meiner Ausgabe.

Berlin. den 31. Augufi.
Mein theuerfter Bruder!
Das entfeßliche Ereigniß. was alle Gemüther hier erfchüttert. wird
auch Dich bewegt und in Unruhe gefeßt haben. Mein erfter Gedanke
war an Dich. füßer Hermann. an die Theilnahme. an die gründliche For-
fchung. die Du fofort nach den kleinften Details würdefi angeftellt haben,
Mußteft Du doch friiher jede kleine Gefchichte fo d. f0nc1 wiffen. daß Deine
Schwefiern zuweilen Dich ungeduldig abwiefen. Süßter. lieber Frager.
wärft Du nur hier. wie gern wollte ich all Deine Wie und Wo beant-
worten. Damit Du meinen guten Willen fiehft. will ich Dir ausführlich
erzählen. was mir bis jeßt zu Ohren gekommen ift.
Diefer Tfchech ift ein fortgejagter Bürgermeifter. der. da er
umfonft fuchte. wieder angefiellt zu werden. fich auf das Näfonnieren und
Schreien legte. auch verfchiedene literarifihe Verfuäfe machte. ia wie
man fich in die Ohren raunt. ein früherer Korrefpondent der Leipziger
Zeitung gewefen fey. Uebrigens fteht er ganz allein da. nur ein namen-
lofer Ehrgeiz und der Wunfch. feinen Namen zu verewigen. ihn zu diefer
That getrieben hat. die längft vorbedacht und mit großer Gefchicklichkeit
angelegt war. Nicht nur hatte er fich einen fehr gefchickten erhöhten
Play auf dem Pfeiler der Treppe ausgefucht. fo daß er gerade in den
Fond des Wagens fchießen konnte. er hat auch fo gut gezielt. daß die
erfie Kugel den in Falten gelegten Mantel des Königs fünfmal durch-
löcherte. deßgleichen die Uniform und erft auf dem metallenen Knopf der
Weite abgeglitten ift. Die zweite Kugel der Doppelpiftole wurde durch
ein fchnelles Ergreifen feines Armes unfäfädlich gemacht. indem fie in
die rechte Wagenecke über dem Haupte der eben fich bückenden mit einem
Adjudanten redenden Königin fuhr und den Wagen befchädigte. Die
Pferde zogen in dem Augenblick' an. als der Schuß fiel; der König bog
iich noch einmal zurück um der verfammelten Menge zu zeigen. daß er
nur verleßt fei. und wurde dann von dem fchnell dahin rollenden Wagen
ihrem Bli>e entzogen. Auf dem Frankfurter Eifenbahnhof angelangt
wurde der König leicht verbunden. da fich auf der Brufi eine Gefchwulfi
von dem Drucke der Kugel herrührend fand. Die Polizei hatte große
Mühe. den Verbrecher der Wuth des Volkes zu entreißen. das ihn zu
peinigen drohte. Das Kammergericht wird ihn richten. er zeigt fich
fortwährend frech und gibt fich die Miene eines Freiheitshelden. Bei
der Unterfuchung feiner Wohnung (er hat nur eine einzige Tochter) fand

man unter andern ein dick befchriebenes Heft mit der Auffchrift: ..Gedanken über Staatsverwaltung für meinen künftigen Herrn Inquirenten." Bei einem Daguerriotipifien hat er den Tag vorher fein Bildnis mit ausgefirecktem Arm machen laffen. und vor dem im Atelier hängenden Bild des Königs die Wer-te aus Tell declamiert ..Durch die enge Gaffe muß er kommen“. Der arme Künftler hatte kein Arg daran und hielt ihn für einen verunglückten Schaufpieler. Des Königs Liebe tritt leuchtend an den Tag. allgemeine juclig-natjon herrfcht hier . . . . '0), Zurückgezogen in den Kreis der Familie. f'tändig an der Vollendung feiner Religionsphilofophie arbeitend. hat Schelling das leßte Jahrzehnt feines Lebens zugebracht. Den Vorgängen der Revolution fiand er ablehnend gegenüber. er hielt die Einheit Deutfchlands für ein falfches Ziel und freute fich über die Ablehnung der Kaiferkrone durch Friedrich Wilhelm Il'. Den Dualismus zwifchen Öfterreich und Preußen dachte er fich durch das Dazutreten eines dritten Staates gemildert. Das alles aber find keine fchwerwiegenden Theorien. fondern nur private Meinungen. vertraulich in Briefen geäußert. Denn Schelling hielt fich fern dem politifchen Getriebe. er hatte keinen Sinn für den Anfang einer neuen Zeit im Staatsleben. wie er auch das Keimen der neuen Gefchichtswiffenfchaft. Philologie und Rechtswiffenfäfaft nicht bemerkte. Perfönlich berührte ihn am nächften die Abdankung Ludwig l. im Jahre 1848. Die Briefe. die bei diefer Gelegenheit gewechfelt wurden. follen hier den Befchluß machen:

Allerdurchlauchtigfier König.

Allergnädigiter König und *Hei-ÜN

Eurer Königlichen Majef'tät mit alter Treue. Ehrfurcht und Anhänglichkeit zu nahen. gibt mir das morgen bevorfiehende Geburts- und Namensfefi E. M. die längft gewünfchte Berechtigung. In der fchmerzlichen Bewegung. worein die Münchener Vorfälle mia) verfeßt. denen nur zu bald ähnliche oder gleiche in Wien und Berlin folgten. konnte ich mir nicht erlauben. gegen Ew. M. meine Empfindungen auszufprechen. Monate mußten vergehen. einen ruhigeren Ausdruck für diefelben zu finden. wenngleich fchon Eurer M. großer Entfchluß vom 20./21. März mich infofern aufgerichtet. als ich durch denfelben Eurer M. reine Stellung in der Gefchichte. wie meine Verehrung fie immer für Allerhöchft

2o) Es folgen noch 11/2 S. perfönliche Nachrichten.

21) Nach einer von Schelling durchgefehenen Kopie des Konzerte?,

Sie gefordert und gedacht hatte. glorreich gerettet und bewahrt fah. und obfchon auch d a s mir zum Troft gereicht. ftets zu den treuen. unwandelbar ergebenen Verehrern Eurer M. gehört zu haben. Geruhen demnach Ew. M. meine ehrfurchtsvolliken Glückwünfche zu Allerhörhft Ihrem Geburts- und Namensfeft auch mit alter Güte und_ Huld gnädig aufzunehmen!
Wie Ew. M. in meiner und Aller. denen der Maßfcab für große Erfcheinungen nicht abgeht. Erinnerung leben. fo werden Sie auch vor der Nachwelt ftehen: das Bewußtfeyn. daß diefe Allerhöchft Sie und Jhr Wollen erkennen werde. begleite Sie in die freiwillige Muße. welche (ich hoffe es) noch lange Zeit die fruchtbare Mutter Königl. Gedanken und Schöpfungen werden foll. dergleichen die Gegenwart (fo muß man augenblicklich denken) nicht werth gewefen.
Voriges Jahr um diefelbe Zeit. verweilte ich allein mit meinem gleichgefinnten Sohn. im Dom von Bamberg. den ich feit der ihm durch Ew. M. gewordene Wiederherftellung nicht wieder gefehen hatte. und von dem ich mich nur fchwer wieder trennen konnte. fo fühlte ich mich von der inneren Größe und dem erhabenen Ernft diefes erftaunenswerthen Werks (das meine Vorliebe für gothifche Kirchen fehr einfchränkte) ergriffen und gehobenz wir verließen den Tempel mit tiefem Dank gegen den zweyten Schöpfer. denn fo darf man wohl d e n nennen. defien Auge unter der verbergenden Maffe vielfacher Entftellungen das urfprüngliche Werk erkannt. und durch Seine Anordnungen wieder hervorgerufen hatte. Hierher gereift. Kräftigung an der berümten Quelle zu fnchen. und in der Nähe altdeutfcher Siegeserinnerungen fchmähliche Zufiände. womöglich. zu vergeffen. habe ich in Braunfchweig S chills Denkmal mit der trefflichen von Ew. M. dahin geftifteten Büfte in Erz gefehen. und mich nicht enthalten können zu denken. wie viel nöthiger jetzt ein Schill wäre. So weit von Bayern begegnet man Spuren des Wirkens und der deutfchen Gefinnungen Eurer M. Auch im Teutoburger Walde. den ich in diefen Tagen befuchen werde - was liegt näher. als an König Ludwig zu denken? Viele. die nicht bei dem Feft in Köln waren. wollen jeßt dahin. die von Ew. M. dem Dom g-efchenkten herrlichen Fenfter zu fehen! Lange leben Ew. M.. damit Sie noch fchönere Tage Deutfchlands fehen. und erleben. wie das Vaterland laut und einfiimmig erkennt. was es alles Ew. Maieftät verdankte; ich wäre glücklich. wenn mir in diefem Leben noch einmal vergönnt wäre. Ew. M. fo wie Ihre M. die Höchfiverehrte Königin Therefe zu fehen. und Allerhöchfk
l0):

Ihnen insbefondere die aufrichtigen Gefühle tieffier Ehrfurcht und per-
fönlicher Dankbarkeit auszufprechen. mit welchen ich erfierbe
Ew. K. M.
Pyrmont. den 24. Auguf't 1848.
Herr Geheimerratfi). von einem Manne wie Sch ellin g fo be-
urtheilt zu werden. wie es in Ihrem Schreiben vom 24, Auguf't gefchieht.
das entfchädigt für die fich wiederhohlenden Verunglimpfungen in den
Tagesblättern und nicht von folchen allein. Lebensweisheit wird er-
fordert fich aufrecht zu erhalten. noch heiter feyn zu können. Ob man fich
nicht in einem Tollhaufe befinde. ob Teutfchland nicht zu einem geworden.
diefe Gedanken drängen fich auf. Dank! Dank für Ihre Wünfche.
Thränen rollen aus meinen Augen. indem ich diefes fchreibe. aua' mir
würde ein fchöner (Wunfch) erfüllt. wenn ich Sie wieder fähe. Sie find
noch einer der Wenigen. die da leben. aus der Teutfchen Litteratur herr-
licher Blüthezeit. Erhalten Sie fich noch lan ge. diefes wünfcht der
Sie fehr fchäßende
Ludwig.
Berchtesgaden. 1. September 1848.
Die letzten Lebensjahre Schellings wurden verfchönt durch die ver-
ehrende Freundfchaft Maximilians von Bayern. So war dies ganze
Leben reich an innigen Beziehungen zu anderen bedeutenden Menfchen.
Innerlich |and Schelling der neuen Zeit ganz fern. er folgte auch nicht
mehr den neuen Bahnen der Wiffenfchaft. fondern fuchte das in feinem
Werk zu vollenden. was in der Blütezeit der Spekulation wurzelte. Eine
Ausföhnung des fpekulativen Geiftes mit dem Realismus konnte er nicht
mehr gewinnen. wenn fich auch Anfäße früh dazu bei ihm finden. - das
haben erft E. v. Hartmann. Eu>en u. a. verfucht. Am 24. Augufi
1854 ftarb Schelling plötzlich auf einer Reife in Ragaz.
22) eigenhändig.

Leopold Schmidt:
„Parfifal",
Die Literatur über Richard Wagners leßtes Werk ifi noch beftändig
im Anwachfen. Was ift nicht alles über den „Parfifal" gefchrieben
worden! Über die Dichtung über die Mufih über beider Verhältnis zu-
einander; über den Sagenkreist aus dem der Meifter feinen Stoff ge-
formt; was er benutzt- was er aus Eigenem hinzugetan - und fo fort
bis zu technifchen Fragen der Infzenierung- der Inftrumentation oder
den Aufgabent die dem Künftler bei der Darftellung der einzelnen Charak-
tere geftellt find. Der hier zum Abdruck gelangende Vor-tragt der fiä)
an ein allgemeines Publikum wendete- entfprang nicht der Abfichtt Dinge
zu wiederholen, die man in Büchern und Abhandlungen lefen kann. Er
feßt den Inhalt des Werkes als hinlänglich bekannt voraus und follte
weder feine Entftehungsgefchichte erzählen- noch etwa die Mufik „analy-_
ficken" und nach den Leitmotiven und ihrer Verwendung forfchen. Wer
fich dafür interefiiert, für den ift es ja leicht7 feinen Wiffensdurft aus
taufend Quellen zu fättigen. Iä) wollte meinen Zuhörern lediglich
einige perfönliche Anfichten unterbreitenf Gedankenf wie fie mir in ver-
trauter Befchäftigung mit dem Werke und bei feinem Erleben auf der
Bühne gekommen find.
„Parfifal" nimmt in der dramatifchen Literatur-f nicht nur Richard
Wagners, eine Ausnahmeftellung ein. Um feiner ethifehen Motivet feiner
Stimmung und Tendenz willent nicht wegen feiner außergewöhnlichen
Erifienzbedingungen. Es ift ja über den „Parfifal" bekanntlich ein
Monopol verhängt, infolge einer leßtwilligen Verfügung des Meifiers,
nach der das Werk ausfchließlich den Aufführungen der Bayreuther
Bühne vorbehalten bleiben foll. Während man fonfi den Erfolg und
die Bedeutung einer Kunftfchöpfung in ihrer Verbreitung zu fehen pflegt
und ihr möglichfi viele Tore zu öffnen, möglichft viele Stätten zu er-
obern fuchn wurde der „Parfifal" wie der Gral felber auf eine Art
Schußburg verwiefen. Wer ihr das Heiligtum entwenden und -- wie
es in .Holland und New York gefchehen - es der Menge fpenden

wollte. fähe fich als Gralfchänder betrachtet. und fchon jest zittern die
eingefchworenen ,.Wagnerianer" vor dem Jahre. in dem Wagners
Dramen frei werden. und wo dann mit ihnen auch der ..Parfifal" der
Willkür profaner Operntheater ausgeliefert werden könnte. Solchen
überängfilichen Monopolbeftrebungen fehlt jedoch die rechte Begründung.
Es läßt fich nicht leugnen. daß diefe Schuhwehr der Anziehungs-
kraft des Werkes zu Hilfe gekommen ift. daß fie es mit einem Nimbus
eigner Art umgeben hat. Wer aber näher zufieht. follte doch merken-
daß es folcher Hilfe gar nicht bedarf. ..Parfifal" kann der Opernbühne
nicht verfallen. weil ihn die Opernbühne gar nicht brauchen kann; er
kann nicht das Schickfal anderer Dramen teilen. einfach. weil er kein
Drama im gewöhnlichen Sinne ift. Ein ..Bühnenweihfeftfpiel" hat ihn
Wagner zum Unterfchiede von feinen anderen Fefifpielen genannt und
hat damit den Kern getroffen. Will man den ..Parfifal" für die Bühne
gelten lafien. fo kann man ihn nur als ein religiöfes Werk auffaffen.
In den Myfterien und geiftlichen Spielen des Mittelalters hat er feine
Vorläufer und ift aus demfelben Bedürfnis entftanden. aus dem ein
Rnbinfiein feine biblifchen Hifiorien fchrieb und damit künftlerifch frei-
lich nicht ausgereiften Träumen nachhing. Menfchliche Leidenfchaft und
die finnliche Gebärde des weltlichen Orchefters reden zwar ihre Sprache
hinein - aber in Dichtung wie Mufik ift es doch. zwar nicht das Kirch-
lich-Dogmatifche. aber das im weiteren Sinne Religiöfe. fagen wir
Ethifche. das das Wefentliche und Entfcheidende. die Tendenz. den
Stimmungsgehalt ausmacht.
Gleich das Vorfpiel läßt darüber keinen Zweifel. Die inftrumen-
taken Einleitungen zu Wagners Dramen find gleichfam künftlerifche De-
vifen: fie geben immer das Wefentliäje des Inhaltes in verkürzter Form.
Ie freier fich Wagners Genie entfaltete. um fo bewußter führte er den
von Beethoven in feiner Leonoren-Ouvertüre und von Weber zuerft auf-
gegriffenen Gedanken weiter; um fo prägnanter geftaltete fich diefe Art
der Inhaltsangabe. und um fo fichrer wurde die mnfikalifche Form des
Vorfpiels durch den leitenden poetifchen Gedanken beftimrnt. Jm ..Flie-
genden Holländer" und ..Tannhäufer" bedient fich Wagner noch der über-
lieferten Ouvertürenform und ift dadurch genötigt. die gegenfäßlichen
Ideen. die zum Konflikt der Handlung drängen - im „Holländer" die
Sehnfucht der Unraft und die Erlöferkraft der Treue. im ..Tannhäufer"
die Begriffe der irdifchen und himmlifchen Liebe - mit allerhand Bei-
werk zu umranken. Vom ..Lehengrin" ab fcbaltet er frei,

Leopold Schmidt: _ „Parfifal"
Betrachten wir einmal die Struktur des Vorfpiels für „Parfifal‟
in ihrer Beziehung zum Inhalt der Dichtung. Drei Akte führt uns
der „Parfifal" vote und dreiteilig ift auch das Vorfpiel. Himmlifches
Leiden- von irdifcher Bekümmernis unterbrochen. durchtönt es. gleich
wie zwifchen die beiden Gralsakte fich die Klingsor-Epifode fchiebt.
Der er|e und leßte Akt fpielt im Bereich der Burg- wo das Symbol
heiliger Handlungen in die Erfcheinung tritt. wo die Prüfung des Helden
und feine Aufnahme als Hüter des Grals fich vollzieht. Dazwifchen
liegen die Szenen- die uns in der Trugwelt feindlicher Geifier Zeuge
fündiger Leidenfchaft und mit dem Fluch der Schuld behafteten Men-
fchentums werden laffen. Dem entfpricht alfo fchon die äußerliche Ge-
ftalt des Vorfpiels.
Der am weiteften ausgefponnene Teil ift der erfte. Er maäyt uns
mit den Hauptgedanken der Tondichtung bekanntf indem er das Symbol
des Grals mit drei Motiven eindringlich an die Spiße ftellt, Wagner
hat die ganze Intenfität feiner Erfindungskraft an diefe drei Motive
gefeßt. Das erfte ift das Motiv des Leidens. Aus aller Stille erhebt
es fich- fieigt auf und fälltf um nach Wiederholung auf leife wiegenden
Akkorden eine Terz höher in Moll wiederzuerfcheinen. Ihm unterliegen
die Worte der beiden Einfeßungsformeln des Abendmahles: „Nehmet
hin meinen Leib" und „Nehmet hin mein Blut". So wird alfo von
vornherein die Bedeutung des Opfers dem .Hörer zum Bewußtfein ge-
bracht. Dem Leidensmotiv. das fo unfagbar mild und fchmerzlich klingt.
tritt das Gralsmotiv gegenüber. und diefem fchließt fich das fiegesbe-
wußte, durch feinen veränderten Rhythmus kenntliche Glaubensmotiv an,
das nun zu lichten Höhen fieigend in Sequenzen fortgeführt wird. In
dem Gralsthema hat übrigens Wagner mit Abficht an kirchliche Mufik
angekniipft: er hat eine Formel benutzt- die ihm aus der Liturgie der
Dresdener .Hofkirche in der Erinnerung war. Diefe drei Motive nun
bilden den erfien- Teil des Vorfpiels. Sie verfchwinden in einem dunklen
PaukenwirbelÄ dert wie Wolzogen einmal fagt, fich gleich einem Wolken-
vorhang vor das helle Himmelsbild rollt.
Im zweiten Teil wandeln fich die göttlichen Klänge in irdifche
Leidens- und Schmerzenslaute. Das ftöhnt und wehklagt und ringt fich
aus der Tiefe - aus dem Leid des Erlöfers ift das Leid der ganzen
Menfchheit gewordene das Leid jedes Einzelnenf der alltäglich am Leben
krankt- alltäglich aufs neue gekreuzigt wird. Aber an der Verheißung
hat auch er teil; diefe Hoffnung befänftigt das fchrille Weh, und ein

kurzer Schlußteil führt wieder mit dem Thema des Liebesmahles in die verklärte Region der gläubigen Gralsritterfchaft.
Sind wir uns fchon nach diefer Einleitung bewußt. welch tiefen Gedanken der Dichterk'omponift in fzenifchen Bildern zur Darftellung bringen wollte. fo fragt fich nun: wie hat Wagner als Künftler diefen feiner Natur nach religiöfen Stoff aufgefaßt? d. h. welche Beziehungen hat er zwifchen der Heilslehre und den Ausdrucksmitteln feiner Kunft her-gefiellt. und in welcher Abficht hat er gerade diefen Stoff gewählt?
Da möchte ich nun einer Meinung entgegentreten. die man feit dem Erfcheinen der Dichtung oft genug hat ausfprechen hören.
Man hat nämliäf gefagt. Wagner habe in diefem Alterswerk eine Sinnesänderung vollzogen. er. der einftige Revolutionär. der nicht nur gegen Staat und Gefellfchaft. fondern auch gegen das Pfaffentum ge-kämpft hatte. fei mit dem ..Parfifal" reumütig in den Schoß der Kirche zurückgekehrt. Nichts fcheint mir falfcher. als eine folche Auffaffung.
Ich glaube. daß Wagner auch hier lediglich als Künftler gehandelt hat. Mag der Menfeh in ihm mit dem fortfchreitenden Alter. wie es ja natiir-lich ift. nach einem Ausgleich der Gegenfäße Verlangen getragen. mag er über manches milder und anders gedacht haben als in feiner Jugend und feinem Mannesalter: auf fein Schaffen konnten folche Wand-lungen höchfiens von mittelbarem Einfluß fein.
Vergegenwärtigen wir uns nur. was Wagner eigentlich wollte.
Was ihn bewegte und zum Schaffen trieb. war doch nichts anderes. als was von jeher alle ernfie und wahrhaft große Kunft hervorgebracht hat: die Sehnfucht nach einer Offenbarung. nach der das menfchliche Glü>sbedürfnis nun einmal zu feiner Befriedigung verlangt.
Die Vorftellung des erfehnten Glücles kann fehr verfchiedene Formen annehmen. Im ..Rienzi" ift es noch das Ideal politifcher Freiheit. das Wagner vorfchwebt; hier feßt er fich noch mit den äußeren Verhältniffen auseinander. Jn den fpäteren Werken verlegt er dann den Kampf ums Glück ins rein Perfönliche. und immer mehr erfcheint feine Kunft ver-innerlicht. Mit dem „Holländer" beginnt jene Reihe von Dramen. in denen die Weibesliebe in den verfchiedenfien Formen die entfcheidende Rolle fpielt. Die Idee der Erlöfung tauäft aufz der Erlöfung zunächft durch unbedingte Treue. durch Selbf'tflucht. durch Selbftvergeffen und völliges Aufgehen in dem anderen. das Opfer zu bringen bereit ifi. Sogar in den ..Meifierfingern". in denen ja eigentlich die Gegeniiberfiellung

von alter und neuer Kunft den Inhalt bildet. hat Wagner bezeichnender-
weife die Liebe zum Weibe als den Impuls jedes fi-egreichen künftlerifchen
Safaffens hingeftellt. Daß der ..Triftan“ das Liebesdrama an fich ift.
braucht nicht erft dargelegt zu werden.
Etwas verworren erfeheint in diefer Beziehung die Tendenz der
„Nibelungen“. Hier beruht die Erlöfung in dem Untergang einer
mvrfchen. überlebten Weltanfchauung. die dem Neuen. Lebenskräftigen
Plan machen muß. Aber auch hier ift es am Schluffe das Weib. Brun-
hilde. das aus einer zu göttlichem Gefühl erweiterten Liebesempfindung
heraus das Naturnotwendige erkennt und zur Trägerin des Erlöfungs-
gedankens wird.
Reich war der Kreis der Probleme. die Wagner fo fich geftellt und
in dem einen und gleich bleibendem Sinne gelöft hatte. Eine Formel.
fozufagen. fehlte ihm noch, Warum follte er nicht auch fie zur Ein-
kleidung deffen benuhen. was ihn fein Leben lang bewegt. fein ganzes
Denken und Fühlen ausgefüllt hatte? Auch der Grundgedanke der
chriftlichen Religion. wie der Religionen aller Zeiten und
Völker. ja. wie jedes ethifchen Syftems der Philofophen. ift die Vor-
ftellung von der Erlöfungskraft der Liebe. Diefe Idee ift aber nirgend
reiner verkörpert. fie tritt uns nirgend in erhabenerem Gewande ent-
gegen. als in der Lehre deffen. der fein Blut für die Menfchheit vergoffen.
Gleichviel alfo. wie Wagner früher und fpäter perfönlich zu diefer
Lehre ftand: als Künßler mußte fie gerade ihm den höchften Stoff be-
deuten. den würdigften. der fich am Ende eines tatenreichen Lebens feiner
Kunft zur Darftellung bot.
Auch durfte ihn. den Künftler. der fo ernft dachte und es in jedem
Falle mit feinen Aufgaben heilig nahm. die Furcht vor Profanation
nicht fchrecken. Man hat dergleichen im ..Parfifal" erblicken wollen.
Gewiß mit Unrecht. Im befonderen hat man Anftoß genommen an der
Darfiellung des Liebesmahles und der Fußwafchung. Darauf ift zu er-
widern. daß ja nicht diefe heiligen Akte felbft auf der Bühne erfcheinen;
daß fie hier nur fymbolifche Verwendung finden. wie jede künftlerifche
Darftellung ja nur ein Symbol ift. Es ift nicht einzufehen. weshalb
man fie innerhalb einer ernften Handlung nicht ebenfo gut dulden follte.
wie wir Gemälde. die fie darfiellen. in unferen profanen Bildergalerien
und nicht nur in Kir-hen dulden. Sie werden auch nicht dadurch pro-
faniert. daß fie mit Weltlichem zu einem Ganzen verbunden find. Der

„Parfifal"
Leopold Schmidt
Gegenüberfiellung der fündigen Welt auf der einem der reinen Glaubens-
fphäre auf der andern Seite konnte Wagner nicht entratent da alle Kunft
auf Gegenfäßen beruht. Eines beleuchtet und charakterifiert das andere-
und erft durch die Verfuchung wird „Parfifal" reif für die Erkenntnis
und fiir die Ausübung feines hohen Erlöferamtes. Schon in der Legende
finden wir Religiöfes mit Weltlichem vermifcht.
Den Mufiker aber rettete das Eindringen des Sinnlich-Dämonifchen
vor Monotonie und allzu einfeitigem Verweilen in weihevollen Stim-
mungen. Es vermehrte feine Regifker und machte feine Farbenpalette
reicher. Man wird nun nicht behaupten könnenf daß Wagner in den
Partien des Parfifalf die von menfchlichen Leidenfchaften und äußeren
Gefchehniffen handelnx fein Stärkftes gegeben habe. Wir wollen uns
ruhig eingefiehenf daß er uns in anderen Werken höher fieht undf wo
er das Gleiche angeftrebtx fchon glücklicher und fruchtbarer gewefen ift
als hier. Immerhin enthält auch der zweite Akt Meifterftiicke mufika-
lifcher Zeichnung. Als Beifpiel mag der Chor der Blumenmädchen
geltenx jener anmutigen Naturgeifterf die Wagner als Vertreterinnen
des finnlichen Prinzipes alten Sagen entlehnt hat. Das Stück bildet
den ftärkften Stimmungsgegenfaß zu den Gralsfzenen; in ihm kommt auch
das weibliche Element der fonft auf das männliche gerichteten Ausdrucks-
weife gegeniiber zu feinem mufikalifchen Rechte.
Wagner hat alle Beftandteile feines Stoffesf auch diex welche er
in Klingsors Zaubergarten verwenden in alten Überlieferungen vor-
gefunden. Von der frühefien uns bekannten Faffnng des Petit St. Gral
im 12. Jahrhundert über Ehre-nen de Troiyes bis zu Wolfram von
Efchenbach- dem deutfehen Sänger des „Parzival'J hatte fich die Sage
vom Gralsbefreier und der Tafelrunde des König Artust die
fie wie die Titurel- und Amfortasfage frühzeitig mit chriftlich-religiöfen
Vorfkellungen durchfeßtef allmählich zu einem gefchloffenen Ganzen ent-
wickelt. Wie Wagner die verfchiedenen Befkandteile benußtef vertiefte-
auf neue Art kombiniertef und wie er es vermochtß fie in die Emp-
findungswelt des modernen Menfchen zu rücken - das war fo gut wie
beim „Ring" und den friiheren Bearbeitungen von Sagenftoffen das
Geheimnis feines Genies. Wieder hatte er einen Stoff erkanntt deffen
Bewältigung in unferer Zeit eben nur noch dem Mufiker möglich war.
Schon in jungen Jahren hatte fich Wagner rnit der Sagenwelt be-
fchäftigt. Im „Lohengrin" war bereits die Sage vom Gral geftreift;
im „Sängerkrieg auf Wartburg" wollte er urfpriingliäf den mächtigen

Zauberer Klingsor aus Ungerland auftreten laffen. Reichlich ein Drittel
feines Lebens hat er fiel» bewußt und unbewußt. mit dem Stoffe des
„Parfifal" getragen. Aber zwifchen dem erften Entwurf vom Jahre
18487 der bald nach dem des „Lohengrin" und der „Meifierfinger" ent-
ftandt und der Vollendung des Gedichtes im Jahre 1877 hatte der
Meiftee mancherlei innere Wandlungen durchgemacht. Erft wollte fich
der Stoff zu einem „Jefus von Nazareth‟ geftaltenz dann trug fich
Wagnerz der mittlerweile durch Schopenhauer zum Buddhismus geführt
war- mit dem Plant ein buddhiftifches Drama „Die Sieger" zu fchreiben.
In beiden Werken waren fchon Jdeenkeime enthaltent die wir dann im
„Parfifal" voll entwi>elt finden. Der Anftoß zur endlichen Geftaltung
kam dem Meifier infolge eines inneren Erlebnifiest das fich zu lieblich
anhörh als daß ich es hier übergehen könnte.
Am Karfreitag des Jahres 1857f fo erzählt Wolzogent ftand Wagner
auf dem Altan feines Haufes in Zürich und blickte in einen herrlichen
Frühlingsmorgen hinaus. Ein hehrer Friede war über die Landfchaft
ausgegoffen. Da tauchte in Wagner eine alte Erinnerung auf : „Du
follft nicht Waffen tragen an dem Tagez da der Herr am Kreuze fiarb."
Die Bedeutung des Opfertodes Ehrifti wurde ihm klarf und er entwarf
den „Parfifal‟. Die Natur hatte alfo zu ihm gefprochent und in feinem
Griffe entftand die Szene. die wir heut als „Karfreitagszauber“ kennen.
In ihr tritt Wagner der finfteren kirchlichen Auffaffnng entgegen und
preifi den Tag. an dem folch Liebeswunder gefchehent als einen Freuden-
tag aller Kreatur-ent ja felbft der Blumen auf Wald- und Wiefenflur.
Für mich ift diefe lyrifche Epifode das Jnnigfte und Schönfie, was
Wagner überhaupt gefchrieben hat. Und diefes Stück mag uns auch
einen Begriff von dem wahrent innerfien Jdeengehalt des „Parfifal"
geben. So wie hier das Evangelium der Güte gepredigt wird. kann
fich wohl kein Empfänglicher ihm verfchließen. Es folgt die Taufe durch
Gurnemanz- bei der die bedeutfamen Worte fallen: „So weiche jeder
Schuld Bekümmernis von dir.“ Diefe Worte enthalten, recht betrachtet>
das ganze Bekenntnis Wagners. Er hat fie auch mufikalifch ausge-
zeichnet. „Schuld" ift ihm etwas„ das den Menfchen nicht zu vernichten
braucht. Sie kann geführt- vergeben werden. Bedingung aber ifi die
Bekümmernis. Klingsor. der Unbekehrbare. verfällt der Vernichtung;
Kundry wie Parfifal felbf'c find ob ihrer Schuld bekümmert. Der fym-
bolifche Akt der Taufe nimmt die Bekümmernis von ihnen: die Erlöfung
kann in Kraft treten.

„Parfifal“ Leopold Schmidt
Ich komme nun zu der Verheißung. in die Wagner feine Offen-
barung der Heilslehre niedergelegt hat. Wodurch ift Parfifal ins reine
über fich gekommen? Was gibt ihm die Macht. die Wunden anderer zu
fchließen. Leidende zu erlöfen. Sündige zu entführen? Wagner antwortet:
durch M i t l e i d. Das war das letzte Wort. das er nach lebenslangem
Sinnen über Menfchenart und Menfchenfchickfal fand. das war die Thefe.
in der er Kunft und Religion zufammenfaßte. -- Durch Mitleid. weil
Mitleid wiffend macht.
Parfifal kommt aller Dinge unkundig in den Bereich der Grals-
burg. als Amfortas der Sünde fchon verfallen ift. Der heilige Speer.
der dura) des Königs eigenes Verfäjulden in die Hände des Glaubens-
feindes geraten. hat ihm die Wunde beigebracht. von der er nicht ge-
nefen. an der er aber auch nicht verbluten kann. Parfifal fieht feine
Qualen. aber er tut nicht die Frage. die man von ihm erwartet. die nach
den Befiimmungen des Grals ein Nichtwiffender. der ..reine Tor“
(arabifch; lknl pal-ai) ftellen muß. um dem König Rettung zu bringen.
Parfifal fchweigt; er weiß es nicht beffer. er geht mitleidlos von dannen.
wie er den heiligen Schwan getötet hat. ahnungslos. daß er ein Unreäjt
begehe. Noch ift er der Vertreter der kalten. lieblofen Welt. der unzer-
brochene Naturmenfch. der nur an fich denkt.
Da nahen fich ihm Schuld und Sünde in der Geftalt der Ver-
führerin Kundry. In ihrer Umarmung fühlt er die Verkettung jener
Määjte. die nach Goethe den Armen ins Leben ftoßen. um ihn dann der
Pein zu überlaffen. Er fieht fein eigenes Unrecht; aber auch das Leiden
Kundrys. das Leiden des Amfortas. der ganzen Menfchheit. des Erlöfers.
der fich geopfert. fieht plötzlich vor feiner Seele. Das Mitleid macht
ihn wifiend. und nach langem Irren und Wandern darf er der Grals-
burg zufchreiten. die Wunde heilen mit dem Speer. die fie gefchlagen. und
an Amfortas! Stelle die Krone tragen.
Wenn nicht fchon aus der Mufik Wagners. der wir es freilich nicht
nachweifen können. fo ginge es doch aus der Dichtung hervor. daß es dem
Meifier nicht um die Dramatifierung kirchlicher Dogmen zu tun war.
Er hat den Stoff weiter. menfchlicher gefaßt.
Der Gral ift ihm die Ladung des glücksbedürftigen Menfchenherzens.
Alle Pracht der Sünde kann uns den Frieden der Reinheit und Selbft-
lofigkeit nicht erfeßen. Fern von der Gralsburg kommen wir nicht zur
Ruhe; die Wunde der Schuld fchließt fich nicht ohne werktätige. mit-
ll()

leidige Liebe. Die Natur felber nimmt an der Erkenntnis teilt die dem
Opfertod des Erlöfers innewohnt. Das find- kurz gefagh die Lehren des
„Parfifal". Sie gehen uns alle an; das gibt dem Werk feine künft-
lerifihe Bedeutung. Nach Wagners Anfchauung find wir alle Grafs-
fucher, alle- die wir irreny leiden und hoffen. In neuem Gewande alfoz
allerdings in dem erhabenfteni hat er uns noch einmal die ewig alte
Wahrheit gezeigt, hat in feinem letztem wie in allen andern Werken- nichts
anderes zum Ausdruck gebrachte als den bei ihm wie bei Bach- Beet-
hoven und allen auf das Ethifche gefiimmten großen Künftlern. die fich
nicht mit dem rein Artifiifehen begniigen konntenf beftändig wiederkehren-
den Erlöfungsgedanken.

Erich Felder:

Franz von Stuck.

Im hoheitsvollen Gleiäjmaß der Antike ifi er feit dem frühen. blen-
denden Sonnenaufgang feines Ruhmes vorwärts und bergauf ge-
fchritten. haftender Vordringlichkeit fo abhold. daß Kurzfichtige an feinem
Auffiieg zweifeln konnten. Die Kunftgelehrten find ja flink bereit. jedes
Säjöpfungswunder als Naturnotwendigkeit zu bewerten; und fo hat
man fich wie an Selbftverfiändliches längft gewöhnt. in dem verwirren-
den Zimmerfeuerwerk der großen Münchner Sezeffionsausftellungen die
neuen Stuckfchen Werke im ruhigen ftarken Feuer echter Juwelen er-
firahlen zu fehen. über deren Vollwertigkeit man frhier vergißt den wach-
fenden Feingehalt zu prüfen. Unter Hunderten find fie kenntlich an der
fanften Gewalt ihrer bündig entfchloffenen Linienführung. der vollblütigen
Kerngefundheit. der adeligen Raffe ihrer Farbe. die bei aller ftofflicher
Wahrheit an die keufche Schneepracht des Marmors wie an fonore Erz-
töne fo eindrucksvoll zu erinnern weiß.

Für das allgemeine Urteil des Auslandes ifi der Name Stuck viel-
fach gleichbedeutend mit der modernen Münchner Kunfi. die fich in feiner
Perfönlichkeit in reichfter Potenz verkörpert. und eine überficht des
Schaffens diefes populärften Münchner Künftlers ift zum mindeften
fymptomatifch für Niedergang oder Auffchwung des Zentrums deutfcher
Malerei. Eine folch weite Ausfchau. die den Freunden und Gegnern
Stuckfcher Kunfk noch kaum gegönnt war. wird in diefem Sommer durch
die - wie jedes zweite Iahr periodifch wiederkehrende - internationale
Venediger Ausftellung ermöglicht werden. in welcher Stuck* mehrere nach
Entwürfen des Meifters mit vornehmer Einfachheit ausgef'tattete Sonder-
fäle eingeräumt worden find. Solch ftolze Ifolierung ift ja für die volle
Wirkung des Werkes eigentlich unerläßliche Bedingung. die aber bei der
Befchaffenheit des heutigen Kunf'tmarktes naturgemäß nur wenigen
Auserwählten gewährt werden kann. In Venedig teilt Stuck diefe
Ehrung nur mit Besnard. Kroyer und Zorn. - Der Münchner Meifter
ift den venezianifchen Kunftfreunden längf't kein Fremder; und wo könnte
feine frohe Botfchaft von der Wiedergeburt klaffifcher Formenpraäft

fiärkeren Widerhall finden als im Banne der träumerifchen. fchaum-
geborenen Meeresbraut. aus deren fteinernen Zügen die ewig junge
Schönheit unvergänglicher Jahrhunderte grüßt?
Den Münchnern hat eine nur wenige Tage währende Ausftellung
der für Venedig beftimmten Bilder einmal eindringlich vor Augen ge-
führt. was fie an ihrem Stuck befißen. Bei allem fchuldigen Refpekt
mochten fie fich angeheimelt fühlen durch den leifen Anklang heimifchen
Dialektes. der diefen attifchen Schönheiten anhaftet; er wirkt nicht ftil-
los. ift doch Jfarathen. die von Lebenskunft und Kunfileben erfüllte
Propyläenftadt. die Eingangspforte Italiens. mit hellenifchen Ein-
flüffen vielfach durchfeßt. Die Stuckfchen Nymphen find blonde Baju-
varinnen? Wohlan. mit gleichem Rechte darf man die fubalpine Flora
der Münchner Frauen und Mädchen mit homerifchen Attributen
fchmücken! Sobald von Stuck die Rede ift. gerät man unwillkürlich in
die fagenumfponnenen Haine der alten Griechengötter. und doch ift
feinen Werken vieles Andere gemeinfamer als die Wahl des gegenftänd-
lichen Motivs. Gemeinfam ift ihnen die unwiderlegliche. unanfechtbare
Wahrheit. die ebenfo das Grundgefeß diefer phantaftifchen Fabelwelt ift.
wie fie die verläßliche Bafis der in ihrer ftreng abgemeffenen Anordnung
fo dekorativ wirkenden Bildniffe darftellt. Stuck ift keiner der einfeitigen
Spezialiften. denen die Körper nichts als farbige Flächen oder geometri-
fche Figuren oder willkürliche Spielräume impreffioniftifcher Lichtreflere
bedeuten. fie haben ihre drei Dimenfionen -- nicht eine weniger oder
mehr - er kennt ihre Struktur und hat fie als Plaftiker in der geftraff-
ten Gefialt der kampfbereiten Amazone oder in dem gewaltigen menfch-
lichen Hebewerk des kugelftemmenden Athleten prometheifch nachzufchaffen
gewußt. Und diefes anatomifche Verftändnis des menfchliäzen
Körperbaues ift auch eine kennzeichnende Eigenfchaft feiner Meifier-
fchüler. mögen fie fonft - wie etwa der geniale Willi Geiger -- ihre
Eigenwüchfigkeit noch fo unverfehrt bewahrt haben. was ja als untrüg-
liches Symptom einer freifinnig fortfäjrittlichen Schulung gelten darf.
Am überzeugendfien vielleicht manifeftiert fich das ftreng »folide
Können Franz von Stucks in feinen klaffifchen Zeichnungen. deren un-
fehlbare Sicherheit gleichfam den Schlüffel zum Verftändnis feiner for-
malen Meifierfchaft liefert. Wir find in der Lage. einige bisher
noch nicht veröffentlichte Belege hierfür zu bringen. die das
höchfie Intereffe der Künftler und Kunftfreunde erwecken dürften.
Malerei-Zeichnung*Plaftik - dekorative Kunft - mit diefen weit-

gefieckten Grenzbezeichnungen ift die Vielfeitigkeit des univerfellften Münch-
ner Meifters noch nicht erfchöpft. Der fireng logifche Aufbau wie die
weife Raumverteilung feiner Werke erinnert darant daß Stuck' auch der
Schöpfer feiner Villa ohnegleichen iftf und diefer a r ch ite kt o n i f ch e
Zugf der fich auch in der fchmuckreichen Umrahmung feiner Bilder kund-
zugeben liebtf ift ein charakteriftifches Merkmal feiner anf dem goldenen
Boden des Handwerks fußenden Höhenkunfi.
Von älteren Gemälden bringt die Venediger Ausftellung den
„KriegT die Pefier „Sphinx-"7 die monumentale „Kreuzigung" aus der
Stuttgarter Galeriet dann die dramatifche Vertreibung aus dem Para-
diefe mit dem fchwarzbefchwingtent fchwertbewehrten Eherub vor der
Edenpforte- aus welcher düfter dämmernde Strahlen fpärlich hervor-
zuckeny gleich verwitternden Erinnerungen das gefallene Menfchenpaar
verfolgend. Zu den religiöfen Bildern aus der fpäteren Epoche zählt
der im Felfengrabe ruhende „EhriftusK deffen brandigroter Heiligen-
fchein ob dem fahlen Haupte mit der Dornenkrone zu Füßen beziehungs-
reich kontraftiert. Die blühenden Rofen in dem glafigen Grün der
Steingruft geben in ihrem farbigen Gegenfpiel mit dem blauen Grund
der goldenen Jnfchrift einen feftlirhen Akkordf in dem die Auferf'tehung
mit rein künftlerifchen Mitteln angedeutet iftp fo wie etwa der mufikalifche
Pomp im Trauermarfche der „Götterdämmerung" das Motiv der Welt-
erlöfung vorbereitet.
Am königlichfien beherrfäft der Künftler nach wie vor das Gebiet
der Mythologie- und er weiß in den Schöpfungen der lebten Periode mit
gefieigerter Knappheit der Ausdrucksmittel das Wefentliche zu betonenz
die „Medufa" packt durch ihre grauenvolle Echtheit ftärker als das große
Erinnyenbildt das für meine Empfindung einigermaßen gewaltfam wirkt,
Durch den kleinen Maßi'tab erfäfeint der Erdenreft folcher Entfeßens-
fzenen getilgtf und es bleibt der befreiende Haupteindruä eines ko l o -
rifiif chen Erlebniffes haften. So liebt ja auch Albert von Kellers
-- mehr in den Nerven wurzelnde - Kunft pathologifche Vorgänge auf
die malerifche Effenz zu befchränken.
Unter den Halbgöttern und Waldmädchen, den Faunen und Mä-
naden begrüßen wir manche vertraute Erfcheinung- wie die drei helleni*
fchen Baikfifchep die einen gefälligen Zentauren mit echt weiblicher
Schlauheit als feuriges Reitpferd ausnüßen.
Auf den Bildern des letzten Jahres prangt die Stuckfche, Farben-
pracht in arkadifcher Heiterkeit; ein tiefesf vollfaftiges Blauf das an

den firahlenden Himmel des Südens mahnt. ift mit dem gefättigten Rot
der Mohnblüte. dem Alabafier üppiger Frauenleiber zu raufchenden
Feierklängen verbunden. Zur hinreißenden Farbenorgie werden diefe
jubelnden Akkorde bei dem übermütigen ,.Frühlingszug“ nektartrunkener.
blumengefchmückter Griechenpaare. hinter deffen Lenzlandfchaft die Ferne
veilchenblau verdämmert. während der leichtumwölkte hohe Horizont die
Blicke des Befchauers weitet und erhebt. Man vergleiche diefes Bild
mit dem früheren ..Bacchantenzug". oder die ..Spielenden Faune" mit
dem kürzlich komponierten ..Scherzo". oder man fielle etwa die ..Verwun-
dete Amazone" neben ,.Perfeus und Andromeda“ vom Jahre 1909.
diefes im Feuer edelften Metalles funkelnde Glanzftück' der Ausftellung.
und man wird fehen. daß die der Zeit nach ..jüngfien‟ Werke auch am
jugendlichfien wirken. daß fie an Frifche und Unmittelbarkeit des farbi-
gen Ausdruckes ihre vielbewunderten Vorgänger oft überbieten1).
Immer fieghafter tritt bei allem raffinierten Können jener naturwjichfige.
ungefucht primitive Zug zutage. den fchon R. Muther in feiner Gefchichte
der-Malerei hervorgehoben hat. und dura) den Stuck gerade in der neuefien
Ära fo modern erfcheint. Fürwahr. wer in der Vollreife feines Schaffens
über folchen (iberfchuß an Kraft und Temperament gebietet. der zählt in
der tieffien Bedeutung des Wortes zu den ..Werdenden“ . . . .
Als Porträtift ifi Stuck verfchiedenartig beurteilt worden; über den
dekorativen Effekt. den erlefenen Gefchmack feiner Bildniffe find fich wohl
die Kunfigenießer einig. aber in dem vor mehreren Jahren entftandenen
großen Bilde beifpielsweife. das ihn felbft feine Gemahlin porträtierend
darftellte. fchien die Einheit der Kompofition doch nicht fo reftlos er-
reicht. wie man es fonft bei Stuck gewohnt ift. Das Problem hat ihn
nicht ruhen laffen; auf einem neuen Familienbilde fteht er in modernem
grauen Anzug. die Palette in der Hand. zur Rechten. und neben feiner
Gattin. deren impofante Schönheit in reichem Schmuck wie ein kunftvoll
gefaßter Edelftein erfirahlt. malt er diesmal auch das Töchterchen Mary
in dem ..Velasquez-Kofiüm‟. das die junge Dame in der letzten Sommer-
fezeffionsausfiellung trug. Sie bildet das Bindeglied zwifchen den beiden
anderen Figuren. deren Entfernung von einander bei der erfien Verfion
die Aufmerkfamkeit einigermaßen zerfplittert hatte. und nun ifi die

l) Ein vorausfichtlich noch im Laufe diefes Jahres bei Hanffiaengl
erfcheinendes Prachtwerk. auf das jetzt fchon hingewiefen fei. wird ja
weiteren Kreifen Gelegenheit bieten. die leßten Kompofitionen des
Meifiers zum erften Male in Reproduktionen zu würdigen.

fchwierige Aufgabe mit einer Virtufiotät gelöft. die völlig felbfiverftändlich
wirkt. wie jede große Kunfi.
Außer dem Bildnis des Prinzregenten in ganzer Figur begrüßen
wir unter den älteren Porträts den geifivoll aufgefaßten Kopf des Ge-
neralmufikdirektors Levi mit dem halbdunklen TheaterraUm als Hinter-
grund. deffen diskret angedeutete Lichter in ihrem rhythmifch wiederholten
Dreiklang ein fo eigenartiges tonmalerifches Leitmotiv ergeben.
Immer neue Zeugen einer fchier unerhörten Vielfeitigkeit erfiehen
unter den Arbeiten der mit zielbewußter Hand zufammengefkellten
Sammlung: der fchummerige ..Abend am Weiher“ mit den weich zer-
fließenden Konturen. dann ..Pips". der wackere Terrier. deffen prächtig
modellierter „Akt" fich auf den weißen Stuck-Säulen feiner Vorderbeine
gar martialifch aufbaut. fo klein er aua) vor dem weiten Hintergrund
erfcheint; der ornamentale. effektvoll umrahmte „Pan“ auf Goldgrund.
zu dem die Kunfigewerbler beten mögen. und die liebreizend-trauliche
..Glühwürmchen“-Jdylle. die manches Dichters Höhendrang beflügelt
hat.
Wenngleich diefes ganze außerordentliche. der gewaltigen Triebkraft
einer fchöpferifchen Künfilerfeele entfprießende Lebenswerk ebenfogut
Selbftzweck ift wie eine wundervolle Naturerfcheinung. fo birgt die feltene
Verfchmelzung von überwindendemKönnen und unerfchöpflicherPhantafie
doch eine denkwürdige Lehre. Das jauchzende Epos der rofenurnkränzten
Griechengötter kündet: Nicht in der ausgeklügelten Schablone erfindungs-
armer Grübler liegt das Heil der Kunft. Aber die neuerftandenen
Olympier find keine blutleeren *Hirngefpinfie eines malenden Poeten. ihre
Unfterblichkeit ift W a h rh e i t. und weil fie wahr find. leben und wirken
fie. Es herrfäjt ein ewiges Gefeß im Reich des Schönen: die Identität
des Inhalts und der Form. Auf diefem granitenen Fundamente beruht
die unerfchütterliche Größe unferes Meifters Franz von Stuck.

Auguft Strindberg:
Mittfommer.
Ein ernfihaftes Lufifpiel.
Aus dem fchwedifchen Manufkript überfeßt von Emil Schering.
Fortfeßung.
Fünftes Bild:
Vorm Tiergarten.
Die Tiergartenebene. fo zwarf daß man den Zirkus und darüber die Schanze
mit dem Glockenftuhl fieht. Rechts ein Zelt mit einem Cafe; Tifchef Stühle,
Ladentifch. Das Kafperletheater fieht mitten auf der Bühne, aber der Vorhang ift
herunter. Volksgruppen hier und dort.
Langbucht (der Fifcher) fiht unter dern Zelt bei einer Taffe Kaffee. Die
Frauen Anderffonf Sjöftrömf Lindgren treten einf fefilich gekleidet. feßen fich unter
das Zelt und befiellen Kaffee, der von Mia fewiert wird.
Frau Sjöfiröm:
Jap liebes Herzp es war nicht gefiernp daß ich nach dem Tiergarten kam,
Ich glaube wahrhaftig/ es find fünfundzwanzig Jahre her obgleich
ich nicht fo genau nachrechnen kann.
Frau Lindgren:
Eip Kreuzp ja„ es hat fich fo verändert . . .
Frau Sjöftröm:
Aber fiehp da ifi Polsrul» denn das kenne ich wieder,
Frau Anderffon:
Neinp das heißt Alhambra Frau Sjöfitöm:
Ohp tut es das? Aber da ift die Manegg denn die ift fich gleich geblieben.
Frau Lindgren:
Die heißt Zirkus
1:7

Frau Sjöftröm:
Zirkus! Wie wunderliche Namen fie für alles haben! Aber da oben
auf dem Berg. was ifi das fiir eine Kirche?
Frau Anderffon:
Weiß Frau Lindgren. was das für eine Kirche ifi?
Frau Lindgren:
Nein. das weiß ich nicht!
D e r F i f ch e r
(fchreit): Das ifi ein Glockenfiuhl. der Glockenfiuhl auf der Schanze.. . .
Frau Sjöftröm:
Ich bin nicht taub. mein Freundchen... Ift das eine Schanze? Eine
Feftung?
D e r F i f ch e r:
Nein. das ifi ja ..Die Schanze“. Hazelius' Schanze. das weiß ich. Hazelius.
das ifi der General , . .
Frau Sjöfiröm:
Der Herr braucht mich nicht über General Hazelius aufzuklären. denn
ich habe eine Schwefter. die bei ihm diente. und er ifi lange tot und
begraben!
D e r F i f ch e r:
Das ifi doch zu merkwürdig... daß ich mich fo irren kann....
Frau Lindgren
(ohne Bitterkeit): Ia. ich höre. daß wir alt find.. . und das if't uns über
den Kopf gewachfen! - Hier kommt Jugend. die uns Neues lehren
kann!
(Die beiden Schornfieinfegerjungeu kommen auf Rädern gefahren. zwifchen
den Tifchen bis an den Ladentifch kreuzend. Sie find frifch gewafchen und
fein gekleidet in Sportanzügen,)
Frau Lindgren:
Können die jungen Herren uns fagen. wer die Schanze dort oben ge-
baut hat?
D e r F i f ch e r
(fährt dazwifchen): Ifi es nicht der kleine Hazelius?
Erfier Schornfieinfegerjunge:
Ia. klein ifi er freilich. aber er hat das größte .haus in Stockholm gebaut.
D e r F i f ch e r:
Sieh. ich hatte doch recht!

Fran Lindgren:
Still Er. . . (Zum zweiten Schornfteinfegerjungen): Der General Hazelius
ift es doch nicht?
Zweiter Schornfteinfegerjunge:
Kennen die Frauen 01-. Hazelius nicht. fo ift es eine Schande!
Frau Lindgren:
Es ift keine Schande. alt zu fein. mein Grützkopf aber. was fehe ich.
was [ehe ich .. .
Erfier Schornfteinfegerjunge:
Die Schornfieinfegerjungen. was?
Frau Sjöfiröm:
Wahrhaftig. wahrhaftig!
Zweiter Schornfteinfegerjunge:
Ia. fo geht's! - Wir wollten auf Haffelbacken Mittag effen. aber alle
Kellner haben gefireikt.
Frau Anderffon:
Das habe ich mein Lebtag noch nicht gehört! Aber die Polizei. kann
man nicht nach der Polizei rufen!
Erfter Schornfieinfegeriunge:
Warum follte man das?
Fr an Lindgren:
Wenn Dienftboten nicht gehorchen wollen. fo muß man fireng gegen
fie fein Zweiter Schornfteinfegerjunge:
Ia. verfuchen Sie's nur! Übrigens haben die Kellner recht!
Frau Sjöfiröm:
Nein. hör' einer den Kleinen an!
Erfier Schornfieinfegerjunge:
Ia. gewiß haben fie recht. da fie nur wie Menfchen behandelt werden
wollen!
Frau Lindgren:
Mein Lebtag hätte ich nicht geglaubt. daß ich fo 'was erleben würde!
- Aber das find die guten Zeiten!
Frau Sjöfirörn:
Ia. das find die guten Zeiten! Denkt Euch. wenn die Mägde einmal
anfingen!
Frau Lindgren. Frau Anderffon:
Ia. denkt Euch!

D e r F i f ch e r:
Die haben bereits angefangen! und ich fage wie der junge Schornfiein-
feger hier: Sie haben recht!
Frau Sjöfiröm:
Er. der alte Mann. der am Rande des Grabes fieht. er
D e r F i f ch e r:
Ja. fehen Sie. Frau. das hat feine fehr einfache Urfache; und die ift:
meine Tochter dient! - Wiffen Sie. was es heißt. einer wunderlichen
Frau zu dienen? Entfchuldigen Sie. es war nicht meine Abficht. Sie
zu verletzen. aber wiffen Sie. was eine wunderliche Frau ifi?
Erfter Schornfieinfegerjunge:
Der Herr muß ein wenig verheiratet gewefen fein!
D e r F i f ch e r
(erhebt fich. wild): Ein wenig? Junger Mann. ich bin dreimal verhei-
ratet gewefen!
Zweiter Schornfieinfegerjunge:
War das angenehm?
D e r F i f ch e r
(bitter. hohnvoll. aber refigniert): Ob es angenehm war! - Laßt uns von
etwas anderm fprechen!
Frau Sjöftröm:
Ja. befonders mit der Jugend. denn ich finde. es ifi eine Schande von
einem alten Manne. dazufißen und fchlecht von der Ehe zu fprechen. ..
D e r F i f ch e r:
Habe ich? Habe ich was gefagt?
Frau Lindgren:
Still! Es ifi heute Mittfommerabend! Frau Sjöfiröm:
Ia. wir hatten es fafi vergeffen. und daß wir in den Tiergarten wollten!
Wollen wir bezahlen und gehen?
Frau Anderffon:
(erhebt fich): Ia. gern!
Frau Lindgren
(erhebt fich): Dann gehen wirl. . . (Zu Mia): Adieu. Fräulein Mia!
(Die Frauen fangen an zu gehen. nachdem Frau Sjöfiröm bezahlt hat. Schilffe
von der Schanze her.)
Frau Lindgren:
Was? Schießen fie da oben?

Frau Sjöfkröm:
Da fieht man doch. daß es eine Fefiung ift. wo fie fchießen! (Zum Fifcher.)
Er ift ein Schwindler!
(Die Frauen gehen.)
D e r G r a f
(kommt. feßt fich unter das Zelt).
(Die Schornfieinfegerjungen radeln davon.)
D e 7 G r a f
(zum Fifcher): Das ift Langbucht. glaube ich?
D e r F i f ch e r
(erhebt fich): Ia. Herr Graf!
D e r G r a f:
Seht Euch. feßt Euch! (Trocknet die Stirn mit dem Tafchentuch.) Es ifi
warm!
D e r F i f ch e r:
Ifi nötig fürs Heu. Herr Graf.
D e r G r a f:
Das ift wahr! Man wird fo gewohnt zu klagen. daß .an fchließlich
über das Gute klagt!
D e r J i f ch e r:
Mit Verlaub. fo ift es mit jedem von uns ein wenig!
D e r G r a f:
Nun. Langbucht. du bifi alt. und haft es dein Lebtag nicht gerade angenehm
gehabt. wie fieht das Leben aus. wenn man älter wird?
D e r F i f ch e r:
Ia. was foll ich fagen. . . es bleibt fich wohl gleich. aber man verliert
gleichfam die Erinnerung ein wenig...
D e r G r a f:
f* Verliert man die Erinnerung? Welches Glück!
D e r F i f ch e r:
Sehen Sie. ich kann nicht fagen. ob es die Augen oder die Ohren find.
die verfagen. denn wenn ich das Blatt lefe oder etwas erzählen höre.
fo wird es immer etwas verkehrt...
D e r G r a f:
So meinte is) es nicht. aber den Kummer. die Leiden. vergißt man
die auch?. ..

D e r F i f ch e r
(lächelt ein wenig): Mit denen muß man fich fchleppen... Das ift die
einzige Arß bei der ich die Beobachtung gemacht habe: wenn ich llage„
wird es immer fchlimmer.
D e r G r a f:
Ift es fo? Jft es fo? - Jap fo ift es! Man muß fich damit fchleppen!
und nicht klagen!
(Ein Drehorge[fpieler ift gekommenf mit Drehorge! und einem Bild auf der
Stange. Er ifi von einer Alten begleitet- die einen Stoß Lieder trägt. Die
Alte tritt an den Grafen heran und bietet aus.)
D e r G r a f
(mit Schar-dern- aber ohne die Lieder anzufehen): Neinx dankep meine Liebe!
D i e A l t e
(geht .um Fifcher): Kauf' Er ein Lied!
D e r F i f äh e r:
Wovon handelt es?
D i e Alte
(lieft vom Blatt): „Von dem entfeßlichen Mord in der Apfelbergfiraße-
wo ein hochwohlgeborener Graf. . .“
D e r G r a f
(erhebt fich und fällt nieder): Halt!
D e r F i f ch e r:
OhF Herr Goth was ifi das! (Eilt zum Grafen hin) Wie ifi es„ wie ifi es?
(Zur Alten) Geh„ geh„ geh Sie ihrer Wege! (Zu Mia) Helfen Sie mir;
ein Glas Waffer!
(Die Alte geht; Mia kommt mit Waffer.)
D e r G r a f
(erwacht aus der Ohnmacht).
D e r F i f ch e r
(geht zum Drehorgelfpieler und gibt ihm GeldX indem er ihn halblaut bewegtf
fich zu entfernen),
D e r G r a f
(feßt fich aufrecht; und fieht verwundert aus): Ich glaube- ich fie! in Ohn-
macht!
M ia:
Oh jax es ift fo warm heute!
D e r G r a f:
War nicht ein Fifcher hier?

D e r F i f ch e r
(der den Drehorgelfpieler entfernt hat. kommt zurück).
D e r G r a f:
Sieh. da ifk Langbucht! - War nicht noch jemand hier?
D e r F i f ch e r:
Hier find fo viel Leute wie am Sonntag in der Kirche. Aber der Herr
Graf wollten ja eine Drofchke haben? Fräulein. winken Sie eine
Drofchke her!
D e r G r a f:
Ja. fo war es! Daß man fich nach einer Ohnmacht an nichts erinnern
kann...
D e r F i f ch e r;
Jfi das nicht gut!
D e r G r a f:
Es wird einem fchwarz vor den Augen. und dann ift man weg! Ia. eine
Drofchke. ja! Nun bin ich ganz wohl. und der Kopf ift leichter als vorher!
Das ift wie nach einer Krankheit. wo man gefunder wird als vorher.
Leben Sie wohl. Fräulein; und Langbucht. wir treffen uns auf dem
Boot!
D e r F i f ch e r:
Es war doch ein Glück. daß die Gräfin-.Witwe nicht mit war!
D e r G r a f:
Ja. welches Glück z fie wäre in der Wärme gefiorben! Das war ein Glück!
D e r F i f ch e r:
Man hat zuweilen Glück!
D e r G r a f:
Ia zuweilen! (Geht.)
D e r F i f ch e r
(zu Mia): Jfk es nicht fchrecklich. unfchuldige Menfchen leiden zu fehen ?
M i a:
Das war alfo der Graf?
D e r F i f ch e r:
Das war der Sohn. ja. des Ermordeten. ..
Mia: -
.hat Langbucht bemerkt. daß fich alle Menfchen hier zu Lande kennen?
D e r Fi f ch e r:
."yat Mia das auch gemerkt. obwohl fie fo jung ifi!

M i a:
Muß es wohl! - Jch hatte eine Kameradin. die beim alten Grafen
diente. und die fagte zu mir. als die fchreckliche Gefchichte paffierte:
rühr an die Sache nicht; es ift für unfern Herrn Grund genug vorhanden.
zu firafen!
D e r F i f ch e r:
Sie fagte doch wohl nichts Böfes von dem Grafen hier; denn d e r ift
ein artiger Mann!
M i a:
Ja. das ift er. ich glaube es. aber - er ifi es nicht immer gewefen!
D e r F i f ch e r:
Hm! hm! - Denken Sie fich. Fräulein Mia. als ich heute morgen auf-
fiand und die Sonne fchien. da fand ich. die Erde fei fchöner als jeJ und
die Menfchen gleichfam artiger; da fah ich nach dem weißen Herrnhof
hinauf. wo zwei recht unglückliche Menfchen wohnen; und dann dachte
ich daran. wie unfchuldig fie leiden; und dann dachte ich*: warum kann
ich nicht Gutes von Gott glauben! - Wie jeßt das Fräulein von diefer
Sache mit dem Grafen fpricht. daß er nicht immer gut gewefen ift - da
finde ich. es ift ruhig zu leben. denn es gibt Gerechtigkeit! Das finde ich!
M i a:
Ich verfiehe. was Er meint; und bemerkte Er. wie der Graf ganz ruhig
wurde. als der Schlag ihn traf. ..
D e r F i f ch e r:
Akkurat. ja! ganz als ob er die Rechnung quittiert erhalten! volle Valuta
bekommen hätte! Jeßt fprechen wir von etwas anderm. denn da kommt
ein Bekannter. oder zwei fogar!
Mia:
Das glaube ich. denn der Steuermann ifi mein Vetter!
D e r F i f ch e r:
Ich glaube. alle Menfchen find auch verwandt hier zu Lande.
(Steuermann und Mafchinifi kommen).
Der Steuermann:
Guten Tag. Schwefter Mia! Hafi du etwas Feuchtes. hier ifi es fo trocken!
M i a:
Was willft du haben. Lars?
D e r M a f ch i n i ft
(plappernd. fchüchtern): Nur ein wenig Waffer. weiter nichts!

Ü
Der Steuermann:
Dann komm; heute abend wollen wir was Starkes haben.
Der Mafchinifi:
Ia- heute abend. wenn wir das Tagewerk getan haben... denn es ift nicht rechtp am Tage zu trinken.
M i a:
Was der Meifier für ein verftiindiger Mann ift!
D er Mafchi nift:
Ia/ ich trinke niemals am Tage... niemalsp und verheirate ich mich einmal. fo kofie ich nie mehr was Starkes!
Der Steuermann:
Hörep Mia; das ift für dich!
Der Mafchinifi:
Drum fage ich: will man ein Heim habenF fo muß man vom Krug ab- fiehen! Eins von beiden!
Der Steuermann:
Das ifi ja ein Engelp Mia! -
Der Mafchinifi:
Neinx ich bin gewiß kein Engelp aber was recht ifi/ foll recht bleiben.
Der Steuermann
(zu Mia): Sag ihm wasx Mia! Was du willfi!
Mia:
Still du!
Der Steuermann:
Im tu'sp denn fonfi nimmt er das vom Heim und;Krug wieder zurück!
M i a:
Hört er fchlechtx daß du fo fprechen kannft?
Der Steuermann:
Nein bewahre„ aber er fiellt fich zuweilen;taub!
Der Mafchinifi;
Ich fagte in diefen Tagen zu meinem Schwager: fiehft du. Ludwig- er heißt LudwigL wer hingeht und fich verheiratet und doch das Jung- gefellenleben fortfeßen willp der tut nicht rechtx denn der Krug ift nicht das Heim. ..
Der Steuermann
(zu Mia): Wie foll ich dies klar machen! Der Mann wollte ja um dich freien/ und ich follte dabei helfenp aber er fährt ja fefi. feh' ich! - Frag ihn nach was von der Mafchinq da wird er redfelig!

Der Mafchinift:
Ifi das nicht Langbucht. der da fißt?
D e r F i f ch e r:
Ia freilich ifi er das!
Der Mafchinifi:
Nun. wie fieht's denn mit dem Fifchen?
Der Steuermann:
Meifier! Mia will mit dir fprechen! Siß nicht da und tu fo. als inter-
effiertefi du dich jeht fürs Fifäjen!
Der Mafchinif't:
Tu fo? Nein. ich tue nicht fo. denn das foll man niemals tun! denn
das ifi nicht recht!
Der Steuermann:
Endlich! Da ifi Iulius! Und die Reifetafche hat er auch!
I u l i u s
(mit der Reifetafche).
D e r F i f ch e r:
Nun. lieber Julius. jeßt ifi Er wohl böfe auf mich?
I u l i u s:
Nein. Langbucht. ich werde niemals böfe! Bange war ich nur draußen
bei den Königlichen. aber das ging vorüber.
D e r F i f ch e r:
Hat Er ihn denn in Rofenbad getroffen?
I u i i u s:
Sie hatten ja das ganze Haus niedergeriffen!
D e r F i f ch e r:
Himmelkreuz. hatten fie! Ia. fo was kann man ja nicht wiffen!
(Der Mafchinifi ifi aufgefianden und fingert verlegen an dem Zelttuch und den
Schnüren herum.)
Der Steuermann:
Das ifi ein rates Tuch. Meifier!
Der Mafchinifi:
Ich glaube wirklich. das ifi vierfchaftig; und es fieht gut im Leif!
Der Steuermann
(zu Mia): Ießt hält er auf dich nieder. Mia; leg bei. dann kommt er dicht
heran! (Zum Mafchinifien.) Und dann die Taljen. folches laufende Gut
haft du noch nie gefehen. (Zu Mia.) Hol ein. jetzt. fo haft du ihn längs!

D e r M a f ch i n i |
(ift jeßt an den Ladentifch herangekommen; faßt Mut. guckt in das Büfett
hinein und fragt den Fifcher): Glaubt Ihr. Langbucht. daß das Bonbons
in den Büchfen find?
M i a:
Ia. das find es. Mafchinift!
Der Steuermann:
Geh doch hinein. fo wirft du fehen!
D e r M a fch i n i ft
(zu Julius): Kann man fich denken. Julius. daß wir heute abend ein
neues Boot kriegen werden?
Der Steuermann:
Wie foll Julius fich das denken können? -- Frag lieber Mia. ob fie
Refiauratrize werden will. denn das ift doch das ganze Anliegen!
D e r M a f ch i n i ft
(tu Mia): Ia. ja. ja - das ifi es; das ifi das ganze Anliegen! (Weiße
fich in die Finger.) Ia. nicht das ganze. aber das halbei 1, z;
Dizi a
(zum Steuermann): Jfi es Ernfi. Lars?
Der Steuermann:
Findefi du. daß dcr N afchinifi fo fcherzhaft ifi? - Ernfi ifi. daß ich Auf-
trag erhalten habexzeine Refiauratrize anzufchaffen. und da ich weiß.
daß du ein ordentliches und braves Mädchen bifi. fo nehme ich dich an.
Mehr weiß ichnoch nicht! *
M i a:
Das ift ja ein Glückstag heute. mehr kann ich nicht fagenl
Der Steuermann:
Ia. das ifi es! Aber da kommt das Unglück. Ivar! Wird nie ein Mann
aus dem werden!
I v a r
(kommt; ken Hut einge-drückt. fcljmußig. ausgehungert. mit graugelben Backen;
geht auf Julius zu): Sieh da habe ich den Idioten endlich!
I u l i u s
(friedlich): Das ifi nicht meine Schuld...
D e r F l* ich e kk
Es if't meine Schuld. aber es war nicht meine Abficht...

Jvar
(öffnet die Reifetafche): Hier habe ich endlich das Geld! (Zu Mia.)
Kann ich hier etwas zu effen bekommen?
M i a:
Zu effen? Kaffee und Brötchen haben wir!
I v a r:
Das ifi kein Effen! Ich muß dann wohl nach Haffelbacken gehen!
M i a:
Aber die Kellner fireiken überall. fo daß nichts ferviert wird!
I v a r:
Streifen fie? Warum ruft man da nicht Militär herbei?
Der Steuermann:
Es ifi fo fchlimm mit dem Militär. Herr. denn das fireikt auch. Ich meine
- es fchwänzt!
Ivar
(verblüfft): JH verfiehe nicht!
Der Steuermann:
Fragen Sie den Korporal hier...
I v a r:
Wo. wo ifi er?
Der Steuermann:
Er fieht hinter den Büfahen da und lauert!
Ivar
(verzweifelt): Ja. fo mag er kommen! Ich kann nicht mehr laufen; und
ausgehungert bin ich. .. kann ich mich dort drinnen verfiecken?
Der Steuermann:
Der Herr ifi mit dem Mund fo mutig. der Herr wird nicht fortgehen
und fich verfiecken. Stehen und kämpfen! Parieren und ausfallen!
(Macht eine Fechtergebärde.)
Ivar _ "
(bereit zu weinen): Wie hat man mich gejagt! wie ein wildes Tier; man
hat mich begoffen. mit Waffer begoffen. mich ausgehungert und gedürf'tet!
A l l e
(lachen.)
J v a r:
Und darüber lacht ihr!

Der Steuermann:
Das Herrchen muß nicht weinen; fondern heim zu Papa und Mama gehen. dann kriegt es was zu effen. obgleich es eigentlich Schläge haben müßte!
I v a r:
Schäm' Er fich!
Der Steuermann:
Das habe ich gelernt. Herr. aber das habt Ihr noch zu lernen.
I v a r:
Wie unverfchämt er ift.
D e r F if ch e r:
Das. finde ich. kann man nicht fagen!
I u l i u s:
Nein. das muß ich auch geliehen!
Der Konfiabler
(erfcheint).
Ivar
(zu Julius): Still. Idiot!
Der Konftabler
(zu Ivar): Sieh. da habe ich dich endlich! Sei nicht bange. ich will dich nicht verhaften!
I o a r:
Das wäre mir auch gleich!
Der K onfiabler:
Komm und felz dich hierher. fo plaudern wir verfiändig!
(Sie felgen fich auf eine Bank links. fo daß fie von den andern nicht gehört werden, Der Mafchinifi fieht während folgender Szene am Ladentifch und plaudert mit Mia. Der Steuermann finkt in einen bequemen Ruhefeffel nieder und zieht eine Zeitung über den Kopf. um ein Schläfchen zu halten, Der Fifcher und Julius plaudern [eife miteinander.)
Der Konfiabler:
Ivar!
I v a r:
Mach mir nun Vorwürfe!
Der Konfiabler:
Nein. wozu follte das nützen! Das würde ja die ganze Sache für dich verderben!

J v a r:
Aber das ift es doch- was du willft!
Der Konfiabler;
Jm Gegenteil! Aber ich muß durchgehenx was zwifchen uns ftehh um
ins klare zu kommen.. , Als wir vor fechs Jahren Studenten wurden, , .
I v a r:
Da haft du mir mit der lateinifchen Arbeit durchgeholfen. . .
Der Konftabler:
Ja! Das war noch die Sitte der Zeit; das wurde fogar für etwas Schönes
angefehenx gute Kameradfchaft genannt und dergleichen. Jch habe mich
fpäter gefchämt und es entgelten müffenzaber du trägft eine falfche- auf
einem gefehlich firafbaren Vergehen aufgebaute Würde und iiberhebft
dich.. . Warte nur! - Wenn aber auch dein Studentenbrief echt wäre-
fo halten es die Menfchen unfrer Zeit nicht mehr für etwas Merkwürdiges
oder Achtenswertesp von mehr oder weniger wohlhabenden Eltern eine
Erziehung erhalten zu haben.. . Du hifi fechs Jahre im Ausland gewefenp
und die vier vorhergehenden hafi du in der Provinz gelebt, Jn diefen
zehn Jahren hat fich die Anfchauungsweife fo geändertf fo verbefferh
daß du ein Fremdling in deinem Land bift. Jap vor mir fiehfi du da
wie ein Menfch aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Siehfi du7
alles„ worüber in unfrer Jugend deklamiert und gefungen wurdeX und
getrunkem das hat man jeht der Wirklichkeit anzupaffen gefuchh und die
Menfchen haben angefangenh einander menfchlicher zu behandeln,...
Jaja„ wenn man wie du verfährt- wird man zurecht gewiefen! - Jetzt
will ich von mir fprechen! - Jch begann wie du- aber ich bekam mit
dem Gericht zu tun.
I v a r:
Du haft für mich gebürgt und kamfi fchlimm davon!
Der Konftabler:
Jawohl! Und dein unbegreiflicher Leichtfinnp die Papiere verfallen zu
laffenh ohne mia) zu warnen -- das war auch Sitte der Zeit! - brachte
mich zu Fall!
Jvar
(etwas weicher): Habe ich diah zu Fall gebracht?
Der Konftabler:
Nunh das ift jetzt vergeffen! Jch mußte nach Amerika gehen! - Ver-
wöhntx hochmütig- altmodifch- wieich waty mußte ich meine ganze Erziehung
niederbrechen und mich umfchaffen! Es war fchrecllichh und Amerika

war für mich ein fchreckliches Land. wo ich jedoch viel Gutes und Nütz-
liches gelernt habe! - Nun. ich kam wieder nach Haufe; bewarb mich
um diefe Stellung als Polizeikonfiabler und bin bald Kommiffar.
I v a r: *
Ich kann nicht leugnen. es liegt beinahe etwas Großes...
Der Konfiablem
Ach was. das findefi du nur! Hier zu Haufe find wir fo weit gekommen.
alle Arbeit zu ehren. und man fieigt nicht hinab. weil man etwas Nütz-
liches vornimmt. denn alle nützliche Arbeit ifi geachtet. wenn man fich
nur achtenswert aufführt! vor allem achtungsvoll gegen feinen Nächften!
Jvau
Was willfk du mir mit all dem fagen?
Der Konfiableu
Ich will als Freund dir raten. mit vierundzwanzig Jahren an deine Zu-
kunft zu denken. So wie du vorgehfi. gehfi du ficher unter!
I v a r:
Ich habe meinen unbekannten Wohltäter. der mir bis zum Eramen hilft.
Der Konfiablem
Isar. ich kenne deinen Wohltäter. und er hat mir aufgetragen. dir mit-
zuteilen. daß es mit der Unterftülzung aus ift.
I v a r:
QLaruntdenn?
Der Konfiableu
Weil es der Graf ift. und weil der Graf an Bord des Dampfers dein ganzes
rohes Auftreten gegen alle gehört hat!
I v a r:
LLar er das? Idann ifi es aus nüt nur!
Der Konfiablem
Nein! Aber du hafi nicht die Kraft. dich hier zu Haufe zu ändern. fo reife
fort und laß dich ändern!
Ivam
Nam Anwüw?
Der Konfiablem
Das ift diexSchule für uns! Aber du kannft auch zu Haufe bleiben!
I v a r:
Das heißt. es beginnt heute etwas Neues für mich?

Der Konfiabler:
Es fieht fo aus! - Aber jetzt haben wir den letzten Punkt! Du bift zur
Mobilmachung aufgerufen und bifi ausgeblieben - warum bliebfi du
aus?
Ivar
(unruhig): Das will ich nicht fagen!
D er Konfiabler:
Es gibt alfo einen tieferen Grund. warum du dich drücken willfi.
I v a r:
Jch haffe das Militärwefen!
Der Konfiabler:
Das tut wohl jeder ein wenig. aber Gefetz ift Gefeß. und Pflicht ifi
Pflicht. und gegen fein Land...
J v a r:
Ich liebe diefes Land nicht!
Der Konfiabler:
Du kennft es nicht! und du haft es niemals gefehen!
J v a r:
Jch will nicht!
Der Konfiabler:
Jetzt habe ich erneuten Befehl. dich anzuhalten. und da ich im Verdacht
fiehe. dich auf dem Klarakirchhof laufen gelaffen zuxhaben. hängt meine
Beförderung hiervon ab. Jch muß mich alfo deinerZPerfon verfichern.
J v a r:
Laß mich gehen. auf Ehrenwort!
D er Konfiabler:
Auf Ehrenwort?
J v a r:
Ja!
Der Konfiabler:
Nun denn. wir haben noch einige Stunden für uns; bleib bei mir. oder
geh. wohin du willft. aber triff mich auf der Schanze in einer Stu nde.
Haft du die Schanze fchon gefehen?
J v a r:
Nein! Aber ich werde dorthin kommen! - Sag mir noch eins. bifi du
Pietift?

Der Konfiabler:
Hm! Ia. wenn du fo willfi; ein klein wenig. zum Hausbedarf. und vor allem zum eignen Gebrauch!
I v a r:
Kannft du verzeihen?
Der Konfiabler:
Andern. ja!
Tv a r:
Haft du mir wirklich das Böfe verziehen. das ih dir getan habe. fo daß du dih niht rähß?
Der Konfiabler:
Vollkommen!
I v a r:
Das begreife ich niht!
Der Konfiabler:
Es gibt Dinge. die du niht begreifft!
I v a r:
Wie kannft du... wie kannft du mit einem Los. wie deins ift. zufrieden fein?
Der Konftabler:
Ia fiehft du. das geht nur mit etwas Pietismus. wie du's nennft!
I v a r:
Wo ift die Lebensfreude geblieben?
Der Konftabler:
Welhe Lebensfreude? Ich kenne nur eine: ein gutes Gewiffen!
I v a r:
Ih meine das Lied. die Freude...
Der Konfiabler:
Sprih es nur aus: Wein. Preis des Weibes. Freiheit und der Kram. . . Dagegen haben wir eingetaufht: etwas Ernfi. Pfliht. Arbeit. gefunden Körper. eignes Heim. Krankenpflege. Altersverforgung. Kinderfhuh. . .
I v a r:
Ihr feid fo fhrecklih ernft geworden - und langweilig!
Der Konfiabler:
Fiir dih und die Deinen! Aber das Leben ift niht fo heiter. und es . zu Ende zu leben. ift eine große Kunfi!
I v a r:
Es ifi. als hätten alle Menfhen Kahenjammer...

Der Konfiabler:
Ia. unfere Väter beraufchten fich. und die Söhne haben den Katzen-
jammer. - Jetzt aber verlaffe ich dich für eine Weile. und du findefi dich
ein - auf Ehrenwort! -
I v a r:
Auf Ehrenwort! .U
(Der Konfiabler geht; J-var nähert fich dem Steuermann. der erwacht ifi.)
I v a r: _
.hör Er. Steuermann. ifi der Konfiabler Pietifi?
Der Steuermann:
Nicht die Spur!
I v a r:
Aber er fagte es!
Der Steuermann:
Er fcherzte wohl mit dem Herrn!
Ivar
(verblüfft): So! - Sag Er mir eins z warum fieht man keine feinen
Leute im Tiergarten!
Der Steuermann: _
Es gibt jeht nur eine Art Leute. weiß der Herr das nicht?
I v a r:
Nein! -- Es gibt doch noch Adlige. . .
Der Steuermann:
Ia. der Mafchinifi da zum Beifpiel ifi Edelmann. aber er hat fein von
abgelegt. weil er es lächerlich fand.
I v a r:
Ifi er Edelmann?
Der Steuermann:
Ia gewiß!
I v a r: r
Gibt es keine .herren mehr. die das Land leiten?
Der Steuermann:
Doch. doch! Das Volk. das heißt. alle feßen Reichstagsabgeordnete ein.
die Gefeße machen. und die Reichstagsabgeordneten feßen Minifier ein. , .
I v a r:
Was tun die Minifter denn?

Der Steuermann:
Die fiimmen mit den Reichstagsabgeordneten überein. oder müffen
auch gehen. . .
I v a r:
Es ifi fo fonderbar geworden. fo...
Der Steuermann:
Iaja!
I v a r:
Was find das für Leute. die dort kommen?
Der Steuermann:
Ia. das ifi was zum Nachdenken!
I v a r:
Ifi das nicht die Heilsarmee?
Der Steuermann:
Ia gewiß! - Ja. das find nicht meine Lieblinge. aber fie tun viel Gutes.
Die großen Trommeln haben viele Landsleute geweckt. die des Morgens
zu lange fchliefen!
I v a r:
Aber das ifi fchauerlich!
Der Steuermann:
Ia gewiß ifi es fchauerlich. aber - es ift fchauerlich!
(Ein Trupp der Armee in Uniform; zuerft Männer mit Trommeln. dann Frauen
mit Gitarren, Im Nachtrab erfcheint eine weiße Mühe.)
I v a r:
Sind auch Studenten dabei?
Der Steuermann:
Ia. warum nicht!
I v a r .
(verwundert): Studenten!
Der Steuermann:
Und hier kommen die Goodtempler! Die liebe ich mehr. obgleich ich
nicht Abfolutifi binl. . . Habe immer am meifien die Tugenden bewun-
dert. die mir fehlen! Vor zwanzig Jahren gab es nicht einen nüchternen
Menfchen im ganzen Reich. jetzt gibt es eine halbe Million!
(Der Goodtemplerzug mit Fahnen zieht vorbei. Darunter ein paar Studenten-
müßen.)
I v a r:
Nüßlich ifi es gewiß. aber nett ifi es nicht!

Der Steuermann:
Es wird defio netter hinterher. wenn wir nüchtern geworden find! Das wird fehr nett fein! - Dort aber kommen m ein e Freunde!
I v a r:
Sind das richtige Studenten?
Der Steuermann:
Die find freilich richtig - und nüchtern. Vonfbetrunkenen Studenten haben wir genug!
(Der Zug der Arbeiter. mit roten Fahnen. Sie bleiben ftehen und fingen: ..Die Söhne der Arbeit“.)
Die Söhne der Arbeit.
Mel.: ..Auf durch die Luft.“
Söhne der Arbeit. fchließet euch allen
_Brüdern in Süd an. Brüdern in Nord!
Höret ihr nicht. wie mächtig fie fchallen.
Über die Welt befreiende Wort?
Aus dem entehrenden
Knechtifchen Pfad
Auf zu der wehrenden
Edelen Tat!
J v a r:
Das ift ja fürchterlich! Man kann bange werden!
Der Steuermann:
Jaja!
I v a r:
Was wollen diefe Menfchen?
Der Steuermann:
Dasfelbe wie Ihr und ich. und alle andern! H ö rt fie an! Sie wiffen genau. was fie wollen!
J v a r:
Das ift fchrecklich; aber fie haben recht! Dies fieht uns alfo bevor?
Der Steuermann: -
Ja. davon kommen wir nicht los! _ Dies nennt man das neue Schweden!
J v a r:
Nennt man es nicht das junge Schweden?
Der Steuermann:
Das geht auch! - Still. fehr kommt Kafper!
(Der Zug der Arbeiter ift gegangen.)

I v a r:
Ich glaube. das ift auch ein neuer Kafper?
Der Steuermann:
Alles ift neu geworden. während Er fort war. Herr!
(Der Mann mit dem Kafperletheater kommt heran; fchlägt eine kleine Trommel;
feine Alte geht mit einem Teller herum.)
Der Steuermannc'
Was wollt Ihr?
Die Alte:
Zahlen! Zahlen! Sie müffen ja doch zahlen!
Der Steuermann:
Zahlen! Sol(man denn im voraus bezahlen?
D i e Alte:
Iawohl!
D e r M a n n
(Kafpet): Ia. denn fonfi gehen Sie. ehe es aus ift!
Der Steuermann:
Der hat nicht gefchlafen; verfteht feine Zeit und feine Mitwelt! Zahlen!
a len!
Zi? Anwefenden bezahlen; Leute fammeln fich um das Kafperle-Theater.)
I v a r:
Wenn nur nicht Kafper auch Pietift geworden ift!
Der Steuermann:
Wer weiß! Es liegt fo etwas in der Luft!
Eine Slumfchwefter .
(kommt; tritt an Ivar heran und flüfkert ihm etwas zu. Der wird verzagt und
geht. von der Schwefier begleitet.)
Der Steuermann:
Hoho! Ieht find wir ihn los!
D e r F i f ch e r:
Wenn er nur nicht hingeht und auch Pietift wird!
Luife und Amalie
(kommen. halten fich bei der Hand).
L u i f e:
Wir find fo froh. fo froh!
Der Steuermann:
Was denn. was denn? - Wir find auch fo froh geworden. als der Kan-
didat abzog!

L u i f e:
Es ift etwas fo Nettes7 fo Nettes gefchehen!
J u l i u s:
So fag's dochx denn wir haben uns recht gelangweilt!
L u i f e:
Nein- das foll ein Geheimnis fein bis heute abend!
A m a l i e;
Zwei Geheimniffe!
L u i f e
(zu Julius):-*Nun- hafi du Jvar getroffen?
J uli u s:
Ja!
L u i f e:
Und wie ift er jeßt?
J uli u s:
Jaf er fängt anx weich zu werden! Svenffonx der bei der Polizeix fcheint Macht über ihn bekommen zu haben.
L u i f e:
Wie nett- wie nett!
J u l i u s:
Jah aber das leßte war rein verrückt: es kam eine Slumfchwefier und holte ihn.
L u i f e:
Wohin?
J ul i u s:
Das erfuhren wir nicht!
Der Steuermann
(zum Mafchiniflen): Hafi du jetzt die Scheibe klar gemacht?
Der Mafchinifi:
Fräulein Mia geht mit uns nachher auf die Sahanze!
Der Steuermann:
So weit bifi du doch gekommen?
Die Alte
(zu den Neuangekommenen): Zahlen! Zahlen!
D e r K a fp e r:
Bomh bom- bom- jetzt beginnt es! Platz nehmen!
(Alle fehen fich.)
Schluß in der Auguft-Nummer

Vom Urfprung der Afihetik.

Unfere Philofophie und Wiffenfchaftslehre. und fo auch die in ihr eingefchloffene Äfihetik. beruhen auf der Grundvorausfeßung. daß der menfchliche Geift fo befchaffen ift. notwendig in oder hinter den Erfcheinungen und Vorgängen diefer Welt das fuchen zu müffen. was deren Eines. Gleiches und Gemeinfames ausmacht. In der Erforfchung diefes Wefe-ns oder diefer Idee. oder des Begriffes oder des Ideales. oder des Urfprunges oder des Gefeßes der Dinge. befteht angeblich das gefamte menfchliäfe Erkenntnisftreben. und gleichgültig ift es zunächfk dabei. ob diefe Einheit als eine metaphyfifche oder nach Alt-Ariftotelifäfer Lehre als eine den wirklichen Dingen auch wirklich innewohnende Einheit aufgefaßt werden foll. - oder ob ich mit dem Munde der Gegenwart fpreche und darin eine nur pfychologifche Vorausfeßung erblicke. Die allgemeine Übereinftimmung geht jedenfalls dahin. daß diefes Suchen nach dem Einen. Gleichen und Gemeinfamen in irgendeiner Weife ein Apriori. eine Urbedingung. eine Notwendigkeit und einen Zwang vorftellt. dem fich der menfchliche Geift ganz und gar nicht entziehen kann. dem er notwendig gehorchen muß. Es ift dies eben eine Grundvorausfeßung für uns. d. h. eine folche Vorausfeßung. die auf keine andere weiter mehr zurückgeführt und bewiefen werden kann. aber in ihrer unumfiößlichen Wahrheit und Riäftigkeit uns ganz von felber. unmittelbar einleuchtet.

Unfere ganze Wiffenfchaftslehre. unfere gefamte Äfthetik ftünde auf tönernen Füßen und müßte haltlos in fich zufammenbrechen. wenn diefe ihre Urannahmen durch einfache Erfahrungen und Tatfachen widerlegt werden können. wenn fich nachweifen läßt. daß der Menfch urfprünglich folche Einheitsideen keineswegs befißt oder zu befißen braucht. daß jener Vorausfeßung in der Tat doch noch eine andere erft noch zugrunde liegt und fie an und für fich ganz und gar nicht von felbft einleuchtet. Die bloße Denkmöglichkeit fchon. daß unfere Lehre vom Einen. Gleichen und Gemeinfamen in allen Dingen als eine zeitlich-gefchichtlich ent-

fiandene. fpät und naäjträglich erft gewordene Lehre durchfchaut werden
könnte. wäre für diefes ganze Dogma vernichtend.
K * *
An den letzten Umkreifen unferer Kulturwelt. zurückgedrängt in
die Einöden und Einfamkeiten. von den Zivilifierten unaufhörlich be-
kämpft und mit Vernichtung bedroht. leben unfere Naturvölker. Man
darf fagen. daß fie wiffenfchaftlich erft in unferer Zeit entdeckt wurden.
Die neue Idee des letzten Jahrhunderts. daß das Unvollkommene vor
dem Vollkommenen fein muß. konnte allein die Gleichgültigkeit über-
winden. mit der bis dahin die zivilifierte Menfchheit ftets auf den Un-
zivilifierten herabblicken mußte. Höchfiens romantifch-abenteuerliche
Interefien und Gefühle brachte fie diefen entgegen. fonft aber waren
es arme Wefen. die nichts zu lehren. nichts zu fchenken vermochten.
Ein ganz neues Licht fällt auf diefe Naturkinder erft mit dem Auf-
gang der Entwi>lungsweltanfchauung. Sie werden zu einem Problem.
Sie können uns nach diefem Glauben Auffchlüffe über einen Ur- und
Vorkulturzufiand der Menfchheit geben. An ihrer Hand dringen wir
ein in die tiefen Geheimniffe eines großen Vergangenheitslebens. Von
ihnen erfährt auch der Afthetiker am eheften. wie und wozu die erften
menfchlichen Kunftwerke entftehen konnten.
Eines ift jedenfalls zweifellos. Das Seelen- und Geifiesleben
diefer Naturkinder ift gründlich und tief von dem der Kulturmenfchen
unterfchieden. Alle Beobachter und Forfcher find fich darüber einig.
wie fchwer. wie unmöglich faft es für uns ift. daß wir uns in ihre
Vorftellungswelt hineinleben. und es hat diefe für uns vielfach etwas
völlig Sinn- und Verfiandlofes. durch und durch Verworrenes an fich.
Planlofes. Zufälliges und Willkürliches. Das. was wir gerade für
völlig unmöglich anfehen. das hält das Naturkind nicht nur für durch-
aus möglich. fondern für ganz felbftverf'tändlich; das für uns ganz Un-
denkbare. von ihm wird es leicht und bequem gedacht; gelaffen fest
es über Grenzen und Schranken hinweg. die wir für unüberfteiglich
halten. über das. was wirklich ift. gehen die Anfchauungen von Natur-
und Kulturmenfch völlig auseinander. und zunächft gibt es wohl kaum
eine Brücke des Verftändniffes zwifchen einem Menfchen. in deffen Welt
überall und in jedem Augenblick Wunder und Zaubereien gefchehen.
defien ganzes Dichten. Trachten und Sehnen auf den Befiß folcher

Wunder- und Zauberkräfte gerichtet ift. - und dem anderem dem
Kulturmenfchem für den der Begriff Wunder und Zauber gerade völlig
zufammenfällt mit den Begriffen des durchaus Unmöglichen und Un-
wirklichen.
Wenn es für uns ganz ficher und zweifellos fefifteht- daß
fich kein Menfch augenblicks in einen Bären oder fonft in
ein Tier verwandeln kann, aus dem Munde von Naturkindern
erfahren wir. wie es ebenfo ficher und zweifellos für fie fefi-
ftehtz daß folches fehr wohl möglich und ganz und gar das Natür-
liche ifi. Wir fagen- ein Baum ifi ein Baum und kann nie
etwas anderes als ein Baum fein; Wafier kann und foll nicht mit Fener-
ein Stein nicht mit einem Menfchen verwechfelt werden. und unfere
wichtigfte Geifiesarbeit ift vornehmlich mit darauf gerichtetz alle diefe
Dinge und Erfcheinungen befiimmt und ficher fo auseinanderzuhalten,
daß fie eben nicht miteinander verwechfelt werden. Wir vermögen des-
halb nicht die Gegenfäße von Organifchem und Anorganifchem zu iiber-
winden. und wie Bewegung Empfindung werden foll- gehört für uns
zu den Welträtfeln, All diefes jedoch unaufhörlich miteinander zu ver-
wechfeln und durcheinanderzuwerfen- macht umgekehrt das ganze leiden-
fchaftliche Interefie unferer Naturkinder aus. und unfer unüberwind-
licher Gegenfaß von Organifch und Anorganifch kann für fie gar nicht
eriftierem und für Dubois-Neymondfche Welträtfel muß ihnen notwendig
jede und jegliche Verfiändnismöglichkeit abgehen. Freilich im großen
Allgemeinen begnügen wir uns noch immer damit. diefe Vorfiellungen
und Ideen unferer Naturvölker einfach aufzuzeichnen und unter mannig-
fachen Etiketten. wie Animismus, Manismus- Fetifchismuß Schamanis-
mus- Totemismus- zu rubrizieren- -- und durchdrungen von der Not-
wendigkeit- einzigen Möglichkeit und Richtigkeit unferer eigenen Welt-
bilder und grundlegenden Gedanken- vermögen wir ihnen doch nur ein
Kuriofitätsinterefie entgegenzubringen. Nur mit einem Lächeln. mit
gewifien Verachtungen, mit Abfcheu auch7 als von dem völligen Ab-
furden. hören wir und erzählen wir uns von dem Neger. der angeblich
irgendeinen Steinx einen Zeugfeßen, der ihm gerade im Wege liegt.
aufgreift und zu feinem Gott macht. Wir fehen in alledem nur reine
Fiktionen- Phantaftereien und Einbildungen- falfche Anwendungen des
Traumlebens etwa, die mit dem Wirklichen nichts zu tun haben , , .
und daß wir ihnen irgendwelche Erkenntniswerte. Wahrheitswerte
gerade nicht zugeben- erfcheint uns felbfiverfiändlich.

Und doch kommt hier gerade alles darauf an. daß wir aus diefen
Befangenheiten und Grenzen unferes eigenen Kulturfeelenlebens heraus-
zutreten vermögen. Das foll eben der Gewinn der neuen Entdeckung
der Naturvölkerpfychologie fein. daß fie uns einen Standpunkt zeigt.
von dem aus wir unfere eigenen Vorfiellungen und Gedanken von der
Welt als uns fremde. neue. befondere und ungewohnte noch einmal
wieder betrachten können. Wir müffen die ganze Gewalt und Magie
des künftlerifchen Menfchen in uns anrufen. der von feinem Ich fich
loslöf't. und freigeworden von all den uns eingeimpften und eingewohnden.
felbfiverftändlichen und felbftgewiffen Ideen. welche den eigentlichen
Schaß unferer Kultur ausmachen. uns neu hineinleben. uns liebend
verfenken und aufgehen in die Idee des Wilden. der von all unferen
Schulen. Prinzipien. Beweifen. Lehren noch nie etwas erfahren hat.
Mit der ganzen Kraft des Tatfächlichen drängt es fich unferem
Bewußtfein auf. daß in dem Kultur- und in dem Naturmenfchen fich
zwei Exemplare des homo sapiens gegenüberftehen. die vielfach etwas
völlig Widerfprechendes. Gegenfäßliäfes von der Welt und ihren Er-
fcheinungen ausfagen. Und eine einfache kurze überlegung zwingt uns
fehr bald die überzeugung auf. daß wir ganz und gar niäft imfiande
find. weder auf dem Wege der Erfahrung. noch durch irgendeine logifche
Beweisführung den Glauben unferer Naturvölker und Kinder zu ent-
kräftigen. wonach fich ein Menfch ganz nach Belieben in einen Löwen
oder in eine Rofe verwandeln kann.
Nach unferem Dafürhalten find die Weltbilder und Weltideen
unferer Wilden durchaus irrig und falfch. und wenn diefer etwa eine
Schildkröte mit aller Ehrfurcht begrüßt. weil fie fein verftorbener Vater
ift. oder wenn er. um einen Feind zu töten. unter die Rinde eines
Baumes Gift fprißt. fehen wir darin weder Sinn noch Zweck. Aber
es erhebt fich damit auch in ihrer ganzen Schwere die Frage. wie es
denn überhaupt möglich ifi. daß der menfchliche Geift überhaupt zu fo
ganz falfchen Weltbildern kommt. und alle unfere animiftifchen. manifii-
fchen. totemiftifchen und fetifchiftifchen Erklärungen erklären in diefer
Hinficht uns ganz und gar nichts. Ifi die Wunder- und Zauberwelt
unferer Naturvölker fo gänzliäf anders als die wirkliche Welt. fo befieht
das erfie und wichtigfte pfychologifche Problem darin. zu unterfuchen.
von welcher Befchaffenheit eigentlich der menfchliche Geift ift. daß er
an der wirklichen Welt anfänglich und zunächft fo völlig blind vorüber-
geht. und fiatt ihrer eine durchaus unwirkliche fest. nur diefe Welt feiner

reinen Einbildungen jedoch für die einzig mögliche. wahre. wirklich-wirk-
liche anfieht. Unfere gefamte heutige Pfychologie geht noch immer naiv.
unbewußt. duräj keine andere Möglichkeitsvorfiellung beirr-t. bei all ihren
Unterfuchungen und Behauptungen von den Prinzipien aus. wie fie
grundziiglich von der alten griechifchen und indifihen Philofophie. d. h.
von einem Kulturmenfchen als Gefeße einer Kulturfeele zuerft aufgeftellt
wurden. Aber durch die Kenntnifie des Geifteslebens der Naturvölker
find wir um reine Erfahrungen und Tatfachen bereichert worden. die
gerade jenen prinzipiellen Vorausfeßungen zu widerftreiten fcheinen.
Die Einheit. die hiernach im Denken aller Menfchen angeblich beftehen
foll. und die fich als Ubereinftimmung über die Aufgabe des Denkens
wirklich im Denken der Kulturmenfchheit aufweifen läßt. fuchen wir
vergebens. fobald auch die Naturvölkerpfychologie in den Kreis der
Betrachtung gezogen wird. Unfer ganzes Erftaunen muß fich vielmehr
auf die Tatfache richten. daß die menfchliche Seele gerade fo befchaffen
ift. zwei fo gegenfäßlich-verfchiedene Weltbilder. wie die des Natur-
und des Kulturmenfchen. zugleich als wahr und wirklich behaupten zu
können. Was dort bejaht wird. wird hier verneint. und die eine Welt.
der eine Menfch berührt uns geradezu wie die vollkommene Umkehrung
des anderen.
Gewiß. uns als Kulturmenfchen liegt am nächften die Behauptung.
daß natiirlich die Welt der Naturkinder eine Einbildungswelt ift. die
mit der Wirklichkeit gar nichts zu *tun hat. Und da preifen wir es
eben als die große Errungenfchaft der Kultur. als den Sieg der Wiffen-
fchaft. die mit diefer Kultur erfi aufblühte. daß fie uns aus der alten
Märchen-. Wunder- und Zauberwelt herausführte und die wirklich-
wirkliihe Welt erft erkennen ließ. durch welche jene gerade als abfurde
Welt nachgewiefen wird.
Doch diefe bequeme Antwort muß nicht notwendig gegeben werden.
Sie ift nicht die einzig mögliche. und. indem fich noch eine andere Mög-
lichkeit auftut. erfteht der Geift der Kritik. Die Frage lautet. ob es
nicht noch wertvoller für uns fein kann. ob es nicht noch einen erhabe-
neren Standpunkt bedeutet. wenn wir auch aus unferer Kulturhaut
herausfchlüpfen. all die überlieferten Selbftgewißheiten und Selbftver-
ftändlichkeiten vergeffen. und über uns felber hinausfteigend. uns Kultur-
menfchen mit unferem Kulturdenken nicht mehr als das einzige Maß
aller Dinge anfehen.
Wenn der menfchliche Geift einmal. und der Wahrfcheinlichkeit

nach viele Iahrtaufende lang. lauter Weltbilder und überzeugungen in
fich trug. die nach unferer Meinung aller Wirklichkeit fpotten. fo ift es
doch möglich. daß auch unfere Kulturweltanfchauung eine fo rein fiktive
Welt behauptet. die nicht minder unreal ift. Welche von den beiden
fo gründlich von einander abweichenden Weltvorftellungen. wie fie das
Kind der Natur und das der Zivilifation befißen. wäre denn nun
die richtige. und welche die falfche?
Der große Gewinn. der unferer Zeit mit der Entde>ung der Natur-
völkerpfychologie zufiel. befieht darnach darin. daß wieder von neuem.
urfprünglich. ungewohnt dem Kulturmenfchen. der Kulturfeele. dem
Kulturdenken ein anderer Menfch. eine andere Seele. ein anderes Denken
entgegentrat. Zwei Bilder fiehen fich gegenüber. Ein Vergleich - ein
Gegenfas bietet fich dar. Der Vergleich und der Gegenfaß aber find
das eigentlich Fruchtbare für die Steigerungen unferes Sehens und
Erkennens.
Jene Einheitslehre nun. welche das Grundprinzip unferer Kultur-
weltanfchauung ausmacht. die Behauptung von der Notwendigkeit der
Erkenntnis deffen. was das Eine. Gleiche und Gemeinfame in allen
Dingen ift. bedeutet gerade die große Scheidung zwifchen Natur- und
Kulturmenfäjheit. Hier fließt der Rubikon. der die beiden Seelenländer
von einander trennt. Dort Naturreligion. hier Vernunftreligion, Dort
Wunderwelt. hier Gefeßeswelt! Indem diefe neue Lehre. diefer Glaube
aufkam. vollzog fich im menfchlichen Geifi eine vollkommene Umwälzung.
und die Revolution. die damals vor und in den Morgendämmerungen
der Gefchichte über die Menfchheit kam. war die gewaltigfte. größte.
folgenreichfie. durch welche die ganze Stellung der Menfchen zu den
Naturerfcheinungen mehr als jemals fpäter verändert werden mußte.
Es war wirklich etwas wie ein völlig neuer Menfch. der damit den
Schauplatz der Erde betrat. Labile Weltbilder verwandelten fich ihm
in fiabile. und eine fiarre Gefellfchaftsorganifation trat damit auch an
die Stelle einer fchwankenden. flüffigen, Aus dem Innerften heraus.
aus dem Pfychologifchen. aus einem neuen feelifch-geiftigen Wefen des
Menfchen kam die Umwälzung. Und indem ein anderes Sehen. Emp-
finden. Denken und Wollen von den Dingen der Welt fich durchfeßte.
bildete der Menfch alle Zuf'tände und Verhältniffe in die neue Ordnung
um. wie fie der neuen Idee und dem neuen Ideal der Einheit. der neuen
Vernunftweltauffaffung entfprachen. Damit erfi war auch der Keim
zur Afihetik gelegt. zu einer Betrachtung und Anfchauung auch der

Kunfiwerke und der künftlerifchen Vorgänge unter dem Einheits-
Gefiäftspunkt.
K IK Je
Wie aber konnte nun diefe neue Einheitslehre und damit auch unfere
Afthetik entfiehen?
Der primitive Menfch ift ganz und gar von einer magifchen Welt-
auffaffung erfüllt und durchdrungen. und all fein Sehnen und Verlangen
muß darauf gerichtet fein. in den Befiß der Zauberkräfte zu gelangen.
Seine ganze Zauberlehre kann nun keineswegs fo ganz auf Laune. Zufall
und Willkür gegründet fein. wie wir das nur zu oft behaupten; denn
es find immer diefelben Ideen. diefelben Befchwörungen und Wunder-
praktiken. die fich überall auf der Erde zu den verfchiedenften Zeiten und
bei den verfchiedenften. weiteft auseinanderwohnenden Völkern wieder-
holen. und in der Gefchichte der Naturwiffenfchaften felber und der
Naturphilofophie haben fie ein langes und zähes Leben fortgeführt.
Einer der grundtragenden Gedanken befteht hier darin. daß der Teil
wiederum das Ganze ifi. und das. was wir Fetifchismus nennen. beruht
wefentlich mit auf feiner Anwendung.
Über das Tier. von dem man ißt. erhält man Gewalt. und man
kann fich in diefes Tier verwandeln. Der Schlangenherr und Schlangen-
zauberer. der feine menfchliche Geftalt mit der einer Schlange zu ver-
taufchen vermag. hat feine Kraft dadurch erlangt. daß er fich mit
Schlangengift infizierte. Wenn einer feinen Feind verzehrt. fo gehen
damit defien phyfifche und geiftige Kräfte und Fähigkeiten auf ihn
über. Derjenige verfieht die Vogelfprache. der Vögelzungen verfpeifi.
Bald in der Niere. bald in der Leber. im Haar. im Gehirn. im Urin
oder im Blut. oder im Herzen oder fonfiwo wohnt die Seele. d. h.
die Lebens- oder die Verwandlungskraft. der Zauber. deffen man fich
bemächtigen muß. um fich felber in diefes andere Wefen umformen zu
können. Alle Dinge find befeelt. tragen eine folche Seele in fich. eine
Kraft. auch noch eine andere Erfcheinung anzunehmen. Sie find viel-
gefialtig. und in der Form eines Steines kann die Form einer Pflanze.
im Tier ein Menfch. im Menfchen ein Tier. im Waffer eine Feuernatur
ftecken . . . fo wie aus dem Ei ein Vogel hervorgeht.
Dem Zauberglauben unferer Naturvölker liegt naäf unferer Be-
hauptung zuleßt nichts anderes zugrunde. als eine naive und primitive
Metamorphofenlehre. Diefer Urmenfch will eigentlich wohl genau das-

felbe entdecken und in feinen Befiß bringen. was noch heute das letzte
Ziel unferer naturwiffenfchaftlichen Erforfchung ausmacht: jene geheim-
nisvolle „essentin rjtalje“. welche nam unferer übliäfen Annahme der
Ausgangspunkt und Träger aller der zahllos verfäjiedenen und mannig-
fachen Erfcheinungsformen ift. die fich in Stein und Baum. in Menfch
und Tier. in Natur und Geifi. in chemifche Stoffe und phyfikalifche
Kräfte umformen kann. Für unfere heutige Biologie ift z. B. das
..lebendige Eiweiß" eine folche Effenz und die Urfache aller organifchen
Wefen. - eine ..myfieriöfe Subftanzgruppe. welche die Fähigkeit befißt.
Gleichgeartetes aus unbelebten Nährftoffen entfiehen zu laffen. und
dabei nach geheimnisvollen Gefetzen zu wachfen. zu wunderfamen Orga-
nismen fich zu differenzieren. der Form nach unausgefeßt fich zu ver-
wandeln. dem Wefen naäf aber ihre Eigenart durch die Iahrtaufende
hindurch beizubehalten" (Behring). Für unfere Naturvölker ift nun
nicht gerade jenes Eiweiß. - aber ein Bärenzahn etwa oder eine
Bärenklaue oder fonft ein Teil des Bärenkörpers eine folche geheimnis-
volle Efienz und Subftanz. welche die Fähigkeit befißt. eine Bärenform
aus anderen Dingen und Wefen entfiehen zu laffen. Ein mit einem
Bären-Amulett ausgeftatteter Menfä) etwa hat damit die Bärenkraft.
die Bärennatur. den Bärenorganismus fich einverleibt. kann fich zuletzt
auch in eine Bärenform verwandeln. und dabei doch auäf feine menfch-
liche Eigenart beibehalten. Diefe fetifchifiifche Zauberlehre ift. wie
man fieht. nicht gar fo tief unterfchieden von der Anfchauung unferer
Naturwiffenfchaft. Die Vorftellung des Naturkindes haftet nur ganz
an den einzelnen Formen und Dingen; es fieht die vielen Wefen.. vielen
Geifter. Seelen. Efienzen. Verwandlungskräfte. und befißt nur nicht das
Bedürfnis des Kulturmenfchen. fie alle auf eine einzige myfteriöfe
Subftanz zurückzuführen. Sie macht noch niäjt unferen Unterfchied
zwifchen dem Wefen und den Formen. und der Verwandlungsfähigkeit
all der einzelnen Dinge ift daher noch gar keine Grenze gezogen. Für
die ganz naive unmittelbare Anfchauung find das Ei und der Vogel.
das Samenkorn und die Pflanze. die auseinander entfiehen und hervor-
gehen. rein finnlich gewiß ganz voneinander verfchiedene Erfcheinungen.
Wenn nun aus einem Ei. das nur mit dem Auge betrachtet doch gar
nichts Tierifches an fich hat. dennoäj ein Tier hervorgeht. - warum foll
da nicht auch zuletzt. fo denkt das Naturkind. ein Bär fich in einen
Menfchen. ein Menfch fich in einen Bären verwandeln können?
Eine folche Verwandlungs- und Zauberfähigkeit ifi natürlich eine

Macht und Gewalß ein höäfftes Ideal und Verlangenf und der Safamane-
der fie befißt- der berufene Führer feines Stammes. Um fo erhabener
und mächtigen in je zahlreichere Geftalten er eingehen kann.
K * *
In diefe Welt tritt nun der Schamane aller Schamanen- der
Zauberer aller Zauberer hineinf der Verkündiger eines neuen Glaubens
und einer neuen Botfchaft. Den Sid des Lebensx die Seele7 die Ver-
wandlungskraftf fo fagt er7 habt ihr an einem falfchen Ort gefucht.
Nicht Blut- nicht Leben nicht Urin oder ähnliches ifl das Zaubermittelt
fondern allein das Wort macht euch zum Herrn über alle Dinge. Die
Magic aller Magien ift die Wortmagie. Und nur ein anderes noch kann
in diefer neuen Ideenwelt dem Worte gleichgeftellt werden und ift wie
diefes ein myfteriöfes Ur aller Erfcheinungswelt: die Zahl.
In feinem Buche „Wirklichkeiten“ hat Kurd Laßwiß einmal fehr
hübfch dargelegtf wie noch heute im Leben eines jeden Menfihen- in
den Schuljahrem da er das Rechnen lernen mußx die Stunde des großen
Staunens und der Verwunderung über diefe eigentümliäfe Wort- und
Zahlenmagie einmal eintritt. Eine Erinnerung und ein Wiederauf-
tauchen des Zeitalters jener entfcheidenden Menfchheitsumwandlungenf
da das erfte Kind der Vernunft den Schauplaß der Erde betrat und
diefes Zauberwefen von Wort und Zahl entdeckte. Eine Entdeckung-
ein Aufmerken und Bewußtwerdem das mit allen den Schaudern ver-
bunden fein mußte- das fiets über die Menfchheitsfeele kommt, wenn
plößlich eine neue Welt vor ihm auffteigt und fiih ihm enthüllt.
Der Menfch erkannte das Wort- und es war etwas fo ganz anderes-
als wie irgendeines der Dinge der finnlichen Erfiheinungsweltf wie
ein Steint eine Eiche- ein Hundf Leber- Niere- Urin. Die Erkenntnis
des Unterfchiedes zwifchen Wort und finnliaf-wirklichem Ding war das
Wefentliche und die treibende Kraft- und darinf daß es als völliges
Andersfein dem finnlichen Sein der Dinge entgegengefeßt werden konnte-
fafien aller Wert zu liegen. Diefer erfte Vernunftmenfch konnte völlig
überfehen und darüber hinweggehent daß auch unfere Worte materieller
Natur find; nennt doch felbft ein fonft fo guter Materialift- wie Fritz
Mauthner- die Sprache ein „Nicht Wirkliches“ und ftimmt troß feiner
verniäztenden Kritik aller Sprachwiffenfchaft doch darin überein. mit
aller Sprachwiffenfihaft- die ftets an diefer Materialität der Worte als
etwas Unerheblichem unintereffiert vorüberging und allein das „Spreihen

als Denken“ anerkannte. Indem dem Menfchen eine befondere eigen-
tümliche Kraft des Wortes bewußt ward. hatte er eine neue Welt
entdeckt. anders als die der finnlichen Erfcheinungen. - die Word.
Denk- und Vernunftwelt. Und die große tragende Tendenz aller
kommenden Iahrtaufende ging allein darauf hin. zwifchen Natur- und
Vernunfttvelt fcharf zu unterfcheiden. die Vernunftwelt als Götterwelt
über diefe zu erheben. Das Wort aber war die Springwurzel. vor
welcher fich die Tore diefer Vernunftwelt öffneten. und göttlich nur.
infofern es dachte. um fo göttlicher. je mehr man feine materiell-finn-
liche Natur überfehen konnte.
Worin bef'tand aber nun eigentlich die befondere Zauberkraft des
Wortes. die einmal den Menfchen mit fo dunklen Schaudern erfüllte
und ihn an ein fo tiefes. großes Geheimnis glauben machte. deffen Er-
gründung noch immer unfer höchftes Erkenntnisfireben ausmacht?
Eine fehr einfache Tatfache. Dort auf dem Hofe laufen Hühner
umher. In lauter verfchiedenen Arten und Varietäten. Jedes Huhn
anders in Form. Farbe ufw. Das eine alt. das andere jung. das
dritte eben geboren. Diefes gefund. jenes krank. hier fett. dort mager.
Diefes find die wirklich-finnlichen Hühner der wirklich-finnlichen Er-
fcheinungswelt. Lauter mannigfaltige Wefen. keines dem anderen völlig
gleich. Aber für jedes einzelne diefer Tiere. wie für alle zugleich kann
ich das Wort Huhn fehen. und mit ihm meine ich fowohl das einzelne
Exemplar. das ich gerade fehe. wie ich auch alle Hühner der Welt unter
ihm zufammenfaffe. Das Eine if't fchon richtig. daß das Wort Huhn
etwas ganz anderes ifi. als die Fülle der wirklichen Hühnertiere oder
jedes einzelne im befonderen. Es fieht diefen fcharf unterfchieden. gegen-
fäßlich gegenüber. Dort lauter verfchiedene Tiere. hier immer ein und
dasfelbe einzige Wort. dort zahllofe Mannigfaltigkeiten. hier ein Gleiches
und Gemeinfames. Das Wort Huhn ift zweifellos ein Eines. Gleiäjes.
Gemeinfames für alle wirklichen Hühner diefer Erde.
Die Trennung zwifchen einer Wortwelt und einer Naturwelt ift
damit eingetreten. der Weg gewiefen zum Grunddogma der neu herauf-
ziehenden Wor-t- und Vernunftweltanfchauung. wonach alles einzig und
allein auf die Erkenntnis des Einen. Gleichen. Gemeinfamen. in den
Erfcheinungen ankommt. Offenbar läßt fich behaupten. daß diefe Wort-
welt fehr viel ärmer und dürftiger ausfieht. als die Naturwelt. und
dem ganz und gar unerfchöpflichen Reichtum von Dingen hier fieht dort
eine fehr befchränk-te Zahl von Worten gegenüber, Aber zweifellos hat

die Menfchheit bisher ganz anders. umgekehrt gefihloffen. und die ur-
fprüngliche Annahme fah das Höher und Mehr im Wort. Es umfchloß
hiernach gleichfam die Vielheit und Mannigfaltigkeit der einzelnen wirk-
lichen Tiere als eine Einheit. und diefe Wort-Einheitsvorfiellung. diefes
umfaffende Einheitsgebilde erfchien als etwas. das nun noch außerhalb
und über den Dingen und Wefen eriftierte. Es war etwas. das gerade
nicht der finnlichen Erfcheinungs-. der Naturwelt angehörte. fondern
auf eine noch andere Welt hinwies. Gegenfäßlich verfchieden traten
Ratur- und Wortwelt einander entgegen: dort Welt von lauter Viel-
heiten. Verfchiedenheiten und einzelnen Dingen. hier eine Welt des nur
Einen. Gleichen. Gemeinfamen.
Der Menfch hatte alfo eine neue Welt entdeckt und unterfchied
zwifchen einer Ratur- und Wortwelt. Das bedeutete aber zugleich eine
Spaltung und Trennung innerhalb der Wort- und Sprachwel-t felber.
Der Menfch lernte anders fprechen. als er bis dahin gefprochen hatte.
Diefes Zeitalter der großen und entfiheidenden pfychologifchen Revo-
lution und Umwandlung war vor allem und in erfter Linie eben ein
Zeitalter einer Sprachumformung. Nicht das Wort felber wurde ent-
deckt. denn fchon immer hatten die Menfchen gefprochen. fondern was
ihnen zum Bewußtfein kam. war eine befondere eigentümliche Magie
des Wortes. kraft deren diefes den Naturdingen gegenfäßlich entgegen-
geftellt werden konnte. Das Wort als Begriff. als Abftraktion. fiieg
nämlich als das Neue. überrafchende im menfchlichen Geifie auf. und
feine Zauberkraft beftand in diefer feiner Fähigkeit einer abfkrakten
Seinsauffaffung. Ein neues Sprechen. ein begriffliches abfkraktes
Sprechen wurde der Menfchheit zuteil. kam als ein neues Gut und
neuer Befiß zu ihr. mußte gelernt. eingeübt werden.
Denn urfprünglich war diefes Sprechen gerade nicht. -das intellek-
tualiftifche und fpekulative Reden in Begriffen und Abfirakten darf und
foll eben nicht als ein 8 priori alles Sprechens. als ein menfchheitliches
Urerbe angefehen werden. fondern es ift ein Vermögen. welches dem
primitiven Menfchen noäf abgeht. und hier fließt eben jener Rubikon
zwifchen Natur- und Kulturmenfch; und diefes Andersfprechen ift gerade
die Urfache. daß die beiden einander nicht verftehen. daß uns das
Geifiesleben unfrer Wilden fo verworren. abfurd. kindifch erfcheint.
Der Urmenfch fprirht immer in Bildern und Gleichnifien. rein
finnlich und anfchaulich. und das. was wir begrifflich darlegen. beweifen.
begründen. das wird bei ihm zu einer Gefchiäjte. einer Erzählung. Wenn

der Kulturmenfrh eine Philofophie fchreibt. ..Die Welt als Wille und Vorfiellung". fo finnt der Naturmenfch Fabeln aus. und unfere Wiffenfchaft ift hier ein Bericht von Begebenheiten. eine Sammlung von Parabeln. Rätfelaufgaben. Anekdoten. eine Ereigniserzählung. ein Mythus. Jn der urfpriinglichen Sprache ift jedes Wort Bild. Zeichen. Erfaß für ein einzelnes. finnlich-wirkliches Naturding. und der primitive Menfch weiß nur von diefer einen Naturwelt. und die andere Welt. die Welt der Wortbegriffe. des abftrakten Denkens. der Vernunft. hat fich ihm gerade noch nicht enthüllt.

Wenn unfere Sprachwiffenfchaft nun heute noch darauf fußt. daß alle Worte Begriffe find. ausfchließlich in diefem abftrakten Wefen des Wortes def'fen Zweä und Befiimmung erblickt. fo muß dagegen gerade angekämpft werden. Sie hat eben die Sprache immer nur mit dem Auge der Wiffenfchaft angefehen. der ganz befonderen Funktion des Denkens. des vernünftigen Auffaffens. des Kulturfehens. welche nach diefer Darlegung erfi in einem gewiffen Entwicklungsmoment des menfchlichen Geiftes aufkam und möglich wurde. Sie fiellte fich als Aufgabe und Zweck die abftrahierende Sprachunterfuchung. und als ..Sprachwiffenfchaft" hatte fie es nur mit diefem abftrakten Wefen der Sprache zu tun. Daher entging ihr völlig die andere Seite und Welt des Wortes. die Welt des Bildfprechens. Verhängnisvoll vor allem auch für unfere Äfthetik. die im Banne diefer Auffaffung auch in der Sprache der Kunfi. der Dichtung nur eine abfirahierende Sprache erblickte und von vornherein nicht mehr ernftlich zwifchen einem wiffenfchaftlich-begrifflichen und einem dichterifchen. finnlich-anfchauliäfen Reden zu unterftheiden vermochte. Während das neue abfirakte Vernünftig-Sprechen. das laute Denken in Wortbegriffen durch Philofophie und Wiffenfehaft ausgebildet wurde. blieb die Dichtung die Zufluchtsfiätte des urfpriinglichen Bildredens der Menfchheit. Für unfere Afthetik ift es aber gerade notwendig. das Wefen diefes Bildfprechens wieder zu erfaffen. und ihre Anfchauuugen vom Kunfiwerk müffen damit notwendig eine gründliche Umgeftaltung erfahren. Denn der Unterfchied zwifchen Dicht- und Denkfprache reicht bis in das innerfie Leben hinein. und ift genau fo weit. wie der zwifchen Natur und Vernunft.

Der primitive Menfch. das Kind der Natur fieht fich von einer Welt unabläffiger Verwandlungen umgeben. wo in Wahrheit ..alles fließt". und nach dem Befiße der Zauberkünfie. der Verwandlungskräfte geht all fein Dichten und Trachten. Diefe urfprüngliche Zauberreligion

entwickelt fich dahin. daß in einem gegebenen Augen-blicke all die Fetifche.
Blut. Urin. Gehirn. Herz. Leber. Niere. Zähne. Haare ufw. zu kleinen
und fchwachen „Göttern‟ herabfinken und der Majefiät eines neuen
und größeren Fetifches und Gottes weichen müffen: dem Worte. Der
Wortzauber ift der Zauber aller Zauber. *In diefer neuen Erkenntnis
und Lehre vom Wort. als dem höchften und vollkommenften Fetifch.
gelangt nun einmal die primitive Zauberreligion zu ihrer höchften Voll-
endung. findet hier ihren rein|en. geiftigen Ausdru>. - aber in ihr
fchlummert auch ein Keim und eine Kraft. ift ein Dynamit verborgen.
welches den ganzen Zaubertempel der urfprünglichen Menfchheit in
die Luft fprengt. Und man muß daher unterfcheiden zwifchen einer
älteren Entwicklung. da der Wortglauben vornehmlich noch ein echter
Zauberglauben ift. und beladen mit allen den Anfchauungen und Vor-
ftellungen. wie wir fie noch heute bei unferen Naturvölkern antreffen.
und der jüngeren Entwicklung. der fortfchreitenden Bewegung. da die
Lehre vom Wort. die neue panlogiftifche Weltanfchauung. fich immer
energifcher vom Alten losreißt. ihres Gegenfaßes zu ihm fte-ts bewußter
wird. zu ihm in Feindfchaft tritt und fchließlich ihre ganze Aufgabe
darin erkennt. den urfprünglichen Zauberglauben zu entkräftigen. Wie
aus dem Glauben an das Wort als eine Zauberkraft unfere Lehre vom
,.Abfoluten‟ und vom ..Ding an fich" hervorging. wie die Philofophie
als die Grundwiffenfchaft vom Wefen der Begriffe kam. alle Dinge
.wiffenfchaftlich fyfiematifiert wurden. - wie aus der Lehre vom Wort
die neue Geiftes- und Vernunftreligon entftand. welche die Naturreligion
und den Fetifchismus entwurzelte: das find alles große Phafen inner-
halb der Kulturbewegung. weläfe den alten urfprünglichen. reinen
Sinnenmenfchen durch einen neuen Vernunft- und Erkenntnismenfchen
verdrängte.

Das Wort ift auch ein Atem. ein Hauch. Wenn ein Menfch
ftirbt. feßt zunächfi diefer Atem aus. und für unfere Primitiven. wie
für jede naive erfie Beobachtung ergibt fich leicht und ungezwungen
der Schluß. daß der Atem die Seele. der Siß und Träger des Lebens
ifi. Während all die anderen Fetifche. die rein finnlichen Naturdinge.
für das heranwachfende neue Kind der Vernunft an Zauberkraft ver-
loren. mußte gerade der Atem zu einem immer tieferen und wunderbareren
Nätfel werden. da er mit dem Worte in einer unlöslichen Verbindung
fieht. r' ‟RX-kW

Indien. die eigentliäje klaffifche Heimfiätte unferer Welteinheits-

anfchauung und des monifiifch-abfolutiftifäjen Vernunftglaubens. zeigt
uns noch in ganz afarakteriftifcher Weife diefe Entftehung der Lehre
vom Abfoluten aus der Verfchmelzung von Atman und Brahman:
Atman urfprünglich Hana). Odem. - Brahman urfprüngliäj Opfer-
fpruch. Gebet. alfo heiliges Wort. Zauberwort,
Aus einem Ei entfieht ein Huhn. Aber aus einem Ei auch immer
nur ein Huhn. Ein Ei fajließt ein Huhn in fich ein. aber das Wort
Huhn umfaßt mit feinem Hauch zugleich alle Hühner der Erde. Und
die Abftraktion läßt fich immer weiter treiben. alles. was ift. in einen
Wortbegriff zufammendrängen. Das Wort. welches auch ein Atem ift.
weifi damit nach diefer Annahme. Lehre und Glauben auf eine andere
Welt hin. wo alle Dinge geboren werden. wo fie entfiehen. auf eine
Urftätte und .Heimat alles Lebendigen. Aber diefe Welt ift eben eine
andere. als unfere Naturwelt der finnlich-wirklichen Erfcheinungen. und
die finnlichen Dinge gingen hervor aus einem Urwefen. defien eigent-
liche Art und Befiimmung in einer Nichtfinnlichkeit befteht: nämlich aus
einem Wortwefen. aus dem Abfirakten.
Nichts weniger als eine ganz neue Schöpfungslehre war damit
gegeben. und eine Geifiesumwälzung hatte fich vollzogen. fo bedeutfam
und folgenfchwer. als wenn heute alle unfere religiöfen. philofophifchen
und naturwiffenfchaftlichen Weltentfiehungsideen plötzlich als ganz halt-
los. rein aus der Luft gegriffene Fiktionen ficher erkannt wiirden.
Die Welt ift entfianden aus dem Wort. dem Logos; das Abftrakte.
der Begriff ifi die Kraft des Schöpferifchen. welches die finnlichen Dinge
aus fich hervorbringt. Alle diefe zahllofen. manm'gfachen Formen find
aus nur einem einzigen für alle demfelben Wefen hervorgegangen:
dem Begriffswefen. Das war die neue Kosmologie des neuen Ver-
nunftmenfchen. mit der er der Naturmetamorphofenlehre des primitiven
Menfchen entgegentrat. Und damit fiehen wir fchon im hellen Morgen-
licht unferer Kulturgefchichte. die gefchriebenen Dokumente liegen vor.
nach denen das Wort die Dinge gefchaffen hat. Unfere ganze Kulturwelt-
anfchanung ift eben darum eine panlogiftifche. weil fie das Logifche.Ab|rakte
als das Weltzeugerifche behauptet. und durch allen Paulogismus klingt
das Glockengeläute des Johannes-Evangeliums hin: ..Im Anfang war
das Wort. und das Wort war bei Gott. und Gott war das Wort.
Dasfelbige war im Anfang bei Gott. Alle Dinge find durch dasfelbige
gemacht. und ohne dasfelbe ift nichts gemacht. was gemacht ift. In ihm
war das Leben . Und wir fiehen heute noch fo fehr im Banne diefes

urfprünglichen Glaubens an eine Zauber- und Schöpferkraft des Wortes. daß uns das Abfurde diefes Wortglaubens nicht einmal gleich zum Bewußtfein kommt. daß das Iohanneifche Wort Viele noch immer wie mit myfiifchen Schaudern durcheinnt,

Der Begriff. das Wort ifi nach diefer neuen Weltanfchauung ein Eines. Gleiches. Gemeinfames. Unveränderliches. die betreffenden Naturdinge. für die es fieht. find eine Vielheit. unausgefeßte Veränderlichkeit und Mannigfaltigkeit. Damit ift das Lofungswort ausgegeben. die Sturmfahne aufgepflanzt zu dem großen Iahrtaufendkampf des Menfchen gegen die Natur und die Sinnenwelt. Im fcharfen. unverföhnlichen Gegenfaß geraten die beiden Welten aneinander: die Seinswelt der Natur. der Vielheiten und Veränderlichkeiten und die andere. die Urfprungswelt des Wortbegriffs. der Abfiraktion. der Einheit und des Unveränderlichen. Und während die Natur als Welt des Fluches. aller Niedrigkeiten. Gemeinheiten gebrandmarkt wird und finkt. fieigt immer höher und erhabner die Wort- und Abfiraktionswelt. die Vernunftwelt empor. Darin beftand gerade der große Sündenfall. daß das Abfirakte finnliche Erfcheinungswelt wurde. und als das Wort Huhn wirkliche Hühnereier legte. befleckte es fich mit folcher Erbfchuld. daß es nur diefe eine Erlöfung fiir uns gibt: wir müfien diefer Welt der Natur. der Sinne und Formen. der Vielheiten und Veränderlichkeiten. der Sanfarawelt der Täufchungen entfliehen und zurückkehren in die Welt der Abftraktion. der Einheit. der abfoluten Unfinnlichkeit. So erwuchs aus dem Glauben an die Zauberkraft des Wortes die Ideallehre unferer Zivilifation und Kultur. das Ideal von der Einheit. Gleichheit und Gemeinfamkeit. dem all unfer Streben fich zukehren muß, Das ifi unfere Weltanfchauung!!!

Haben wir wirklich noch fo viel Grund und Recht. mit Verachtung auf die abfurden und kindifchen Vorficllungen der armen Neger und Fetifch-Anbeter herabzublicken?

' Freilich. man kann mir fagen. daß das non) immer nicht unfere Weltanfchauung ift. Ich fpreche noch erfl von der Entwickelung. die der Glaube an das Wort und die Macht der Abftraktion im alten Indien nahm. Im Denken des Inders erfuhr die abfirakt-monifiifche Vernunftidee ihre fchärffie Zufpißung und folgerichtigfie Durchführung. entfaltetefin, rein religiös. und die Verachtung und pefiimiftifche Wertung der Natur- und Sinnenwelt erreichte hier den Gipfelpunkt der Sublimität. Der Europäer war und blieb ein befierer Nealift als der Inder. die

Religion konnte hier nie die Wiffenfchaft fo überwuihern wie dort. die
Predigt der Weltfluäjt nicht dasfelbe willige Gehör finden. und die
Welt der Natur. der wirklich-finnlichen Erfcheinungen ließ fich ein für
allemal nicht als eine bloße Täufchung und Fata Morgana in Verruf
bringen.
Für unfere europäifche Weltanfchauung find noch immer grund-
züglich die panlogiftifchen Ideen der griechifchen Philofophie maßgebend.
und Plato und Ariftoteles bauen den Tempel der Vernunft und Wiffen-
fchaft. der trotz aller Umbauten in allen wefentlichen Befkandteilen keine
Veränderung mehr erleiden konnte.
Wir hörten fchon: die Naturdinge find angeblich nur eine Vielheit.
veränderlich. flüchtig. der Wortbegriff ift das Eine. Dauernde. Den
Fluß der Erfcheinungen bringt das Wort zum Stehen; und diefes zum
Stehen bringende Organ. der ..Verfiand". das begriffsbildende.
fprechend-denkende Organ nur kann erkennen. Die Aufgabe alles Er-
kennens und Verftehens befteht eben darin. zum Stehen zu bringen.
das Ständige. Unveränderliche. Gleiche. Gemeinfame zu „begreifen“.
und nur das. was eins und gleich ift. kann erkannt. ..verftanden“ werden.
wird zum Stehen gebracht. So dreht fich der tautologifche Worttanz
im Kreife um fich felbft herum. Durch unfer Sprechen. durch unfere
Wortbegriffe. unfere Fähigkeit der Abftraktion wird uns die Gewißheit
einer noch anderen Welt. eines noch anderen Zuftandes der Dinge
zuteil. als wie ihn uns die Natur zeigt. Und diefe andere Welt. diefer
andere Zuftand ifi allein das wahrhaft Wahre. wahrhaft Wirkliche:
die Naturwelt i| Welt der Formen nur. der individuellen finnlichen
und vergänglichen Gebilde. -- die andere Welt hingegen. mit der wir
durch Wortbegriff und unfere Abftraktionsfähigkeit in Verbindung
ßehen. die Welt des Einen. Ewig-Unveränderlichen und Unvergäng-
lichen. ifi hingegen die Wefenswelt. Und alles kommt daher darauf an.
das Natur- und das Formenfehen zu überwinden und zu diefem Wefen
der Dinge vorzudringen. Darin befteht eben die Aufgabe des Erkennens.
Damit wurde der gordifche Knoten gefäfürzt. den vergebens der
Kulturmenfch zu entwirren und zu löfen verfuchte. Er legte fich felbft
eine Binde vor die Augen. um nur nicht die Natur. die Wirklichkeit
fehen zu müffen. Zunächft if't das Wort eine Zauberkraft. Der Begriff
und die Abftraktion eine Schöpfermacht. welche die Welt hervorbringt.
Aber daß durch bloßes Sprechen Dinge entfiehen follen. - das i| eine
Idee. die durch die Entwickelung notwendig überwunden werden muß.

Freilichi in der Frühzeit des Wortfajöpfungsglaubensj fpricht der
Zauberer nur ein Abracadabraj er murmelt einen Befrhwörungsfprucl»
und fofort verwandelt fich ein Menfch in einen Steinj oder es entfieht
in demfelben Augenblick irgend ein Ding oder eine Erfcheinung aus dem
„Nichts" heraus, Aber je mehr der Panlogismus fich feines Gegen-
fades zu der urfprünglichen Natur und Zauberreligion bewußt wurdej
- je nachdrücklicher er der labilen Welt der Verwandlungen gegenüber
die Unveränderlichkeit feiner Einheitswelt betontey - je entfchiedener
die wifienfchaftliäje Syfiematik und die Lehre von der Befiändigkeit der
Arten den primitiven Metamorphofenglauben entwertete: defto ver-
dächtiger wurde aueh die Idee von der Umgefialtung des Wortes in
eine finnliche Erfcheinung. Die niedrige Herkunftj der trübe Urfprung
der panlogifchen Weltanfchanung aus einer Wortzauberlehre mußte
verfchleiert werdeni dem Bewußtfein entfchwand die Kenntnis von der
urfprijnglichen Entfiehung der Lehre aus fihamanifiifchen Vorftellungen.
Der Verfiand, die Vernunftj das begriffsbildcnde Organ mußte einmal
immer mehr vergöttlicht werdenf feine tranfzendentej andersweltliche
Wefensart betont werdenj - doch war und blieb er aua) ein menfch-
liches Organf gehörte diefer Naturwelt anj diefer niedrigem fündigen
Erfcheinungsfphäre- und es kam daher ebenfofehr darauf anf ihn zu ent-
göttlirhen und zu erniedrigen.

In Plato entfiand für unfere europäifche Kultur einer jener llr-
menfchenj die nach Goethifchem Wort Älteftes mit Neuem zu verbinden
wiffen- und gerade die Kraft eines neuen Sehens aus tieffien Quellen
urzeitlicher Anfchauungen fchöpfen. In ihm lebte ein ebenfo ftarker7
bildredender Dichten ein urfprijnglicher Mythenerzählerj wie ein be-
griffsbildender Denker-i Philofoph; höchftes Abftraktionsvermögen und
reine Sinnenintuition. Er löfie jenen Zwiefpalt, indem er ihn ver-.
tieftej und er beantwortete das Problemj indem er es noch mehr ver-
wi>elte, - er befeitigte ein Geheimnisj um ein noch dunkleres an feine
Stelle zu feßen. Nicht der Begriffj das Wort felber erzeugt die Welt-
dinge- - aber unferem Wortbegriff entfpricht eine noch ganz befondere
und eigentümliche NaturX eine anderer als diefe uns unmittelbar ge-
gebene finnliihe Formen- und Erfcheinungsweln - eine überfinnen- -
eine Wefensnatur. Dasj was in unferem Verfiande die Abfiraktionen
findj das exifiiert in jener Welt als lebendige Erfcheinung. Dort wiichfi
„der" Baum wir-klick» der zugleich alle unfere Erdenbäume in fich fchließt,
und die veränderlichen, wechfelnden vielen Dinge unferer Erde find die

trüben. entfiellten. verfchlechterten Abkommen jener Wefensdinge der
Wefenswelt. - der Platonifchen Ideen. Urbilder. Urtypen. Urformen.
Durch unfere Begriffe. durch Abftraktion und Vernunft erkennen wir
fie; es find die Ideale. zu denen wir hingelangen wollen. und fie fpiegeln
fich gleichfam in unferem abftrakten Denken wider.
Natur und Vernunft find identifch. notwendig eins; das verlangt
eben das Grundprinzip der Einheitsweltanfäjauung. das liegt eben im
Begriff des Begriffes. der ein Eines. Gleiches. Gemeinfames der Dinge
feftlegt . . . Nun hat aber der Panlogismus von Anfang an zwei
Welten behauptet. - die Naturwelt einerfeits. die Wort- und Ver-
nunftwelt andererfeits in Gegenfaß zueinander gebracht. und gerade ihr
Andersfein betont. Nach Plato kann fich daher der Sah von der Einheit
des Seins und Denkens nicht fchlechthin auf das Sein überhaupt. auch
auf unfere finnliche. wirkliche Erfahrungswelt. fondern nur auf jene
überfinnliche. metaphyfifche Welt feiner Ideen und Urbilder beziehen.
Und diefe Welt mythifcher Gebilde muß eben erfunden werden. damit es
die geforderte Einheit von Natur und Vernunft überhaupt geben kann.
Diefe Einheit ging jedoch nach Plato verloren. als aus der Urwelt
der Ideen die Welt unferer Natur entftand. und diefe findet das höchf'te
Gut der Einheit nur dann wieder. wenn fie zu ihrem Urfprung zurückkehrt,
So wölbt der Dichter Plato die Regenbogenbrücke über die Kluft
des Gegenfaßes. welche der begriffsbildende Menfch aufgeriffen hat.
und die von der Vernunft gefchlagenen Wunden muß die Phantafie
heilen.
Ariftoteles gibt die andere. realiftifche Antwort. die für unfere
Wiffenfchaft entfcheidende. Jener Einheit. Gleichheit und Gemeinfam-
keit. welche den Wortbegriff beim erften Betrachten zu kennzeichnen
fcheint. dem Einheitsdenken entfpricht ein Einheitswefen aller wirk-
lichen Naturdinge. Sie bildet deren immanentes Wefen felber. und
als Entelechie geht es durch die gefamte Welt der finnlichen Erfcheinungen.
Damit wird denn nun der Sündenfluch von diefen genommen. daß fie
nicht fo gleich und gemeinfam find. wie das Wort. das für fie fieht;
und als das Abftrakte Natur wurde. entgöttlichte es fich keineswegs.
nahm es keinen Schaden an feinem Wefen. Die Einheit von Sein und
Denken ift in unferer Natur der wirklichen finnlichen Erfcheinungeu
nachweisbar. Damit flehen wir aber nun eigentlich wieder am Anfang.
Die Wort-Einheit der Dinge. die begriffliche abftrakte Einheit ift auch

eine natürlich-finnliche. zuleßt durchaus greifbare Einheit. Und eigent-
lich denken unfere arifiotelifch gefchulten Wiffenfchaften noch viel phan-
tafiifcher als Plato. Aus dem geheimnisvollen Zwifchenreiche. aus der
metaphyfifchen Welt. fteigen die Platonifchen Ideen herab. und find
überall ringsum in der Natur verbreitet. durchaus daheim auf unferer
Erde. in den Steinen. Pflanzen. Tieren. Menfchen. in allem. was da
ift. Sie gehören durchaus der Erfahrungswelt an. Daß fie erifiieren.
bezweifelt noch heute nicht der Kulturmenfch. der in jenem Zeitalter
der großen Geifiesumwandelung geboren wurde. und die Weifen ftreiten
fich nur darüber. ob fie fie mit Platonifch-Kantifch-Schillerfchem Munde
für „Ideen“ und „Ideale" erklären follen. oder ob fie in Überein-
ftimmung mit Goethe und den naturwifienfchaftlichen Geifiern fie als
Erfahrungen anzufeßen haben. Das* unausgefeßte Bemühen und Be-
fireben aller unferer Wiffenfchaften aber ift nun. heute wie immer
darauf gerichtet. durch immer feinere Analyfe. diefe arifkotelifchen
Entelerhien. diefe auch greifbaren. wirklichen finnlichen Einheiten und
Einheit der Dinge zu entde>en. zu jener geheimnisvollen Quelle des
Lebens hinzugelangen. wo aus dem Begriff Wirklichkeiten. aus dem
Wort Huhn plötzlich wirkliche Hühner entftehen. In diefer oder jener
Art fucht jede Wiffenfchaft die Quadratur des Zirkels zu löfen. ob
unfere Ehemiker und Phyfiker nun nach dem „Atom" oder dem „Äther“.
dem ..reinen Stoff" oder ..der Kraft“ fuchen. oder ob unfere Biologen das
..lebendige Eiweiß“ herftellen. die Zoologen die ..Urzeugung". die
Afthetiker die Formenelemente des Kunfiwerks entdecken wollen. Mit
demfelben Munde. mit dem man diefes abfolute Sein als ..reine
Materie“ bezeichnet. bezeichnet man es aber auch als ,.Gefeß“. und es
ift dann eine Idee. welche von den Meiften doch wieder als etwas Sinn-
lirhes gedaäjt wird. Alle halten ihr Steuer gerichtet auf diefe aller-
dings höchfi myfieriöfe Subftanz von der Art. wie fie Behring uns
definiert hat: die fich unabläffig verändert und wechfelt. eine zahllofe
Vielheit von Formen vorftellt. und ein ganz und gar Einziges. völlig
Unveränderliches ift.

Unfere ganze Wiffenfchaft weiß. daß ihr vieltaufendjähriges Suchen
nach der Einheit und all den Einheiten. die fie irgendwie entdecken
oder herfiellen wollte. vollkommen vergeblich war. daß fie ganz und gar
nichts erreichte. aber unentwegt will fie dennoch die Fahne der Vernunft
und monifiifchen Weltanfchauung aufrecht erhalten. Unfere ganze
Wiffenfchaft gefieht felber. daß fie von einem böfen Geifie immerfort in

der Jrre umhergeführt wird und vor lauter unlöslichen Rätfeln fieht.
und refigniert zuletzt damit. daß fie ewig unlöslich bleiben müffen.
Aber follte die Löfung wirklich fo ganz und gar nicht gefunden
werden können? Jfi fie nicht fehr einfach und liegt fie nicht auf der
Hand? War es nicht in der Tat ein böfer Geift. der uns Jahrtaufende
lang immer im Kreife umherführte?
Unfere Darlegung will zeigen. wie in Wahrheit und Wirklichkeit
die Grundlagen und Vorausfeßungen befchaffen find. auf denen unfere
ganze Kulturideenwelt beruht. Wie ein ganz naives. primitives. un-
kritifches. fieinzeitalterliches Denken uns noch immer befangen hält!
Das Einheitsgrunddogma unferer Weltanfchauung behauptet. daß
von vornherein notwendig jeder Menfch die Einheitsidee befißt. und
indem der erfie Menfch erifiierte. erifiierte auch fie. Als Vorausfeßung
aller Vorausfeßungen ifi fie felber vorausfelzungslos. leuäftet aber jedem
ganz von felber und unmittelbar ein.
Unfere Darlegung will hingegen zeigen. daß fie ganz und gar nicht
von vornherein aller Menfchheit erb- und eigentümlich ift. daß fie
ungeza'hlte Menfchen nie gekannt haben und nicht kennen. und daß fie
als eine neue Lehre in einer für uns allerdings noch vielfach dunklen
gefchichtlichen Zeit erft entftand.
Unfer Einheitsdogma ift keineswegs vorausfetzungslos. fondern
beruht auf der Vorausfetzung. daß unferen Wortbegriffen. unferen
Wort- und Begriffseinheiten eine Wirklichkeitseinheit. fei es nun eine
natürliche oder eine übernatürliäfe. eine ftoffliche oder ideelle Einheit
als Wefenseinheit entfpricht. und daß aus ihr erfi unfere Gegenwarts-
welt der vielen einzelnen Formen hervorging. und daß jene fäjließlich
den „Gott" aller Dinge bildet.
Diefe Behauptung ift aber keineswegs unwiderlegliih. fie leuchtet
auch ganz und gar nicht von felber ein. - fondern eine vieltanfend-
jährige Erfahrung beweifi uns ausfchließlich nur. wie wenig fie von
felber einleuchtet. wie ganz und gar unfaßlich fie ift. und daß jeder und
jeglicher Verfuch. folche Einheit und Einheiten theoretifch zu beweifen
oder finnlich-anfchaulich darzuftellen. vollkommen fcheiterte.
Die Grundannahme unferer Weltanfchauung ift eine reine Fiktion.
eine Fata Morgana. eine Behauptung aufs Geratewohl. Aber indem
der Menfch fie als Wahrheit glaubte. legte er fich felber eine Binde vor.
und die ..andere Welt". die Welt feiner Abfiraktionen fchob fiäf als ein
undurchdringlicher Nebel vor die wirkliche Welt feiner Sinne. Sie

gerade wurde zum Mayasfchleier. der ihm diefe verhüllte. und die un-
ausgefeßte Vertaufchung von wirklichen Dingen mit Wortbegriffen
wurde für ihn zur Urfache von lauter Verirrungen und finnlos-unfaß-
baren Behauptungen. unlöslichen Rätfeln.
'k 7|- K'-
Und fo entftand auch die Afthetik. als Kind diefer neuen Einheits-
und Vernunftweltanfchauung. Es foll gezeigt werden. wie fich damit
der Kulturmenfch um die Welt feines künftlerifchen Schaffens betrog.
fie fich felber zerftörte. - wie er damit den Schleier um feine Sinne
wob. daß er die Welt feiner künftlerifchen Bilder nicht mehr zu erblicken
vermochte. und ihre Bedeutung. ihren Sinn nicht mehr fand. Ein
äfihetifches Sehen feßte fich an Stelle eines künfilerifchen. ftatt der
Kunftformen follte ein Kunfiwefen gefchaffen werden. Kunfterfcheinungen
wurden durch den Begriff Kunft widerlegt. und der Äfihetiker be-
hauptete. daß feine „Ideen" erfi die wahren und vollkommenen Schöp-
fungen feien. und die wirklichen Gebilde des Künfilers follten zuletzt
durch diefe überwunden werden. Der Grundirrwahn diefer unferer
Kulturlehre von der Kunft beftand darin. daß ftatt wirklich-finnlicher
naturhafter Werke. wie fie der Künftler hinftellt. ein Homunkulus-Werk.
ein begrifflich-vernünftiges Kunftwerk von einem Afthetiker theoretifch
hergeftellt werden müßte. Nur indem uns völlig klar diefe Irrlehren
unferer Äfihetik von einem Kunftwefen zum Bewußtfein kommen. er-
fchließt fich uns der wirkliche Lebensfinn der Erfcheinungswelt unferer
Kunfi. Dann aber wird uns als Erlöfung auch zuteil werden. daß eine
fcheinbare Vernunft gerade von jeher die Quelle unferer Leiden war.
weil fie uns eben um die reinen Empfindungen unferes Seins betrügt;
und all die Hemmungen und Schranken und unüberwindliäjen Grenzen.
unfere Natur-. Kunfb. Sittengefeße ufw. werden fich uns enthüllen als
das. was fie wirklich find: als reine Imaginationen und Fiktionen. die
aber darum fo fchwerer als ein Alptraum auf uns liegen. Damit
aber wird ein wahrhaft freier Menfch entftehen und eine neue Welt
um fich erblicten. entlafket von dem Fluch der Sünde. welche erfi von
dem Vernunftmenfchen in fie hineingetragen wurde.

Paul Schüler:

Der Mann im Spiegel.

Er hatte es deutlich gefehen. Sie lachte ihn zwar aus und fagte:
es fei fein Spiegelbild gewefen; er folie fich nicht lächerlich machen und
fie mit feiner Eiferfucht verfchonen. Aber wenn er es doch gefehen hatte!
- Wie gerne hätte er ihr geglaubt. Und er probierte einmal. zweimal.
dreimal. ob fie recht haben könnte. Er öffnete die Tür zu feinem Zim-
mer. während die Tür von diefem zum Schlafzimmer feiner Frau zu einem
Viertel geöffnet war. Und wie er nun von draußen in fein Zimmer trat.
da fah er in der Tat den Spiegel in ihrem Schlafzimmer. diefen entzjicken-
den. von Ebenholz umrahmten Spiegel. vor dem die kleine Frau fo
gerne faß. Und in dem Spiegel fah er fich felbft. Gewiß. Gut und fchön.
Der Mann im Spiegel machte alles nach. was er vormachte. wie man das
von einem gewiffenhaften Spiegelbild niän anders erwarten kann. Er
kam ihm entgegen. wenn er vorwärts ging. und wenn er zurückging.
dann ging auch der Mann im Spiegel zurück. Akkurat wie er. Aber das
war es gerade. Der Mann. den er an jenem Abend in dem halbdunklen
Zimmer gefehen hatte. der war ihm nicht entgegengekommen. als er in
feine Stube trat, Der hatte ein paar Schritte zurückgemacht. als die
Tür knarrte. und zwar fehr fchnell, Ia: das hatte er ganz deutlich ge-
fehen.

Und wieder lachte die kleine Frau und erklärte ihm rund heraus. er
fei ein Efel. Er habe ja gar nichts erkennen können; fo dunkel fei es ge-
wefen an jenem Abend. Und wer*s denn gewefen fein folle? Das blonde
Weibchen fah ihn übermütig an. O. wie reizend fie war! Und wie
ihn nam ihrem Munde verlangte! Es machte ihn ganz wirr. Er ftockte;
er ftotterte. Ia. wer es war. das hatte er natürlich nicht fehen können.
Dazu war es allerdings nicht hell genug gewefen. Aber nach den Umriffen
zu fchließen. konnte es kein anderer gewefen fein als Leuthold. Die kleine
Frau fchlug ein helles Gelächter an. So herzlich hatte er fie noch nie
lachen hören. Leuthold - fein Freund Leuthold - der Doktor Leuthold!
Nein. der wäre denn doch der Letzte. Da wurde Mar etwas kleinlaut.
Nun. Leuthold fei doch ein hübfcher Menfch. und fie habe doch felber gc-

fagt. daß fo ein großer Blonder ganz ihr Fall fei. Aber da umarmte fie
ihn und küßte ihn und fagte ihm. daß er ein kleiner Narr fei. und daß fie
ihn fehr lieb habe. ..Ia. aber -“ fagte er. ..Aber. aber - was denn noch
für ein Aber?“ „Die Schritte. Ich habe jemand gehen hören, Ganz deut-
lich.‟ Und er habe doch keine Sinnestäufchung. Oder ob fie ihm einreden
wolle. daß er den Verftand verloren habe.
So fing es an. Mia fagte es dem Doktor Leuthold. Der kam und
fah ihn fich an. Er fand ihn fchlecht ausfehend und fragte. ob er im Ge-
fchäft Sorgen habe. Ia. die hatte er allerdings. Schuldner. die auf
der Kippe ftanden und ihn in Atem hielten; Preisrüägang; Lieferanten.
die ihn im Stich ließen; Kunden. die auf Lieferung drängten und mit
Schadensforderungen drohten. Kein Wunder - meinte der Doktor -.
daß er nervös fei. Er folle ein paar Wochen ausfpannen und
verreifen. - Als wenn das fo ginge! war die Antwort; er könne nicht
fort; er fei unentbehrlich. ..Unentbehrlich ift niemand“ - verfeßte
Leuthold. ..Erft kommt die Gefundheit und dann das Gefchäftr Du ge-
fällfi mir nicht. Du bifi überarbeitet. Sonfi würdeft du dir nicht ein-
reden. daß ich und deine Frau-F“ Mar wurde rot. ..Ein hübfcher
Sparren. mein Junge.“ fuhr Leuthold fort. ..Wenn ich nicht ein fo gut-
mütiges Luder wäre und dein Freund und dein Arzt. ich würde dir jeßt
zwei .Hörner auffeßen. fo groß wie die Siegesfäule. Weiß Gott. das
würde ich."
Dann fragte er ihn. ob er das Schaufpiel Galeotto kenne. Da reden
die Leute fo lange über zwei Menfchen. bis die beiden wirklich miteinander
etwas anfingen.
Nach diefem Gefpräch fühlte er fich erleichtert und wie von einem
Drucl befreit. Er ließ Leuthold nicht fort; der mußte zum Abendbrot
bleiben. Seine Offenheit hatte etwas Bezwingendes. Seine Treuher-
zigkeit hatte ihn entwaffnet. Er war vergnügt. wie feit langem nicht.
Sein Frohfinn wirkte auf Mia zurück. Ein Sektpfropfen knallte. Die
Stimmung war heiter bis zur Ausgelafienheit. Es fehlte nicht an An-
fpielungen. die er lachend über fich ergehen ließ. ..Ihr habt gut reden.‟
meinte er. ..Niemand ift fo übel dran. wie ein armer Ehemann. Der
hat nichts zu gewinnen. der hat nur zu verlieren. Genau wie in der
Schule der Primus: Der kann auch nur herunterkommen." ..Profi Pri-
mus!" rief der Doktor; und ..profi mein kleiner Othello!" rief Mia,
„Nun gebt euch mal einen Kuß.‟ fagte Mar mit-ten im befien. ..Ach
was!“ fagte Mia und wurde rot. Der Doktor lachte. ,.Leuthold. du

willft nicht?" rief Mar. ..Das ift nicht gerade fchmeichelhaft. Ich biete ihm die Wange meiner Frau. und er weigert fiäf. Los. Kinder: fonft glaube ich ernftlich. ihr habt was miteinander." Da taten fie es denn. Wie Bruder und Schwefier fich küffen. Ohne eine Spur von Befangenheit. Und dann faßen fie wohl noch eine Stunde gemütlich beieinander, Aber fpäter. als er im Bett lag. kam ihm ein Gedanke. der ihn quälte. der in ihm wühlte. der immer wiederkehrte. fo oft er ihn auch verwarf und von fich wies. Wie. wenn diefe Offenheit nur eine Falle war? Wenn diefes biedere Gebaren nur den Zweck hatte. ihn in Sicherheit zu wiegen? Wenn diefe blauäugige Treuherzigkeit nur die gefäfickte Maske eines Verräters war? wenn die Erwähnung des Galeotto nichts weiter war als ein kluger Schachzug. als ein raffiniertes Mittel. um feinen Argwohn einzufchläfern? Man ftieß ihn auf einen ähnlichen Fall mit einer Ehrlichkeit. die befagen wollte: Dahin kann es kommen. wenn man zwei Menfchen in Verdacht bringt; bei mir und deiner Frau ift fo etwas natürlich ausgefchloffen.

Ia. warum denn ausgefchloffen? Leuthold war auch nur ein Menfch. Daß er Mia gern hatte. das hatte er oft genug gefagt. Eine ganze Tonleiter von Gefühlen ftand ihm zur Verfügung. wenn er von ihr fprach. Sie waren Freunde. langjährige Freunde. Nun ja. Aber feit wann ift Freundfchaft ein Bollwerk gegen Liebe. Wallungen des Bluts. Ausbrüche der Leidenfchaft? O nein. Komödienfpiel. und wenn es noch fo glänzend war. follte ihn nicht täufchen.

Er erhob fich und machte Licht. Leife bewegte er die angelegte Tür. bis er den Spiegel fehen konnte. Und wieder fuchte er fich zu vergegenwärtigen. was wohl an jenem Abend gewefen war. Vorwärts ging er und ging zurück. wie er es fchon fo oft getan. Und gehorfam folgte der Mann im Spiegel feinen Bewegungen. Bewegungen. die nicht von feinem Körper ausgingen. fah er nich t. Vergebens fuchte er fich vorzuftellen. daß der andere. den er an jenem Abend zu fehen vermeinte. nichts weiter war. als das Bild eines leblofen Gegenftandes oder eine Kombination von Schatten. die in dem halbdunkeln Zimmer ihr Wefen trieben. Und wieder und wieder machte er. bloß mit dem Hemd bekleidet. feine wunderlichen übungen: nur von dem einen Wunfche erfüllt. daß diefer entfeßliche Spiegel ihm endlich - fo oder fo - Gewißheit gebe. Zwei Schritt vorwärts - zwei zurück. Zwei vorwärts - zwei zurück. War es damals fo wie heute. oder war der Mann im Spiegel feine eigenen Wege gegangen?

..Was haft du?" rief Mia. Er hatte. ohne es zu wiffen. laut
gefköhnt und mit fich felbfi gefprochen. Run verhielt er fich ftill und
kroch leife in fein Bett zurück. Sie rief: ..Mar-F' Er antwortete nicht.
Mochte fie glauben. er habe aus dem Schlaf gefprochen,
Doktor Leuthold kam jeßt öfter als früher. Denn - fagte er zu
Mia _- für fo harmlos könne er die Sache nicht anfehn. Er kam. auch
wenn Mar noch nicht zu Haufe war. und ließ fich von ihr alles bis ins
Einzelne berichten. Ihn felber fragte er. wie er fich fühle. Ob er Herz-
klopfen habe? Ia. das hatte er. Schwindel? Auch Schwindel. Und
Kopffchmerzen. Und manchmal Ohrenfaufen und manchmal Flimmern
vor den Augen. Leuthold machte ein ernftes Geficht und fagte Beiden.
daß alles. was Aufregung heißt. unbedingt zu vermeiden fei. ..Als ob
das fo ginge!" brummte Mar. Er fuhr fort. heimlich vor dem Spiegel
feine wunderlirhen Exerzitien zu machen. Aber ftatt der lang erfehnten
Beruhigung befcherte ihm das tückifche Glas nur neue Qualen und
Leiden. Er fah bleich und elend aus. Die Augen hatten ihren Glanz
verloren. Er war um Jahre gealtert. Er hätte den Spiegel zerfchlagen
mögen. der ihm fein entftelltes Geficht zeigte. Er vermied es. mit Be-
kannten zufammenzukommen. Denn fie ließen es fich nicht nehmen. ihm
mit allen Zeichen des Entfeßens zu verfichern. daß fein Ausfehen miferabel
fei. Anfangs ertrug er das fiill und traurig; aber dann wurde er heftig
und ausfallend. fo daß die Leute anfingen. über ihn den Kopf zu fchütteln.
Ihm graute jedesmal vor dem Augenbli>. wo er in fein Zimmer trat und
in den Spiegel fah. Aber laffen konnte er es nicht. Es zwang ihn immer
wieder hineinzufehen. Schließlich gefiand er feiner Frau. daß es fo
nicht weiterginge: er könne und wolle feine Fratze nicht mehr fehen. und
fie möge das Biefi von einem Spiegel fortnehmen oder verhängen. Er
weinte. als er das fagte. ..Armer Kerl.“ fprach Mia und fuhr ihm
fireichelnd über das Haar.
Tags darauf kam der Doktor und erklärte ihm von neuem. er müfie
fort. Aufs Land in ein Sanatorium. Veränderte Umgebung und kaltes
Waffer würde ihm gut tun. Denn das fehe er wohl ein. daß es die höchfte
Zeit fei. etwas für fich zu tun. Ja. ja - murmelte Mar -. ich fehe
es ein. Bei fich aber dachte er: fie wollen mich nur los fein. Sein Arg-
wohn verließ ihn keine Stunde. Hinter jeder Bewegung. hinter jeder
Äußerung witterte er ein geheimes Einverftändnis. Früher war er
pünktlich mit dem Glockenfchlag zu Haufe. Ießt kam er. wenn man ihn
nicht erwartete. Mia erfchrak. wenn er fo urplötzlich vor ihr ftand:

bleich. gefpannt und fafi enttäufcht. wenn er den Anderen nicht bei ihr antraf.
An einem trüben. nebligen Tage. als er wiederum zu ungewohnter Stunde feinem Haufe zuftrebte. fah er vom anderen Ende der Straße her. dort. wo das Ufer war. einen Menfchen auf fich zukommen. Ebenfo hafiig wie er und gleichfalls in einen weiten. braunen Mantel gehüllt. Sonft pflegte er felber den Uferweg einzufchlagen. wenn er vom Gefchäft kam. während er zum Gefchäft hin linker Hand vom Haus den Weg durch den Park benutzte. Heute ausnahmsweife hatte er diefen Weg als Rückweg gewählt. Warum. das hätte er felber nicht zu fagen gewußt. Und nun kam ihm vom Ufer her diefer Menfch entgegen. Der Nebel erlaubte nicht. die Gegenftände genau zu erkennen. Sollte es Leuthold fein - dachte er und befrhleunigte den Schritt. um früher an der Haustür zu fein als der andere. Der ging gleichfalls fchneller. Als fie nur noch wenige Schritte auseinander waren. da merkte er. daß der andere nicht Leuthold war. fondern -: er prallte zurüä. fo entfeßte er fich. Dem andern erging es ebenfo. Einen Moment verharrten beide regungslos. Dann machten fie gleichzeitig einen Schritt vorwärts. und nun fianden fie dicht voreinander: Auge in Augez unfähig. ein Wort herauszubringen. Nie wieder hatte er fein gelbes. zerquältes Geficht gefehen. feitdem man den Spiegel verhängt hatte. Jeet fah er es. vom Grauen entfiellt. fo furchtbar deutlich. wie wenn da mitten auf der Straße ein Spiegel fiände.
Er wandte fich nach der Tür. Die Hand zitterte fo. daß er den Schlüffel nicht in das Schlüffelloch brachte. Es drängte ihn. fich naäf dem anderen umzufchauen. Aber fiärker war das Grauen. Noch einmal - das fühlte er - würde er feinen Anblick nicht ertragen. Es gelang ihm fchließlich. die Tür zu öffnen. Er fiürzte ins Haus und fchlug fie krachend hinter fich zu. Oben bei feiner Frau fand er den Doktor, Jhm war. als wenn fie die Köpfe zufammengefteät hät-ten. und nun. bei feinem Eintritt. auseinanderprallten. Auch waren die Hände fehr nah beieinander. Sie waren anfcheinend verlegen. ..Laßt euch nicht ftören.“ fagte er und lachte. Aber es war ihm. als wenn da ein anderer fprach und lachte. Er erkannte feine Stimme nicht wieder. ..Wie fiehfi du denn aus!" rief Mia. ,.Kinder.‟ fprach er - aber ihm war ganz trocken im Hals. fo daß er Mühe hatte. zu fprechen - ,.Kinder: fagt es mir. wenn ihr mich betrügt. Jch verlange nicht von meiner Frau. daß fie mir treu ift. Aber d a s kann ich als Ehemann verlangen. daß

fie mir's fagt. wenn fie mich beträgt." Mia erfuchte ihn. nicht fo ge-
fchmacklofe Scherze zu machen.
Am nächften Tag hatte der Doktor eine längere Befprechung mit
ihr. Er fagte. er f'tehe für nichts. wenn jeßt nicht etwas Ernfiliches
gefchehe. „Ja“ - fagte Mia: „es wird täglich fchlimmer mit ihm."
Sie brach in Tränen aus. „Ach Gott." fchluchzte fie: ..iaz bin ja fo
unglücklich.“ Leuthold nahm ihre Hand und ftreichelte fie. Und fie barg
den heißen Kopf. wie Schuß fuchend. an feiner Bruft. „Man muß
Geduld haben.“ meinte er: ..es ift eine Krankheit. wie jede andere."
„Er quält mich zu fehr.“ fprach fie: ..ich fürchte mich vor ihm." Leuthold
fprach ihr Mut ein. Er fuhr ihr über das blonde Haar und küßt-e fie
auf Stirn und Wange. Es könne alles noch gut werden - meinte er.
Sie fchlug die Augen zu ihm auf: hilfefuchend. willenlos.
Das Sanatorium war befchlofiene Sache. Mar war mit allem ein-
verftanden. Er fprach wenig und brütete meift dumpf vor fich hin. Der
Tag der Abreife kam heran. Abends zehn Uhr ging der Zug. Am Nach-
mittag telephonierte Mia an Leuthold. Es war von der Zeit der Abreife
die Rede. Mar war im Nebenzimmer. hörte. wie fie zehn Uhr fagte. und
dann in Abfiänden ein paar abgerifiene Ia*s; und dann glaubte er zu
hören. wie fie leife die Zahl elf nannte. Die Zahl elf ließ ihn nicht los.
Sie bohrte fiä) ihm ins Hirn wie ein Dolch. Er litt entfetzlich.
Um halb zehn fagte er feiner Frau Adieu. Sie wollte ihn zur Bahn
bringen. Aber er duldete es nicht. Ein Abfchied an der Bahn fei ihm
fchrecklich -- meinte er. Ein leßtes Wort - ein letzter Kuß: und er
nahm feinen Koffer und fuhr zum Bahnhof. Aber er reifte nicht ab.
Er ließ den Zug abfahren. gab den Koffer beim Portier ab und wartete.
Anderthalb Stunden wartete er. In einer bis zum Fieber gefteigerten
Unruhe. Dann machte er fich auf den Weg. Er wählte den Parkweg.
der in gefpenftifäjem Dunkel lag. Die Luft war mit feuchten Nebeln
gefüllt. die den Atem benahmen und die Bruft einfchnürten. Je näher
er feinem Haufe kam. defto rafcher ging er. Eine Uhr fäjlug halb zwölf.
Er rannte. er fprang. Als er an die Ecke feiner Straße kam. war er
vollfiändig atemlos. Er hatte nur eine Vorftellung: die erfüllte ihn. wie
das Waffer den Krug füllt.
Weit und breit kein Menfch. der fich iiber die Eilfertigkeit des fpäten
Wanderers hätte wundern können. Erft kurz vor feiner Haustür fah
er einen. der ihm entgegenkam. Vom Nebel umwallt; eilfertig wie er;
in einen weiten Mantel gehüllt. genau wie er, Er wollte fchreien. Aber

die Stimme verfagte. Er hatte keinen Atem. Die Knie zitterten ihm.
Mit leßter Kraft öffnete er die Haustür. Kraehend fiel fie ins Schloß.
Aber die Tür zur Wohnung ging nicht auf. Der Säilüfiel wollte nicht
gebot-chen.
Mia bekam keinen geringen Scbreekl als fie- dem Geräufehe folgend
und nur mit einem [ofen Uberwurf bekleidet, die Tür öffnete und ihren
Mann ohnmächtig auf der Schwelle liegen fah. Zitternd am ganzen
Leibe lief fie in ihr Zimmer zurüch indem fie mit heiferer Stimme zu-
fammenbanglofe Worte ausfiieß. Leuthold ahnte mehrf als daß er ver-
fiand- was gefehehen war. Sie liefen nun beide nach draußen und trugen
den Bewußtlofen in das Zimmer: an dem verhängten Spiegel vorbei auf
das Lagen das man foeben verlafien hatte.

xxl.
Geheimer Regierungsrat))r. Paul
Sorauer. Profefior. Univerfität Berlin:
Ihre gefchäßte Anfrage betreffs des Verhältnifies der modernen
Wiffenfchaft zu den religiöfen Grundgedanken kann ich durch den Hin-
weis auf die in meinem Handbuch der Pflanzenkrankheiten (lll. Aufl..
Bd. l. S. 28. Berlin 1909. Paul Parey) niedergelegten Anfichten über
die Erblichkeit beantworten,
Es heißt dort ..die Erblichkeit ifi ein mechanifches Muß.
eine notwendige. überall vorhandene Folge der Struktur der organifchen
Subfianzen.
Sobald man die organifche Subfianz. ebenfo wie die anorganifche.
als eine Atomvereinigung betrachtet. die ihren Charakter. alfo ihre fpezi-
fifchen Eigentümlichkeiten dadurch erhält. daß die Atome in den Mole-
külen in verfchiedenartiger Lagerung und Schwingungsform fich vor-
finden. dann ftellt alle Subftanz den Gleichgewiäuszufiand b efiim m -
ter Bewegungsformen dar. Wenn man auch nicht die un-
zähligen Kombinationen der molekularen Schwingungen präzifieren
und nicht die aus den *verfihiedenen Lagerungsverhältnifien fich ergeben-
den Spannungen und anderweitigen mechanifchen Folgen konfiruieren
kann. fo darf man doch jeden organifchen Aufbau als die Folge einer
Summe ganz beftimmter. e in a n d e r b e din g e n d e r Kombinati-
onen molekularer Bewegungen bezeichnen."
Nennen wir das kleinfte Teilchen einer organifchen Subftanz ein
..Biogen“. fo würden wir fagen. daß jedes Biogen vermöge feines
befiimmten molekularen Aufbaues einen individuellen Charakter befißt.
der als der Ausdruck einer Summe befiimmter Bewegungsformen in-

folge des Beharrungsvermögens konftant bleiben muß. ..Diefe Be-
fiändigkeit iit eine mechanifche Notwendigkeit; denn eine jede Bewegung
verharrt in der vorhandenen Form fo lange. bis eine andere Kraft-
äußerung fie modifizieren wird. und jede Subftanz. die doch der Aus-
druck und Träger der Bewegung ift. verharrt in ihrer Form und ihren
Merkmalen. bis andere Einwirkungen molekulare Umänderungen ver-
anlafien."
Die Biogene. gleichviel ob fie in Form von fomatifchem oder em-
bryonalem Plasma auftreten. bilden fo viel verfchiedene Einheiten. als
es Individuen gibt; alfo fo viele Arten Plasma. als Organismen vor-
handen find. und diefe Eigenart des Protoplasma bleibt. bis andere
Kräfte. andere Eingriffe eine dauernde molekulare Umlagerung bedingen.
Die Schwingungsformen. welche ein Biegen darftellen. kommen im em-
bryonalen Plasma am lebhaftefien zum Ausdruä und teilen fich den im
Stoffwechfel neu in ein Molekül eintretenden Atomen mit und erhalten
fomit deffen Charakter.
..Diefes Beibehalten der molekularen Bewegungsform in der neuen
Generation i| Erblichkeit." Träger der Erblichkeit ift alfo jedes
Biogen. wo es fich im Organismus auch befinden möge; aber die Erb-
lichkeit kommt nur an den Neubildungsherden zum Ausdruck. In diefer
Weife deuten wir die Wiederholungen der Gef'taltungsvorgänge in den
aufeinanderfolgenden Generationen der Organismen. In diefem Sinne
beurteilen wir auch die Theorien der Biologen. wie fie in der Annahme
der „Geminiiltw" von Darwin. in den ..Plaftidulen" Haeckels. im
Keimplasma von Weißmann. im ..Idioplasma" Naegeliis und in den
„Pangenen" von de Vries zum Ausdruck gebracht find.
Die Erblichkeit wohnt überall. denn fie gehört zur Natur einer
jeden Subftanz. die eine ..Drei-Einheit" darftellt. Denn. wie
wir auch die denkbar kleinften Teilchen der Subftanz auffaffen und be-
nennen wollen. fo find wir doch darin einig. daß die verfchiedenen Arten
der Subftanz nur dadurch zuftande kommen. daß diefe kleinfien Teilchen
durch ihre. ihnen innewohnende Bewegung in eine beftimmte Gruppie-
rung gelangt find. Iede Gruppierung hat eine gewifie Geftalt. und
fo fehen wir. daß mit der Qualität einer jeden Subftanz auch eine
fpezififche Gefialt verbunden fein muß. Die Kräfte. welche die kleinften
Teilchen zur befiimmten Lagerung zufammengeführt haben. find nicht ver-
fchwunden. fondern augenbliä'liäf im Gleichgewichtszuftand gebunden.

Pau(SWM
Alfo jedes kleinfie Teilchen der Subfianz ifi auch noch äußerungsfähig
oder funktionsfähig. So gehören zum Wefen der Subfianz die Begriffe
der Qualität. der Gefialt und der Funktion. Niemals ifi eine Eigen-
fchaft von der anderen getrennt denkbar. Aufgabe der Naturwifienfchaft
ifi es. die Beziehungen der verfehiedenen Subfianzformen zu einander
zu |udieren.
Alfo die Subfianz felbfi trägt in fich ihre eigenen Gefeße. und der
Stoffe ..Haffen und Lieben" find abfolute Notwendigkeiten. Es regiert
überall ein ..mechanifcher Imperativ". Für eine vorbedachte Zielfirebig-
keit. für den Neovitalismus ifi bei diefer Anfchauungsweife kein Raum.
Iede neue Subftanzänderung. jede neue Gefialtung und Funktion ift
nur die notwendige Folge des Znfammenwirkens der vorhandenen Zu-
fiände mit den neu hinzukommenden Faktoren. Zufall und Willkür-
lichkeit gibt es nicht. fondern nur unfere augenblickliche Unkenntnis
des Zufammenhanges,
Unfere Theorie des mechanifchen Aufbaues. die fich auf das Ge-
gebene. auf die unferer Wahrnehmung zugängliche Subfianz fiützt.
wiirde auch zulafien. daß die feelifchen Äußerungen der Organismen
als notwendige mechanifche Leifiungen des Apparates angefehen werden;
aber diefe Theorie berührt nicht die Frage nach der H e rku nf t d er
vorhandenen Subfianz.
Ein Urteil über diefen Punkt ift Sache des Glaubens. da wir
Pofitives darüber nicht wifien. Ie nach feiner individuellen Anlage
wird ein Menfch überzeugt fein. daß nur eine perf'onliehe Allmacht die
vorhandene Subftanz mit ihrem ineinandergreifenden Kräftefpiel her-
vorzurufen vermag. während ein anderes Individuum fich mit der An-
fchauung begnügt. daß die Subftanz an fich das allein Vorhandene ifi.
und daß die in ihrer Erifienz begründete Differenzierung zur Gefialtung
der augenblicklich als Elemente angefprochenen Gruppierungen und deren
Kombinationen geführt hat. *
Aber die Befchäftigung mit der Frage des „Woher" ifi nicht
Sache der Naturwiffenfchaft. welche fich nur mit der Tatfache des Vor-
handenfeins der Subfianz zu befchäftigen hat und deren gegenfeitige
Beziehungen klarlegen foll,
Die Verbindung diefer Studien mit dem religiöfen Gedanken ifi
keine unbedingte Notwendigkeit. Der Menfch ift nur geneigt. wenn

er an der Grenze feines Könnens und Wiffens angelangt ift. im Gefühle
der eignen Unvollkommenheit zu feinem Trofte eine vollkommenere
Welt fich zu konfiruieren. Damit betritt er aber das Gebiet der Speku-
lation. wohin die Naturwiffenfchaft nicht zu folgen hat; denn ihr Ge-
biet ift das Experiment.
Aus diefer Trofibedürftigkeit des Menfchen hat fich der religiöfe
Gedanke als eine Notwendigkeit herausgebildet. und je nach der Ver-
fchiedenheit der Menfchen find die Religionen verfchieden. ebenfo wie
der Moralbegriff je nach Entwicklung der menfchlichen Gefellfchaft
wechfelt. Auch die Moral gehört nicht unbedingt zur Religion. und es
ifi fehr gut auch ein fittlicher Aufbau der Gefellfchaft denkbar. ohne daß
religiöfe Anfchauungen mitfprechen. Maßgebend wird aber immer fein.
daß ein Gleichgewichtszufiand zwifchen den egoifiifchen Anfprüchen der
einzelnen. die Gefellfchaft bildenden Individuen hergef'tellt wird.
'k ' K
Aus der hier entwickelten Anfchauung würde fich ergeben. daß alle
Menfchen mit ihrem Denken endlich an ein verfchloffenes Tor kommen.
nämlich zu der Frage nach dem „Woher" der vorhandenen Subftanz.
Hier wiffen wir nicht. fondern glauben. Diefes Schickfal teilen die
Monifien mit den Dualifien. die Atheiften mit den Deifien.
Welcher Weltanfchauung fich ein Individuum zuneigt. hängt von
dem perfönlichen Empfinden ab. Der Eine fucht den Troft in einem.
auf den Grundlagen der naturwiffenfchaftlichen Erkenntnis fich auf-
bauenden philofophifchen Spfteme. der Andere findet feine Beruhigung.
feinen innern Gleichgewichtszufiand in einer auf Offenbarung be-
ruhenden Religion. Stets aber ifi fefizuhalten. daß die Naturwiffen-
fchaft nur diesfeits des verfchloffenen Tors. alfo auf dem Gebiete des
Sinnlich-Wahrnehmbaren fich zu bewegen hat. indem fie die Gefelze
der vorhandenen Subfianz feftfiellt. Dies kann in gleiajem Maße von
jedermann gefchehen. gleichviel. welchen Standpunkt er betreffs einer
metaphyfifchen Welt einnimmt. Daher können wir ebenfo korrekte gott-
gläubige wie gottleugnende Naturforfcher haben.
Die Erforfchung der Naturgefeße bleibt die Bafis für die Ent-
wicklung der Menfchheit. Der Erweiterung der naturwiffenfchaftlichen
Erkenntnis fuchen die philofophifchen Syfteme fowohl. als auch die
offenbarten Religionen fich allmählich anzupaffen.

Paul Sorauer
Alfo ftreben wir. die Gefeßmäßigkeiten in der Natur weiter zu
erforfchen. Wer aber jemals fich bemüht hat. diefen Weg zu wandeln.
wer jemals angefangen. die Natur in ihrem Walten zu beobachten. der
empfindet auch Liebe zur Natur. und diefe Liebe wirkt werbend in
immer weiteren Kreifen. Deshalb können wir unbeforgt fein: die Zahl
der Anhänger der Naturwiffenfchaften wächfi.
In dem Maße. als der Menfch erkennt. wie gefeßmäßig die Fäden
in der Natur ineinandergreifen. erweitert fich bei ihm auch der Gedanke.
daß er als ein Glied des Ganzen unter beftimmten Gefehen der Gegen-
feitigkeit fkeht. die auch im Gefellfchaftsleben erifiieren und refpektiert
werden müffen. Er lernt die Anfprüche feines Nebenmenfchen achten
und die Notwendigkeit gegenfeitiger Duldung verftehen.
K.
WW
Fortfeßung in der Augufi-Nummer

Rund
Goethe-Tage in Weimar
und Lauchfiedt.
Fiir einen jährlichen Beitrag
von zehn Mark erwirbt man die
Mitgliedfchaft der Goethe-Gefell-
fchaft. Jch will nicht behaupten.
daß mit diefem Tribut. wie wir
ihn noch vielen anderen Vereini-
gungen unferes gefegneten Deutfch-
land entrichten. eine befondere Ve-
ziehung zu Goethe hergefiellt wird.
und man darf ruhig über diefe
Bereinsmeierei und ihren alljähr-
liäjcnNiederfchlag in Weimar lächeln.
was wir als gefcheite Leute übrigens
fchon felbft beforgen. Was wir da
treiben? Das offizielle Programm
verheißt uns einen Fefivortrag von
wechfeinder Güte über das uner-
fchöpflichc Thema ..Goethe und . . .".
eine Fefivorfiellung im Hoftheater
von leider immer gleicher Qualität.
ein gemeinfames Fefteffen von un-
fagbarer Befchaffenheit. das durch
Fefiredner aus Pflicht oder Neigung
verlängert oder verkürzt wird.
Zwifchen diefen vorgefchriebenen
Veranfialtungen bleibt nicht viel
Zeit. Die erfte freie Stunde wird
dem Allerheiligften gewidmet; wir
ftehen in Goethes Arbeitszimmer.
wir fehen in fein Sterbezimmer
hinein. und wir bemerken. wie wenig
zum Arbeiten und zum Sterben
gehört. Oben find die Familien-
und Empfangsräume mit ihrem
kleinen Luxus. mit dem vornehmen
Maß von notwendiger Repräfenta-
u.
icha
tion. mit den Sammlungen des
Hausherrn aus allen Gebieten des
Wiffens und der Kunft. die fich
unter der letzten Direktion Kötfchau
zu ihren urfprünglichen Befiimmun-
gen zurückgeläutert haben. und wir
bemerken. wieviel zu einem Leben
gehört. das in langer Dauer nicht
einen Augenblick fiill gefianden hat.
Man befucht das behagliche Wittums-
palais der Großherzogin Amalia.
oder man fährt fchnell zum Schlöß-
chen Tiefurt. um fich vorfichtig durch
die Miniaturräume zu winden. die
die Rokokolaune einer überaus ver-
gnügten Hofgefellfchaft mit den
überflüffigften und reizendften Spie-
lereien in Lack. Porzellan. Alabaf'ter.
Papieren und Broderien erfüllt hat.

Jn der Hauptfache aber amüfiert
man fich. Man trifft fich immer
wieder. fchüttelt fich immer wieder
die Hände. befchenkt die Damen.
die fich hier fehr ficher fühlen. mit
Blumen und Komplimenten über
ihr gutes Ausfehen auch nach den
durchwachteften Nächten; denn vor
allem wird hier gekneipt. bis der
Mond über Goethes weißem Garten-
haufe aufgeht und Goethes Park
fiill mit feinem Glanze füllt. Das
ift nun kein Aberglaube; ihm ge-
hören die Gefiirne. die raufchenden
Bäume. die leifen Wellen der Jim.
die feinen Nebel auf Erlkönigswiefe.
Es hat nie ein Menfch mit folchem
Nachdruck gelebt. um fich feine Um-
welt fo zu eigen zu prägen. Diefes
großen kleinen Reiches ift er der

Allumfaffer. der Allerhalter. und
nach einem fchönen Worte von
Angelus Silefius dient der Fromme
feinem Gotte immer. auch wenn
er nur fein Gläschen trinkt. Ob
wir nach Weimar pilgern. nach
Mekka. Lourdes oder Sadagora.
die gut eingeführten. beglaubigten
Wallfahrtsorte erregen alle eine
ähnliche Fröhlichkeit. ftimmen uns
alle eine Oktave höher. und wenn
wir die Snobs. die einmal mit-
laufen. immer wieder in einer
hochmütigen Enttäufchung abfallen
fehen. fo gefchieht es. weil wir vor
ihren Augen nicht feierlich genug
daherfchreiten. weil wir uns der
fanften Ansgelaffenheit einiger Fe-
rientage anfpruchslos hingeben. Trotz
bezahlter Mitgliedfchaft. General-
verfammlung und Kaffenbericht.
trotz erhöhten Zimmerpreifen. er-
fchwerten Hungerftillungen. ver-
wünfchten Kellnern bleibt Weimar
feiner Sache fo ficher. daß das Pro-
fane fich von felbfi verftehen darf.
Diefe letzte Pilgerfchaft endete
mit einem neuen reizenden Finale.
weil wir einen Wallfahrtsort wieder
entdeckten. der feine Heilskraft von
Weimar bezogen hat. Es ifi das
Badeörtchen Lauchfiedt zwifchen
Halle und Merfeburg. So etwas
Friedliches. Zierliches. geruhfam
Einladendes habe ich nur im Frän-
kifchen und Schwäbifchen. zwifchen
Main und Neckar gefehen. wo ge-
wiffe Badenefichen. an die der
große moderne Verkehr nicht heran
kann. die feine arifiokratifche Haltung
des 18. Jahrhunderts gewahrt haben.
Jn Lauchfiedt hat fich gewiß fehr
wenig geändert. feitdem der Er-
finder der Hoffmannstropfen den
Ruhm feines ..martialifchen Gefund-
brunnens“ verkündet. feitdem die
verfchollenen Merfeburger Herzöge
und die fächfifchen Kurfürften über
das architektonifche Bild und die
Erziehung der vorhandenen Natur
zur gefelligen Freundin entfchieden
haben. Da fteht das alte erzbifchöf-
liche Schloß mit dem faft quadratifch
gefchnittenen Teich zu feinen Füßen;
da fiihrt die alte Promenade. deren
Steifheit im Laufe der Jahre zu
gemäßigter Wildheit fich auswachfen
durfte. nach der ernft und einfach
gefaßten Quelle. und man kann fich

fehr leicht vorfiellen. wie die fäch-
fifchen Adligen und die Leipziger
Profefforen vielleicht zu verfchiede-
nen Stunden. ganz gewiß jede
Partei auf ihrer Seite. mit Anmut
oder mit Würde dahinfchritten. um
die erwünfchten Wirkungen des
Brunnens fpazierend abzudämpfen.
Zwifchen demSchloß und dem Bade-
häuschen erhebt fich auf einem
freien Plahe der einfache längliche
Bau des Theaters. im Jahre 1802
von dem Weimarer Theaterdirektor
Goethe an Stelle einer unwürdigen
Bude gefeßt. gegen die fich fogar
das keimende Standesgefiihl der
damaligenSchaufpieler empört hatte.
Eine Sommerdirektion war damals
kein ominöfes Unternehmen. nur
die großen Städte oder Refidenzen
konnten ftändige Bühnen unter-
halten. und die Weimarer Truppe
durfte in Lauchfiedt eher als in
Weimar auf ein empfängliches Publi-
kum rechnen. das fich auch vor ein
literarifches Experiment der Olym-
pier mit dankbarem Refpekte fehen
ließ. Man fah fie da mit ehrfürchtiger
Scheu leibhaft unter dem Volke
wandeln. wie Jofeph von Eichen-
dorff in feinen Jugenderinnerungen
berichtet. Die Hallenfer Studenten
warfen zwar mal Kirfchkerne gegen

Rundfazau
einen unbeliebten Darftelleg aber
fie brachten ihrem Schiller auch
eine Mufik nach der erften Auf-
führung der „Braut von Meffina“.
Die jungen Leute kamen mit ihrem
Enthufiasmus. fie konnten die großen
Stunden der Literatur beffer
fchlagen hörenx als die normalen
Zufchauer am Weimarifchen Mufen-
fihe felbfi- wo es die ganze Woche
klaffifch herging. Diefes Lauchftedt
fehien Goethe auch würdig genug.
um dort die Totenfeier für Schiller
zu veranfialten. Nur wenige Jahre
hat das neue Theater geblüht-
das fo große Daten in feiner kurzen
Gefchichte zu verzeichnen hatte. Im
Laufe des 19, Jahrhunderts verfiel
es zur Ruine. Man ftüßte fie von
außen und von innen; der feit 1815
preußifch gewordenen Polizei ge-
nügten diefe Aushilfen nicht. und
ihre Bedenken wegen der Feuer-
ficherheit waren nicht übertrieben.
konnten *fich doch Zufchauer und
Schaufpieler kaum vor dem ein-
dringenden Regen fchützen. Das
Verantwortlichkeitsgefühl und die
Freigebigkeit eines Hallenfer
Bürgersf des Geh. Kommerzien-
rates l): Lehmann- hat diefe Re-
liquie nun gerettet; er ließ fie von
den Architekten Wolf und Lehmann
fo wiederherf'tellenx wie fie aus
Goethes Händen im Jahre 1802
hervorgegangen ifi. Wir treten
in einen länglichen Raum von
angenehmfien Proportionen- der der
Bühne gegenüber mit einem Halb-
kreis abfchließt. Über dem Parkett
gibt es nur einen Rang„ eine Art
Umgang der nicht überlafiet. der
nichts verdeckt. Auf dem Pro-
fzenium und an der Decke befcheidene
Malerei. fonft kein Stuckx keine
Plafiik. nichteß was die zweckmäßige
Einheit des Raumes unterbriazt.
Das Mufter eines Bühnenhaufes
im kleinem wie Bayreuth im
großem mit feiner landfchaftlichen
Lage- mit feiner Vergangenheitf
und was nicht unwichtig. mit feiner
Abgelegenheit ein Feftfpielhaus von
Beftimmung- unverlaffen von einem
genius [00i, den wir bei be-
fonderen und feltenen Gelegenheiten
anrufen dürfen. Der Lauchfiedter
Theaterverein hat das erneute alte
Haus in feine Hut genommen und

diesmal die Goethegefellfchaft/ die
in diefer Hinficht nicht eben ver-
wöhnt von Weimar kam. mit wohl-
gew'ahlten Gafigefchenken emp-
fangen. l)c Emil Milan leitete
die Vorftellungenz er eröffnete mit
Goethes „Was wir bringen“F dem
liebenswürdigen kleinen Weihefefi-
fpiel von 1802- verfuchte fich tapfer
an dem gewaltigen Bruchftück der
„Pandora“ und fchloß mit der tief
üppigem hier etwas vertändelten
Poefie von Faufiens und Mephifios
natürlichem- f ehr natürlichem Bruder
„SatyrosT der gewiß noch eine
Bühnenlaufbahn vor fich hat. Der
künftlerifche Leiten dem Ludwig
Hofmann und van de Velde aus
ebenfo viel Laune wie Stilgefühl
die Dekorationen fiifteten- zeigte
fich des Ortes und der Gelegenheit
würdig. Er erftritt feinen Erfolg
nicht mit berühmten oder be-
kannten Namenx fondern er ver-
pflichtete fich den Enthufiasmus
der Jugenly die frifchen Kräfte
von Dilettanten- Theaterfchülernf
ganz jungen Schaufpielerm die der
Sache geifiig teilnehmend und vor
allem aus Freude dienten. So
wurde Lauchftedt in feiner idyllifchen
Verborgenheit wieder entdeckt als
eine Kultftcittex die fich in richtiger

Pflege auch wieder zu lebendig wirkender Kulturfiätte verjüngen kann.
Arthur Eloeffer.

Zur „Weinprobe" van der Meets.

Kürzlich hieß es. in einer Londoner Auktion fei ein unbekanntes Bild des Delftfchen van der Meer aufgetaucht. und alle Kenner- und Sammlerherzen Europas begannen lauter zu klopfen. Es follte fich zwar bald zeigen. daß bei diefer Meldung. wie das fo auf dem Künftmarkt leider gelegentlich vorkommt. ein kleiner Irrtum mit untergelaufen war; denn der „Vermeer“ fiellte fich bei näherer Befichtigung als die Arbeit eines - Schülers von Greuze heraus (l). Indeffen die Erregung. mit der die Kunde aufgenommen ward. ift bezeichnend genug für die Leidenfchaft. mit der unfere Zeit diefem Meifier huldigt. Auch er war einft halb vergeffen (wie Rembrandt im achtzehnten Jahrhundert). bis Bürger-Thom ihn ans Licht zog. Dann fchnellte er im Hui zur höchfien Sproffe der Wertfchähung und bald auch zu märchenhaften Preifen empor. Nicht weniger als 425000 Mark hat der Berliner Sammler IamesSimon vor drei Jahren für den „Brief“ bezahlt. eines der wenigen beglaubigten Werke Jans. die von den dreiundzwanzig. die wir überhaupt kennen. noch im .handel waren. So weit wir heute von der kopierenden Genrekunft abgerückt find. die fich an van der Meer felbft. an de Hooch. an Terborch gefchult hat. wir lieben die zarten Wunder diefes Delfter Meifiers. der die gleichgültigften Dinge und Szenen durch die Zauber feines Lichtes zu gemalter Poefie verklärt. wir lieben den juwelenhaften Reiz feiner Interieurs wie das leuchtende Pleinair der unvergleichlichen Anficht feiner Vaterfiadt im Haager Mauritshuis. wir lieben den berückenden Klang und die Delikateffe feiner Farbe. feine von keinem andern je erreichte Fähigkeit. die kühlen Töne des geliebten Hauptakkords Hellblau. Weiß und Zitronengelb in die gefättigten Harmonien helldunkler Stuben einzuordnen. Er

führt als glorreicher Bannertra'ger
jene dritte Epoche der holländifchen
Malerei des fiebzehnten Jahrhun-
derts. die nach der foliden Tüchtig-
keit der Anfangszeit und der fiür-
mifch-erdhaften VolkskraftderHaupt-
periode als eine gleichfam „gefell-
fchaftliche Kunft“ dem fieg- und
erfolgreichen. fiolzen und wohl-
habenden Bürgertum der großen
Handelsftädte zum Schmuck ihrer
vornehm-fauberen Häufer diente.
Aber vom Meifter aller Meifier.
von Rembrandt her. übernahm
Ian van der Meer in die zierliche
Anmut diefer Kabinettsmalerei die
erlöfende moderne Lehre vom Licht.
M. O.

Italienifche und englifche
L i e b e s b r ie f e(nebftferneren
europäifchen Liebesbriefen). ge-
fammelt und mit einer Einleitung
herausgegeben von P. S e e l i-
g e r. Leipzig. Zeitler.
Es fehlt der Sammlung an Ein-
heitlichkeit. nicht weil die Liebesbriefe
der verfchiedenen Zeitalter und Na-
tionen fo fehr verfchieden geartet
wären. fondern weil der Heraus-

geber in der Verlegenheit zu viel
aufgenommen hat. was nicht eigent-
lich hierher gehört; denn wer denkt
an den freundfchaftlichenBriefwechfel
wohlgefinnter Eheleute. wenn man
von ..Liebesbrief-en“ fpricht? An-
dererfeits fehlen fo rharakterifiifche
Stücke wie Thackerahs Briefe an
das ..Braune Haus“.
Aber auch fo enthält das Schatz-
käftlein wahre Perlen: neben welt-
berühmten Briefen wie denen Bh-
rons und der Brownings oder vor
allem der Portugiefifchen Nonne.
Kierkegaards Ingend- und Ibfens
Altersbriefen die ergreifenden Zei-
len der Ella Brahe an Guf'iav Adolf.
Kulturhifiorifih am ergiebigf'ien find.
wie gewöhnlich. die italienifchen Ver-
treter mit ihrer unbefchreiblichen
Mifchung von Naivität und Affekta-
tion. Berechnung und Leidenfchaft.
Tradition und Originalität. Neben
dem ..göttlichen Aretino“ fieht die
Mufierprinzeffin und Arm in Arm
mit dem Kardinal die Kurtifane; und
felbft der Ehebrief nimmt hier ero-
tifche Färbung an. wie der der Buh-
lerin den Anfchein der Treue.
Und fo foll es fein; denn. wie Earl
Ludwig von der Pfalz fo köftlich
an Luife von Degenfeld fchreibt:
..Venerifche Liebe und reelle Freund-
fchaft zufammen ifi die perfekte
Lieb". Richard M. Meyer.
Heinrich Fürchtegott Dip-
p e l m a n n: Nachgelaffene Schrif-
ten eines Alpinifien. .herausgege-
ben von Iofeph Keller.
Leipzig. Verlag für Literatur.
Kunfi und Mufik.
Der Dorffchulmeifier Heinrich
Fürchtegott Dippelmann in dem
weltentlegenen hannoverfchen .heide-
dorfe ifi ein Alpinift. der die Alpen
nie anders als mit den Augen feiner
Phantafie gefehen hat! Als junger
Lehrer kam er in die Heide. und über
feinem Grab blühte die Erika. als der
Wunfch feines Lebens fich noch nicht
erfüllt hatte - durch eigene Schuld.
Denn einmal mußte er das mühfam
zufammengefparte Reifegeld als
Spende für den Siebzigerkrieg
opfern. ein andermal einem armen
Teufel. der ihm aus Fahrläffigkeit
die Braut erfahoffen hatte. übers
Weltmeer helfen.
Heinrich Fürchtegott Dippelmann

ifi Idealifi. Er glaubt an alles
Schöne. Gute. Hohe - er fucht es
im Menfchen. er fucht es in der
Dichtung. er dichtet felbft. - Er
wandelt wie ein Traummandler auf
den Höhen des Lebens - von dem
Elend der Tiefen merkt er wenig
oder fpricht nicht davon. und nur der
Umftand. daß er nie die Alpen fehen
darf. läßt ihn einmal fchüchternen
Zweifel äußern. ob er auch wirklich
auf der beften aller Welten lebt. -
Als Lehrer forfcht er den Geheim-
niffen der Kinderfeele nach und fucht
ihre guten Keime. an die er uner-
fchütterlich glaubt. zu entwickeln;
Enttäufchungen bereitet ihm das
biedere Heidevolk nicht. -
Heinrich Fürchtegott Dippelmann
ifi ein anfpruchslofer Menfch und
fchreibt feine Tagebuchaufzeichnun-
gen ebenfo anfpruchslos nieder. wie
feine Erlebniffe find. und deshalb
wird in ruhigen Stunden auäj man-
cher diefe nachgelaffenen Schriften
eines Alpinifien gern lefen. der ge-
wöhnt ifi. dem Leben in feinen
Tiefen nachzugehen.
ltr Wilhelm Hütteniann.

l
i
1
*l
Zur Gefehichte der modernen Kunfi,
Dec* Verlag von Brun o Ca f fire r in Berlin fchickt foeben eine
Reihe dcr feinfien und lehrreichfien Schriften zur modernen Kunftgefchichte.
die er herausgegeben. . in neuen Auflagen auf den Markt. Zunächfi
das entzückende Bändchen. rnit dem Mar Liebermann fchon vor
Jahren in Deutfchland für D e g a s warb (nun in vierter Auflage). Die
. - alte Forderung.
daß der Kiinfiler
bilden und nicht
reden folle. wird
an dem Vater der
Berliner Sezeffion
elend zufrhanden.
Ein ironifeh ge-
fiintmter Kenner
hat einmal gefagt.
Liebermann fei
überhauptder..ein-
zige Menfch in
Berlin. mit dem
es fich lohne über
Kunfizu fprechen‟.
Wer je die Pro-
be auf das Crem-
pel. gemacht hat.
wird finden. daß
das anmutig über-
treibende Wort
doeh nicht gar zu
fehr übertrieben ift.
Es fpriiht aus die-
fem Munde ein
Feuerregen fchla-
. . gender Bemerkun-
Edouard Manet: Bildnis feiner Eltern.
(Aus .in Manu'. von ß Tfehudi. Verlag Bruno Taffirer, Berlin.) 8W- d" iich a"
jedem Vorwurf
mit gleicher Hitze und Leuchtkraft entzündet. Aus den jahrzehnte-
langcn Erfahrungen des fcha'rffien Auges. aus den immer präfenten.
flinken Gedanken- undErinnerungsaffoziationen desgebildetfien Kopfes for-
men fich im Nu Worte und Sätze von unfehlbarer Trefffcherheit. die fich
hafiig überfiolpern. u1n nur ja nicht zurückzubleiben. alle durchgliiht von
.r

der Wärme und überzeugenden Kraft eines leidenfchaftlich erregten Tempera-
ments. Aber das;Merkwürdige ifi. daß diefer Künftler nicht nur reden. fon-
dern auch fchreiben kann wie wenige andere. Als er dies'Heft über Degas
zunächft in Angriff nahm. ward ihm wohl ein wenig ängfilich. der Urberliner
Liebermann wiirdefagen: „niulniig" zumute. Denn er fpürte den Funda-
mentalunterfchied zwifchen Gefprochenem und Gedrucktem. Aber fiehe: es
ging! Und man merkt es den Sätzen an. wie die Freude an der Entdeckung
eines ihm felbft noch unbekannten Talentsffeine;Feder beflügelte. Und
nun quillt eine Eharakterifiik der Kunfi des großen Impreffionifien hervor.
die vor ihm und nach ihtn niemand. übertroffen hat. Wir armen
Kunftfchreiber miiffen mit unferer Weisheit immer ein wenig fparen. um
nicht zu früh
an denWort-
bettelfiab zu
gelangen.
DieferRoth-
fchild darf
königliche
Verfchwen-
dung treiben
und alles
ausgeben.
was ihm im
Augenblicke
einfällt. So
ward der
Auffah über
Degas eine
kleine Dar-
fiellung des - *z 4: -
gefamten E. Manet: Porträt Stephane Mallarmeß.
Impreffjo: (Aus Tfäzudls ,Mar-et“. (Verlag Bruno Cafflerer, Berlin.)
nismus jn i f '
nude, gepfeffert und gefalzen mit hundert 'geiftreichen Anfpielungen und
Seitenhieben. Und als habe Liebermann zeigen wollen. daß er trotzdem
noch Reichtum genug zurückgehalten. fchickte er bald darauf einen -
ähnlichen Effah über Iofeph :Israöls (jetzt in dritter Auflage-'er-
fchienen) hinterher. Er hatte einmal. wie er fich ausdrückt. „Druckerfchwatze
geleckt“. das erfie Buch hatte Erfolg. ward_ überfeht. fogar ins Ruffifche.
und als der Alte von Scheveningen ihm fagte: „Wie über Degas follten
Sie 'mal über mich fchreiben“. ließ er auf den erfien Streich den zweiten
folgen. Und nun bewies Liebermann. daß er auch für die andere Seite
der modernen Malerei die blendendfien Sätze zu prägen, verfiand, *Nichts .
bezeichnender für feine eigene Kunft. als daß er gerade diefe zwei Buchlein
verfaßte: über einen modernen Franzofenund iiber den-hollandifchen Maler-
poeten. Hier ftoßen .Freiheit und Tradition. Unabhängigkeit und Altmeifier-

r
tum. Lichtmalerei und rembrandtcskes Helldnnkel. die Kunft der Ab-
löfung des farbigen Schimmers von den Erfcheinungen diefer Welt und die
der Seelenbefchwörung. technifches Geifireichtum und tieffie Empfindung.
Franzofentum und Holländertum aufeinander - eben die Elemente. aus
denen fich auch Liebermanns Art in der Hauptfache zufammenfeßt.
Aber jener Arisfpriichides ironifch gefiimmten Kenners fiinnnte doch
a.. 7.
. '7.7.2,
Vegas: Balletfcbule.
(Aus „Vegas“ von Max Liebermann. _Verlag Bruno Caffirer, Berlin.)
nicht'ganz. Wenigfiens bis vor kurzem gab es in Berlin auch noch eine
zweite Perfönlirhkeit. mit der ein Gefpräch über diefe knifflichen Themata
lohnte - man hat dafür geforgt. daß er uns genommen wurde: Hugo
v o n T f ch u d i. Seine Schrift iiber M a n et (jetzt in zweiter Auflage)
läßt uns aufs neue fühlen. was die Nationalgalerie. was der preußifche
Staat. was die Berliner Kunfigemeinde mit der Überfiedlung diefes Mannes
nach Miinchen verliert. Der Kampf um Tfchudi ifi noch nicht abgefchloffen.
Er beginnt vielleicht erfi jetzt. nachdem das Perfönliche aus der Debatte

ausgcfchaltet ift und
die Sache allein zur
Diskuffion fieht. Wer
war es. der den greu-
lichen Feldzug der
Heuchelei und Jntri-
ge gegen diefen geni-
alen Mufeumsbe-
amten entfeffelt hat.
durchden er nun end-
gültig zur Strecke ge-
bracht wurde? Wer
fieckte dahinter ?Wel-
che weiteren Abfich-
ten hat man mit
derNationalgalet-ie? M j i b M l" H W] d,
Beffer: mit der u trat onspro c aus ., ane von .-v. u i.
. . .. (Verlag Bruno Taffirer. Berlin.)
Kunfiln Berlin uber-
haupt? Wer wird
Tfchudis Nachfolger? Es wird nicht lange währen. bis man darauf
eine Antwort ErlKält. Und dann kann der unerquickliche Streit von neuem
entbrennen!
Endlich fei noch auf die zweite Auflage des T a g e b u ch s v o n
E u 8 e n e D e l a c r oi r (in demfelben Verlage) hingewicfeu. die foeben
Mühlen?" iii. auf dies wunderbare Kompendium des erftcn großen Herolds
moderner Malerei. den Frankreich der Welt im neunzehnten Jahrhundert
fchenkte. M, O,
F * ' i Studie von Jozef Israels.
.7 t Aus „Israels“ von Max Liebermann. (Verlag Bruno
. * .. Cafitrer. Berlin.)

Illuftrierte Bibliographie
Meyers Großes Konverfations-Lexikon. Sechfie
Auflage. (Bibliographifches Jnfiitut. Leipzig und Wien).
Seitdem zuletzt an diefer Stelle auf die im Erfcheinen begriffene Neu-
ausgabe von Meyers Großem Konverfations-Lerikon hingewiefen wurde
(Juni 1906). hat fie fich in rafchem Fortgange ihrem Abfchluß genähert.
Es liegen uns hier nunmehr die erften 18 Bände vor. die das ungeheure
Material bis zum Worte ..S te r n b e d e ck u n g“ bewältigen. So darf
es denn wohl angebracht erfcheinen. noch einmal das ganze Riefenwerk
mit einem allgemeineren Blickauf feinen Charakter und feinenWert. auf das.
was es fein will und was es ifi. zu um-
faffen. Da wird nun zunächft und am
eindrucksvollfien für den Beobachter unver-
kennbar. wie dasKonverfations-Lerikon fich
von Auflage zu Auflage immer mehr von
dem eigentlichen Wefen der alten „Enzy-
klopädien“ entfernt. wie es immer weiter
über den Zweck jener Sammelwerke hinaus-
wächfi: es genügt ihm nicht mehr. dem
_Publikum rein wiffenfchaftliche Kenntniffe
zu vermitteln. als ein Nachfchlagewerk. wo
jeder die Lücken feiner Bildung in Wiffen-
fchaft und Kunfi erforderlichenfalls leicht
und fchnell ausfüllen konnte - was oft
genug die Veranlaffung gab. der Be-
nutzung des Konverfations-Lerikons einen
komifchen. fafi verächtlichen Anftrich zu
verleihen. Das Konverfations-Lerikon hat
den Ruf unferer Zeit gut erkannt. die fo
recht praktifch geworden ifi; hat erkannt.
daß auch die breiteren Volksfchichten. denen
noch etwas anderes als wiffenfchaftliche
M t . 'o " i *K und künfilerifche Kultur am Herzen liegt.
Aus MeßYrsuixr'cl-ßbc??InveIfLYYtYLeß lion. ihre BeruckilÖtigung vfbrlangen* Es hat
6- AuhßpgiutgVi-WWW Wu (ZL-hielten die Rolle des ..praktifchen Ratgebers“.
' ' in allen Lebenslagen und im weiteften
Sinne genommen. mit in feinen Wirkungskreis einbezogen. Um nur
ein Beifpiel aus ungezählten ähnlichen Fällen zu erwähnen: der
.. K i n d e r e r n ä h r u n g ii. die als felbfiändiger Artikel in der
4. Auflage iiberhaupt noch fehlte. find jetzt vier Spalten gewidmet;
und was auf diefem verhältnismäßig' knappen Raume geboten wird.
kann. in Verbindung mit anderen. den gleichen Stoff berührcnden
Artikeln wie ..Kindercnehle“ ufw.. der jungen Mutter wohl die
Lektüre einer ganzen Spezialbrofchüre über Kinderpflege erfelzen. Wie
die zahlreichen. zum Teil recht umfänglichen und zum Teil fehr verbreiteten
Schriften über häusliäye Gefundheitspflege und Heilkunde gewiß nicht den
1:8:

Arzt befeitigen follen und dürfen/ fo würde auch der Beruf des Konver-
fations-Lerikons durchaus mißverftanden werden. 'wenn die Familie es
benutzen wollteX um den Arzt zu vertreten oder ihm ins Handwerk zu pfufchen.
Aber Belehrung und Information über Krankheitserfcheinungen darf der
Laie/[dürfen insbefondere die Kreife. denen es von Haus aus nicht ver-gönnt
way einen Einblick in derartige Dinge zu gewinnem aus den „medizinifchen"
Artikeln fchöpfen. ohne fich der Lächerlichkeit und dem Spotte preiszugeden.
Im Gegenteilx manche Erklärung und mancher fchöne Ausfpruch finden fich„
Die Küfte der Oftefinfel mit [telnet-nen Bildföulen. F
Aus Meyer-S Uroßem Konverfationz-Lexilion. 6. Auflage. (Verlag des Bibliographifchen Inflilutß
in Leipzig und Wien.)
die allgemein beachtet und beherzigt zu werden verdienten. Unter „Kl e i-
d'u n g“ z. B. wird die Frauenkleidung fpeziell im Hinblick auf die moderne
Reformbewegung eingehend erörtert und hierbei der löbliehe Kampf gegen
das Korfeth unterfiülZt von mehreren Abbildungen. mit aller Schärfe und
Eindringlichkeit wieder aufgenommen. Das kann mancher Mutter nur
gut tum zumal ebenda auch über die Auswüchfe der heutigen Kinderbe-
kleidung ein vernünftiges Wort gefprochen wird.
Und nun drängt fich/ gerade vom Gefichtspunkte des „praktifchen Rat-
gebers" ausX eine weitere Beobachtung auf: nämlich daß die Einheitlichkeit
in der Grundanlage des Werkes doch noch keine vollkommene ift. Bei
der großen Anzahl der verfchiedenartigen und verfchieden denkenden Mit-

arbeiter erfcheint es ja felbfiverfiändlich- daß die Grundauffaffung nicht
irnnter eine einheitliche fein konnte; es foll daher kein Vorwurf erhobem
_ fondern nur angedeutet werden- wo und wie bei künftigen Auflagen eine
Verbefferung und Vervollkotnmnung des Lerikons einfeßen könnte. Neben
Artikeln/ die in ihrer klarem leicht populären Weife auch dem Beriiändnisx
wie dem Bedürfnis des einfachen Lefers angepaßt find- gefialten andere
durch allzu wiffenfchaftliche Aufmachung (durch fiatiftifche oder erperi-
tnentelle Zahlenangabenh durch rein technifch-fachwiffenfchaftliche Aus-
drücke u. dergl.) für den Laien fich ziemlich fchwierig/ felbft fiir den ge-
bildetenx wenn er als Schiller eines humaniftifchen Gymnafiums für Natur-

Kathedrale tn Romanow-Borifioglebsk_ (Et-baut 1652i) l
Aus Meherß Eroßem Konoerlatione-Lexikon, 6. Auflaqe. (Verlag des Bibliographijchen Infiltuts
r in Leipzig und Wien)

wiffenfchaften und Technik nur befcheidene Vorkenntniffe initbringtx und
der gerade oft in die Verlegenheit gerat- iiber eine cFrage jener ihm ferner
fiehenden Difziplinen fich orientieren zu miiffen. In feine Seele follten
die Bearbeiter fich etwas mehr hineinverfehenz es follte verfucht werdenx
auch hier allmählich ein mittleres Niveau zu finden/ wie es für die Gebiete
der reinen Geifteswiffenfchaften und der Künfie bereits gelungen ift. Da-
durch wiirde unzweifelhaft die Brauchbarkeit und Beliebtheit des Konver-
fations-Lerikons noch beträchtlich erhöht und erweitert werden.
Im iibrigen fiehen die naturwiffenfchaftlichen und technologifchen Ar-
tikel„ dem Charakter unferer Zeit entfprechend/ fiark iin Vordergrund. Und
es kann nur inititer wieder anerkennend hervorgehoben werden- daß das
MeyerfcheLLerikon mit den fchnellen Fortfchritten und Errungenfchaften
der jüngfien Vergangenheit liberal(gleichen Schritt zu halten weiß und

Arbeitet-heim. Medaille von J. C, Chaplain, Paris. Medaille auf Gottfried Keller naiv einem_Cntraurf A Böeliltuz
Anz Meyers Großen! Konoerjations-Lexi'ion. 6. U117- v0" A* (ZW-tü- W'W* (Rt-Neue")
lage, (Verlag dez BibliWi-Whiichen Inititutś in Aue Meyers (Zi-aßen(Konveriatione-Lexikon, 6. Auflage. Leipzig u ten.) Wei-lag des Bibliographiichen Inítituis in Leipzig und Wien 1
fie fiets bis zum Erfcheinungsjahre jedes Bandes zuverläffig regifiriert.
Es liegt dabei wohl in der Natur der Sache felbft. daß gerade das Neuefie
auch mit befonders großer und zuweilen unverhältnismäßiger Ausführ-
lichkeit gegeben wird. Am auffälligfien tritt das bei den gefchichtlichen
und politifchen Vorgängen hervor. So gelangen einzelne Epifoden und
Kämpfe aus dem ruffifch-japanifchen Kriege mit einer Detailliertheit zur
' Darfiellungx die fich nur durch das außergewöhnliche zeitgenöffifche In-
tereffe rechtfertigen läßt. Schon heut/ nach wenigen Jahren/ fiehen wir
jenen Ereigniffen wefentlich kühler gegeniiber. Noch mehr als ephemere
Größen dürften fich eine Reihe von Perfönlichkeiten aus'_Politik und Lite-
ratur- Kunft und Theater erweifen/ diejeht felbfiändiger und zuniTeil längerer
Artikel gewürdigt werden. Auch eine Revifion des hierbei zur Geltung
gebrachten Prinzips - auf das wir feinerzeit bereits aufmerkfam machten
- fei fiir die zukünftige Weiterentwicklung des Werkes empfohlen.

Redaktion: 1)!: Max Qsborn. - Verantwortlich für den Inhalt: 1)!: Curt
Radlauer; für den Jnferatenteil: Wa[ter Fliegel. Sämtlieh in Berlin,
Verlag „Nord und Süd"„ Berlin '7. 35- Schöneberger Ufer 32 (S. Schott-
laenders Schlefifche Verlagsanftalt G. in. b. H, Berlinf Breslau. Leipzig).
Zufchriften und Einfeudungen werden ohne Angabe eines Perfonennamens
erbeten. - Druck: Schlefifche Buchdruckerei v. S. Schottlaendety *Ib-G.-
Breslau lll- Siebenhufenerfiraße 11-15,

Mufik-Beigabe
h7. Der milcle Jäger.
Julius U701".
Zur] (iolümarlr, op. 82.
. 81i" nnti ruhig.
Z'"68*""WL.
6]0>"enb|o.men.rrn8 Winkel ihr? "er i8(imbd'n'tie g0-8l0rben? 0416|*
81i" c] rnit'
K'kfi0b'0't'kl?,
mies' ihr. (ie-88 beim,|ieb hier... bit-..be um [nr-v9 gc- . mit* , bim.- kick.: urn Webs Ze.
"or , ben? mins' iii-*5. 7.-0. .bin niii'äern ein.sn,rnen (Ju-13
Zelte-ill une] 66.(Iiin.ken_|nir .si-*(2 . bon? 6[0.c|(on,jeb hit. re njcbl einer-n [ile-ng.
Verschiebung.
dlit Zrluudnlxk 11er Uerlugnhnncllun 13. Zenott'n Zöbne in Main: ahnt-article'. uns (lern direkten,
ln ausgaben l'ilr lialie, mittlere an tiefe Ztiminlage rarlleiremlen kiefer: ran: karl (Polarität-l(077.32,
dieser aus „yet- nllso lüfter“ r0n Julian Wollt init kinncil'ortedegleltung.

Job* eljcbnukßcfiMjoßcc-mmä ZcbK-o . bon, um] Zob'cc* .
hnogc-bemjen Mälwknämm "Huxel 08 m18, klingetvajo um] ?Islam-|1.
me'.c|el*8im (Ic-ö . neo 'on "aux-k :o [lx-118
bij . geben [zip . . be mac-bt so . .. "Z wie!
/R/R

nic-[ile * cler- Neil,
lieb [5127.71
. me|5. Zell.
. .|iek1. eich

"|7 U l l1_ 1_ 1
.,. y l
c* i . i !. Z: . -
. ff . _g g 7]- - 'M
i
. ' 7. iâ€œ . .
mu , . . lit-n, (Zille-lc. . [lei] . sie |c-k1 un . lernt
m . me|3,2e[l, |ie- . [Zimt-n!
icbiinbt.- [Zi . nen!

Zu der Mufikbeigabe.

KarlGoldmark._

Jn den letzten Jahren ifi Karl Goldmarks Name wieder oft. ja fehr oft genannt worden. Befonderes Staunen erregte es. als bekannt wurde. daß er. der immer nur fehr langfam gearbeitet hatte. in feinem fiebenundfiebzigfien Lebensjahre binnen neun Monaten die Oper ..Das Wintermärchen“ vollendet hatte. ein Werk. das nach der jubelnden Aufnahme in der Wiener Hofoper (am 2. Januar 1908) alle Ausficht zu haben fchien. fich* die bedeutenderen Opernbühnen zu erobern. Verdis in der Mufikgefchichte unerhörte Tat. die Schaffung einer lebensfähigen Oper. des genialen. einen neuen Stil bedeutenden ..Falfiaff‘". im achtzigfien Lebensjahre. fchien einer Wiederholung entgegenzugehen. da Goldmark unmittelbar nach dem Erfolg des ..Wintermärchens“ fofort wieder ein neues Opernwerk in Angriff genommen hatte.

Wie dem auch fei. mag diefe neue Oper Goldmarks auch ausfallen. wie fie wolle. an dem Gefamturteil über den greifen hochverdienten Komponiften vermag fie nichts mehr zu ändern. Er gehört längft zu den Großen. die in der Mufikgefchichte fortleben werden. wenn auch nur wenigen feiner Werke eine Lebensdauer über mehrere Menfchenalter hinaus befchieden fein dürfte.

Er war kein Jüngling mehr. als er. der am 18. Mai 1830 in dem ungarifchen Städtchen Keszthely am Plattenfee geboren war und fich lange Jahre als Orchefiergeiger mühfelig hatte durchfchlagen müffen. die mufikalifche Welt im Jahre 1875 mit feiner vonSinnenglut firotzenden. die Farbenpracht des Orients in glänzendem Gewand wiedergebenden Oper ..Die Königin von Saba“ überrafchte und zur Bewunderung hinriß. Allerdings hatte fein Name damals fchon längft einen guten Klang; Kammermufikwerke. ein Klaviertrio. ein Streichquartett und Streichquintett (mit zwei Violoncellen) und vor allem die E-Dur-Suite für Violine und Klavier. in der einige Melodien und Akkordfolgen der ..Königin von Saba“

fchon vorweggenommen find. hatten
ein gewiffes Auffehen erregt. noch
mehr die durchaus eigenartige ..Sa-7
kuntala-Ouvertüre“ und ein Scherzo
für Orchefier. Aber wie wenig be-
deuteten.diefe Werke trotzdem gegen
den Erfolg der ..Königin von Saba“.
in der Goldmark. um nicht den
Vergleich mit Richard Wagner her-
aufzubefchwören. im großen und
ganzen an der befonders durch
Meyerbcer und Halevh ausgebildeten
Form der ..großen Oper" fefihielt.
An dem Erfolg war unfkreitig
I

Zu der Mufikbeigabe
auch das gefchicktez bühnengerechte
Tertbuch S. H. Mofenthals fiark
beteiligt. Wenn die fpäteren
Bühnenwerke Goldmarks lange nicht
fo einfchlugenz fo lag das zu einem
großen Teil entfchieden an den
Librettisz die man kaum als Dich-
tungen bezeichnen darf,
Elf Jahre ließ der Komponifi
auf fein zweites Bühnenwerk warten:
nachdem er im Jahre 1878 mit der
Symphonie „Ländliche Hochzeit“
wieder die allgemeine Aufmerk-
famkeit auf fich gelenkt. auch eine
fehr fchöne Sonate für Violine und
Klavier in D-Dur und ein prächtiges
Violinkonzert fowie eine Reihe von
Liedern veröffentlicht hatte/ ging
am 19. November 1886 feine zweite
Oper „Merlin“ endlich im Wiener
Opernhaufe in Szene; allein der
erwartete große Erfolg blieb aus„
zumal gleichzeitig Ph. Rüfer mit
feinem „Merlin" fich einen Teil
der Bühnen erobertez doch fcheint
die Umarbeitungz der Goldmark
feine zweiteOper im Jahre 1904
für die Aufführung in Frankfurt
a. M. unterzogen hat„ der weiteren
Verbreitung des Werkes durchaus
förderlich zu fein.
Wieder vergingen zehn Jahre/
bis Goldmarkz der unterdeffen wieder
einige wertvolle Kammermufik- und
Orchefierwerke uns gefchenkt hatte„
ein neues. fein drittes Bühnenwerk
herausbrachte. Es war dies die nach
Dickens bearbeitete Märchenoper
„Das Heimchen am Herd'ß die
unftreitig unter dem Einfluß von
Humperdincks „Hänfel und Gretel“
entfianden war; aber felbfk wenn
man über den ziemlich philifiröfen
Tert hinweg fah„ mußte man fich
doch fagen. daß trotz zahlreicher
fchöner Stellen der ganze Stoff

dem mehr auf das Große und Pa-
thetifche gerichteten Empfinden
Goldmarks zu fern lag. Trotzdem
hat das Werk zahlreiche Aufföh-
rungen an den verfchiedenften Orten
erlebt und fieht auch noch an einigen
auf dem Repertoire.
Ziemlich fpurlos ging dagegen
feine vierte„ bereits 1900 erfchienene
Oper „Die Kriegsgefangene“ vor-
über„ in der wie in der unvollendeten
Oper „Bryfeis“ von Ehabrier deren

Liebe zu Achilles. eine liebliche
Epifode des Trojanifchen Kriegs„
behandelt ift. An manchen Ortem
vor allem in Budapefi (1903) hat
dagegen Goldmarks Vertonung
von Szenen aus Goethes „Götz
von Berlichingen“ wieder _recht
gefallen,
Einen geradezu enthufiaftifch zu
nennenden Erfolg erzielte/ wie fchon
anfangs erwähny das 1907 ent--
fiandene „Wintermärchen“ wenig-
fiens in Wien. In Berlin/ wo
Publikum und Kritik weit kühler findz
brachte es das Werk bei feiner Erfi-
aufführung freilich nur zu einem
Achtungserfolg. Meiner Meinung
nach mit Unrecht. Man darf fich
vor allem nicht über den gegen die
Shakefpearefche Dichtung ungemein
vergröberten Tert A. M. Willners
aufregen. man muß auch„ wie das
in Berlin fchon von der zweiten
Aufführung ab gefchehen iftz fich
vor einigen kräftigen Strichen nicht
fcheuen. Unter diefen Voraus-
felzungen aber wird man wohl oder
übel zugeben müffenz daß die Er-
findung des Komponiften fein Alter
nicht im entfernteflen ahnen läßtz
daß feine Melodik ungemein reich-
* haltig und anfprechend„ ja packendz
feine Ausdrucksfähigkeit geradezu
enortm feine Orchefierbehandlung

.-
blendend ift. Zu dem vornehmen
Ernfi des erfien und dritten Aktesh
in denen die Größe des Komponifien
fo recht zum Ausdruck kommt„ fchien
mir anfänglich die zu bewußtex ja
gefuchte Heiterkeit und Volkstüm-
lichkeit des zweiten Altsh der unter
den Schäfern fpielt und das Liebes-
glück Perditas und Florizels fchildertx
nicht zu paffen. Nach mehrmaligem
Hören aber bin ich doch zu der
Anficht gekommenx daß die fonnige
Heiterkeit und das Volkstümliche
doch Goldmarks ganzer Natur nicht
zuwider läuft„ vielmehr ein gutes
Stück feines Inneren bildet.
Schon früher hat er nämlich»
wie mir fcheint/ volkstümlich zu
komponieren gefuchtz fo z. B. in dem
Liederzyklus aus Iulius Wolfs
„Wildem Iäger“ (Opus 32)/ deffen
fünfte- allmählich in der Klavier-
begleitung immer wirkungsvoller fich
geftaltende Nummer unfere Mufik-
beigabe bildet. Wer nur „Die
Königin von Saba" kennt„ wird
nicht ohne weiteres darauf kommenh
daß diefes einfache Lied von dem-
felben Komponiften herrührt; bei
näherem Anfchauen aber wird er
noch Spuren jener Farbenpracht
antreffenh die wir in erfier Linie
an Goldmark bewundern. Sie
herrfcht auch in feinen fpäterenz
mit fiaunenswerter Technik ent-
worfenen Orchefierwerkenh von denen
namentlich die Konzert-Ouvertüren
„Penthefilea'I/ „Der gefeffelte Pro-
metheus" und „Im Frühling“ fehr
viel Beifall gefunden haben.
Trotz feiner großen Berühmtheit
ift Goldmarix der in feinem langen
Leben mit zahlreichen Künfilernh
ich nenne hier nur Peter Corneliusx
Anton Rubinfiein und vor allem
Brahms/ näher bekannt gewordenx
ein befcheidenerx einfacher Mann '
geblieben: feit faft 40 Jahren haufi
er den größten Teil des Jahres in
zwei einfachen Zimmern eines Land-
haufes in Gmunden am Traunfeez
den Winter aber verlebt er in Wien.
Er fühlt fichz trotzdem er in feinen
Werken gelegentlich einmal feine
Geburt als Ungar nicht verleugnen
durchaus als Deutfch-Öfierreieher.
Hoffen wirx daß das neue Bühnen-

werkx an dem er zur Zeit arbeiten
die Krone feines Lebenswerks bilden
wird.

Prof.])r-. Wilh..Altmann.

Redaktion der Mufikbeigabe: Kurt Fliegel- Berlin7 Kurfürftendamm 136,

Leffi'ng-Gefellfhaft für Kunfi und Wifienfchaft. E. V. _

An unfere Mitglieder und Freunde!

Die Infiitution eines Vereins-
organs ermöglicht es uns- mehr als
bisher den unmittelbaren Verkehr
zwifchen Mitgliedern und Vorftand
zu pflegenx und nachdem wir ver-
fucht haben- auf die in bezug auf
unfere Veröffentlichungen an diefer
Stelle hin an uns gerichteten
Wünfche und Fragen einzugehenx
fprechen wir nun die Bitte ausx
den uns willkommenen Meinungen
und Urteilen auch V o r f ch l ä g e
für einen weiteren Ausbau der
Gefellfchaft im Rahmen der unferer
Arbeit zugrunde gelegten Befire-
bungen hinzuzufügen.
Wir bitten zu diefem Zweck
um Beantwortung der weiter unten
angegebenen Fragen.
Im Winter 1908/09 haben wir
eine Gedenkfeier fiir W alter
L e i ftiko w veranftaltetx bei der
LovisEorinthdieGedächtnis-
rede hielt; es folgte ein Vortrag
des geiftvollen Effahiften Profeffor
Oscar Vie über den „Tanz'Z
mit Lichtbildern und mufikalifchen
Erläuterungen; Geheimrat Profeffor
Delitzfrh fprach iiber die affa-
rifche Kultur zur Zeit
Sardc'napalsy. und einAutoren-
abend„ an dem Eäfar Flaifcb-
len und Alfred Bock eigene
Arbeiten vortriigen/ befchloß den
erften Teil des Winterprogramms.
Den zweiten Teil desfelben er-
öffnete Ernft von Wolzogen
mit einer befonders klar und fein
gegliederten Studie iiber die Ent-
wickelung des deutfchen Volksliedes/
die außerordentlich intereffant und
reizvoll gefialtet wurde durch die
Wiedergabe einer reichen Anzahl
von Volksliedern durch El fa L a Uta
von Wolzogen; im zweiten
Vortrag fprach Bildhauer S ch e l l -
bach„ der dem Kreife. Profeffor
Schultze-Naumburgs angehört/ über
Heimatfehutx. im dritten P h ilip p
S p a n d o w iiber die Erfindungen
der Flugtechnik und Luftfchiffahrty
und rnit Georg Engels Vor-
lefung der Ballade aus dem „Reiter
auf dem Regenbogen“ und der
amüfanten Gefchichte vom „ver-
botenen Stück“ war unfer Pro-
gramm erledigt.
Es wäre uns nun wichtig- für

die Zufammenftellung des neuen
Programmes von unferen Mit-
gliedern zu erfahren/
1. welche der Veranftaltungen
ihnen am meifien zufagtez
2. ob fie einen der diesjährigen
Vortragenden wieder zu hören
wünfchen;
Z, ob fie hinfichtlich eines Vor-
tragsthemas einen befonderen
Wunfch hegen;
4. ob fie irgend eine andere
F o r ni der Veranfialtungen
" bevorzugen wiirden und
*w e. l ch e;
c). welchen Eindruck fie von den
Atelierbefuchen empfangen
haben; (die Ateliers der Herren
Bildhauer Fritz Krauß Fritz
Klimfcl» Prof. Hugo Lederer-
fowie der Maler Prof. Mar
Liebermanm Prof. OttoEngel,
Mar Uth waren uns unter
Führung von l)r Mar Osborn
und Fritz Stahl zu wieder-
holten Malen geöffnet);
6.1oelchcr Zyklus der Leffing-
.Fokbfcbule am meiften ihren
Erwartungen entfprach.
Ein adreffiertes Kuvert zur Ant-
wort liegt der Berliner Ausgabe
diefes Heftes bei„ und bitten wir
Mitglieder und Freunde
unferer Gefellfchaft. davon den reg-
ften Gebrauch zu machen.
Der Vorftand.

â€œ" - 7
W Eleonora Dufe,
Lichtdruck nach einer
IWSW Photographie von A. Pini in Florenz.
(Zum AuffaÃŸ von Herman Bang.)

MmNomnnöGW"Gm.hgYWnn
Vertretung fijrüen'Yuchhanöel:
SSchottlaenüerSchlejYerlagmnfiau
?3. Jahrgang Band 13() Augufi 1909 Heft ?'9-

.Or an .FerneuenKun vereinâ€œ mt
Ã¶erSF'et* ing-Welellii'huii? lg g
unYWefï¬ng-Hoehfchufe Neu-Berlin..

Georg Hirfchfeld:
Die Belowfche Ecke.
Ein Berliner Schaufpiel.

Das hier veröffentlichte Bruchftück bildet den erfien Akt eines fiinf-
aktigen Sehaufpiels. Die Berechtigung. es allein zu veröffentlichenx wirdz
hoffe ich- daraus hervorgehenz daß es nicht nur im gewöhnlichen Sinne
Erpofition ift - allerdings eine alle Hauptmotive des weit verzweigten
Ganzen anfchlagende und dem Konflikt entgegenführende Erpofition _h
fondern daß es auch als dramatif ches Bild an fich in abgefchloffener Stimmung
empfunden werden kann. Den gleichen Charakter als Stationen des Ganzen
und doch zeitlich wie örtlich felbfiändige Gebilde haben auch die folgenden
Akte. Es handelt fich hier um den Verfuclx ein dramatifches Kulturgema'lde
der Stadt Berlin zu geben. So ifi das Ziel in Zeit und Raum natürliah
weit gefieckt. eine Entwickelungsperiode von Berliner Menfchen in ihrer
Stady durch ihre Stadt foll miterlebt werden„ die Tragik des Weltfiadt-
fchickfals in Tönem die hoffentlich Nachhall haben„ erklingen.

Das Stammtifchzimmer in der Ecke. Winterabend, zwifchen neun und
zehn. Der Bli> des Zufchauers richtet [ich in den Winkel, welchen das Velowfche
Eckhaus an der Straße Unter den Linden und einer ihrer erfien linken Que-cfiraßenf
vom Brandenburger Tor aus gerechney bildet. Man fieht in das Parterre-Eif-
zimmer hineinf das von alters her den Stammtifch beherbergt. Die rechte
Hinterwand. nach den Linden hinaus gerichtet7 ifi länger als die linke7 die
zur Querfiraßez etwa zur Schadowfiraßez gehört. Die rechte Hinterwand hat zwei *
Fenfier, die linke eines. In der kurzen Vorderwand rechts befindet fich die Tür
zum Refiaurant. der allgemeine Eingang. Links, ihr gegenüber, eine Tür zum
Garten hinaus und zur Kegelbahn.

Das .haus fiammt aus den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts
(Schinkelzeit). Im Stammtifchzimmerh feinem Wahrzeichem konzentriert fich die
unveränderliche Altersfiimmung. Ein feiner. brütender Weindunft erfüllt den
Raum7 eine nachdenklichez etwas fchwere Atmofphärez die ihn nie verlaffen hat.
An den Wänden hängen alte Ölbilder, die preußifchen .Könige von Friedrich dem
Großen bis Wilhelm dem Zweiten darftellendh lauter firenge oder finnende Mo-
narchenköpfez diez vom fi'cindigen Tabaksqualm der Kneipe eingeräucherß wie
durch einen Schleier auf den BetraÖter blicken. Unter den größeren Bildern
hängen viele kleinef Zeichnungen. Autogramme, Erinnerungs- oder Scherzbildchem

Stiftungen verfiorbener und lebender Stammgäfie, Anden Fenfierpfeilern'* feine
Mahagonifpiegel. Uralte Mullgardinen mit vergoldeten Haltern an den Fenfiern.
Der Stammtifch. lang und breit. aber auf ziemlich dünnen Beinen. fieht in der
Mitte des Raumes. Er trägt keine Decke und zeigt feine faubere. vom Scheuern
weißgehobelte Eichenplatte. Geradlehnige Biedermeierfiühle fiehen herum. Ein
kleinerer Tifch mit ebenfolchen Stühlen vorn links. ein Serviertifchchen rechts
neben dem Eingang. Der Raum ifi durch Gasglühlicht nur matt erleuchtet. Von
den Linden dringt kein Lärm herauf. Die verfchneiten Fenfier find feft gefchloffen.
Nur der fahle Silberfchein einer hohen Bogenlampe draußen ift fichtbar nnd kon-
trafiiert zu der goldigen Traulichkeit des Raumes, Pinkert fißt. die Serviette
unter dem Arm. im Halbfchlaf am Stammtifch. Führt auf. als Werner von
Wiefenlattich und Baron Troll von rechts kommen.

P i n ke r t

(Sechziger. altmodifehe Kellnerfigur mit kurzer Jacke. kein Frack. Kahlkopf.
totes. glatt rafiertes Weinfiubengeficht): Junabend. meine Herrn . . . .
Junabend . . . .

v. Wiefenlattich

(fchlank und bloß. etwas müde Haltung. fpiß gefchnittener. angegrauter Bart.
fehr elegant): Haben wir Sie geftört. lieber Pinkert?

P i n k e r t:

Aber nich doch. nich dom - ick habe man bloß wat über wat nachjedacht . .

v. Wiefenlattich:

Ja. ja. Sie find ein Philofoph.

Pinkert (hat fich gefaßt und nimmt jeht eine aufrechte. nicht fehr zuvor-
kommende Haltung ein): Wat is jefällig. meine Herren?

v. Wiefenlattich:

Hier befinden Sie fich alfo in der berühmten. hifiorifchen Ecke. Baron
Troll. Hier follen Schopenhauer und Hegel gefeffen haben. natürlich an
verfchiedenen Abenden. Drüben war Bismarcks Plaß. als er noch lange
nicht Minifter war.

T r o ll

(klein. mager. dekadent): Sehr intereffant. Hier ifi Stimmung. Eachet.
Sehr fein. Das ift das Stammtifehzimmer?

P i n ke r t

(hat den Herren die Pelze abgenommen): Jawoll. Det is't Stammtifch-
zimmer. Die Herren nehmen woll lieber drüben Platz?

T r o ll :

Hm. Wie? (Seht fich und hält durch fein Monokel Umfchau.)

v. Wiefenlattich:
Nein- Pinkert- ich gehöre ja jeßt dazuh nicht wahre und diefen Herrn
führe ich ein.
T r o ll
(halblaut): Nicht einverfianden - hm? Scheint nicht einverfianden zu
fein? Verfchwinden? Wie?
v. Wiefenlattich
(ebenfo): Laffen Sie 's gut fein. Mit Originalen muß man rechnen.
.hier find lauter Originale.
T r o l l:
Das verföhnt mich wieder. Das fuäye ich. Sie haben mir Alt-Berlin
verfprochen. E. T. A. Hoffmann-Stimmung Phantafie.
v. Wiefenlattich:
Paffen Sie aufj die Weingeifter der Belowfchen Ecke werden fchon über
Sie kommen. (Sekt fich.)
T r o l l:
Rechne fiark darauf. Weißbiergeifier imponieren mir gar nicht.
P in k e r t
(hat die Pelze und Zylinderhüte angehängt, fieht jeßt unruhig und mit miß-
billigenden Blicken wieder da): Wat is jefällig- meine Herren? Rinder-
bruft mit Merrettig und Buljongkartoffeln jibt's heute und Rebhuhn
mit Sauerkohl.
Trolk
.hm - hm - wie echt! Aber kein Tifchtuch?
v. Wiefenlattich:
Rinderbruft bei Below ifi eine Delikateffe.
T r o l l:
Sie werden fich jeßt hoffentlich nicht diefen Genüffen hingeben? Wir
foupieren doch im Klub?
P in ke r t:
Alfo nifcht zu effen. Wat zu trinken- meine Herren?
T r ol l:
Diefer Ton , . . Aber gut. Ich fiudiere.
v. Wiefenlattich:
Wir werden den Hausbordeaur trinkenh Pinkert.
T r o l l:
Wenn Sie fo liebenswürdig fein wollen- Herr Pinkert,

P i n k e rt :
Alfo eene Haus.
T r o l l:
Ift er gut?
P i n k e r t:
Det jloob' ick! Den haben fchon *
T r o l l:
Ganz andre Leute getrunken - nicht wahr?
P i n l e r t:
Davon hab' i> nifcht jefagt. (Rechts ab.)
T r o l l:
Scharmanter Kellner. Gehört ins Briftol.
v. Wiefenlattich:
Gottlieb Pinkert ift eine Perfönlichkeit. Seit vierzig Jahren in der Be-
lowfchen Ecke. Der erzieht fich feine Gäfie.
T r o l l:
Wo find denn aber die Gäfte? Die Originale?
v. Wiefenlattich
(fieht nach der uhr): Es ifi noch ein bißchen zu früh, (Zu Pinkert, der von
rechts mit dem Wein zurückkommt): Sind die Herren noch nicht daz lieber
Pinkert?
P i n k e r t:
Ne. Herr Baron. (Öffnet die Flafche mit dem .Korkenzieher zwifchen den
Juice-i. worüber Troll fich amüfiert.) Pff! Müffen bald kommen. Heute
is ja Kejelabend.
T r o l l:
Das gibt es auch noch? Unter den Linden?
v. Wiefenlattich
(fchenkt ein): .hier bleibt alles auf demfelben Fleck. Alfo profit!
T r o l l:
Profit! (Trinkt. Zu Pinkert): Hm . . Meine Hochachtung.
P i n k e rt:
(halb verföhnt): Belowfcher Hausbordeaur. Kunfiftück. Det is 'n Weinchen.
Den verfieht nich 'n jeder.
(Rechtsanwalt Wechsler und Baumeifier For! kommen
von rechts.)

W e ch s l e r
(ein hübfcher. beleibter Vierziger. elegant. immer liebenswiirdig. immer preffiert.
mit etwas fetter Gourmandfiimme und abirrendem Vliä): Guten Abend.
guten Abend. Ah. Herr von Wiefenlattich. fehr erfreut. Sie fo bald
fchon wiederzufehen! Hat Ihnen alfo gefallen in der Belowfchen Ecke?
(Zu Troll:) Name ifi Wechsler.
v. Wiefenlattich:
Darf ich vorfiellen _Herr ReehtsanwaltWeehsler. wohl par renommäe
bekannt - Herr Baumeifter Fork - Baron Troll von Haidenried.
W e eh s l e r:
Sehr angenehm! (Seht fich): Pinkert! Kommen Sie. Herzenspinkert.
ich verhungere!
P i n k e r t:
Rinderbruft mitMerrettig und Buljongkartoffeln jibt's heute. Herr Rechts-
anwalt. und Rebhuhn mit Sauerkohl.
W e ch sl e r:
Rinderbrufi! Sie auch. Baumeifier? Alfo zweimal Rinderbrufi! Und
'ne Flafche Haus! Ach. meine Herren. ich habe eben zwei Akte Trifian
gehört - wundervoll! Opernhaus ausverkauft! Wollen Sie Brot.
Baumeifier?
v. Wiefenlattich:
Mein Freund kommt eben aus London und Paris. Der echte Globe-
trotter,
W e ch sl e r:
Globetrotter! So! Intreffant! Ach. Kopffchmerzen hab' ich! La-talidi
-la-taliidi - - !
T r o l l:
Die Moderne in den Weltfiädten intereffiert mich bei weitem nicht fo.
wie die alten Kulturrefie. In Berlin feheinen die allerdings recht fpärlich
zu fein. Hier freilich -
W e eh s l e r:
Hier ifi alte Kultur. ganz alte Kultur! Hifiorifche Ecke! Profit. Bau-
meifier!
F o r k:
(ein langer Germane. Dreißiger. rnit energifchen. etwas brutalen Zügen):
Profit, Auf daß meine Ecken auch hifiorifch werden. -
W e ch s l e r
(bedeutungsvoll. fiößt mit ihm an); Und ob!

T r o ll
(fieht auf. geht umher): Wo man hinfiehy intereffante Erinnerungen.
Diefe alten Königsbilder. Und hier - ein Knausx ein Menzel. Ent-
zückende Autogramme. Hat das Bismarck geichrieben?
W e ch s l e r:
Selbfiverftändlih Bismarck! Pinkertx ifi der Camembert durch?
P i n k e r t:
Zu empfehlenh Herr Rechtsanwalt. Looft fchon. (Ab.)
T r o l l:
Wo fieckt denn eigentlich der Wirt? Auf den bin ich befondere begierig.
Gefchniegelte Hoteliers hab' ich jetzt genug gefehen. Aber den echtem
bürgerlichen Gafiwirt fuch' ich. Den Urberliner. So |ell' ich mir Herrn
Below vor, Weiß nichth ob ich mich irre?
W e ch sl e r:
Neinx Herr Baron! Durchaus nicht! Joachim Friedrich ifi direkt 'n
Prachteremplar von der Sorte! In diefem [einem Haufe geboren und
aufgewachfen! Krieg 70/71 mitgemacht! Eifernes Kreuz! Hoflieferant
von vier preußifchen Königen! Der Mann ifi'n Wahrzeichen von Berlin!
Hier weiß man noch was reell ifi! Nah nun hab' ich aber Hunger! Wo
bleibt denn die Rinderbrufi? Das dauert ja Jahrhunderte! Pinkert!
(Klopft auf den Tijch:) In Dreiteufelsnamen!
P i n k e rt
(von rechts): Komme ja fchonx Herr Rechtsanwalt.
W e ch sl e r:
Na Gott [ei Dank! Ifi Herr Below nicht hier?
P i n k e r t:
Herr Below is eben aus de Wohnung runterjekommen, Soll ick'n rufen ?
T r ol l:
Nein- [alien Sie nur. (Setzt vor dem Spiegel [einen Hut auf. Zu Wielen-
lattich): Ich muß jeßt gehen„ lieber Freund. Es ifi Zeit für den Klub.
Die Bekanntfchaft des Herrn Below mache ich wohl ein andres Mal.
v. Wielenlattich
(fieht auf): Ich begleite Sie und lehre fpäter an den Stammtifch zurück.
W e ch s l e r:
Sehr angenehm!
T r o l l:
Sie icheinen ja vollfiiindig in diefer Biedermeierhöhle zu verlinken?
Aber es ift fein hier. Sie haben recht.

v. Wiefenlattich:
Man beruhigt hier feine ramponierten Nerven. Hier gibt es noch Träume.
Großvaters Zeiten. Auf Wiederfehen. meine Herren!
W e ch sl e r
(effend): Wiederfehen! Hat mich außerordentlich gefreut! Wiederfehen!
F o r k:
'Nabend (v. Wiefenlattich und Baron Troll rechts ab.)
P in k e r t
(nach einer kurzen Paufe. giftig): Die zwee Beede brauchen ooch nich wieder-
zukommen.
(Wechsler und Fark lachen.)
W e ch sl e r:
Aber Pinkert! Das find doch Gäfie!
P i n k e r t:
Na. der blaffe Baron mit dem Namen. den keen Menfch behalten kann
- felzt fich da jleich an 'n Stammtifch -
W e ch sl e r:
Wo foll er fich denn fonft hinfeßen?
P i n k e r t:
An den kleenen Tifch - wie alle Neuen! Det is hier Profeffor König
fein Platz!
W e ch s l e r:
Das kann Herr von Wiefenlattich unmöglich wiffen.
P i n k e rt:
Und 'n Iehabe is det immer. wenn der kommt! Als ob hier 'n Mufeum
wär'! Ick komm' mir fchon faft wie 'ne ejiptifche Mumje vor. wo man
im Kataloch nachfieht. wat et is!
W e ch s l e r:
Aber das kommt doch daher. weil Ihr Lokal fo berühmt ift. Pinkert.
Die Belowfche Ecke ift nu mal 'ne Sehenswürdigkeit von Berlin.
F o r k:
Sie find wahrfcheinlich auch 'ne Sehenswürdigkeit.
P in k e r t:
Ach wat! Denn follen fe doch in'n Winterjarten jehn oder in't Maifon
Rihfch - da jibt's noäj janz andre Sachen zu fehn! (Ab.)
W e ch s l e r:
Pinkert als Zenfor ifi köfilich.

F o r k:
Aber alles Zeichen der Zeit. Wechsler. Leute. die man früher nur im
Briftol traf. fchwärmen jetzt für die älteften Kneipen. Jch habe fchon
ernftlich dran gedacht. in meinen Häufern am Hohenzollerndamm draußen
was Derartiges nachzumachen. Das zieht jetzt mehr als die elegantefie
Automobilgarage.
W e ch s l e r:
Zieht. zieht. Überfchähen Sie nicht den Einfluß äfthetifcher Snobs.
Baumeifier. Die Menge muß es bringen. Namentlich in Berlin. Jn
Wahrheit ifi das doch hier was Sterbendes.
F o r k:
Na ja - wenn Sie fo meinen . . .
W e ch s l e r:
Was Sterbendes. Baumeifier. Sie find doch der Mann der Zukunft.
Sie müffen das doppelt empfinden.
F o r k:
Jch will Jhnen was fagen. Wechsler: Jch bin'n Berliner Kind. Hier.
an diefem Stammtifch hat mein Vater gefeffen. Draußen. hinter Wil-
mersdorf und Schöneberg. wo die leeren Grundfiiicke anfangen. das Spe-
kulationsgebiet mein' ich. da bin ich'n Mann der Zukunft. Aber hier.
untern Linden. fobald ich durchs Brandenburger Tor komme - hören
Sie mal. das ift doch 'ne ganz andre Gefchichte. Da hat man doch 'n
gewiffen Pietätsfchauer. Man fagt fich - das hier bleibt fiehen. das
ifi fiärker als alle Spekulationen. Da legfk du nicht die Hand an.
W e ch s l e r:
Nanu! Das klingt ja förmlich fentimental! Es bleibt eben nicht alles
fiehen. lieber Freund. paffen Sie mal auf ! Nirgends in Berlin! Ana)
hier nicht! Und fehen Sie - (rückt ihm näher) ich habe fchon den B e w ei s
dafür. daß es auch hier wackelt,
F o r k:
Beweis? . . . . Na. na!
W e ch s l e r
(leifer): Haben Sie meinen Brief bekommen?
Jork
Gewiß.
W e ch s l e r:
Haben Sie verftanden. was ich Jhnen darin angedeutet habe? Warum
ich Sie heute herzitiert habe?

F o r k
([auernd): Nicht ganzx offen gefianden.
W e ch s l e r:
Der junge Below ift wieder hier.
F o r k:
Das weiß ich. Das weiß bald jedes Kind in Berlin. Rudi macht von fich reden.
W e ch s l e r:
Er hat einen Planz fag' ich Ihnen - ein Plänchen!
F o r k:
Du liebe Zeit! Was hat der nicht fchon alles für Plänchen gehabt.
W e ch sl e r:
Verwechfeln Sie bitte nicht den Rudiz der vor 15 Jahren nach Amerika gegangen iftz mit demx der jetzt zurückgekommen ifi. Das find grund-verfchiedene Leute. Ein Selfmademan ifi er wieder da. Einer von der Sortez die durch Waffer und Feuer gelaufen ift. Und der Alte - wiffen Sie auch das? Der Alte hat fich buchfiiiblich mit ihm ausgeföhnt.
F o r k:
Das ift merkwürdig.
W e ch s l e r:
Vergeffen Sie nicht - der Mann fieht jetzt allein. 'Ne kranke Frau - fein zweiter Sohn 'n Bücherwurm - die Tochter - na fagen wir auf Abwegenh für Belows Begriffe wenigfiens. Der Mann hat viel in feiner Familie durchgemacht. Ießt muß er an die Zukunft denken. Jetzt weiß e17 daß er nur noch den Rudi hat.
F o r k:
Ach fox Sie meinem er macht fich Altersgedanken? Über Nachfolge oder fowas? Aber er wird fich doch mit Rudi nie verftehen können?
W e ch s l e r:
Warten Sie ab. Soll ich Ihnen jeßt mal was fagenz Baumeifierz etwas-was Sie direktement vom Stuhl fchmeißen wird?
F o r k:
Nm na! Sie ändern fich auch nichth Wechsler! Sie nehmen das Mäulchen gehörig voll! Ich fiße hier fehr ficher! Was ifi es denn?
W e ch s l e r:
Diefes Haus hieß in dem wir uns befindenz mit'm Pietätsfchauerz wie Sie fagen - diefes Haus wird nicht mehr lange fiehenl
Wetten?!! Die Belowfche Ecke wird fallen - übers Jahr.

Jork
Sie find verrückt.
W e ch s l e r:
Werden Sie das auch noch fagen. wenn Jhnen ein gewiffer Neubau
übertragen wird?
F o r k;
Was denn für 'n Neubau? Hier?
W e ch s l e r:
Der Bau des größten Hotels von Berlin. des feenhafteften. komfor-
tabelfien Etabliffements von Europa! An diefer Stelle! Auf dem Grund
und Boden Jonathan Belows und feiner Nachbarn!
F o r k:
Wechsler!
W e ch sl e r:
Dies Grundftück allein genügt nicht. Eine Gefellfchaft muß gegründet
werden, Die beiden Nachbarhäufer werden dazu erworben. Unqeheure
Kapitalien fkehen zur Verfügung -
F o r k:
Wer hat denn fowas vor? Der Junge? Kann viel vorhaben! Der
Alte? Ausgefchloffen!
W e ch s l e r:
Am Ende beide! Diskretion! Kein Sterbenswörtchen! Es ift alles
im Werden!
F o r k:
Erlauben Sie mal ein einziges Wort. Wechsler - ein Haus. wie diefes
hier - ein Mann. wie Below. der drin alt geworden ift - läßt der fig)
überhaupt auf fowas ein?
W e ch s l e r:
Ja) kann Jhnen nur fagen. Rudi hat dem Vater feine Jdee in großen
Umriffen fchriftlich auseinandergefeßt. Wir erwarteten allerdings. daß
eine vollfiändige Ablehnung erfolgen würde. Aber was kam?
F o r k:
Na ?
W e ch s l e r:
Eine zögernde. indifferente Antwort. Er hat Rudi um eine Unterredung
gebeten. Heute Abend. Rudi kommt hierher.

F o r k:
Sapperlot . , .
W e eh sl e r:
Baumeifierh wir werden möglicherweife Zeugen diefer Unterredung
werden. Vorgreifen dürfen wir keinesfalls - nur zur Verfügung ftehen.
Ich möchte Sie jeßt noch freundfchaftlich warnen - laffen Sie nicht
Ihr Glück vorbei.
F o r k:
Bitte„ bitte! Das ift gar nicht meine Art! Ich reiße das Schloß einx
wenn der Kaifer es haben will! So ift die Gefchichte! Wenn Geld da
ift und 'n anfiiindiger Kontrakt --
W e ih s l e r:
Dann find Sie zu haben ? Gut. Das wollte Rudi Below wiffen.
F o r k:
Sie find ja unheimlich. (Bricht ab. da Joachim Friedriäi Below von rechts
kommt.)
B elo w ifi 62 Jahre alt. aber noch aufrecht und elafiifch, mit ziemlich jungen
Bewegungen. In den großen blauen Augen und den feinen Zügen ein nach-
denklicherh oft fchalkhafter Humor- der die fchwere Grundfiimmung feines Gemüts
verfäyleiert. Neinweißes, fchlichtes Haar. kurzen grauer Schnurrbarß leicht
gerötetes Antlitz. Er gleicht mehr einem alten Beamten als einem Wirt.
Schwarzer Rock. altmodifchc» fchwarze Kravatte, unfcheinbares Ordensböndchen
im Knopfloch.
Guten Abendx meine Herren.
Wechsler und Fork:
(fahren auf): Ah! Guten Abend. Herr Below!
B e l o w:
Na? Noch ganz allein? Wo bleiben denn heute die alten Semefier?
W e eh s l e r:
Wir Jungen - (räufpert fich) - Jüngeren find entfchieden pünktlicher.
Wir verfäumen keine Minute- um uns von den Anfirengungen des
Tages in Ihrem entzückenden Idyll zu erholen.
B el o w:
Merci. Sehr liebenswürdig- Heer Rechtsanwalt. Man darf es den alten
Herren aber nich übelnehmen. Untern Linden is ein unglaubliches Ge-
triebe. Heute is Hofball. Ich habe eben meinen Abendbummel gemacht-
bis zum alten Frihen. Wenn man vom Brandenburger Tor kommt.

geht es ja noch. Aber die meiften Herren kommen vom Schloßplaß und
von der Friedrichfiraße. (Nähere iich) Guten Appetitj meine Herren.
Hat Pinkert auch für alles geforgt?
W e ch s l e r:
Iottlieb! Der Mufierknabe!
B e l o w:
Wenn er feinen normalen Tag hat - gewiß.
F o r k:
Hat er auch unnormale Tage?
V e l o w:
Aber fehrj Herr Baumeifier. 'Ne Art Tropenkoller. obwohl er meines
Wiffens über Potsdam nich rausgekommen is.
W e ch s l e r:
Wollen Sie fich nicht zu uns fehenj Herr Below?
B e l o w:
Wenn es geftattet is.
Wechslerz Fork:
Aber bitte recht fehr! (Below feßt fich. Partie.)
W e ch s l e r:
Was haben Sie für Nachrichten von Ihrer Gattin. Herr Below ? Hoffent-
lich recht erfreuliche?
B e l o w:
Ach. wiffen Siej mit meiner Frau is es leider eine fchwierige Gefchichte.
Ihr eigentliches Leiden können die Arzte im Sanatorium nich behandeln.
W e ch sl e r:
Aber weshalb denn? Es handelt fich doch um einen Herzfehler? Sie
bedarf wahrfcheinlich vollkommener Ruhej fern von jeder Tätigkeit -
B e l o w:
Da fitzt der Hafe im Pfeffer. Verordnen Sie das mal der Frau- Herr
Rechtsanwalt. Mit jeder Fafer hängt die am Gefchäft - Jahr aus-
Jahr ein hat fie da drüben am Büfett gefeffen. Krank feinj im Bett
liegenj hieß bei ihr nur faulenzen. Bis dann der letzte Anfall kam. Da
mußte fie fort. Und es handelt fich um Jahr-eh bis fie wieder nach Berlin
kommen darf. Ins Gefchäft darf fie wahrfcheinlich überhaupt nich
wieder.
F o r k:
Darunter leidet fie . .

Georg .fiirfäifelxw Die Belowflbe Eck
___.____. *--.-W-._-_._"__-__-_-_"___..
V e l o w:
Ich weiß ia nie-x ob die 'Ärzte recht hauen. Lo 7n alten Menicben pleßliw
lit der ganzen Wurzel aus 'm Blume-“iii :eiße--f nicb wahl . . i'k-i -
ice, bin [ein Arzt. Ich babe fie auf dell *Peg gore-(m. N-i hat fie *s ja
i0 weit ganz gm in Sram-berg, N in**.c1!.-i>1,.k.c Tini-riefcrnnnspwztß
nig-dt fie durch. Lektüre -- alte Gaktcnlo-.b-N ..-. (Lenco willen kein
Lekalanzeigcr, Aber ob 's was fiir Minna i9; .i-i'! n du (Keim. Lilo
ich f-.--ifuhrF hatte ich das Gefühl: 'nach'F deß du mit "Ös *Zi-..on kei-7711|-
fonfi ho!! [ie dich hier noch ein,
W e ch s l e rt
Sie muß fich eben ins Unaeäni-eyliihe f7. gen, Wie oft fage ich cas meinen
Klienten.
Ö c l v w
* c-bt ihn an): In - aber die find nich felix für'Z lfm-ränderliclie'? Po-
.“-c-.ten und Klienten - wie? Jah ginn-“e Lui->22», 71i. Sie .11*** in*
Eindruck mechen wiirdenx Herr Rechts-*.nwalx Ex *q 7-.» --"-:* .11min ijr" 1g
nur die Jurifien imponieren Min-1a. Exif]- :.7 .Wi 7-7.?"
-- 2.7l an ihr vorbei. Ihr Bruder zum Beifiüxl/ ke: i, * 7, *.0 „*1 r. .'-k-e in
-* riic im Dom hatvor iicbiiixen ieecn dann .1111- 1*- n* (q. --.:Z*i: 3'“.'*Z*e-'eß
.Y'i'en/ Beob-:ichtungx keine A-idacbi Sie hat :hin (ier-ec." 'rie 'Nicki-N
nei-1**irrt.
F c 1 k.-
Fii: (fie ifi es j-»Zt rue-*linien am Zahl-'mmfien/ Herr 2'- *lonu A'lco alleine
Zu :nie-»en -
W e' cb c- i e k
(ui-*7“'c-f, ob For' n21- .Kennern-'irn macht oder anf etwas Befiimmfes bin-
fmmc : Deo iii keine zu ichwere Aufgabe fiir ein-*n Mann wie Below.
*L 2 l o **o:
Es gehn Herr Baur-:cificrF es geht. Das .Lokal und die Weinhandluiig„
die [ae-fen ililicßlich* von felber. Und als Hauswirt- bei Frau von Seekxl-(x)-
penbach zwei Treppem die mein einzige! Mieier ix» na :yfrageiy oi- fich
wieder 'ne Maus gezeigt hate das kann ich iibließiich auch alleine (Of-eu.
e (h s l e r*
Lcb denke mir- Sie iind e;- nur nicht gewöhne/ allein zi. iein. Das in kur.
" x-ifimme. -
.LI
i» e- -c i-me.. Haniel' SHlirnm is es, weil einem iovicl mim-ix.“ (*KFieiiien
':* -. :i Ä? 'Lange f i e da drüben iaß- hafte jeder Tag fein flotte-l Ten-po.

gebt es ja noch. Aber die meificn Herren kommen vom Schloßplatz und von der Friedrichfrmße. (Nähe-r iich) Guten Appetit- meine Herren. Hat Pinkort auch für alles geiorgt?

W e ch s l e r:
Iottlieb! Der Mug'terknabe!

B e l o w:
Wenn er Feinen normalen Tag hat - gewiß.

Z(o r k:
Hat er auch unnormale Lege?

B e l o w:
Ader fchr- .Herr Baumeifier. *Ne Art Tropenkolie-.x obwohl er meines Wille-.is über Potsdam nich rnuegr.ommen is.

W e eh sl e r:
Wollen Sie fich nicht zu uns [rhein Herr Below?

B e l o w:
Wenn es gefiattet ie.

Wechsler- Jork:
Über bitte recht fehr! (Below ich' [ich. Pac-ie.)

LL* e s l e r;
Wno haben Sie für Naghrichten ron Ihrer (Benin, .Herr Below? Hoffent- [ix-Z recht erfreuliche? -

_ B el o 1u:
*Il */7 wiffen Siex mit meiner Frau is es leider eine [rhwierige Gefchichte. Uhr eigentLi-hes Leiden können die 'lirzte im Sanatorium nich behandeln.

W e ii; sl e r:
?liber rue-halb denn? t.“ .7- 2i-cf. ',*'.h doch um einen Herzfehler? Sie bedrrc' tool-Eyck. 2;-,- . k'xk-*r-irrncr Ruhe- fern von jeder Tätigkeit --

B r l o w.
'In fc; c-er 3' i. :rn 7;'- *r'tn *li-rorduen Sie das mal der Fra-ih Herr :l'tcc'.sa.:-,o..ir. **-l'ir jeder Zak-r hängt die am Gefrba'ft - Jahr aus- Jil-r em [-3: [ic da d:-'.iber. am ?Inf-t1 gefeffen. Krank iein„ im Bett liegenx hieß bei ihr nur finwnzcn. Bio 737m: der letzte Anfall kam. Da mußte fie fort. Und es handelt iich um Jahre/ bis lie wieder nach Berlin k.-mmen darf. Jus (il-:fchaft d-rrf lie wah-,fcheiniich iiberhaupt nich wieder.

'F o . l. -
Darunter leidet lie . .

i

B e l o w:
Ich weiß ja nich. ob die Arzte recht haben. So 'n alten Menfchen plötzlich
mit der ganzen Wurzel aus 'm Blumentopf reißen. nich wahr . . Na -
ich bin kein Arzt. Ich habe fie auf den Weg gebracht. Nu hat fie 's ja
fo weit ganz gut in Strausberg. 'N fyftematifchen Einfchläferungsprozeß
macht fie durch. Lektüre - alte Gartenlauben. um Gottes willen kein
Lokalanzeiger. Aber ob 's was für Minna is. wiffen die Götter. Als
ich fortfuhr. hatte ich das Gefühl: mach'. daß du auf die Bahn kommfk.
fonft holt fie dich hier noch ein.
W e ch s l e r:
Sie muß fich eben ins Unabänderliche fügen. Wie oft fage ia) das meinen
Klienten.
B e l o w
(fieht ihn an): Ia - aber die find niah fehr für's Unabänderliche? Pa-
tienten und Klienten -- wie? Ich glaube übrigens. daß Sie auf fie
Eindruck machen würden. Herr Rechtsanwalt. Es is nämlich merkwürdig
- nur die Iurifien imponieren Minna. Seelforger und Arzte reden
total an ihr vorbei. Ihr Bruder zum Beifpiel. der Hofprediger: Wenn
der fie im Dom hat vor fich fißen fehen. dann war fein Gefühl: Um Gottes
willen. Beobachtung. keine Andacht. Sie hat ihm geradezu die Predigt
verwirrt.
F o r k:
Für Sie ift es jetzt natiirlich am fchlimmfien. Herr Below. Alles alleine
zu machen -
W e ch s l e. r
(ungewiß. ob Fark nur Konverfation macht oder auf etwas Befiimmtes hin-
fieuert): Das ift keine zu fchwere Aufgabe für einen Mann wie Below.
B e l o w:
Es geht. Herr Baumcifter. es geht. Das Lokal und die Weinhandlung.
die laufen fchließlich von felber. Und als Hauswirt. bei Frau von Schlip-
penbach zwei Treppen. die mein einziger Mieter is. nachfragen. ob fich
wieder 'ne Maus gezeigt hat. das kann ich fchließlich auch alleine leiften.
W e ch s l e r:
Ich denke mir. Sie find es nur nicht gewöhnt. allein zu fein. Das ift das
Schlimme.
B e l o w
(nach einer kurzen Paufe): Schlimm is es. weil einem foviel unnüße Gedanken
kommen. Solange f i e da drüben faß. hatte jeder Tag fein flottes Tempo.

_ __
Jetzt fchlc icht die Zeit an mir vorbei wie in Filzpantoffeln. Es gibt Ge-
fpenfier in alten Häufern - find gar nich fo fchwer zu zitieren.
F o rk :
Gefpenfier?
B e l o w:
Ja. Gemütliche und ungemütliche. Weingeifier. die hier gefangen find
und nich mehr rauskommen. So lange hier Gäfie fißen und lachen. geht
es - da lachen fie mit. Aber wenn alle fort find - dann laffen fie fich
auf die leeren Stühle nieder und fißen um mich rum und tufcheln mir
unangenehme Sachen ins Ohr. Das können Sie glauben. meine Herren
- ich hör' es jede Nacht. Wenn ich mich dann aufrapple und zumache
und in meine Wohnung rauffteige - na. da wird es auch nich viel beffer.
Die Weingeifter kommen zwar nich mit - aber umfo froftiger wird es
da oben in den einfamen Stuben für einen alten Mann. Da bin ich
nämlich plößlich 'n alter Mann. da fühl' ich's erft und lege mich traurig
in die Klappe.
F o r k:
Sie find gar nicht alt. Herr Below.
W e ch s l e r:
Y Wahrhaftig nicht! Sie find auch nicht allein!
B e l o w:
Nanu?
W e ch s l e r:
Na - Sie haben doch was - was Befferes . . .
B e l o w:
Meinen Sie vielleicht meine Kinder? Ach. reden Sie bitte nich von
meinen Kindern! (Steht auf.) Andere Leute fehen ihr Glück darin. Jch
kann es leider nich. Keines von meinen Kindern wollte. was ich ihnen
erworben habe. Hermann hat findiert. Erna - na. fchweigen wir von
Erna.
W e ch sl e r:
Und Rudolf? - Rudolf. Herr Below?! - Er ift jeßt wieder hier. Jfi
er nicht zur rechten Zeit gekommen? Die Mutter hat er freilich nicht
mehr angetroffen -
B el o w:
Gott fei Dank! Das wär' was für die Frau! Ne. ne! So 'n Himmels-
fiürmer!

W e ch s l e r:
Himmelsfiürmer? Aha. Das ift mir intereffant. So haben Sie ihn
früher nicht genannt.
B e l o w:
Sie find mit Rudi in der Schule zufammen gewefen?
F o r k:
Ich auch. Herr Below.
B e l o w:
Richtig . . . Himmelsftürmer - das is Ihnen intereffant? - Warum
denn? Wie hab' ich ihn denn friiher tituliert?
W e ch sl e r:
Naz fagen wir *-
B e l o w:
Laufejunge?
W e ch s l e r:
Es war nicht viel beffer.
B e l o w:
Laufejungen find fchon Erzellenzen geworden. Man hat Beifpiele.
W e ch sl e r:
Waren Sie nicht ganz überrafchtz als er wieder vor Ihnen ftand? Soz
wie ihn das Leben inzwifchen geformt hat? Ich für meine Perfon kann
nur fagen - ich finde die Veränderung zu feinen Gunften enorm. Der
Menfch hat was erlebt. im beiten Sinne des Wortes, Der kann was.
B e l o w:
.haben Sie den Eindruck?
W e ch s l e r:
Ia- Herr Below! Sie etwa nicht!?
B el o w:
Doch - doch. Es war 'ne unheimliche Stunde. In derfelben Stube„
wo ich ihm vor 15 Iahren gefagt hatte: Du mußt fortz Junge - wir
find von heute ab gefchiedene Leute - in derfelben Stube trat er mir
jeßt gegenüber und gab mir die Hand und war ein Kerl wie 'n Baum.
Die Stube zittertez wenn er umher-ging. Mir war- als ob das ganze Haus
zitterte.
W e ch s l e r:
Das Haus? . , .

B el o w:
Jawohl. das Haus . . So 'n Kerl fprengt es gradezu. (Nach einer kurzen Paufe.) Hören Sie mal. Herr Rechtsanwalt -
W e ch s l e r:
Herr Below?
B e l o w:
Sie find ein Mann. der das Leben kennt. Und zwar in Rudis Sinne. Nich in meinem. Sie find aber Rudi überlegen - Sie haben fein Amerika nich mitgemacht - Ihr Name is in der Heimat mit lauter großartigen Unternehmungen verknüpft - was halten Sie von meinem Sohn? Was is ihm zuzutrauen *k Wundern Sie fich bitte nich. wenn ich 'n bischen objektiv von meinen Kindern rede. Meine Frau tut 's auch. Das war immer fo bei uns. Jeder muß feinen Dickkopf durchfeßen. Wir Belows bezahlen unfer Leben in bar. Rudi wird feinen Eltern jetzt nichts anderes nachfagen können. als daß fie fich treu geblieben find. und ich bin gern bereit. dasfelbe von ihm zu fagen. Wenn ich nur nich am Ende vom Leben ftände. und er am Anfang. Weil er jung is. hat er fchließlich doch mehr Recht als ich.
W e ch s l e r:
Es freut mich. Sie fo verföhnlich zu finden. Jhr guter Humor wird Ihnen immer mehr darüber weghelfen -
B e l o w i
(fieht auf): Humor. Humor. Das is 'ne zweifchneidige Sache. Herr Rechts-anwalt. Jch fuaye Anfrhluß. Verftändnis.
W e ch sl e r:
Bei Rudi werden Sie beides im höchften Maße finden,
B e l o w:
Meinen Sie?
W e ch s l e r:
Er wird die wahre Stühe Ihres Alters werden. Warum erfchrecken Sie fo?
B e l o w:
Pardon! . . . Das Wort Stöße - das trifft mich. Ne. ne. mein Lieber. 'ne Stüße wär' ganz fchön. Aber das is er eben nich. Keines von meinen Kindern. Eher - _
W e ch s l e r:
Was. Herr Below?

B e l o w:
Entfcheidung. Zündfioff. Sauerteig. Hm. Seitdem er hier war. liegt
was in der Luft.
W e ch sl e r
(gefpannt): Was ifi das?
B e l o w
(ruhiger. lächelnd): Das Haus hat gezittert.
(Profeffor König und Hauptmann von Weinfchenk
kommen von rechts.)
K ö n i g
(über Achtzig. trippelndes. noch lebhaftes und cholerifches Männchen. macht
fich in der Tür von Weinfchenls Arm [os, Mit gereiztem Ton): Danke! Hier
bedarf ich Ihrer Dienfte nicht mehr! Danke wirklich! Aber fo laffen Sie
mich doch los! Hier find' ich fchon felber!
v. W e in f ch e n k
(fehr großer und breiter. etwas fchlagrühriger Sechziger. der das linke Bein nach-
zieht. Penfionierter Militär. Kriegsveteran. mit lauter. für Schwerhörige be-
rechnen-r Stimme): Alfo jut! Meinetwegen fallen Sie in die Panke!
Ich hole Sie nich mehr ab!
K ö n i g:
Das halten Sie ganz. wie Sie wollen! (Stolpert) Guten Abend. meine
Herren!
v. Weinfchenk:
Natürlich! Kleene Berrenkung jenügt. und er wird bettlägerig. und da
findet er mit 82 nich mehr raus - das fage ich ihm! 'Nabend.
meine Herren!
B e l o w
(fiihrt König behutfam zu feinem Maße hin): Der Profeffor is aus Gutm-
percha - der verletzt fich nich.
K ö n i g
(grinfend): Aus Guttapercha! Hören Sie wohl? Below kennt mich!
v. W e i n f ch e n k
(hat Below. Wechsler und Fock die Hand gegeben. feßt [ich jeßt ebenfalls und
fireckt das linke Bein aus): Es is 'ne Not mit dem Mann. Seit 17 Jahren
hol' ich ihn Abend für Abend aus feiner Wohnung ab und bring' ihn in
die Belowfche Ecke. Aber ilauben Sie. daß 'n Abend ohne Streit verjeht?

Daß wir jemals hier konform erfcheinen? Im leßten Moment noch bricht
er irjend was vom Zaum und das is dann mein Lohn. daß wir hier
wie de Kampfhähne ankommen.
K ö n i g:
Ich breche nichts vom Zaum ich bin kein Kampfhahn. aber ich habe
mein gefundes Erinnerungsvermögen. Und wenn Sie mich mitten
auf den Linden fiehen ließem fo daß ich unter einen Benzinftänker kämej
ich alter Mannj ich würde doch noch behauptem daß es im Jahre 70 noch
keine Drofchken erfier Klaffe gegeben hat.
B e l o w:
Alfo d a s war der große Streitpunkt. Der Profeffor hat übrigens recht.
Lorenz.
K ö n i g:
Aha! Natürlich habe ich reäyt! Aber er fkreitet ja immer! Er ftreitet!
v. W ein f ch e n k
(bezwingt fichj ttommelt auf den Tifch und wendet fich gleichmütig zu Pinkert,
der wieder eingetreten iii): Pinkertj 'n Schoppen Haus und 'ne Semmel
mit Sardellen.
P in k e r t:
Jawollz Herr Hauptmann.
v. W e in f ch e n k
(zu König): Vor mir find Se ficher von jeßt ab. Ich fage jeht zu allem
ja. Ia. Ia. Ia. Ia. Ich habe andre Sorgen als dieDrofchken imIahre 70,
W e ch s l e r:
Aber was haben Sie denn für Sorgeny Herr Hauptmann?
v. Weinfchenk:
I, ich halt' es nich mehr aus in eurem Berlin! Hier erfiickt man ja!
Hier wird man ja langfam zertrampelt und blödfinnig! Dies Iefchiebe.
dies Ieklingel. dies Ietute 'n janzen Tag! Was brauch' ich mich denn
immerzu rumfchubfen zu laffen und auf de Hühneraugen treten - keine
ruhige Minute hab' ich ja in meiner Penfiom und alles bloß„ um in Berlin
zu leben? Lohnt fich das? Bin ich denn nich'n Dromedar7 daß ich nich
fchon längft auf meinem Jut bei Oranienburg füge?
K ö n i g:
Über Ihr Verhältnis zu einem Dromedar bin ich mir nicht im klaren-
aber daß Sie fich auf Ihr Gut zurückziehen wollen„ das fagen Sie jetzt
fett 25 Jahren und haben es immer noch nicht getan.

v. Weinichenk:
Ich tu 'sh zum Donnerwetter- ich tu 's! Das werdet ihr fehen!
B e l o w:
Aber Lorenzr du wirft uns doch nich verlaffen? Bedenke doch wieviel
Berlin dir bietet.
v. Weinfchenk:
Was bietet 's mir denn?! Benzinjefiank! Ich halt' es nich mehr aus!
Ich f ehn e mich ja nach einem Mifihaufen!
B el o w:
Die Automobile werden allmählich alle elektrifch.
v. Weinichenl:
Und dann werden wir lautlos dotjefahren! Ia! Das is 'n Fortichritt!
(Kretfchmar und von Wiefenlattich von rechts.)
K r e t i ch m a r
(fiiimmiger, aber agiler Journaliiif [eckige. Haar! Pineenez vor den etwas
hervor-tretenden Augen): Fortfchritt! Wer redet hier von Fortichritt!
Sojar in der Belowichen Ecke wird's lebendig!
B e 1 o w:
Jah das kommt for Herr Kretichmar.
K r e t1' ch m a r:
Dajejen is nichts zu machen! Das is die einzige Atmofphäreh in der wir
leben können - Leute vom zwanzigfien Jahrhundert!
v. Weinfchenk:
Na ich nichx Herr Zeitungsminifier! Ich nich!
K r e t f ch m a r:
Aber Herr Ieneralx worüber beklagen Sie fich denn? Man muß doch
die Nerven feiner Epoche haben! Stadt wie Berlin braucht Nerven!
Alles drängt vorwärts - heute jutx morgen beffer! Kein Ruhepunkty
kein Stillfiand -- darf jar nich fein! (Seht [ich und [icht in die Speifenkarte.)
Pinkertx jibt es Klopfe? [Lärm bei! Heraklit war wahrfcheinlich ooch
'n Berliner! Paifen' Sie auf; es wird noch viel doller! Straßenbahn
kriegt Srhnellverkehr oder wird unterirdifch! Hochbahn wird durch
Schwebebahn erietztx und in der Ferne ieh' ich fchon die lenkbaren Tara-
meterluftfchiffe !
v. Weinfchenk:
Dann fiß' ich in Oranienburg.

K ö n i g:
So! Und wer holt mich ab?!
K r e t f ch m a r
(zu Pinkert): Alfo Rebhuhn - meinetwejen Rebhuhn! Mit'n Schrotkornj
damit ich auch weißj daß es 'n wildes Tier war!
(Pinkert ab.) Meine Herren! Meine Herrenj es is doch 'n Hochjenuß
feine Vaterfiadt fo anwachfen zu fehen! Wenn iah an meine Kindheit
denke! Lieber Iott! Nach 'm Nollendorfplaß war's damals 'ne Land-
partiej und an die Haveh daj wo man jetzt per Auto über die Döberißer
Heerftraße flitzt/ kam man jeden Sommer höchfiens einmal!
K ö n i g:
Wenn ich fo etwas höre . . . So ein Kiekindieweltj diefer Kretfäjmar . . .
(Losfahrend) Sie waren ja noch gar nicht geborenj als ich fo alt wan wie
Sie! Bor 50 Iahrenj mein Befter - ja! Wie da Ihre Baterfiadt ausfah
- das wiffen Sie nicht!
K r e t f ch m a r:
Allerdings nichX Iott fei Dank. Entfchuldijen Siej daß ich fo fpät jeboren
binj ehrwürdijer Patriarch und Kirchenvater, Sie find ja noch 'n Acht-
undvierzigerj Sie haben ja noch auf der Barrikade jefianden. Bei andern
Achtundvierzigern kann man das allmählich bezweifelnj die haben nämlich
fchließliah all e auf der Barrikade jefianden. Aber Sie„ Herr Profeffon
Ihnen trau' ich 's zu. Sie fchmeißen ja jetzt noch zuweilen mit harten
Iejenfiänden um fich.
K ö n i g:
Achj, was! Ich wollte nur fagen - ich habe ein dreifacher! Wachstum
von Berlin miterlebt! Berlin war eine kleine Stadt im Iahre 48. Aber
fchön war diefe kleine Stadt! Ach! Wunderfchön!
v. Weinfchenk:
Ia/ wahrhaftig!
K ö n i g:
Weinfrhenh davon wiffen Sie nichts!
v. Weinfchenk:
Nanu! (Erhebt fich halb.)
K ö n i g
(ebenfo): Wann find Sie denn geboren?
v. Weinfchenk:
Danach jeht's nich!

K ö n i g:
Ihre Zeit ift 70/71 - eine Epoche. die mih überhaupt nicht intereffiert!
v. Weinfchenk:
Aha! Iawohl! Die Iründung des Deutfchen Reiches! Bismarck. Moltke.
Roon - 'n Pappenftiel! Der alte Wilhelm - 'ne Epifode! Daß ihr
vorher „Der Sänger hält im Feld die Fahnenwaht“ jejröhlt habt und
Turnvereine jejründet und mit Redensarten um euh jefhmiffen. das
war was!?
K ö n i g
(zitternd): Redensarten ?!
B e l o w:
Aber meine Herren. meine Herren . . . Sehen Sie fih doh wieder hin.
Sie debattieren ja mit einem Feuer. als ob es fich um aktuelle Fragen
handelte. Was größer war - 48 oder 70 - diefe Streitfrage liegt doh
ziemlih weit zurück. Ießt regen fich die Leute um andre Sahen auf.
v. Weinfchenk:
Iewiß. Below. wir find zum alten Eifen jeworfen. Kriegskameraden -
zu nichts mehr nuße in diefer fchlappen. mifelführtigen. „nervöfen“ Zeit.
Pfui Deibel nih noch mal. Aber 'n Shoppen Haus trink' ih darum
doch noch.
Belo w (fieht auf und fagt es Pinkert durch die Tür.)
K ö n i g
(fißt wieder in fich zufammengefunken): Wollte nur fagen - wollte nur
fagen - - - ja. das war's. Das wollte ih fagen. (Wucher und lauter.)
Ich freue mich niht an folcher Art Entwickelung.
K r e t f h m a r:
Verehrtefier Herr Profeffor. das bejreif' ich vollkommen. Die idyllifhe
Ruhe von Anno dazumal is was Wundervolles. aber wir Leute von heute
haben fie ein für alle Mal bejraben. Ieht ja nih anders. Sonft verfinken
wir ja in äfihetifhe Iefühlsdufelei. Pardon. Herr von Wiefenlattich.
v. Wiefenlattich
(lächelnd): Aber das tu' ich doh niht? Wenn ih in vergangenen Ge-
fchmacksepohen lebe und die frühere. gewiffe Shönheit der heutigen.
ungewiffen vorziehe - das ift ganz etwas Anderes.
K r e t f h m a r:
Sehn Sie wol! Und wir. wir Unhifiorifchen. wir fhaffen eben 'ne neue
Iewißheit! Da liegt es! Übrigens famos formuliert! Einen Augenblick.
das laff' ich mir nich unter 'n Tifch fallen! (Shreibt es auf.)

B e l o w
(hat aufmerkfam zugehörl und kehrt jetzt langfatn an feinen Plah zurück. bleibt fkehen): 'Ne neue Gewißheit - ja . . , Bencidenswert. an fowas zu glauben.
K r e t f ch m a r
(fieckt fein Notizbuch ein. aufbliäend): Wie jefällig?
B e l o w:
Manchmal wünfch' ich mir fo 'n bißchen in die Werkftatt reinzukucken. wo neue Gewißheiten gemacht werden. Ju Jhren Zeitungspalaft zum Beifpiel. Herr Kretfchmar.
K r e t f ch m a r:
Bitte. bitte fehr! Warum kommen Sie denn nich? Jch zeije Jhnen alles! Die jroße Rotationsmafchine. die unfer janzes Blatt ausfpuckt *- fertig jefalzt. jefchnitten. illuftriert! Wird mich außerordentlich freuen!
v. Weinfchenk:
Aber Below. Below. was willße denn da? Sei doch froh. daß du nichts von hörft und fiehft.
B el o w:
Ja lieber Lorenz. hier wird immer bloß davon gefprochen . . .
v. Weinfchenk:
Na. jenüjt dir denn das nich? - _
W e ch s l e r
(will Below helfen): Unfer verehrter Herr Wirt hat da einen andern Stand-punkt. Herr Hauptmann, Er ifi unfer Gafigeber. nicht wahr - er fieht uns alle kommen und gehen _an feinem geiftigen Auge ziehen die Epochen vorüber. er kann fich nicht an eine befiimmte binden.
v. Weinfchenk:
Na. fage mal. Menfch. hältfi du denn alles. was da draußen tobt und Radau macht. für Fortfchritt?
B e l o w
(zuckt lächelnd die Achfeln): Tobi und Radau macht - -
v. Weinfchenk:
Jawohl! Jn diefem him mlifch e n Afyl des Friedens und der vor-nehmen Jefelligkeit. das mit deinem Namen verknüpft is. da darf ich das fagen! Hier is die letzte Stelle. wo man zum Nachdenken kommt in Berlin. wo man überhaupt noch weiß. was los is! Hier wird nich jleich jefchubfk. wenn man ftehen bleibt. hier jilt noch das Wort der Leute. die was erlebt haben! Unfer Kejelverein „Eiche“. auf den ich heute wieder mein erfies Ilas leere - (Die Anderen murmeln beifällig und fioßen

mit ihm an) fo was jibt es doch jar nich noch mal in Berlin! Was kümmert
uns denn das moderne Iewibbel? Wir haben den wirklichen Fortfchritt
mitjemacht -- das jeniijt!
K ö n i g:
Profitx Weinfchenk.
B el o w
(fiehend. ziemlich rafch): Ich fioße mit an. Aber du erlaubfi jetzt eine kleine
Diskuffionz Lorenz. Das Thema lohnt fich. Ihre Worte„ Herr Rechts-
anwalt - von den Epochenx die an einem alten Wirt vorüberziehen -
zu immer neuem Fortfchritt - fo meinten Sie es doch. nich wahr -
habe ich recht verfianden? (Wechsler nickt.) Jax das is fehr intereffant.
meine Lieben. Seht mal die beiden Fenfter hier . . . . (Wendet fich nach
rechts.) Die fiihren auf die Linden raush nich wahr. Was hab' ich hier
nich alles mitangefehen. Aber auch untenh auf der Straßex mittenmang,
Zum Beifpiel 71 - da bin ich von Frankreich heimgekommenh hinter
dem alten Kaifer her„ durchs Brandenburger Tor - da hatt' ich 'n Kü-
raffierhelm auf 'm Kopfz fiellen Sie fich das vor/ meine Herren - Below
mit 'm Küraffierhelm und 'n Säbel und 'n Ei>zenzweig und -> na ja , . .
Da ritt ich hier vorüberh und am Fenfter - hier an diefem - fiand
Minnah meine Braut. Das war was.
v. Weinfchenk:
Ja„ das war was . . .
B e l o w:
Du warfi mein Leutnanh Lorenz - ich war bloß 'n fimpler Unteroffizier.
v. Weinfchenk:
Was macht das? Das eiferne Kreuz bekamen wir am felbigen Tage.
B e l o w:
Ich habe meine Revue mit 71 angefangen - aber vorher 66 - vorher
64 - und ganz hintenh ganz im Dämmer - ich war 3 Jahre altx meine
erfte Erinnerung - 48„ der achtzehnte März. Da wurde auch gefchrieen
und gefchoffen unter 'n Lindenx aber anders. Hier vor unfrer Tür. Und
mein Vater kam plößliäy und riß mich vom Fenfter weg. Später ritt
Wrangel draußen vorüber. Und fpäter - Bismarck. Und dann fingen
die Sozialiften an. Draußen fah ich den alten Kaifer von Nobiling
getroffen - andre Zeiten- andre Sitten. Wir Belows machten die
Fenfier zu.
v. Weinfchenk:
Das war das Unbeirrbare an euch! Etwa nich?!

B e l o w:
Ja. ja. Aber auch das geht vorüber. Das Unbeirrbare. Sogar Bismarck ging. Und dann wurde alles frifch vergoldet. Auch mein Hoflieferanten-wappen. Na. Nun is es ja wirklich anders. Biel fchöne Gefinnung. viel Leben. viel Mannszucht. viel Pracht. Aber unter uns. meine Herren: 'n Pudel is kein Tyras. (Alle lachen.)
K r e t f ch m a r:
Ausjezeichnet! Sagen Sie mal. wollen Sie das nich alles mal fehreiben. Herr Below? Für meine Zeitung? Als Aufzeichnungen eines alten Berliners? Wäre doch reizend!
B e l o w:
Nein. das will ich nich. Jch will nur fagen: Die Epochen zogen an mir vorüber. aber ich habe dabei gelernt. jeder gerecht zu werden. Keine von ihnen. ob fie nu fiark oder fchwach war. hatte Beftand. eine wurde die Erbfchaft der andern - aber darin liegt eben ihre Berechtigung. Man hüte fich davor. engherzig zu werden und zu fagen. meine Jugend hatte Sinn - die heutige hat keinen! J h r e n Sinn hat jede Jugend. meine Herren! Jch traue mir nich zu. aus „meiner Zeit“ erhaben auf andre runterzukucken. (Setzt fich. Paufe.)
v. Weinfchenk:
Das is ja fonderbar. Derartige Anfchauungen offenbarft du uns zum erfienmal. Below.
B e l o w:
Alles muß mal zum erfienmal gefagt werden.
v. Weinfchenk:
Nu höre mal zu - -
B e l o w:
(legt ihm die Hand aufs Knie): Was denn. Alter?
v. Weinfchenk:
Ernfthaft! Du fchwebft in 'ner jroßen Jefahr!
B e l o w:
Hören Sie. Herr Rechtsanwalt?
W e ch s l e r:
Wir Jüngeren fehen keine Gefahr für Sie. Wir freuen uns an Jhnen. Herr Below.
v. Weinfchenk:
Dann handelt ihr unverantwortlich. Diefer Mann hier. diefer Pracht-

menfch. der darf nich auf die Schleichweje eines jewiffen Handelsmannes
jeraten -- ;
B e l o w:
Nanu - wen meinfi du denn?
v.Weinfchenk: 7
Eines zhnifchen Handelsmannes. der in unferer Mitte lebt und fich bei
uns wohl fühlt und draußen inzwifchen erntet. was nich das jeringfie
mit uns zu tun hat -
W e ch s l e r
(fieht Afcher kommen):
v. W e i nf ch e n k
(hört ihn nicht): Ich meine natürlich den Kommerzienrat - _
Afmer
(von rechts. Cinetwas gebückter. fchmiichtiger Mann von 60 Jahren. fehr gepflegt.
aber einfach. mit ironifch überlegenen. finnlichen Zügen. ausdrucksvollen.
dunklen Augen. Hinter ihm kommt Pinkert. der ihm Hut und Pelz abnimmt):
Sie meinen den Kommerzienrat? Guten Abend. Ich fiehe zur Verfügung.
Hier gibt es doch nur Einen diefes fchönen Titels? Oder find S i e in-
zwifchen Kommerzienrat geworden. Below?
v. W e i n f ch e n k
(mit verfchrantten Armen): Ne! Sein Iefchäft is nich bedeutend jenug!
A f ch e r:
Er hat wohl auch nicht den Ehrgeiz.
B e l o w:
Gewiß nich. Bei Ihnen war der Titel ja was Selbfiverftändliches. Afcher.
AfÖer
(feßt fich): Warum? An und für fich ift nichts felbftverftändlich auf der
Welt. 'Ne halbe Iohannisberger. Pinkert. Und Kaviar.
P i n k e r t: -
Scheen. Herr Kommerzienrat. (Ab.)
v. Weinfchenk:
Na. Sie find doch der Inhaber des jrößten Warenhaufes von Berlin -
A f ch e r:
Ich nicht. Meine Söhne find das. Ich habe mich längf't zurückgezogen.
v, Weinfchenk:
Ach lieber Iott. nu will er alle feine Sünden auf die armen. unfchuldigen
Kinder abladen!

Afwem
Sünden? Erlauben Sie mal. Herr Hauptmann - Sie fcheinen kein
Kunde von uns zu fein?
v. Weinfchenk:
Ne. wahrhaftig nich! Ich laffe meine alten Lieferanten nich im Stich.
um bei Ihnen in fiebzehn Fahrftühle zu rutfchen. in 'nem Palmenjarten
Affen und Papajeien zu fehen. daneben bei Doppelkonzert 'ne Lachs-
femmel zu effen und fchließlich nich mehr zu wiffen. was ich mir eijentlich
kaufen wollte!
Afmem
Schade. Darum hat mich alfo die legte Bilanz fo enttäufcht.
v. W e i.n f ch e n k:
Ich bin im Prinzip jejen alle Warenhäufer!
AfGeu
Ich auch. Was glauben Sie denn.
B el o w:
Liebfier Afcher. werden Sie nich parador.
Afwer
(Jßt hafkig den Kaviar. den Pinkert ihm gebracht hat): Auf mein perfönliches
Urteil kommt es da gar nicht an. Ich produziere nicht. ich verkaufe Pro-
dukte. Ich bin dazu da. den Gefchmack jeder neuen Generation zu treffen,
B e l o w:
Aha! Unfer Thema!
K ö n i g:
Sollten Sie nicht auch dazu da fein. Herr Kommerzienrat. den Gefihmack
jeder neuen Generation zu bild e n?
Afmem
Nein. Herr Profeffor. denn das wäre Pfufcherarbeit. Ich weiß. was
man von mir verlangt. Ich wundere mich über keinen Anfpruch. der an
mich gefiellt wird. Ie verrückter. defto beffer. Bin ich dazu da. meine
Kundfchaft zu rezenfieren? Nein - ich bin dazu da. fie zu bedienen.
'Ne Stadt wie Berlin ifi was Unbegreifliches. aber fo foll man fie auch
nehmen. Ich bin 'n fiiller. alter Mann und habe meinen Privatgefchmack.
Wenn ich zu Haufe ein gutes Buch lefe. oder wenn ich hier bei Below
meinen Schoppen trinke - das genügt mir.
v. Weinfchenk:
Armer Kommerzienrat! Andre Freuden hat er nich! (Alle lachen ver-
fiändnisvoll.)

A f ch e r:
Nein„ nein! Gewiß nicht! Aber ich verfiehe„ daß andre Leute weläoe
haben! Ich refpektierex daß man mit 'm Auto lieber kleine Kinder totfährt„
als weniger als 100 Kilometer in der Stunde zu machen. Ich weiß es
zu würdigem daß man die alten Häufer fcheußlich findet und die Palazzorh
die Herr Baumeifter Jork aus der Erde zauberß mit fa'mtlichen Stilen
der Menfchheit beladen- wundervoll. Profitx Herr Baumeifier! Sie find
hier - aber das macht nichts. Sie wiffen ja„ der Bau unferes größten
Warenhaufes in Weftend wird Ihnen doch übertragen. -
F o r k:
Das weiß ich. Darum können Sie auch fagen- was Sie wollen„ Herr
Kommerzienrat. Solange wir keinen neuen Stil habenx nehmen wir
eben die alten.
A f ch e r:
Richtig! Die Hauptfache i| der Vorrat! Berlin hat 'n Riefenmagen -
der will gefättigt fein.
B el o w:
Nu würd' es mich aber intereffierem lieber AfcherX wie Sie m i ch eigentlich
beurteilen? Wie komme ich Ihnen denn eigentlich als Berliner Reftau-
rateur vor? Normal oder verrückt?
AfÖEU
Offen gefianden mehr verrückt.
v. W e i n f ch e n k
(haut auf den Tifch): Nah das is doch -l
AfGem
Und dadurch auch wieder normal. Sie find nämlich auch 'n Artikel für
den modernen Gefchmack geworden - Sie find 'n Lurusgegenftand-
Below. Das Geld liegt bei Ihnen auf der Straßex und Sie heben es
night auf.
V el o w:
Was meinen Sie damit -
Afmem
Nah Ihr Grundfiück ifi doch unter Brüdern zwei Millionen wert. Wieviel
Umfaß haben Sie dafür im Jahr? Na? 'N halbes oder ein Prozent?
Aber ich will nicht in Sie dringen. Sie müffen wohl fo bleiben. wie Sie
find. Wer weißx ob Sie dem Publikum gefallen würdem wenn Sie anders
waren,

B e l o w:
Wie denn -* anders? . . . . .
A f ch e r:
Na - hier läßt fich was draus machen. (Abbrechend.) Übrigens inter-
effant war mir 's ebenj Ihren Sohn wiederzufehen. Ich traf ihn vorhin
in der Friedrichfiraße. Er wird bald hier fein.
B e l o w:
Rudolf?
W e ch s l e r:
If't das nicht ein Prachtmenfch geworden?
AfÖeU
Gewiß. Herr Rechtsanwaltj gewiß. Iedes Temperament ift für mich 'n
Prachtmenfch. Und wie er für Berlin fchwa'rmt - er ift ja ganz betrunken
von feiner Vaterfiadt. Ich bin 'ne Weile mit ihm fpazieren gegangen.
W e ch s l e r
(gefpannt): Wie langej Herr Kommerzienrat?
Afmem
Nicht fo langeX um was zu befprechen. E r hat gefprochen. Und kein
Schaufenfierj kein elegantes Frauenzimmer hat er vorüber gelaffen.
B e l o w:
Erlauben Sie malj mein Sohn is Familienvater.
Afmeu
Das macht nichts. Ich bin auch Familienvater. Man fiehtj was zu fehen ift,
N u d o l f B el o w (kommt von rechts. Er ifi 35 Jahre. eine lchlqnke. febnige
und elegante Erfcheinung von amerikanifchem Zufchnitt. Das aufrechte Preußen-
tum des Vaters ifk trotzdem unverkennbar. Gebräuntes Antlißj fefie und fafi
harte- aber nervöfe Züge. ausdrucksvolle. blaue Augen. Das Haar fchon etwas
dünnj der Schnurrbart kurz gefchnitten): Guten Abendj meine Herren!
Ift es gefiattet?
AfÖem
Da ift er ja!
B e l o w:
Natürlich. mein Sohn! (Geht ihm entgegen und führt ihn zum Stammtifth)
Alfo hier fielle ich Ihnen meinen Amerikaner vorj meinen Roofeveltj
meinen Abenteurer aus den Prärien.
R u d o l f:
Nanu„ was gibfi du mir für Titel. Vater? Ich war kein Cowboy drüben

Georg Hirfchfeld: __ ____
Die Belowfche ?Ze
- e(-.er ber wenigen .Beruf-k, die ich nicht kenne-.i gcle-:n: babe. Ich
wa* in Amerika vollkommen Etadtmenie/i.
v. Weinichenk:
Und raw-f io jeßräxiiit? Von Weinfmenl* 1s mein Name.
V e | o w:
Herr F:anv.-.*1!ann von. Weinflyenkf. Herr Profefiok König, Herr l): K-ecicb-
mai; Heu von Wiefenlattich - Herrn .Zomnxerzienrat Michel* kennii
d1. - (zu Wechßlct und Fox!) und hier --
N n 'I o l f:
*LL-'c kennen uns amy! S-*bon ziemlin) lange! (Gib: Beiden die Hand.)
Meine Secfahrten haben wich fi“- abg-bran.-tF Kerr Hauptmann.
B e l 2' w:
Mio bifi die wiedei* mal abgebrannß mein Junge.
(Alle lachen.)
R 1| d ol f:
Schwerer Zutun» Vater! Wenn du clntef!!
B e i o w:
Anf ?lbnnugen bin ieh leider angewiei-n
R u d ol f:
Om; ifi gut fo! Medi: zeigt man in *Amerika den'. Außer!! nicht!
B e. l o w.
Rai Jeß' dich nur -- wir rücken zuiammen.
N u d ol f:
Dank: befiens. Ich okkupiere hier lieber den &Vent-Hay. muß immer
etwas Bewegungsfieiheit haben. (Sevi [ich -m dm 'lem-2:* Til-i» den Andelen
gage-nike!) '
K' ö n i g;
Für einen Stannntifch iind Sie wahyfchcinliä! nie geweien.
R u d o l f:
Offen gefiandcn- neinx .fx-:rr Pkofefior,
K ö n i g:
Sie wollen alfo nioht als Below junior zu uns gehören?
N u d o l f* '
Reini Herr Profeiior. (Man [ic-ht :ich an) Das heiße es ine-.1 i„*.--'.i-.-i.-.:g
eine hohe Ehtex die alien Freunde meines Vaters kenne-:1 4,*: &einc-.1.
E?- war [cbt takwoll von meinem Vale(mich Ihnen nein einmal vor-
zufielien, Ich fielle mich jekxt Berlin überbavpt noch ein-.nal vor. Die
danmlige Bekanntfchaft war auf beiden Seiten zu funk-nx„

Die Below [che Eck
Geol*q_.f:;ir.chfcld
V e l 0 w:
(LL-ie duo!! -- andcrs? . . , . .
9.' f cl c r:
Na - bim.- lax:: fich was draus machen. (Ahlen-chend) Übrigens inm-
clfant war mit 's cben- *Zw-'11 Sol/n wi-oerzulehen, :il-.ß naf ihn *yo-'pin
in der Friedricl-firaßc. Ek wird bald dick leil.
B c l o w:
xllbdclf?
W e (b L l e r:
ZK das nicbl ein Pracbmwnlch gm orden'?
1' ä. e 1-:
("er-'ß .fen-rr Rechtsanwalt/ gewiß. Jedes Temperament ifi [ür micb 'n
Pcacbwixnflb, llnd wie er für Bc-jin let-dünn! - m- ifi ja ganz hemmt-:n
Wil [em-:k Vaterfindl. Ich bin 'ne Weile mit ibm fpczieren gegangen.
W t; cb sl e.- 1*
(gxlvmmx: Wie lang-5 Hurt Kommerzicnm!?
A f cl) e* 1*:
Night fo lange/ 17.1; wqs zu bcfprccben. E! hot gefproäzen. llnd k-*in
Scbnufcnflcr- kein elegante-I Frauenzimm-,r hat" cr vorüber gelm'fen.
B e l o w:
Glanbe.» Sie mal- mein Sohn is Familienvater
A J cb c 2-:
LM macbt nixbts. Ich bin auch Familienvater. Man fieht.. was x1. [eben ifi.
".'l
Il* 11 0 O l Z" c' l o *.1'- (kommt von rechts Et i!? 35 Jahre» eine fchlank:f [eb-.Ye
17'*: Rc] m' * .JUN-4.1l-rg von amefi'aniljz.- m Zufchnilt. Das auf-*echte Preußen-
jnr: c". *'- ,---. ll? twßdem unveclennbar. GebräuntcZ Ljntliß- fefie nnd falk
dm.; ..de **-t-ccl'e Züge, ansdmclsvolle, blaue Augen. Das Haar Won etwas
d1.. 1-- 15-- eunquvcct '111-3 gejxbfiitteo). Glück. Abenß meine Mum!!
“127 cl' 5.*ZZ.:tt2t'.'
Af>c„
Da (I Ct
el o 11-; _
Noeü1lichF mein Sohn! (Gebt ibm eneg:gen und führt ibn zum Sta'nwfilch.)
?Wilo hier fiellc ich Ihn-*n meinen Ulmen-(mer von meinen Roojcvclt-
mcincn Ab-.nteurer aus den Prärien.
Zi u d o l f:
?kannF um: qlofi du mir für Titel- Vatec? IE) war kein Cowboy drüben

- einer der wenigen Berufeh die ich nicht kennen gelernt habe. Jch
war in Amerika vollkommen Stadtmenfch.
v. Weinfchenk:
7 Und dabei fo jebräunt? Von Weinfchenk is mein Name.
B e l o w:
Herr Hauptmann von Weinfchenh Herr Profeffor Königj Herr l)c Kretfch-
mary Herr von Wiefenlattich - Herrn Kommerzienrat Afcher kennfi
du - (zu Wechsler und Fort) und hier -
R u d o l f:
Wir kennen uns auch! Schon ziemlich lange! (Gibt Beiden die Hand.)
Meine Seefahrten haben mich fo abgebrannth Herr Hauptmann.
B el o w:
Alfo bift du wieder mal abgebrannh mein Junge.
(Alle lachen.)
R u d o l f:
Schwerer Irrtum7 Vater! Wenn du ahnteft!
B e l o w:
Auf Ahnungen bin ich leider angewiefen.
R u d o l f:
Das ift gut fo! Mehr zeigt man in Amerika dem Andern nicht!
B e l o w:
Nax fetz' dich nur - wir rücken zufammen,
R u d o l f:
Danke befiens. Ich okkupiere hier lieber den Katzentifch. Ich muß immer
etwas Bewegungsfreiheit haben. (Seßt fich an den kleinen Tifch. den Anderen
gegenüber.)
K ö n i g:
Für einen Stammtifch find Sie wahrfcheinlich nie gewefen.
R u d o l f:
Offen gefiandenh neinx Herr Profeffor.
K ö n i g:
Sie wollen alfo nicht als Below junior zu uns gehören?
R u d o l f:
Reim Herr Profeffor. (Man fieht fich an.) Das heißt„ es ift mir natürlich
eine hohe EhreX die alten Freunde meines Vaters kennen zu lernen.
Es war fehr taktvoll von meinem Vaterz mich Ihnen noch einmal vor-
zufiellen. Ich fielle mich jeßt Berlin überhaupt noch einmal vor. Die
damalige Bekanntfchaft war auf beiden Seiten zu flüchtig.

B e l o w:
Da hat er recht. meine Herren - nich wahr?
v. Weinfchenk:
Hm . . . . . (Nach einer Paufe. die niemand unterbricht): Nu erlaub' ich
mir aber 'ne befcheidene Anfrage. Below: wann fangen wir eijentlich
zu kejeln an? Oder wird es heute nichts damit?
K ö n i g:
Wenn ich mich nicht irre. iind wir dazu hergekommen!
v. Weinfchenk:
Das mein' ich!
R u d o [f beobachtet fie lächelnd.
B e l o w
(etwas verwirrt): Bitte. meine Herren. bitte. Jch wollte Sie nur im erfi en
Schoppen nich ftören -
v. Weinfchenk:
Den haben wir lange ausjetrunken. Du läßt 1ms heute trocken filzen.
Below.
B e l o w:
Das tut mir leid - Pardon. Pinkert. bringen Sie die neue Lage nach
hinten. in die Kegelbahn.
K ö n ig
(fieht auf. hufiend): Jft auch gut geheizt? Vom Garten kommt immer
eine Hundekälte hinein!
v. Wiefenlattich;
Einen Garten haben Sie. Herr Below?
B e l o w:
Jawohl -'ne neue Rarität. nich wahr? Ein Berliner Garten. Früher
war das anders.
v. W ein f ch e n k
(fieht auf): Früher!
R u d o l f:
Das waren noch Zeiten - was. Herr Hauptmann?
v. Weinfchenk:
Davon wiffen Sie nichts. Herr Below junior.
R u d o l f:
Allerdings nicht. Ich bin vollftändig unhifiorifch.
K r e t f ch m a r:
Bravo! Sie find mein Mann! (Alle haben fich erhoben.)

B e l o w:
Meine Frau pflegt immer zu fagen: Der Garten is zwar klein. aber es is wirklich einer. (Zu Rudolf:) Mutter liebt ihn ja zärtlich.
v. Weinfchenk:
Überhaupt. diefe Frau! Deine Frau foll leben! Darauf trink' ich er!
Alle:
Soll leben! Frau Minna! Profit! (Stoßen mit Below an.)
B e l o w:
Danke . . . . .
v. Weinfchenk:
Auf daß fie bald wiederkehre. Dein Schutzgeifi.
B e l o w:
Schutzgeifi?
v. Weinfchenk:
Ia. ich nenne fie fo.
R u d o l f
(fieht auf. nimmt Below beifeite): Kann ich dich jetzt fprechen. Vater?
B e l o w
(leife): Ia - ich habe mich vom Kegeln frei gemacht. Gefchäftliehe_ Arbeit vorgefchützt. Augenblick. Ich fehe bloß nach. ob hinten alles in Ordnung is. (Cr folgt den Anderen links hinaus. Wechsler und Fork werden von Rudolf durch einen Blick verfiilndigt. daß fie zurückbleiben.)
R u d o l f
(leife lachend): Diefe Eichen! Diefe alten Eichen! . . . Heißt der Kegelverein nicht ..Eiche“? Aber fehr verdorrt kommen fie mir vor. Sie fchmeißen wohl nur noch Kegel?
W e ch sl e r
(ebenfo): Nur noch Kegel. Harmlos. ganz harmlos. Nun? Wir bleiben in der Nähe. Rudi. Wenn Sie uns brauchen . . .
R u d o l f:
Ift Fork verftändigt?
F o r k:
Na -fo halb und halb.
R u d o l f:
Das übrige. wenn ich mit meinem Vater gefprochen habe.
W e ah s l e r:
Ein Wort noch - was ift mit Afcher?

R u d o l f:
Nichts,
W e ä) s l e r:
Nichts - ?!
R u d o l f:
Er fitzt auf feinem Geldfack. Unerbittlich.
W e ch s l e r:
Schade. Der gerade müßte mitmachen. Ich nehm' ihn mir noch vor.
R u d o l f:
Unternehmen Sie aber bitte nichts. bevor Sie den Standpunkt meines
Vaters kennen.
W e ch s l e r:
Selbfiverfiändlich! Selbfiver -
B e l o w
(kommt von links zurück.): Na. meine Herren? Wo bleiben Sie denn?
Der Hauptmann wütet! Er kriegt die Parteien nich zufammen.
Wechsler. Fock:
Wir kommen fchon!
B e l o w:
Vor diefem Kegeltyrannen müffen Sie fich in acht nehmen! (Wechsler
und Fork mit einem Bliä auf Rudolf links ab.) Wollen wir nich lieber in
die Wohnung raufgehen?
R u d o l f:
Nein. Vater! Hier ifi es mir fehr angenehm! Ich habe dir nicht das
mindefte zu fagen. was hier nicht befprochen werden könnte.
B e l o w:
Na. ich dir auch nich . . . (Paufe. Rudolf geht langfam umher und fieht
fich das Zimmer an. Below hat fich an den Stammtifch gefeßt. Jeßt bleibt
Rudolf fiehen und lehnt fich dem Vater gegeniiber an den kleinen Tifch. Sie
betrachten einander. Ihr Lächeln geht allmählich in ein leifes. ironifch über:
legenes Lachen über): Ra! - - Du freuft dich alfo iiber mich? -
R u d o l f:
llnd du dich über mich. Vater,
B e l o w:
Du haft mich angenehm enttäufcht. Ich hab' es heute Mutter gefchrieben.
R u d o l f
(zündet fich eine Zigarette an): Was denn?

B e l o w:
Nah wie ich dich finde.
N n d o l f:
Freut fie das?
B e l o w:
Lieber Rudi - diefe Frage war wohl unnötig, (Kurze Partie.)
:li u d o l f:
Warum? Ich flehe jetzt vollfiändig neu vor allen heimatlichen Bezie-
hungen. Vor dirx vor unterm Haus- vor meinen Freunden - alfo auch
vor Mutter.
B e l o w:
Hör' mich 'mal anj Rudi. Ich fiehe nich mehr auf dem Standpunkt
von damals.
R u d o l f:
Das läßt [ich denken.
B el o w:
Alles„ was ich dir mal vorgeworfen habe„ ieh' ich jeßt mit andern Augen
an - deine Schuldenx die Wechfelaffäre - laß' es mich doch ausiprechem
es is ja längfi erledigt- aber es macht mir das Herz leichter -
R u d o l f:
Mir nichtx Vater. Was ich vergeffen with das bleibt vergefien.
B el o w:
Ia! Ganz meine Anficht! Du warfi dir damals viel zu fehr ielber über-
laffen - und es is 'ne fchöne Fügung„ daß du aus dir ielber doch was
geworden bifi. Aber nun verzeih' mir eine Frage: was b i ft du eigentlich
geworden?
Rud olf erhebt [ich und geht mit [eifem Lachem die Hände in den Tafel/Jen-
umher. “i
B e l o w;
Zunächfi bifi du Familienvater/ nich wahr -- haft Frau und Kind »-
R u d olf antwortet vichy geht weiter.
B e l o w:
Damals hab' ich es dir befonders vorgeworfenÄ daß du ein Mädel aus
anfiändiger Familie entführt hafi - aber auch das hat [ich fchließlich in
Segen verwandelt. Martha is dir in Amerika eine treue- brave Frau
geworden - du hafi ihr in [chweren Zeiten viel zu danken gehabt?
R u d o l f:
Martha ifi tüchtig.

B e l o w:
Und dein Kind is zwar nich ganz gefundj wie ich leider bemerkt habej aber-
R u d o l f:
Achj Vaterj laß' uns lieber von Gefchäften fprechen!
B e l o w fchweigt, Pac-fe.
R u d o l f
(nähert fich ihm): Hab' ich dich verleßt?
B e l o w:
Neinj nein . . Durmaus nich . . . Ich muß mich nur noch mehr an dich gewöhnen.
R u d o l f:
Sieh malj Vaterj Frau und Kind - das ifi Nebenfachej wenn du mich nach mir fragft.
B e l o w:
Nebenfache.
R u d o l f:
Die leben von mir. Aber wovon lebe i ch? Das möchteft du gern wiffen.
B e l o w:
Ia, Es wiir' mir lieb.
R u d o l f:
Um dir Zahlen zu nennenj bin ich ein zu guter Kaufmann. Das tu' ich erfij wenn wir affoziiert find. '
B el o w:
Aha . .
R u d o l f:
Aber das will ich dir jetzt fagen- Vater: Ich lebe vor allen Dingen und im eigentlichfien Sinne von meinem Glauben an mich felbft! Ich weiß. daß ich erreichej was ich vorhabe! Ich kenne keine Feinde mehr und keine falfchen Illufionen!
B e l o w:
Haft du die Probe drauf gemacht?
R u d o l f :
In fünfzehn Jahren immer wieder! Ich bin durch alles durchgelaufenj was ein Menfch erleben kann! Ießt hab' ich meine Moral und meine Weltanfchauung!
B e l o w:
Wie lautet denn diey wenn ich fragen darf?

R u d o l f:
Kraft gibt Hoffnung. und Hoffnung gibt Kraft. die allein fih alles fchafft!
B e l o w:
Das läßt fih hören. Klingt nur nich fo amerikanifch. wie ih mir 's vor-
geftellt hatte. Steckt noh 'ne gute Portion deutfhe Shwärmerei drin.
Erinnert mich fafi - verzeih' das harte Wort - an Hermanns Brofchiire,
R u d o l f:
Du meinfi fein Buch „Die Phrafe von der Heimat"? Ich kenn's. ich hab'
es in New York gelefen. Ieden Mittag zwifhen 1/21 und 1 in der Straßen-
bahn. Das war die einzige Zeit. die ich für meine Bildung übrig hatte.
Aber ih bin kaum durchgekommen. Rein. Vater - mit diefem hochau-
fiändigen. aber total verrannten Theoretiker hab' ih nicht das mindefie
gemein, Ih liebe ja die Großfiadt. ich kenne ja nichts Shöneres. Und
diefer Iohannes in der märkifhen Wüfie. der die Flucht aus der Großftadt
predigt. der foll wie ih denken? Um Gottes willen. Vater.
B e l o w:
Ihr beide feid grundverfchieden. das weiß ih. Aber Deutfhe feid ihr.
Und Berliner. Hermann is nie ein niärkifcher Bauer geworden. und
du bifi kein Yankee. Warum wärft du fonfi zurückgekommen? Es muß
doh was in dir gefieckt haben. was dich hergetrieben hat - ich will es
nih grade Heimweh nennen - da fchneidefi du wahrfheinlih ein Geficht -
R u d o l f:
Rein. Heimweh war es nicht! Aber ich konnte kein Amerikaner werden
- das ift rihtig! Den Wert des Geldes habe ih drüben erfi kennen gelernt
- aber es fieckten noch andere Werte in mir. und die blieben niht ftill.
die redeten lauter und lauter. Ich fag' es dir ganz offen. Vater: es
waren Rahegefühle.
B e l o w:
Rahegefühle? . . .
R u d o l f:
Ia! Weißt du. was ich darunter verftehe? Ie mehr ih in der neuen
Welt begriff. daß ih doh was wert bin. daß das Urteil der alten Welt
über mich ein Iufiizmord war - defto mehr befeftigte fih der Gedanke
in mir: geh'. wenn du fo weit bifi. nach Europa zurück. beweife den alten
Zipfelmüßen ihr Unreht und rähe dich durch deine Perfönlichkeit - das
ifi die nobelfie Art. die es gibt.

B el o w:
Die alten Zipfelmiitzen wären dir dankbar für diefe Rache„ denn fie find ja nich durch Zufall deine Erzeuger geworden. Sie haben was ganz Anftändiges mit dir vor-gehabt.
N u d o l f:
Wem glaubfi du mehr-z Vater? Hermann oder mir?
B e l o w:
Ich weiß nurx daß ich mit der grauen Theorie nichts anfangen kann. Wenn du des Lebens goldener Baum bift- hafi du den Vorzug. Wenn du es bifi.
:li u d ol f:
Ach- Goth du erinnerfi mich da an einen merkwürdig fchönen Abend- den ich in St. Louis mit Erna verbracht habe!
B e l o w:
Mit Erna - _ ? Du hafi fie drüben getroffen?
R u d ol f:
Wiederbolt! Sie war unterwegs- niit einer Wandertruppe und fpäter als großer Stan und ich war unterwegs -- wir trafen uns häufig. Aber in St. Louis - da hatten wir ein Gefpräch - da erzählte ich ihrx wieviel ich in den Koloradominen verdient und in Pittsburg verloren hatte - und fie zeigte mir ihre Kontrakte- Vater - 20000 Mark im Monat - wie Sylvefier Schäffer _ und plößlich/ als wir fo zufammenfaßen und Sekt tranken- da fiel uns eine wer wir eigentlich waren! IH hieß damals Mr. Beloni und hatte die Direktion eines Seehnndstheatersx und fie hieß Erna Paulanax Diva di San Franzisko„ und wir dachten an unfern Bruder Hermanm der fich mit den Dingen/ die wir in aller Welt erlebt hattenx in feinem märkifchen Schweinenefk am Schreibtifch rumfchlägt - und da kamen wir ins Lachem Vater- ins LachenF faft auch ins Weinen! Es war wunderlich! Bedenke doch: Mr. Belonß Erna Paulana und Hermann der Täufen alias Rudi- Emm Hermann Below- Deine Kinder!
B e l o w
(nach einer Panic): Wie fieht Erna aus?
R u d o l f:
Oh wundervoll! Sie ifi auf einer Lebenshöhe- von der ihr euch keine Vorftellung machen könnt. Nächfien Winter kommt fie übrigens zum erfienmal nach Berlin.
B e l o w:
Zum erfienmal . .

R u d o l f:
Sie tritt im Wintergarten auf.
B e l o w:
Auch das noch. Ra - wie Gott will) ich halte fiill.
R u d o l f
(leife lachend): Wie Gott will? . . . .
B e l o w
(ernfi): Den lieben Gott laß' aus dem Spiel) mein Junge. Der bleibt
fich immer gleich. Jn allen Zeiten und in allen Ländern. (Steht auf,
Nach einer Paule.) Du haft mir einen Brief gefchrieben.
R u d ol f:
Und du wollteft ihn mir heute beantworten.
B e l o w:
Ich verfteh' ihn noch nich ganz. Du willft) daß ich hier rausgehe? Aus
dem Haufe) das mein Großvater gebaut hat? In dem ich geboren bin?
R u d o l f:
Aus dem Haufe ja) aber nicht von der Stelle.
B e l o w: *
Du willft) daß ich was Neues an diefe Stelle fetze. Erkläre mir) was
du dir darunter vorftellfi.
R u d o l f:
Hm! - Aber dazu brauch' ich die Kehle feucht! Herr Wirt) Sie haben
doch Weine?!
B e l o w:
O) entfchuldige) mein Junge. Ich bediene dich fchlecht. Was willft du?
Weißen oder roten?
R u d o l f:
Sekt! Nur Sekt! (Below drückt auf die elektrifche Klingel. Rudolf zieht
während des Folgenden fein Notizbuch aus der Tafche und blättert darin) mit
leife zitternden Fingern.)
P i n k e r t
(von links): Herr Below?
B e l o w:
Bringen Sie eine Pommern)) Pinkert. Und zwei Gläfer.
P in k e r t
(mit großen Augen): Pommery?
B e l o w:
So fagte ich.

P i n k e r t:
'Ne Janze?
B el o w:
Ja. Aber fchnell. .
P j 11 k e rt mit einem Bli> auf Rudolf langfam nach rechts ab.
R u d o l f:
So fehte das Verderben wieder ein. das der Sohn über des Alten Haus
brachte. Pinkert fah aus wie Kaffandra. Alfo. lieber Vater . . . Ich
habe eine Idee. die meine gefamte Lebensaufgabe umfaßt. Es ifi eine
Jdee. die mir nur in Berlin kommen konnte. Ich brauchte Berlin dazu
und bin davon überzeugt. daß das Bedürfnis gegenfeitig ift. Du wirft
mich vielleicht für größenwahnfinnig halten - aber Berlin hat ganz
befiimmt auf mich gewartet.
B e l o w:
Auf Rudi Below?
R u d o l f:
Ja.
B e l o w:
Und was haft du vor?
R u d o l f:
Ich will Berlin ein Zentrum feiner gegenwärtigen Lebenskraft geben.
Jch will eine Stätte fchaffen. wo alle vorwärts treibenden Elemente.
der internationale Fremdenverkehr und die oberfken Hunderttaufend.
geiftig und pekuniär zufammenftrömen.
B e l o w:
Hm . . . Erlaube mal . . . du fehriebfk mir fchon. daß du fo was willft . . .
Und in welcher Gefialt foll fich das verwirklichen?
R u d ol f:
Jn Gefialt eines koloffalen Etabliffements. das in feiner Grundlage
natürlich ein Hotel ift. aber mit allen anderen Kulturfaktoren der Weltfiadt
verbunden wird. Jch erwähne nur die Refiaurants. die eine noch nie
dagewefene Größe und Eleganz haben werden. die Gefellfchaftsräume.
in denen man tout berlin trifft. denn alle erquifiten Veranftaltungen.
von den großen öffentlichen Bällen bis zu den fire 0' oloole fees
fchöngeiftiger Fürfiinnen. werden dort fiattfinden. Wiffenfchaftliche
Kongreffe. die irgend eine Bedeutung haben. Vorträge berühmter Männer
werden nur dort möglich. denn nur dorthin kommt das Publikum. Ein
wundervoller Konzertfaal wird errichtet mit eigenem Riefenorchefier

und Vorträgen berühmter Virtuofen. ein Theaterfaal von einer In-
timität. die unfere intimfien Bühnen in den Schatten fiellt -
B e l o w:
Hör' auf! Ein Zirkus. ein Panoptikum!
R u d o l f:
Nein. Vater. nein! Nur das. was ich dir fage! Verlaß' dich drauf. die
Männer. die an der Spitze fiehen. die wiffen. was gefällt! Das Geld
und die Lufi find da! Es fehlt nur der. der es bietet!
B e l o w:
Afchers Warenhäufer!
R u d o l f:
Afcher ift einer der wenigen. die ihre Zeit verfianden haben! Aber ich
denke an kein Warenhaus - ich will etwas Höheres! Ich will der W i rt
des modernen Gefchmacks werden! Bei mir foll er fich vereinigen und
geborgen fühlen! Die modernen Werte follen bei mir firiert werden!
B e l o w:
Du meinfi die Moden?
R u d o l f:
Nenn' es. wie du willft! Wir haben nichts Befferes!
B el o w:
Hm. Ich habe Angfi vor den Moden.
R u d o l f:
Nicht nötig. Vater. wenn man felber in Bewegung bleibt! Wenn man
jeden Tag aufs neue fpürt. was fchmeckt. was originell ift! Nerven
vom Scheitel bis zur Sohle - darauf kommt es an!
B e l o w:
Ach. liebfier Rudolf. ich ahne wohl. was du dir denkfi. aber ich feh' es
nich vor mir.
R u d o l f:
Das kommt noch!
B e l o w:
Ich glaub' es wohl. denn neue Ideen haben immer was Verwirrendes.
Aber foviel überfeh' ich doch - was nützt eine große Phantafie ohne
praktifche Grundlage?
R u d o l f:
Es handelt fich um keine Phantafie - es handelt fich um fefie Entwürfe.
Vater.

B e l o w:
Aber Menfrhenskind! Wieviel G eld kofiet die Gefcbichte!
R u d o l f:
Achtzehn Millionen.
B el o w:
Haft du die bei dir?
R u d o l f:
Ja.
B e l o w:
Du bifi verrückte Junge! Oder du hältfi micb zum Narren!
R u d ol f:
Du wirft dich von einer dritten Möglichkeit überzeugen müffen. Ich bin
vollfiändig klar und gebe dir die größte Gelegenheit deines Lebens- Vater.
B e l o w:
Du haft das Geld bei dir? Wo denn? Im Mund! Oder im Notizbuch!
R u d o l f:
Ich hab' es nominelh ich kann dir die Lifie meiner Finanzleute zeigen.
Du wirft dich davon überzeugen/ daß es lauter fiäoerey höchfi refpektable
Namen find, Da haben wir zunächfi mal den Geheimrat Breitenbach -
B e l o w:
Den ehemaligen Direktor der Kreditanfialt? Der is gut . . .
R u d o l f:
Da haben wir den Generalkonful Wechsler -
B e l o w:
Den Onkel von unferm Rechtsanwalt? Der is Millionär- wird aber
nächftens 90. Kann der noch felbftijndig beftimmen?
R u d o l f:
Vollkommen- Vater. Ferner haben wir die norddeutfche Aktiengefellfchaft
für mechanifche Wafferreinigung und die Breslauer Aktiengefellichaft
für Verbreitung des Glühlichtbrenners Saturn -
B e l o w:
Kenn' ich nich. . .
R u d o l f:
Ferner das Burgdorfer Kalkfteinfandwerk und die Dampfziegelei Hinz-
peter & Cie. -
B e l o w:
Unbekannte Größen.

R u d o l f:
Schließlich erwähne ich noch Meyers Fabrik von Kinderautomobilen.
die deutfche Ping Ping Po-Gefellfchaft. die das neuefte chinefifche Spiel
fabriziert. und das Oskar Wilde-Theater. das mit unferm Unternehmen
verbunden wird. Die Geldmittel diefer blühenden Inftitute hat fämtlich
Wechsler in Händen.
B el o w:
Wechsler! Ia. fage mir mal - der Rechtsanwalt is alfo in alles ein-
geweiht? Der weiß alfo fchon. was du mir heute zu fagen haft?
R u d o l f:
Ich will es dir jeßt offen bekennen. Vater: Wechsler ift mein Rechts-
beifkand. der allmächtige Förderer meines Gedankens.
B el o w:
Der Filou!
R u d o l f:
Was meinfi du damit?
B e l o w:
O. ich hatte hier ein Gefpräch mit ihm . . . Bevor du kamft . . . Alfo
Wechsler . . . Na! . . . Er is 'n tüchtiger Gefchäftsmann - da haft du
recht. Es beruhigt mich einigermaßen. daß der dich Phantafien am Zügel
hält. Ihm glückt ja alles . . . .
R u d o l f:
Ia. das muß ich fagen. Hier find noch 17 erfie Namen. mit denen er
in Verhandlung fieht -
B el o w:
Am Ende auch Afcher? Gehört der auch zu eurer Berfchwörung?
R u d o l f:
Bis jetzt noch nicht. Er will Bedenkzeit haben.
B e l o w
(ftußt): Bedenkzeit? -- Hm . . . Mit andern Worten - er macht nich mit?
R u d o l f:
Wir brauchen ihn nicht. Er kann von felber kommen. Er wird von felber
kommen.
B el o w:
So! Und die Banken? Habt ihr denn große Banken?
R u d o l f:
Daran ifi nicht zu zweifeln, (Paule.)

B e l o w
(plößlich auffahrc-nd): Aber was wollt ihr denn eigentlich von mi r? Soll
ich mich etwa an der Gefchichte beteiligen? Ich? Ich habe nichts!
R u d ol f:
Naj na -
B e l o w:
Mein bißchen is auf der Reichsbankj in preußifchen Konfols. Da wird
nich eher dran gerührh als bis Mutter und ich unter der Erde liegen.
R u d o l f :
Um eine Kapitalsbeteiligung handelt es fich ja gar nicht. In anderer
Beziehung bift du uns unentbehrlich. Und darum bin ich bei dir.
B el o w:
Du willfi das Haus?
R u d o l f:
Ich will den Grund und Boden deines Haufes.
B e l o w:
Unmöglich! So 'n Haus is nich wegzunehmen und in 'ne Schachtel zu
packen! Häufer von 80 Jahren find keine Steinbaukäften von heutzutage!
N u d o l f:
Dann müßte es dir abgehandelt werden.
B el o w:
Junge!
R u d o l f:
Das wäre mir auch nicht fympathifch. Ich will nichts ohne deine Firma-
deinen Namenj deine Tatkraft! Nur mit dir will ich durchfehenj was
ich vorhabe! Dein Grund und Boden fei deine Beteiligung an unferm
Unternehmen. Gib uns deinen Grund und Boden„ Vater.
B e l o w:
Und was wirft d u dabei?
R u d o l f:
Ich werde von der Gefellfchaft mit befchränkter Haftungj die wir gründen.
zum oberfien Betriebsleiter ernannt. Du wirft mein wirtfchaftlicher
Beirat und Wechsler der jurifiifche.
B e l o w:
Warum muß es denn aber gerade mein Grundftück fein?
R u d o l f :
Die Belowfche Eckej Vater! Bon der geh' ich aus! Du willft doch einen
Erben!

1
'
[ï¬inf der
rmaÃ¤n der* "-l*
Flandrip
M
(C
Ich UI"
Hippolytc
'
W
K
If
wet
'
/l'l
a
(7h
fe
te Tau
Chor 'von
k
F
l
WUWU
K
l'
K
es
vlÂ» Pink
2.
K
Wiens.
'
'
i
B.
S
kann Uboe
k
F
'
.."-
-0
r
t
HW-
(uf
L)
Zum
(
__P_, ..
.r
4-..
*_. ...-'-*__. ..
.F -"'-

Die Belowfebe Ecke .Georg Hirfehkeld
-_..._..._ __. ..q _. ___._..___
-*_.._._ ._. "M_____-_
.._ ...
Lt e l o w
(pie-lieb aukfnbreiidi: Lib-*r was wollt ihr denn eigentlich ern n. i r? Srl“
ich nijik* eur-o an der (Uefa-inte beteiligen? Ich? Irb habe nichts!
:li u d o l f:
Na- na ---
B e l o w:
Men: '-ißc-*cii io auf der Zieimsl-qnk. in preußifcren *ii-nfols. Da wird
niir» ein* drm. gerührt. als dir Mutter und ich nun-i der Erde liegen.
N .i b o i i:
:im r.ne.ki,ipitar:*b*:ii*::i.: ii.; bci-ic-*lt e;- k-a) ja qrr iiiiit. In anderer
Öle-,iebiing bizi du ?wir i.:1ib,*:i'.ci*. Link* fair-1| ("i ich bei dit,
L r l o ii*:
“Zu ioiilt'r car Hai-:- *
R u L o l i":
Ich ii*-l. .-*--.-i (Zune ..nd Z'k,.li c io"- *ZZ-.len
Z ei i *-3*
.'1-.i .- .iii-l 3-3 'u .*J-.iiio ir nich wengi-imma ii x : :-
'ne Schachtel zi.“
- .-3. * L .-."'7i.'i.i- r-.n bl* Jahren fini- keine »'?m- “.1 .' iii-u ron heutzutage!
.'l -. -. O l f.
Inno müßte es dir abgehandeli wert-*i*
"*2 e l o io.
;i,.l'.i.i*!
'A .' 7.' i* i c:
,
r i:: trim* r. i: rh n* ier* i -i 5-. .* -* " --'* --- * ii ?irn-.1-
."- '->" :i ii, [..*1* im. *Z* 7' -» l -:- -ii :-" ' "7._. was
i.. i* ---.' ' 4" Z. -; --f 1,-* >* ,* . FÜr-i ...-iir. i.- untern;
'.*Ii- .e -.-- -i l' - - k-r .Qi-- * *T *Nele-7-) ii..
L' i 7 "l".
iii-r *ni-ici iii-iii e ii kam-:*-
R ud ol 7':
'Ich n-crde von der Geiellfrhafi mii befrhiankter Hafiiing„ die wir gründen.
zum oberfien Betr'ebsle'ter ernannt. Du wirft mein irirtfihaftlichei
Beirat und Wehsler der jurifiifcl-c.
B e l o w:
Warum muß es denn aber gerade in ein Grundfiiiik fein?
R u d o l f:
Die Beiewfche Eckef Vater! Ben der geh' ich aus! Di; willfi doih einen
Erben!

G
:i
Hippolyte Flandrin:
Die Taufe Ehrifti (Teilftiick der Fresken im
Ehor von St. Germain des Pres) Paris).
(Zum AuffaÃŸ von Hermann Uhde-Bernays.)

B e l o w:
Laffen wir mal die großen Worte. mein Sohn! Ihr denkt natürlich
an mich zunächfi. weil ich ein Eckhaus untern Linden habe. Aber auf
der falfchen Seite. Rudolf. Die richtige. die Gefchäftsfeite is immer
bloß bei Bauer und Kranzler gewefen.
R u d ol f:
Wir werden d i efe Seite dazu machen.
B e l o w: "
Das is ja der pure Größenwahn! Und was wollt ihr denn eigentlich
mit diefem Haus! Das ift ja viel zu klein für euch! Da könnt ihr ja nich
die Hälfte von eurem Krimskrams machen!
R u d o l f:
Wir kaufen felbftverfiändlich das Nachbargrundfiück dazu. Konditor
Zimmermann wird 'rausgefetzn
B e l o w:
Da fchneidet ihr euch! Der Fuchs. der Zimmermann -
R u d o l f:
Ifi fchon einverftanden!
B e l o w:
Einverftanden ?l
R u d o l f:
Wenn er die Hälfte feiner Forderung in bar erhält_ 11/, Millionen Mark-
B e l o w:
Das foll der Gauner kriegen?!
R u d o l f:
Auf den Tifch gezählt! Errege dich nicht. Vater -
B e l o w:
Man is ja - man is ja wie in 'nem Spinnennefi! Überall Intrigen!
R u d o l f:
Intrigen?
B el o w:
Der Halunke. der Konditor. geht nu fchon feit Wochen hier 'rum und
weiß das und will fein Schäfchen ins Trockene bringen -
R u d o l f:
Du fiehft aus dem allen. Vater. daß wir wirklich nur auf dich warten.
Du haft das entfcheidende Wort.
B e l o w:
Rudolf! - - Es is nich recht. mich fo zu drängen!

R u d o l f:
Das tu' ich nichh Vater. Aber deine Antwort auf meinen Brief - du
haft mich doch kommen laffen - - du wil l fi verhandeln . . , . (Paufe.)
V e l o w:
Hör' mich mal an . . Es is nich nur mein eigener Wille. Die Zeih die
Umfiändez in denen ich lebe . . . Es quält mich wasz es drückt mich was
nieder/ Rudolf - aber ich habe keine Menfchenfeelq der ich 's anver-
trauen kann. Mutter is krank- Mutter is fort und darf nich aufgeregt
werden - wie es mit Hermann fieht/ kannft du dir vorfiellen - 'n feinerx
rückfichtsvoller Menfchz aber er fpri>9t 'ne andere SpracheF als ich *- wir
gehen am befien aneinander vorbei. Was bleibt mir? Meine Freunde
vom Stammtifch? Ach„ Rudolf, das find altez vecwelkte Herzen! Sie
fühlen fich wohl im Räfonierenx im Durchwühlen abgetragener Sachen.
Sti>luft is es„ was ihnen wohltut - dahinter bin ich leiderz leider all-
mählich gekommen. Sie wollen nichts Frifches mehrx fie wollen nur
liegen bleiben am Wege. Und fiehfi du/ Rudiz das -- das is für mich
das Allerfchrecklichfte. Hab' ich mich überlebtz dann will ich's auch offen
eingefiehen. Ablöfung vor - das war immer der fchönfte Moment auf
der neuen Wache. Aber zur Karikatur werden - das will ich nich. (Paufe.)
Na . . . Wem foll ich's denn fagen. als meinem Sohn? - - -
R u d ol f:
Ich danke dir- Vaterx daß du es mir gefagt haft. Du bift eben jünger
als die Andern. Sei jung! Refpektiere weiter nichts als dick» als das-
wozu du dich entfchließen mußt!
V e l o w:
Wozu muß ich mich entfchließen?! Sieh mah ich weißx daß du was
los hafiz Rudi - ich würde ja Gott auf den Knieen dankem wenn du
als mein wirklicher Erbe heimgekommen wärfi - das wäre 'ne edle
Rachg ja -- dann gäb' ich dir freudig allesz alles! Sieh mal - es is
ja bloß Gerümpelz ich überfchäß' es gar nich - die paar Stuben- die paar
Möbelz und der Wurm is auch fchon drin - aber bedenk' es wohlz mein
SohnF die Dinge gelten nich nur das- was fie findF fondern auch das-
was fie bedeuten. Vergegenwärtige dirx was unfere Vorfahren hier getan
und erlebt habenF hier fingt und klingt es noch von großen Zeiten.
R u d o l f:
Das will ich mir eben nicht vergegenwärtigem Vater. Das darf ich nicht!
Haben unfere Vorfahren an fich oder an Tote gedacht? Sind fie fo

tüchtige Leute gewefen. weil fie was Neues fchufen oder das Alte kon-
fervierten?
Below:
Gut! Aber wenn du den Grund und Boden hier fo fchäht. wenn du
hier weiterbauen willft - warum denn nich aus dem Beftehenden 'raus?
Warum denn alles erft dem Erdboden gleich machen ? Das is 'n Sprung
auf Tod und Leben. du -- den kann ich alter Mann nich mitmachen.
Rudolfi
Vater. ich kann nicht warten. keine Woche mehr. Ieht hab' ich die Kon-
junktur. jetzt gibt es fo und fo viele Leute. die fich für meine Idee be-
geifiern! Wenn ich hier weiterwerkle. im alten Geleife. dann bleib' ich
fiecken. totficher. und ein Andrer führt meinen Plan aus. Denn diefer
Plan liegt in der Luft. er ifi ein Bedürfnis.
Below:
Glaubfi du das wirklich. Rudi? Sieh dich doch mal um in Berlin! Was
is nich alles gegründet worden. was wird nich täglich gebaut und geboten!
Einer überbietet den Andern! Und es verzinft fich nich mehr! Es find
fchon viele gefallen! Das is furchtbar! Ich fehe kein Bedürfnis. Junge!
Rudolfi
Ich feh' es. Vater! Und das ift der Unterfchied zwifchen uns beiden!
Nicht nach dem. was fchon da ift. geht es in einer Stadt. wie Berlin! Was
da fein kö n nte. danach hat der wahre Unternehmer zu fragen!
Below:
Du kommft aus Amerika! Ich kann mir nich denken. daß Berlin den Stil
bekommt! Es muß doch vieles bloß nachgeredet fein in dem- tollen Ge-
triebe! Am wohlften fühlen fie fich doch zu Haufe. bei Muttern! Sie
fiaunen über das. was die Andern machen. und wenn morgen das Gegen-
teil gemacht wird. dann is es ihnen auch recht. Der K e r n fiht wo anders,
H i e r fiht der K e r n . troh aller Verfchlafenheit.
Rudolfi
Du haft aber brach liegen laffen. was dir zur Verfügung fieht. Vater.
Den Vorwurf kann ich dir nicht erfparen. Was haft du für Beziehungen ?
Gott im Himmel! Ein Dußend alte Knacker. ausgediente Beamte. ver-
kehren bei dir. und du könntefi die ganze Hofgefellfchaft haben! Den
Hochadel. die baute finance! Werft du nicht mit Bleichröder intim?
Bifi du nicht oft zu Bismarck gekommen? Deine Weine trinkt man in
den erften Häufern! Und du haft gewirtfchaftet. Vater - verzeih' mir.

ich weiß. wie vornehm das ifi - aber fiir einen modernen Gefchäftsmann
ifi es nicht die richtige Art von Vornehmheit.
B e l o w:
Ich bin kein moderner Gefchiiftsmann! Werben is mir nich möglich.
Wer kommt. wird bedient.
R u d ol f:
Dann werbe i ch für dich! Sanktioniere mich nur! Ich fchaffe uns feudale
Klubs. ich überzeuge die Leute. daß es ihre Pflicht ifi. bei uns zu verkehren.
Und einer kommt dann zum Andern. Ach. es ifi ein beraufchendes Bild.
Ich fehe die fchönen Frauen. ich rieche die Atmofphiire des wundervollen
Haufes, Internationale! Ich kann fie den Berlinern geben! Ia. fie
follen nur fiaunen. brauchen nur zu ftaunen - wenn fie zahlen.
dann ifi alles gut!
B e l o w
([ißt eine Weile in Gedanken verloren - dann fchüttelt er den Kopf und fieht
auf): Nein. Wenn ich es auch wollte - mich über alles wegfehen - ich
kann es doch nich. mein Sohn.
R u d ol f:
Warum nicht?
B e l o w:
Mutters wegen.
R u d o l f:
Hier entfcheidet dein eigener Wille!
B e l o w:
Nein. Die Frau - kennft du die Frau?! Sie hat ihr ganzes. mühevolles
Leben drangefeßt. an diefes Haus. fo wie es jetzt is. Wenn ich die Be-
weglichkeit aufbra'chte. mich davon loszumachen - fie hat fie keinesfalls.
Ich kann fie nich nach ihrer Meinung fragen - ihr Herzleiden bedeutet
Lebensgefahr. Verfiehfi du nun. in welcher Situation ich bin? Ich
habe jetzt nur ein e Pflicht: mit allen deinen Ideen. fo höllifch ver-
lockend fie auch fein mögen. alleine fertig zu werden. dir nein zu fagen.
n e in. mein Junge. und einfam zu bleiben. fo wie ich bin.
R u d o l f:
Will das Mutter?!
B e l o w:
Junge. du haft Fragen. Sie will mein Befies natürlich.
R u d o l f:
Wenn fie das will. muß fie auf meiner Seite ftehen. Ich kenne Mutter

- folche ftarke Seele. wie fie. muß mitentfcheiden. oder wenn fie das nicht mehr darf. dann muß fie ficher fein. daß der Andere einen Willen hat auch ohne fie. Sie i| ein echtes Weib. Vater -
B e l o w:
Ein echtes Weib!
R u d o l f:
Ich verfiehe. wie du darunter leidefi. fie in diefer Stunde nicht neben dir zu haben - aber du mußt dich ins Unabänderliche fügen.
B el o w:
Und eines Tages - eines Tages. da kann fie zurückkommen - eines Tages. du - und dann foll nichts mehr dafiehen von dem. worauf fie fich in ihrer ganzen Leidenszeit gefreut hat? Dann foll ihr altes Haus verfchwunden fein. verfchwunden vom Erdboden. wie ein höllifcher Spuk? Das is ja ungeheuer!
R u d o l f:
Nein. Vater! Du fiellft es dir anders vor. als es ift! Ganz anders wird es werden. Vater! Kein Verluft wird Mutter entgegentreten - im Gegenteil - bedenke doch. ein Wunder. ein märchenhafter Auffiieg ihres ganzen Lebens! Es ifi eine kühne Operation - das weiß ich. Aber fie muß gemacht werden. Mutter wird fich gewöhnen und fich abfinden. und im Neuen wird fie glücklich werden. Du auch. Vater. Unglücklich würdeft du fie nur durch den Konflikt machen. in den du fie jetzt brächtefi.
B e l o w:
Der is ausgefchloffen!
R u d o l f:
Dann wag's! Und entfahließe dich heute noch! Ich kann nicht länger warten!
B e l o w
(losbrechend): So weihe mich ein. du Teufelskerl! Weihe mich ein! Laß' mich alles wiffen! Klar muß ich fehen bis ins Letzte! Denn hier war alles klar!
RudoW
(packt feine Hand): Das war ein Wort! Nun find wir einig!
B e l o w:
Einig . . . Lieber Gott . . .
R u d o l f:
Gedulde dich einen Moment. Vater. Ich rufe Wechsler und Fork her - den Notar und den Architekten - das find jetzt die Wichtigfien.

B e l o w:
Was tut denn Jork dabei? Soll Fork hier bauen?
R u d o l f:
Du fiehfh ich habe vorgeforgt. Nun entfchuldige mich -ich habe Courage.
ich riskicr' es fogan in die Kegelbahn zu gehen und die Beiden von der
Partei des Hauptmanns loszueifen. (Ab nacli links.)
Below (fieht unfchlüffig, in tieffier Erregungf will ihn erl't zurütkrufen. ent-
fchließt fich aber nicht dazu und letzt fich fchließlich an den kleinen Tifch, den
Kopf gefenkt, vor fich hinf'tarrend).
P i n k e rt (kommt langfam von rechts. räumt Flafchen und Gläfer oem Stamm-
tifch ab),
B el o w
(nach einer Weile): Pinkert - glauben Sie an den Deibel?
P i n k e r t:
An den Deibel? Nanu? Det is ja niäy mehr Mode. Herr Below.
B el o w:
Sie meinen alfox es geht jetzt alles mit rechten Dingen zu?
Pin ke r t:
Ach ne- mit rechten Dingen leider nich - aber mit 'n Himmel und mit
de Hölle is et leider ooch nifcht mehrx Herr Below.
B e l o w:
Alfo alles ganz wirklich geworden . . . hm. Aber dann follte man doch
auch zufrieden fein und fich fügenx wenn - wenn alles mal anders wird?
Nich wahr?
P in k e r t :
Wat meenen Se denn damit. Herr Below? Meene Anficht is und det
is ficher richtig: wat fpäter kommy det is mir Wurfchtx und wat ick bin-
det bleib' ick. bis fe mir inbuddeln. Denn is Allen jeholfen. Is doch
richtig?
B e l o w:
Es fcheint fo. Pinkert. Aber ganz richtig is es nich.
P i n k e r t:
Naz denn weeß ick nich. (Nimmt Flafchen und Gläfer, geht rechts hinaus.)
B e l o w:
Ganz richtig is es nich. (Steht auf.) Sie kommen! Tüchtige Leute -
drei gegen einen! Verfchwörer! Verführer! Na! - - - Es gehe
feinen Gang! (Er erwartet fie.)

Herman Bang:
Eleonora Duf e.
Georg Brandes hat irgendwo über Henrik Jbfens fpätere Dramen
einige Worte gefchrieben. deren Sinn auf jeden Fall ungefähr der folgende
war: Es i|. als könnte ich diefe Werke niäjt fogleich aufnehmen. und erft
Monate nachher erklingen ihre Gedanken und Worte mit voller Stärke
in meiner Seele. Brandes' Worte fielen mir einmal bei einem Gaftfpiel
Eleonora Dufes ein: fie hätten über fie gefchrieben fein können. Der er|e
Eindruck der Jtalienerin ift ein feltfames. beinahe fchmerzliches Gefühl
- das Gefühl der Ohnmacht. diefe Kunft ganz und voll in fich auf-
zunehmen. Die Luft zu fprechen vergeht einem. und die Stimmen unferer
Mitmenfchen verleßen unfer Ohr. während wir verfuchen. uns zu
fammeln. und während uns zumute ifi. als wäre ein bedeutungsvolles
Ereignis in unferem eigenen Leben vorgefallen. Es ift kein Zufall. daß
Eleonora Dufe überall zuerft und vor allem in den Verfen der Lyriker
gefeiert worden ift. Denn die Kritiker finden unter dem Eindru>e
diefer Kunft weder die Ruhe. noch die Beherrfchung. die notwendig
ift. um zu „bewerten". und am klügften unter ihnen find noch die-
jenigen. die fich auf eines befchränken: fie zu fehen. Denn felbft nach
Tagen und Wochen i| Frau Dufes Kunft gegeniiber eine Befprechung
fchwierig. Das hat viele Gründe. Wie ihre Sprache fremd ift. find
ihre Mittel neue. Sie verwirft die gewohnten Mittel. und fie be-
mächtigt fich einer Heerfchar von neuen. Aber felbft iiber ihre Mittel
gibt man fich nur fchwer Rechenfchaft. weil man. unter der Macht der
Perfönlichkeit. die fie anwendet. kaum Auge für fie hat. und das Genie
der Dufe fcheint durch ein Niäns zu uns zu fprechen.
Ill es fchon ganz untunlich. einen richtigen Begriff von den Mitteln
zu geben. die Frau Dufes Kunft verwendet. fo ift es noch zehnmal un-
möglicher. den Menfchen. den diefe Kunft offenbart. pfychologifch zu
zeichnen. Die wenigen Rollen eines Gaftfpiels geben nicht den Stoff
dazu. Handelte es fich um eine andere. fo könnte man vielleicht. indem
man die Rollen unter-fuchte. die fie auch anderswo fpielt. diefen Stoff

fupplieren. Eleonora Dufe gegenüber geht das nicht. Denn fie be-
mächtigt fich der dichterifchen Geftalten fo eigenwillig7 daß es uns un-
möglich ifh im vornhinein zu wiffen. was fie in jeder diefer Rollen
gibt. Ein pfychologifches Bild würde allzuweite Linien erhalten. und
fremde Effayifien haben uns zum Überfluß überzeugt, daß feine Striche
nichts anderes einrahmen würde. als prätenziöfe Leere.
Es gibt Kritiker, die in diefer Not ihre Zuflucht zu Vergleichen
genommen haben, Ein ungeheures Blutopfer bezeichnet Eleonora Dufes
Weg. Diefe Opferung i| lächerlich. Sie macht die Dufe nicht größer
und fie verringert ihre Nebenbuhlerinnen nicht, Wir. die wir halb-alt
find. haben vierf fünf oder fechs große Darfiellerinnen gefehen. die Nifiori,
die Sarah Bernhardt. Charlotte Wolter. Gabrielle RGjaneX Betty
Nanfen und die Dufe. Sie waren alle großf weil fie alle
mit ihrer Perfönliäzkeit repräfentativ den Stil ausfüllten. der
der ihre fein mußte. Adelaide Rifiori ragtz gekrönt und gedeckt von dem
verbrämten Mantel. noch ebenfo königlich empor, die Verkörperung der
Ideen- die fie dar|ellen wollte. Sarah Bernhardt erfiillt noä) ihre
byzantinifchen Gefialten mit einem verzweifelten Sinnenraufch. und
ihre berechtigten Triumphe gehen über einen Weg. der mit blutigen
Orchideen beftreut ift. Was die Darftellungsgabe felb| betrifft-dh.
die Gabe- fich felbfi und all das Seine vergeffen zu könnenj um ganz in
die Seele und den Leib eines anderen überzogehen -. fo war wohl doch,
vor einem Jahrzehnt- Charlotte Wolter Frau Dufe ganz und gar eben-
bürtig. Aber Vergleiche find zwecklos und dummf und AutodafEs find
ungerecht und unvernünftig. Eleonora Dufe i| nicht größerf als die
Großen; fie ifi nur die leßte und die jüngfie unter ihnen. Die Riftori
erhob fich als das leßtef fiolze Wahrzeichen der in Staub zerfallenen
Zeit der Bourbons. Sarah Bernhardt iit- ein Sprößling des Kaifer-
tumsf unter der Republik erblüht. Aber die Dufe ift der
Sendling des Jahrhunderts. Darum ergreift fie mancher unter
uns am tieffien und fiärker als irgendeine der anderen. Aber
aus demfelben Grund mag es wohl möglich fein, daß fie - all ihrer
wunderbaren Darftellungsgabe zum Troß -- in ihrem Vaterlande nie
zum „großen Publikum" fprechen kann. und in fremdem Lande, wie bei
uns. recht befehen. nie zu einem befonders zahlreichen Kreis. Denn
zu diefem tiefen und äußerfien Peffimismus ohne Schrei und beinahe
ohne Ungeduld dringt die Menge nie vor. und er wird nur von den
Bedeutenden verftanden.

Man fehe nur Sarah Bernhardt. Wie beinahe konvulfivifch fie
fich am Glück beraufält. wenn es kommt; wie verzweifelt fie raft. wenn
es dahin ifi. Wenn ihr Troß gegen Menfchenfchickfal auch in der
letzten Grimaffe des verblutenden Pierrots endet. will ihre Menfchen-
verachtung dem Leben doch noch feine kurzen Genüfie abringen. Das
Dafein fcheint ihr noch fo viel wert. daß fie um feine Luft kämpft und
unter feinem Schmerze laut jammert.
Aber man betrachte Eleonora Dufe. Sie trotzt felten im Kampfe.
und nur Santuzza raft im Schuler-ze, Die verftanden haben. kämpfen
nicht. Denn zu welchem Zwecke gegen die Selbfiverfiändlichkeit des
Leids ankämpfen? Die verftanden haben. fchreien nicht. Denn wozu
die Schreie. die von niemandem gehört werden? Eleonora Dufes Dar-
|ellung des Schmerzes ift ein fchwermütiges. zu Tode betrübtes Grübeln
über den Schmerz. Selbft Santuzza. das Bauernmädchen. grübelt. an
die Mauer des Haufes gelehnt. dumpf über das Leiden ihres eigenen
Herzens. daß fie nicht haßt. Und bei Marguerite - wie einmal bei
Magda - verfiummt die rein phyfifche Qual des Herzens. des Orga-
nismus ganz plötzlich. Sie weint fie aus. in einer Ecke. in einem ftillen
Schluchzen. Aber unter der Stirn bohrt dann ihr Kummer. die müde-
trauervollen Gedanken einer Denkerin über das rafilos-trauervolle
Leben. Müde haben fich die Frauen gedacht. Begegnet ihnen die
Liebe. fo ift ihnen die Schulter des Mannes zumeift nur die Stätte. wo
ihr Haupt R u h e findet. Auch gleichgültig find fie geworden. von einem
fchwermütigen. beinahe paffiven WWU' 8116!', die nur die Herrfchaft
der Elenden im Leben. das fie zu elend machen. für Augenblicke zu
brechen vermag: gegen einen v. Keller kann Magda aufflammen. Sonft
hat fie nur ihre Wehmut und ihren Spott - einen Spott. der beinahe
zerftreut ift und den fie den Frauen des Städtchens hinwirft. wenn
fie ihnen nicht ausweichen kann. ihnen in den Zwifchenpaufen ihrer
Gedanken hinwirft. faft wie ein Almofen. oder noch mehr. wie ein
Knochen. dem Hunde zugefchleudert. Aber vor allem ihre Wehmut.
Diefe Wehmut deckt Glaube und Hoffnung und des Lebens zerfiobene
Freude. fowie der abgrundtiefe. fiille See Märchenfchlöfier und Zinnen
und Türme deckt. die verfunken find. Könnten die Jahre. die dahin-
gehen. alle anderen Bilder der Kunft der Dufe bei denen. die fie gefchaut.
verwifchen - eines werden fie zurücklaffen: Magda. über ihr Schwefter-
chen gebeugt. Da wurde kaum gefprochen. es war nur das liebkofende
Hinfahren einer Hand über blondes Haar - aber wie zärtlich. Wie

viel fie doch wußte. die diefe Liebkofung gab. und wie machte fie ihr
Wifien doch betriibt. Ich kenne nur ein einziges Werk der Kunft. das
eine folche Summe von Traurigkeit birgt: das ift Frau Fönß' Brief an
Tage und die kleine ,.Ellinor“ . . . Die fchwermütig grübelnde Weh-
mut. das ifi die Grundfiimmung der Kunfi der Dufe. und diefen beinahe
pafiiven Gemützufiand macht ihr Genie - dramatifch.
Aber diefe felbe Kunft. die der Ausdruck eines Pefiimismus ohne
Widerftand. ohne Hoffnung. ohne Schrei ift - fie wirkt nie krankhaft.
Ihre Harmonie. die ftolze Natürlichkeit ihrer Mittel. macht fie gefund.
überdies - nicht das kränkliche Leiden. fondern den bittern Schmerz.
der für die fiarken Seelen unausweichliäf ifi. fiellt die Dufe dar. Sie.
die felbft immer krank ift. fireicht aus ihrer Darfiellung die Krankheit
felbft da. wo die Rolle fie verlangt. .. nicht ein Opfer des Schmerzes
will fie fein. fondern das Bild des Schmerzes. Über die Leiden des
Lebens fiegt der Wille _ nur das Leid am Leben. das bleibt zurück.
Und Willen hat Eleonora Dufe wie keine.
Er ifi nicht nur die Seele ihrer Kunfi. Er ift auch - das macht
fie fo einzig - das M i t t el ihrer Kunft. das einzige. das ihr all die
Mittel erfeßt. die fie verfchmäht. Wie bei keiner anderen ifi die Dar-
fiellung der Dnfe ein ununterbrochener Willensakt. wo der Wille. und
nur er allein. fich einen Körper unterwirft und umgefialtet. Und diefer
Wille ift fo abfolut herrfchend. und fein Stoff. der Körper. und alles.
was des Körpers ifi. fo gefänneidig. daß all die kleinen Künfte. die all
die anderen Aktricen anwenden. um mit ihrer Hilfe ihren ganzen Körper
umzugeftalten. für Eleonora Dufe nur Hindernifie wären. etwas Fremdes.
das fie beläftigen und ihr die unumfchränkte .Herrfchaft über fie felbfi
*unmöglich machen würde, Darum fchminkt fie fich nicht. darum fchnürt
fie fich nicht. darum trägt fie keine Perücke. Sie trägt die Tracht der
Rolle. aber fie bewahrt ihren eigenen Körper - frei. als das freie Werk-
zeug für den fchaffenden Willen. der allein fie aus Marguerite in
Santuzza verwandelt. aus Santuzza in Mirandolina.
Aber damit Frau Dufe fo all die armfeligen Künfie verfchmähen
kann. die al(den anderen helfen. muß eben eine wunderbare Anfpannung
auf einen geradezu wunderbaren Körper wirken. Die Gabe der Dar-
fiellung ift Eleonora Dufe in unbegrenztem Grad verliehen. Andere
fieht man zürnen. erfäfrecken. aufflammen und fchaudern. Die Dufe
fieht man denken, Und nur. weil bei ihr alles ,.darfiellt" -- Bliä.

Mund. Hände. Stirn. jede Körperbewegung. kann fie fich mit Mitteln begnügen. die fo klein find.

Und fo - ganz anders.

Denn während Frau Dufe fo viele. die meiften Mittel des Spieles und des Theaters verächtlich ungenüßt liegen läßt. hat fie fich neuer bemächtigt. die eben auf der Unbegrenztheit ihrer Beherrfchung der dar- |ellenden Kunft beruhen. Sie weiß. daß nicht nur ihr Körper fpricht und ihre Hände. Sondern auch. daß. was ihr Körper berührt und ihre Hand ergreift. fprechen kann. Sie weiß das und fie bedient fich defienz und während fie felbft ftill. fait unbeweglich bleibt. läßt fie die toten Dinge für fich fpielen. Um fich zurückzurufen. wie das Leblofe in ihrer Hand wie durch einen Zauberitab Leben und Spiegelbild eines Umfchwunges in ihrer Seele werden kann. erinnere man fich nur der Blumen. die fie in der Szene mit Armands Vater in der Hand hielt. Sie fchienen während ihres ficheren Glückes fchlank - himmelfirebend. diefe Blumen; fchienen in der Sonne zu wachfen. bis fie. als der Zweifel kam. als die Hoffnung trag. gleichfam matt wurdenz mit Stengeln. die fanken. mit Kronen. die fich neigten. entblätterten fie fich und welkten in ihrer Hand. Sie froren und ftarben und wurden wie die tauben Ähren . . . Frau Dufe knickte mit zwei. drei kleinen Handbewegungen. die man kaum fah. die Kronen diefer Blumen. und vor uns. vor unferen Augen fchienen fie an dem Schmerz Marguerites zu fterbeu. Das war eine Macht der Darfiellung. die man nicht mit Worten malt und die man nicht mit einem Lob kränken will. das nicht an fie heranreicht. Die Benußung des ..Requifits" zu beobaäiten. ift für den. der in die Ausarbeitungswerkfiatt der Kunfi der Dufe eindringen will. das Intereffantefie. Sie wendet es fo an. wie es vor ihr nur gewifie Roman- fchriftfieller benußt haben. und einzig ein Zola hat eine Meifterfchaft erreicht. mit der diefe Genialität verglichen werden kann. Wie bei Emile Zola ein leblofes Ding. rein zufällig in die Schilderung eingeführt. Symbol und Spiegel der Stimmung werden kann. ja das Bild des Buches felbfi. fo macht Eleonora Dufe Santuzzas weißes Tuch zur Botfchaft und Offenbarung,

Oder die zwei Rofen in „l-a Locanäjeru".

Mirandolina trägt fie. als fie hereinkommt, Ganz einleuchtend.

Die höfliche Gaftwirtin will fie zu dem Kuvert des Gafies legen. den fie zu befiricken wünfcht. Sie legt fie alfo hin. natürlich oder notwendig. zu dem Teller des Kavaliers - und wir vergefien fie. als einen feinen

Einfall. wie Frau Dufe fie zu hunderten hat. Aber Frau Dufe felbft
vergißt fie nicht. Die zwei Rofen find ihre Waffe. und fie werden
beinahe ihre Mitfpieler. Sie find ihr Köder und ihr Schild. Sie
befehleunigen die Eourmacherei. und fie halten fie auf - fie bekommen
eine Rolle in dem Schaufpiel. Das i| es eben. die toten Dinge. die
eine Dufe berührt. fie bekommen Rollen. Das Porträt der Mutter an
der Wand zieht in „Heimat“ durch einen einzigen Bli> der Dufe in
die Handlung ein und verbleibt da - als eine Erklärung.
Macht Eleonora Dufe fchon die Dinge zu ihren Mitfpielern. ift es klar.
daß fie ihre lebendigen Partner ganz zu ihren Mitwirkenden machen
muß. Die Truppe der Dufe macht - fowie der „Stern" auf der Bühne
ift - nicht den EindruF der ..Star-Komödie“. Nur wenn Frau Dufe
abwefend ift. zollen ihre Akteure zuweilen der Langeweile oder Dürftig-
keit ihren merklichen Tribut. Der erfte Akt von „Heimat“ war zu
augenfäfeinlich platt und im Stich gelaffen von demfelben Inftruktions-
genie. das in ..Eavalleria“ alles zu Leben gemacht hatte,
Wo die Inftruktion eingegriffen hatte. merkte man deutlich: die
Rede der kleinen Schweiter bekam Schwung. ihr ein wenig hyfterifches
..Magda-Magda“ klang rufend und lockend. der Strom der Worte
wurde fieberifch wie eine atemlofe Ouverture der Erwartung. In
diefer Rede erklang fchon die Stimme der Dufe wie eine Vorbereitung
- in der Minute. bevor fie felbft kam und mit dem „Star" die ..Star-
komödie" aufhörte, Denn von dem Augenblicke an. wo Frau Dufe auf
der Bühne ifi. läßt ihre Infiruktion ihre Mitfpieler leben. weil fie weiß.
daß ihre eigene Geftalt nur im Zufammenprall mit anderen le b e n d e n
Geftalten Leben bekommen kann. Indem fie mit ihrer Truppe arbeitet.
arbeitet fie nur für fich felbft. Ift fie als Darftellerin eine Größe. fcheint
fie als ..Inftruktrioe‟ nicht geringer. Der Zufammenklang der
Stimmen. der Wechfel des Tempos. die verfchiedene Stimmung der
einzelnen Auftritte erregt Bewunderung. Aber am meiften bewundert
man. wie genau fie. um die fich alles dreht. in jeder Szene jedem einzelnen
feinen Platz im Ganzen gibt - auch den erften Platz einem anderen.
wenn der Plaß diefem anderen gehört: Kein Inftrukteur hätte von feinem
Zelt im Profzenium ftärker unterftreichen können. daß der Schluß des
vierten Aktes Armand gehört. als jene mise-en-oosue der Dufe. wo
man nur an dem glühenden Eifer. der einen and er en zum Künftler
gemacht hatte. merkte. daß ein Akt zu Ende ging und daß das Fallen
» eines Vorhangs nahe war. Wie viele Primadonnen werden wohl -
I I

wie hier die Dufe zeigte - einfehen. (und wenn es fie nur eine einzige
Szene koften follte). daß die Geftalt. die fie felbft fchaffen. vor uns
wächfi. wenn der Mann. den fie lieben. diefer Liebe wert fcheint?
Es ifi die Lebensmacht des gefchriebenen Wortes. die fie fo wunder-
bar umwandelt. Ihr Körper gehorcht und folgt dem Blicke eines
fremden Lebens. das fie in ihre Seele aufgenommen hat. bis eine feltfame
Umgeftaltung erreicht ift. Aber wie vollkommen die Verwandlung auch
ift. haben Eleonora Dufes Geftalten doch durchwegs eine Gleichheit:
den Stempel des Genies. Von Freude in Schmerz verwandelt fie fich
vollftändig - aber ihr Sondermerkmal bewahrt fie ganz. Sie gleicht
nur einer anderen unter den genialen Frauen. denen ich begegnete,
..Wiffen Sie". fagte Björn Björnfon am Tage nach der Kamelien-
dame. ..wem fie gleicht?"
..Nun?“
..Erika Nießen - es war. als fähe ich fie hier.‟
Als ich vom Theater nach Haufe ging. hatte ich felbft zu einem
Freunde gefagt:
..Ich weiß nur eine. der fie gleicht: Erika Nießen - diefen Aus-
druck des Schmerzes habe ich nur auf diefem Antlitz gefehen."
Aber als Frau Dufe Mirandolina wurde. wirkte fie wie das
Porträt einer ganz anderen; fo wie Frau Dufe in ihrem Wirtshaus
lächelte und bezauberte und verfpottete. an Sommertagen. auf ihrem
Schloß Sophie Menter Petersburgs und Münchens jungen Adel.
Und diefe zwei Frauen find fo verfchieden. wie zwei Frauen nur
fein können und wie wohl Eleonora Dufe felbfi von ihnen beiden ver-
fchieden ift. Aber alle drei haben fie eine Ähnlichkeit:
Das Genie - das Bildnis. mit dem die Dufe Freude und Schmerz
prägt.
Die Freude - wohl gemerkt. als Spott geformt.

Wilhelm Hüttemann:
Traumfonette.
1.
Hier war das Waffen drüben war der Strand.
Die Glut war hier. und drüben war der Schattenj
Dort Silberquellem dunkelgrüne Matten ->
Hier war die Sehnfuchtj dort ein Märchenland.
„Hol' über!“ rief ich lautj ihm zugewandy
Und bog am Munde lang die hohlen Hände:
„Hol' über- Fährmann!“ - Still blieb's im Geländej
Und fiieß kein Schifflein ab von jenem Strand. -
Da warf ich fröhlich Hut und Kleider fort
Und ftürzte jauchzend in die muntren Wellen
Und firebte fchwimmend naeh des Ufers Bord
Und kam hinüberj ruhte fanft an Quellen
Und fchlief fo füß am fchattenkühlften Orth
Wo Träume fich zu jedem Schlaf gefellen. -
2.
Und aus dem Schatten trat ein Weib hervor
Und kam zu mir und fah mich freundlich an
Und flüfterte: „Wer bifi duj fremder Mann ?“
„Wer bift du?“ - Lieblich fang's ein Elfenchor. -

„Ich bin." fo fprach ich leife. „nur ein Tor.
Ein Tor. der alles Erdenglück gewann.
Dem alles Glück. gewonnen. rafch zerrann.
Der fiets gewann und immer nur verlor.“ -
Z
2
*
'
'
*
'
.
'
*
'
Z
Z Sie beugte raunend fich zu meinem Ohr:
Z ..Du bift von jenen. die vom Traume leben.
Z Die. ewig dürftend. ziehn von Tor zu Tor.
Z Dem Trank der Schönheit ewig nachzufireben -
Z So beug' zu meinen Lippen dich empor!
Z Ich kann den Trank. wonach du dürfiefi. geben.“
'
Z
*
Z
Z
*
Z
Z
'
'
*
3.
Da fühlt' ich ftaunend. zitternd deine Lippen.
Und Fels und Wald entfchwand in roter Glut.
Und jauchzend fprang empor die Meeresflut
Und warf fich klingend an die Felfenklippen;
Und ringsumher war alles Rofenduft. c
Und fchwirrend flogen Säjwärme wilder Tauben
Und nahten girrend fich des Waldes Lauben
Und fchwebten wieder leuchtend in der Luft. *--
Da taucht' es weiß empor aus Meeresfchaum
Und wuchs und wuchs dem Licht der Sonne zu.
Und Licht umfloß des Schleiers feuchten Saum.
Und auf dem Antlitz lag des Lächelns Ruh'.
Das Weib der Träume nahte fich im Traum. -
Ich kannt' es wohl; denn diefes eib warft du.

Frances Külpe:

Zwei Lieder.

Novelle aus der baltifchen Revolutionszeit.

Über der Umgegend Mitaus hing ein afchgrauer. dämmernder
Morgenhimmel. Die Stadt lag in nebligem Dunfi und fchlief. Wie
ein fchlaflofer Wächter hob fich der Trinitatiskirchturm über der fchlum-
mernden Stadt. düfter und grau; fchweigfam fchaute er in die regen-
feuchte weite Runde.

Taktfeft und gefchloffen fchritt ein Trupp Soldaten die nafie Land-
ftraße dahin. In ihrer Mitte ging ein Gefangener. Er war afchfahl,
und feine Glieder fchlotterten. An der Spiße des Zuges vor dem kom-
mandierenden Offizier rollte ein Karren über die aufgeweichte Straße
und grub tiefe Spuren in den lehmigen Boden.

Ein Soldat lenkte das gleichmütig daherfiolpernde firuppige Pferd
und fah fich mit fcheuer Neugier nach den zwei übrigen Infaffen des
Wagens um.

Was fie redeten- konnte er nicht verftehen. Sie fprachen lettifch-
und er felbfi war ein Muffe aus dem Wolgagebiet. Der junge Geifiliche
und der Verbrecher Martin Strasding aber verfianden einander gut.
Immer leuchtenden zuverfichtlicher und weltferner blickten die blauen
Augen des Gefangenenf immer freudigert wärmer und leifer wurde die
Stimme des Pafiors.

Jetzt reichte der Geifiliche dem Verbrecher die Hand.

„Ich dank' Euch. Strasdingt wollte Gott- meine letzte Stunde wäre
fo voll Segen wie die Eur-ige. Ich hab' von Euch gelernt. fiatt Euch zu
lehren!"

Der Mann mit dem verwitterten Geficht und mit den begeifterten
Augen eines Märtyrers büclte fich über die Hand des Pafiors und
küßte fie.

„Ich habe den Tod verdient- denn ich habe getötettu murmelte er.

SYM-.s Kitwe:
'
|
i
l
i.
i
..aber in meine dunkle 'Seele ift ein hell-s. ltr-ibienc-*s firm gejamn, und ich weiß; Gott wird mir oergel-en."

„Er hat Etui. fchon umgeben, nic-t- gutec C-trasting. Iertt an das Wort Chi-ini: Heute wirft du mit mit* iu' Paradicje fein "

. . . Paradieie . . .' "Ii, i-txmaleu Lippen des Gefangenen zitierten „Es ji": ein Wut-d*: . . .“ Jewel. er n.-*t tenieier Stimme * ..ein Wunder . .

Seine .lugmi 'slim-ten .im weit und ir. verbreitet-.i hellß-:vriiitnn Schauen fchien-:n fie die Sefgkeit einer anceren *lBt-:t anne! z in [im. einzutrinken.

Criehiittert. fiaunend Haß de" Gottlieb: da. [inn-r .Ni-ten Aug-*n hat-e fich eine gewa!:ige Entwiekelnng teilzegeu. ?NL-r Gegen-ibm der geitern noch in zaghaft gewefen. (Ye-.te nme ee :iz-.u Lim- i* -' tik-»ans- gewachjen. Von Minute zu Minute hatte ct" etc. .fkk-.*- 1.-. *.- *---dir- von [ieh abgei-*reiin und nur* war .eine »Bone *ati* :..k- 221"-, .1 -c .b voll .Klarheit und Frei-de.

Eine Sterbefiuux-e und *Y .*.il'uif",k'*'..*.' iii-ß *e *nk n --'-e-*.7. Maß gemeiieu werten. als ge 1.» *ni-t» ci: -d,-i.

„Eine Bitte hätt" ieh neo! at c: e. .- ...dia-*1 . .- .' *t .wi-q Strasdii:gs Stimme klang ro: e -- -' I'M.

„Jede Bitte wit'. ieh. ioferr: es ..*1 [Re-.L - *k* -. ie. ii-x-t ,-x**'»'-7, "

„Ju meiner Heim-1'.. im Stift'. »thin-q, :ei-te. . e' Pannen. io .inc die Wirtsiöhne Ian-.ut und _Arten- "-:.>.-* -,> . - :ne ..Lande noch rein n-arcn von Blut. dient'- iiF; als j:l".e>. ,-u *Ar-"q". :ue möcht' ia] grüßen lafien. Ich habe fie lieb gehabt!

„Ich verinreihe Cum. den Gruß auszubauen und 'den jungen Leuten zu erzählen. dai) ?cite gefi-*-ri*:n feid wie ein Ehrift."

Die Lippen des Gefangenen zittert-en wieder.

„Die Knaben haben eine Shwefier -»- Madde . . . fie war einmal meine Braut.“

..Aueh fie will ich grüßen. Habt :ihr no-.n Zenit .etwas auf de*- Hazet?“

VU(une groß blickte der Gefangene dem P-.Zier Z.- rie LW. c *:k und lehnte-kit: den Kopf.

...ie-:r fehe ich den Tag zum ietzter. M0', -- (ri-ak :-. .2.- ier; e3- fiannten ?en eines aufmerkfairen Kindes, dae "arms Neu:- ce :1" bat.

.Es (l. 2*-1 Dane(triiber Tag. und es regnet ici-dcr. Oli-r; "ad die
'-7 _

Bäume und blank vom Regen. Da oben wird eine hellere Sonne leuch-
ten. ein großer Glanz . . .
Den Pafior übermannte die Rührung. Er wifchte fich haftig eine
Träne aus den Augen.
..Sie weinen um mich" -- flüfierte Martin Strasding. ..Gott fegne
Sie dafür. Ich bin Ihrer Tränen nicht wert. Verdient hab' ich drei-
fachen Tod. Ich möcht' nur. daß es fchon vorüber wär!"
..Es wird bald vorüber fein - die Seligkeit aber nimmt kein Ende!"
Strasding nahm die Hand des Pafiors und drückte fie an feine
Bruft. ..Ich hab' keine Furcht." fagte er mit einem feltfamen kindlichen
Lächeln -- ..fehen Sie. mein Herz pocht ganz ruhig. Ich bin nur voll
Sehnfucht. mit Ohren zu hören und mit Augen zu fehen. daß mir ver-
geben ift, Und ich bin fo begierig naäj unferer Heimat - dort oben. Das
ifi ja unfere Heimat . . .
Mit ftrahlendem Ausdruck bli>te er zum grauen. weinenden Himmel
empor.
Der Paftor war in den Anblick des Mannes verfunken. Er fchrak
zufammen. als ein kurzer Kommandoruf des Offiziers ertönte. Der
Wagen hielt.
Strasdings Augen weiteten fich und leuchteten.
..Ießt . . . jetzt . . flüfierte er. ..bald . . . bald! - -
„Leben Sie wohl. gnädiger Herr Pafkor -- wir fehen uns einmal
wieder."
Sie ftiegen aus dem Wagen. Der Pafior drückte ihm heftig die
Hand. Dann wandte er fich an den anderen Gefangenen.
..Sprecht mir wenigftens das Vaterunfer nach. Spur-re!" fagte er
dringlich.
Blöde und |umm ftierte ihn der Mann an. Auch er war ein
Mörder. In feinen Augen flimmerte die finnlofe tierifche .Angfi einer
gefangenen Befiie.
..Schnaps . . . l" gurgelte er heifer.
Seufzend wandte fich der Pafior von ihm ab.
..Auffiellem nebeneinander!" rief kurz und hart der Offizier.
..Augen verbinden!"
Die Gefangenen fianden dicht nebeneinander. Größere Gegenfäße
gab es felten. *'
Der Offzier winkte mit der Hand. ..Feuer!"

Die Schüfie krachten.
Ein Lebensdrama war zu Ende. - - -
K K '
Feine feltfam-e Fäden greifen oft von einem Menfäfengefmick in das andere hinüber. verweben und verknoten fich zu neuen Gebilden und tragen ein Neues. Geftaltendes in das Leben der bisher Unbeteiligten hinein.
Pafior Haufer hatte diefe Wahrheit an fich erfahren. Seit der Hinrichtung Martin Strasdings war er ein ernfierer. tieferer Menfch geworden.
Von Natur gutherzig. in feinem Wefen von ehrlicher. kraftvoller Frifche. - hatte er doch erft jest das Bewußtfein von der Verantwortlichkeit feines Amtes in feinem ganz-en Umfange erfaßt. Und dazu kam das andere: mit Menfchenmacht ifi nichts getan. Er wurde innerlicher und demütiger. Die Sterbeftunde des Verbrechers Martin Strasding hatte ihn erft eigentlich zum Menfchen und zum Seelenhirten gemacht. Das Amt und die Ordination zum Geiftlichen taten-'s nicht.
Uber die baltifchen Provinzen fegte nach dem gewaltfam unterdrückten Ausbruch der Revolution ein verheerender Sturm von Straferpeditionen und Hinrichtungen dahin. Das Land lag in wilden Wehen. Furcht und Schrecken kroch eifig in die Gemüter des verwilderten Volkes. Das Auge des Gefeßes wachte. und zwifihen gieriger Wut gegen die Befißenden und Deutfchen und feiger Unterwürfigkeit fchwankten fowohl Parteien als Einzelne, Unbefangene. von den Krifen der Revolution unberührte Menfchen gab es kaum mehr. Nur die uralten lettifchen Weiber. die zwei Generationen hatten aufwachfen und großwerden fehen. fchüttelten die eisgrauen Köpfe und wunderten fich. daß alles fo gekommen und nicht geblieben war wie zu ihren Zeiten.
An einem windigen Herbfitage raffelte ein Mietswagen durch den halbentblätterten Wald. Die Bäume wanden fich ächzend hin und her und fchüttelten zornig ihre Kronen. Welke Blätter fegten in wirbelndem Tanze gegen die raftlos fich drehenden Räder oder fanden einen Ruhepunkt im Innern des Wagens. Rafchelnd in buntem Durcheinander krochen fie zu den Füßen des Reifenden zufammen.
Pafior *Haufer fireifte einige diefer vergilbten Wanderer von feinem Mantel und feufzte leife.

Herbfi war es geworden. Herbfil Wie fern war der Frühling.
und was würde er dem Lande bringen?
Es begann zu dämmern. Grau kroch die Dunkelheit aus dem
Waldinnern hervor und fpann langfam einen trüben Schleier um den
anderen über die Straße.
..Ift das Sikkulgefinde noch weit?" brach der Paftor endlich das
Schweigen.
..Noch fo*n drei Werft. gnädiger Herr Paftor!" antwortete der
Fuhrknecht refpekwoll.
Er war aus feinem Hindämmern aufgefchreckt und trieb die müden
Pferde an.
Der Wald lichtete fich allmählich. Endlofe graugelbe Stoppel-
felder breiteten fich in öder Eintönigkeit zu beiden Seiten des Weges.
Auch fie fchwammen in einem dämmernden Ton und verfchmolzen und
verwoben fich am Horizont mit einem fernen nebligen Streifen Waldes.
Darüber fchwebte ein düfterer Wolkenhimmel.
Paftor Haufer vet-fiel in ein halbwaches Träumen. War diefes
melancholifch-friedliche Gelände wirklich feine Heimat. in der es von
Aufruhr brüllte und entfefielte Volksinfiinkte tobten? Würde das
Land fich von feinen Krifen erholen? Wird es nach Jahrhunderten
ebenfo fiill und tot daliegen. wie heute. als fei es in einen Zauberfchlaf
gefunken?
Raffelnd rollte der Wagen weiter. Immer dichter wurde das
Dunkel. Der Paftor ftrich fich über die Stirn und fchloß die Augen.
Als er fie öffnete. fchrak er zufammen. Riefengroß. fchwer und
dunkel. wie ein mächtiges Gefpenft. ftand eine altertümliche hölzerne
Windmühle vor ihm auf und fchwenkte rajklos ihre gewaltigen Flügel.
Der Eindruck war fchreckhaft und düfter. Dicht am Boden fireifte jeder
der vier breiten Flügel hin. fchwang fich in kreifender gefchäftiger Eile
aufwärts und fegte gewaltfam mit einem knarrenden Geräufch über
den grauen Himmel. um in eiliger Einförmigkeit feinen neuen Rund-
lauf zu beginnen.
„So ift das Leben!" murmelte der Paftor vor fich hin. „Unerbitt-
lich. notwendig - gefchäftig . .
Und ein heißes Sehnen nach den leuchtenden Augen Martin Stras-
dings hatte ihn gepackt.
Leife und warm fenkte fich die Nacht über das winddurchfiöberte

Land. Eine fanfte Hügelreihe hob fich dunkel gegen den Horizont und fchien langfam näher zu kriechen. Da drang ein feltfamer Ton über den nächtigen Wind hinaus.
Der Ton kam allmählich näher. - eine menfchliche Stimme. ein wunder-licher. ftoßweifer Gefang.
Es war kein Lied im gewöhnlichen Sinne des Wortes. es war ein wildes Auf- und Niederwogen von Tönen in lang ausklingenden fchmerzlich-jubelnden Melodien. Die Stimme hob fich über den fchwei-fenden Wind hinaus und fank mit ihm in fich zufammen. Es war wie ein phantafiifches Lied der düf'teren Naturgewalt felber,
Ergriffen laufchte der Paftor.
..Wer mag da fingen?‟ murmelte er halblaut.
Der Fuhrknecht fchüttelte den Kopf.
..Niemand kann fo fingen. außer dem Iahnit Sikkul -" fagte er. ..das ift ein wunderlicher Burfch!“
Jeet deutete er mit dem Peitfafenftiel auf einen Hügel.
..Richtig - da fieht er!" brummte er mit halbem Lachen - ..der Iahnit Sikkul ift's. gnädiger .Herr Pafior.‟
Und wieder überlief's den jungen Geiftlichen feltfam. wie beim An-blick der Mühle.
Auf dem vorfpringenden .Hügel fiand mit flatterndem. um den Hals lofe angeknöpftem Mantel eine dunkle Iünglingsgefialt. hielt die Arme wie in fehnfiichtiger Wonne ausgebreitet und fang . . . und fang . , . .
Der Mantel mit feinen hängenden Ärmeln wehte gefpenftifch im Winde.
K K K
..Wai. wai. wai! Ift das *ne faure Zeit!“
Von dem warmen dunklen Winkel der Ofenbank tönten diefe Worte hervor wie ein heiferes. trübfeliges Krächzen. Da faß die alte blinde Großmutter Sikkul und kauerte fich mühfam zurecht. Sie zog die fpißen Kniee ftöhnend aufwärts. umfchlang fie mit den hageren Armen und fiützte das gelbe Kinn darauf.
„Ift das 'ne faure Zeit!" wiederholte fie - - und fragte nach einer langen Paufe kläglich: ..Wo ift denn Iehkabing?"
Die Wirtsfrau faß vor der kümmerlichen Lampe und fpann; eine

fiattliche Frau in den Vierzigern. Ihre Bewegungen waren gleich-
mäßig und rund. Kaum einen Augenblick unterbrach fie das Schnurren
des Rädchens.
„Gebt Euch zufrieden. Mutter." fprach fie ruhig. „Iehkab hat im
Kuhfiall zu tun.‟
„Hu -- was für'n Wind!" jammerte die Alte wieder. „Er geht
einem durch bis ans Herz. Das Mark in den Knochen wühlt er auf,
Und wenn ich nachts auf dem Strohfack lieg'. weht er mir die Haar-
firähne ins Geficht."
„Ift ja nicht wahr. Mutter.“ fagte die Schwiegertochter gutmütig.
„Euer Bett fieht ja weit ab vom Fenfter in der Ecke.‟
Die Alte begann jämmerlich zu winfeln. Unter Seufzen und
Stöhnen drückte fie ein paar fchluchzende Laute hervor.
„Ia. wenn man fehen kann. - dann ift alles nicht wahr. was fo
*ne alte krüpplige. blinde Großmutter fagt“ - mit einem Male aber
hielt fie inne und neigte horchend das Haupt. „Der Iehkabing kommt!‟
rief fie frohlockend.
Die Tür ging -auf. und herein trat Iehkab Sikkul. ein hübfäfer
Burfch von neunzehn Jahren. eher zart als kräftig.
Es war der Ältere der beiden Zwillingsbrüder und der Liebling der
Großmutter.
Die Mutter winkte ihm mit den Augen und deutete auf die un-
zufriedene Alte hin.
„Nu. Großmutter. was gibt's?‟ fagte er gemächlich. feßte fich auf
die Ofenbank und fireckte die langen Beine von fich.
..Erzähl' mir was. Iehkabing!“ bettelte die Alte. ..Ich hab' dir
ja auch immer erzählt. als du klein warfi - jeßt . . . weiß ich gar nichts
mehr.“
„Die Spurres drüben haben fich ein grünes Sofa aus der Stadt
kommen laffen und einen polierten Holzfchrank mit zwei Türen. Fehlt
nur noch ein Klavier für die Milva!"
„Ui ja!‟ wunderte fich die Großmutter. „Sind die aber hoch
hinaus!"
„Laß fie!‟ fpra>7 die Wirtin ruhig. „Gefcheiter und beffer werden
fie darum doch nicht.‟
„Der Iulze Spurre geht mit 'nem neuen Pelzkragen herum. ftolz
wie ein Hahn auf dem Mifihaufen. die Tehwija-Zeitung in der Tafche.

Wer die Zeitung liefi. denkt er. - das ift ein Man-ni - Nu. wir
lefen keine Zeitungen. nur einmal die Woche *beim Schullehrer. Steht
ja auch nicht viel Säfönes drin.“
..Böfe Zeiten find's" fagte die Wirtin. ..Da kann nichts Gutes
herauskommen."
..Weißt du. Mutter." fuhr Jehkab nachdenklich fort -- ..neulich
hab' ia) auch beim Schullehrer eine Gefchiafte gelefen von einem Men-
fchen. - der war jufk fo wie unfer Jahnit."
Die Frau lächelte [till. Es war ein eigentümliches. fonniges
Lächeln und machte fie um zehn Jahre jünger.
..Wie Jahnit ift doch keiner!" fagte fie mit ftolzem gutmütigen
Spott. ..Der ift bald wie der Frühlingsfturm. fo wild. bald wie eine
Pfütze im Sonnenfchein. - fo 'ne lammfromme Schlafmühe. wie's ihm
grad' paßt.“ *
..Reim nein. Mutter." beharrte Jehkab - ..es i| fo. wie ich fag',
Der. von dem ich las. war ein großer Herr und verdiente viele hundert
Rubel an einem Abend . . . er war ein Violinfpieler und lebte jeden
Tag wo anders. Zu fpielen verfiand er auf feiner Geige. gewaltig.
und die Leute kamen von nah und fern. um ihn zu hören. und jeder brachte
fein Rubelchen.“
..Ui ja!“ krächzte die Großmutter. ..Einen ganzen Rubel!“
„Das ift noch gar nichts! Aber denk. viele hundert Rubel machtis
zufammen. Und kann denn Jahnit nicht fingen? Was?"
Er war aufgefprungen und fiand herausfordernd vor den Beiden.
die Hände in den Hofentafchen,
..Geh' mir nur. geh'l" lachte die Wirtin behaglich. ..für dem Jahnit
fein Singen gibt auch keiner 'n Grofchen."
..Ja. hier nicht - aber in der Stadt. wer weiß? Und grad* fo
wie der Jahnit hat der Mann im Buche geredet von Vogelfcimmen und
vom Murmeln der Bäche. und keiner Kae' hat er ein Leides getan.“
..Wo treibt fich denn der Burfch' wieder herum?" fragte die Wirtin.
„Weiß ich? Von weitem hab' ich ihn fingen hören."
Stille ward's in* dem kleinen. dunklen Raum. Das Lämpchen
flackerte. fchnurrend drehte fich das Spinnrad. Draußen heulte der
Herbfiwind.
über den Wind hinaus nahten knirfchende Räder.
„Wer kommt denn da fo fpät?“ fragte Jehkab neugierig und trat

an die Tür. Er öffnete den Türfpalt. Klappernde Pf-erdehufe. der
ärgerliche Zuruf eines Fuhrknechts. Ein Wagen hielt vor der Tür.
„Das ift das Sikkulgefinde. gnädiger Herr." - hörte Iehkab eine
Stimme fagen. _
In demfelben Augen-blick tönte ein eiliger Lauffchritt. ungeftüm
ward die Tür aufgeftoßen. und keuchend ftand Iahnit in der kleinen
niedrigen Stube.
„Befuch . . . Befuch für uns Mutter. ein Fremder aus der
Stadt!“
„Ui ja!" Die Großmutter rieb fich die blinden Augen.
..Du träumft wohl. Sohnchen.“ - lächelte die Wirtin und ftand
auf. „Wer follte denn zu uns aus der Stadt kommen?"
Ein fcharfes. kurzes Pochen an der Tür - eilig riß Jahnit fie auf
- ein Herr in breitem Kragenmantel fiand vor ihm.
..Guten Abend. Sikkulwirtin und alle miteinander!" fprach eine
ernfte Stimme. ..Ich bin ein Pafior aus Mitau und habe Euch Wich-
tiges mitzuteilen.“ “
Die Wirtin fchob eilig einen Holzfiuhl herbei und wifchte mit ihrer
Schürze darüber hinweg.
„So nehmen Sie Platz. gnädiger Herr Pafior." fagte fie - „Iahnit,
einen Fußfchemel für den 'Herrn Paftor. Wollen Sie nicht Ihren
Mantel abnehmen?"
..Das alfo ifi Iahnit. und das ift Iehkab.‟ - fprach der junge
Geifiliche. und feine grauen Augen ruhten forfchend auf den beiden
Brüdern. ..Und wo ift Eure Schwefver Madde?“
..Im Dienfi. gnädiger Herr Paftor. bei unferem Pafior."
,.So. fo! Dann feh' ich fie wohl noch heute abend. - Ich bringe
Euch allen den letzten Gruß eines Toten - von Martin Strasding."
Eine geifierhafte Stille fenkte fich fchwer und bleiern iiber die
kleine Kammer. Man hörte nur das Heulen des Windes draußen und
ein kurzes ftoßweifes Atmen. Es kam von Iahnit.
Die blauen Augen Iahnits und die grauen Augen des Pafiors
bohrten fich fefi ineinander. Es war. als könnten fie voneinander nicht
laffen.
„Ich habe Martin Strasding zum Tode geleitet.“ fuhr der Paftor
langfam fort. „Es war der größte Tag meines Lebens. Er fiarb wie ein

Held und wie ein Chrifi. Euch beide hat er lieb gehabt - fo fagte er
mir. und feinen Gruß euch zu bringen. bin ich gekommen."
Iehkab wandte fich langfam ab. über Iahnits Antlitz flammte es
wie ein Strahl des Verfiändniffes. Der Jüngling war in diefem Augen-
blick fchön.
„Es ift . . . alfo . . . ein Wunder . . . an ihm gefchehen . ,
fagte er fiockend.
Betroffen fah ihn der Geifiliche an.
..Ia. mein Sohn.“ fpraäf er einfach - ..ein Wunder. an ihm und an
mir. Wegelagerer und Räuber war er geworden. Revolutionär und
Anarchift. nicht eigentlich aus Überzeugung. fondern weil er fick) von der
Bande. mit der er zufammenhielt. nicht mehr freimachen konnte. Alle
miteinander überfielen fie einft einen Eifenbahnzug und da - wurde
er auch zum Mörder.“
Vom Ofen her kam ein jammernder Laut: ,.Wai Gottchen. wai
Gottchen. erbarm dich unfer!"
„Erbarm dich unfer!‟ wiederholte der Pafior leife.
..Gott hat fich feiner erbarmt!" fuhr er mit fiarker Stimme fort.
„Auf dem Wege zur Richrftätte wurde Martin Strasding ein anderer
Menfch. Meine Augen haben das Werden und Wachfen in ihm ge-
fehen - er wuchs weit über fich felbfi und über mich hinaus. Darum
bin ich gern und mit großer Freude hergekommen. um euch feine Bot-
fchaft zu bringen. Solch ein Gruß ifi wie ein Segen!"
Iahnit hielt den Kopf mit den ausdruclsvollen. blauen Augen ge-
fenkt. Mit leuchtendem Blick fah er auf. trat auf den Geifilichen zu und
küßte ihm ehrfurchtsvoll die Hand.
Iehkab blickte fcheu zu ihm hin - ..Und der andere . . . Spur-re?"
fragte er.
Der Geifiliche fah zu Boden und fchwieg.
„Gott bewahre euch vor folch einem Tode!" fagte er endlich,
Dann erhob er fich. ..Ift's noch weit zum Pafiorat?"
„Nur zwei Werft." antwortete Iahnit rafch. „Soll ich Sie hin-
begleiten?“
„Wenn du Luft haft. wär' mir-'s lieb. Wo ifi denn euer Vater.
Burfchen?"
„Roggen verkaufen - in die Stadt." entgegnete die Wirtin. ..Wir
f'

danken Ihnen von Herzen. daß Sie zu uns gekommen find. gnädig-er
Herr Paftor.“
„Behüt Euch alle Gott!“ fagte der Geiftliche. ..Lebt wohl. Wirtin.
und Ihr. Mutter. und du. Iehkab.“
Schon war der Paftor zur Tür hinaus. Iahnit folgte ihm mit
leuchtenden. weltfernen Augen.
Sie nahmen beide nebeneinander Plaß. nachdem Iahnit den Fuhr-
knecht über den geeignetften Weg ins Paftorat verfiändigt hatte.
Der Paftor ließ dem jungen Burfchen Zeit. Das Ungewöhnliche
an diefem Menfchenkinde feffelte ihn.
..Nun fag mal. lieber Freund." begann er. ..wie war's denn. als
Martin Strasding bei euch diente? Was war er für ein Menfch?
Hatteft du ihn lieb?"
Iahnit mußte fich befinnen. ..Ich weiß nicht. gnädiger Herr
Pafior.“ fagte er mühfam. ..Es war vor fünf Iahren. und ich war noch
ein dummer Junge. Sonntags. wenn er Zeit hatte. gingen wir mit-
einander in den Wald. und dann fangen wir. Er hatte eine laute
Stimme. wie *ne Kirchenglocke. Alle Vögel fchwiegen und flogen vor
unferem Singen davon."
..Du fingft wohl fehr gern?“
Iahnit blickte lächelnd auf. ..Wie follte ich nicht? Alles fingt ja
in der Welt. da tu' ich*s auch.“
..All'es fingt . . wiederholte der Pafior. ..der Wald. die Felder.
die fingen doch wohl nicht. - die find |umm."
Iahnit brach fich verlegen die Hände. In ihm regte fich ein Wider-
fpruch. aber er wußte ihn nicht in Worte zu fafien.
..Sag' nur frei heraus. was du denkft.“ ermunterte der Geifiliche.
..Ich will dich fchon zu verftehen fuchen.“
..Im Walde . . begann Iahnit fiockend. ..da fingen. ich mein'.
da raufchen die Bäume - das i| manchmal traurig. manchmal froh.
manchmal klagen fie und jammern. wie arme Seelen , , . die Felder
im Sonnenlicht und das ftille Waffer . . . ja. die find |umm. aber wenn
ich fie lang-e anfchau'. fangen fie an in mir zu fingen und zu klingen. und
es fallen mir ftille. fanfte Lieder ein.
Sie haben ja keine laute Stimme. aber fie geben mir ihre leife un-
gefungene Stimme und dann. ja dann werden Lieder daraus. So gibt
es Feldlieder und Sonnenlieder und Windlieder und . .

..Ein Windlied hab' ich heut von dir gehört.“ fprach der Paftor.
..Du haft eine fchöne Stimme. Iahnit.“
..Nun ja. laut genug ift fie fchon."
Die kluge hilflofe Einfalt des Burfchen hatte etwas Rührendes.
In diefem Naturkinde lebte die unbewußte Seele eines Künftlers. Der
junge Geiftliche fühlte das heraus. Er hatte Menfchenkenntnis. Men-
fchenliebe und Demut genug dazu, Wieder hielt er ftill wie vor einem
Wunder.
Er fchwieg nachdenklich. Sollte er diefe fchlummernde Seele ins
Bewußtfein rufen? War der junge Burfch' da nicht glücklicher fo?
Da fiel ihm das Gleiäjnis von den anvertrauten Pfunden ein. Zögernd
fprach er: ..Möchteft du wohl fingen lernen. Iahnit?"
,.Lernen? Kann man das auch lernen?“
..Gewiß Das heißt. nicht jeder kann's. Ich. zum Beifpiel. ich
könnt's nicht. weil ich keine Stimme habe und mir die Felder keine
Lieder bringen. Du aber. du lern|*s gewiß. Komm einmal nach Mitau
zu mir. mein Sohn. ich will dort mit einem Mufiker fprechen. Das ift
ein alter. guter Herr. der verfkeht was davon. dem follft du vorfingen.‟
Iahnit faß ganz ftill. Das Neue hatte ihn vollkommen über-
wältigt.
..Gnädiger Herr Pafior.‟ fagte er endlich mit einem feltfamen
Schluchzen in der Stimme. ..der Martin Strasding . . . und Sie -
Sie find beide ein Wunder - jeder anders. aber doch jeder ein Wunder.
Und für jeden von Ihnen gibt's ein Lied in mir -- noch ift es nicht da.
aber es wird. ja es wird ficher kommen."
Der Geifiliche legte die Hand auf des jungen Burfchen Haupt,
..Gott fegne dich. Iahnit Sikkul.“ fagte er einfach.
Es gab Wunder verfihledener Art. Das Göttliche redete und
wirkte nicht nur aus der zerknirfchten Seele eines Sünders. fondern lebte
und leuchtete auch durch die unbeholfenen Worte eines begnadeten un-
gefchult-en Knaben.
Pafior .Haufer hatte Menfchenliebe und Demut genug. das zu er-
kennen.
Und ihm war. als hätte er wieder einen Blick in die begeifierten
Augen Martin Strasdings getan. Er fühlte einen tiefen Frieden in
feiner Seele.
Der Wagen hielt vor dem Paftorat.

Iahnit fprang aus dem Gefährt und küßte dem Paftor mit einer
Inbrunft die Hand. daß er ftuizte.
..Liebes Kind." fagte er gütig. ..geh nur. geh! Ich vergeffe dich
ficher nicht. Und wenn's der Vater erlaubt. fo befuchft du mich einmal
in der Stadt."
..Ia. ja. danke taufendmal. lieber. gnädiger Herr Paftor!"
In langen Sprüngen und Sätzen. wie ein gefcheuchtes Wild. flog
die fchlanke Iünglingsgeftalt durch das Dunkel davon. Verfonnen
blickte der Paftor ihr nach.
In diefer Nacht fchloß Iahnit kein Auge. Wie träumend war er
nach Haufe gekommen. Auf die dringenden Fragen Iehkabs gab er nur
kurze einfilbige Antworten. Der Befuch des Pafiors und feine Bot-
fchaft war ein Ereignis. das die Bewohner des Sikkulgefindes noch über
Monate hinaus befchäftigte. Die blinde Großmutter war ganz auf-
gelebt. Vergnügt wiegte fie fich hin und her.
..Ift das 'ne faure . . . ift das aber eine Ehre für unfern Hof!"
unterbrach fie ihren Lieblingsausruf. ..Ein Paftor aus Mitau . . . .
kommt den langen Weg zu uns gefahren! Wai Gottchen. wai Gottchen
. . . nu werden aber die Nachbarn Augen und Ohren aufreißen!"
..Und den Krifäf Spurre. den Wirtsbruder von drüben. den hat er
auch begleitet zur Richtftätte. Damit können fie freilich nicht prahlen!‟
rief Iehkab. ..Hat er noch mit dir darüber gered't. Iahnit?"
„Reini‟ gab Iahnit einfilbig zurück.
..Ru. gefprochen wird er doch was haben. fo'n freundlicher Herr.
wie er ifi _ erzähl' doch!‟
„Gefprochen hat er.“
..Aber Iahnit - Dummkopf. fo tu doäf den Mund auf und red'!“
rief Iehkab ungeduldig und fchüttelte den Bruder.
..Laß ihn in Ruh'“. gebot die Mutter. ..Bei ihm fpinnt's wieder.
Er wird fich fchon ausreden zu feiner Zeit.‟
Iehkab wartete vergebens den ganzen Abend. Ärgerlirh war er
zu Bett gegangen und hatte dem Bruder den RüFen zugekehrt. Die
Burfchen teilten eine Lagerftätte. Iahnit aber lag mit weitaufgeriffe-
nen Augen und fann und fann. Wie durch einen offenen Türfpalt
glänzte und fkrahlte die ganze Herrlichkeit einer unbekannten. märchen-
haften Lichtflut in die dunkle Enge feines Dafeins. Und dann das
Lied. das Strasdinglied. ließ ihn nicht fchlafen. Dunkel und düfier wie

ein Herbfiwindlied feßte es ein und verfuchte zu fliegen. Aber feine
Flügel waren gebrochen. es tat einen tiefen. tiefen Fall und fank in finftre
Nacht. Und aus der Finfiernis hervor quoll ein füßes mildes Licht und
füllte das Lied mit ahnungsvoller. fiiller Hoffnung. und die Hoffnung
wuchs und wuchs und wurde zur firahlenden Gewißheitf und auf
|urmesficheren Flügeln trug das Strasdinglied die_Seele durch Nacht
und Tod zum Sieg.
Und hier verwirrte fich Iahnit immer wieder von neuem. Denn
auf halbem Wege trat ihm das andere. das Pafiorlied vor die Seele.
Das war mild und leuchtend. gütig und voll Verfiändnis - wie ein
wogendes Roggenfeld im flimmernden Sonnenfchein mit einem fatt-
blauen Himmel darüber -- und mit diefem Liebe wurde er innerlich
nicht fertig. denn es mußte notwendig fchöner fein. als das Strasding-
lied, notwendig - und das wollte es nicht. Es ging feine eigenen
Wege und wollte fich von Iahnit nicht meiftern laffen. Und Iahnit
lag in fchwerem Kampfe mit feinen beiden Liedern, feufzte. |öhnte und
warf fich ruhelos auf feinem Lager herum.
Endlich hielt er es nicht mehr aus, Er fiieß feinen fehlafenden
Bruder in die Rippen.
„Nu- was gibt's?“ brummte Iehkab unwirfch.
Iahnit faß aufrecht im Bett. „D19 der Herr Pafior hat gefagt,
man kann fingen lernen!" platzte er heraus.
Iehkab blinzelte halb verdrießlich. halb neugierig.
„Du bift ja verrückt.“ fagte er gutmütig. „Jft denn das was
Neues? Alles kann man lernen. natürlich. fingen und fpielen und
pflügen und Häufer bauen."
Das leuchte-te Iahnit nicht ein.
„Warum fingfi du denn nicht?" fragte er eifrig. „Oder die
Mutterf oder Madde, oder fonft einer? Ia. in der Kirche - ein ge-
wöhnliches Kirchenliew das könnt ihre aber fo fingen wie ick» ein Wald-
[ied. ein Wiefenlied. ein Windlied . . . das kommt euch nimmer in den
Sinn.“
„Du bift eben ein verrücktes Tier.“ fagte Iehkab lachend und zog
die Decke über die Nafe. „Geh laß mich fäflafen."
„Der Pafior hat gefagt.‟ hob Iahnit wieder an. „ich foll zu
ihm in die Stadt und einem alten Herrn. einem richtigen Mufikanten,
vorfingen. Der verfteht was davon."

Nun faß auch Iehkab aufrecht im Bett,
„Das hat .er gefagt?‟ rief er fiaunend. „Und dann - was dann?"
„Ich weiß nicht . . gefiand Iahnit beklommen. „vielleicht kann
er mich neue Lieder lehren.“
Das Strasdinglied und das Paftorlied fielen ihm wieder ein. und
er ward traurig. Mit einem fchweren Seufzer |re>te er fich wieder aus.
Aber da hatte er nicht mit feinem Bruder gerechnet, Iehkab packte ihn
mit kräftigem Griff bei den Schultern und rüttelte ihn.
..Du bifi aber ein rechter Schafskopf!‟ fchalt er. ..Weißt du nicht.
daß du dein Glück machen kannft und Geld verdienen - Geld wie Heu?"
Geld? Nein. daran hatte Iahnit gar nicht gedacht.
„Beim Schullehrer hab' ich eine Gefchichte gelefen von einem. der
Violine fpielen gelernt hatte. der war auch ein Mufikant. natiirlich
fpielte er anders als unfer Schneider Krimpe und auch ein bißchen
beffer als der Totengräber. - aber die Leute liefen fich die Hacken ab.
um ihn fpielen zu hören. und an einem Abend da verdiente er Hunderte.
hörft du. Hunderte von Rubeln. So einer alfo follfi du auch werden."
,.Nein. Iehkab." fprach Iahnit ungläubig. ..das kann ja ni>ft fein.“
Aber feine Augen (achten im Dunklen.
„Nu denn nicht!“ brummte Iehkab wütend. ..Wenn du alles
beffer wiffen willfi. Schlafen will ich. hörft du. laß mich in Ruhe!"
Er dachte gar nicht ans Schlafen, Dazu hatte ihn die Mitteilung
Iahni-ts viel zu fehr erregt. Aber fein Bruder follte es wenigfiens
glauben. Darum fire>te er fich gemächlich zurecht und begann gleich-
mäßig und ruhig zu atmen. Jetzt fchnarchte er fogar.
„Iehkab." bat Iahnit kläglich. ..fo fchlaf' doch nicht wie ein Sack!"
Iehkab fchnarchte fiärker und lachte heimliäf. Im Grunde freute
er fich über das Glück' feines Bruders. aber er wollte ihn feine überlegen-
heit mal gründlich fühlen laffen.
Iahnit ftieß ihn wieder an . , . ..Der Paftor hat gefagt . . be-
gann er wieder - mit einem Male hielt er inne. Da war ja das. was er
fnchte: - auf leifen. goldenen Schwingen kam das Lied. das Pafiorlied.
gezogen. das leuchtende Lied von Verfiändnis und Güte. Es füllte feine
Seele wie fernes frommes Glockenläuten.
Erfchauernd vor Wonne faß er da und laufchte.
„Nm was hat der Pafior noch gefagt?‟ fragte Iehkab neugierig.

d.
SCOIN. ZW„.C.,.Z„„..„ .JOIN ..ZK WoW-.m ..ZT
.ELW JN NSU-..W ZZ „ZN- LN???
„c:..z„„..:;N :DID
..xt

Z-wei Lieber Frances Killer
Nun faß auch Iehkab aufrecht im Bett.
„Das hat er gefagt?“ rief er ftaunend. ..Und dann -- was dann?"
..Ich weiß nicht . . gefiand Jahnit bello-nmen. ..vielleicht kann
er mich neue Lieder lehren."
Das Strasdingiied und das Par-'treuen fielen ihm w-eder ein. und
er ward traurig. Mit einem fchweren Seufz:: fireckie er fich wieder aus.
Aber da hatte .-- nirtn mit feinem iL-nde. gerechnet. Ichkab packte ihn
mit kräftigem (dri-f lei den S, *--ct ri'. und rijttelte ihn.
..In ln*: 1*“.- ein r-w'rr .*.c*5t*..7'2.'.kupf!“ fchalt er. ..Weißt du nicht.
daß dr te.;- ;!'-.m' 1 asien kann!? und Geld verdienen --"- Geld wie Heu?"
Een Nr.1. daran r.-,-:re 'Kahnir gar nicht gedacht.
..Lk-in'. (Hallen-er nb' ici) ein: Gefchichte gelef-:n von einem. der
Violine .pielcn Nein-nr hatte. der war auch ein Mufikant. natiirlich
fpiette cr anders :ls unfer Schneider Krimpe und auch ein bißchen
befi-r als der Totei!.;r.1ber. - aber die Leute liefen fich die Hacken ab.
um ihn fpiclen zn euren. und an einem Abend da verdiente er Hunderte.
hörzt ou. Hund-.te 'von Nudeln. So einer alfo follft du auch werden."
,.Neir.. Iehkeb." fprach Jahnii ungläubig. ..das kann ja nicht fein.“
'er keine Klug-u [achten im Dunklen.
..Nu t--in nicht!“ breit-.citi- Ichkab wütend, ..Wenn du alles
rei-",- n i-,.--. willft, Schlafen will ich. hörft cu. laß mich in Ruhe!“
-Z: '-- *-?e gar richt aus Schlafen. Dazu harte ihn die Mitteilung
Judt* c. *ici zu f.hr erri .4 'Lil-er fein Trader "mike es wenigfiens
97---- *1 Darun- i'm-tn er lich gem-?much 1u.-ec'.)r und begann gleich-
'.'-.*7c..-i '.-nk r--.;.-* ..'- - ' n 7 ea't ic'q'E'FÜ-ä" *1' fix-,7.7.
, 1:-lc'a.“ du *r-
k.“-*i.t.. i- urn-if* "mit, .nicht wie ein SuM"
("ici-7.:! .'47- :rii-c :c: kei nt -L-'fc 7,-."'l'lixl'n "im Grunde freute
i“ fiel' *ik-.r t:.-*- '.'7 1-.7 i-cnec "ri-:ers .*'m :c r.*i-2lte ihn feine überlegen-
eeir *rial ----: dat' f ."- n l-Z-Z...
'Jenni' inet. .iin *x-"ciklf ...i . . ...77-er Pafiir hat gefagt . . bc-
garn er *.-qxccer - » mit einen* Felle [,ielt er inne Da war ja das. was er
fuchte. ->- ..uf leif. q. geldenen Schwingen kam das Lied. das Pafiorlicd,
gezogen, das leuchtende Lied von Verfia'ndnis und Güte. Es füllte feine
Seele wie fcrnes fremmes Glockenläuten.
Erfäfauernd vor Wönne faß er da und lauf-hey.
.Nm was hat der Paftor noch gefagt?“ fragte Jehkab neugierig.

W Albert Bartholomci;
Zak-o... Liegendes Paar vom Denkmal der Toten.
1 * o * (Zum Auffajz von Lothar Brieger-Waffervogel.)

RMV*Ãœ>WÂ».M*
0U ._.LM
0m
,03 _Ze-?x
:ZZMDOIHK

Aber Iahnit war nicht mehr auf diefer Erde - er war weit. weit
weg.
So erfuhr Iehkab nie. was der Paftor noch gefagt hatte.
t" Ak 'k
Der erfie Schnee war gefallen. Die trübe Ode der fpätherbfilichen
Landfälaft hatte fich in einen weichen weißen Mantel von fleckenlofer
Reinheit gehüllt. Auf Dächern und Zäunen. über Scheunen und
Schuppen lagerten dicke weiße Sihneepfühle. Ihre geradlinigen Ränder
hoben fich klar und fcharf gegen den wolkigen grauen Himmel. Schwär-
zer und dunkler als je blick-ten unter ihrer weißen Bedachung die Holz-
wände der Gehöfte mit ihren kleinen. trüben Fenftern hervor.
Über den Weg dicht beim Sikkul-Gefinde fchritten zwei Männer und
hinterließen in der reinen unfchuldigen Schneefläche häßlich-e. dunkle Fuß-
fpuren. In ihren Trittflächen fammelte fich eilig das tauende Waffer auf
der fchwarzen. entblößten Erde und füllte fie wie kleine Brunnen. Es
waren der Spurre-Wirt und fein Sohn Iulze.
..Nu - du mit deiner hohen Schulbildung follteft das doch wiffen."
fagte der Alte hämifch und zog die fpißen Schultern hoch. ..Wozu hat
man dich denn Iahr fiir Iahr in das teure Realgymnafium gefchickt -
he?"
Der Sohn mit dem runden Kopf und den flachen. fiumpfen Ge-
fichtszügen |opfte die Hände in die .Hofentafchen und fpu>te verächtlich
aus. _
„Was foll ich denn fchon wieder-wiffen?" Hab' ich denn Advokat
ftudiert? - Nein! Im Realgymnafium lehrt man nichts von Prozeß-
fachen und Grenzfireitigkeiten."
..Aber mit den jüdifchen und ruffifchen Anarchiftenbengeln mit-
zuheulen - fich entdecken zu laffen und aus dem Gymnafium ge-
fchmiffen zu werden - dazu hat dein Verftand gelangt. Ein Wunder
noch. daß ich an dir nicht die Schand' erlebt hab'. wie an meinem Bruder
Krifch!"
„Wär" der fchlauer gewefen. er läg' nicht in der Verbrechergrube
hin-ter Mitau. Die Spaßen fchreien's ja fchon von den Dächern. Keine
Ehre ifiis. Spurre zu heißen! Was hilft das viele Geld. das du müh-
fam zufammenfcharrfi? Das Schweigen der Nachbarn kannft du doch
nicht erkaufen!“

..Wer hat denn fchon wieder gered't?“
„Wer?" fragte der Sohn grob und wies mit dem Daumen über die
Schulter auf das Sikkulgefinde. an dem fie vorübergefchritten waren,
..Seit dem Befuch des Paftors find die Sikkuls ja verrüä't. Und über
Amtsgeheimniffe hat der Schwarzrock geplauder-t. - das will ich ihm *
feiner Zeit eintränkenl“
..Tränken wir lieber anderen Leuten- was ein! Der Schwarzro>
in Mitau ift weit - - was kann der uns fchaden? Aber hier am Ort.
wo die Meilenfteine Ohren haben. hier müßt* man den heulenden Hunden
die Schnauze einfchlagen.“
..So'n Weibermaul fieht doeh nimmer ftill. Vater. - da magft ihm
getrofk alle Zähne einzeln ausfchlagen.“
Der Alte fah unter der kurzen Stirn prüfend zum Sohn hinüber.
Sein eckiger Kopf war hinten fchmal und oben fpißz über dem fehr
langen Kinn verbarg fich ein eingekniffener. hämifcher Mund mit fo
fchmalen Lippen. als fchämten fie fich ihres Dafeins.
..Bift wohl wieder der Madde nachgefiiegen?‟ fragte er höhnifch.
Wieder fpuckte der Sohn aus in langem breitem Bogen.
„Und wenn auch . . gab er wütend zurück. ..Bin ich denn alt
und eingedörrt wie du? Es ifi eben die alte Gefchichte von dem Fuchs
mit den Trauben. Hängen fie zu hoch. dann find fie fauerl"
Er warf den Kopf zurü> und lachte dröhnend.
Schweigend und verbiffen |apfte der Alte neben ihm her.
„Was hat fie denn gefagt?" fragte er endlich mit erzwungener
Ruhe. ..Es ift mir darum zu tun - der muß man die lofe Zunge feft-
nageln.“
Ießt fuhr der Sohn auf. ..Was fie gefagt hat? Das ift das
Wenigfie. Was man fich bei fo einem hingeworfenen Wort denken kann.
das ifi viel fchlimmer. Aber das begreifft du ja doch nicht.‟
„So? Meinfie? Nu. mein Verfiand wird denn noch troß deiner
großen Bildung den deinen einholen können. Solch' ein Rennpferd ifi
dein Verftand grad' nicht. Das haft du bis jetzt nicht bewiefen.“
..Zu unnüßen Haarfpaltereien hab' ich keine Luft!“ erwiderte der
Sohn frech.
Nach einer Weile fuhr er ruhiger fort:
..Einen böfen Tod ift dein Bruder gefkorben - hat fie gefagt. Und
der Schwarzrock hat darüber gejammert und fich entrüftet. Und wenn

andere Leute fich nicht änderten. würd* es ihnen auch fo gehen. D a s hat
fie gefagt. wenn du's durchaus wiffen willft.‟
Der Spurrewirt fchwieg. Eine tiefe Falke zog fich von dem einen
Mundwinkel zum Kinn nieder.
..Die find ja ungeheuer großartig geworden! Der Dummkopf. der
Iahnit. foll nu ja wohl Mufiker werden und täglich Hunderte von
Rnbeln verdienen. Der Pafiorbefuch ifi ihnen mächtig zu Kopf ge-
fiiegen. überall prahlt der Bengel Jehkab damit. Der Alte aber hat
für feinen Roggen. fcheint's. zu viel Geld eingenommen und will es
durchaus im Prozeß mit mir los werden."
..Das ifi doch feine Sache, Laß* ihn. Tut's dir um fein Geld
ind?“
„Du red'f't wie ein Schafskopf. Die Zeiten find fchlimm. die Rechts-
verdreher in der Stadt. die könnten ihm am Ende recht geben."
..So muß man fie fchmieren."
..Es laffen fich eben nicht alle fchmieren. Diefe großen Herren ver-
dienen auch fo fchon Geld genug bei den beftändigen Prozeffen. Ein
Advokat. der wird f>fnell reich heutzutage. Und die Affekuranzen erft
recht! Man weiß ja nie. bei wem nächftens der rote Hahn aufs Dach
fliegt!“
„Nu. bei uns fchon nicht. Und wenn auch - wir find gut ver-
fichert."
..Ich hab' mich eben fchon bei Zeiten vorgefehen" - fagte der Alte
und blieb fiehen. ..Wozu aber der Lump. der Sikkulwirt für feine elende
Kate noch die Verficherungsrubelchen zufammenkraßt. - das foll der
Teufel verfiehenl‟
Sie blickten beide auf das alte. in fich zufammengekrochene. fchäbige
Gefinde zurück.
„Som Klapperkafienl‟ fagte der Sohn verächtlich und fpu>te
rvieder aus.
„Wenn das einmal Feuer faßt. das brennt wie Zunder!" brummte
der Spurrewirt nachdenklich.
„Haft wohl Luft. es anzufieclen?‟ fragte der Sohn fpöttifch.
Der Alte fuhr zufammen. Seine kleinen. grünlichen Augen funlel-
ten. ..Was hätt* ich denn davon für'n Profit?“
..Nm man kann nicht wiffen. Es könnten ja auch die eigenen Gold-
föhne getan haben. Wenn die erwifcht würden. - dann verging dem

Alten die Luft zu Grenzprozefien. das kannft du mir ruhig glauben.
Vater."
Scheu und lüftern fah der Spurrewirt auf. War das wirklich fein
Sohn. der fo zu ihm fprach? Diefer ausgewiefene Realfchüler. den er
trotz feiner teuren Bildung für einen Dummkopf hielt! Das war ja
ein geriffener Einfall!
„Dem Einfaltspinfel. dem Iahnit. könnt' man's fchon zutrauen.“
fagte er. ..der weiß ja ohnehin nie. was er vorhat. wenn er nur blöken
kann."
..Und der andere. der hängt an dem Bruder wie 'ne Klette. Was der
eine tut. dafür geht auch der andere durch Waffer und Feuer."
..Ans Feuer wohl auch!“ lachte der Spurrewirt boshaft.
„Nu gewiß. Glaubf't du. daß man Mufiker wird ohne Geld? So
ine Ausbildung kofiet noch viel mehr Rubelchen. als die. die du mir be-
ftändig vorwirfft. für die Realfchule. Wo follen denn folche Kirchen-
ratten wie die Sikkuls das viele Geld hernehmen?
Zünden fie aber ihre Maufefalle an und kriegen die Verficherungs-
fumme ausgezahlt. fo ift das Geld für den zukünftigen großen Sänger
da - verfiehfi du?‟
„Ich verfteh'. ich verfteh".“ murmelte der Alte und kicherte boshaft
und lautlos in fich hinein. ohne eine Miene zu verziehen.
„Nu merkfi du wohl zum erften Male. daß die teure Bildung auch
zu was gut ift!" proßte Iulze triumphierend. ..Ohne Berechnung
kommt man nicht auf folche Sachen. und rechnen gelernt hab' ich in der
Schule. gründlich."
Ietzt ftreifte den Sohn ein bewundernder Blick des Alten,
„Nu. nu." fagte er befchwichtigend. ..fei nur fiill. Iulzing - das
Plänihen ift nicht dumm. gar nicht dumm . .
Und weiter fiapften fie über den frifchgefallenen. reinen Schnee
und ließen tiefe. fchwarze. häßliche Fußfpuren hinter fich.
An- der niedrigen Tür des Sikkulgefindes fiand einer und fchaute
ihnen behaglich nach, Er hielt die Hand über die Augen gedeckt. der
frifche Schnee blendete ihn. Es war ein kräftiger. gefunder Mann mit
breiter Bruft. ftämmigen» Beinen. gefcheiten Augen und einem fpötti-
fehen Lächeln auf den Lippen.
..Da fiolpern die reichen Nachbarn dahin wie lahme Krähen!‟
brummte er. ..Aber mein Prozeß ift mir fo gut wie ficher. Das viele

Reden darüber macht die Sache nicht anders, - He Jehkab und Jahnit!"
rief er - ..Flink an die Arbeit! Holzkleinmachen follt ihr!"
..Ja Vater!" riefen die Buben und fiürmten herbei. Ihre Gefichter
waren rot vor Eifer. an ihren Kleidern hafteten frifrhe Schneefpuren.
Sie hatten einander drüben bei der Scheune foeben eine Schneeball-
fchlaeht geliefert.
„Seid ihr noch folche Kinder?“ fagte der Sikkulwirt kopffchiittelnd
und ging mit einem gutmütigen Lächeln in die Stadt zurück.
K "- K
Durch den winterlichen fchneebede>ten Wald fchritt Jahnit und
fang. Er trug ein Bündel in der Hand und ein frohes. ftaunendes Herz
in der Bruft; den Blick' hatte er in den Baumwipfeln und das Lied. das
Pafiorlied. in der Seele und in der Kehle.
Ia. das Pafiorlied. Das wollte er dem Paftor und dem fremden
alten Herrn. der ein. Mufiker war. vorfingen. und darum prägte er fich
jeden Ton wieder und wieder ein. und nun konnte er es ganz feft. und es
klang fchön und giitig und freudig.
Die Bäume waren damit einverftanden. denn fie nickten und fchwenk-
ten leife ihre weißen bereiften Äfte, Der blaue Winterhimmel war
damit einverftanden. denn er leuchtete in feidenem Glanze. und auch das
Rotkehlchen drüben im fchneebeladenen Tannenbaum mußte damit ein-
ver|anden fein. denn es flog vor Jahnits gewaltiger Stimme nicht
davon. fondern duäte fich neckifäi- wippte mit dem Schwänzchen und
fah ihn aus großen verwunderten Augen an.
Und Jahnit blieb ftehen und fchmetterte fein Lied in den hellen.
blauen. fonnigen Wintertag hinaus. und all' die fehneebede>ten glißern-
den Bäume mit ihren taufend Äfien und Zweiglein hörten zu.
Das Strasdinglied mit feiner dunklen Qual und Pein wollte ihm
heut nicht über die Lippen, Dazu war der Tag zu fchön und zu blau. die
Bäume zu fiill und zu feierlich und rein. das Herz zu froh.
Und er fann dariiber nach. wie es wohl komme. daß er bei Sturm
und Regen das Paftorlied. das er doch in und auswendig kannte. nicht
herausbrachte.
..Es muß fchon fo fein!“ fagte er endlich halblaut. ..Jedes Ding will
fein Lied!"
Dann griff er in die Tafche. holte ein tüäftiges Stück Schwarzbrot

hervor und biß mit den gefunden Zähnen hinein. Dabei fchritt er
wieder rüftig aus.
Es war ein wunderfamer Tag heute. Alle Dinge kamen Iahnit
leuchtend entgegen. Sie kannten und grüßten ihn. und er kannte fie auch.
Die Wacholderbüfche am Wegrande. die weißen fonnenglänzenden
Felder. die alte Windmühle in der Ferne. Sie fiand ftill und hatte eine
weiße glißernde Schneehaube auf. und die Ränder ihrer Flügel glänzten
weiß gegen das Himmelsblau.
..Nu. du Alte.“ murmelte er vor fich hin. ..du bifi heute froh und
jung wie eine Braut!"
Sein Herz war heute fo voll Wunderns und Staunens über alle
längfi bekannten Dinge. daß für ein wirklich Unerwartetes ihm kein
Staunen mehr übrig blieb.
Das Unerwartete aber war ein feiner Schlitten. und der fuhr lang-
fam etwa dreißig Schritte hinter ihm her.
Er hörte das Knirfchen der Kufen im Schnee. aber er fah fich nicht
einmal um.
Defto fchärfer betrachteten ihn zwei neugierige Augenpaare. Im
Schlitten faßen Milda Spurre und ein harthöriger Knecht.
Milda Spurre hatte einen fäfönen. modifchen Hut auf mit einer
bunten Feder. Um ihren Hals wand fich eine Pelzboa. und ihre roten
Hände fbeckten in einem Muff von echtem fchwarzen Fuchsfell. Milda
Spurre war immer für das Echte. Sie trug nie vergoldete Ringe.
..Das ift gemein!" fagte fie. und an hohen Fefttagen zog fie immer einen
feidenen rafchelnden Un-terrock an. darüber ein wollenes Kleid von
grüner. blauer oder roter Farbe. denn Milda Spurre wußte ganz genau.
was „fein“ war. Nicht umfonft hatte fie drei Iahre lang die Stadt-
töchterfchule in Mitau befuuft und fechs - nein fieben Bälle mitgemacht.
Langfam kam der Säflit-ten näher und holte Iahnit allmähliäf ein.
Und nun paffierte Milda Spurre etwas. wovon fie nicht fagen
konnte. ob es fein war. Es kam aber fo fäfnell. daß fie nicht Zeit hatte.
es fich's vorher zu überlegen.
..Iahnit!“ rief fie. ..Guten Morgen. Iahnit. - geh'ft du nach
Mitau?“
Iahnit blieb fiehen und fah fie an. Das war ja die Milda!
Grüßend zog er die Mühe und lachte.
Milda zog die weißblonden Augenbrauen hoch und fah ihn fcharf

an. Was hatte der But-jeh da zu lachen? Das war doch recht un-
fchicklich.
..Gehfi du nach Mitau?‟ fragte fie noch einmal in ftrengem Ton.
..Iawohl. Wirtstochter. zum Pafior.‟
Er hat doch eigentlich wunderfchöne. dunkelblaue Augen. dachte
Milda. fo wie Kornblumen.
..Willft du nicht einfieigen und mitfahren?‟ fagte fie gnädig. ...Hier
ift noch Plaß - und ich fahr' auch nach Mi-tau - zum Ball."
Iahnit fah unentfchloffen in die fchimmernde Waldlichtung zurück.
Allein war es fo fiill und gut gewefen.
..Wenn du nicht willfi. ich zwing* dich ja nicht!‟ fagte die blonde
Milda hochmütig.
Iahnit fchob fich näher heran. fiellte den Fuß in den Schlitten und
feste fich ihr gegenüber auf den leeren Kutfcherbock. Der Knecht faß
im Schlittenfond neben Milda und trieb das Pferd zu flottem Trab an.
Wie gemein! dachte Milda Spurre. Nicht einmal danke kann er
fagen.
Aber fie blickte doch voll Intereffe in fein hübfches. junges Geficht.
Er hat eine fäföne. breite Stirn. und hellbraunes. bufchiges Haar. und
fein Mund. über dem fiä) der erfte Flaum zeigt. ifi weich und wirklich
hübfäl- nein fehr hübfch - entfchied Milda Spurre in ihrem Innern.
Aber es ift doch nur ein armer Lnmp und ein Dummkopf dazu. Ia. fie
hatte nun einmal ein gutes Herz. fie war zu gut. zu gut für diefe Welt.
So hatte der lange Adolf Ohfoling. ihr Tänzer auf dem leßten Ball. ge-
fagt. der war Apothekerlehrling und Küfiersfohn. der mußte es wiffen.
Und Milda Spurre feufzte tief auf iiber ihre eigene Güte.
..Und . . .‟ fragte fie zögernd weiter. ..was follft du denn beim
Pafior?" Sie wollte die feltfame Gefchichte. daß er ein Sänger werden
folie. aus feinem eigenen Munde hören.
„Singen foll ich bei ihm!“ fagte Iahnit fröhlich und zeigte feine
blanken Zähne. ..Und wenn ich's gut mache. dann foll ich von einem
alten Herrn befiere Lieder lernen."
..Haft du denn gar keine Angfi?" fragte Milda wieder.
Ießt mußte Iahnit hell loslachen. Angfl. wovor? Daß er fingen
durfte! Das tat er doch fo gern. Nein. konnte die Milda dumm
fragen!

..Du bift ja ungeheuer eingebildetl" fagte Milda verächtlich und
zog die Lippen kraus. ..Weißt du denn nicht. daß du ein Examen machen
follft? Ich hab* auch ein Examen gemacht. und da hatte ich fchreckliäfe
Angft."
Daß fie durchgefallen war. das verfchwieg fie klüglich.
Iahnit dachte nach. Nein. er hatte keine Angft vor dem Examen.
„Jft denn das ein Examen. wenn man ein Lied fingt. das einem
eingefallen ift? Zu deinem Examen haft du gewiß fehr viel lernen
müffen. Das ift etwas Anderes.“
..Nu ja. natürlich." gab Milva zu. Der Junge da war gar nicht
fo dumm. ..Furchtbar viel hab' ich gelernt. franzöfifch und ruffifch und
deutfch und Gefchichte und Geographie und Literaturgefchichte und Rech-
nen un-d Geometrie und Katechismus.“
„Ol‟ fagte Iahnit und fah fie bedauernd an. ..Ich hab* fehr
wenig gelernt. nur in der Volksfchule.“
..Aber vielleicht lernft du jetzt fehr viel und wirft noch mal berühmt
und ein Künftler." meinte Milda gnädig. Möglich war es ja - man
konnte nie wiffen.
Iahnit fah fie mit klaren Augen an. Aber fein Blick ging durch fie
hindurch ins Leere. Eigentlich fah er fie gar nicht.
..Ich weiß ni>)t." fagte er zögernd. Aber fein Herz fing gewaltig
an zu pochen. und feine Augen glänzten fonderbar.
..Weißt du. daß du ein komifcher Burfch' bifk?“ begann Milda
neckifch. ..Du bift fo anders wie alle anderen.“
Iahnit feufzte. Das hatte er oft genug gehört.
„Jeder ift anders." meinte er kleinlaut. ..Kein Baum ift wie der
andere und kein Blatt wie das andere."
..Ia. das ift wahr - ich bin auch fo . . . fo ganz anders. Ich hab'
ein gutes Herz und bin gar nicht hochmütig. und weißt du. manchmal hab'
ich fo komifche. merkwürdige Gedanken.“
..So?‟ fragte Iahnit intereffiert und betrachtete fie aufmerkfam.
als fähe er fie zum erften Male.
Milda Spurre wurde rot. Er ifi doch fehr dumm. ftand es plößlich
in ihr feft, Adolf Ohfoling hätte gleich gefagt. daß fie nicht hoäfmütig
war. und er war doch Apothekerlehrling! Und nun hatte fie diefen
bettelarmen Burfchen in ihren Säflitten genommen und tat fo freund-
fchaftlich mit ihm. und er merkte es nicht einmal.

„Was für Gedanken hafi du denn ?‟
Jetzt nahm fich Milva Spurre zufammen. Sie wollte ihm einmal
ordentlich imponieren.
„Sieh" mal." fagte fie weife. ..ich laß' alle Unterfchiede zwifchen
l reich und arm fallen. Ich bin reich und du‟ - fie hielt inne -- ..und
andere Leute find arm. aber dennoch bin- ich freundlich mit ihnen. Das
kommt vom guten Herzen."
..Aber." fagte Iahnil und fah fie ernfihaft an. ..das ift doch eine
einfache Sache. Alle find doch Menfchen."
..Nu ja." gab Milda zu. ..aber andere. weißt du. die fehen das
nicht ein. Die find fiolz auf ihren Reichtum.‟
..Mein Paftor i| nicht ftolz.“ fagte Iahnit mit leuchtenden Augen.
..und der ifi doch ein großer Herr. Er ift grad' nur ein guter Menfch.
Er denkt gar nicht daran. daß er mehr kann und weiß. als ein anderer.“
„Denk" in) denn daran?" fragte Milda Spurre beleidigt.
Iahnit fah fie lachend an. ..Nu. das mußt du doch felbfi merken!‟
fprach er luftig, ..Du fprichft ja immerzu davon.“
Milda faß eine Weile ftill und wurde immer röter. Hatte der
dumme Burfch' das wirklich empfunden? Dann war er ja gar nicht fo
dumm.
Sie fand es gut. das Thema zu wechfeln.
„Höre" fagte fie wichtig. ..ich mache morgen abend einen großen
Ball mit. Ich hab' ein rofa Seidenkleid mit einer langen Schleppe. Da
im Koffer liegtis. Fein feh' ich darin aus. Du würdeft mich gar nicht
wieder-erkennen. Und die Haare macht mir ein gelernter Frifeur. der
brennt mir kleine. kraufe Locken ein. Und dann hab' ich viele Tänzer.
Vom vorigen Ball her i| meine Tanzkarte fäfon vollgefchrieben. Ich
kann» fie dir zeigen."
Iahnit dachte nach. Von Tanzkarten hatte er nie etwas gehört.
..Und ifi da fchöne Tanzmufik?" fragte er.
..Aber gewiß!‟ fagte fie eifrig. ..Sobald der ,Trappeuri - fo
nennt man den Mann. der die Ballmufik fpielt. - nur auf die Klavier-
taften haut. fo fpringt einem das Herz im Leibe und die Beine zucken.
Luftig ift folch' eine Ballmufik!‟
..Ich denk* fie mir traurig!" gab Iahnit verfonnen zurück.
.- .KAI/(lt r» *
/* Ui* i :FZ
i *.-kuux'ezl'rr
xxx (Ik-
b 94;. Werl-k /
*n
27.?

„Ia. aber warum denn? So ein Walzer ift doch luftig!“ ftaunte
Milda.
Iahnit hatte auch einige Walzer fpielen gehört. vom Schneider
Krimpe auf der Violine. und wenn die Paare fich erhißt und fchwißend
im Kreife drehten. war ihm allemal traurig dabei ums Herz geworden.
und er war fortgegangen.
..Ich kann's dir ni>ft fagen . . . manafe Walzer fangen fo traurig
an. und dann werden fie plößlich luftig. und das paßt nicht zufammen.‟
meinte er,
Schlußim September-Heft

Sigurd Jbfen:
Natur und Menfch.
[I]
Schluß

Wir haben wahrlich nicht die Abficht. die Tragweite der Naturwiffen-
fchaft zu unterfchäßen. Sie hat Großes geleiftet. und fie wird noch Größeres
leifien. Ihre theoretifchen Forfchungen erweitern unferen geifiigen Hori-
zont. ihre technifchen Anwendungen verändern unfere materiellen Be-
dingungen und beeinfluffen dadurch die Entwicklung unferes ökonomifchen.
fozialen und politifchen Lebens. Und indem fie die Individuen ein-
fichtsvoller macht und höhere gefellfchaftliche Formen ermöglicht.
umfpannt ihr Einfluß eine gewaltige Peripherie. auf deren Gebiet fie oft
in bedeutungsvoller Weife eingreift. Aber es gibt ein Zentrum. an das
fie nie herankommt. einen menfchlichen Schwerpunkt. den fie nicht zu er-
fchüttern vermag. Wenn fie auch unfere Erifienzbedingungen. unfere Welt-
anfchauung verändern kann. unfere Lebensanfchauung berührt fie kaum.
Sobald es fich um die praktifche Beurteilung des menfchlichen Lebens
und feiner Verhältniffe handelt. faffen wir die Dinge nicht mehr in natur-
wiffenfchaftlicher Weife auf. fondern machen fie zum Gegenfiande menfch-
licher Schätzung. Im Vorhergehenden ifi fchon von diefem Dualismus
die Rede gewefen. Das Thema ift nun reif zur Wiederaufnahme. und
es foll verfucht werden. die Sache mit Hilfe eines Beifpiels klar zu machen.
das wirkfamer als jedes Raifonnement uns Wefen und Grund der Unver-
gleichlichkeit dartun wird.

Das Beifpiel ift zufälligerweife aus dem Kreife der Naturforfcher
geholt. Man wird fich noch erinnern. wie Pierre Euries Tod oder richtiger
die ihn begleitenden Umftände überall das größte Auffehen und die größte
Bewegung erregten. Sein Name. an die Entdeckung der radioaktiven
Subfianzen geknüpft. hatte eben Weltberühmtheit erlangt. er felbft war
jung und. nach allem zu urteilen. auch fernerhin imftande. die reichfien
Verfprechungen einzulöfen. Da gefahah es eines Tages. als er eine fehr
belebte Straße überfchreiten wollte. daß er mit einem Laftwagen zufammen-
ftieß. unter die Räder geriet und auf der Stelle getötet wurde. Und in den

Betrachtungen- zu denen das Ereignis Veranlaffung gab- in der Preffe-
in Gefpräahenx kehrte immer wieder ein Ausruf zurück: „Was für ein trau-
riger Verluftx was für ein finnlofes Schickfal!“ Stellen wir uns nun einen
Mann vor- der die naturwiffenfchaftliche Weltanfchauung konfequent auf
die Erfcheinungen des menfäylichen Lebens übertragen würde. Wie würde
er einen folchen Fall auffaffen? Ich denke mirx er müßte fich ungefähr
folgendermaßen äußern: Das Ereignis ift nicht finnlosx fondern im Gegen-
teil hinlänglich begründet. Bei der Richtung- welche die beiden in Betracht
kommenden/ Curie und der Wagen- einfchlugen- war es unvermeidlich-
daß fie fich in einem Schneidepunkt begegneten. Berechnet man ferner
ihre refpektive Kraft und Wider-fiandskraftx fo ifi es einleuchtendh daß
Curie umgeriffen werden mußte- und bedenkt man fernerx mit welch fchwerer
Wuäyt die Räder auf gewiffe Organe feines Körpers driicktenx und von
welcher Bedeutung diefe für die Erhaltung des Lebens find„ fo ift es eine
felbfiverftändliche Sachg daß der Tod eintreten mußte. Kurz und gun
die Katafirophe ift in fchönfier Harmonie mit mathematifchem mechanifchen
und phhfiologifchen Grundfäßen. Sie hat das Dafein eines hervorragenden
Forfchers gekoftet; aber wenn man dies als einenVerlufi bezeichnen fo beruht
das auf einem Vorurteil: in Wirklichkeit geht nichts im Weltall verloren.
Infolge des Gefeßes über das Befiehen der Subfianz kann kein noch fo ge-
ringer Teil von Kraft oder Stoff ausgelöfcht werden- folglich auch nicht die
Atome eines Gehirnes oder die Energie eines Geifies. Durch Curies Tod
verfchwand nur die individuelle Form- die feine Nervenmaffe utnkleidetex
und die perfönliche Seele- die deren Arbeit repräfentierte. Die zufammen-
gefeßten Verbindungen der Nervenmaffe gehen infolge der Auflöfung in
andere Kombinationen über) und die lebendigen Kräfte„ die fie hervor-
brachtex werden einfach in andere Bewegungsarten umgefeßt. - So
folgerichtig diefe Betrachtung auch ift- erfcheint fie uns nichtsdefioweniger
paradorh und fie liefert nur einen neuen Beweis dafür- wie unanwendbar
auf menfchliche Dinge der Maßfiab des Naturgefeizes zuweilen fein kann.
Es ift denn auch unwahrfcheinlich- daß felbfi der überzeugtefte Anhänger
der naturwiffenfHaftlichen Weltanfchauung fich bei folch einer Gelegenheit
in diefer Weife äußerte: würde feine Logik diefe Anficht ja adotracw ver-
fechten- fo würde fein Gefühl fich weigern- fie jo concrew gelten zu laffen.
Doch auch wenn fie ausgefprochen würde- wir wären nicht um eine Ant-
wort verlegen. Wir würden ihm erwidern: Als bloße Regel fiimmt es
freilich/ daß nichts in der Natur verloren geht. Wir wiffen fehr wohlr wenn
ein Stoff oder eine Kraft fcheinbar vergehtx fo gefchieht es nur zwecks Ver-

wandlung in eine andere Form. Aber die Lehre von dem Befiehen der
Subftanz nimmt einzig Nückficht auf die quantitative Seite der Sache.
Neben diefer gibt es indeffen eine qualitative. Vom menfchlichen Stand-
punkt aus find Subfianzmengen. die gleich groß find. deshalb noch nicht
äquivalent. Es ift uns nicht gleichgültig. in was für Kombinationen fie
fich gruppieren. ob eine gewiffe Summe von Materie und Energie in Erd-
boden und Atmofphäre verfireut ifi. oder ob fie fich zu einer feltenen Per-
fönlichkeit verdichtet. Was die fpezielle Kombination anbelangt. die Indi-
viduum heißt. fo ifi fie infofern unerfeßlich. als fie. einmal entfchwunden.
nie mehr in derfelben Weife wiederkehren wird. Diefer Unerfeizlichkeit
werden wir uns befonders bewußt. wo es fich um ungewöhnlich ausgerüftete
Individuen handelt. Deshalb faffen wir Euries Hinfcheiden als einen
wirklichen Verlufi auf. Und das Ereignis. das ihn verfchuldete. erfcheint
uns auch weiterhin finnlos. trotz des Nachweifes feiner mathematifchen.
mechanifchen und phhfiologifchen Notwendigkeit. Wenn von einem Menfchen-
fchickfal die Rede ift. fo begnügen wir uns nicht mit dem bloßen und blanken
Nachweis von Urfache und Wirkung. Es ifi uns nicht genug. daß wir
konfiatieren können. wir wollen auch abfchähen. wir wünfchen in dem
äußeren Zufammenhange eine innere Ubereinfiimmmig zu entdecken
zwifchen dem Gefchehnis und dem davon Betroffenen. Diefe Übereinftim-
mung können wir in dem vorliegenden Fall nicht finden: Es fehlt ihm an
jedem Element der Abfchäßung. Die unnüße Vernichtung eines wertvollen
Menfchen. die brutale Zerfchmetterung eines unendlich feinen Organismus
unter fiupiden Karrenriidern. ein Unglück. das gerade den trifft. der es
am wenigfien verdient hatte. all dies verletzt zugleich unferen ökonomifchen.
unferen äfihetifchen und unferen moralifchen Sinn. Es widerftreitet. um
das Ganze mit einem Worte auszudrücken. unferem Sinn für Verhältnis-
mäßigkeit. und deshalb bezeichnen wir das Ereignis als finnlos.
In der Natur finden wir keine folche Verhältnislofigkeit. In ihr fcheint
ein Menfch keine größere Bedeutung zu haben. als eine Eintagsfliege.
und der macedonifche Alerander ift ihren Launen nicht minder preis-
gegeben als das niedrigfie Infufionstier. Auf jeden Keim. der zu einem
Riefenbaum emporfäyießt. kommen Millionen andere. welche die Ungunfi
der Verhältniffe tötet oder hemmt. obwohl fie vielleicht diefelbe Kraft.
ja. wer weiß. vielleicht noch größere Möglichkeiten in fich trugen. Viele
find berufen. aber wenige auserwählt und nicht immer die befien.
Aber aua) im menfchlichen Leben harmoniert der Lauf der Dinge
meifi nur fchlecht mit den Anforderungen unferer Schätzung. Wir können

noch heute wiederholenh was im Buche der Prediger fieht: „Ich wandte
mich und fah„ wie es unter der Sonne zugehty daß zu laufen nicht hilft
fchnell fein- zum Streit hilft nicht fiark fein„ zur Nahrung hilft nicht ge-
frhickt fein- zum Reichtum hilft nicht klug fein; daß einer angenehm fei„
dazu hilft niahh daß er ein Ding wohl kann; fondern alles liegt es an der
Zeit und Glück.“
In eine modernere Spraäye überfetztF läßt fich der Gedanke fo aus-
drücken: Zufall ifi allesx Glück und Ungemach„ Ruhm und Unbekanntheit
in Kunft/ in Wiffenfchaft- in Politik. Unwefentliche Bedingungen bewirken
daranx daß große Charaktere und Begabungen untätig bleibenh wiihrend
Mittelmäßige die Taten der Gefchirhte ausführen und in die Kulturent-
wicklung eingreifen dürfen. Die Verhältniffe find fiiirker als die Perfön-
lichkeitem und die Ohnmacht des Individuums ifi eine Alltagstragödie.
Der jüdifche Weife hat es gefehen; doch die Menfch-:n im allgemeinen
find fo befchaffem daß fie fich gegen die Erkenntnis diefer Abhängigkeit von
blindem und taubem Zufall wehren. Es ifi ihnen ein Bedürfnis gewefen„
fich eine imaginäre Weltordnung zurechtzulegen- wo der Gute feinen Lohn
und der Böfe feine Strafe erhälß wo der Tüchtige den Sieg erringt und
der Untaugliche auf den Platz zurückgewiefen wird„ wo er hingehört. Und
fie beniächtigen fich begierig jeder Erfcheinungx welche die Eriftenz diefer
Ordnung zu befta'tigen fcheint. Wir fehen zuweilen- daß Anlagen und Um-
ftände fich in vollkommener Übereinftimmung begegnen. Hierfür bietet
das Leben Napoleons- wenn wir von feinen letzten Phafen abfehen- das
treffendfie Beifpiel- und die AnziehungskraftF die fein Lebenslauf auf die
Gemüter ausübtx ifi wohl zum großen Teil diefer feltfamen Harmonie
zu verdanken, Jeder Einklang ruft ja Befriedigung hervorx und den Ein-
klangx der fich zwifchen Begabung und Glückx zwifchen Wille und Schickfal
äußern fchäßen wir um fo höherx als er im wirklichen Leben nur felten vor-
kommt. Ebenfo ifi es mit der Vorfiellung von einer Nemefis- von einer
ausgleichenden Gerechtigkeit. In diefem Zufammenhange fei eine andere
Bibelftelle angeführt- die davon fpricht- daß die Sünden der Väter an
den Kindern heimgefucht werden. Eine Vergeltung alfo- aber freilich
eine Vergeltung von der ArtX deren Berechtigung die heutige Generation
nur fchwerlich zugeben kann. Die Auffaffungx ein Verbrechen könne dadurch
gefühnt werdenx daß der Unfchuldige für den Schuldigen leiden gehört
einem materiellen und veralteten Gedankengang an. Wir können z. B.
nicht einfehenx inwiefern die Schickung vernunftgemäß fein follx daß gerade
der gutmütige Ludwig x71. auf dem Schafott für Fehler und Verbrechen

büßen mußte. die faft allefamt unter feinen Vorgängern begangen worden
waren. Wir würden es billigen können. daß diefe felbft vom Strafgericht
ereilt worden wären; aber ihnen wurde es bekanntlich vergönnt. in
ihrem Bette zu fierben. Nun würden wir uns am Ende trotzdem mit diefer
Art der Vergeltung als einer unvollkommenen. aber unvermeidlichen Ord-
nung zufrieden geben. wenn man nur ihre praktifche Allgemeingültigkeit
nachweifen könnte. Das kann man indeffen durchaus nicht. Es wimmelt
von Zeugniffen dafiir. daß die Sünden der Väter ihren Kindern ausge-
zeichnet bekommen können, Forfcht man dem Aufkommen einer ganzen
Anzahl von Fürfienhäufern. Adelsgefchlechtern und Milliardärfamilien.
dem Urfprung ihrer Machtfülle. Vorrechte und Reichtümer nach. dann
wird man in der Lage fein. ein Sündenregifter in fo vollkommener Aus-
wahl zufammenzuficllen. wie nur verlangt werden kann. Aber wir ent-
decken weiter nichts. als daß die betreffenden Nachkommen in der Regel
die größten Vorteile aus der einfimaligen Begehung der Sünden ziehen.
Die Miffetaten der Ahnen haben in dem Behagen. dem Anfehen und dem
Einfluß. deffen fich die Nachkommen erfreuen. herrliche Früchte getragen.
Man hat von einer .„phyfifchen Gerechtigkeit“ gefprochen. deren Handhabung
die Natur felbfi übernommen hat. indem fie die Lafter der Väter mit der
Schwächlichkeit der Kinder ftraft. Aber wie ift es um diefe fogenannte
Gerechtigkeit befiellt? Erfiens wird nicht nur das Lafier mit kränklicher
Nachkommenfchaft beftraft: völlig unverfchuldete Armut. begleitet von
Unterernährung und ungefunden Wohnungen kann ja ein ähnliches Refultat
hervorbringen. Und dann ift es fo eine eigene Sache mit den hier in Be-
tracht kommenden Lafiern. Maeterlinck. der fich in einem Effai mit der
Frage befaßt hat. macht darauf aufmerkfam. daß die Vergeltung. auf die
man fich beruft. jedenfalls einen begrenzten Wirkungskreis hat. da fie
fich auf die möglichen. aber nicht einmal notwendigen Folgen der Trunk-
fucht und der gefchlechtlichen Ausfchweifungen befchränkt. Und er betont
ferner. daß es fich hier eher um Schwächen als um eigentliche Sünden
handelt. Wirkliche Verbrechen kann ein Vater fo viel begehen. wie er will.
er kann morden. fiehlen. betrügen nach Herzenslufi. ohne daß es den ge-
ringfien Fehler im Organismus der Kinder hinterläßt. Es genügt. wenn
er nichts tut. was feiner Gefundheit fchaden kann. Hat er nun hhgienifche
Vorficht beobachtet. fo braucht der Nachkomme von der Vergeltung der
Natur nichts zu fürchten. Nein. Gerechtigkeit dürfen wir nicht in der Natur
fuihen: fie lebt in uns. ihre Heimat ift das menfchliche Bewußtfein. Aber
wenn dem fo ifi. weshalb. wird man fragen. gibt fich dann die Verhältnis-

mäßigkeit zwifchen Verdienfk und Lebensfchickfal fo unvollkommen in den
menfchlichen Gemeinwefen zu erkennen? Weil auch die befieingerichteten
unter diefen noch ein amphibifches Dafein führen. weil fie nur in gewiffer
Beziehung menfchliahen Normen unterworfen find. Mit dem einen Fuß
fiehen fie immer noch in einem Naturzufiande. indem fie in vielen. allzu-
vielen Verhältniffen des Lebens die Dinge ihren Gang gehen laffen. Unfere
Aufgabe ifi es. diefen Spielraum des Zufalls immer mehr einzuengen.
Jeder technifche. jeder foziale Fortfchritt geht denn auch darauf aus. die
Willkürlichkeit des Zufalls zu korrigieren und einzudämmen. Wir Menfchen
wollen nicht nur Gefchöpfe fein. mit denen etwas gefchieht. denen irgend
etwas paffiert; in diefem Gefühl liegt der Urfprung der gefamten Kultur.
Das Ideal wäre eine Zukunft. in der das Wort „Zufall“ aus unferem
Wörterbuch gefirichen wäre. Nun. f o weit werden es wohl die Menfchen
niemals bringen. und die Sinnlofigkeit der Natur. wie fie fich z. B. in dem
verfrühten Tode eines Genies offenbart. werden fie kaum jemals ganz
von fich abwehren können. Aber fie werden Naturverhältniffe regulieren
und beherrfchen können. denen wir heute zum Spielball dienen. und auf
dem rein fozialen Gebiet werden fie imftande fein. Einrichtungen durch-
zuführen. die das Element der Abfchätzung ganz anders zu feinem Recht
kommen laffen. als es gegenwärtig der Fall ift.
Doch um diefem Ziel näher zu kommen. müffen wir vor allem anfpruchs-
voll werden. Der Weg zu ihm führt nicht durch den genügfamen Optimismus.
der hinter Entwickelung und Leben der menfchlichen Gemeinwefen eine
höhere leitende Einficht fieht. wie er in der Natur ein Prinzip der Weisheit
und Güte zu entdecken glaubt. Man entfinnt fich vielleicht der Gefchichte
von dem Erbauungsprediger (?). der feinen Zuhörern fchilderte. wie wohl-
weislich die Vorfehung für die Bedürfniffe des Verkehrs geforgt habe. indem
fie es fo einrichtete. daß faft alle größeren Städte an fahrbaren Flüffen
lägen. Es gibt eine Art Wiffenfchaft. Gefchichtsphilofophie genannt. deren
Folgerungen einigermaßen in demfelben Stil gehalten find. Überall. wo
fie einen vernünftigen Zufiand findet. fpäht fie nach einem urfprünglichen
Zweck. der den Lauf der Dinge geleitet habe. Sie unterfcheidet fich hierin
von einer anderen Difziplin. die man zuweilen. aber mit Unrecht. mit ihr
vermifcht. von der Soziologie. die fich damit begnügt. den Urf a ch en
nachzufpüren und hierbei u. a. darauf fchließen wird. daß die an fahrbaren
Flüffen gelegenen Städte mehr Ausficht hätten. Mittelpunkte des Handels
und Wandels zu werden. als andere nicht fo günfiig gelegene. Diefer Schluß
liegt ja fehr nahe; aber die einfachen Methoden werden nicht immer von

vornherein zur Anwendung gebracht. Sowohl auf dem Gebiet der wiffen-
fchaftlichen Theorien wie auf dem der praktifchen Erfindungen lehrt uns
meift die Beobachtung daß lange und winklige Umwege gemacht werden-
ehe man zu einer Löfung gelangß über die man fozufagen hätte fiolpern
müffen. Und gilt es die Erklärung hifiorifcher Erfcheinungem fo kommt
dazu ein pfychologifcher Faktorx von deffen Einfluß fich nur wenige frei-
machen können: die umgarnende Macht der vollbrachten Tatfache. Die
Auffaffung richtet fich nach den einmal gegebenen Umfiänden: es ifi eine
feelifche Anpaffungh ähnlich der darwinifiifihen.
Wirft man z. B. einen Rückblick auf einen beendigten Abfchnitt der
Gefchichte eines Landesx dann fcheint die Entwicklung der Ereigniffe fo
folgerichtig zu fein- jedes Glied fich fo natürlich in das vorhergehende und
nächfie einzufügem daß die meiften fich nicht gut einen anderen Verlauf
ausmalen können. Sie geraten darüber in Erfiaunen/ wie die Begeben-
heiten oon vornherein zurechtgelegt warenx und es entfieht ganz unwill-
kürlich eine Vorfiellung von einem leitenden Gedankem der gleich von
Anbeginn an dem ganzen Prozeß zugrunde gelegen hat. Wird nun diefe
Betrachtung von der Gefchichte des einzelnen Volkes auf die Weltgefchichte
ausgedehnth dann hat man die Philofophie der Gefchichte. Man hat treffend
von ihr gefagth alle ihre Syfieme hätten das Eine gemeinfamz daß fie in
ihrer zeitgenoffenfchaftlichen Gegenwart den feierlichen Schlußakkord der
Gefrhichte fanden. Mit anderen Wortenh die Grundauffaffungh von der
fie ausgehem ift g e g e b e n durch die Refultate ihrer Zeit. Und da nun
die Tatfachem die die Richtigkeit ihrer Grundauffaffung befiätigen follenz
gerade aus der Reihe von Ereigniffen beftehem die zu diefen felben Reful-
taten g eführt haben„ fo wird felbfiverfiändlich die fchönfie Harmonie
zuwege gebracht; fie beruht allerdings auf einem ejrouluß ejtjoaue. Die
Soziologie/ die nicht den Anfpruch erhebth den Zweck der Entwicklung
zu kennenh fondern fich darauf befchriinktX unferer menfchlichen Gemein-
fchaft ähnliche Urfachs- und Wirkungsberhältniffe nachzuweifen und fie zu
gruppierenh befindet fich in bezug auf Methode in befferer Ubereinfiimmung
mit den Anforderungen der Wiffenfchaft. Sie verhält fich zur Gefchichte
der Philofophie/ wie die moderne Naturauffaffung fich zur älteren verhält.
In der Naturforfchung i| man nun darüber hinausgekommenf nach einem
Ziel hinter den Phänomenen zu fuchenh mit denen man fich befaßt. Kein
Af'cronomx bei dem nicht eine Schraube los ifih fragt mehr nach dem Zweck
der Planetenbewegungenh ebenfowenig wie der Geologe fich um den tieferen
Sinn der Bergbildung oder der Phyfiker fich um den der elektrifchen Kräfte

kümmert. Weshalb foll alfo der Hifioriker und Sozialforfcher nach einer Vorfehung hinter Erfcheinungen fuchen wiej fagen wir einmah die fran- zöfifche Revolution oder Englands Kolonialmacht oder die Hohenzollern-Dynafiie? Derartige Tieffinnigkeiten muß er geifireichen Dilettanten oder profeffionellen Ehauvinifien überlaffen. Wir haben ja alle von dem hifiorifchen Gnadentum gehört„ das diefe oder jene Nation zu befonderem Gedeihen und großen Aufgaben auserfehen haben foll. Da verfchiedene Völkerfchaften fich eine bevorzugte Stellung beigelegt haben und beilegenj fo ift die Entfcheidung nicht leichtj welche von ihnen die befonders:_Aus- erwählte ift. In der Regel wird die Frage dahin beantworten daß es das Volk i|„ dem der Prophet diefes Glaubens und fein Publikum felbft an- gehören. Solch ein patriotifches Bekenntnis wird unweigerlich Beifall ernten und den Eindruck machenj daß der Schriftfiellerj Fefiredner oder was er nun fein magj ein Mann mit dem Herzen auf dem rechten Fleck ift; aber mit Wiffenfchaft hat die Sache nichts zu tun.

Im Privatleben fehen wir ja täglichj wieviel Fähigkeiten ungenußt zu Grunde gehenj wie willkürlich die Güter diefer Welt verteilt find- wie unverfchuldet Glück oder Unglück kommen kann- welch ein Spielball für die Launen des Schickfals jeder Einzige von uns ifi. Wir entdecken kein vernünftiges Regiment in den individuellen Schickfalen und haben alfo keinen Grund zu der Annahmej daß es fich einfinden folltej wenn es fich um das Gefamtdafein der Gemeinwefen handelte. Es müßte denn fein- daß die hunderttaufend Sinnlofigkeiten im Leben der Einzelnem in eine Hauptfumme zufammengefaßtj eine höhere Weisheit ergäben. Aber:auch davon können wir nichts entdeckenj wenn wir den Gang der Gefchichte unbefangenen Blickes betrachten. Wozu„ fo müffen wir fragenj diefe Maffen von Verbrechenj diefe Berge von Ungerechtigkeitenx diefe Anhäufungen körperlicher und feelifcher Leidenj denen fich Generation auf Generation unterwerfen mußte? Wozu diefe vergeudeten Kräfte„ diefe mißglückten Anläufej diefer fiets wiederkehrende Untergang von Zivilifationenj diefe Unendlichkeit von Hinderniffem die fich allem Fortfchritt immer und ewig in den Weg gefiellt haben? Waren diefe graufamen und umfiändlichen Mittel notwendig zur Erreichung des dürftigen Refultates/ und konnte dies nicht auf eine weniger unmoralifche und - gerade heraus gefagt - un- praktifcheWeife gewonnen werden “i Und da fpricht man noch von Vorfehung und Weltplan: jeder einigermaßen begabte Student könnte ja eine ver- nünftige Ordnung erfinnen. Kein Wunder-j daß es Menfchen gibtj die das Studium der Gefchichte zu Peffimifien macht. Aber der Peffimismus

ifi in diefem Falle ebenfo wenig an feinem Platz wie das entgegengefehte
Extrem. Es ifi zwecklos. mit einer Gefellfchaftsordnung ins Gericht zu
gehen. die zum größten Teil ein Naturprozeß gewefen ift und deshalb
nicht frei von den Unvollkommenheiten fein konnte. mit denen ein folcher
in unferen Augen behaftet ift. Und wie einen Naturprozeß müffen wir
fie auch betrachten. ohne Bewunderung. aber auch ohne Zorn. nur den
Schluß ziehend. der für uns von Nutzen fein kann. Wir fireiten uns nicht
mit einer Sturmflut oder einem Gewitter; aber es ift natürlich etwas
Anderes. wenn wir dem Schaden. den fie anrichten können. vorzubeugen
fuchen. Die Willkürlichkeit des Naturprozeffes muß von der bewußten
Wirkfamkeit reguliert werden. Wir Menfchen find. um ein Goethefches
Gleichnis anzuführen. mehr oder weniger „fchwimmende Töpfe. die fich
aneinander fioßen“. und der Fortfchritt beruht darauf. daß wir. foweit es
tunlich. die Leitung felbft in die Hand nehmen. Der Himmel fabriziert
uns keine Blißableiter. das Meer errichtet uns keine Dämme. und das Schickfal
trägt. wie man fieht. keine Sorge für die Verwirklichuug menfchlicher Ideale.
Unfere Vorfehung find wir felbft. eine andere offenbart fich jedenfalls nicht;
das ift die Philofophie. die uns die Gefchichte lehrt.
Daß wir fehen müffen. vom Naturzufiande fortzukommen. heißt
dasfelbe wie. daß wir danach fireben müffen. feinen Gegenfaß zu erreichen.
Worin befieht nun diefer? Würden wir jemand danach fragen. fo würde
er wahrfcheinlich antworten: Der Gegenfaß zu Natur ift Kunfi. Die Ant-
wort würde felbfiverfiändlich mit dem antithetifchen Sprachgebrauch über-
einfiimmend fein; aber ganz erfchöpfend ifi fie nicht. Der eigentliche Gegen-
faß zur Natur ift derMenfch felbft oder. richtiger ausgedrückt. das Menfchliche.
im höchften Sinne. Von diefem Menfchlichen ift die Kunft nur eine einzelne
Äußerung; aber es muß zugeftanden werden. daß fie zur Illufirierung
diefes gegenfiißlichen Verhältniffes vortrefflich geeignet ift. befonders. wenn
fie im weiteren Sinne. fowohl das Künfilerifche wie das Künfiliche um-
fpannend. anfgefaßt wird. Das .Künfiliche macht die äußerliche Unzu-
länglichkeit der Natur wieder gut. das Künftlerifche hilft ihrem Mangel
an innerem Zufammenhange ab. Gerade durch feine Zufammenhangs-
lofigkeit fiößt uns das Leben. wie wir es um uns fehen. das Leben der
Einzelnen und der Gemeinwefen. auf Schritt und Tritt ab. Urfachen und
Wirkungen fiehen in keinem vernünftigen gegenfätzlichen Verhältnis. Glück
und Ungemach. Lohn und Strafe. kommen blindlings. werden wahllos
ausgeteilt. Schickfalsfäden werden auf die unmotiviertefie Weife abge-
fchnitten. und hiftorifche Entwicklungen. die uns folgerichtig erfcheinen.

werden ohne fichtliche Notwendigkeit in ihrem Gange unterbrochen. Die Individuen werden ganz willkürlich in Situationen gebracht„ die in dem lächerlichfien oder traurigfken Widerfpruch mit ihren Gaben und Neigungen fiehen. Große Begebenheiten ereignen fich oft zu recht ungelegenen Zeitenx und fie bleiben umgekehrt ausz wenn man fie gerade brauchen könnte.
Und wir fragen- wie wir uns aus diefem Wirrwarr herausfinden follen; denn wir find nun einmal Wefenz denen es nicht genügtz daß irgend etwas gefchieht; es muß auch ein Sin n darin liegen. Sind wir religiöfe Naturenz fo werden wir uns in dem Glauben beruhigenz daß die Gefchehniffez fo unverfiändlich fie auch feienx fiets das Ergebnis eines höheren Willens und einer höheren Weisheit darfiellen. Sind wir philofophifch veranlagtz fo können wir uns ein Syfiem zurechtmachen und die Erfcheinungen in deffen Rubriken hineinzuzwingen fuchen. Sind aber wir keines von beidenz haben wir den Verdacht gefaßtz daß die Dinge am Ende keinen Sinn ha b e n h und können wir deshalb mit der Weltz wie fie ifiz ganz und gar nicht zurechtkommem dann ifi uns doch eine letzte Zuflucht geblieben: wir können uns in eine Welt verfeßenz der wir einen Sinn g e b e n h und in der unferen Idealen Genüge gefchehen kann. Diefe vollkommenere Welt ifi die künftlerifche. Das Leben bedeutet Mißverhiiltnisz Chaosz Willkür-lichkeit; die Kunfk bedeutet Gleichgewichß bedeutet Formungz Gefeß-mäßigkeit. So befriedigt fie ein Bedürfnisz das zu fättigen das Leben außerftande ifi. Sie hebt das brutale Spiel des blinden Zufalls auf„ fie gibt Kräften und Möglichkeiten Spielraumz die das Leben nicht zu ihrem Recht kommen läßt. Beethovenz einfam und unglücklichz fand in der Kunfi die reinere und fchönere Weltz die ihm die Wirklichkeit verfagte; aber auch Goethex für den die äußeren Verhältniffe fich doch fo merkwürdig harmonifch gefialtetenz gefkand„ daß er nur in feiner dichterifchen Schöpfung voll gelebt habe. Diefe auserwählten Geifier fanden in der Kunfi ihre wahre Heimat; aber außer jenen Privilegierten gibt es Laufende und Abertaufendez die fich zu ihr flüchtenz um fich über die Widerfprüwe und Mangelhaftigkeiten des Lebens hinwegzuhelfen. Die Kunft offenbart uns das Leben- wie es fein foll t e. Wird es einmal gelingenX den Naturprozeßh den das Leben immer noch darftellth in der Weife zu organifierem daß die Erifienz nach menfchlichem Ebenbilde umgefchaffen würdeh dann wäre die Kunfi iiber-flüffigz denn dann wäre das Leben felbft zur Kunfi geworden.
Will man fich den Gegenfaß zwifchen Kunft und Wirklichkeit klar machenz dann braucht man fich nur ein Drama - wenn es fein follX meinetwegen ein realiftifches - vorzunehmen; denn auch ein folches wird den tiefgehenden

Unterfchied aufzeigen. Die Handlung des Schaufpiels ift eine Einheit. befreit von allen unwefentlichen Elementen. Zu einem wohlgeordneten Ganzen verbunden. fchreiten feine Akte von Einleitung zu Knotenpunkt und von da zur Löfung vor. Und diefe Löfung ift eine logifche Folge von Eigenarten der Eharaktere und ihrer Reibungen mit den gegebenen Ver-hältniffen. In Wirklichkeit gehen die Dinge felten oder nie in diefer Weife vor fich. Erfiens kennt man kaum jemals eine folche fozufagen reinkulti-vierte Handlung. wie die dramatifche: die Ereigniffe werden beftändig von fiörenden Nebenumfiänden durchkreuzt. Sodann führen die Konflikte des Lebens auch nicht immer zu einem befiimmten Refultat: fie können ebenfogut fiocken und fich im Sande verlieren. Und endlich. wenn es zu einem Refultat kommt. fo ift noch nicht gefagt. daß es dem Ergebnis des Shaufpiels entfpricht. in dem die tragifche Geftalt für ihre Ubertretung des gefchriebenen oder ungefchriebenen Gefeßes büßen muß. oder wo die Hauptperfon der Komödie ihre Torheit einfieht und Buße und Befferung gelobt. Hiermit foll natürlich nicht behauptet werden. daß alle Schau-fpiele mit dem Siege der Vernunft. der Wahrheit und Gerechtigkeit enden, Es gibt einige. die im Gegenteil die Niederlage diefer Mächte fchildern. und ein Stück wie „Die Raben" von Henri Becque erfcheint uns gerade auf Grund feiner Troftlofigkeit fo befonders wirklichkeitstreu. Das i| es auch; aber fieht man näher hin. fo wird man entdecken. daß es uns etwas mehr als ein Bild aus der Wirklichkeit gibt. Wir können nicht einen Augen-blick darüber im Zweifel fein. wo der Verfaffer hinaus will. Er hat das Stück in einer Weife zurecht gelegt. die uns die Betrachtung abringt: So fieht fie alfo aus. die Gefellfchaft. in der wir leben. und fo dann die Kon-klufion: Sie müßte anders befchaffen fein. Das Schaufpiel mit der düfieren Lebensauffaffung unterfcheidet fich eigentlich nur durch feine Methode von dem Drama mit dem verföhnenden Ausgang. Die Methode des Einen ifi indirekt und negativ. die des Anderen direkt und pofitiv; das erfiere kritifiert das. was i ft . das andere konfiruiert das. was fein m ü ß t e. Aber beiden gemeinfam ift die ideale Tendenz. die über die Unvollkommenheit des wirklichen Lebens hinausdeutet. Alles in Allem: man mag noch fo fehr von Naturalismus in der Kunft reden. er bleibt doch immer nur eine Frage der Darfiellungsweifez denn ihrem Wefen gemäß wird jede Kunfi. die diefen Namen verdient. idealifiifch fein. Sie muß freilich mit von der Natur befiimmten Elementen arbeiten. und infofern läßt ihre Verbindung mit der Natur fich nicht unterbrechen. Aber andererfeits behauptet fie ihre Selbfiherrlichkeit. indem fie diefe Elemente auswählt. verwirft und

umformt. fie zu einem Ganzen zufammenfkellt und es mit ihrem Geifke
erfüllt. Am deutlichfien zeigt fich die Freiheit der Kunfi in der Mufik. die
als bloße Nachahmung von Naturlauten zu erklären wohl keinem einfallen
wird. Die mufikalifche Schöpferkraft ifi nicht von äußeren Vorbildern
abhängig. fie erzeugt aus ihrem eigenen Innern heraus felbfiändige Werke.
und die mufikalifche Empfänglichkeit. die Stimmungen. die durch Klang
und Rhythmus. durch das Steigen und Fallen der Töne. durch Harmonie
und Diffonanz erweckt werden. wurzeln tief innen im Menfchen felbfi.
in der Eigentümlichkeit unferer Gattung. Bildende Kunfi und Dichtung
find nicht fo abfirakt; fie find mehr als die Mufik an äußere Bedingungen
gebunden. Aber die ideale Tendenz. die über die Natur hinausfirebende
gibt fich fiets zu erkennen. Die Natur zeigt uns weiter nichts als Bruch-
ftücke; das Kunftwerk fammelt Fragmente zu einem Ganzen. Sowohl in
der Natur wie in der Kunfi wird eine Auslefe vorgenommen; aber das
Natürliche befteht in einer unbewußten Anpaffung an vorhandene Umftände.
ohne Rückficht auf deren Wert und Berechtigung. während das Künfile-
rifche auf einem Streben beruht. das von einem herrfchenden Gefühl ge-
leitet wird und auf eine Idealifierung der gegebenen Erfcheinungen hinaus-
läuft. Goethe foll von Elaude Lorrains Gemälden gefagt haben. fie befäßen
die höchfie Wahrheit. aber keine Spur von Wirklichkeit. In diefer Äußerung
fieckt die Quinteffenz aller Kunfi. Hinter der Mannigfaltigkeit der Erfchei-
nungen ahnt der Künfiler eine Einheit. hinter der Verwirrung einen Zu-
fammenhang. hinter den Formen einen Gedanken. hinter dem Zufälligen
das Wefentliche. Das Wefentliche auszufcheiden und unferen Sinnen
wahrnehmbar zu machen. darin liegt die Aufgabe des Künftlers. Wenn
der Bildhauer in einer Porträtbüfte abfichtlich eine einzelne Linie ver-
fkärkt. um uns den Charakter des Originals in feinen Grundzügen zu offen-
baren. wenn der Dichter zur Darfiellung eines Typus verfchiedenen leben-
den Modellen Züge entlehnt. die er dann zu einer einzigen Gefkalt zufammen-
fchmiedet. dann kann man wohl fagen. daß der Künfiler fich nicht ftreng
an die Wirklichkeit hält. Aber gerade diefe Methode kann dem Werk eine
verblüffende Wahrheit verleihen. Wahr wird es fein. infofern es gelungen
ift. das Wefentliche zu treffen. Ia. der Künfiler kann uns fogar das Un-
wirkliche bieten und doch Wahrheit geben. Das rätfelhafte Licht. das in
Rembrandts Bildern fchimmert und das Phantafie und Federn fo Bieler
in Bewegung gefeizt hat. in der Natur wird man es nirgends wiederfinden.
Aber es hat in des Meifiers Seele geftrahlt. und wir anderen. die wir fein
Werk betrachten. haben ein Gefühl. daß diefes Licht Bedeutung erhält

durch etwas. das für ihn eine Wefentlichkeit war. Ob das von uns w e f e n t-
lich Genannte an und für fich ein Dafein hat. ob es in den Dingen felbft
erif'iiert. das ift eine Frage. die wir nicht zu entfcheiden wagen. Als Vor-
fiellung lebt es jedenfalls in unferem eigenen Innern. und diefes Verhältnis
reicht hin. um der Kunfi. die eine der Ausdrucksweifen diefer Vorfiellung
ifi. Erifienzberechtigung zu geben.
Ich fage: ein e der Ausdrucksweifen. Denn wie Licht und Wärme.
Elektrizität und Magnetismus nahe verwandte Außerungsformen einer
einzigen Kraftgruppe find. fo find Kunfi und Wiffenfchaft. Religion und
Moral. Ökonomie und Technik nur befondere Anwendungen des allgemein
menfchlichen Prinzips des Wefentlichen. Wir fehen denn auch. daß ihre
Sphären unabläffig einander berühren. Wenn die Religion den Schöpfer
aller Dinge in einem Götterbilde perfonifiziert. das fie mit den vollkommen-
fien Eigenfchaften ausfiattet. fo gibt fie in diefer künfilerifchen Individual-
vorfiellung ein künfilerifajes Refultat. Aber auch die Wiffenfchaft hat
einen Einfchlag von Kunft überall da. wo fie ein vorgefchritteneres Stadium
erreicht. wo fie fich von der bloßen Auffpürung der Tatfachen dazu erhebt.
die Einzelheiten als ein Ganzes zu überblicken. Jedes wiffenfchaftliche
Syfiem ift gewiffermaßen ein architektonifches Kunfiwerk, Gelehrter und
Künfiler. keiner von ihnen läßt das Gegebene bleiben. was es ift. Beide
fireben fie danach. zerftreute Befiandteile zu einer Einheit zufammen-
zufügen. Diefe Einheit wird bei einem Philofophen in abfirakten Begriffen
Ausdruck finden. während fie fich bei einem Dichter zu einer Handlung.
einem Schickfal. einer typifchen Gefialt zufammenfügen wird. Aber diefer
wird uns dadurch ebenfowohl wie jener einen Einblick in einen Zufammen-
hang der Dinge gewähren können. Freilich erhellt das dichterifche Symbol
nur momentan das Zufammenfpiel. über das die philofophifche Idee eine
gleichmäßige Klarheit verbreitet; aber deshalb kann es gleichwohl die Er-
kenntnis des Wahren fördern. Denn die Wahrheit ift kein Monopol der
Wiffenfchaft. und die Domäne der Kunfk auf die Schönheit befchränken
zu wollen. beruht auf einer engen Auffaffung. Zwifchen dem Wahren und
dem Schönen befindet fich keine markierte Grenzlinie. ebenfowenig wie
zwifchen dem Schönen und dem Rühlichen. Artifiifcher Hochmut hat das
Nützliche von oben herab betrachtet und hierbei vergeffen. daß deffen Grund-
regel: Erreichung der größtmöglichen Wirkung mit den einfachfien Mitteln.
genau diefelbe ift. an die fich der Künfiler halten muß. falls er ein Meifier-
werk fchaffen will. Das Umfiändliche. das Unzweckmäßige. die überflüffigen
Nebenfachen berühren uns peinlich. mögen fie nun in einem Drama. einer

Symphonie. einer ökonomifchen Ordnung oder einer technifchen Erfindung
vorkommen. Aber umgekehrt kann felbfi die profaifche Mafchine einen
Eindruck von Schönheit hervorrufen. wenn wir fie ohne die geringfie Kraft-
verfchwendung. im vollkommenen Einklang mit dem erzielten Effekt arbeiten
fehen. Es gibt ein anderes Gebiet. nämlich das der Moral. das Viele fireng
von dem künfilerifchen trennen wollten. Die alten Griechen taten das nicht z
ihr unüberfeßbares ..Kalokagathia“ umfaßte in einem Wort das Schöne
und das Gute. Und die Verwandtfchaft zwifchen Ethik und Afihetik läßt
fich auch nicht leugnen. Was uns an einem Verbrechen abfiößt. ift vor
allem feine Proportionslofigkeit. Es ifi entweder das Mißverhältnis zwifchen
der aufgebotenen Energie und dem jämmerlichen Ziel. an dem die Kräfte
vergeudet werden. oder das Mißverhältnis zwifchen der Wertlofigkeit des
Täters und der Bedeutung der Güter. die es ihm gelungen ift. zu vernichten.
Hiermit hängt es auch zufammen. daß die Erhabenheit des Zieles eine
Tat adeln kann. die fonfi für verbrecherifch gelten wiirde. und ebenfo. daß
wir gewiffe Verbrechen leichter zu vergeben imfiande find. wenn fie von
großen Perfönlichkeiten begangen werden. Der Anblick eines ungewöhnlich
ausgefiatteten Individuums erweckt nämlich ein äfihetifches Behagen. das
zuweilen den ethifchen Widerwillen überwiegt. den einzuflößen feine
Handlungen geeignet find. Es kann zuweilen gefchehen. daß Eigenfchaften.
die uns in alltäglicher Form verwerflich erfcheinen. uns imponieren und
unwillkürlich anziehen. gerade wenn fie fich in gewaltigen Dimenfionen
entfalten. weil diefe mit der Größe der Gefialt im ganzen übereinfiimmen.
Wie man fieht. fpielt die Proportionsfrage in all folchen Sachen eine ent-
fcheidende Rolle. Sie tut es überhaupt in allen Ummodelungen der Moral
auf fozialem. juridifchem. politifchem Felde. Gerechtigkeitsgefühl ift weiter
nichts als Sinn für Verhältnismäßigkeit zwifchen Verdienft und Schickfal.
das pofitive Recht beruht auf einem Gleichgewicht zwifchen Rühlichkeits-
rückfichten und Billigkeitsanfprüchen. und die Staatskunfi bezweckt. Har-
monie zwifchen den Intereffen der Gefellfchaft. ihrer Gruppen und den
Einzelnen zufiande zu bringen - oder gibt wenigfiens vor. es zu wollen.
Dürfen wir deshalb behaupten. daß Rechtsbewußtfein. Gefeßgebung.
Politik. Moral. im ganzen genommen auf der Bafis der Kunfi ruhen?
Nicht. wenn wir das Wort Kunfi auf feine rein äfihetifche Bedeutung be-
fchränken. Dann würde die Behauptung einfeitig fein und wir könnten
ebenfogut den Satz auffiellen. die Kunfi fei ein Ableger der Moral. weil
fie einen veredelnden und feelenreinigenden Einfluß auszuüben vermag.
Mit demfelben Recht könnten wir beifpielsweife folgende Anfichten ver-

fechten: daß die Religion gleichbedeutend fei mit der Philofophiq weil
fie fich mit diefer in dem Vefireben begegnetz uns einen Zufammenhang
im Dafein zu zeigenX oder die Philofophie fei von religiöfer Befchaffenheitz
weil fie nach dem fucht/ was die Religion entdeckt zu haben glaubt: das
bleibende Element in der flüchtenden Muffe der Erfcheinungen. Das-
Richtige wird feinz keine diefer Kategorien in ein Abhängigkeitsverhältnis
zu einer anderen zu bringenX fondern fie als ebenbürtige Offenbarungen
eines menfahlichen Grundgefeßes zu betrachten: des Dranges„ das Wefent-
liche zu finden und zu verwirklichen. Das Wefentliche wird mit verfchie-
denen Namen bezeichnen bald das Idealz bald der Kern der Dinge oder
die höhere Einheit genannt. Es gibt fich im Gefühlslebem im Denkenx
in allem zielbewußten Schaffen zu erkennen und fcheint in proteusartiger
Mannigfaltigkeit zu wechfeln. Pythagoras fah es in der Zahlh Rafael gab
ihm in dem Einklang der Farben und Formen AusdruckX Napoleon wollte
es in feiner eigenen Eriftenz realifieren. Mein alter Mathematiklehrer
konnte zweifellos einen Schimmer davon erblickem wenn ihn die „elegante“
Löfung eines Gleichniffes mit Wonne erfüllte- und der Liebende trachtet
.unbewußt danachh wenn er aus Bewegungen und Liniem dem Mienen-
fpiel eines Gefichtsh dem Strahlen eines Augenpaaresh dem Wohlklang
einer Stimme und Wortenh aus denen er mehr als Worte machth fich eine
Gefialt konfiruierth die feiner Sehnfucht entfpricht, Es kann von verfchie-
denen Seiten aufgefaßt werden und wird auch von verfchiedenenSeiten auf-
gefaßt: von der metaphyfifchem der moralifchenh der artiftifchenh der technifch-
ökonomifchen/ und heißt dann je nach den Umftänden: das Wahre oder
das Schönß das Gute oder das Nüßliche. Aber bei Licht befehen- bedeuten
diefe Begriffe weiter nichts als Facetten an einem und demfelben Diamanten.
Wenn in dem Vorhergehenden gerade die künfilerifche Wirkfamkeit
zum Ausgangs- und Vergleichungspunkt gewählt worden ift/ fo gefchah
es nicht in der Anficht- daß ihm in bezug auf Wichtigkeit im menfchliihen
Leben der Vorrang gebühre. Die Lebenserweiterung und Lebenserhöhung-
auf die unfere Ziele im großen ganzen hinauslaufem können durch Be-
firebungen anderer Art genau fo effektiv gefördert werden. Aber find auch
deren Refultate gleich wertvoll- fo werden fie in der Regel nicht mit derfelben
Leichtigkeit gewonnen wie die künfilerifchen. Die Wiffenfchaft ifi an Tat-
fachen gebundenh die Religion ifi mit Vorurteilen befchwerth die Technik
hat mit Naturhinderniffen zu kämpfenl die Politik muß zwifchen einander
widerfireitenden Intereffen lavieren. Auf künfilerifchem Gebiet find da-
gegen die von außen kommenden Schwierigkeiten auf ein Mindefimaß

befchränktj jaj fie brauchen fich zuweilen gar nicht geltend zu machen. Der Künfiler arbeitet mit dem luftigfien und willigfien Materialj mit Worten und Tönen und Farben und Formenj und der Widerfiandj dem er begegnetj follte eigentlich nur in feiner eigenen Begrenzungj in der Unzulänglichkeit feiner Fähigkeit liegenj die innere Vorfiellung durch äußere Mittel zu ver-finnlichen. Wo die Gaben in ausreichender Fülle vorhanden findj da ift der Künfiler fouveränj fouveräner als irgend ein anderer fchaffender Geifi. Auf keinem Felde fonft kann der Menfch fich in fo vollkommener Freiheit entfaltem fo ganz er felbft fein. Deshalb offenbart die Kunfi klarer als alle übrige Wirkfamkeit das rein Menfchliche in uns„ und deshalb ifi fie auch vorbildlich für die menfchliche Tendenz im allgemeinem für unfer Streben nach dem Wefentlichen. Sie ift in der Beziehung nicht unfer einziger Lehrmeifierz aber fie ift der„ der die deutlichfie Sprache fpricht. Sie mehr als andere zeugt von unferer Eigenarty klärt uns über die Befchaffenheit unferes gegenfäßlichen Verhältniffes zur Natur auf und zeigt uns den Weg zu den Zielenj die der Drang zum Fortfchritt fich zu fehen hat. Es ift wohl überflüffigj die Bedeutung darzulegenj die ein zuverläffiger und allgemein anerkannter Maßfiab der menfchlichen Werte haben würde. Des Menfchen bloßer Infiinkt dafürj was fein Wefen verlangtj ift nicht unfehlbay er wird fehr häufig von vorausgefaßten Anfchauungen und anderen Umfiänden verfchleiert. Darüberj was ein Fortfchritt zu nennen ifij find die Anfichten eigentlich nur auf dem Felde der Entdeckungen und Erfindungen einig; auf geifteswiffenfchaftlichem find fie fchon geteiltj und auf dem politifchen liegen fie fiändig im Streit. Und doch wäre gerade hier eine vernünftige gemeinfame Norm wünfchenswertj da die Politik der Faktor ifij deffen Eingreifen in die menfchlichen Bedingungen immer das umfaffendfie und nicht felten das fühlbarfie ift. Indeffen gibt es Menfchenj die die Möglichkeit einer folchen gemeinfamen Norm rundweg in Abrede zu fiellen fcheinen. Wo ift ein Kriterium für die Richtigkeit der Politik? fragt Gumplowicz in feiner Soziologie (übrigens einem der geifivollfien Lehrbücher. die ich kenne.) Und er antwortet: „Es läßt fich von vornherein kein Kriterium auffiellen. Erft nachherj wenn eine Politik Glück gehabt hat. erfcheint fie uns als die richtige.“ Hellwald nimmt in feiner „Kultur-gefchichte“ einen gleichen Standpunkt ein. Er glaubt nicht an die um-fchaffende Fähigkeit der Reformen. Keine Gefeße oder Einrichtungen. fagt er„ können es hindernj daß die Befiandteile der Gefellfchaf-t fich zu-einander verhaltem wie die Mühlfieine und das Korn. „Die Menfchen wechfeln die Plätze-*an Stelle der alten Dulder treten neuej die Form

wechfelt. das Wefen bleibt. Der Kampf ums Dafein iii der Normalzufiand des Menfchen. der Kampf ift ewig." In folchen Äußerungen ifi die Einwirkung der Naturwiffenfchaften leicht herauszufpüren. Befonders ifi es die Darwinfche Auslefetheorie. die einen ftarken Einfluß auf die foziale Auffaffung Vieler geübt hat. Sie hat im Staatsleben zugunfien der fogenannten Realpolitik und im ökonomifchen Leben zugunfien der fogenannten freien Konkurrenz herhalten müffen. Nun i| die Realpolitik mit ihrer Praktifierung der Marimen. daß Macht vor Recht gehe und daß es fich den gegebenen Bedingungen anzupaffen gilt. allerdings das foziale Seitenfiück zu der biologifchen Entwickelung. die wir im Pflanzen- und Tierreich beobachten. Doch es ift an anderer Stelle nachgewiefen worden. daß diefe Entwickelung unferer Auffaffung zufolge unvollkommen ift. weil die Überlegenheit. die fich nur an dem Verhältnis zu den zufällig obwaltenden Umfiänden meffen läßt. keine Bürgfchaft für innere Berechtigung bietet. Derfelbe Einwand kann gegen die Realpolitik erhoben werden. und wir fehen denn auch. daß diefe immer wieder von dem menfchlichen Idealismus. dem vornehmfien Träger des Fortfchritts. umgeworfen wird. Was nun die freie Konkurrenz anbelangt. fo ift es ein Mißverfiändnis. die Natur als Beifpiel anzuführen. Der Kampf der Organismen ifi nicht frei. fondern vom Zwang geprägt. der Unerbittlichkeit des Zufalls untertan. in feinem Ergebnis von unverfchuldeten Schwierigkeiten oder von nicht weniger unverdienten Begünfiigungen mitbefiimmt. Nicht viel anders ifi es noch in der menfchlichen Gefellfchaft. wo der Zuftand. den eine nationalökonomifche Schule mit dem Namen freie Konkurrenz geehrt hat. meifi ein Zerrbild der Freiheit ift. Eine wirklich freie Konkurrenz. mit anderen Worten ein Wettbewerb unter genau gleichen äußeren Bedingungen. kommt nur ausnahmsweife vor. Eraminanden. Duellgegner. Teilnehmer an Wettfpielen und Glücksfpielen pflegen auf gleichen Fuß gefiellt zu werden. Im übrigen können wir von einer Gleichheit am Ausgangspunkt nur wenig fehen: in dem großen fozialen Wettfkreit ift er bei weitem noch nicht durchgeführt. Aber er wird es möglicherweife einmal werden. Die formelle politifche Gleichheit ift fchon in vielen Ländern hergefiellt. und emfige Befirebungen find am Werk. um fie durch die weit wirkungsvollere Gleichheit in fozialen Chancen zu vervollfiändigen. Unfere moderne Sozialpolitik würde freilich eine zweifelhafte Grundlage für Prophezeiungen abgeben. wenn fie nur das Eintagsprodukt wäre. für das fie von Manchem gehalten wird. Aber fie hat Vorfahren. die fich bis in die Gefchichte des Altertums zurückverfolgen laffen. wenn auch nur in fporadifchen Kund-

gebungen. Die Tendenz erfcheint uns nur deshalb neuj weil fie fich zum
erfien Male als der geeinte Vorfioß einer internationalen Bewegung zeigt.
Aber die Vorfiellungz von der fie befeelt ifi- hat ficherlich im Innern der
Menfchen geglommen feit den Tagenz da fie zum erfien Male über fich felbft
und ihre Lebensverhältniffe nachzudenken begannen. Und die Forderung
der Ebenbürtigkeit der Individuen in bezug auf Ausgangsbedingungen
und die ungehinderte Entfaltung ihrer Kräfte wird fich auf die Dauer
kaum abweifen laffen. Denn das ifi eine Forderungf die nicht mit einer
Zeitfirömung kommt und verfchwindetz fondern die tief in der Eigenart
unferer Denkweifez in unferem Sinn für das Proportionellez in der höheren
Mathematik des Gerechtigkeitsgefühles wurzelt. Freiheit und Gleiähheit
find allerdings Kunftproduktej Gefchöpfe des menfchlichen Gehirns. Aber
wenn das Streben. die Gleichheit der Bedingungen zu fichernh öfter als
ein Irrtum bezeichnet wird unter Berufung darauf-j daß die Natur keine
Analogie aufweifh fo brauchen wir uns von einem folchen Näfonnement
nicht anfechten zu laffen. Wäre diefes nämlich konfequentj fo müßte es auch
die Berechtigung jeder anderen zielbewußten Wirkfamkeit beftreitenj zu
der fich ja auch in der übrigen Natur keine Parallele entdecken läßt. In-
deffenz wir find nicht dazu auf der Weltj um naturwiffenfchaftliche Schemas
auszufüllen. Worauf es ankommt„ i|„ daß wir unfere Eigenart realifieren.
Heften wir in folchen Fragen nicht den Blick auf die Natur„ von deren
Wefen wir ja doch nichts kennen; fondern fuchen wir den Leitfaden lieber
im Studium des Menfchem in deffen Befchaffenheit wir jedenfalls einigen
Einblick erhalten können.

Und wiihrend wir ihn fiudierenj geht es uns immer mehr aufz daß
neben und über den Impulfenh die wir Menfchen mit anderen Menfchen
teilenz eine Triebkraft erifiiery die uns anfporntj unfer Dafein und die
uns umgebenden Verhältniffe mit einem Idealbilde in Ubereinftimmung
zu bringenj das wir in unferem Innern tragen. Bei den meiften von uns
find die niedrigeren Impulfe die überwiegendenz die rein menfchliche
Triebkraft fchwach und das Bild nur in matten Farben und nebligen Um-
riffen vorhanden. Aber es pflegt doch eben in einer oder der anderen Form
da zu feinz und es muß hinzugefügt werdenz daß diefes Ideal! in wie un-
gleichen Gefialten es fich auch offenbartz überall ein und dasfelbe ifi. Es
erfirebt einen Zufkandz der urfprünglich nicht von diefer Welt/ d. h. nicht
der von der Natur gegebene„ fondern eine Widerfpiegelung einer Eigenart
im menfchlichen Organismus ifi. Jeder (MenfchF wenn er nicht gerade
abnorm ifi„ findet Gefallen an Harmonieh Konfequenz und Leifiungs-

fähigkeit. während er vor Disharmonie. Selbfiwiderfpruch und Kraftver-
geudung zurückfchreckt. Weshalb ifi das fo? Bei unferem mangelhaften
pfychophyfifchen Wiffen find wir nicht in der» Lage. die erakte Urfache zu
demonftrieren. fondern können nur fagen. daß es in der körperlich-feelifchen
Konfiruktion des Menfchen liegen muß. Wir find dermaßen organifiert.
daß wir nach Verhältnismäßigkeit fireben und uns dabei wohlbefinden:
diefes Wefentliche in uns befiätigt fich auf allen Gebieten. Die intellektuelle
Freude am Nachweis vom Zufammenhang der Dinge. das moralifche
Bedürfnis eines Ausgleiches zwifchen Taten und Folgen. die technifch-
ökonomifche Befriedigung am gegenfeitigen Gleichgewicht zwifchen Kraft-
anwendung und Nußwirkung. der künftlerifche Genuß am Reim und
Rhythmus. an der Symmetrie der Formen. am Einklang der Farben.
an der Ahnung rätfelhafter Harmonien. für die die Sprache kein Wort
hat: diefe Erfcheinungen haben alle einen gemeinfamen Urfprung. Und
fo gewiß auch die Politik ein Niederfchlag menfchlichen Geifies ift. fo gewiß
kann ihr Ideal nicht wefensverfchieden fein von dem allgemein menfchlichen.
Die ideale Politik ift Menfchenkunfi in eminentem Sinne aufgefaßt. als die
Kunft. den Menfchen zu erheben. feine Potenz zu verwirklichen. indem
fie eine Verhältnismäßigkeit zwifchen den fozialen Bedingungen und den
menfchlichen Möglichkeiten zuftande bringt. Es gibt Kriterien für die Rich-
tigkeit der Politik. und fie find im Spezififch-Menfchlichen zu fuchen. genau
wie die Kriterien aller anderen Werte. Nur werden auf diefem Gebiet
die Begriffe durch den Umfiand verwirrt. daß in der politifchen Praris
die Infiinkte des Naturzufiandes noch zu einem fo großen Teil vorherrfchend
find. Aber auch hier muß das natürliche dem menfchlichen Element weichen.
Daß diefes Boden gewinnt. daß das Wefentliche immer mehr in uns zur
Entfaltung kommt und feine Herrfchaft über die Welt ausdehnt. die uns
umgibt. das ifi im großen und ganzen die gemeinfame Formel des Fort-
fchritts. Auf der Bafis diefer Formel läßt fich denn auch eine Schälzungs-
lehre auffiellen. deren allgemeine Anwendung von eingreifendfter Wirkung
auf die Organifierung des menfchlichen Lebens fein würde. Aber auf die
Konfequenzen diefer Schätzungslehre. darauf. wie fie es uns ermöglicht.
das Befiehende zu kritifieren und das Kommende zu konftruieren. näher
einzugehen. dazu fehlt uns hier der Raum. und die Entwickelung diefes
Gegenfiandes muß deshalb einer fpäteren Gelegenheit vorbehalten bleiben.

Der Kampf der englifchen Frauen.

Jn der politifchen Agitation konzentriert fich zur Zeit die ganze eng-
lifche Frauenbewegung. Sie ifi reif und fiark genug dazu. Vieles. was
hier noch zu erringen bleibt. das Recht auf die meiften Berufe. auf
gleichwertige Vorbildung. die Freigabe des Frauenftudiums find längft-
erfüllte Selbfiverfiändlichkeiten. Dennoäf find auch in England einzelne
der übrigen Entwickelung widerfprechemde Einfchränkungen vorhanden. fo
z. B. bezüglich des jurifiifchen und theologifchen Berufs. die beide in
Amerika zahlreichen Frauen Betätigung bieten. Zu der Fortfchrit-tlichkeit
in Berufsfragen fieht aber eine ftarke Rückfiändigkeit auf anderen Ge-
bieten in auffallendem Kontraft. Gerade die Probleme. die in der deut-
fchen Frauenbewegung feit einer Reihe von Jahren heiße Kämpfe. ja. eine
zunääfft unüberbrückbare Spaltung hervorgerufen haben: die Erörterung
der Ehereform. des Mutterfchußes. der fetuellen Frage. des Bevölke-
rungsproblems. find zunääfft noch einem ganz begrenzten Kreife vorbe-
halten geblieben. Die Eugenifche Gefellfchaft verfucht die Myfterien
der Raffenverbefferung aufzuhellen. die Neu-Malthufianifche Liga
arbeitet für eine vernünftige Regelung der Bevölkerungsfrage. eine Reihe
hervorragender Forfcher gehören diefen Vereinigungen an. eine kleine Ge-
folgfchaft Aufgeklärter beider Gefchlechter. aber die an Zahl fo imponie.-
rende Schar weiblicher Kämpferinnen hat diefe Probleme noch fo gut
wie gar nicht in ihrer tiefen Bedeutung erfaßt.

Noch hat England die Prüderie nicht abgefchüttelt. noch
herrfcht ein Hervorkehren kirchlicher Gefinnung. und fo wehren denn
zwei eng verbundene Bollwerke den Fortfchritt von Bewegungen. die
von der naturwiffenfäfaftlichen Erkenntnis ausgehen.

Daher haben fich alle Kräfte im Kampf ums Frauenfiimmrecht ge-
fammelt. Aber auch jene unter uns. die in der Erlangung der Staats-
bürgerrechte für die Frauen nicht das Ziel an fich. fondern die notwendige
nächfte Stufe der Entwickelung fehen. von der aus dann erfi die Löfung
des Bevölkerungs- und Raffenproblems erfolgreich in Angriff genom-
men werden kann. müffen die Vorzüge diefer Konzentration in ein e m

Albert Barthel-in's?:
MÃ¤dchenbiifcc. _
(Zum Aufiah von Lothar Brieger-Waiiewogel-)

Adcle Schreiber:
Dr.“ Kampf der englit'cl'cn Frauen,
:In tec :*r-li:.lc.)cn Alz-faden kcnun:: ..* fiel* zu! Zeit die ganze eng-
l *n .- .it-.421*1ibrtueaung. Sie :ii rei(und ...i-k nenn-_z dazu. Vieles. was
* -r ,- ir- in eit-nam rtr-mr, 'rue 77-." a-f die mclfien Berufe, aut'
9**: :-'.-,.>--.:-.* '*'i-"illd,lttc".. kic- 'Fict- *"- t' . .-:xurnf'tudiums find lim-_zit-
rr..;'..:e Sc'm'im fin-1m(- kcnen. L-i- ..2 *z :er auch in England einzelne
di: lil-rigen Ent-ci.: :ung nnter-"rm rr. ..*inichränknngen both-ander. fo
z. te. beziiglich :c: jurifiifcb" .---- .-*rirgifchen Berufs. die beide it.-
Amerii'c- zahlreichen Frauen Bau*: -.;;--a bieten. Zu der FirtfHrieilichleii*
in Berufsfragen fieht alte c. rtr klü-Ffiändigkeit aut' .ind-.ren Ge*
bieten iu aL-ffillrndem .leo-:i - .ide :ie Problem. *n* in dcr deut-
fcben ?Kranenbewegung ie 7 - " --' .- von Iclzrcn lu* *- '--. -. 1*pfr. ia. eine
zuniichfi unjiberbrilckl*"- r - » . ",*crgrrut'en '-7--*-, *-2 Erörterung
der Eherrfurm, d >- x-.--- x .r ?cr jeu-.u n x . 7.8' Bevölke-
t."k_."(i*yr2>i>i'in>k. .---7 *-4 .c . - -2n.'i.*. .1. --.t - 1 -1 *lx-(K.- towe-
t--l--u : *1- * '..-
.*-i ,1.*::f- - . *Lotterien
fir :*- "i*', * , - - .r &Pina '-,* '- * - ' '.- * Liga
1 e .e "*n - ..ne Reihe
k - -- .. _z . . - ..c kleine Ge-
- - . 1.-. *- - - '.ioL-fo importie-
-- c. - ---. - - - , -, z „nu noch fo grt
1* .- Luc*: abgcfäfüttclt. "MH
. -» *i* - * kann... und fo wehren denn
x, - - c - ' , i. ,z('*t*.'"-clffll! 'r---n Bewegungen. die
r x* ; i : :cn-7*. ,2..- -. . ,-.tenntnls aixi-gcien.
. ..ner hit-..- r.-
»-,:;-.e im Kampf ums Frauenfiinuireäft ge-
fanimrlt. Ader cut- n- - „am uns. die ir- de“. Erlangung "der Staats-
bürgerrechte für di: Feat-„*7- nicht das Ziel an fin". fondern die notwendige
nächfie Stufe der Eutn-.Feiung fen-n. von der aus dann erfi die Löfnng
der Bevölkerungs- und *Maxi-'rr-coblcms erfolgrein': in Angrfff gem-m-
mi.- ;rcrren kann. mini-*n die Vorzüge diefer .Konzentration in ein e m
..-4-

"09
Albert Bartholome:
MÃ¤dchenbÃ¼ï¬e.
(Zum Auffatz von Lothar Brieger-Waffervogel,)

Brennpunkt erkennen. die hierdurch herbeigeführte Macht und Stoßkraft
der Bewegung ehrlich bewundern.
Für deutfche Verhältniffe überrafchend ift es. welche Kreife die Agi-
tation tragen. In den verfchiedenen Suffrage-Vereinigungen findet
man die hervorragendfien Vertreterinnen von Namen. Vermögen. Talent
und Schönheit. ebenfo Gattinnen von Miniftern. Bifäföfen. Würden-
trägern aller Art. wie durch eigene künftlerifche Leifiungen ausgezeich-
nete Frauen. Eecilly Hamilton. eine geifivolle. hochbegabte Bühnen-
künfilerin und Säfriftftellerin. präfidiert der Frauenftimmrechtsliga der
Schaufpielerinnen. der Londoner Lyzeumklub ift eine Hochburg des
Frauenfiimmrechts. an feiner Spitze ftehen u. a. Trägerinnen erfter
Schriftftellernamen wie Beatrice Harradan. deren Buch ,.Schiffe. die fich
nachts begegnen" vor einer Reihe von Jahren in ganz Deutfchland ver-
fchlungen wurde. Sarah Grand. die Verfafferin der ..Heavenly Twins".
Daneben befieht noch eine befondere Schriftfiellerinnenliga für Frauen-
|immrecht. unter dem Vorfiß der als Novelliftin hoch gefchästen Elifabeth
Robins. eine ganze Reihe in England wohlbekannter Namen könnte
hier hinzugefügt werden. Wertvolle Unterftüßung erhalten die Frauen
auch von den Männern der Feder. u. A. ifi Israel Zangwill. der be-
rühmte Ghettodichter. ein begeifterter Suffragifi. Die Schar feiner
männlichen Gefinnungsgenoffen ift groß. fie hat fich zu einer anfehnlichen
Männerliga für Frauenftimmrecht vereinigt und bekundet in wirkungs-
voller Weife. daß die Zulaffung der Frau zur politifchen Mitarbeit nicht
im Intereffe der Frauen allein. fondern in dem beider Gefchlechter liegt.
„Suffragifts" und „Suffragettes". zwei ftarke Vereinigungen find
es. die fich unter diefen beiden Bezeichnungen zum Kampf fcharen. Ein s
ifi ihr Ziel. eins auch die beabfichtigte Befchränkung auf diefes Ziel.
Der Unterfchied liegt bloß darin. ob demfZiele. immer. ohne rechts und
links zu fehen. gemächlich entgegen gegangen oder über Hinderniffe hin-
weg entgegengefiürmt wird. Die Taktik allein bildet den Gegenfaß der
beiden Parteien. fo. daß man von zwei „Richtungen" gar nicht
fprechen kann. Welcher Partei man zuneigt. das ift vorwiegend eine
Frage des Temperaments. Die geduldigen Suffragifts fagen: ..Wir
können warten. wir arbeiten nur g ef eßlich. aber wir werden doch
fiegen. denn die Entwiäelung gibt uns recht. die Vernunft. die wirt-
fchaftliche Notwendigkeit.“
Die ungeduldigen Suffragettes erwidern: ..Wohl wird unfere ge-
meinfame Forderung getragen von der Vernunft. der Entwickelung. der

wirtfchaftlichen Notwendigkeit. aber ihr wartet nun fchon feit 50 Jahren (fo alt ungefähr ift in England die fyftematifch organifierte Frauenftimmrechtsbewegung). Generationen können dahin gehen. ehe wir durch Warten und Reden ans Ziel gelangen. - u n s aber ift es nicht gleich.-gültig. wie lange die Entrrchtung der Frau mit allen ihren Folgen noch währt. wir wollen noch ernten. Wenn wir nur den Mut haben. Taten an die Stelle von Worten zu fehen. uns felbft zum Opfer zu bringen. erreichen wir in Jahren. was fonft Jahrzehnte währt." Die Tatfachen haben bisher diefe Auffaffung beftätigt. Man kann die Situation in England nicht beffer, fchildern als durch das Bild. das eine Führerin der fireitbaren Frauen bei der vorjährigen Tagung in Amfterdam entworfen hat. Jahrzehnte lang hatte die ältere Richtung auf konftitutioneller Grundlage gearbeitet. aufgeklärt und organifiert. eine großartige Mafihine. mit kompliziertem Räderwerk bis in die kleinften Details fertig gefiellt. Aber die Mafchine ftand itill. Da kamen die ftreitbaren Frauen ..The militant Party". fie brachten Feuer und Dampf. fie bemächtigten fich der Mafchine. heizten fie mächtig an. es fprühte Funken. und die Mafchine begann fich in Bewegung zu fehen. keuchend und dampfend. fie wird nicht mehr ftille flehn. Und fo find denn die beiden Richtungen der englifrhen Stimmrechtsbewegung notwendig gewefen. eine Mafchine ohne Dampf kann ebenfowenig nutzen wie der Dampf ohne die Mafchine. Wie aber fo häufig befieht troß diefer Ergänzung und Notwendigkeit ein fo tiefer innerer Gegenfaß der Temperamente und Wefensart. daß die beiden Parteien fcharf aufeinander prallen. hüben und drüben verurteilende. mitunter ungerechte Worte falleni). Freilich uns Ausländern erfcheint auch fchon die Taktik der gemäßigten Richtung reichlich demonftrativ. Selbft diefe ruhige Richtung hat ihre Banner. ihre Stimmrechtshymne. ihre Aufzüge. Agitatorinnen bereifen das Land. fich der feltfamfien Mittel bedienend. fie ziehen z. B. in einem Karren. wie ihn die Zirkusleute verwenden. herum. machen allenthalben Halt. hängen ihre Plakate aus. improvifieren fo Verfammlungen. Aufzüge und Maffen-

1:t Intereffant ifi es. daß. während die langjährige Führerin der gemäßigten Stimmrechtsbewegung. die etwa 65-jährige Mrs. Garret-Fawcett. die Taktik der Suffragettes verurteilt und ablehnt. ihre kaum jüngere Schwefier. Mrs. Garret-Anderfon. eine der älteften Ärztinnen Englands. die zugleich der erfte weibliche Bürgermeifter Großbritanniens ift. fich mit Begeifterung auf die Seite der Stürmerinnen |ellte und fie mit großen Geldfpenden unterftüßt.

demonfirationen von vielen Taufenden Frauen find veranftaltet worden. und ich bezweifle. daß unfere Polizei es ruhig mitanfehen würde. wenn wir auch nur das Wirken der zahmen Suffragifts kopierend. verfuchen wollten. in unabfehbaren Zügen durch die Straßen Berlins zu defilieren. mit Emblemen. Fahnen und Kofcümen. die auf die verfchiedenen Frauenberufe Bezug haben. Und doch ift folch eine Prozeffion. wie iäj eine erft kürzlich in London gefehen habe. äußerft eindrucksvoll. Diefer Aufmarfch der Vertreterinnen der Arbeit. diefe lebende Be-weisführung für das. was Frauenarbeit heute in Induftrie. Handel. Landwirtfchaft. Kunft und Wiffenfchaft bedeutet. Gerade in Deutfchland. defien leßte Berufszählung eine Zunahme der Frauenarbeit um 56 Prozent ergeben hat. wo gegenwärtig ein Drittel der gefamten nationalen Arbeit von Frauen verrichtet wird. würde es vielleicht die Trägen und Gedankenlofen zum Denken zw in g en. wenn fie einmal auch bei uns folch eine Maffenkundgebung fehen könnten. Aber nicht nur Polizeiverordnungen fiünden im Wege. wahrfcheinlich auch die Trägheit der Frauen felbft würde es verhindern. daß wir. wie in England. nur zu rufen brauchten. damit alle fich um ihr Banner fajaren. mit dem Rufe: ..Bürgerrechte für die Frauen".
In England fehlt kaum ein einziger Beruf. Landarbeiterinnen. Gärtnerinnen und Bienenzüchterinnen. Hausfrauen und Dienftmädchen. Kellnerinnen und Konfervenarbeiterinnen. Schneiderinnen. Pudmacheriunen und Stickerinnen. Photographinnen. Bildhauerinnen und Malerinnen. die Frauen der Tertilinduftrie. die nach langen Lohnkämpfen endlich für ihre ungefunde Tätigkeit etwas höhere Löhne erlangt haben. die über Tag arbeitenden Grubenarbeiterinnen. die es noch heute auf kaum 7 Säjillinge die Woche bringen. die. Kettenmacherinnen. deren fchwere Arbeit oft nur 3-4 Schillinge wöchentlich beträgt. diefe armen Ausgebeuteten. und mit ihnen die Genoffinnen der anderen Induftrieen der Seiden-. Hut-. Schuh-. Blumen-. Spißenindufirie. die Wäfcherinnen und Verkäuferinnen. fie alle erfcheinen. wenn es gilt. die politifche Forderung zu bekunden. Einig mit ihnen beteiligen Krankenpflegerinnen und Hebammen. Sanitätsinfpektorinnen. Apothekerinnen. Ärztinnen. Schriftftellerinnen und Iournaliftinnen. Mufikerinnen. Shaufpielerinnen und Sängerinnen fich an folchen Kundgebungen.
Um die äußere Form des Auftretens der kämpfenden Frauen Englands begreifen zu können. müffen wir uns ftets die Sitten und Gebräuäje des Landes vor Augen halten.
Die Gebräuche eines Volkes. das fchauluftig wie kaum ein zweites ift.

Gepränge. Farben und Kofiüme geradezu fanatifch liebt; ein Land. wo
von alters her auch die ernfieften Dinge in möglichft fenfationelle. bunte
Aufmachungen gekleidet werden. Heute noch fiehen farbenprächtige
Werbeoffiziere mit grell bemalten Tafeln an den Straßenecken. das
verlockende Leben in der nationalen Armee anpreifend. Noch immer hat
die Gerichtsbarkeit den mittelalterlichen Pomp längfk entfchwundener
Zeiten beibehalten. und der Riäjter erftheint alltäglich in fcharlachroter
Robe mit langer Allongeperückez unter Mufikbegleitung zieht er in
das Gerichtsgebäude ein. erwartet von den Gerichtsbeamten und Anwäl-
ten in- fchwarzer Toga. mit gleiäffalls weiß gepuderten Kopfperücken
gefchmückt. Es ift das Land. wo buchftäblich auf den Straßen mit
Trommel und Trompeten für den lieben Gott Reklame gemacht wird.
wo Religion. Politik und Wiffenfchaft Formen annehmen. die gar ge-
waltig kontrafiieren mit dem. was man fich bei uns unter den kühl refer-
viertan Engländern vorftellt. Und erft wenn man all diefes in Betracht
gezogen hat. kann man fich ein richtiges Urteil bilden über jene große
Partei kämpfender Frauen. die unter dem Namen ..Suffragettes" fo viel
von fiä) reden gemacht haben. wie kaum eine andere Fauenbewegung der
Neuzeit. und über die auch fo viel gelogen worden ift. wie kaum über
eine andere Bewegung. Sie nennen fich ..The militant Party". die
..Streitbaren". und auch fie zerfallen in zwei Vereinigungen. Die größere.
die ..Womenis National Social und Political Union". entfaltet nach
außen hin ein noch demonfkrativeres. eindrucksvolleres Auftreten. fie
verfügt über die reichfien Geldmittel und die fiärkfte Gefolgfäfafti). Sie
verfteht es. die englifchen Volksinftinkte in geradezu glänzender Weife fich
dienfibar zu machen. ja manches in ihrem Auftreten gemahnt. bei aller
Verfchiedenheit. ein weniges an die Heilsarmee. insbefondere die fugge-
fiive Art. mit der fie ihre Anhängerinnen an fich feffelt und diszipliniert.
Es ift ihr gelungen. eine ganze junge Generation von fo zwifchen 20 und
30 mobil zu machen. begeifterte. vielleicht fanatifche Menfchen. aber von
jenem Fanatismus. der alle großen Bewegungen getragen hat. der völlig
felbftvergeffen fich aufopfert. von einem Glauben erfiillt. der nach den
Worten der Bibel Berge verfeßt. Die kleinere Vereinigung. ..The
Women's Freedom League" verfolgt diefelben Prinzipien der Angriffs-

L) Im verfloffenen Iahr hat die genannte Vereinigung für ihre
Zwecke nahezu 1/2 Million Mark aufgebracht. fie erhält ein Zentral-
Bureau. das aus 19 Arbeitszimmern befteht. und in dem fiändig an 100
Frauen tätig find.

fiellung gegen die Regierung. aber ihre Taktik ift etwas anders. und es
will mir fcheinen. als fänden fich in diefer Vereinigung. die leider nicht
mit genügend Mitteln und Nachdruck arbeiten kann. eine befonders
große Zahl vertiefter und radikaler Menfchen. Aus beiden Vereinen
haben zahlreiche Frauen Gefängnisftrafen. darunter folche von mehreren
Monaten auf fich gewonnen. die Lifie diefer politifchen Märtyrerinnen
umfaßt fchon an fünfhundert Namen. Wer da etwa denkt. man habe es
mit einer Schar ..wilder Weiber“ zu tun. fo wie dies mit Vorliebe in
den tendenziöfen Berichten der englifchen Korrefpondenten unferer
Blätter gefchildert wird. dem rate ich nur perfönlich. die
Partei und ihre Führerinnen kennen zu len-nen. Es find
darunter Frauen der erften Gefellfchaftskreife Englands. Gattinnen-
und Töchter von Lords. von Minifiern. Trägerinnen der vornehmften
Namen in Kunft und Wiffenfchaft. Alte weißhaarige Damen fieht man
mit der Vornehmheit. die nur alte Kultur verleiht. und fchöne. junge.
begeifierte Gefchöpfe. die eben ihre Studien beendet haben. die Doktor-
robe. Malfchürze oder Lehrerinnendiplom beifeite legten. um nun
für eine Weile all ihr Sein und Tun in den Dienfi der politifäjen Frei-
heit zu fiellen. Billiger Spott diefen Frauen gegenüber fällt auf die
Spötter zurück. Auch die Härte und Roheit. mit der man fie in den
englifchen Gefängniffen. gemeinen Verbrechern gleich behandelt. trägt viel
dazu bei. die ..Suffragettes“ beliebt. die Regierung hingegen unpopulär
zu machen. Es gibt in England verfchiedene Klaffen der Gefängnis-
firafe. und während Männer. die fich politifche Vergehen zu fchulden
kommen laffen. die leichtere Form erhalten. bei der Selbftbefchäftigung.
eigene Kleidung und befiere Nahrung gewährt werden. müffen die
Frauen die Behandlung der leisten Klaffe erdulden. Man nimmt ihnen
ihre eigene Kleidung. aua) die Unterkleidung. zwingt fie zum Tragen
grober und unbequemer Sträflingswäfche und Anzüge. fie fchlafen auf
einer Pritfche. mit einem harten Strohfack. man gefiattet ihnen keine
Selbfibefchäftigung. fondern zwingt fie zur Anfertigung grober Nähar-
beit. man verweigert ihnen den Befiß felbft der befcheidenfien Gegen-
ftände. wie eines Tafchenfpiegels. eines Bleifiiftes. eines eigenen .Haar-
kammes. und da die allermeifien aus Verhältniffen ftammen. die eine
gute und behagliche Lebensweife mit fich brachten. hat die Gefängnis-
fkrafe in der Art. wie fie vollzogen wird. auf die Gefundheit vieler einen
überaus fchädigenden Einfluß. Und dennoch finden fich immer wieder
Freiwillige bereit. alles auf fich zu nehmen. Säfon im Mai

wurde eine Demonfiration im Houfe of Commons fiir den
29. Juni vorbereitete bei der man wußter daß vorausficht-
lich hundertfünfzig Frauen ins Gefängnis kommen würden. Es wird
die Taktik verfolgt„ die Regierung einfach unmöglich zu machen. Ent-
weder fie muß das Frauenftimmrecht gewähren- oder »ein neues Minifie-
rium, das die Forderungen der Frauen anerkennt- wird ans Ruder kom-
men. Allerdings ift hier ein Punkt7 der vielen von uns das politifche
Verhalten der englifchen Kämpferinnen unverfiändlich erfcheinen» läßt-
ein Punktl in dem fich die deutfche Frauenfiimmrechts-Bewegung grund-
legend von der englifchen unterfcheidet. Der deutfche Verband für Frauen-
ftimmrecht erhebt die Forderung des allgemeinem gleichem geheimen und
- direkten Wahlrechts für Männer und Frauenz er bekennt fich damit zu
demokratifchen Grundfäßenr obgleich er fich bewußt ift- daß feine Arbeit
eine leichtere wäref wenn er diefe freiheitlichen Grundfäße verfchleierte.
Uns erfcheint eben die Bekundung des Gereäftigkeitsgefühls für Alle
wichtig genug- um fie felbft dann aufrecht zu erhaltenx wenn die Inter-
efien des eigenen Gefchlechts darunter leiden. Die gefamte englifche
Stimmrechtsbewegung aberx und zwar fowohl die der Suffragifis wie die
der Suffragettesr hat keine derartigen politifchen Grundfäße, fie ver-
langtlediglich das Frauenftimmrecht „unter den gleichen Bedingungen-
wie die Männer es habenz oder haben werden“. Auf diefer Grundlage
nun gehen die Frauen in ihrer Politik der Neutralität fo weit, daß fie
ohne Rü>ficht auf die politifche Richtung jeden Kandidaten unter-
ftüßen- der verfpricht- für das Frauenftimmrecht einzutreten- jeden b e-
kä m pf e n x der fich nicht dazu bekennt. Dabei erfcheint es ihnen gleich-
gültig welche Partei gefiärkt wird. So bekämpfen fie gegen-
wärtig unabläffig ein liberales Minifterium- in der Hoffnung daß ein
nachfolgendes konfervatives den Frauenforderungen günftiger geftimmt
fein wirdf fo treten fie für die Ausdehnung eines Wahlrechtes auch auf
die Frauen einx das an fich ein Wahlunrecht iftx denn es fchließt etwa
vierzig Prozent der Männer gleich 5 Millionen vom Wahlrecht aus. Die-
felben Suffragettes- die fcharenweife als Märtyrer-innen ihrer Über-
zeugung ins Gefängnis gehenf unter denen fich außerordentlich fozial
Denkende findenf die gerade im Gefängnis neue Einblicke in furchtbare
Abgründe der Gefellfchaft getan und dem Gefängnisfyftem als folches
heftige Angriffe zuteil werden ließen- haben fich feltfamerweife noch
nicht bis zur Forderung des allgemeinen Wahlrechts durchgerungen.
Noch überrafchender berührt es* daß felbft Vertreterinnen der Arbeiter-

parteil der Independant Labour Party fich ohne Betonung des allgemeinen Wahlrechts an der Frauenflimmrechtsbewegung beteiligen, Die einzige Vereinigung die das allgemeine Wahlrecht für Männer und Frauen vertrittl ift die Adult Suffrage Leaguef die jedoch nicht nur von der nationalen- fondern laut Befehluß des eben abgelaufenen Kongreffes auch von der großen internationalen Organifation des Frauenftimmrechts ausgefchlofien ift.

Noch foll der Antifuffragebewegung gedacht werden- von der die Berichte auswärtiger Korrefpondenten fo viel Wefens machenz die aber an Ort und Stell-e in ihrem ganzen Auftreten einen herzlich unbedeutenden und kläglichen Ein-dru> hervorbringt. Gegenüber den glänzenden Demonftrationen der Verfechter des Stimmrechts- der gar nicht aufzuzählenden Schar tüchtiger Kämpferinnen und Rednerinnem den reichen Geldmittelnz über die fie verfügen- ift folch ein Abend der Antifuffragifts nur als Fiasko zu bezeichnen. Es wird viel von Weiblichkeit gefafeltz diefe Weiblichkeit aber gipfelt hauptfächlich in gründlicher Unwiffenheit und Unkenntnis der wirtfäfaftliänn Verhältniffe- und die Stimmrechtsfreunde fehen mit-Genugtuung beftätigt- daß nichts ihnen fo zu nützen vermagl wie gerade diefe Gegnerfchaft.

Viele pfychologifch intereffante Momente hat der zähe und intenfive, politifche Kampf der englifchen Frauen mit fich gebracht. Ich möchte auf einige verweifen. Er hat entfchieden fchon jeßt zu einer gewiffen Überbrückung von Klaffengegenfäßen gefiihrt, indem er Frauen ganz verfchiedener Gefellfchaftskreife und Weltanfchauungz Vermögenslage und Bildungsftufe zu gemeinfamer Arbeitx zu einem gemeinfamen Ideal einte. Er hat Frauen des Wohlflandes in den Gefängnifien zu engfier Berührung mit jener fonft abgefchlofienen Welt geführt- die der bürgerlich Ehrhare fchaudernd und mit Unrecht als eine befondere Verbrecher-welt anfieht. Er hat eine bisher unbekannte Leidenfchaft und Empörungskraft in das Leben der Fraurnwelt Englands hineingetragen- und mit al(diefen Momenten einer Revifion der konventionellen Morall einer Befreiung von der unbedingten Ehrfurcht vor dem „Gefeß" vorgearbeitet. Und fo erfcheint mir denn die politifche Agitation vor allem als ein ftarker Faktor der Eharakterbildung. Zugleich mit dem direkten Erfolg der nicht lange mehr ausbleiben wirdz der Verleihung des Wahlrechts an die Frauen- wird fich hoffentlich auch eine größere Unabhängigkeit des Denkens bemerkbar machen.

Hermann Uhde-Bernays:

Ein Meifier der klaffifchen Linie.

Hippolyte Flandrin (geboren 1809).

In den Schaufenftern der modernen Kunfthandlungen. die wir meift
ohne ein innerliches Mitgefühl muftern. finden wir häufig neben der
firtinifchen Madonna und Aftis „LyQU0uj88l-lllfe", zwifchen Bouguereau.
Michelangelo und Nonnenbruch zwei Akte. deren Herkunft nicht fogleich
zu erraten ift. Was den beiden dargeftellten Figuren. einer weiblichen
und einer männlichen. das Typifche. Gleichartige verleiht. ift rein äußer-
lich und ftark auffällig. Sie Beide deuten durch die hervorragende Quali-
tät der Zeichnung. daß hier die befondere Begabung ihrer Meifker zu
fuchen ift. und dennoch ftört das Verzeichnete einer unnatürlichen Pofe,
Die Frauengeftalt hält mit einer feltfam zurückverfchränkten Armbewe-
gung die Amphora auf der linken Schulter. in krampfhaft gezwungener
Beinftellung kauert der Mann. von deffen Kopf hinter dem Knie nur die
Haare zu fehen find. wie ein erfrierender Infulaner auf einer öden Fels-
klippe. Man hört gelegentlich angefichts diefes Bildes Hans Thomas
Namen. der einmal ähnliches verfucht hat. wie auch Rodin das gleiche
Bewegungsmotiv bei feiner Statue „Verzweiflung“ verwendete, Aber
der richtige Name des Künftlers ift dem deutfchen Publikum nicht ge-
läufig. Auch die Kunde. daß diefer Mann ein Franzofe aus der erften
.Hälfte des vergangenen Jahrhunderts ift. deffen 100. Geburtstag am 23.
März feierlich begangen worden ift. klingt fremd wie kaum eine andere
Tatfache im Bereich der neueren franzöfifchen Kunftgefchichte. Die beiden
genannten Bilder malten Lehrer und Schüler. „Die Quelle"
taufte Dominique Ingres fein Werk - „Studie". fo begniigte fich Hippo-
ly-te Flandrin die einzige Arbeit zu nennen. die zu feinen Lebzeiten in den
Louvre kam, Hier hängen jetzt beide Stücke als hiftorifche Erinnerungen
einer einfimals vielverehrten Epoche nahe beifammen. in dem großen
Mittelfaal. wo man zwifchen die Größen von vorgeftern und gelte-en. die
Couture und Delaroche. Gros und Säjeffer. die Unfterblichen einzwängt.
Rouffeau. Troyon. Eourbet.

Hippolyte Flandrin war nun doch bei aller Beachtung. die ihm von
feinem dreiundzwanzigfien Jahre an zuteil geworden ift. niemals eine Größe.

Daran hinderten ihn m-enfchlich feine Befcheidenheit. künfilerifch feine Abfichten. Weit mehr als er muß Ingres in den entwickelungsgefchichtlichen Zufammenhang einbezogen werden. der die Franzofen von heute mit den Epigonen des Klaffizismus verbindet. Als die ungeftümen Neuerer Gäricault und Delacroir. die fogenannten „Dreißiger". den fiegreichen Kampf gegen die akademifche Strenge und Herbheit fchlugen. blieben fie und ihre Genoffen noch ein volles Menfchenalter eine Partei für fich. Ienes Epigonentum konnte mit Kämpen auf die Wahlftatt treten. die wie die Roberts ihre eigene Waffe führten -- Eorot lernte von ihnen -. es konnte fich fernerhin im Ruhme der Ateliertradition der franzöfifchen Kunfifchule in Rom fonnen. Darum wandte das Publikum ihm feine Gunft zu. bis die alten Lehren der Enzyklopädifien und Archäologen. die alle politifchen Umwälzungen überdauert hatten. den lauten Forderungen der neuen nach malerifchen Gefichtspunkten urteilenden. an der Kunft Alt-Hollands gefchulten Kritik unterlagen. Noch 1855 gewann Ingres einen unbefirittenen Sieg auf der Weltausftellung - 1856 erhoben fich die er|en Stimmen gegen Eouture - als Flandrin 1864 ftarb. wurde er in weit höherem Maße gefeiert als es ein Iahr vorher die Nekrologe über Delacroir gewagt hatten - 1866 begannen fchon die denkwürdigen Zufammenkünfte im Cafe Guerbois. deren Mittelpunkt Manet war. Zwifchen ihm und Flandrin gibt es nichts Gemeinfames mehr außer der Nationalität. Man darf bei Klopftocks Meffias nicht an den Götz von Berliäfingen denken. Vor Menzels „Wei-Mk? VDMA?“ fchwindet die Erinnerung an Cornelius und feine apokalyptifchen Reiter. an Philipp Veit und Friedrich Overbeck.

Mit d i e f e n Künftlern vergleichen wir Hippolyte Flandrin. Aber wir find den trockenen Ton diefes Nazarenertums herzlich fatt. Unfere nervöfe. impulfive. kraftfordernde Zeit will nichts mehr zu tun haben mit einer Kunft. deren Symptom Ängftlichkeit heißt.- Wir fordern vom Drama. daß es dramatifch fei. von der Malerei. fie müffe malerifch fein. Wir kehren uns ab von folchen Dichtern und Künfilern. die an die Sentimcntalität des guten Herzens pochen wollen. Nießfche und Ibfen. Manet und Liebermann gaben für uns den Ton an. Das fahen wir an der geringen Aufmerkfamkeit. die auf der deutfchen Jahrhundert-Aus|ellung manchen Sälen des oberften Stockwerkes der Berliner Nationalgalerie zuteil wurde. wo endlich die Problematifierenden. mit ihnen die Hamburger Oldach und Runge. gerecht eingefchäßt worden find. während die gähnende Langeweile mit ihrer farbenblaffen Troftlofigkeit an den

Sälen der romantifch-nazarenifchen Rachziigler Wache hielt und felbft vor Meifter Schwind nicht die Lanze fenkte. Genau fo ging es Hippolyte Flandrin auf der großen retrofpektiven Parifer Ausftellung von 1900. Er war da. man überfah ihn. nannte ihn kaum in den Berichten. nirgends war eine Abbildung nach einem feiner Werke. Erfcheint es da nicht faft als ein Wagnis. feinen ftaubgewordenen Körper fiir einen Moment heraufzubefchwören zu Menfchen. die nichts für ihn und feine Kunft übrig haben - und vor denen er felbft wie Erda flehen würde. ihn wieder herabfinken zu laffen in traumlofen Schlaf. Nur darum mag es vergönnt fein. weil ein großer Teil feiner Arbeiten fiäj an den Wänden von Kirchen befindet. wo fie in der Tat ihren ernjten Zweck genau fo erfüllen wie Thomas Fresken in der Heidelberger Peterskirche. die man vielleicht auch einmal anders werten. immer aber achtungsvoll nennen wird, Und wir haben anzuführen. daß die Lehren Ingres fich modern umgedeutet in den dekorativen Malereien des Puvis de Ehavannes wiederholen. daß alfo ein Dogma. zu dem Flandrin auffrhaute. auch heute. aber abgefchwächt und dabei wahrhafter. eine kleine Gemeinde franzöfifcher Künftler beftimmt.

Als Flandrin Ingres als Lehrer wählte. war er fich über die Art feiner Begabung noch nicht klar. Es ging ihm wie fo vielen anderen Künftlern. Die Frage des Broterwerbs kam zunächft in Betracht. da das obligate Künfilerelend die beiden Brüder Hippolyte und Augufte. den Älteren (1804-1842). der ebenfalls bei Ingres findierte. in traurigfter Weifc heimfuchte. Vom Elternhaufe in Lyon. wo der Vater. ein verbitterter Miniaturenmaler. der mit diefer mehr fabrikmäßigen als künftlerifchen Befchäftigung ein ärmliches Dafein friftete. für die jüngeren Gefchwifter zu for-gen hatte. war kaum das Nötigfte zu erwarten. und das wanderte dann als Bezahlung für die Unterrichtsftunden in das Atelier des Lehrers, Bei diefen Entbehrungen. welchen beide Brüder nur eine zarte Gefundheit entgegenzufeßen hatten. holten fie fich die Krankheitskeime. deren Zunahme Augufte fchon in ganz jungen Jahren. Hippolyte ebenfalls am Anfange der Fünfziger erlagen. Die Schilderungen des gemeinfamen Lebens und Leidens der beiden jungen Menfchen. die in den immer hoffnungsvollen. befcheidenen Briefen an die Eltern zurückhalten. während fie aus anderen Epifieln um fo deutlicher fprechen. haben einen fait romanhaften Zug. Wir folgen dem Bericht. den Poncet. ein Lieblingsfchijler Flandrins. nach den Erzählungen feines Meifiers aufgefchrieben hat. mit der nämlichen neugierigen Teilnahme. die uns an

Balzacs Erzählungen aus Alt-Paris und die Miferen der Bewohner von
Psre Goriots Penfion feffelt. Der heroifche Idealismus. mit dem der
energifchere Hippolyte trotz Eholera und Kollegenmißgunft. trod abficht-
licher Zurückfeßung der Preiskommiffion. aber auf das freundfchaftlichfte
unterftüßt und gehalten von Ingres. feine Arbeit für den pri! cke [lame
vollendete. brachte endlich die Befreiung. Obwohl in der Kritik der
Iury - war vielleicht ein Künfiler dabei. der das Wollen von Delacroir
und die Bedeutung einer Kunfi erkannte. die eben anfing. Auffehen zu er-
regen? _ bereits die Ausdruckslofigkeit der Gefichter und die tempera-
mentlofe Darfiellung getadelt wurden. entfchied das Votum von Ingres.
und Flandrins ..Thefeus im Feftzuge. erkannt von feinem Vater" hatte
gefiegt. Mit einer Begeifterung. die fo weit ging. daß die Reife
zu Fuß unternommen wurde. machte der junge Künfiler fich auf den Weg
nach der ewigen Stadt, Seine Briefe find ein Hymnus nicht allein auf
die Freiheit. deren Gaben verfiändig und fparfam genußt werden. fondern
vor allem auf die Säjönheit der Natur und des Lebens in der Villa
Medici. wo unter Rufen. Obfibäumen und Pinien köftliche Arbeitsruhe
herrfcht. während vom Fenfier der Blick ungehindert über die ganze Stadt
fchweifen darf. um an der Peterskuppel haften zu bleiben. ..Wenn ich
daran denke. daß ich von hier werde fcheiden müffen" - folche Gedanken
kehren in vielen Briefen wieder. ..Aber ich fühle doch". heißt es einmal.
..daß mich meine Arbeit anderswohin führen muß." Diefer Hang zu
fchmerzlicher Refignation. der felbft in den römifchen Glückszeiten fich
vordrängt. war die beftimmende Eigenfchaft von Flandrins Charakter.
Wenn wir das Selbftbildnis des Künfilers in den Uffizien betrachten
oder auf der Photographie aus dem lehren Lebensjahre verweilen. fällt
fogleich die überrafchende Ähnlichkeit Flandrins mit Alfred de Muffet
auf - bei beiden der leidende Zug. der der Stirn und den Augen auf-
geprägt ift. bei beiden der fchiefgezogene entfagungsvolle Mund. und felbft
in der Gefie. bei beiden die energifäj gefchloffene und doch im Gefühl der
Ohnmacht fchlaff hängende Hand. Der Gegenfaß diefer beiden Men-
fchen. dort die durch Mangel an Selbfizucht in der Unftillbarkeit der
Leidenfchaften felbftquälerifch fich verniäjtende Eriftenz des Dichters -
hier eine befcheidene. pflichtbewußte ehrliche Künftlernatur. dem Leiden
und dem Tode vertraut. vielleicht zu Größerem beftimmt. aber zufrieden.
mit der Ausführung übernommener Aufgaben und der Anerkennung dafür
durch das Leben gehen zu dürfen. Wagemut und Abenteuerluft lagen
Flandrins fchüchternem Wefen unendlich fern. und er erfäjrak förmlich.

als ihn der Direktor der römifchen Akademie. der berühmte Horace Vernet. dem er den Wunfch ausfprach. ganz der religiöfen Malerei fich widmen zu wollen. zu einer Reife nach dem Orient befiimmte. Wenn Flandrin fich vor diefer Fahrt ins gelobte Land fcheute. hat er vielleicht die künftlerifchen Gefahren geahnt. denen 20 Jahre fpäter der englifche Präraffaelit Holman Hunt unterlag. als er bei feiner Sucht nach Verismus in der glühenden Sonne Paläftinas feine Heiligenbilder malte.

Aus Rom fchi>te Flandrin alljährlich Bilder in den Salon. von denen das bedeutendfte. ..der heilige Elarus Blinde heilend“ jeht in der Kathedrale von Nantes fich befindet. Auf diefem Werke zeigt fich Flandrins Wollen und Können zum erftenmal in feiner ruhigen Anfpruchslofigkeit. Der Schüler von Jngres. der den Vorfchriften des Meifters gehorfam in Raffael den Größten fah. dem er folgen müffe - es ift gelungen in vielen Kritiken das Verhältnis Flandrins zu Jngres mit der Abhängigkeit Giulios von Raffael oder Luinis von Lionardo verglichen zu finden - bleibt in der Kompofition völlig abhängig von feinen Vorbildern in den vatikanifchen Stanzen und der Transfiguration. Wenn wir abfehen von dem Mangel an Lebendigkeit. an dramatifcher Erregung oder einem begreiflichen Wunfch naäj größerem dekorativen Beiwerk. müffen wir anerkennen das Vorhandenfein eines eigenen Stilgefühls (im klaffifchen Sinne jener Zeit gebraucht und nicht im modernen. technifchen). das in der ftatuarifchen Gruppenbildung fich äußert. einer faft unangenehm korrekten Zeichnung und einer für religiöfe Bilder direkt vorbildlichen Innigkeit des Ausdrucks. die felten fo natürlich. fo unhyfierifch gegeben worden ift.

Diefe Merkmale der Flandrinfchen Kunfi find von jeßt an allen feinen Arbeiten eigentümlich. Die großen Aufträge. die er nach feiner Rückkehr aus Rom auszuführen hatte (1839). gewährten ihm die Möglichkeit. fein Talent da zu betätigen. wo es am erfreulichften und würdigften wirken konnte. auf der freien Fläche der Wand. der Freskenmalerei. In Paris fchuf Flandrin in den Jahren bis zur Revolution die Gemälde der Iohanneskapelle in der Kirche St. Severin. dann fchmückte er die Wände der altenAbtei von St.Germain desPres mit zwei großen Fresken. Ehrifii Einzug in Ierufalem und Ehriftus auf dem Wege zum Kalvarienberg. Auch auswärts arbeitete er. die St. Paulskirche in Nimes. die Kapelle der Abtei von Ainay in feiner Vaterfiadt Lyon hat er ausgemalt. Nebenher vet-fuchte Flandrin fich als Porträtift und erzielte hier ebenfalls einen großen Erfolg. der fpäterhin den Kaifer Napoleon lll. beftimmte.

fich von ihm malen zu laffen. Die Bewunderung diefer Bilder können
wir nicht verftehen. Selbfk in Ary Scheffers Süßlichkeit fteckt mehr
Kraft als in den medaillenhaft umriffenen Köpfen Flandrins. die über
das Fünftalerporträt unferer Biedermaierzeit nur die Zeichnung erhebt.
Flandrin war der gegebene Zeichner mit dem Silberftift. aber dafür fand
er kein Publikum. und im Wunfche. Dußendphyfiognomien geiftreiche Le-
bendigkeit aufzutäufchen. gab er konventionell zugeftußte Durchfchnitts-
menfchen. die faft fämtlich nach allzu engen Stiefeln ausfehn. auch wenn
Graf Walewski und Baron Rothfchild darunter fieht.
Zu feinem Hauptwerke wurde Flandrin kurz nach der Revolution
berufen. Er follte das Mittelfchiff der nach dem Mufter der alten Bafi-
liken von Hittorf erbauten Kirche St, Vinzenz de Paola in Paris mit
einem großen dekorativen Fries zieren. Befonders gluälich war zu-
nächfk die Wahl des Stoffes. Der Künfkler wollte die Wallfahrt der
Völker des Orients und Occidents zum Heil darf'tellen. die von den
Apofieln Petrus und Paulus empfangen werden. Auch bei diefem Werk.
wo fich Flandrin unbekümmert jeder Freiheit hätte überlafien dürfen.
fiört die Monotonie der Gruppierung. der das Lebendige fehlt. Dennoch
hat Flandrin hier durch die Rhythmik der Figuren. die würdevolle Auf-
fafiung der einzelnen Märtyrer und Heiligen. eine harmonifche Wirkung
erreicht. die fich mufikalifch vorzügliäf nachempfinden läßt. wenn wir an
die Paufen im Marfche der Gralsritter denken. Auch ein heiteres male-
rifches Sinnen kommt zumal bei den weiblichen Figuren zum Durchbruch.
Aber wenn der erfie Eindruck. der beim Betreten der Kirche ein fympathi-
fcher gewefen ift. bei genauer Betrachtung fich abfchwächt. fo trägt die ver-
hängnisvolle überfchönheit aller der Pilger daran die Schuld. Ziehen
wir die gleichzeitig entf'tandenen Fresken Eoutures in St. Euftache zum
Vergleich heran. denen Feuerbach die Anregung zu feinem ..Dante mit
den Frauen“ dankt. werden uns bei aller Virtuofität der Kompofition.
die auch mit kirchlichen Gefühlen recht wenig zu tun hat. die bekleideten
Modelle ftören. denen man die idealifierte Abkunft des Vorftadtboulevards
ebenfo anmerkt. wie den nackten Schönen der ..Römer der Verfallzeit“.
In eine folche Kalamität ifi Flandrin nie gekommen. Er entwarf alles
in der Phantafie. Das hat nicht einmal der größte Freskenmaler ge-
konnt. den die Gefchichte der Kunft kennt - hier verliert Flandrins
Kunfk fich in das Gezierte und Unnatürliche.
Offenbar ift er fich diefer Torheit felbft nur halb bewußt gewefen.
Mit Staunen lefen wir in einem feiner Briefe aus Rom. der wegen feiner

Bedeutung für unfere deutfche Kunftgefch'iihte wiedergegeben fei,
folgende Stelle: „Wir waren heute bei Ov e rb e > und betrachteten
feine Werke. entzückt von dem religiöfen Gefühlt das in ihnen herrfchtf
namentlich in dem gewaltigen Bilde: Der Triumph der Religion in den
Kliniken (das Gemälde befindet fich jeßt im Städelfihen Inflitut in Frank-
furt). Ich finde alles fchön und wohl durchdacht. aber bei der Aus-
führung verwendet Overbeck Mittel. die ihm nicht angehören. Er
f>7ließt fich ganz an die Methode der alten Meifter an. er beobachtet die
Nature hat fie aber- wie er felbft zugibt- niemals vor Augenz wenn er
arbeitet. Sein Streben geht nicht aufs Malen. er will feine Gedanken
hinfchreiben. Daran tut er unrecht. denn je befier feine Malerei ifty um
fo klarer wird er feine Ideen ausdrücken können . . . . Was Flan-
drin hier von unferem deutfchen Meifter fagt. fcheint faft mit der fiillen
Ahnung notiert zu fein. daß der gleiche Konflikt auch auf feinen eigenen
Bildern bemerkt werde. Sich zu felbf'tändigem Ausdruck einer empfin-
dungsreichen Natürlichkeit- wie er es offenbar erfehnte- durchzuringen-
war nicht Flandrins Los. Aber als er am 21. März 1864 während eines
zweiten. aus Gefundheitsrückfichten genommenen Aufenthalts in Rom
ftarb. durfte der unbefangene Kritiker vor feinen Leiftungen die Worte
wiederholem die Flandrin felbfi an den Schluß des ebengenannten
Briefes über Querbeet ftellt: „Wir fchieden von ihm mit einem angeneh-
men Eindruck; auf uns ging das Gefühl der religiöfen Weihe über. die
feinen Werken eigen ift. und die fiets ruhige Freude mit fich bringt.“
Diefe Worte haben heute noch ihre Geltung.

Max Goldfiaub:
„Augen des Geifie "- „Augen des Herzens".
Mit Sirene-nfiimmen locken die Menfchheit in ihren Bannkreis die ungelöfien Rätfe(der Natur. Titanifche Geifter ringen nach Erkenntnis mit ebenfo heißem wie nußlofem Bemühn. Denn in verzweifelnder Refignation gefieht fich Fauft:
„Geheimnisvoll am lichten Tag-
Läßt fich Natur des Schleiers nicht beraubenl
Und was fie deinem Geift nicht offenbaren mag-
Das zwingfi du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben".
Dennoch lockt es rafilos weiterz das Myfierium des Werdens und Vergehens, Und die felbfi der Ubermenfch nicht ergriindet, die tätigen KräfteL fie fieht des Volkes leichtbefchwingte Phantafie an ihrem Werk in Dämonengefialtz wovon finnige Märchen und Sagen erzählen .
Aber kaum klingt einmal zum Volk ein Echo der gleich geheimnisvollen Stimmen aus der Welt fprachlichen Lebens. Haben Ohren und hören nicht. Sind Erben geworden eines reichen Schaßes, den nußen fie wie tote Scheidemiinze- und ift doch ein kräftiger Pulsfchlag in der Sprache- worin fie ihrem Fühlen und Denken Ausdruck geben- ein fietes Werden und fich Wandeln. Sie ahnen kaum„ daß unaufhörlich fließt/ was ihnen unbeweglich zu fein dünkt- und daß einmal entfianden ifil was ohne Anfang fcheint. Wortel die der Philofoph finnend geformt- oder Bilder, die derDichtergeifi fchöpferifch geboren, haben imWandel derZeiten ihren Weg in die Sprache des Volkes gefunden und find Allgemeingut geworden- deffen man nirgends mehr entraten kann. Zuweilen find fie fiark verblaßt- andere wieder tragen deutlicher ihres Urfprungs Gepräge; manche fcheinen oder find wirklich für ganze Strecken wie unfichtbare Flußadern entfchwunden. um dann von neuem aus nnterirdifchen Gängen hervorzubrechem unentbehrlichere find dauernd in Gebrauch als ftereotype Elemente der lebendigen Sprachen. Immer aber ifi es eine einzige Kette;
3::

und es mag fich verlohnen. als ein intereffantes Beifpiel die Bahn der Metapher ..Augen des Geiftes" im allgemeinften Umriß zu verfolgen. Naturforfcher unferer Zeit wollen außer den zwei Augen. die der Menfch befißt. an gewiffen Spuren ein ehemaliges Scheitelauge erkennen, Wäre die Hypothefe erwiefen. fo hätte in Urzeiten gleichfam das Gehirn Sehkraft befeffen. und es wäre damit eine Art von phyfifcher Grundlage fiir das „Auge des Geifies" vorhanden. das menfchliche Einbildungskraft erfonnen hat. Das metaphorifche Bild. das den Geift oder die Seele dura) übertragung unferes leiblichen Sehorgans verfinnlicht. hat allmählich faft Charakter und Geltung eines Terminus gewonnen. und man darf behaupten. daß es im Bewußtfein und in der Sprache des Volks. wenn auch nicht gerade feiner unteren Schichten. bodenftändig ift. Aber geboren ward es in jenen Sphären. wo erhabene Geifter die höchften Menfchheitsprobleme zu erforfchen trachten. Keines Menfchen Blick dringt in die Welt des Überfinnlichen. in die tranfzendentalen Regionen himmlifcher Herrlichkeit. Aber der philofophierende Geift fchaut auf der .Höhe der Erkenntnis die letzten Gründe des Seins. gleichwie ein Verzückter in feiner Ekftafe die Gottheit felber. Von folchen gilt das Wort des Evangeliums: ..Aber felig find eure Augen. daß fie fehen." Das find „des Geifies Augen". und es ift nur ins Religiöfe gewendet. was urfprünglich für philofophifches Schauen geprägt ward, Auch diefes war freilich nicht frei von myftifch-religiöfem Gehalt. da wo wir die Metapher zuerfi in häufiger Verwertung finden. in den- Schriften Platons nämlich. den die bewundernde Nachwelt den ,.Göttlichen“ genannt hat.

Einer der größten Sprachbildner aller Zeiten. und mehr ein Dichter denn ein Philofoph in dem künftlerifchen Drange. die auf logifchem Wege gewonnenen Begriffe in anfchauliche und finnfällige Bilder umzufeßen. hat Platon dem Metaphorifchen eine Bedeutung eingeräumt. die feiner Darftellung einen ganz befonderen Zauber verleiht. Aber nicht alle diefe bildlichen Wendungen atmen fo fehr feines Geifies einen Hauch. find fo eng in feine philofophifäje Doktrin verflochten. wie ..die Augen der Seele“. Ihm. der. getreu feinem Lehrer und Meifter Sokrates. ganz in der Dialektik aufgeht. ift doch das höchfte Ziel aller Philofophie die kontemplative Verfenkung in jenes Reich der Ideen. deffen genialer Prophet er felber gewefen ifi. „Die Augen der Seele‟ darauf gerichtet. erfchaut der Philofopb. was feines Geifies Sehnen war. die höäjfie Idee. die des Guten. die Gottheit. Der nüchterne Verfiand. die Logik. verfagt am Ende. da trägt der Enthufiasmus die Seele empor. über die Grenze

3Â°?
IH?
upD-UYQQFYR :5
â€žW E O y Q Q
ZW =3 mo?? :ZV
L a Q I Q Q :-

uur* es i-iaz -k-t* seit-ohren, als ein intercfiantes Beifpicl die Bahn der
Pkt-raider „Ai-ara kt*- Geiftee‟ im allgemeiufien '.lmriß zu verfolgen.
NaturforFuier unfere! Zeit wollen außer den zwei Augen. die der
Menfch c'efißt. an gewificn Spuren ein ehemaliges Scheitel-.tige erken-
nen. *rliiire rie Furwtkcfe erwiefen. fo :flirt-3 in Urzeit-cn gleichfa'n das Ge-
hirn Sehkraft befrffrn. und es wire damit eine 'Art von phyfifiher
Grundlage für das ..Auge des Grill-es" rot-dauern. das menichliche Ein-
bildung-craft erfonnrn cat. Das »retard-.War Wild. das den Griff oder
di.- Zkei.- dem» (Li-**rtr-ienne, uu'; .*cs (eibi'cren Selim-grins vetfinn-
lität. eat ab'niii-.ltcjr fait Ebert-.I've unt, welt-*na eines Terminus gewon-
nin. nur man .darf bei-aurtcn. daf: .t in. '-"---.: erßtiein und in der Sprache
des Verfe- neukr anti: r.- nt .du-t..- it..-r. .-.'i"k'ek. Schichten. bodenftändig
iii. Aber gel-our- 'raid Es' Zu *- urn Zak-(Icon. wo erbarer'e Stifte? die
ko-:bften W'ettfctf-hriterr-i-r.;. *n cr rin-.7. tra-,mem Keines Mei-fetten
Blick dringt in die Uri-it es ?Zinni-umher.. in die tranfzcndentalcn Re-
gionen bimmlifajrr .Gemini-km .tiber der philefvtthierende Geift fchaut
auf der .Höhe der Eric-.item die lebten Gründe des Seins„ gleicizwie ein
Vet-ziickter in tr rer Eklta-'r die Gottheit felber. :Zr-n folchen gilt das
Wort d *- -Z-.re--...l.ntns: „Ader felig find cure Augtn. daß fie fehen.‟ Das
find ..d-- * *,-f-
A2 zen“. und es ift nu;- ins Reimu'fe geidendet. was ur*-
.z***'u:;-..** i -r *.*ik--Zcrb-iimes Schaut.. geprägt :rat-d. Auch diefes war
--'- .' ;. .s o:: *.- : man mvjtifch-rcligiimm Gehalt. da we -ru- t--r Metapher
(i ..* :2 :7 .'i--rr ?tern-ertumi *ier-.1: "n t-.n So-*Zft.x- Mat-*ne nämlich.
-- die 1'. t*: -kerute N.. *rt-..r *rc-[l .i o* fick-ka“ genannt bat.
*' -'--::rr--. .2'.i.,- Zeiten. und mehr ein Dichter
'rc-.*- i -. _Nile --rb in -- i1* - .li-*n .Iran-ze. di.- au't logifche-m Wege
-K. q.- . *r -
.-. “MENU-..q '
.1-*:-.-.i.i.u-n 'F-..x-m .- * :im-r ;..l [inn-(LOW Bitter umzufeßen.
tv :lle-.- .1 -- "-- .- -. rer Bertram'. eu uma-nt.. die feiner
7.* :2.: . '.A. *.- --,i*-* --.-'*...r--n Z.: 'bc '., li*?':. '.'tl -r richt alle diefe
*;."->-. - *.72 “ n ..1- .-3. urt- ..x *'-*,-r *cm-'r (Linie-e ciner Hauäj. find fo
er... .- “iq-c pmlogoriißhc 'Ö-r“..;lr- 'Nr-:Minn wie „die Augen der
:*--m Ibm. dcr. getr-*.i "einem ?ehrt-.- und Meiner Sokrates. ganz
in der Dialektik aufgeht. ift doch das heck-(te Ziel aller Philofophie die
kontemplative Verfenkung in jenes Reich der Ideen. deffen genialer Pro-
phet er felber gewefen ift. ..Die Augen der Seele“ darauf gerichtet. er-
fchaut der Philofopb. was feines Geifies Sehnen war. die börhfie Idee.
die des Guten. die Gottheit. Der nüchterne Verftand. die Logik. vertagt
am Ende. da trägt der Entbufiasmus die Seele empor. .über die Grenze

.. , :eilt-uxXqm :Z ?.:LW :IV
.SKY â€žWZZQÃ–ZN :Z Y
.oa-
?Za

folgerichtigen Denkens hinaus. ..So wird". fagt Erwin Rohde. Friedrich
Nießfche's feinfinniger Freund. ..in den Myfteriennächten dem Epopten
das Bild der hohen Göttinnen offenbar im Fackelglanz von Eleufis."
Als ein charakteriftifches Ingrediens platonifcher Diktion verblieb
die Metapher feitdem dauerndes Sprachgut des reinen Attifch. Und
außerdem fchlug fie nebfi andern platonifchen Elementen bei maßgebenden
römifchen Schriftfiellern fo fefke Wurzeln. daß fie wie eine Original-
fchöpfung lateinifchen Sprachgeifkes auftritt. Freilich. die hohe Weihe
platonifcher Wertung konnte fie bei den Epigonen nicht behalten. Die
Rhetorik. deren gleisnerifchen Schein Platon nicht müde ward mit leiden-
fchaftlichem Ingrimm zu bekämpfen. bemächtigt fich unbedenklich auch
diefes Lieblingsbildes ihres Gegners und verhilft ihm zu weiter Verbrei-
tung. Aber gerade dadurch finkt es zur blaffen Formel herab. wie das
philofophifche Schauen zu flacher oder gekünftelter Reflexion. In nahe-
liegender Antithefe. wie fie der rhetorifche Stil liebt. werden den leib-
lichen Augen die des Verfiandes gegenübergefiellt.
Dennoch ging der alte Charakter anderwärts wenigftens nicht ver-
loren. Ja. es firömte der Metapher fogar frifche Kraft zu; denn es hatte
fich allmählich der Boden bereitet. von dem aus fie auf einen neuen Gipfel
gelangen und wahrhaft univerfale Geltung gewinnen follte. Diefe neue
Blüte fest an die philofophifchen Spekulationen und prophetifchen Offen-
barungsfchriften an. die in Alexandria üppig ins Kraut fchoffen. Iener
Synkretismus aber in Philofophie und Religion. der die griechifche Weis-
heit teils mit der Bibeloffenbarung. teils mit der altägyptifchen Priefter-
lehre oder mit irgendwelchen andern religiöfen Elementen des Orients
verfchmolz. war die Lebensader diefer ganzen Literatur. Ein tiefer
Myftizismus erfüllt fie. und deffen Sprache fiellt auch das platonifche
Bild. dem der myftifche Sinn nicht abging. in ihren Dienfk.
In. der Theofophie des Juden Philon von Alexandria begegnet der
Ausdruck bis zum überdruß. wenngleich bei diefem Nachahmer platoni-
fäjer Denk- und Redeweife, nicht felten noch ein Abglanz feiner früheren
Erhabenheit hindurchfchimmert. Denn wie bei Platon felber alles
Philofophieren fchließlich im feligen Erfchauen der reinfien Idee endet.
alfo winkt auch nach philonifcher Lehre dem Philofophen als Gipfelpunkt
feines Fühlens und Denkens die Offenbarwerdung feines Gottes und die
myftifche Vereinigung mit ihm. ..Die Augen des Geiftes“ gewinnen da
mitunter die alte Kraft. die fich im Gebrauch derRhetorik fo fehr vet-flüch-
tigt hat. Und ebenfolch philofophifch-gnofiifcher und religiös-myftifcher

Charakter eignet der Metapher in jenen Prophetien. die. an den Namen des
Gottes Hermes geknüpft. ihreGläubigen den Weg zumSeelenheil lehrten.
Das Wefen der Gottheit zu erkennen. fie zu fäfauen. mit ihr eins zu werden.
ift auch hier Endziel aller Sehnfucht. Dem Myfien. der die Lehren
empfing. öffnen fich in feinem inbrünftigen Suchen nach Erkenntis all-
mählich ..die Augen des Geiftes" oder. wie hier die Metapher auch lautet.
..die Augen des Herzens" für die Gottheit in ihrer Glorie. So find diefe
ein Beftandteil der helleniftifch-theologifäjen Formelfprache geworden.
In diefen Zufammenhang aber gehört nun auch eine Stelle des
Neuen Teftaments. wo das metaphorifche Gebilde grierhifchen Geiftes in
die chriftliche Heilslehre übergeleitet ift. Sie fieht im 1. Kapitel des
Epheferbriefes. Vers 18. Die Stimmen. die das Schreiben immer noch
der überlieferung gemäß dem zuerkennen. der aus dem Saulus ein
Paulus geworden. verhallen mehr und mehr. Seltfam flechen vor allem
Wortfchaß und Terminologie von der echten Ausdrucksweife des Apofiels
ab. der den Heilsweg kündet und mit Engelszungen der Menfchheit das
Evangelium der Liebe predigt. Dem Verfaffer des Epheferbriefes da-
gegen gilt mehr als alles andere die tiefe Einficht in Wefen und Ziel
der jungen Kirche. Das ifi nach feiner Auffaffung ein Myf'terium.
gerade fo wie die Dogmen. ja das Evangelium felbft; und fo fiark ift er
vom heidnifäfen Myfterienwefen beeinflußt. daß er unbefangen deffen
Symbolik auf die Vorftellungen des neuen Glaubens in größerem Um-
fange überträgt. Die Gnade der Erkenntnis aber. die er nicht aufhört
in den Vordergrund zu fiellen. möge. fo betet er zu Gott. die Erleuchtung
„der Augen des Herzens" den Gläubigen bringen! Hier fließt ihm die
antike Metapher zu. die er. vielleicht nicht abfichtslos. mit einem Ter-
minus der Myfterienfprache in Verbindung feßt. Und die tiefe religiöfe
Empfindung. die das ganze hymnenartige Stück durchweht. trägt in die
abgebrauchte Formel einen fo feierlich-weihevollen Klang. als ftrömte fie.
eine eigene Prägung. aus feinem tieffien Herzen. ..Darum höre ich nicht
auf“. fo lauten die Worte. ..zu danken für euch und gedenke euer
in meinem Gebet. daß der Gott unferes Herrn Iefu Ehrifii. der Vater
der Herrlichkeit. euch geben möge Geifi der Weisheit und Offenbarung
in feiner Erkenntnis. erleuchtet mache die Augen eures Herzens. daß ihr
erkennen möget. welche da fei die Hoffnung feiner Berufung. und welcher
fei der Reichtum feines herrlichen Erbes unter den Heiligen. und welche
da fei die überwältigende Größe feiner Kraft an uns. die wir glauben ge-
mäß der Wirkung feiner mächtigen Stärke . . ."

„Die Augen des Herzens“ find damit für die chriftliche Welt Gottes
Wort gewordem und der Schimmer der Heiligkeit ruht darauf. Für das
Mittelalter aber war das von unermeßlicher Bedeutung. Denn die Bibel,
das Buch der Bücher7 erfüllte die Gemüter und beherrfchte ganz ebenfo
die Geifter. Sie fiand nicht allein im Mittelpunkt theologifcheq fon-
dern auch philofophifcher Geiftesarbeit. Gedanken und Worte befruch-
teten in kaum je wiederholter Intenfität und Fülle alle Literatur. die
Poefie nl>)t ausgefchlofien. Das zeichnete der nunmehr biblifch gewor-
denen Metapher den Weg vorX den fie von da an nehmen follte. Die alten
Kirchenvät-er des Orients wie des Okzidents wiederholen fie zunächfi
und tragen fie in ihren Predigten in breitere Schichten des Volks. Die
Schriften gerade der einflußreichfien und redegewaltigften. denen die
Formel übrigens auch aus ihren philofophifchen und rhetorifchen Studien
bekannt fein mußtex bringen fie an eindringlicher Stellex befonders häufig
die Predigten des heiligen Augufiinus- in dem man den größten Schrift-
fieller der Ehrifienheit bewundert. Vielleicht hat auf diefe Vorliebe
des Augufiinus zugleich mit dem biblifchen auch der alte platonifche
Ausdruck eingewirkt.
Das Weihevolle haftete der Metapher vom Urfprung her anz die
Bibel hatte es noch verfiärkt; kein Winden wenn fie nun auch in
fiärkerem Maße in die gehobene Sprache der Dichtung Eingang fand.
Und fo begegnet fie außer in grieäfifcher und lateinifäler auch in pro-
venzalifcher wie in altfranzöfifcher Poefie- und fie ift hier als poetifche
Formel nicht mehr noch minder konventionell- als fie es einft in rhetori-
fcher Profa gewefen. Ganz ebenfo aber verwenden fie unfere nationalen
Dichter des Mittelalters, und wenn es Konrad von Würzburg in feinem
Loblied auf die heilige Jungfrau tutx fo hat Walther von der Vogel-
weide den Ausdruck in den Dienfi weltlicher Minne gefiellt. Ia, der
Gegenfaß zwifälen den körperlichen Augen und denen des Herzens wird
dem Minnefinger zu einem fo wefentlichen Motiv eines Gedichts. daß
diefes „die Augen des Herzens“ betitelt werden konnte. Mit leibliäien
Augen- fo klagt der Dichten habe er die Geliebte lange nicht gefehen-
dafiir aber zaubern ihm die Augen des Herzens fiets ihr Bild vor:
„Wollt ihr wifien- was die Augen findl
Die hin fehen iiber Berg und Land?
Die Gedankenl die mein Herz fich fpinnt,
Sehen fie dura) Mauern und durch Wand."

Das ifi finnige Reflexion. und die gehört zu dem poetifajen Reichtum diefes größten deutfchen Lyrikers des Mittelalters nicht minder als der keufche Sinnenzauber. den fein berühmtes Lied „Unter den Linden“ atmet. Dura) folche Mitwirkung ift die biblifche Metapher gemeinfames Sprachgut der Kulturvölker geworden und ein Ausdrucksmittel. das fich den verfchiedenften Begriffskreifen und Stimmungen angepaßt hat. Daß die Formel dabei vielfach farblos erfcheinen muß. liegt in der Natur der* Sache. Nur kann fie doch auch nicht leicht bis zur Trivialität herab- finken. weil fie in die Atmofphäre des Geifies oder in das Bereich des Gemüts gebannt bleibt. Der Grad von Innerlichkeit freilich. die hinein- gehaucht wird. oder von Erhebung. die erreicht werden foll. kann immer nur von der Tiefe. dem Enthufiasmus. der Sprachgewalt des Nachbild- ners abhängen. Der künftlerifche Genius flößt auch der erftarrten Formel eine Kraft ein. die fie längft verloren zu haben f>jien. erweckt fie zu jungem Leben. als wäre fie neu erftanden. gibt ihr den Zauber von Anmut und Schönheit. Geift von feinem Geifie. Goethe hat fie mit einer gewiffen Vorliebe auch in fchlichter Profa gebrauäjt in ..Wahrheit und Dichtung“ wie im „Wilhelm Meifter". und überall erzielt er damit eine befondere Wirkung. Und wenn gar in den „Bekenntniffen einer fchönen Seele" die Beichtende fich zu der Sehnfucht erhebt: ,.Ach. daß meine Seele Augen bekäme und fchauen dürfte". gewinnt das Bild den myfiifchen Klang zurück. den es einfimals befaß. Aber von unnachahmliäjer Kraft und bis zur reinften Erhabenheit _gefieigert ift es in dem Chorgefang bei deu tief erfchütternden Erequien Mignons:

„Schaut mit den Augen des Geiftes hinan! In euch lebe die bildende Kraft. die das Schönfte. das Höchfte. hinauf über die Sterne das Leben trägt." So mahnt der Chor. und am Schluffe noch einmal: „Kinder. eilet ins Leben hinan! In der Schönheit reinem Ge- wande begegn' euch die Liebe mit himmlifchem Blick und dem Kranz der Unfierblichkeit!"

In folchem Sinne hat zuerfi Platon den Blick der Menfchheit him- melwärts gelenkt und ihr „die Augen des Geiftes" geöffnet für die Gottes- welt der Ideen. des Guten und des Schönen. Vor uns fieht der gött- liäje Philofoph in majefiätifcher Glorie. wie fein Bild in der weltberühm- ten „Schule von Athen" Raffaöl für alle Ewigkeit gezeichnet hat; mit mahnender Hand die Menfchenfeele in das Reich des Lichts. ihre wahre Heimat. weifend.

G, Grüßmacher:

Johann Calvin.

Ein Gedenkblatt zu feinem vierhundertften Geburtstage.

An einem Augufiabend des Jahres 1586 finden wir in Genf zwei
Männer in vertraulichem Gefpräch: der eine eine flürmifche Natur-
deffen Stirn fchon die Jahre gefurcht haben und deffen Haare gebleicht
find- der andere ein ftiller- ern|er Jiinglingf der ganz das Ausfehen
eines Gelehrten hatf der eine Wilhelm Far-elf der Reformator Genfsz der
andere Johann Calvin.

1534 hatte Genf mit Hilfe Berns feine politifche Freiheit nach
einem jahrhundertelangen Kampf mit feinem Bifrhof und dem mit diefem
verbündeten Herzog von Savoyen errungen. Dem patriotifchen Be-
fraiungskampf war unmittelbar die kirchliche Reformation gefolgt, Fate(
hatte durch einen verheerenden Bilderfiurm die alte Kirche geftürzt; er
war gefchaffen niederzureißenz aber nicht aufzubauen. Er bekennt offenf
daß die Belehrung der Genfer zur Reformation zunächfi darin befiand:
Sie haßten die Priefter und aßen an den Faf'ttagen Fleifch. Da kam
Calvin 1536 als Flüchtling aus Frankreich auf der Reife nach Bafel
begriffen nach Genf, Er war fchon durch feinen „Unterricht in der
chrifilichen Religion" weiten Kreifen der Proteftanten bekannt und von
ihnen hoch gefchäßt. Fake(bittet ihnf in Genf zu bleiben und ihm feine
Kraft bei der Befeftigung der neuen Kirche zu widmen. Aber Calvin
will nichh er verweift auf feine angeborene Schüchternheit und feine
Liebe zur gelehrten Befchäftigung. Da dringt Farel mit der Donner-
|imme feiner fortreißenden Beredfamkeit in ihn. „Meifler Farel"„ fo
fchildert Calvin felbft den entfcheidenden Wendepunkt feines Lebensz
„hielt mich in Genf zurüch nicht fowohl durch feinen Rat und feine Er-
mahnungx fondern vielmehr durch eine fürchterliche Befchwörungf fo daß
es mir vor-kam- als hätte Gott felbft feine Hand über mich ausgeftrecIh
um mich feflzuhalten. Als er fahz daß er nichts mit Bitten» ausrichtetez
rief er: Du fchüßefi deine Studien vor- aber im Namen des allmächtigeu

Gottes verkündige ich dir. Gottes Fluch wird dich treffen. wenn du dem
Werke des Herrn deine Hilfe verfagft und dich mehr fuchfl als ihn.
Diefes Wort erfchreckte mich folchermaßen. daß ich die geplante Reife auf-
gab. doch fo. daß ich im Gefühl meiner Schüchternheit mich nicht ver-
pflichten wollte. eine beftimmte Stelle anzunehmen.“ Es ift charakteriftifth
für Ealvin. daß es einen harten Kampf koftete. bis der Gelehrte fich in
einen praktifchen Kirchenmann wandelte. aber noch bedeutfamer ifi die
Konfeffion des über fein inneres Leben fo fchweigfamen Mannes. weil fie
uns in das eigentümliche Wefen feiner Frömmigkeit einen Einblick ver-
ftattet: dieMajeftät des richtenden Gottes wird ihm durch FarelsDrohung
vermittelt. Gottesfurcht. im ftrengen Gehorfam gegen den Herrn fich
offenbarend. ift der belebende Atem feines Lebens. wohinter die kindliche
Liebe zu dem in Ehrifto verföhnten Vater zurücktritt. In der Folgezeit
ordnete fich aber Fat-el in Genf der mächtigen Geftalt Ealvins befcheiden
unter.
Wie war diefer Mann geworden und woher ftammte er. der nicht
nur der eigentliche Reformator Genfs. fondern auch der Patriarch des
romanifchen oder richtiger des gefamten außergermanifchen Proteftantis-
mus werden follte?
Vierhundert Jahre waren am 10. Juli diefes Jahres feit der Geburt
Johann Ealvins vergangen. Noyon in der Picardie ifi feine Heimat. Sein
Vater. Gerard Eauvin war bifchöflicher Sekretär und Sachwalter. der
feine angefehene Stellung für feine Söhne auszunüßen wußte. Wegen
eines Konflikts mit dem Domkapitel ftarb er 1531 als Gebannter. Der
begabte Knabe Johann wurde nach dem frühen Tode feiner Mutter mit
den Kindern der adligen Familie de Montmort aufgezogen. Ein arif'to-
kratifcher Zug ifk Ealvin fein Leben lang im Gegenfaß zu der urwüchfig-en
bäuerlichen Derbheit Luthers eigentümlich geblieben. Schon 1521 er-
hielt der zwölfjährige Johann durch feinen ehrgeizigen Vater eine geiftliche
Pfriinde. mit deren Hilfe er in Paris ftudierte. In Paris faß er zu den
Füßen derfelben Lehrer wie wenige Jahre fpäter fein großer Gegner
Ignatius von Loyola. der Stifter des Iefuitenordens. Gegen feine Nei-
gung auf Wunfch feines Vaters |udierte Ealvin in Orleans und Bourges
die Rechtswiffenfchaft. eignete fich aber auch gleichzeitig eine gründliche
humaniftifche Bildung an. Durch den Deutfchen Melchior Wolmar
wurde er ein tüchtiger Kenner des heidnifchen Altertums. als Erbe diefes
Bildungsganges ift ihm der Sinn für gute Latinität geblieben. Während
Luther als Mönch im Klofter zu Erfurt die Scholaftiker f'tudierte. vertiefte

fich Calvin als freier Student in die griechifchen und lateinifchen Klaffi-
ker und fchrieb als Erfilingswerk einen Kommentar zu Senecas Schrift
..über die Gnade". Obwohl diefes Werk ein reines Humaniftenwerk ift.
zeigt es eine Strenge der fittlichen Beurteilung und eine Tiefe der Sün-
denerkenntnis. daß charakterifiifche Züge Calvins. feine eiferne Willens-
|renge und fein unermüdlicher Arbeitstrieb. die fein Biograph Beza
fchon an dem Schüler rühmt und die ihn zum Zenfor der Fehler feiner
Mitfchüler machten. uns hier wieder begegnen.
In das Frühjahr 1534 fällt die Hinwendung Calvins zur Refor-
mation. Früher nahm man an. daß Calvin der Verfaffer der Rede fei.
welche der Rektor der Parifer Univerfität. Nicolaus Cop. an Allerheiligen
1533 über die chrifiliche Philofophie hielt. Mit diefer Rede. in der
der katholifche Glaube fcharf angegriffen wird. habe Calvin den König
Franz l. für die Reformation gewinnen wollen. Der König fei höchfi
ungehalten darüber geworden. und Calvin habe in der Kleidung eines
Winzers mit feinem Freunde Cop Paris verlaffen müffen. um fich der
drohenden Verfolgung zu entziehen. Da aber Calvin vollfiändig über
diefe von feinen Biographen berichteten romantifchen Lebensfchickfale
fchweigt. fo haben wir es vermutlich mit einer der zahlreichen Legenden zu
tun. die fich an das Leben Calvins knüpfen,
Wie in einem Urwald die gewaltigften Bäume von Schlingpflanzen
umfchlungen werden. fo wuchert die Legende an dem Leben der Großen in
der Gefchichte empor. Und neben dem Eingang und Ausgang des Le-
bens bietet in der Regel das Werden einer großen Perfönlichkeit und der
geheimnisvolle Umfchwung feines inneren Lebens den Anfaßpunkt für die
Legenden-bildung. Calvin hat uns felbft in feiner Vorrede zu feinem
Pfalmenkommentar und in feinem Brief an den Kardinal Sadolet über
die Wandlung feiner Überzeugungen. über feine Bekehrung. wie er es
nennt. beriäjtet: ..Der väterlichen Religion mit Eifer und Treue ergeben
und ihren Heilmitteln Vertrauen fchenkend. fand ich mich in meinem
Gewiffen nicht befriedigt. Ie mehr ich mich mit mir felbft befchäftigte.
defto mehr ergriff mich ein furchtbarer Schrecken. Gott aber zähmte mich
und machte mich durch eine plößliche Bekehrung feinem Worte gehorfam.
Die Erkenntnis ging mir auf. daß der Glaube in der Erkenntnis Gottes
und Chrifii und nicht in der Reverenz vor der Kirche beftehe." Es ift be-
greiflich. daß bei einem fo energifchen Willensmenfchen wie Calvin die
Fäden. die ihn mit der alten Kiräje verbunden. auf einmal durchhauen
wurden. während Luther erft nach langem Ringen ein Stück des Katho-

lizismus nach dem anderen aufgab; aber wir dürfen nicht vergeffen. daß
eine folche Bekehrung. wie fie Calvin erlebt. erft möglich war. nachdem
Luther den Weg mit der Art in der Hand gebahnt hatte. Doch auch dies
unterfcheidet Calvin von Luther. daß er hinfort keine Kämpfe mehr in
feinem perfönlichen Glaubensleben durchzukämpfen hatte. fondern fein
Glaube von felfenfefter Gewißheit ift. Calvin. hat man mit Recht gefagt.
kennt weder dasJubelnLuthers. noch feineAnfechtungen. Als erMärz1536
als Siebenundzwanzigjähriger fein großes reformatorifches Werk ..den
Unterricht in der chriftlichen Religion" veröffentlichte. war er ein Fertiger.
Nachdem Calvin am 4. Mai 1534 in Noyon feine Pfründen nieder-
gelegt hatte. führte er ein unfietes Wanderleben. Die Verfolgung der
Proteftanten nötigte ihn im Herbfi 1535 zur Flucht aus Paris. Er ging
nach Straßburg und von da nach Bafel. und hier vollendete er das eben
erwähnte Werk. das ihm auf Jahrhunderte die Führerfchaft in der refor-
mierten Theologie fichern follte. Die an» den franzöfifchen König gerich-
tete Vorrede ift ein Meifterwerk apologetifcher Beredfamkeit. Calvin will
einmal die ungerechten Vorwürfe gegen die Proteftanten zurückweifen.
gleichzeitig aber auch eine vollftändige und fyfkematifche Darlegung des
chrifilichen Glaubens geben. wie er ihn in den Schriften des neuen Tefta-
mentes fand. Der Unterricht in der chriftlichen Religion ift nur die
weitere Ausführung feines oft gebrauchten Ausfpruches: ..Alles zur Ehre
Gottes.“ In diefem Werke entwickelte er auch das Dogma von der
Prädefiination. das zum Palladium des Calvinismus geworden ift. Gott
hat nach Calvin die einen von Ewigkeit her zur Seligkeit. die anderen
zur Verdammnis beftimmt. In der Anerkennung diefes Saßes. den die
menfchliche Vernunft nie ergründen kann. verzichtet der Menfch auf alles
eigene Verdien-ft und übergibt fich feinem Gott auf Gnade und Ungnadet
Di-efer Glaube an die Gnadenwahl hat in der Folgezeit feinen Bekennern
in der hugenottifchen Märtyrerkirche. in dem niederländifchen Freiheits-
kampf und in der englifchen Revolution unter Cromwell den todeskühnen
Mut und die unüberwindliche Zähigkeit gegeben. wie er anderfeits zu dem
fchroffen Gegenfaß und zu der erbarmungslofen Härte gegen die Scharen
der Verworfenen geführt hat.

Im Frühjahr 1536 weilte Calvin kürzere Zeit an dem Hof der
evangelifch gefinnten Herzogin Renata von Ferrara. begab fich dann noüj
einmal in feine Heimat Noyon und kam im Augufi 1536 nach Genf. wo
ihn Farel fefihielt. Hier in Genf begann nun feine epochemachende
Tätigkeit als Organifator. Ein von Calvin verfaßtes Glaubensbekennt-

nis mußte die gefamte Bürgerfchaft in Gruppen von je zehn befchwören, Calvin ließ nicht die geringfte Abweichung von diefem Bekenntnis zu. Der Begriff der Toleranz war ihm fo fremd wie den übrigen Reformatoren. Die von ihm begründete Kirche war die einzig wahre. auf das Wort Gottes gebaute Kirche. Aber für Calvin bedeutete eine evangelifche Reformation nicht nur eine Umgef'taltung der Lehre und des Kultus. fondern auch des fittlichen Lebens der Gemeinde nach dem Gefeß Gottes. So fchuf er eine kirchliche Gefeßgebung. die dem Rat vorgelegt und am 29. Iuli 1537 genehmigt wurde. Es lag darin eine unleugbare Gefahr. daß das religiöfe und fittliche Leben bis ins Einzelne und Kleinliche reglementiert wurde. aber es ift auch das Verdienfi der Calvinifchen Reformation. daß alle jene fegensreichen Infiitutionen. die Heilighaltung des Sonntags. das Verbot des Spiels und der liederlichen Gefänge. und der Schulzwang für die Gefamtheit des Volkes gefchaffen wurden.

Die an Unabhängigkeit gewohnte Bürgerfchaft Genfs fügte fich nur ungern der mit unbeugfamer Härte geforderten Kirchenzucht Calvins und Farels. Der Konflikt verfchärfte fich. als das verbündete Bern die Einführung der bernifchen Gebräuche in der Genfer Kirche forderte. Farel hatte alle Feiertage außer dem Sonntag abgefchafft. den Gebrauch gefäuerten Brotes beim Abendmahl eingeführt und die Tauffteine aus den Kirchen entfernt. Ießt befahl der Rat von Genf. in dem die Gegner Calvins feit dem Frühling 1538 die Mehrheit hatten. im Anfchluß an eine Synode von Laufanne die Wiedereinführung der altchriftlichen Fefte. den Gebrauch der Hofiien und die Wiedererrichtung der Tauffteine. Als fich Calvin. Farel und der blinde Courault nicht fügen wollten. wurde den Predigern befohlen. innerhalb drei Tagen die Stadt zu verlaffen. Calvin nahm Abfchied von Genf mit den Worten; Wenn wir den Menfchen gedient hätten. fo wären wir fchlecht belohnt. wir dienen aber einem großen Herrn. der uns belohnen wird. Er ging nach Straßburg. Farel nach Neuenburg. Es fchien. als ob das Werk Calvins für alle Zukunft in Genf gefcheitert wäre.

In Straßburg. dem nach Wittenberg wichtigften Brennpunkt der deutfäjen Reformation. wurde Calvin durch Bußer in das Amt eines Predigers der franzöfifchen Fremdlingsgemeinde- gedrängt. Gleichzeitig hielt er Vorlefungen an der neu gefiifteten Akademie. Durch feine Teilnahme an den Religionsgefprächen zu Worms und Regensburg trat Calvin in Beziehung zu den Führern der deutfchen Reformation. vor allem zu Me-

lanäfthon. Ein inniges Freundfchaftsband verband beide. Wenn den
ängfilichen Melanäfthon Befchwerden und Arbeit niederdrückten. fo
legte er fein Haupt an den Bufen des energifchen Calvin: Gott gebe.
Gott gebe. daß ich hier fierbe. In Straßburg verheiratete fich 1539
Calvin mit der Witwe eines von ihm bekehrten Wiedertäufers. Idelette
von Büren. Aber es ift für ihn bezeichnend. daß fein häusliches Leben
ganz hinter feinem kirchlichen Wirken zurücktritt. Wir wiffen faft nichts
von feiner Frau; fein einziger Sohn wurde ihm früh wieder genom-
men. Nach neunjähriger Ehe ftarb auch feine Frau. der Brief an
feinen Freund Viret zeigt. daß der Ehe Calvins die Wärme und Innig-
keit fehlte. die die Ehe und das Familienleben Luthers auszeichnete. Bei
dem Tode feiner Gattin klagt Calvin. daß er von der beften Gefährtin
getrennt ift. die mit ihm gern Verbannung und Mangel geteilt hätte.
aber er weiß doch nichts anderes von ihr zu fagen. als daß fie ihm wäh-
rend ihres Lebens niemals befchwerlich und hinderlich und eine getreuo
Genoffin in den Amtsgefchäften gewefen fei.
In Genf aber war bereits 1540 die Stimmung für Calvin umge-
fchlagen. Der humanifiifih gefinnte Kardinal Sadolet hatte die Genfer
nach dem Weggang Calvins eingeladen. in den Schoß der allein felig-
machenden Kirche zurückzukehren. Da hatte Calvin im Namen der Genfer
geantwortet. und die Liebe zu dem ihnen treu gebliebenen Lehrer erwachte
von neuem. Seine Anhänger bekamen im Nat die Oberhand. und die Rück-
be-rufung Calvins wurde befchloffen. Calvin. dem ein Ehrgeiz. der in
zügellofem Verlangen nach Macht und Ruhm befieht. fremd war. zitterte
vor dem Gedanken der Rückkehr nach Genf. Endlich nahm er die Ein-
ladung mit Tränen in den Augen an: Ich biete Gott mein gefchlachtetes
Herz zum Opfer dar. meinen gefeffelten Geift unterwerfe ich dem Ge-
horfam.
Vom 13. September 1541 bis zu feinem Tode am 24. Mai 1564 hat
Calvin in Genf gewirkt. aber fein univerfaler Geift ftrebte weit über
die Grenzen der lokalen Aufgabe hinaus, Zunächf't nahm er mit der
ihm eigenen Folgerichtigke-it die Aufrichtung einer Kirchenordnung im
theokratifchen Sinne in Angriff. Der franzöfifche Geift ift methodifcher
als der deutfäfe. und fo zeichnet fich das Werk Calvins durch einen fireng
fyfiematifchen Charakter aus. Bereits am 20. November 1541 traten
die. von Calvin ausgearbeiteten geif'tlichen Ordonnanzen in Kraft. Vier
Ämter gab es in der neuen Kir-Ge: Paftoren. Doktoren. Ältefte und Diax
konen. Die Diakonen find Almofen- und Krankenpfleger. die Doktoren

die Lehrer des theologifchen Nachwuchs. Aus den Pafioren und zwölf
Altefienl die vom Rat aus feiner Mitte gewählt wurden- wurde das Kon-
fifiorium gebildet. das der Träger der Kirchenzucht war. Obwohl Ealvin
den Staatz der rein irdifche Zwecke verfolgtx im Prinzip von der Kirche-
die einem himmlifchen Zweck nachfirebtz gefchieden wiffen wollte- flofieu
doch wieder Staat und Kiräze ineinander- da die Staatsgewalt zur Hand-
habung der Kirchenzucht und überwachung der Lehre in Anfpruch genom-
men wurde. Abfall von der kalvinifchen Doktrin oder Auflehnung gegen
die Kirchenzucht wurde als Staatsverbrechen mit der Ausweifung oder
dem Tode befiraft. Es kofiete Ealvin einen harten Kampf. um aus dem
fröhlichen. finnlichen Genf eine ernfiez firenge und fromme Stadt zu
machen. Tanz- Spiel- *theatralifche Aufführungen wurden unterfagtl
an die Stelle der Wirtshäufer traten die fogenannten Abteien- geiftliche
Kafinos für jeden Stadtteil. Aber wie ftark der _Widerfiand gegen diefe
Anordnungen war, beweift- daß in den Jahren von 1542 bis 1546 nicht
weniger als 58 .Hinrichtungen- und 76 Verbannungen nötig waren. Mit
auch für die damaligen Begriffe unerhörter Strenge unter Anwendung
derFolter und eines ausgedehntenSpionagefyfiems wurde gegen die liber-
treter vorgegangen. 1544 mußte der Humanift Sebafiian Eafiellio Genf
verlafienl weil er das Hohelicd für ein leichtfertiges Iugendprodukt Salo-
mons erklärt harter Jacob Gruöt- der die Perfon Iefu geläftertz wurde
1547 enthauptet und der frühere Karmelitermönch Bolfec als öffentlicher
Gegner des Dogmas von der Gnadenwahl aus Genf ausgewiefen.

Der bekanntefie Prozeß ifi der gegen Michael Servet- der 1553 mit
defien Verurteilung zum Scheiterhaufen endete. Es handelte fich hier
um den Kampf des Ealvinismus gegen das Antitrinitariertum. Die Re-
formatoren hatten die aus der alten Kirche überkommenen trinitarifchen
und chriftologifchen Dogmen kritiklos übernommenl nur in den Kreifen
der Wiedertäufer hatte man fie angegriffen. Die Oppofition gegen Eal-
vin hatte nun einen politifchen und religiöfen Charakter. Die altgenfe-
rifche Bürgerfchaft haßte in Ealvin den Fremden und wollte feine und
die Herrfchaft der von ihm zahlreich herbeigezogenen Franzofen abfchütteln,
Die religiöfen Libertiner aber. die fich zum Teil mit der politifchen Oppofi-
tion verbandenz waren die Vertreter einer ausgefprochen myfiifch-panthei-
ftifchenDenkweifel die denUnterfchied zwifchenEndlichen undUnendlichen,
Guten und Böfen leugneten und in der Praxis eine ungebundene Moral
vertraten. Der Prozeß gegen Michael Server fällt in die Zeitl in
der der Kampf Ealvins gegen die Libertiner feinen Höhepunkt erreicht

hatte. Es handelte fich damals für Calvin um die Erifienz feines kirch-
lichen Werkes in Genf. Der Spanier Michael Servet. der den medizini-
fchen Doktorgrad in Paris erworben und fiäj durch die Entdeckung der
Zirkulation des Blutes in den Lungen berühmt gemaäjt hatte. hatte als
Arzt in Vienne gewirkt. Er hatte nicht nur die Trinitätslehre ange-
griffen. fondern in feiner Schrift „die Wiederherfiellung des Chriften-
tums" ein pantheifiifches Syftem verbunden mit abfonderlichen apoka-
lyptifchen Aufftellungen vorgetragen und die Perfönlichkeit Gottes ge-
leugnet. Bereits 1546 hatte Calvin an Viret gefchrieben: Sollte Server
nach Genf kommen. fo werde ich ihn. falls meine Autorität noch etwas
gilt. nicht lebendig wegziehen- laffen. Es erfchien Calvin als heilige
Pflicht. jenen fluchwürdigen Keßer. der die Ehre Gottes fo freventlich ver-
letzt hatte. zur Strafe zu ziehen. Als dann Servet von der katholifchen
Inquifition verfolgt wurde. fcheute fich Calvin nicht. dieferBeweismaterial
gegen den Keßer zu liefern. Servet aber gelang die Flucht. und er kam 1553
nach Genf. Hier ließ ihn Calvin verhaften. Nicht Herrfthfucht oder Rach-
fuäjt war dabei die Triebfeder feines Handelns. fondern er
glaubte dem Reiche Gottes zu dienen. Dies machte ihn völlig blind
dafür. daß dann feine Kirche mit ihrem fiarren Verfolgungsfyfiem um
nichts beffer fei. als die von ihm fo fcharf bekämpfte katholifche Kirche.
Der Prozeß geftaltete fich aber zu einer Kraftprobe für Calvin. da Servet
fich durch die Libertiner hatte verleiten laffen. Calvin auf Leib und
Leben anzuklagen als einen wegen feines Verfolgungsgeiftes unwürdigeu
Diener Chrifti. Am 27. Oktober 1553 wurde Servet lebendig ver-
brannt. auf dem Scheiterhaufen um Gnade für feine Fehler und Barm-
herzigkeit für feine Feinde bittend im feften Glauben an die Richtigkeit
feiner Überzeugung. Der Feuerfchein diefes Scheiterhaufens aber leuch-
tete durch die ganze Welt. hatten doch im Geift alle Reformatoren Luther.
Zwingli und Melanchthon an ihm gefianden. Es ift nicht das perfönliche
Verfchulden Calvins. fondern das feines Jahrhunderts. das die ehrer-
bietigen und dankbaren Söhne Calvins durch die Erriäjtung eines Denk-
mals am 27. Oktober 1903. dem dreihundertfünfzigften Jahrestag des
Todes Servers gefühnt haben. Nur ein dunkler Schatten bleibt auf dem
Bilde Calvins durch fein Verhalten in dem Prozeß gegen Servet haften.
daß er dem tieferfchütterten Verurteilten. der um eine perfönliche Unter-
redung bat. in eiferner Härte au>j diefe abfchlug und ihn auf Gott und
feinen Sohn verwies.

Noch einmal im Iahre 1555 verfuchte die Oppofition des Altgenfer-

turns in dem fogenannten Auffiiand des Stadtkommandanten Ami Per-rin
den Einfluß Calvins zu breihem aber vergeblich. Seit diefem Jahre
war die Herrfchaft Calvins in Kirche und Staat definitiv aufgerichtet.
Die Verfaffung Genfs wurde im ariftokratifchen Sinne umgebildet. Der
allgemeine Rat trat nur noch zweimal im Jahre zur Wahl der Syndiks
und zur Fefifeßung des Weinpreifes zufamment die ganze Staatsgewalt
konzentrierte fich im kleinen Rat. Mit unbeugfamer Härte wurde die
Sittenzucht gehandhabt. ein Kind,f das feine Mutter Teufelin gefcholten
hattet wurde gepeitfchtx ein anderes enthauptet, das Vater und Mutter
gefchlagen hatte. Aber jetzt fiellte fich auch der Erfolg ein. Die Sittenge-
feße feßten fich unmerklich in Sitte umf der Zwang hatte von felbft aufge-
hört und fein Drü>endes verloren. „Neulith war ich in Genfy fo
fchreibt Farel an Blarerx da wird in allen Tempeln und Häufern das
lautete Evangelium verkünden da verfkUmmt niemals der liebliche Ge-
fang der Pfalmen. da find Tag und Nacht Hände gefaltet und Herzen
erhoben zu dem lebendigen Gott; denn die Bevölkerung hat jenes Seh-
nen ergriffenf von dem der Prophet redet: Von .Herzen begehre ich dein
des Nachts- dazu mit meinem Geifi mache ich mich früh auf.“ Auch
wirtfchaftlich brach für Genf eine Blütezeit an. Calvin k)atte für größere
Reinlichkeit und beffere Gefundheitspflege geforgtf er hatte neue Jn-
duftrien wie die Tuch- und Sammetweberei dort heimifch gemacht.
Die 1559 errichtete Genfer Akademie wurde der geiftige Mittelpunkt
für den ganzen wefteuropäifäfen Proteftantismus. Mit wahrhaft öku-
menifchem Sinn hatte Calvin die Jutereffen des europäifchen Protefian-
tismus gefördert. Ju Genf wurden die Paftoren für die franzöfifche
Märtyrerkirche gebildet. Hier faß der fchottifche Reformator John
Knox zu den Füßen Calvins. Engländen Polen. Ungarn. Böhmen |u-
dierten hier. Die firaffe Organifation und die herbe Difziplin haben
den reformiertenz ganz auf Selbfterhaltung gefiellten Proteftantismust
dem Calvin das Gepräge feines Geifies gabt widerftandsfähig im Kampfe
mit dem Staat gemacht. Auäf die Kirchen der deutfchen Säfweiz und
die Hollands öffneten fich dem kalvinifchen Geift. und 1563 erlebte Calvin
noch die erfte Eroberung einer deutfchen Kirche für den Calvinismus.
der Kurpfalz.
Als Vierundfünfzigjähriger ifi Calvin geftorben. Die angefpannte
Arbeit hatte ihn früh altern laffen. Früh morgens fünf Uhr begann er die
Arbeit und feßte fie bis Mitternacht fort. Er gönnte fich auch keine Ruhe. als
alli die Übel einer fißenden Lebensweifef Steinleidem Kolik. Hämorrhoidal-

leiden. Podagra auf ihn einftürmten. Durch Faften wollte er Herr über
feine Krankheiten werden. ..Wollt ihr denn. daß der Herr mich müßig
finde." Als er fein Ende herannahen fühlte. verfammelte er den Rat in
feiner Wohnung und hielt ihm eine ergreifende Anfprache. in der er
um Verzeihung wegen der Ausbrüche feiner Heftigkeit bat. Weinend
nahmen fie wie von ihrem Vater Abfchied. Wenige Tage darauf emp-
fing er mit gewaltiger Willenskraft feines todesmatten Körpers mächtig
die Geiftlichen und ermahnte fie: ..So fteht nun feft in eurem Berufe.
haltet an der eingeführten Ordnung. habt acht. daß das Volk im Gehor-
fam gegen die Lehrer bewahrt werde.“ Am nächften Tage durfte er noch
feinen fiebenundfiebzigjährigen Freund Farel. der aus Neuenburg herbei-
geeilt war. begrüßen. dann entfchlief er am 23. Mai 1564. ,
Wenn wir das magere. faft fleifchlofe Geficht. das fcharfe Profil
mit der Adlernafe und dem vorftehenden Kinn. das in einem langen Spitz-
bart endet. den Mund wie zum Sprechen halb geöffnet und dieHaltung des
zum Lehren und Warnen erhobenen Zeigefingers betrachten. fo fpricht aus
diefem Bild ein Mann von feltener Willenskraft. Der Rat von Genf
faßte nach dem Tode den Eindruck feiner Perfönlithkeit in die Worte
zufammen: Calvin war ein Charakter von großer Majeftät. Hart wie
Granit. von leidenfchaftlicher Heftigkeit. gefteht er doch felbft. daß von
allen Fehlern der größte feine Ungeduld ifi. und daß er tree allen Be-
mühungen das wilde Tier. den Zorn. nicht habe bändigen können. Ein
Mann von lauterer Wahrhaftigkeit hat Ealvin nie gelogen und nichts be-
mäntelt in feinem Leben. Er befaß keinen Sinn für die Natur. Er
fah nicht. wenn den Montblanc die Abendfonne tötete. während Luther
fich über die dürftige Landfchaft Wittenbergs. über den Gefang der
Vögel von Herzen freute. Bei aller Hochachtung für den fittlichen Wert
der Kunfk pflegte Ealvin fie nicht. Aber eins hatte er. eine Majefiät des
Glaubens. dem keine Aufgabe zu groß und kein Hindernis zu fchwer.
wenn es fich um Gottes Ehre handelte. und eine Majefiät der Liebe. die
im Dienft der Brüder fich raftlos aufopferte und auäf die ftrengen Mittel
nur gebrauchte. um fie dem ewigen Heil der Brüder dienftbar zu machen.

Wilhelm Krag:

Wie der Major Krieg führte.

Autorifierte Uberfeßung aus dem Norwegifchen von F ri d a E. V o g e l.

Herr Premier-Major Ulrich Friede-rich Schousboe von Knarren war
als Kapitän Kommandant einer Schärenfeftung gewefen. die
feiner Zeit von dem einen oder anderen Chriftian angelegt worden war.
um die Küfie gegen holländifche und englifche Seeräuber zu verteidigen.
Heutzutage gab es ja keine Seeräuber mehrz die Hauptfiärke der
Garnifon lag in der Stadt. ein paar Meilen öftlich; aber die Schären-
feftung war bis jeßt nicht gefchleift. - Und man mußte den
damaligen Kapitän von Knarren fchlecht kennen. wenn man glaubte. er
würde nur mit der leifeften Miene verraten. daß Chriftianfös Be-
fefiigungen vielleicht ein klein bißchen veraltet fein könnten.
Nein. nein! Man durfte fich nicht 'mal über die niedrigen.
dunklen Wälle. noch die kleinen fpaßigen Kanonen. die dalagen und
zwifchen den grasbewachfenen Maueröffnungen herausguckten. ein
Lächeln erlauben. Im Gegenteil! Der brave Kapitän fchwor oft genug
darauf. daß eine ähnliche Befeftigung an der ganzen Küfte nicht zu
finden fei. und er beteuerte. daß er keinen anderen Wunfch hätte. als
eine anfiändige. große und gut bewaffnete feindliche Flotte draußen im
Sund. mit der er fich amüfieren könnte. indem er fie kurz und klein fchoß.
Doch - das follte nun nicht gefchehen. - Die Iahre zogen ftill
dahin. ohne daß die fürchterliche Feftung beweifen konnte. wozu fie range.
-- Nur ein einziges Mal hatte der Kapitän Veranlaffung. die gefähr-
lichen Kanonen zu einer kriegerifchen Kundgebung zu gebrauchen; und
das war damals. als er dem Fifcherdorfe Gräshavn den Krieg erklärte.
und Ingemar Törrefen ohne Gnade und Barmherzigkeit bombardierte.
Gräshavn lag auf dem Feftlande gegenüber von Chriftianfö. Im
Laufe der Zeiten waren dort einige zwanzig Häufer emporgefchoffen. und
zwar ganz anfehnliche Häufer. Die meifien von ihnen waren uralt -*
noch aus der Zeit. wo die See voller Seeräuber war und es deshalb
am ficherfien fchien. unter dem Schuhe der Feftungskanonen zu leben,

Da gab es ein Zollamt mit Speichern und Packhäufern. Da gab es
ein Wirtshaus mit Tanzfaal und Schankftube. Da gab es mehrere
Handelshäufer. von denen befonders Jngemar Törrefens fich durch feine
fiattlichen Gebäude auszeiäfnete.
Kapitän von Knarren itand mit Jngemar Törrefen in Gefäjäftsver-
bindung. Er hatte ein Konto bei ihm. und dies Konto hielt feine
Haushälterin. Jungfrau Pfefferlach. mit großer Pünktlichkeit in Ord-
nung; denn Jungfrau Pfefferlach war ein fehr genaues und ordentliches
Frauenzimmer.
Das einzige. was Kapitän von Knarren nicht in diefem Buche auf-
geführt haben wollte. waren der Wein und der Branntwein. den er
konfumierte. nebft dem Tabak. den er verbrauchte. ..Das werden wir
entre 110118 ordnen. Törrefen". pflegte er zu fagen; - und Törrefen war
geduldig wie ein Lamm; er mahnte den Kapitän niemals. außer an
jedem Neujahr; doch da fandte von Knarren ftets die Rechnung zurück
in Begleitung einer Einladung zur Neujahrsgefellfchaft des Kapitäns.
wozu Standesperfonen aus der Stadt kamen. die dort mehrere Tage
hintereinander zu bleiben pflegten.
Wenn diefe Einladung abgefandt war. beruhigte fich der Kapitän;
er meinte nun. daß Törrefen reichlichen Erfaß für feine zahlreichen
Flafchen bekommen hätte.
Und Törrefen war. wie fchon gefagt -- ein gutmütiger Mann. der
das Jahr um Jahr gehen ließ. ohne zu mucken.
Der Grund zu dem großen Streit zwifchen Törrefen und v. Knarren
war ein großes Faß Madeira. das Törrefen aus England bekommen hatte.
Er war fogar felbfi drüben gewefen. um es zu holen. und hatte es für
einen ganz lächerlichen Preis bekommen. was es natürlich doppelt kofkbar
machte.
Zweimal im Jahre pflegte Törrefen auf einer großen Schaluppe nach
England zu reifen und Waren zu holen. Wenn er von diefer Tour nach
Haufe kam. pflegte er die Standesperfonen aus dem kleinen Fifcherdorf
an Bord zu laden. damit fie von den Waren koften konnten. Die Stan-
desperfonen beftanden aus den Zollbeamten und dem Aldermann nebfi
einem ausgedienten Schiffer. der Törrefens Schwager war. Außerdem
(felbftverfiändlich) den Kapitän famt den Leutnants. die zufällig Dienfk
taten.
Die Bewirtung bei Törrefen war gut. und es waren nicht bloß
die heimgebrachten Waren. mit denen er auftifchte; nein. er fervierte

n¢®:ww C==:8¢1=QC=:@. *Ic-"NRZ BAHUMWQ
:QUE EFZ-„Ö Em ?JÄ-
..a-...m
„xxx-„ISS OL:LW W
“III
_..-„
iv\\|ll‘all 1’ l
.v... .1.. xv... ,N .-
65?. .Be
* .x . .. . I . . , . v u‘
1 . . . . v x, * . J .x , V
. . . . . . , . ., r . , .
. . L x . .. . 7.
.. .. 7 , ...
. .y . r , x. . . w . w , V
. . e . . . v ,.
. e -. x . V q. . \ p
. : V. ,. * . q . Vi .. u . ..
* . . ..H , . , y . .
» . , _ . .u .. ' ,. _
V . . x . v . v . q. . V n . v .
, q 1 a , . . . q . . ., . , .
. , . , _ . .7 . , 4 . , . K :
. > . . . . .. < , ... y I.
,. .. . . , 4 , K
~ 7 x , . a, r . , . . v . Ä l
4. 4, v . 4 . . \ , . . , . . I ..,
v , . . wk . „ v . , . * , . , z , . *
. , . . a , ,
,x . . a. . V . . x .
. .. - . . . , A .
* . . . _ , . . V , . q 4 .. r „ .
. . V .4 \ . . , ., ~ , . , . V . . ..
I b . 4 . , v . V
.. a . „ . . 4 w T q » , . . . ,
k . . . . w . * . . . . * . . . .
. . . . ., x .„ V . . , . . . , x
1 -. . . 4 ,. . , . , . , .. , ... I T
. , V .. ., . . I, . . I ,. , - . .. . . ,
* x . . . . q _ . . . * . _ I. .
x J . . . V . , > , . V , . .
u 7 .. _ v ,. t „ . . * ~ I q , . v V .7 L _ p
. x , , ... 3 . q v ... .- .. .
. , ... 7 . .
. k . V. * * . „ . . . , v x
* . . , . , . ., ... V x ..
‘_ .. c ,. c .. * . , V x . . -
* . , f . 4 , ,. . , , a
n
...-- OF-

.1 -.-3
/a/"Lzmhrlk z-
!â€œ (J
lin-r"
:3
x- *72.*-

fogar guten norwegifchen Fifch. fowie Pökelfleifch und im Haufe gebackene Kuchen in einem großen Durcheinander.
Und alles mußte ..fchwimmen".
Diefes unglückfelige Mal war es der Madeira. worin alles ..fchwimmen“ mußte. Und das konnten alle die guten Dinge wohl tun. Denn der Madeira war gut - ja. er war fozufagen vorzüglich. und das merkwürdige war. daß je mehr Kapitän von Knarren davon trank. er ihm de|o mehr behagte. Er rühmte ihn laut. zuleßt auch auf deutfch. wie auf holländifch. -
Aber als die Mahlzeit beendet war. liebte er ihn fo furchtbar. daß er fchwer auf den Tifch fchlug; ..Der Teufel folle ihn holen - wenn andere als feines Vaters Sohn den reizenden Wein mit ihren Lippen berühren würden. Törrefen. du fchickft mir fofort das Faß heraus - das ganze Faß. verfianden?"
Törrefen antwortete bloß „ha“ und „ja“ und leckte fich den Mund und lächelte in feine dünnen Bartftoppeln hinein und glaubte. der brave Kapitän fafele und würde das ganze bis morgen früh vergeffen haben. Doch Törrefen kannte unferen gewaltigen Kapitän nicht! Als ob er fafele! müßte. weil er ein paar Flafchen Wein hinter der Binde hatte! Cr. deffen prächtiger Bauch einen halben Anker faffen konnte. ohne daß fich fein Hirn davon anfechten ließ!
Nein - der Kapitän faß im Gegenteil ganz befeligt da. fah auf die Sterne und träumte davon. welch Vergnügen das werden würde. wenn er nun bald eine große Gefellfchaft für Konful Seehuufen und einige andere Freunde aus der Stadt geben könnte - denkt. was für ein Vergnügen das fein würde. fie mit einem ganzen Faß von diefem göttlichen Madeira gehörig zu traktieren! Und was für ein brauchbarer Menfch Törrefen eigentlich war! Da geht der Dummkopf hin und verplempert ein folches Faß. deffen Gleichen man lange fuchen konnte. - Kapitän Ulrich Friederich Schousboe von Knarren ging in diefer Nacht lange auf dem Feftungswall umher, Die Sterne blickten fo fchön hernieder in die ftille See. wo hin und wieder ein Fifchlein zappelte und einen feinen Ring auf der blanken Fläche machte.
'k K 'lt
Früh am nächfien Morgen lief das größte Boot der Feftung. von vier |arken Soldaten gerudert. bei Törrefens Brücke an. Der kleine Törrefen ftand in dem Verfchlag und fpaltete Holz. als einer von den

Soldaten bei ihm eintrat. grüßte und fagte. daß fie vom Kapitän kämen. um das zu holen. was er fchon wüßte.
Doch Törrefen wußte gar nichts, Er fchüttelte erfchreckt feinen runden Kopf und ftellte die Art vonfich an die Seite des Harkeblocks,
..Verzeihung. daß ich nichts davon weiß." antwortete er und tat unfchuldig wie ein Küchlein. und noch dazu mit kläglicher Stimme:
..Ich habe abfolut nicht den leifeften Dunfk von dem. was derKapitän draußen am Abend fagtez denn. um die Wahrheit zu geftehen. ich hatte einen kleinen Spitz."
Das war nun Lüge von dem guten Törrefen. Denn erftens war er unnatürlich vorfichtig mit dem Madeira gewefen. weil er der Wirt war - und Törrefen war immer anfiändig. wenn er Wirt war. Und zweitens war Törrefen folchermaßen befchaffen. daß er nicht einmal in der aller-phantaftifchften Beraufäftheit etwas vergaß. was Gefchäften ähnelte.
Doch Törrefen war liftig. und er wollte Zeit gewinnen. wie er den Kapitän hinters Licht führen und den Madeira retten könnte.
Ia. ja - da mußten die Soldaten wieder zurückrudern. um zu fragen. was das wäre. woran Törrefen fich erinnern follte.
Aber als fie von der Brücke abgeftoßen hatten. fchlüpfte er in feinen Kramladen und fuchte die Schublade auf. worin er v. Knarrens Rech-nungen aufbewahrte, Die lagen fein fäuberlich zufammengebunden. Jahrgang für Jahrgang. Im Nu rechnete er aus. daß der Kapitän zufammen für 275 Neichstaler und 61/2 Schilling in den drei Iahren. wo er in Gefchäftsverbindung mit ihm ftand. verbraucht hatte. Kam dann noch das Faß dazu. wurden es an die 350 Neichstaler; und er müßte ja verrückt fein. wenn er hinginge und dem dicken Brumm-bären all das fchöne Geld fchenkte. -- Ie länger er die Frechheit des Kapitäns erwog. defto zorniger wurde er; und obwohl Törrefen gewöhn-lich nicht alle Tage zu fluchen pflegte. wird doch an diefem Tage. fürchte ich. ein ganz kleiner Fluch über feine Lippen gekommen fein: eher würde er fich den Kopf abreißen laffen. bevor er den wunderbaren Madeira fortgab.
Als v. Knarren die Botfchaft durch die Soldaten bekam. brummte er erft ein wenig. doch dann dachte er. daß. obgleich - na ja! Törrefen. das Vieh. war ja immer betrunken. und fagte darauf zu den Soldaten. fie brauchten bloß ..der Madeira" zu fagen. fo würde fich Törrefen fchon er-innern. was es wäre.
Danach ging er auf den Feftungswall und unternahm feine gewöhn-

liche Morgenrunde und war bei ebenfoguter Laune wie am vorher-
gehenden Llbend.
Die vier Soldaten ftolperten fo haftig in Törrefens Kramladen
herein. daß die Türglocke noch lange nach ihnen zu klingeln fortfuhr.
..Der Madeira!" fagten alle viere auf einmal.
..O gewiß!" fagte der argliftige Törrefen und lächelte fchlangenhaft.
Aber ob fie nicht erft dem Kapitän diefen Brief übergeben wollten.
Nein. die Soldaten waren gekommen. um den Madeira zu holen,
Sie konnten nicht noch einmal unverrichteter Sache umkehren.
..Macht euch keine Gedanken. liebe Leute." antwortete Törrefen und
lachte innerlich und fah aus. als ob er einen Spaß vorhätte. ..Das ift
bloß etwas. was der Kapitän und ich miteinander vorhaben."
Ia. ja - die Soldaten glaubten nicht. daß fie fonft dürften -»
aber wenn es fo war. daß die beiden es untereinander hatten - fo _-
Sie zogen wieder ab.
Der Kapitän fta-nd auf der Brücke und wartete. Er leckte fich um
den Mund vor Spannung; denn er war obendrein dürftig.
Aber als er fah. daß abfolut kein Faß im Boot lag. dagegen einer
der Soldaten ihm einen Brief überreichte - da praffelte aus feinem
breiten Mund ein Schwall von Worten hervor. die furchtbar waren.
Er riß den Umfchlag auf und fah zu feiner Wut - Haufen von
Reäjnungen - drei dicke Haufen mit langen Rechnungen in feine Hand
fallen. Dazu noch ei-n kleiner Brief auf kleinem Papier mit Törrefens
greulichen Schriftzügen gefchrieben:
,,S. T. Seiner Hoch Wohlgeborenheit
Hrn. Kapitän von Knarren.
Den Madeira betreffend, So hapt Ihr Bis Jetzt Nichts dafon
bezahlt. - Ich bin ein Armer man. Und miet Großer Famillje. Darum
möchte ich Eure Hoch Wohlgeborenheit unterthänigfi erfuchen. Bezahlen
Sie mich inliekendes Gut Haben. Welches Zufammen 350 Rtlr. und
31/2 Sch. wären.
Untertenikfter Diner
Ingemar Törrefen."
Großer Gott! Man hätte ihn fehen müffen! Ia. man hätte ihn
fehen müffen! Denn lange fagte er nichts. Aber er fah aus! Große-.r
Gott!
Endlich ging er von der Brücke den Weg zu feiner Wohnung

hinauf. und er fprach laut in einer Sprache. die die Soldaten nicht ver-
fkanden. aber das verftanden fie doch zur Genüge. daß der Kapitän jetzt
in feiner fchlimmfie-n Laune war. fo daß es das Befie wäre. fißen zu
bleiben. wo fie faßen. bis fie andern Befehl bekamen.
Und darin taten fie recht; denn eine Weile fpäter kam er zurück. und
da fah er nicht fanfter aus. als wie er gegangen war. Er gab dem Kor-
poral. der das Boot fieuerte. einen kleinen Brief und befahl ihm barfch.
es dem Kamuffel von Krämer zuzufiellen. Marfchl
Als der lifiige Törrefen den Brief einige Male befchnüffelt und
gedreht und ein bißchen an v. Knarrens fkolzem Siegel mit der alten
Säjute im Säfilde und dem gewappneten Arm auf dem Helm gekraßt
hatte. - wagte er fchließlich ihn zu öffnen. und er las zu feiner Be-
f'türzung folgendes:
..Wenn der Madeira bis heute mittag nicht hier auf der Fef'tung ift.
fo fchieße ich deine elende Bude mit meinen Kanonen kurz und klein.
U. F. S. v. Knarren.“
Törrefen bedachte fich lange und gründlich. Und danach wurde ihm
ruhiger zumute. Denn das konnte der Menfch doch niemals im Ernf'te
meinen. Gott behüte noch mal! Einem ehrliäfen Mann das Haus ein-
zufchießen. bloß deshalb. weil er ein Faß feinen Madeiras nicht aus-
liefern wollte! Hatte man Ähnliches je gehört? Nein. das war nur.
um ihn zu erfchreckenl - Pah. v. Knarren glaubte. er könne auf diefe
Art einen fimpelen Menfchen begannern; - doch nun würde er fehen.
daß er falfch geglaubt hatte. - Hihi. lachte Törrefen verfchmißt. nein
wahrlich. wenn er fo anfangen wollte!
Darauf ging Törrefen wieder in den Verfchlag und griff zu dem
Birkenholz. Doch es war fo fonderbar damit; er hatte troß alledem keine
rechte Ruhe. und wie das nun fo ging. er fiel in tiefe Gedanken.
In Jefu Namen - man konnte niemals wiffen. auf was ein folch
unbändiger Menfch verfallen mochte! Obgleiäf eine derartige Tollheit -l
Törrefen hatte eine Tante gehabt. die eine kluge Frau war. die
hielt es mit den Sprichwörtern. Und eins ihrer Sprichwörter lautete
in ihrer eigenen klangvollen Sprache folgendermaßer: ..Es ift zu fpät
fich zu fchneuzen. wenn die Nafe ab ift.“
Ia. - das war eine harte Nuß für Törrefen. und er fkellte die Art
weg und kraßte fich den Kopf und fpuckte verdrießlich in den Splitter-

haufen, - Dann lief er hinaus auf die Brückef bloß fo ganz
zufällig - um zu fehen- wie's denen da draußen auf der Feftung ging.
Nun fchien die Morgenfonne allerdings ihm gerade entgegen- und die
See fchimmerte in der Morgenbrife, Das war ein Glißern und Blinken,
fo daß es faft unmöglich fchienf etwas zu unterfcheiden. Doch in der
Tat - ging da ni>ft Ungewöhnliches vor? Ia - fchwere Notf gingen
da nicht einige und fingerten an den Kanonen herum?
Törrefen wurde fiedend heiß und fchüttelte den Kopf.
Bewahrel fagte er. Der Menfä) müßte ins Tollhaus.
Doch ficherheitshalber - ja ficherheitshalbcr ging er in den Laden
und nahm feinen Jungen mit in den Keller hinunter und rollte das
liebef teurer kofibare Weinfaß auf die Brücke hinauf und legte ein großes
Tuch darüberf damit niemand fehen konntef was es warx wenn einer
kommen follte.
Sicherheitshalber! - Es war ja fäfnell wieder heruntergerolltf
wenn das Säflimmfte vorbei war.
Dann ging er hin zu feinem Freund, dem alten Zöllner Sandreb.
Börn Sandreb war der änglichfle Mann auf der Weltf und er jammerte
beftändig. Er hatte eine abergläubifche Furcht vor Höherfiehenden -
vor Leutenf die Gold an der Müße hatten und „fein“ waren.
„Ieffes- Törrefenf" fagte Zöllner Sandrebf „ergib dich man gleieh,
Schicke bloß den Madeira hinaus. Was kann nicht alles daraus ent-
ftehen? Act» was kann nicht alles daraus entfiehen?"
Doch das fagte Sandreb immer - was kann nicht alles daraus
entfiehenf war feines Lebens ewiger Refrain.
Iaf aber Törrefen beftand auf feinem Recht. War das fein Madeira
oder war es des Kapitäns Madeira? Na. Und daß er fein Geld haben
wolltef lag darin etwas Unvernü-nftiges? War nicht vielleicht er -
Törrefenf geduldig gewefen - jax wie ein Lamm geduldig - drei ganze
Jahre lang? Und müßte ein armer Mann fich alles gefallen laffen? -
Höhl - Neinf eher wollte er fein Haus bis auf den Grund brennen
laffen- eher ging er dann zum König felbft- und der König war ein ordent-
licher Menfä) gegen kleine Leutex das wußte man.
Doch Zöllner Sandreb fuhr mit feinem „Nie und nimmermehrf Tör-
refen" fort. „Da kann nie was anderes als Schlimmes daraus entfiehen,
Niemals in alle Ewigkeit!"
Zöllner Sandreb war in der Regel ein alter blöder Fafelhansf aber
plößliih fagte er etwasf was Sinn hatte:

..Geh du bloß zu Konful Seehuufen. Das ift ein feiner Mann und
ein guter Man-n und ein reicher Mann. Ia. du kennfk ihn wahrfcheinlich
befier als ich, Aber geh du bloß zu ihm und fage. daß es fo und fo
ftände. denn er ift Knarrens befier Freund und renkt das fchon alles wieder
ein. paß mal auf.“
Ia. das war wahrhaftig etwas. was fich hören ließ. und als
Törrefen gegen die Mittagszeit nach Haufe kam. fagte er zum Laden-
jungen. daß er ebenfogut das Faß in das große Boot rollen könnte und
fich bereit halten. fortzurudern. Das Dienfimädchen follte helfen.
K * K
Kapitän Ulrich Friederich Schousboe von Knarren fiand auf dem
Fefiungswall mit dem Fernrohr in dcr einen und der Uhr in der andern
Hand. Die vier kleinen Kanonen ftetkten ihre blankgepußten Köpfe
über die grüne Wehr des Walles; fie waren forgfältig geladen und ein-
gefiellt und gerichtet. u-nd der Kapitän hatte fie felbft gerichtet. und da
trafen fie ficher das. worauf fie zielten.
Die eine von ihnen zielte auf den Berg rechts von dem Kramladen.
die zweite auf ein kleines Haus auf einer Bergfpiße. hinter deffen mit
Herzen gefchmückter Tür Törrefen die glücklichfien Stunden feines Lebens
verbrachte. Die dritte zeigte auf Törrefens Laden. und die vierte auf
feinen hohen und dicken Schornftein.
..Wenn wir foweit find." fagte der Kapitän. ..und das Bieft hat
noch nicht kapituliert. dann fängt die eigentliche Kanonade an."
Punkt zwölf Uhr donnerte die erfie Kanone. fo daß alle Fenfter
rings am ganzen Hafen klirrten. Selbf'c wenn auch Chriftianfös Kanonen
nicht weiter gefährlich waren. fo klang es doch wie ein Unglück.
Klafs! fagte es an der Bergwand. fo daß die kleinen Steine
fprißten.
..Benjamin." fchrie Törrefen. er fiand auf Wache in dem Holz-
verfchlag - ..Benjamin und Thea - beeilt euch mit dem Boot. rudert.
was ihr könnt." x
Er felbft lief auf die Brücke hinaus und winkte mit einem großen
weißen Laken aus Leibeskräften.
Burn! knallte das wieder - und Kratfch! fagte das oben in Töc-
refens kleinem Refugium.
Törrefen fing an vor Schreck Sinn und Verftand zu verlieren. Er
fchrie und winkte. winkte und fchrie - ..Hei - find Sie verrückt! Hei

nun kommt der Madeira - Benjamin und Thea - Gott fieh uns bei
- Fort! Fort!"
Kapitän von Knarren fah Törrefens Schrecken gut; er konnte fo
prächtig alles verfolgen. was am Lande vor fich ging. denn er befaß ein
ausgezeichnetes Fernglas. das ihm Konful Seehuufen. als er einmal aus
England kam. verehrt hatte. - Der Kapitän fah auch recht wohl. daß
der Madeira an Bord des Bootes war; doch den Biefiern konnte ein
kleiner Schreck ganz gut tun. und außerdem befanden fich noch zwei
Schuß in den Kanonen. und es lag keine Veranlaffung vor. mit den paar
Kugeln zu fparen.
Im Nu ließ er die Kanonen drehen - und Burn! fchlug eine Kugel
an dem Land entlang. dicht vorbei an der Zollhausbrücke. fo daß der
arme Sandreb. der die Sache von feiner Treppe aus beobachten wollte.
mit einem lauten Schrei umfiel, - Gleich danach kam der vierte Schuß.
weläjer die Richtung aus dem Hafen nach der anderen Kante nahm und
die Bewohner auf diefer Seite in die größte Verwirrung feßte.
„Sol“ fagte der Kapitän. „Jetzt haben wir uns in Refpekt gefeßt."
Er fäwb das Fernglas mit einem Knall zufammen und ging nach unten.
um feinen Tribut in Empfang zu nehmen.
K I' 1'
Als Törrefen einige Tage fpäter aus der Stadt nach Haufe kam.
war er über alle Maßen zufrieden. und da gab es von diefer Zeit ab kein
Nein in feinem Mund. was Kapitän von Knarren auch befiellen mochte.
Nein. weit entfernt davon. Und der Kapitän verzieh ihm bald. als er
fah. daß der Mann wirklich fein ungeziemendes Benehmen bereute.
Ia. da wurde folch ein Wefens nun zwifchen Törrefen und von
Knarren. daß es eine Pracht war, Nachdem Törrefen die leiste Spur
ihrer Differenz entfernt hatte und überdies fein Refugium mit einem
Fenfierchen und einer Gardine davor gefchmückt. erwähnte keiner von
ihnen mehr die Sache.
Aber jedesmal. wenn Konful von Seehuufen von Knarren befuthte
und den kleinen Törrefen traf. da [achten fich die beiden auf eine fo
hinterliftige Art an. als ob fie ein kleines. fideles Geheimnis miteinander
hätten,

Rund
Berlin - Münchner Bühnen-
Experimente.
'
Die Fefi- und Gafifpiele. die
Mar Reinhardt und feine Leute
gegenwärtig in München zur Dis-
kuffion fiellen. präfentieren das mo-
derne Bühnenproblem. an dem
feit Iahr und Tag ohn' Unterlaß
gebafielt wird. in einer Reinkultur.
In Berlin wollte man der Phan-
tafie des Auges zu befferem Recht
verhelfen. um von hier aus den
ganzen Betrieb des Theaters auf-
zufrifchen. und Reinhardt holte fich
die Mitglieder der Malergilde als
Helfer heran: Corinth und Krufe.
Orlik und Roller. Slevogt und
Munch. Walfer und Stern. Das
gab ein neues Leben von unge-
ahntem Reichtum und lieh der
Kunfi des Dramenfpielens einen
Magnetzauber. wie fie ihn lange
nicht ausgeübt. Brachte freilich
auch Gefahren der Hypertrophie.
die mit aller Anftrengung zurück-
gedämmt werden mußten. In
München fah man dies fröhliche
Getriebe und wollte nicht zurück-
fiehen. Und da dort wohl Künfiler.
aber keine Bühnenpraktiker von
Wagemut zur Stelle waren. fo
nahmen die Maler die Sache „in
die Hand“ und nun ihrerfeits Dra-
maturgen. Regiffeure. Schaufpieler
in Dienft. Die Helfer wurden
zu Herren. Man fprach vorm Iahr
an der Ifar fchlechthin von Fritz
Erlers „Fauft“. von Diez' „Was
ihr wollt“. Alles verfchob fich.
Die füddeutfchen Maler hatten von
fcha
Berlin gelernt: die Hypertrophien
wollten fie vermeiden. Aber an
ihre Stelle fehten fie eine andere
Gefahr: die anfpruchsvoll-aufdring-
liche Einfachheit. das Pochen mit
der Askefe. das auch fonfi in unfern
Läuften fich mit den Ellenbogen
vorfchiebt. Sie gingen von aus-
nehmend verftändigen Prinzipien
aus. Wollten dem Uberwuchern
der realifiifchen Augentäufchung
durch andeutende Phantafiefiache-
lung ein Paroli bieten; aus wohl-
erwogenen Farben- und Licht: Ak-
korden und -Kontraften ihre haupt-
fächlichen Wirkungen gewinnen;
allen Dichtungen einen einheitlichen.

leicht variablen Stilrahmen von
unkomplizierter Mafchinerie fchaffen.
Aber fie ritten ihre gefcheiten Prin-
zipien in ein Schema hinein. Pro-
jizierten fich antike und fhakefpeare-
fche Ideen der Bühneneinrichtung
auf moderne Verhältniffe. Ver-
rannten fich in einer dekorativen
Bildtheorie. die alles in die Fläche
zwingen und die Dreidimenfiona-
lität des Raumes foweit möglich
aufheben wollte. So bauten fie
die Bühne ihres „Künftler-The-
aters". mit der Tiefe einer mäßigen
bürgerlichen Zimmerlänge. mit den
unverrückbaren beiden Seitentürmen
und dem Luftfchacht der Verfenkung
vor dem Profpekt. der ein für
allemal, die Illufion der Raum-
darftellung zu liefern hatte. Was
dabei herauskam. war ein inter-
effantes Prokruftesbett. in dem
manche Dramen und manche
Einzelfzenen anderer ganz be-
u.

quem Plaß finden. die Mehrzahl
aber nur nach fchmerzhaften Ver-
ftümmelungen und Amputationen
zur Ruhe gebracht werden konnte.
Die ganze blühende Mannigfaltig-
keit der Weltliteratur. die wir Heu-
tigen umfaffen möchten. ward auf
das Malerdogma von der ..Relief-
bühne“ genagelt. und die Ober-
herrfchaft des Dekorativen. die man
in Berlin bedrohlich anfchwellen
fah und darum in München um-
gehen wollte. ward auf diefem
Umweg nur um fo ficherer erreicht.
Man fuchte das Allzuviel zu ver-
meiden und griff zum Allzuwenig.
Und fiatt daß die Bühne fchrie:
feht mich an. was ich alles habe! *
fchrie fie nun: feht bloß. wie wenig
ich habe! Andere Worte; aber
fie fchrie.
Nun follte Reinhardt. der phan-
tafiereichfie Mufiker. auf diefem
Flötchen fpielen. Das Paganini-
Kunftftück. einmal auf einer Saite
ganze Melodien zu geigen. reizte
ihn. Er hatte fchon im vergangenen
Winter allerlei von den Münchner
Gedanken genußt. wo es ihm an-
gebracht fchienz namentlich im Faufi.
wo er fogar einen Schritt zu weit
auf der glitfchigen Bahn ausrutfchte.
Nun machte es ihm Spaß. die Mög-
lichkeiten des Künfilertheaters fpe-
kulativ zu durchforfchen. ob fich
hier neue Wege für feine längft an-
gebahnte Vereinfachungsreform er-
gäben. Ohne Zweifel: er fand fie.
Und das Deutfche Theater wie das
deutfche Theater werden ihre Vor-
teile davon haben. Da er aus
der Not eine Tugend machen mußte.
erkannte er. mit wie geringen
Mitteln man gelegentlich auskommen
kann, Er abfolviert jetzt eine de-
korative Entfettungskur. die feiner
künfilerifchen Konftitution dienlich
fein muß. Beim „Hamlet“ vor
allem wurde es klar. daß es einen
Mittelpfad gibt zwifchen der Hi-
|orienmanier. die allmählich in
das kitfchige Hof: und Stadt-
theater-Dänemark der Konvention
hinabgeglitten ift. und den Samt-
vorhängen. die Beerbohm-Tree. mit
einer Anleihe an Gordon Craig.
in Borfchlag brachte. was eine
gute Abwechflungswirkung. aber
eben doch mehr einen Spezialitäts-

effekt hervor-rief. Fritz Erler. deffen
Fauft-Jnfzenierung bis auf zwei
Szenen (Prolog im Himmel und
Dom) ein von Verftändnislofigkeit
ftroßendes Goethe-Sakrileg if'i. war
hier fehr glücklich; einzelne Ent-
gleifungen abgerechnet. Dennoah
fchmerzte das Prokrufiesbett des
engen Billardbühnchens. das für
Majeftät Claudius die tollften Thron-
konftruktionen nötig machte. der
Terraffe nebfi dem Geifi ihre
Schauer nahm und für der lieb-
lichen Ophelia Beftattung nur einen
Friedhof zuließ. auf dem beinahe
alles in das eine offene Grab ge-
ftolpert wäre. Bei anderen Auf-
gaben. wie beim „Sommernachts-
traum". half fich Reinhardt. indem
er die Reliefbühne gleichfam be-
mogelte. Cr fchlug ihr ein Schnipp-
chen. da er im Walde ihre „Türme“
verf'teckte und den winzigen Schau-
platz durch ein geniales Raffinement
dehnte. Flags revoltierten .. die
Münchner Geftrengen: das ift nicht
das. was wir wollten! und ließen
fich auch durch den bezaubernden
Eindruck. den in diefem holden
Spiel der geniale :'Regiffeur zu
wecken wußte. nicht über den
Frevel am Prinzip beruhigen.
In Summa. wir haben es wieder

einmal fchwarz auf weiß: pictor
tueeat in ideal-*0. Er kann
nur raten. dienen. Jnfiruktionen
ausarbeiten. gehorfam einfpringen.
untertänigfte Anträge fiellen; nie-
mals regieren. beftimmen und das
große Wort führen. Das gehört
dem Spielleiter und. mit Refpekt
zu fagen. dem Dichter. Wenn
Reinhardt das Erperiment mit
Ehren befiand. fo rührt das daher.
daß er. foweit möglich. die Künfkler
in ihre Schranken zurückdrängte und
durch feine dramaturgifchen Ideen
ihre Fehler vergeffen ließ. Darüber
find fich die Münchner einig. foweit
fie nicht zur Priefierfchaft der un-
entwegten Reliefgemeinde zählen:
daß er ihnen. wie früher den Ber-
linern. den Furor und die Jugend
gebraaht hat. die das erfchlaffte
Jntereffe am Theater wieder [e-
bendig machen; daß feine leiden-
fchaftliche Einbohrung in die Regie-
probleme ihnen taufend fchlum-
mernde Wunder erweckte; daß er
verrunzelte alte Schläuche mit neuem
Wein füllte und firaffte. Er ifi
dort unten. wie hier oben. als
revolutionierender Unruhfkifter und
Anreger eingezogen. und nach feinem
impetuofenDreinfahren kann der alte
Münchner Trott nicht weiter gehen.
Und noch ein Neues hat er
gefchaffen. das über dies mittel-
bare Verdienfi hinausgeht: feinen
„Hamlet“. mit Alexander Moiffis
Dänenprinzen. Wieder fielen die
Krufien derKonvention. und ftra hlend
ftieg das Wunderwerk der Dichtung
aus der verrotteten Schale; ward
wie nie zu einem feft verzahntcn
dramatifchen Gefchehen und wuchs
zu einem Bühnenganzen. das fafi
in Staunen felzte. Weil jedes
Teilchen im Jnnerften gepackt war.
_-
_ _
als gälte es die Premiere eines
neuen Werkes. zu dem noch gar
keine Erfahrungen vorliegen.
Und dazwifchen fchritt Moiffis
fchlanker Zauberer. Nicht der drei-
ßigjährige Hamlet. den Shakefpeare
wollte. um begreiflich zu machen.
daß fich in diefem Kopfe unter
anderem auch die gefamte Ge-
dankenwelt der reiffien Nenaiffance
und des Dichters eigenes Wiffen

und Ahnen von allen Weltdingen
zufammenpreßte. Aber der edelfte.
unglücklichfie. zartefte Jüngling. der
je. von einem plumpen Schickfal
wider feine Natur zur Tat ver-
dammt. den Zufammenfioß mit
der Welt erlebte. Mar Osborn.

Vom Struwwelpeter-
H o f m a n fn.

Das lufiige Bilderbuch vom
..Struwwelpeter“iftjetztfaft65Jahre
alt. und fein Verfaffer. der Frank-
furter Jrrenarzt Heinrich Hoffmann.
der fich zum Unterfchiede von den
vielen andern Hoffmanns Donner
zubenannte. wäre am 13. Juni
(nicht wie bei Meyer fieht 21.)
hundert Jahre alt geworden. Grund
genug. dem von der Literatur-
gefchichte höchft fiiefmütterlich be-
handelten Poeten. der noch nicht
einmal einen germanifiifchen Dokto-
randen gefunden hat. eine Ju-
biläumsnotiz zu widmen. Sein
..Struwwelpeter“. oder wie das Buch
zuerft hieß ..Lufkige Gefchichten und
drollige Bilder“. verträgt als Lieb-
ling unferer Kleinften weder eine
literarifche noäj äfthetifche Wertung.
Es genügt zu wiffen. daß es ur-
fprünglich für Hoffmanns eigenes
Söhnthen befiimmt war. und daß
der Dichter fich hier feine Kenntnis
der Kinderfeele. die er am Kranken-

bett gewonnen hatte. zunutze
machte. Später entfchloß er fich
auf vieles Drängen zur Veröffent-
lichung. und der Abfatz wuchs la-
winenartig. Der „Struwwelpeter"
dürfte heute bereits eine Ver-
breitung von annähernd einerMillion
Exemplaren(300Auflagen)gefunden
haben. Diefe unzerreißbaren Bücher
weifen wahrfcheinlich alle fo deut-
liche Gebrauchsfpuren auf wie das
vor mir liegende. Der „Struwwel-
peter" ift unfere frühefte literarifche
Erinnerung. die wir uns nicht
griesgrämig durch pädagogifche Pre-
digten über die Verkehrtheit und
Gefährlichkeit des Buches zerfiören
laffen wollen. Dann kommt „Mar
und Moritz" undNieritz undSchwab.
Die Erfatzmannfchaften. die von den
Kunf'tpädagogen aufgebracht worden
find. haben keinen ähnlichen Treffer
zu verzeichnen. und man verrückt
den Standpunkt. wenn man das
Kinderbuch nicht überhaupt als bloße
Unterhaltungsfchrift anfieht. So
bedarf der Struwwelpeter-Hoffmann
keiner Ehrenrettung. aber er läßt
fich auch nicht in Inbiläumsftimmung
als Dichter entdecken. Er felbft hat
anderen Kinderbüchern. wie dem
„König Nußknacker". größere Be-
deutung zugefprochen als feinem
Struwwelpeter. aber diefe etwas fen-
timentalen Märchengefchichten haben
in ihrer Weichheit nicht die gefunde
Spannungskraft der echten Mär-
chen und ihren foliden Schuß Un-
moralität.
Hoffmann-Donner war fchon.
bevorerden..Struwwelpeter"fchrieb.
als Dichter für die Großen aufge-
treten. Ein Poet mit deutlichen
Einflüffen Eichendorffs. Uhlands.
Heines. ohne fiärkere Phyfiognomie.
wie ja auch fein Zeichenfiift bald
auf Ludwig Richter. bald auf Hofe-
mann und die Volksbiicher auf
Löfchpapier raten läßt. Iean-
paulifch ifi die Seele des Mannes.
der die „Humorifiifchen Studien".
die Gedichtfammlung ..Auf heiteren
Pfaden" (eine Erweiterung der
Gedichte von 1842) und den ..Bade-
ort Salzloch" verfaßt hat. Hier
hat alles deutlich einen vormärz-
lichen Anfirich. Die Satire feiner
politifchen Komödien ift füddeutfch-
gemütlich. und in feiner Verfpottung

der Wunderheilungen des Trierer
Rockes fchlägt er längft nicht fo
fcharfe Töne an wie der Märker
Glasbrenner. der ungefähr fein
Altersgenoffe war. Aus feiner
Kartoffelkomödie. die in China fpielt
und die Lebensabenteuer eines Ber-
liner Frifeurs erzählt. fei folgender.
gegen den Abfolutismus gerichteter
Paffus zitiert: ..Der Staat gleicht
einem gedeckten und wohlbeftellten
Tifche. Es fieht ein appetitlicher
Hammelsbraten darauf. Das ift
das Volk. Die Regierung im all-
gemeinen fißt behaglich an diefem
Tifche und verzehrt den Braten.
Die Hände. die das Fleifch zurecht
fchneiden und in den Mund bringen.
das find die Gerichte und die Pro-
vinzialbeamten. Von den Zähnen
wird nun alles fein zurechtgekaut
und genießbar gemacht. - und
das wären etwa die Minifier. Das
Ganze aber kommt in den Magen.
und ift der Hauptheld. der Zweck.
der Fürfk. Sie. Majefiät find ein
folcher Magen . . . . Die Gefche.
das find die Kochbücher der Re-
gierung." Im Sturmjahre 1848
hat Hoffmann vor dem Demagogen-
tum und den Rabagashelden ein
deutliches Grauen empfunden. und
aus diefem Gefühl heraus entfiand

Bildende Kunft
fein „Handbuch für Wühler“ wie
auch eine Reihe gleichzeitiger po-
litifcher Gedichte:
„Sonft trug Verfiand und rechter
Sinn
Mit wenig Kunf'i fich felber vor.
Doch Sparfamkeit ifk auch Gewinn.
Noch weniger will des Volkes Ohr.
Des Tages Schlagwort fir zur
Hand.
Das fchleudre in der Menge Ohr!
Denn fich. es trägt der Unverfiand
Sich wahrlich noch viel leichter vor.
Ein recht gefundes Zungenpaar.
Das rührt der Herrn genügfam
l."
Gebrüllter Unfinn: blank und bar
Ruft Beifallsf'turmgebraus her-
vor.“
Sein angeftrengter Beruf --
Bildende
Bartholome.
In Auteuil. wo er wohnt. kennt
ihn jedes Kind. Vater Bartholoms.
in greifem Barte. geht in Hauskleid
und Pantoffeln über die Straße.
mit gemütlichen Schritten. ein kleines
Mädchen an jeder Hand. Schmun-
zelnd fehen die Alten ihm nach: er
ift wie unfereins. und dabei hat er
das „Monument, au mot-ts“ ge-
fchaffen: in den Mufeen von
Paris find überall feine Marmor-
männer und Marmorfrauen -feine
fchöne fchlanke eigene Frau im
Luxemburg -. und feinen Namen
kennen die Leute überall. Und
er ift wie unfereins . . .
Rodin wohnt in Meudon. in
einer fchloßartigen Villa. hat ein
prunkvolles Glasatelier und baut
fich ein Antikenmufeum. Wenn ich
ihm gefchrieben habe. daß ich komme.
Hoffmann wurde Leiter der in Frank-
furt begründeten Irrenanfialt -
ließ den Dichter immer feltener zu
Worte kommen. Er felbfi war
fich der Grenzen feiner Begabung
genau bewußt und hat bei zahl-
lofen Anläffen nur zum Haus-
gebrauch verfifiziert und fich in
feinem geruhigen Dafein. das
ihn 85 Jahre werden ließ. an die
eigene „Lebensregel“ gehalten:
..Dauernd kannf'i du dir verbinden.
Was du Schönes je befeffen.
Lerne nur das Rechte finden
Im Erinnern und Vergeffen.
Alles Edle. alles Gute.

Schreibe dir ins Herz. ins reine!
Doch vergiß mit fchnellem Mute
Alles Schlechte und Gemeine!“
Hans Landsberg.
Kunfi.
warten Kutfche und Diener in
Livree auf mich am Bahnhof. Seine
Sprechfiunde ift wie eine Audienz.
die glücklich Empfangenen küffen
ihm die Hände und gehen unter
fiaunenden und verzückten Aus-
rufen durch das mit Werken an-
gefüllte Atelier. Es wäre oft wie
in einem Narrenhaus. wüßte man
nicht. daß man eine halbe Stunde
fpäter allein mit dem herrlichen alten
Rodin fein wird und mit feinem
farkafiifch zuckenden Lachen unter
dem Graubarte.
Bartholoms empfängt un peu
sans gene, lacht. ift gut Freund.
ganz Hausvater und erzählt Wihe
im Argot. Spricht man von Berlin.
fo intereffiert es ihn am meifien.
ob man fich dort auch amüfieren
kann. Kein mit Werken überfülltes
Atelier. ein bis zwei Modelle. Will

man etwas von feinem Leben
wiffenj fo lacht er; forfcht man
nach feinen Anfchauungen über
Kunfh fo lacht er wieder. „Wollen
Sie etwas darüber publizieren?
Schreiben Sie dann nurj was
Ihnen Spaß macht! Wir wollen
lieber in die Kneipe dort drüben
gehen„ da gibt es einen anftändigen
Wein.“ Ein beneidenswerter toi
.I'M-erat in greifem Haar-j ein Le-
bensfreund ohne Schwere. Und
doch hat diefes fcheinbar leichte
Hirn oft vollgeriitteltem Maß
menfchlichen Leidens plaftifchen
Ausdruck gegebenj etwa in feinem
Ehrifius. wo dann aller Schmerz
aller Menfchen über den zerriffenen
Zügen wittert und im lautlofen
Schrei des weit offenen Mundes
eine furchtbare Konzentration findet.
Aber - - -
Die Art diefer beiden berühm-
tef'ten Bildhauer Frankreichs ent-
fpricht ganz dem Range und dem
Wefen ihrer Kunft. Robin ifi ein
Kaifer der Plafiik in Europa„ das
neben ihm keinen lebenden Eben-
bürtigen kennt. Er ift ganz ohne
allen Zweifel der Schöpfer einer
neuen großen Epoche der Plaftih
bedeutet für fie - als ein ganz
Anderer -' das nämliche„ was
ihr in der Zeit der Renaiffance
Michelangelo war. Er hat die
bewußte Neutönerfreude und den
Neutönerfiolz ganz großer Schöpfer.
das Gefühl des Mannes/ vor deffen
Werk fich einfi fpa'tere Gefchlechter.
die an ihm lerntenj tief beugen
werden mit einem Leuchten der
Ehrfurcht: Rodin, Er hatj wie
Michelangeloj in Wahrheit noch
keine Schule/ fo einzig ift er; was
als folche läufty ift etwas Fragliches.
Aber fein künfilerifches Blut kreifi
in den Adern des ganzen jungen
Bildhauerfrankreich und baut da
die Zukunft.
In diefem großen Reiche ift
Bartholoms nur der Statthalter
einem wenn aua) recht anfehnlichenj
Provinz. Er ift ein fehr kluger
Künfilerj der das weiß/ und felten
fah ich einen bedeutenden Schöpfer
fich vor der überragenden Größe
eines andern mit folcher Selbfi-
verftändlichkeit beugem wie Bar-
tholome vor Rodin. Der Ehrgeiz

feiner jüngeren Jahrej der ihn in
die öffentliche Arena trieb und
naah dem überlebensgroßenj dem
fymbolifchen Ausdruck verlangtej ift
lange verebbt. Es ift um ihn
ftiller gewordenj gleich als fäjeue
ein viel Diskutierter das öffentliche
Sich-nackt-Darfiellem was denn auch
wohl der Fall fein mag. Aber
er ftand darum nicht ftillj noch ift
er kleiner geworden. Seine Linie
wurde ruhigerj fein Ausdruck kon-
zentrierten fein Vortrag unpathe-
tifcher und gerade darum von weit
echter-er Wirkung. Der Künftler
Bartholoms fteht heute auf einer
viel reinerenj man fühlt fich bei-
nahe verfucht zu fagen: mehr klaffi-
fchen Höhe als feiner Zeit der
von unkünftlerifchen Nebenelementen
durchaus nicht freie Schöpfer des
„Wonument um(mortZ", Er ifi
nicht die Zukunft wie der größere
Rodim aber er ift ficher der na-
türlichfie und felbftverftändlichfie
Weg zu ihr. Sein Einfluß macht
fich ganz im fiillen und dafür um
fo eindringlicher im Herenfabbat
des heutigen künftlerifchen Frank-
reich fühlbar. Fafi bei jedem
jüngeren Bildhauer von Zukunft
läßt fich konftatierem wieviel Grund-
legendes er von Bartholome hatj
34:

während die Wirkung des einzigen Rodin fich zur Zeit noch in nicht immer künftlerifchen Oberflächlichkeiten äußert. Die plaf'tifche Tradition Frankreichs ift keineswegs fo reich wie die malerifche. Der große Houdon ift faft wie ein Mythos mit feiner Molierebüfte. Barye. der franzöfifche Gaul. ift den meifien kaum mehr als ein Name, Man hatte in der Plafiik eine traurige Atelier: und Theaterkunfi. die nach der Puppe und nur nach der Puppe arbeitete. und ein nbockjug-Publiium fah den gefunden Naturakt als etwas Unanfiändiges. der Kunft nicht Anfiehendes. Erft als die Malerei den Schlachtruf ..Zurück zur Natur!" ertönen ließ. befann fich auch die Plafiik auf ihre wefentlichfien Aufgaben. Das Dreigefiirn Rodin. Bartholome. Charpentier war die Ergänzung zu Manet. Monet und Degas. und Rodin fagte mit feinem ..Menfäyen des ehernen Zeitalter-s" dem Atelierzeitalter Fehde an.

Von diefen dreien ift Bartholome zweifellos das normalfte Talent. zum Wiederauffinden und Hüten plafiifcher Tradition der Geeignetfie, Man könnte ihn felbft als Begründer des modernen franzöfifchen Neuhellenismus bezeichnen. jedenfalls den alten BartholomE. Seine befcheidene Treue gegenüber der Natur. die Reinheit feines Wollens und des Könnens von Auge und Hand find von unbedingter Zuverläffigkeit. feine Anfpruchslofigkeit hat Größe.

Es fehlt ihm nicht an kleinen gallifchen Perverfionen. So hat er die Behandlung des blaufleckigen fpanifchen Pyrenäenmarmors in die Parifer Kunfi eingeführt; echt franzöfifch griff die Jugend gerade das mit Begeifterung auf. Und wer nun heute in der Skulpturenausfiellung. fich unwohl fühlt wie unter Leprakranken. ahnt wohl nur felten. daß dies alles nichts ift als ein Witz von Bartholome.

Lothar Brieger-Waffervogel.

Nelly O'Brien.

In der Londoner Wallace-Collection. in der weniger die Sehnfuchtsfucher und die Träumer als die Feinfchmecker für malerifche

Köfilichkeiten Fefie feiern. hängt
Reynolds' Bildnis der Schaufpie-
lerin Nelly O'Brien. Vielen be-
deutet es das feinfie Frauenporträt
des Meifters. und es ift in diefer
Mufierfchau der Rokokoklaffiker recht
an feinem Platz. Reynolds fchäßte
die Künftler des Zehengetrippels
und der Bergerenanmut. fo fehr-
er ihren Charme anerkannte. nicht
höher ein als die Verfaffer von
Epigrammen und Schäferftücken.
und doch hatte ihn hier verwandter
Geift ergriffen. Und kein Wunder.
daß der Anbeter der großen Vene-
zianer und Bolognefen rokokohaft
empfand. als er die fiegreichfie
Amoureufe feiner Zeit. die obere
nmie Lord Bolinbrokes und vieler
Arifiokraten. porträtierte. Schön.
gutherzig und fthlagfertig foll fie
gewefen fein. diefe echte Irländerin.
So faszinierend. fchreibt Walpole.
daß fie viele Hochgeborene zu
gleicher Zeit in ihrem Netz einfing.
In Reynolds' Atelier ift fie viel
aus- und eingegangen. als das
Gemälde 1763 entfiand. Damals
faßen ihm die Sieger und Siege-
rinnen auf dem Felde des Geiftes

und der Schönheit. und dennoch
hat er Nelly O'Brien wenigftens
viermal porträtiert. aber niemals
mit folcher Vollendung. Wer dürfte
trotzdem mit Sicherheit behaupten.
daß auch fein Herzfchlag. deffen
Wohlabgewogenheit durch ein vor-
bildliches - vielleicht zu vorbild-
liches - Leben verbürgt ifi. wegen
der Kurtifane in Verwirrung ge-
raten fei? Wir glauben der Chronik
viel eher. die berichtet. daß fie
ihre Geftalt oft Modelldienfte leifien
ließ. wenn Highlife-Pflichten den
vornehmen Porträtaufgeberinnen
nicht Zeit genug für Sitzungen
ließen. Jedenfalls fühlte fich der
Künftler frühlingsmäßig infpiriert.
als diefes Werk entftand; als er
die feinen Verfchattungen auf dem
liebenswürdigen Geficht. das holde
Blau und Rofa der Sommertoilette
neben dem Weiß des Schoßhünd-
chens und dem Schwarz der Spitzen-
mantille fchilderte. Hier ifi alles
Natur. das behaglich vorgebeugte
Sitzen und der heitere Blick. der
wie ein Vorbote quellenden Lachens
wirkt. Wie anders hätten Fra-
gonard und Lancret folches Modell
behandelt. Ihre Pointen wären
Erfatz für mangelnde biographifche
Notizen geworden. Aber der echte
Engländer meidet die Pointe. er
will nicht Geift. fondern Gemüt;
nicht Helena. fondern Penelope
fieht er in jedem Weihe. Und der
moraliftifche Nationalzug. den fchon
Voltaire erkannte. läßt auch Rey-
nolds die Halbweltlerin. trotz einem
fehr deutlich gemachten rofigen Atlas-
jupon. mehr als Landedelfrau cha-
rakterifieren. Er liebte die Anmut.
aber fie war ihm fiets die Zwillings-
fchwefter der Würde.
Iarno Ieffen.

Meindertlyobbema: Die
Allee.

Ein Landfchaftsbild. das zu den
bekanntefien Gemälden der Lon-
doner National-Galerie gehört. weil
es dem Meifier gewiß in einem
feiner glücklichfien Augenblicke ge-
lungen ifi. Von dem herrlichen
Zufammenklang der Farben. dem
goldigen Duft. in dem die Bäume
erzittern. vom milden Licht. das
fich aus dem Wolkenhimmel über
die dunkle Erde ergießt. vom glü-

henden Rot. in dem die Dächer des
fernen Städtchens Middelharnis
fchimmern. läßt unfre Abbildung
freilich nur den etwas genießen.
der aus den kolorifiifchen Werten
der Grifaille zu iiber-fehen weiß;
aber die vorzügliche Gravüre gibt
doch erfahöpfend wieder. was die
Kompofition an Zeichnung enthält
und wenigfiens viel von dem. was
an Stimmung in ihr liegt. Platt
breitet die holländifche Ebene fich
aus. dem Waffer eng benachbart.
von Waffergräben durchzogen; aus
dem Feuchten. künftlich getrocknet.
fondert fich forgfam bebautes Kultur-
land; ein Hauptweg. der von den
Wurzeln dichtgepflanzter Allee-
bäume gefefiigt wird. führt durch
Dick und Dünn nach dem Hauptort
mit feiner Kirche und feinem Hafen;
das windige holländifche Firmament
türmt mächtige Gebirge darüber
auf. Während Hobbema. der Sohn
des künfilich-künftlerifchen Barock-
zeitalters. der Freund des pathe-
tifchen Ruysdael. fich fonft ge-
wöhnlich in ausgefprochener Ro-
mantik bewegt und mit Vorliebe
wohlgeformte Baumgruppen um
träumerifche Waffermühlen fiellt.
fällt hier zunächfi eine gewiffe
Nüchternheit. ein porträtmäßiger

Realismus in feinem Werke auf. Schnurgerade der Weg mit den ökonomifch abgeholzten Ulmen. eine unwiderfiehlich in die Tiefe des Bildes reißende Perfpektive; pedantifch geordnet die Baumfchule. in der ein fleißiger Befißer fich befchäftigtz': der unbedeutende Wald. das fenfierlofe Gehöft. die zwei oder drei anfpruchslofen Gruppen ruhiger Menfchen find zunächfi auch nichts weniger als poetifch. Und doch! Werk'an dem Landfchaftsmaler eineYklare. tiefe Auffaffung von Raum und Belichtung fchälzt. muß fich entzücken über die raumbildende Energie diefer kahlen Allee. deren perfpektivifche Wirkung trotz ihrer Unwiderfiehlichkeit doch nicht hart ift. fondern am Boden durch die unordentlichen Geleife. in den Wolken durch die Intervalle der fchwankenden Gipfel gemildert wird; die künfilerifche Freiheit in diefer Behandlung und die Auflöfung des vielleicht gewagten Motivs erwecken nach dem Staunen das innigfie Wohlbehagen. Nur ein weifer Künfiler mit großen Augen konnte aus der fpröden Landfchaft folch' ein Bild friedlich fchöner Erifienz herausfchauen. und nur ein Techniker von ebenfoviel Können wie Gefchmack und Mäßigung wußte es durch kluge Abwägung der Maffen und Werte fo überzeugend. fo felbfiverfiändlich harmonifch zu gefialten.

Wolfgang von Dettingen.

Zur Abbildung einer Bronzefigur von Augufi Kraus.

(„Der laufende Iunge“).

Wenn ergehen f oll.wenn ichihn bitte.
Vom Vater zur Mutter den Weg.
Die zwei Schritte.
Hebt er die Arme wie Flügel zum
Fächeln.
Und wir rufen zu zwei'n:
„Alleinel Allein l“
Und er blickt auf
Und muß lächeln.
Rafch läßt er fich fallen
Von einem Füßchen aufs zweite --
Ein Sprung ift's ins Weite!
Ein Schweben! Ein glückliches
Landen.
„Da bin ich!
Nun ifi's überftandenl‟
„Unfer Kerlchen“ - fagt Mutter -
„ift wirklich fo gut.

Weiß im geringfien noch nicht.
was es tut.
Will doch Freude fchon machen.
Darum fein Lachen.“
Doch ich erwidere fiolz-gefchwind:
„Anders lef' ich im Kind.
Im lachenden Köpfchen
Anders - und glaub' nicht an
Stumpfheit.
An Dumpfheit
Der Iahre!
Glaubft du nicht. daß er es fühlt.
Daß er fpielt
Mit der Gefahr und mit uns?
Glaubft du nicht. daß wir zum
erften Schritt
Mehr Klugheit. mehr Mut bringen
mit
Als wir in Weiten und Fernen
Dann noch erlernen.
Einft bis zum letzten -?“
Alfred Gold.

Alt-Wien.

Mit Eifer und Inbrunft tut
unfere Generation Buße für die
Sünden ihrer Väter. Sie haben.
im Raufch der plötzlich auffieigen-
7--*_-»*--..*--. ».-PM .„-. -
x.
i
.
_ u .- q.»---.. .
- ,.. 7--._-.., ,.
. ,
W.. YAM“. 3:
den Großfiadt-Cirolßuiannsfucht. die
Stätten alter und folider deutfcher
Kultur fo fkrupellos niißhandelt.
daß vielfach nur Fragmente davon
übrig geblieben find. Wir fallen
den Zerftörern in die Arme. fachen
.„_,-_„. e.. , ..e „ ,7
i
q
i
i
i
. .l-

M. M, Daffinger: Bildnis der Gräfin (öfter-heizt).
(Aquarell-Miniatur aus den Sammlungen des Fürften Metten-rim.) “
Aux.: „Alt-Wien" von Ladin. W. Abele. Verlag von Marquardt & To.. Berlin.

zu..rettenx was noch zu retten ifix
und predigen Ehrfurchh Liebe und
Pietät gegen die Denkmäler der
Vergangenheit. An Stelle des
blinden modernen Selbftbewußt-
feins/ das glaubte„ alles Neue fei
gut/ ift ein neuromantifch-hiftorifcher
Sinn getretenx der wieder Ver-
ftändnis für die Werte der Tra-
dition geweckt und die Überzeugung
verbreitet hatx daß nicht ein Ab-
brechen aller Beziehungen zur frü-
heren Zeitx fondern ein organifches
Fortbilden der Überlieferungen
unferm Leben not tut. Man hat
erkanntp daß die Städte/ in denen
wir wohnen und arbeiten„ und die
auch dem Nichtfiädter als Mittel-
punkt [der nationalen Energie-Ent-
faltung gelten„ in der Haft und
dem- Wirrwarr der letzten Jahr-
zehnte den gefchichtlichen Cha-
rakter und die individuelle Be-
fonderheit- auf denen ihr äfihe-
tifcher Eindruck beruhte„ fafi ver-
loren* haben. Und eine doppelte
Aufgabe refultierte aus diefer Er-
kenntnis: die Verbreitung einer
vertieften Kenntnis des bedrohten
Befitzes fowie eine Erwägung der
-Maßregeln- die zu treffen find„
um weitere Verlufte zu verhindern
und die künftige Gefialtung unferer
Siedelungen finnvoll zu regeln. Aus
diefem Streben erwuchfen die zahl-
reichen Biicher und Büchlein der
letzten Jahre/ die fich zum Ziel
feßem die Kunfi- und Kulturge-
fchichte unferer großen Zentren zu
fchilderm Fremden und Einheimi-
fchen die Augen fiir die unbe-
achteten und vergeffenen Schätze
zu öffnenp die fich hier bergen.
Denn es ifi uns klar geworden-
daß die forgfame Kunfipflegq die wir
treiben möchtem fich nicht auf das
engere Spezialgebiet der freien
Künfie befchra'nken darfx fondern den
ganzen Umkreis unferer Erifienz
erfaffen muß. __
In die Schar diefer'Dokumente
tritt jetzt ein hiibfches Bändchen
über „Alt-WienC das Lud-
wig W. Abels iin*:_»Verlage
vonMarquardtcKEohBerlin-
herausgegeben hat. Kürzlich hat
uns Franz Servaes in einem rei-
zenden kleinen Buche (in Klinkhardt
& Biermanns Sammlung „Stätten

der Kultur“) eine höchft anmutige
Plauderei über Wefen MdL-Art
der öfierreichifchen Kaiferfiadt von
heute gefchenkt. Abels unternimmt
es nun- mehr fyfiematifch/ aber
gleichfalls in einer freiem fehr
anziehenden Form das zufammen-
ziiftellen„-was den Ruhm und die
Schönheit des alten Wien, aus-
macht. Er teilt feinen Stoff in
zwei Hauptabfchnitte. Der erfie
betitelt fich „Wiens großeLZeit"
und fchildert in gut disponierenden
Kapiteln die Epoche von 1700 bis
180l): die Architektur des Barock-
aus deren Werken die Schöpfungen
Fifchers von Erlach hervorragem
und die Baukunfi der folgenden
Stilperioden- die prächtigen Be-
mühungen der lange unterfchäßten
Rokokomalerx die Sammlertätigkeit
des Adels und des Bürgertuntsx
fowie die kleineren KünfteX auf
denen der Sonderruhnt Wiens be-
ruhte„ die Porzellanfabrikationx die
Miniaturnialereß die Silhouette und
allerlei Zweige des Kunfihandwerks.
Der zweite Abfchnitt nennt fich
„Onkel Biedermeier" und gibt eine
vortreffliche Darftellung der Wiener
Kunfi- und Stadtatmofphcire in der
erften Hälfte des neunzehnten Jahr-
hunderts. Vor. dem Hintergrunde

des politifchen und gefellfchaftlichen
Lebens ziehen die Meifter des
Altwiener Sittenbildes und die an-
und Landfchafter an uns vorüber.
fie alle überragend der köftliche
Waldmüller. dem ein eigenes Ka-
Morttj von Schwind: Schubert-Abend bei Freiherrn von Spaun,
Verlag von Marquardt är Co.. Berlin.
(Scpiazeichnung. Enthält u, a. die Porträts von Lachner. Schwind. Gritlparzer. Bauernfeld. Feucht-
erstehen, Taftelli
: ..Alt-Wien" von *Ludtu W. Abel-5.
'Aus
deren Stützen der lokalen Maler-
fchule. die Danhaufer. Fendi.
Ranftl und Schindler. die Schwind.
Führich und Steinle. die Porträtifien
pitel gewidmet ift. Auguf't von
Pettenkofen. der Maler der un-
garifchen und flowenifchen Bauern-
höfe. Zigeunerlager. Küchen und

Werkfkätten. der aus dem Vormär-z
fchon in die moderne Kunft hinein-
weift. macht den Schluß.
Das willkommene Buch ift über-
dies mit einer Fülle forgfam aus:
gewählter Illuftrationen. auch nach
wenig bekannten oder noch niemals
reproduzierten Originalen. ausge-
fiattet. von denen wir mit freund-
licher *Erlaubnis der Verlagsanftalt
einige Proben geben.
Svante Arrhenius: Die
Vorf'tellung vom Welt-
gebäude im Wandel der
Z e i t e n. Aus dent Schwe-
difchen überfelzt von L. Bam-
berger. Mit 28 Abbildungen.
Leipzig. Akademifche Verlagsge-
fellfchaft. _
Der bekannte fchwedifche Phy-
fiker und Chemiker. der längere
Zeit befonders das Grenzgebiet
zwifchen diefen beiden Wiffenfchaften
zu feiner Domäne auserkoren hatte.
wandte fich im xx. Jahrhundert
vorwiegend der kosmifchen Phyfik
zu. welcher er ja auch ein größeres
felbfiändiges Werk gewidmet hat.
Unlängfk erfchien von ihm ein eben-
falls hierher gehöriger. gemein-
verftändlicher Effah über geo- und
kosmogonifche Probleme. welcher
den Titel ..Das Werden der Welten“
führt und bereits die dritte Auf-
lage erlebt hat. Und an ihn fchließt
fich das hier in Rede fiehende Buch
fo enge an. daß es fogar einen
entfprechenden Untertitel (Das
Werden der Welten. Neue Folge)
an der Stirn trägt. Gefchichtlich
in gewiffem Sinne war ja auch die
Darlegung der Entwicklungszufiände.
welche die einzelnen Weltkörper zu
durchmeffen haben; nur handelte es
fich um einen gefchichtlichen Verlauf.
bei dem es auf ein paar Millionen
Jahre mehr oder weniger nicht
ankommt. Diesmal haben wir es
mit dem hiftorifchen Werdegange
der Weltanfchauungen. d. h. jener
Doktrinen zu tun. welche fich im
'Wecbfel der Zeiten das Menfchen-
gefchlecht über die kosmifchen Ge-
bilde und Bewegungen gebildet
hat. Infofern gehören alfo in der
Tat beide Veröffentlichungenzu-
fammen. und die eine dient der
anderen zur Ergänzung.
Der Berichterfiatter kann nur

feiner Befriedigung darüber Aus-
druck geben. daß auch diefes zweite
Produkt der unermüdlichen Feder
feines Verfaffers durch eine gute
liberfeßung dem deutfchen Publi-
kum zugänglich gemacht worden ift.
Denn die hohe Gefialtungskraft
des Autors. fein Talent. auch fchwie-
rigen Dingen eine verftändliche Seite
abzugewinnen. und die gefchickte
Heraushebung der wichtigften Punkte
- all das kommt auch da zur vollen
Geltung. Vor allem aber muß man
es auch freudig begrüßen. daß der
lange beklagte Indifferentismus des
Naturforfchers gegen die Gefchichte
feiner Difziplin ins Schwinden
kommt; dafür kann es keinen über-
zeugenderen Beweis als eben die
Tatfache geben. wie einer der erften
feines Faches felbfi Hand anlegt.
um zu zeigen. daß man fich nicht
mit den fertigen Refultaten und
Methoden begnügen darf. daß viel-
mehr die Art und Weife. wie man
nach und nach in deren Befiß
gelangt ift. ebenfofehr als der E1--
forfchung würdig zu betrachten ift.
Eine gewiffe Gefahr. die dabei
kaum umgangen werden kann. foll
allerdings nicht verfchwiegen werden.
Gerade die führenden. die produk-

tiven Geifier könnenj während fie wahrlich nicht geringer einzufcha't:
befindlichen
niit der im Fluffe zendeTätigkeitderjenigenverfolgen.
Alt-Wiener Porzellangruppe, um 1761-.
Wiffenfchaft eine fiete Fühlung un-
terhalten müffen/ nicht wohl zu-
gleich die geräufehlofe/ aber darum
die es fich zur Aiifgabegeniacht
haben/ die Gefchichtsforfchung mit
fpezialiftifcher Hingebung zu be-
(Vorder- und Rückanflrht)
„Alt-Wien“ von Ludw. W. Abe-l5.
*ll-erlag von Marquardt sc To., Berlin.
Aus :

treiben„ und gar manches von dem-
was folchergeftalt zutage gefördert
worden iftx wird ihnenx den Vor-
kiitnpfernx leiaht entgehen. Die-
felben find entweder auf eigene
Quellenfiudien-angewiefem die aber
unmöglich umfaffend fein können
oder fie müffen fich auf Zufammen-
fiellungen zweiter und dritter Hand
ftühenz die felbfi nicht immer auf
volle Korrektheit Anfpruch zu machen
vermögen, Wenn wir nunmehr
im folgenden auch hierauf Bezug
nehmen und darauf hinweifem daß
ab und zu die pofitiven Angaben
unferer Vorlage einer Berichtigung
bedürfen- fo verfieht es fich dem
Gefagten zufolge von felbftz daß
damit nicht irgendwie eine Herab-
fehung der Gefamtleiftung beab-
fichtigt werden foll. Diefe bleibt-
fo oft das Werk auf den Bücher-
markt tritt„ immer die gleicheF wo-
gegen den kleinen Ausftellungenx
die gegen Einzelheiten zu erheben
find- fchon bei der nächften Auflage
leicht abgeholfen zu werden vermag.
Ungeordnetex wit-re Gedanken
über die Entfiehung der Welt- in
der fie ihr Dafein hinzubringen
haben„ find auch bei den foge-
nannten Naturvölkern weit ver-
breiten und wir möchten geradezu
glaubenx daß fogar ganz niedrig
fiebende Stämme von diefer recht
allgemeinen Regel nicht ausge-
fchloffen find. Was Brintbn bon
gewiffen Eskimos fagtX will uns
nicht recht einleuchten- denn kos-
mogonifche Vorfiellungen und der
Glaube an ein Fortleben nach dem
Tode find immer beifammen/ und
daß letzterer vorhandenx bezeugt
Beßels von den Polarmenfchen
am Smith-Sund/ Klutfchak von
denen der Nordweftlichen Durch-
fahrt. Mit Recht weifi der Verf.
auf die allen Indianern gemein-
famenx nur natürlich mannigfach
differentiierten Schöpfungsmythen
him und hätte er feine Nach-
focfchung auch auf die Südfee-
infulaner ausgedehntx fo wäre er
auf ein fehr reiches Material ge-
fioßen- denn in Polynefien gibt
es Sagen über Schöpfung und
Sintfluten- die bereits den Cha-
rakter einer fhfiematifchen Aus-

bildung tragen, Eingehender wird
bei den Mefopotamiern und Ägyp-
tern verweilß die man aber beide
auf Grund der neuefien Unter-
fuchungen teils höher-7 teils tiefer-
als cs hier gefchiehtz wird ein-
fchiihen müffen. Nicht bloß eine
Aftrologiex fondern eine ziemlich
weit fortgefchrittene Afironomie be-
faßen fie- die fich davon- ein bloßer
„Teil der Götterlchre“ zu fein-
fchon recht gründlich emanzipiert
hatte. Die Gedichte eines Hefiod
und Ovid können nur bedingt als
Ausdruck der Anfichten ihres Zeit-
alters geltenx denn Dichter nehmen
in der ganzen Gefchichte eine be-
fondere Stellung ein- und es ließen
fich viele Zeugniffe anführem daß
man im Altertum recht modern
iiber die großen Fragen der Bildung
von Land und Meer dachte; erinnert
fei nur an die atomifiifchen Hypo-
thefen eines Demokritos und Lu-
cretius. Denn wenn der Verf.
nachher der „Weltanfchauung der
Gelehrten in alten Zeiten“ ein
felbftändiges Kapitel zueignet- fo
fcheint er uns auch da teils zu
optimiftifch/ teils zu peffimifiifch
zu urteilen. Wir haben z. -
keinen Beweis dafür- daß man
felbfi noch bei den Ioniernx bel
Thales und Anarimander- das

Wefen der Finfterniffe richtig zu
* interpretieren verfiand. wenn man
auch die Vorherfage diefer Er-
fcheinungen zyklifch. d. h. auf Grund
langfriftiger Tabellen. ganz gut zu-
wege brachte. Noch Thales hatte
keine Ahnung von der Kugelgefialt
der Erde. und noch weniger können
es die Ehaldäer zu einer folchen
gebracht haben. Was aber die
Ägypter. denen ein ziemlich hohes
Wiffen zugefchrieben wird. tatfächlich
von Geometrie wußten. das ift
uns ganz genau bekannt. weil wir
ja das jetzt _mindefiens viertaufend
Jahre alte Lehrbuch des ..Schreibers“
Ahmes in der trefflichen Bear-
beitung von Eifenlohr und Eantor
zur Verfügung haben. und durch
diefes werden die Phantasmen eines
Piazzi Smyth und M. v. Ehth _-
ob der fröhliche Schwabe diefe felbfi
ernft nahm ? - gründlichfi widerlegt.
Vollkommen billigen kann man
die Wertfchäßung der indifchen Phi-
lofophie und nicht minder die des
Demokrit. auf deffen Bedeutung
das vor zwei Jahren entdeckte. von
Heider-g und Zeuthen herausgege-
bene Sendfchreiben des Archimedes
an Eratofihenes neues Licht ge-
worfen hat. Ungleich weniger gilt
dies von dem. was iiber Plato und
Ariftoteles geäußert wird. und man
kann es geradezu bedauern. daß
ein fo felbftändiger Geifi wie Prof.
Arrhenius in eine leider tradi-
tionelle. darum aber nicht weniger
unzutreffende Verurteilung eines
der größten Denker aller Zeiten
einftimr'nt. Der Philofoph von
Stagiros bat ja doch auch das Pla-
netenfyftem des Eudorus. das als
..konfequent“ bezeichnet wird und
dies auch wirklich war. feinerfeits
fortzubilden gefucht. und für die
Sphärizität der Erde hat er nicht
nur den einen hier angeführten.
mit Mängeln behafteten Beweis
gegeben. fondern man hat drei
Beweife von ihm. davon einer un-
antaftbar ift und heute n_och keinem
guten Lehrbuche der aftronomifchen
Geographie fehlen darf. Und. um
nun einmal unferen prinzipiellen
Standpunkt noch fchärfer darzu-
legen. müffen wir auch den -
freilich im vollen Einklange mit
der üblichen Anfchauung fiehenden

_- Satz über Arifiarch beftreiten:
„Seine Zeitgenoffen hatten nicht
das richtige Verfiändnis für die
von ihm ausgefprochenen großen
Wahrheiten.“ Glücklicherweife. ent-
gegnen wir. Denn um 250 v. Ehr.
war eben die Behauptung. der
Erde eigne eine tägliche und jähr-
liche Bewegung. gar nichts anderes
als ein geifireicher Einfall. mit -
dem die beobachtende Aftronomie
nichts anzufangen vermochte. und
es war ein großes Glück. daß
Hipparch und Ptolemäus einen
konfequent durchgeführten Aufbau
ihres wunderbar gefchloffenen Lehr- '
gebäudes zufkande brachten. womit
den Reformern des xu. und xßlm
Jahrhunderts erft die Hilfsmittel
für ihre eigenen Befirebungen ge-
liefert waren. Möchte doch in recht
weite Kreife Duhems wertvolle*
Schrift „Umkehr *ra* paiiäuerac“
(Paris 1908) durchdringen. worin
der hier nur kurz' fkizzierte Ge-
danke des näheren beleuchtet wird.
Der Referent möchte wahrlich
nicht einem allfeitig anerkannten
Werke als Splitterrichter entgegen-
treten. aber es handelt fich da
eben um eine weit allgemeinere
Frage. und der Hifioriker hat alles
daran zu fehen. um der feit Jahr-
35L

zehnten verfchleierten Wahrheit zum
Durchbruche zu verhelfen. Man
muß endlich dahin kommen. die
Naturwiffenfchaft des Altertums und
Mittelalters mit vorurteilsfreieren
Augen zu betrachten. als es. zumal
auf Grund eines weit verbreiteten
populären Schrifttums hin. fo'oft
gefchieht. und gerade die Perfönlich-
keiten. welchen im Bereiche des
pofitiven Schaffens voranzngehen
befiimmt if't. folltcn auch bei diefer
AufklärungsarbeitdieSpihenehmen.
Gerade das Vorwort diefes Buches
weifi ja darauf hin. wie wertvoll
es ift. „fich in den Geift der Zeiten
zu verfetzen“; aber wenn man
dies tun will. fo muß man auch
darauf verzichten. die ftillfchwei-
gende Vorausfetzung zu machen.
*jene Menfchen der Vergangenheit
hätten" doch eigentlich gerade fo
denken und fühlen müffen. wie
wir Epigonen es tun. Allem Ver-
muten nach wird der Vet-f. felbft
diefen Standpunkt als einen bc-
rechtigten gelten laffen.
Von dem Augenblicke an. da
wir in die Neuzeit eintreten. tritt
denn auch diefe Berfchiedenheit der
Auffaffung fehr in den Hintergrund.
um fchließlich ganz zu verfchwinden.
Die Bemerkungen über Cufa. Lio-
nardo da Vinci. Copernicus. Kepler.
Galilei entfprechen durchaus dem.
'was die gefchichtliche Forfchung
lehrt; der gegen Thcho Brahe ge-
richtete. ebenfalls ufuelle Tadel er-
fcheint uns freilich nicht gerecht-
fertigt. was hier. da fchon von
den verfchiedenfien Seiten die An-
griffe gegen das damals recht wohl
verfiändliche „thchonifche Welt-
fhfiem" zurückgewiefen worden find.
nicht weiter erörtert zu werden
braucht. Sehr eingehend hat fich
der Verfaffer offenfichtlich mit Des*
cartes befchäftigt; mit ihm trit
ja auch die Geogonie felber in ein
ganz neues. felbfiändigeres Sta-
dium ein. Leibniz. Steno. Sweden-
borg find von dem franzöfifchen
Philofophen beeinflußt gewefen; der
letztgenannte. wie wir hier er-
fahren. fogar recht fiark. Da man
bei uns nur allzu fehr geneigt ift.
in Swedenborg bloß den abf'trufen.

Mnfiiker zu fehen. fo ift diefe urn-
faffende. durch Zeichnungen cr-
läuterte *Schilderung feiner An-
fichten iiber die Evolution unferes
Sonnenfhfiemes als fehr verdienft-
lich zu erachten. Fiir feine „Vi-
fionen“ iiber die Bewohnbarkeit
und tatfächlichc Bewohntheit der
Himmelskörper dürfte indeffen wohl
auch der in diefem Zufammen-
[lange nicht genannte „Kosmothco-
cos" von Hungens - nicht Hun-
ghens - (1698) maßgebend ge-
wefen fein. und es wäre ja nicht
der erf'te Fall. daß die. Geifter
einem Medium Dinge übermittelten.
von denen dasfelbe auch friiher
fchon Kenntnis hatte. Sehr wahr
ift deshalb auch die ironifche Be-
merkung: „Es crfcheint höchfi
fonderbar. daß keiner der Geifier.
die Swedenborg während neun-
undzwanzig Iahren traf. Kenntnis
von den zahlreichen' kleinen Pla-
neten hatte.“ Es ift bekannt. daß
das Wiffen der Dämonen genau
im gleichen Verhältnis fortfchreitet.
wie das der fierblichen Menfchen.
und Wundt wußte. warum er in
feinem offenen Briefe an Ulrici
(1879) erklärte. er werde fich augen-
blicklich zum Spiritismus bekehren.
wenn einmal durch die Klopf-
geifier irgend eine neue. Wahrheit
offenbart würde.

:7:74 Franz Staffen: Die Nibelungen, '57.. * Q, z "LMT
Bildprobe aus dem foeben erfchienenen Werke „Richard Wagner im Liede. Verfe deutfcder Dichter“. “J z
-
Herauegegeben von Erich Kloß, Mit Illuftrationen von Franz Staffen. Verlag Harmonie. Berlin. *
.
-,A
* 1
W...
|

Newton verzichtete bewußt auf
alle dem Kalkul fich entziehenden
Spekulationem die dann zunächft
wieder der geifivollet Hypothefen
aber nur allzu geneigte Graf Buffon
um fo energifcher wieder aufnahm.
Von feiner Katafirophenlehrß deren
Kern der nach dem Originale ab-
gebildete Zufammenftoß des Son-
nenballes mit einem Kometen bildetF
erhalten wir detaillierten Bericht.
Bekämpft wurde fie von Laplace„
der als hervorragendfier Kenner
der ganzen Problemftellung mit
dem kosmogonifchen Dilettanten
vielleichtfchärfer. als nötig war„
ins Gericht ging. Laplaces eigene
Theorie findet eine ebenfo forgfältige
Befprechung- wie diejenige von
Wright-Kanu und es ifi fehr er-
freulich daß auch Herr Arrhenius
den tief greifenden- unendlich oft
überfehenen Unterfchied zwifchen
dern Deutfchen und dem Franzofem
zwifchen der Agglomerations- und
der Entwicklungshhpothefe hervor-
hebt. Möglicherweife trägt das
viel gelefene Buch das feinige dazu
bei„ das finnlofe Wort „Kant-La-
"placefche Kosmogonie“ aus der Welt
zu fchaffen.
Indem der Verf. jetzt den Er-
rungenfchaften der Stellarafironomie
näher tritt„ zieht er ganz allgemein
die Frage in Betrachy welche Folgen
kosmifche Zufammenftöße nach fich
ziehen wiirdenz wobei natiirlich auf
die zugehörigen Abfchnitte im „Wer-
den der Welten“ Bezug genommen
wird. Auch das Problem des
„StrahlungsdruckesC das fich neuer-
dings einen wichtigen Platz verfchafft
hay kommt zur Befprerhung„ und
es werden uns neue- überrafchende
Perfpektiven eröffnet. Wenn in
folcher Ideenverbindung auch die
Rede darauf kommt„ daß ein großer
Raum im Inneren der Planeten-
alfo auch der Erde/ fich in gas-
förmigem Zuftande 'befinde/ fo ifi
der Unterzeichnete gewiß der letztß
der fich diefer feit Jahrzehnten
von ihm felbft verfochtenen An-
nahme widerfehen möchteh aber
unerwähnt follte doch nicht bleiben-
daß ein Forfcher erften Rangesx
daß Wiechert eine total abweichende
Anficht aufgeftellt und mit fehr
beachtenswerten- der Seismologie

entnommenen Gründen gefiützt hat.
Die Ermittlung der Erddichte„ die
Doppelfterne und Sternfyftemq die
Struktur der Himmelsräumß das
Wienfche Gefeh über Spektralfarben
und Temperatur. die fiaubförmige
Befchaffenheit der Saturnringe und
verwandte Gegenftände fpielen im
inhaltreiche'n fiebenten Kapitel ihre
Rolle.
Noch mehr jedoch fiellt fich
auf den Boden der allerneuefien
Forfchung das achte: „Die Ein-
führung des Energiebegriffes in
die Kosmogonie.“ Es wird an-
geknüpft an die Arbeiten von A.
Rittery W. Thomfom Lanez See
und Emden. um zu Folgerungen
über die Strahlungsenergie des
'Zentralkörpers und über deren et-
waige Veränderung zu gelangen.
Aus „Ritters Berechnungen“ wiirde
fich ergeben- daß eine Erfchöpfung
der Leucht- und Wärmekraft der
Sonne mit der Zeit zu erwartet»
und daß auch durch planetarifche
Zufammenfiöße kein voller Erfatz
zu erreichen fei„ fo daß man alfo
mit Kant und Du Prel an .einen
das Ende bedeutenden „Welten-
tod" zu glauben hätte. „Eigen-
tümlich ift es„“ meint der Verf„
„daß alle Gelehrten die bei der

Behandlung kosmogonifcher Fragen
eine plötzliche Entfiehung der Materie annehmen. in ihren Syfiemen
der Materie kein zeitliches Ende
zuerkennen". Das Wort „alle"
i| doch fehr „cum grand sulla“ zu
nehmen. In feiner ..Geophhfik".
in welcher Herr Arrhenius wahrfcheinlich manchen ihn intereffierenden Punkt antreffen würde. ift
der Unterzeichnete auch mit diefem
Dilemma fich auseinanderzufetzen
bemüht gewefen und hat insbefondere auf eine mit fcharffinniger
Logik die betreffenden Grundfragen
behandelnde Schrift des Phyfiologen
A. Fick aufmerkfam gemacht.
Art und Weife. wie unfer Verf. -
glücklicher als Haeckel - dem Entropiegefetze eine noch einen Ausweg
gewährleifiende Seite abzugewinnen
fucht. ifi höchfi anregend. und die
neu erkannte Eigenfchaft der Radioaktivität verhilft ihm zu der
Hypothefe eines fietigen Energieaustaufches zwifchen Sonnen und
Nebelflecken. womit dann ein nahezu konftanter Wert der Entropie erhalten win-de. Der Berichterftatter.
der noch unter dem Eindruck von
Ehwolfons unerbittlicher Beweisführung fieht. leugnet nicht. daß
. diefe höchfi geifireichen. ein wenig
an Rankines Rettungsverfuch gemahnenden Betrachtungen ihn nicht
völlig überzeugt haben. daß fie
dagegen in hohem Maße der kritifchen Prüfung der Fachmänner
empfohlen zu werden verdienen. -
Ein Werk von Svante Arrhenius
will aufmerkfam gelefen und feinem
inneren Werte nach nicht oberflächlich angepriefen. fondern fachlich
gewürdigt fein. Es würde dem
Referenten zu hoher Befriedigung
gereichen. wenn er bei einer Neu-
Die .
auflage. die zweifellos eine Frage
der nächfien Zeit ift. konfiatieren
dürfte. daß diefe feine. oft vielleicht
etwas zu fehr in konkrete wiffenfchaftliche Einzelheiten eingehende
Befprechung dem Autor Anhaltspunkte für die Revifion gegeben
hätte.

Sigmund Günther.

A n p a f f u n g.

Wenn „jedermann" vom Kampf
ums Dafein redet. fo verfieht ..jeder-

mann" darunter immer nur den
Kampf um die Nahrung. Na-
mentlich die Nationalökononien be-
gehen diefen Fehler. Und ein
folcher ift es auch. denn der Streit
um die Nahrung ift der kleinfte
Streit. den jene lebendigen Wefen.
die jenfeits von Gut und Böfe des
direkten menfchlichen Einfluffes
erifiieren. zu beftehen haben.
Schopenhauer teilt nach Epikurs
Vorgang die menfchlichen Bedürf-
niffe in drei Klaffen ein: Erfilich.
die natürlichen und notwendigen; es
find die. welche. wenn nicht be-
friedigt. Schmerz verurfachen. Folg-
lich gehört hierher nur ujctus und
amjctus. Sie find leicht zu be-
friedigen. Zweitens die natürlichen.
jedoch nicht notwendigen: es ift das
Bedürfnis nach .Gefchlechtsbefrie-
digung. Dies Bedürfnis zu be-_
friedigen hält fchon fchwerer. Drit-
tens die weder natürlichen noch
notwendigen: es find die des
Luxus und der Uppigkeit. des
Prunkes und des Glanzes; fie
find endlos. und ihre Befriedigung
ift fehr fchwer.
Es ift leicht. die Bedürfniffe
nach Nahrung und Kleidung zu
befriedigen - wenigftens unter
normalen Umfiänden. Daran kann

nicht gerüttelt werden. Solange
der Menfcb frei ifi von allen nach
Lui-us und Üppigkeit/ fagen wir
lieber und gerechter von ailen nach
Seeliönheit (xindra'ngenden Wünfrtienx
wird er von Nalirungsforgen fcbwer-
1im befallen werden; dazu find
die primitioften Anforderungen des
Korpers zu gering/ die Mittel zn
ilirer Befriedigung zu reicblicti vor:
[ninden, Überall/ wo ernftlirh von
Naln-ungeforgen gefproeben werden
kann/ entfprangen diefe anderen
Bedijrfniffen. Der größte Teil
menfiblicben Elendo bangt mit der
*Illi'oltolfrage Zufammen/ die einzig
und allein wieder aus dem jedem
Menfchen mebr oder weniger inne-
wolinenden Scizötibeitsbediirfnis er:
wacnfen ifi„ dem Bediirfnis/ in ge-
[wdener feelifel'er Stimmung die
Welt in einem fibinnnernden Glanze
zn fehen. - (drundfalfek) if! es*2
wenn die moderne Fran die glück-
liroerweife jetzt immer mächtiger
um ficb greifende Bewegung nach
Emanzipation! den immer fieg-
reielier oordringenden Kampf um
die Bereebtigung des Frauenfiu-
diums aus der Brotfrage zu er:
klaren flieht. Hier find ganz andere
Miirbte im Spiel. - Der einfache
Triebe das Leben zu erhaltene ift
langft nicht fo fiark/ wie er ge:
wölnilirw eingefeba'izt wird; fel'r
oft wird er von anderen pfyenifeben
Mächten vollfiändig überwunden/
nnd die der Selbfiverniehtung wider-
firedende Seelenfiinimung/ die wir
Todeefurebt nennem ifi in febrvielen/
oielleickit in den ineiften Fällen
weiter nichts als eine Unfirherlieiy
was fpäter kommen niag- eine Emp-
findung» die immer mehrdurcb die E1--
kenntnis überwunden wird- daß
eben nichts mehr kommen wird.

.LJ-.1|11|11-

' Franz Slawen: Parnfal*

Bildprobe aus dem foeben erfctnenenen Werke „Richard W agner
im Liede. Ver-fe denn-'her Diäiter". Herausgegeben von Erich
Kloß. Mit Illuftrationen oonIFk-(anz Stafien. Verlag Harmonie,
er n.

So mußte die fietig
zunehmende nntnrwif:
fcnfclmftliclie Erkennt-
nis' das Menfclienge:
fehlt-:cbt immer mehr
der Vernichtung ent:
gegenfiilirenj wenn
nicht - zum (sunt -
der fiatifte/ nm [eb:
hafteften nach Befrie-
digung drängende/ aber auch am
fcbwerfien ftillbare Trieb die Men-
fchenbruft mit immer fich ernenen-
der Lebensfreude erfüllte: derDrang
nach Schönheitj oderj was ja in
höherem Sinne dasfelbe iftj nach
Lurus„ das Bedürfnis nach einer
ftolzen und freien feelifchen Erhe-
bung. nach freier Ausbildung der
Anlagen des Individuumsund nach
finnlich wahrnehmbarer Gefialtung
W--- -
Franz Stoffen: Trifmn und (lfolde,
Bildprode aus dein for-den erfcbienenen Werke „Richard Wag-
ner irn Liede. Ber-le deutlcber Dichter“. Herausgegeben von
(lt-ich Kloß. Mit Illultrationcn von Franz Stafjcn. Verlag
Harmonie, Berlin.
feiner Ideen. Es tritt
eine -'.leclifeliuirt'ung
ziuifclien Innenleben
und Außenwelt ein;
ein ni'tieeo wie pnffi:
ver* ".'lnpnffungsver:
mögen in .llrnfth die
[Leitlinien des Men-
fclienj einerfeits feine
Umgebung umzuge-
ftalten undfeinen Bedürfniffen näher
zu zwingem andrerfeits aber auch/fich
felbft der Umgebung anzufchmiegen.
e() (sie; Zr rf] *nm-*408i Serie, Das
Leben befieht in der Bewegung
und hat fein Wefen in ihr. - Nicht
nur das Einzellebem auch die Ge-
fchichte. Alles ift im Fluß. Dogmen
werden zerbrochenj neue Theorien
gefchaffen/ und zuweilen erfi wider-
ftrebendj bald aber fchmiegfam fügt

fich der Menfch in die' neuenx
felbfigefchaffenen Verhältniffe hin-
ein. Die Fähigkeit/ fich über ab-
fierbende Dogmen zu erheben-
nennen wir geifiige Freiheit, Lange
war das männliche Gefchlecht führend
auf dem Wege zu ihr; das weibliche
an fich mehr zur Paffivität neigende
empfand das Bedürfniß fich ihm
anzupaffem ihm gleich und frei zu
fein. Das ift das wirklichex tiefer
liegende Motiv zur Entftehung der
Frauenfrage - die Anpaffung. -
Das Anpaffungsbedürfnis ifi ein
Moment/ deffen Wirkfamkeit fich
durch gefchichtliche wie prähifiorifche
Zeit verfolgen läßtx und es ift 'ein
Verdienft des Profeffors l): Bernh.
Rawihp auf feine ungeheure Be-
deutung für die biologifche Ent-
wicklung des Menfchen energifch
hingewiefen zu haben (Menfch
und Klima: Eine biologifche Be-
trachtung. Zeitfchrift für Bal-
neologie„ Klimatologie und Kur-
ort-Hygiene. Herausgegeben von
Sam-Rat l)r. Graefner und l): Ka-
miner. ll. Jahrgang Nr. 3).
Im Mittelalter der Erde/ im
Mefozoikum/ bildeten die foge-
nannten Mittelgebirge im heutigen
Europa von den Vogefen bis zu
den Sudeten noch einen gewaltigem
einheitlichen Gebirgsfiocß der be-
deutend höher war als die/ erft
im Tertia'r entftandenen' Alpen.
Die allmähliche Abtragung diefes
ebenfalls alpinen mitteleuropäifchen
Gebirges muß einen ganz unge-
heuren klimatifchen Effekt gehabt
haben und ift natürlich am Klima
Mitteleuropas nicht fpurlos vor-
über gegangen. So langfamx fo
fcheinbar unmerklich fich die mit
derartigen Oberflächenumgefialtun-
gen unauflöslich verbundenen Klima-
änderungen auch vollziehen. am
Ende der Reihe fieht eine riefige
Zahlz und die Einwirkung diefer-
Veränderung auf Pflanze und Tier
liegt auf der Handz es gibt nur
Eines: Anpaffung oder Tod.
Aber der Menfch verändert auch
aktiv das Klima feines Landes
durch Abholzung und Aufforfiungz
durch Regulierung der Bewäfferung-
das Klima feiner allernächfien Um-
gebung durch Wohnungsanlage und
Kleidung. und paßt fich dann felbfi

wieder den neugefchaffenen Um-
gebungsverhiiltniffen an. Und wenn
diefe Umgebungsverha'ltniffe auf die
körperliche Entwicklung des Menfchen
einen ungeheuren Einfluß ausübem
fo tun fie das vielleicht noch in
höherem Maße auf das noch viel
anpaffungsbedürftigere Geifies- und
Gemütslebenx wo mit der Um-
gebung die Gefellfchaft ihre unun-
terbrochene Entwicklungsarbeit am
Charakter des Individuums ver-
richtet. Diefer Einwirkung wird
in der Literatur längfi Rechnung
getragem wenn fo außerordentlich
große Sorgfalt auf die Milieu-
fchilderung verwandt wird.
' Wilhelm Hüttemann.

Anna Pilot: Seedorn. Emil
Krakows Verlag/ Warnemünde.

In einer Zeitz wo fich lite-
rarifcherDilettantismusfo fchonungs-
los breit macht wie heute„ berührt es
wohltuendx einmal ein Buch zu
finden- das fich nicht überhebt. Der
Seedorn ift ein befcheidenes Pflanz-
chen „fahlgriin und grau die Blätterx
die Afte dornig- hart'ß das fich
mühfam aus dem kargen Sand der
Düne zum Leben emporringt; aber
wenn der Herbfiwind darüber hin-
weht- leuchtet es in roten Beeren.

Die ..Seed-ern“ genannten Gedichte
machen ein anfpruchslofes Büchlein
aus. in dem der aufmerkfame Lefer
manche fchöne. lebensvolle Frucht
finden wird. Es enthält Nachklänge
eines Lebens. deffen hellfies Licht
zu fchncll verleuchtet und refignie-
render Dämmerung gewichen ifi.
fo wie anf einen erften fonnigen
Friihlingstag rafches Dunkel folgt:
Nun fchweigen die lauten Geigen.
Die jubelnd der Lenz uns firich.
Der helle Tag entwich -
lind Dämmerung filzt auf den,
Zweigen. -
-nn.
.lb-wo. Bertrandt: IfidieMo-
u opolftcllung Krupps
b c 1- e ch t i _a t? Kritifche ar-
tillcrictcclmifche Betrachtungen.
Verlag von J. G. Ernft. Berlin.
Wenn man bedenkt. daß die
deutfchc Marine allein im laufenden
Nechnungsiahr einen Artilleriebedarf
von fiinflmcfechzig Millionen Mark
hat. wovon der größte Teil nach
Effcn fließt. wenn man ferner
bedenkt. daß diefer Bedarf nach
deln Flottenprogrannn wenigftens
vorläufig noch von Jahr zu Jahr
zunclnnen wird. und daß heute
.Krupp ebenfo wie früher bei Panzer-
platten allein den Preis diktiert.
fo mag dic Frage: Jfi die Mo-
nopolfiellung Krupps berechtigt?
auch ganz abgcfehen von ihrer funda-
mentalen Bedeutung fiir die Sicher-
heit des Baterlandes wohl begründet
erfchcinen. - Der Verfaffer kommt
zu c-*inci*_oer11einenden Antwort und
erhebt gegen die Firma Krupp eine
Reihe von Vorwürfen. die eine
gründliche Nachprüfung von fach-
linidigerhscite wohl verdienen.

Franz Staflen: Hans Sachs und (kochen.
U(dpi-ohr aus dem foeben erichienenen Werke „Richard
K'1gne'cimt'iiedc Beete deutfcher Dichter“. Herausgege-
oon Erich Klofz. Mit Illuflrationen von Franz Nullen.
Verlag Harmonie. Berlin.

„Alfred Krupp war ein genialer
Kaufmann und ein genialer Kon-
firukteur in einer Perfon. Wie
ift es heute? Heute wird die
Effener Firma nicht kaufmännifch.
fondern bureaukratifch geleitet. wie
das ja fchließlich bei der Größe
des Werkes nicht zu verwundern
ift." Es ift befonders eine gewiffe
konfervative Rückfiändigkeit. ein
Mangel an Erfindergeifi und Ini-
tiative. was der Verfaffer der welt-
berühmten Firma zum Vorwurfe
macht. Im Jahre 1896 konnte
z. B, unter Mitwirkung der Firma
Krupp ein Gefchütx. ohne Rohr-
rücklauf noch angenommen werden.
in einem Augenblick. in dem Frank-
reichjeine moderne Rohrrücklauf-
"_*W
kanone bereits fir und fertig zur
Einführung hatte. Die Neukon-
ftruktionen Krupps find vielfach
Nachahmungen oder. wie recht hübfch
gefagt wird. „Nachempfindungen“
Ehrhardtfcher und anderer Neu-
erungen, Überhaupt wird Ehr-
hardt recht oft zum Vergleiche
herangezogen. - Man muß dem
Verfaffer das Zeugnis ausfiellen.
daß er den Kampf gegen einen
Goliath fachlich führt. Schon aus
diefem Grunde. vor allem aber
auch wegen der hohen nationalen
Bedeutung des Gegenftandes fei
das Schriftchen zur Lektüre und
Nachprüfung angelegentlicbfi emp-
fohlen. ,» '
W. kl.

Herausgegeben von Erich Kit-iz.
Verlag Harmonie. Berlin.
Schlußfiüclt von Franz Stoffen.
Bildpkove aus dem farben erfchienenen Werke „Richard Wagner
im Liebe. Bei-fe deutfcher Dichter".
Mit Illuftrat-.onen von Franz Stoffen.

Redaktion: 1)!: Mar Osborn. - Verantwortlich für den Inhalt: l)1'. Curt
Radlauer; für den Juferatenteil: Walter Fliegel. Sämtlich in Berlin.
Verlag „Nord und Süd". Berlin N. 35. Schöneberger Ufer 32 (S, Schott-
laenders Schlefifche Verlagsanfialt G. m. b. H.. Berlin. Breslau. Leipzig).
Zufchriften und Einfendungen werden ohne Angabe eines Perfonennamens
erbeten. - Druck: Schlefifche Buchdruckerei v, S, Schottlaender. A.:G..
Breslau 111. Siebenhufenerftraße 11-15.

Mufik-Beigabe
4 .
Wiener. - [Uno.
English For-aß dy _[obn ßdrnnolf. k'r. 6orn8baim70p 74.
bejaht bewegt uni] Zeni- Zar-t.
Mnrfnnft'na e can neo/Fa (ene-reset!) ' (Fe-le*-
(Losung.
("aide
kinno,
tr'a'u 4 'nen . .1e ' - . nocnf, _._
.Ikonen-mx, soft - - f night
yxxr. mo (False
mm corrja e
- ne am klirn - . .
glitt'r . - ing liebt "ani-Enke
kw .om-Fe
.Klik l-:rlaudnls (16|- h'arlngZduncllung Edi'. k' ri 1- (l ri ab ?lc-"eg 6. [n. b. kl., ßerlin-Qr. dic-li-
terlc-lcle, adgsclrnekt ane: kl'. (lm-nelleini. an. 7!. l-'llnf (ii-clic-lnc- ron 03th Julius [Kiel-dann), für emi-
ILnZZtimine uncl Manier. kee-ix nr. 3.-. (U0. 4 „kliecler“ ?rc-in Ill". 1.20.)

- ton mila, ..-_..___ ane] cler
.tja hielt', ____ 1-055 the
>
(Fo/(7.".
We. ein Il] - ber- ner in rien
like a Ii] - "er 8e! Miele] put the
>
2 _ 8e" . . . . . - z. -le es Zac-kit..
nights ufo-k - - - - - - - - ami-8 to flight
'krÃ¤u - - meo
.irc-am - - ing,

un - . ter cluf - 'eu . .jeu Ztii . . ten - biiu - * men sin . gen wir
neattr ibo d108-50n18 With 0 * . soul-8 tee-n - ing. 81'- lent ue
.rum/re*- ifo/c:-
aut-:t1 .kin * kings . nacht.
WÃ¶lkiktl into' the - - nal night.
R
o'n le*-
ber i-'tie- .lui . tet de
[i - . bredtkies tat-th the
7.*
i
/z-Ã„
6.1777-, mo c/dkce
una con-Zr] e* Mac.

*Ã„
Unna
lips
4L
rien
Onkel
'(1)5 -
ij . ber -
-lerz 0F
bÃ¤up -
blos Â»
W
._C
fkk, coe-(Fe
R
/R >
- be- - beiÃ¶,
a . Zloty;
- ten reich
Ã¤ - box-0.
blau one] .row sebjm -
u'biw 38 snow, (town
- man. il..
from tk.

'Meran-emÂ» _Ã„
[ir-nebst ein uns_ .um Jil-ou . .59,
11105 . 50m8 won_ meist gain . . er,
W
>-
ueir nach kinn- 86, .jet . . tier auf . ie . le lie -
'd'ï¬ikÃŸÃ¤ t0 - geld - er, (116 li . f - lat: bestellter] loi-tn [tio
.rw fake (Fokke-
ee reer.
FI x (wir-e*
.LL

Zu der Mufikbeigabe.
Friedrich Gernsheim.
Das klangvolle„ durch vornehme und edle Melodik ausgezeichnete Lied „Flieder“ gibt eine fehr gute Vorfiellung von dem künftlerifchen Schaffen Friedrich Gernsheims und läßt infolge feiner frifchen Natürlichkeit keineswegs vermuten. daß der Komponifß als er es niederfchrieb. bereits im vierundfechzigfien Lebensjahre fiand. In wenigen Tagen (am 17. Iuli) vollendet er bereits fein fiebentes Dezennium; froh eines arbeitsreichen Lebensz trotz einer aufreibenden jahrelangen Dirigententätigkeit fieht er fo frifch und rüfkig ausx als hätte er kaum die Mitte der fünfziger Iahre erreicht. Es fcheint beinahej als wolle das Schickfal an feiner Perfon einmal nachdrücklich zeigenj daß auch ein Wunderkind ein hohes Alter erreichen und dabei noch durchaus fchaffensfähig und fchaffensfreudig [fein könne. Ein Wunderkind ift nämlich Friedrich Gernsheim- der in Worms als Sohn eines Arztes geboren iftx gewefen. Nachdem er von feiner fehr mufikalifchen Mutter den erfien Klavierunterricht erhalten und dann weiter in Frankfurt a. M. ausgiebig Mufik bei tüchtigen Meiftern ftudiert hattej trat er bereitsam 4, Mai 1850 in einem Konzert im Frankfurter Theater als Klavierfpielerx Geiger und Komponift einer Ouvertüre für großes Orchefier an die Öffentlichkeit. In den erften Monaten des Iahres 1852 wurde mit ihm eine längere Konzertreife unternommenj doch brachten ihn die Elternj die feine mufikalifche Weiterentwicklung durch die vorzeitige Virtuofenlaufbahn verftändigerweife nicht in Frage fiellen wolltenz gleich nach Abfchluß jener Reife auf das damals in größtem Anfehen fiehende Leipziger Konfervatorium; hierX wo er im Klavierfpiel von Mofcheles„ in der Theorie von Hauptmanm dem Hüter der ftreng klaffifchen Richtungj ausgebildet wurde. blieb er bis zum Schluß des Sommerfemefiers 1854z begab fich aber daraufy gewiffermaßen um den Schulfiaub abzuftreifenz nach Paris, Hier lebte er fich fo gut ein und fand mit Künftlern wie Saint-Saöns/ Edouard Laloz Stephen Heller fo anregenden Verkehrx daß

er faft fieben Iahre dablieb. Um
endlich nach der deutfchen Heimat
wieder zurückkehren zu können; nahm
er die Mufikdirektorfielle in Saar-
brücken an„ wo ein verhältnismäßig
fehr reges mufikalifches Leben
herrfthte und ein guter Ehor und
ein leiftungsfähiges Orchefier ihm
zur Verfügung ftand. Der günftige
Eindruch den feine erften von ihm
für die Veröffentlichung für reif
gehaltenen Kompofitionen allgemein
erweckten; verfchaffte ihm zu Beginn
des Iahres 1865 einen Ruf an das
Konfervatorium in Köln; hier
wurde ihm bald auch die Leitung
des fiädtifchen Gefangvereins. der
mufikalifchen Gefellfchaft und des
Sängerbundes übertragen. Sein
Ruf als Dirigent wuchs befiändig.
Infolgedeffen erhielt er im Frühjahr
1874 die fehr verlockende Auffor-
derung, als Leiter der niederlän-
difchen Gefellfchaft zur Beförderung

Zu der Mufikbejgabe
der Tonkunfi nach Rotterdam über:
zufiedeln. Sechzehn Jahre lang
hat er dort gewirkt und vornehmlich
der deutfchen Mufik mit hinge-
bendem Eifer dort Eingang ver-
frhafft. Wohl hätte er dann ver-
dienter Ruhe pflegen können als
er 1890 feinen Wohnfitz nach Berlin
verlegte- allein er zog es vor- zu-
nächfi Lehrer am Sternfchen Kon-
fervatorium zu werden und den
horhberiihmten Sternfchen Gefang-
verein zu dirigierenx bis ihm von
der Königlichen Akademie derKünfieh
die ihn fchon irn Jahre 1897 in ihren
Senat gewählt hatte- eine Unter-
richts-Meifterllaffe für Kompofition
übertragen wurde. An Einladungenx
auswärts Konzerte zu leiten oder
als Pianif't mitzuwirkenx hat es
ihm bis in die neuefie Zeit nie
gefehlt.
Aber Lehramt und Konzert-
tcltigl'eitx fo lied fie ihm auch find„
und fo hoch fie auch von Schülern
und dankbaren Zuhörern gefchätzt
werden- bedeuten doch nicht fo
viel wie fein eigenes kompofito-
rifches Schaffen. Seit 1863 hat
er rund 80 Werke meift größeren
Umfangs veröffentlirhy die - eine
Folge feiner firengen Selbftkritik -
wegen ihrer Gediegenheith ihrer
Formvollendung und ihres geiftigen
Inhaltes allgemeiner Achtungx ja
zum Teil größter Bewunderung
fich erfreuen. Merkwürdigerweife
befindet fich darunter keine Oper.
Gernsheim ift zu fehr von der Größe
Richard Wagners durchdrungem als
daß er diefem nachzueifern wagen
wollte. Und eine Oper alten Stils
zu fchreibenh hält er auch nicht mehr
fiir zeitgemäß.
Er ifi nämlich weit moderner-
als in der Regel angenommen wird/
befonders auch in der Harmonik;
alterierte Akkorde und kühne Aus-
weichungen verfchmäht er durchaus
nicht; ebenfo fucht er in del-Rhythmik
eigenartig zu fein. Wenn er auch
im allgemeinen in feinen Sym-
phonien und Kammermufikwerken
an der von den Klaffikern über-
kommenen Sonatenform fef'thältx
fo fucht er diefe doch möglichft dem
modernen Empfinden anzupaffenx
darum verwirft er den fogenannten
Wiederholungsteil fo gut wie ganz.

Befonders fchenkt er dem Durch-
führungsteil feine Aufmerkfamkeit:
.er läßt aus dem urfprünglichen
Thema fiets neue Gedanken fich
entwickelnx zerlegt nicht etwa- wie
dies z. B. Richard Strauß fo gern
tutx das Thema in einzelne Atome
und heizt diefe dann gewiffermaßen
zu Tode. Auch will er nur Kunft-
werke fchaffem die fich über das
Niveau des Alltäglichen erheben-
und in diefen Kunfiwerken foll fich
jeder Gedanke notwendig heraus-
entwickelny foll es kein Neben-
einander wie z. B. in Bruckners
Shmphonien geben. Daß er häufig
zu feinen Kompofitionen durch
Bilderx namentlich durch Frauen-
geftaltem angeregt worden ift- hat
er öfters ausgefprochen; niemals
aber wiirde er eine fymphonifche
Dichtung nach dem Rezept fchreibenx
daß er jede Wendung des zugrunde
zu legenden Gedichts mufikalifch
überfeßt. Obwohl jeder Satz feiner
dritten Symphonie- bei deren Kon-
zeption ihm die anmutige Geftalt
der altteftamentlichen Mirjam und
die fich um fie gruppierenden Vor-
gänge vorgefchwedt habenh als ab-
folute Mufik durchaus verfiändlich
if't/ hat er fich nachträglich doch dazu
verfiandenx durch kurze Überfchriften
(In der Knechtfchaft- Mirjams Ge-
fangx die Flucht ufw.) dem Hörer

Zu der Mufikbeigabe
einen Hinweis zu geben- in welcher
Richtung feine Gedanken aufgefaßt
werden können. In vieler Hinfichtz
vor allem in feinem Streben nach
innerer und äußerer Schönheit feiner
Schöpfungen berührt fich Gerns-
heim übrigens mit dem ihm auch
-perfönlich naheftehenden Mar Bruch;
beide find vor allem auch als Meifter
der Form allgemein anerkanntz beide
können es als ihr bleibendes Verdienft
anfehen- den Männergefangvereinen
wirklich künfilerifche Aufgaben zuge-
wiefen zu haben.
Unter den Chören für Männer-
ftimmenf die Gernsheim gefchrieben
hay ragen namentlich einige mit
Orchefierbegleitung hervor: „Sa-
lamis'Z „Römifche Leichenfeier'ß
„Odins Meeresritth'ß „Phöbus
Apollo“. Nicht minder wirkungsvoll
und vollendet find auch einige der
Chöre fiir gemifchte Stimmen nnd
Orchefter/ fo z. B. das durch Fefi-
halten einer einheitlichenStimmungx
Maßhalten in den malerifchenStellen
und durch farbenreiche Orrhefier-
behandlung ausgezeichnete „Der
Nornen Wiegenlied“ und „Der Ni-
belungen Überfahrt“. Recht ein-
drucksvoll ift auch die in zwei
Faffungen vorliegende Szene
„Agrippina'ß in der der Chor fehr
gefchickt an der milden verklärten
Klage diefer Römerin um den Tod
ihres Gemahls Germanicus teil-
nimmt.
Aber fo wertvoll auch Gerns-
heims Vokalkompofitionenz unter
denen fich einige Hefte edelfter
Lyrik für eine Singfiimme mit
Klavier befindenf find/ fo hat er
doch namentlich- feitdem er bewußt
fich Brahms zum leuchtenden Bor-
bilde genommen hatx feine Haupt-
bedeutung auf infirumentalem Ge-
biet errungen. Seine vier Sym-
phoniem feine Konzerte fiir Klavierx
Violine und Violoncell erheben fich
weit über das Maß tüchtiger Lei-
f'tungen. Vor allem aber ver-
dienen feine Kammermufikwerke
größte Beachtung und finden fie
auch- wie die Konzertprogramme
der letzten Jahre erkennen laffen-
in immer fteigender Weife. cFreunden
ernf'ter und wahrhaft edel emp-
fundener Mufik möchte ich nach-
drücklich namentlich' Gernsheims

Streichquintetß feine Streichquar-
tette in A-Moll und E-Molh fein
Klavierquintett in H-Molh fein
Klavierquartett in (Es-Duty fein
Klaviertrio in F-Dur und feine
Violinfonate in E-Dur ans Herz
legen/ ohne damit irgend etwa
feinen zahlreichen anderen Kammer-
mufikwerkenh z. B. dem ganz rei-
zenden Divertimento für Flöte und
Streichquintety geringere Bedeu-
tung zuzufchreiben. Auch Klavier-
fpieler werden in den mancherlei
Werkenf die Gernsheim für ihr
Inftrument komponiert hatx recht
viel Anregung und eine Quelle
ungetrübten Genuffes finden. Dem
leider oft von Unberufenen ohne
genügende Sachkenntnis nachge-
fprochenen Urteil/ daß Gernsheims
Erfindung durchaus trocken und
doktriniir fei- kann gar nicht fcharf
genug widerfprochen werden.
Daß er noch rüf'tig weiter zu
fchaffen gedenkt/ beweifi die Tat-
fachex daß er eben eine (zweite)
Sonate für Violoncell und Klavier
vollendet hat.
Prof. l)r Wilh. Altmann.

Redaktion der Mufikbeigabe: Kurt Fliegelf Berlin/ Kurfürftendamm 136.

, . ‘ _,_
F.— *--- d" *. _.;.‘ "
- *qg‘ *---- *
T.„_--.\w\\:‘i‘," "
_„ m-.. ,
i --**i__ \V“
U* “‘_~4-w
-. ‘
_V v * ...*...x“.._!d*
_y '3',“- . ‘ZZ'
_ A . ...*- *
,v **-
,-....-. *.'***_
*.-o-. ~—,-_._.
, - . - x_ - ,
-~~ Y _L . , j ““\T‘b~“=.‘-_ q ._ .
‘3l‘ßmä-R‘. . * - . ; 1 " J;:"1C-.:."I“.'<‘-1\ *-
.-x *xx-U; *F-x.-
, V v _, «A x w x. ,M „e,
r—m“ " -- , r -- - H ‘ - ‘EYBJQ>\\' 1A.
,”_"„'-\ f ,
_ - \\:__. v» ',_'
‘33:‘_-‘,- -‘ß__,_ '*
_. uu\\"\"“‘
..Y ~-‘v~§.“
*ex V * ‘
ar.r,dt\
Ä“ In.
* ‘ **- O.» v‘ ,.-
***[..>-..*,..-, fl
»4„J,U.H„‘ ' 7_
3 ,4 ’4- " _R ,f
-.q ,.4-,.'.'\A',’9
-,-4 .- ~~6‘—+PY‘
, ,ol.-.»-4-.._„4n
”"'+‘—« »,..*
.0-, 4
*m ,3.1414?
.Ä‘ -
A. ?Z
.> +f'“ o
_377" F"-
'i
P
.B
I
'.7'-
n!
A
Y
.
\
M
53 a n s T h o m a: Selbfibildnis.
(Radierung.)
Zum Auf-fuß von Wilhelm Schäfer.
.I
..1...
-cm. .

> M uns Sit-Z
am saufthcMonWäznfi
f - : NoiünnüSöhism,lr.h_Yet-dn
. K L - ng Brünn-.fßßkuehbnuönrr
:"*7'* „:fuhsttlaenset-“crixhtcfzYt-rlmrnaßnu
“ *-“ :xx-:7.::-
l
. Jahrgang Band 17;() Sevtentber1909 Hefte-:90

1|'|[, 1,-', *t
* UKW.
i),
o tt'-
..t
5
ans
Ã–
(
'
'
,(1
qq,
.iaf'
J
*1'.
Namen!:
m
y
D
"_-

MWNoröuuöGüilGm-WÖYWM
Wirkung) Jen (Yachh anöel:
SSOoTWöerYchüfYnlmWW
33. Jahrgang Band 130 September 19W Heft 39()

.Qand'ern â€žK tv 'â€œ Ã¶eYKPfng-RTlhkhIr ermmgung
unkÃ¶Weffing-Hochlchufe gucYerljn..

S. Philipp:

Das große Wemeuw m0ri.

I.

Eine der letzten Taten Roofevelts noch kurz vor Ablauf feiner Präfi-
dentfchaft war die Einberufung eines internationalen Kongreffes nach
dem .Haag zum September diefes Jahres auf dem iiber die Erhaltung der
natürlichen Hilfsquellen der Länder verhandelt werden foll. Der energifche
Präfident der Vereinigten Staaten war zu diefer Anregung befonders
berufen- wei(gerade fein Land den gedankenlofen Raubbau mit den
Naturfchäßen am ärgf'ten betreibt. Es ift bekannt- wie die unüberfehbaren
Bifonherden Nordamerikas fo weit ausgerottet wurden- daß der Bifon
fait nur noch in zoologifchen Gärten vorkommt, Rüclfichtslos wurden
die ungeheuren Wälder verwüfiet, rü>fichtslos wird die Produktion von
Kohle und Erzen immer höher gefieigert. Als ob irgend etwas unerfchöpf-
lich wäre! Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten ift in Wahrheit
nur das Land der unbegrenzten Rückfichtslofigkeiten.

Der Haag fcheint fich allmählich zur Metropole des fchönen Reiches
Utopia ausbilden zu wollen. Wir werden ja hörent wie die Herrent die
dort zufammenkommen follen, ihr Sprüchlein auffagen werden. Aber fo
wenig wie die Herrent die fich früher dort einfandent den Machttrieb dei*
Völker. der zu Kriegen führtt aus der Welt fchaffen konntenx fo wenig
werden die jeßt Zufammenkommenden den Machttrieb i'tilleny der die Ein-
zelnen und die Gefellfchaften zur rii>fichtslofen Ausbeutung deffen an-
fiachelh was in ihrem Machtbereiche liegt. Vielleicht wird man im Haag
die Stärkung |aatlicher Beauffichtigung predigen- vielleicht auch werden
manche eine Annäherung an die zahmfozialifiifchen Beftrebungen gewiffer
Reformer empfehlen. Aber das alles kann der allmählichen, unerbitt-
lichen Erfchöpfung der Naturfihäßef die wir zur Aufrechterhaltung unfe-
rer Kultur nötig haben- nicht Einhalt tun. Wir fiehen nicht dicht vor
dem Untergangez für uns- unfere Kinder*- Enkeh Urenkel und wohl noch
etwas weiter langt es fchon; aber gar zu lange nicht mehr.

Zwar die ausgerotteten Viehherden und die abgeholzten Wälder brau-

chen uns keinen Kummer zu machen; Organifches läßt fich immer wieder
nachzüchten und nachpflanzen. foweit es gebraucht wird. Auch darüber,
daß die Kohlenlager. wie allgemein bekannt ift. in nicht zu ferner Zeit
ihrer Erfchöpfung entgegenfehen. könnten wir uns tröfien. Die Kohle
bietet uns das bequemfte Mittel. Energie zu erzeugen. fie bildet
das große Refervoir. in dem Arbeit der Sonnenftrahlen während Jahr-
millionen fich aufgeftapelt hat; wir fchöpfen fortwährend aus diefem Ne-
fervoir. und wenn es erfchöpft fein wirdf dann werden wir eben von der
Hand in den Mund leben müffen. Wir werden dann die tägliche Arbeit
der Sonnenwärme, die den Kreislauf des Waffers und die Winde er-
zeugt. ausnußen und das Gefälle der Ströme. den Wind, ferner auch
Ebbe und Flut. die Kraft der Erplofivfioffe und dergl. ftärker als bisher
zu unferem Dienfie her-anziehen. Fiir die Kohle gibt es alfo Surrogate
genug. und um die Erfindungskraft der Menfchem aus ihnen fo viel
Energie zu erzeugen, wie wir brauchen. ift uns nicht bange.

Aber bei der Erfchöpfung eines anderen Materials wird der Men-
fchenwiß verfagen. Können wir unfere heutige Kultur uns vorftellen
ohne Eifenbahnfchienen. ohne eiferne Brücken. ohne eiferne Säulen und
Träger. ohne eiferne Rohre und Krane. ohne Mafchinen und Werk-
zeuge von Stahl und Eifen? Nun wohl: die Erfchöpfun g der
abbauwürdigen Eifenerzlager der Erde fieht uns
weit. weit näher bevor. als die Erfchöpfung der
Kohlenlager.

Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts betrug die gefamte
Roheifenproduktion der Erde etwa 4 Millionen Tonnen im Jahre. Die
Produktion ftieg fortwährend und betrug 35 Jahre fpäter fchon 20
Millionen Tonnen im Jahre. Am Anfang des zwanzigften Jahrhunderts
war fie fchon auf 40 Millionen Tonnen im Jahre gefiiegen. nach noch
weiteren 5 Jahren auf 50 Millionen. Um diefe Zeit legten fich einige
namhafte Geologen* die Frage vorf wie groß denn der Vorrat an Eifen-
erzen in den uns bekannten Eifenerz-Fundfiätten der Erde fein möge- und
wie lange er dem Bedarfe der Induftrie. der für das nächfte Jahrzehnt
jedenfalls auf 60 Millionen Tonnen jährlich zu fchäßen fein wird. wohl
genügen könne. Zur Erzeugung diefer 60 Millionen Tonnen reinen Roh-
eifens gehören etwa 150 bis 180 Millionen Tonnen Eifenerze. Soviel
müffen alfo jährlich der Erde entnommen werden.

Nun wollen wir zufehen. wie groß das Refervoir ift, aus dem wir
diefen Bedarf fchöpfen. wieviel Eifen wir alfo aus der Erde gewinnen

können. Eifen ift zwar ein fehr verbreitetes Metall. aber man muß be-
denken. daß Erze mit weniger als 20 Prozent Eifengehalt nicht mehr als
fchmelzwürdig gelten. weil damit über 80 Prozent Ballaft zu fördern. mit
zu bearbeiten und dann zu befeitigen find. was zu koftfpielig wird. Man
ift alfo auf die abbauwürdigen Lagerflätten befchränkt. deren es aller-
dings eine ganze Menge. kleinere und größere. gibt. Die größte Fund-
|elle der Erde. das Erzlager von Kirunavara-Luoffavara in Schweden
enthält nach einer Safäßung 600 bis 800 Millionen Tonnen Eifenerz.
Würde man aus diefem Lager jährlich den ganzen Eifenerzbedarf der
Menfchheit. alfo etwa 150 Millionen Tonnen im Jahre. entnehmen.
dann würden die 800 Millionen Tonnen diefes Lagers nicht einmal 6
Jahre lang vorhalten. So wurden nun aua) die übrigen Fun-dftellen der
Erde abgefchäßt; man erkannte. daß man fich für viel zu reich gehalten
hatte. und fchon wurde mancher bedenkliäf. Der Amerikaner John L.
Stewart fagte offen: Jn wirtfchaftlicher Beziehung taucht als ernftes
Zukunftsproblem die Furcht vor einer baldigen Erfchöpfung unferer
Eifenerzvorräte auf. .

Der Vorrat der uns bekannten abbauwürdigen Lagerfiätten der
ganzen Erde wäre nach einem bedeutenden Sachkenner. dem Schweden
Sjöngren. im ganzen auf 9250 Millionen Tonnen Eifenerz zu fchähen.
Diefe Schätzung mag etwas knapp fein; aber man wird fich bald über-
zeugen. daß das Ergebnis unferer Unterfuchung fich nicht wefentlich
ändert. wenn man die Sjöngrenfche Schätzung auch um einige taufend
Millionen Tonnen erhöht. Übrigens ift auf dem Internationalen Geo-
logen-Kongreß 1910 in Stockholm Material für genauere Säfäßungen
zu erwarten. Sjöngren und andere Autoritäten haben die Geologen aller
Länder aufgefordert. hierzu beizutragen. Nehmen wir vorläufig 9250
Millionen Tonnen als richtig an. Wenn wir ferner annehmen. der jähr-
liche Bedarf der Menfchheit an Eifen nehme nicht weiter zu. fondern die
Menfchheit befchränke fich in Zukunft auf einen Jahresverbrauch von
60 Millionen Roheifen. was nicht fehr wahrfcheinlich ifi. dann müffen
jährlich 150 bis 180 Millionen Tonnen Eifenerze diefem Vorrat von
9250 Millionen entnommen werden. Dividieren wir das. dann ergibt
fich. daß wir fchon in etwa fechzig Jahren mit fämtlichen bekannten Eifen-
erz-Fundftellen fertig find.

Diefe Frift wird man jedenfalls noch verlängern können. Man wird
mit dem alten Eifen. das man fchon jest neben dem aus Erzen gewonne-
nen neuen Eifen immer wieder durch Umarbeiten nutzbar macht. wobei

es freilich fehr viel Abfall gibt- noch fparfamer umgehen lernen; man
wird die geringhaltigen Erze noch befier ausnußen lernen; man wird
neue Lagerfiätten abbauwürdiger Erze finden. Aber man fpanne die
Hoffnung nicht zu hoch. Denkt wohl jemand darauf man* werde nach
Abbau der vorhandenen Kohlenlager durch befieres Abfuchen der Erde
noch Kohlenlager von ebenfo großem Umfange findenz wie ihn die uns
jetzt bekannten Kohlenlager der Erde zufammengenommen befißen? Nie-
mand nimmt das an; man ergibt fich dareinx daß man fpäter eben ohne
Kohle wird auskommen müffen. Sollte es bei den Eifenerzen fich anders
verhalten? Und wenn man felbft neue Eifenerzlager fändet die zufammen
ebenfoviel Erz enthalten- wie die jetzt vorhandenen bekannten Lager) dann
hat man eben die Galgenfrift des Eifenzeitalters nur um weitere fechzig
Jahre verlängert.
Nnnt wird man denken. wenn wir mit dem Eifen fertig findz dann
werden wir uns Surrogate dafür fchaffen- wie bei der Kohle. Aber die
Sache liegt hier anders. Kohle ift für uns im wefentlichen ein Quantum
Energie; wir verbrennen die Kohle und erhalten daraus Energie. Haben
wir keine Kohle. dann nehmen wir andere Energiequellen. und die aus
diefen bezogene Energie unterfcheidet fich in nichts von der aus Kohle ge-
wonnenen, Aber Eifen verwenden wir gerade um feiner fpezififchem ihm
allein zukommenden Eigenfchaften willen. Mit diefen feinen Eigen-
fchaften ift das Eifen zugleich das brauchbarfie und das billigfie- ver-
breitetfie Metall. Ein Surrogat im Sinne eines billigen Erfaßmittels
gibt es dafür nicht. Allenfalls würde Bronze als Erfaßmittel in Frage
kommen. Aber fchon am Preife erkennt man- daß die vorhandenen Quan-
titäten der Bronzematerialien viel kleiner find als die des Eifens. Von
dem Hauptbeftandteil der Bronzet dem Kupfer7 wird jährli>7 etwa fiebzig-
mal weniger aus der Erde gewonnen als vom Eifen. Zinn ift noch fehl*
viel feltener. Wenn man etwa ein Jahr hindurch fich des Eifenverbrauchs
gänzlich enthalten und ftatt defien die in diefem Jahre erforderlichen
Brückem Kranex Träger» Schienen- Rohre7 Gefäßex Mafchinen und die
übrigen fonfi aus Eifen gefertigten Gegenfiände nunmehr aus Bronze her-
fiellen wolltel dann würde man während diefes einen Jahres faft den
ganzen erreichbaren Kupfervorrat der Erde verbraucht haben. Man
würde die Galgenfrift unferer Kultur um ein Jahr verlängert haben.
Ferner könnte man an- das Aluminium denken. Aluminium hat
nur etwa den dritten Teil der Feftigkeit des Eifens; für gewöhnliche Ge-
fäße und Geräte ifi es recht brauihbam für Mafchinen und tragende Kon-

fkruktionen nicht. Wollte man die eifernen Brücken. Träger ufw. durch
folche von Aluminium erfesen. dann müßte man wegen der geringeren
Fefiigkeit diefes Materials alle Konfiruktionsteile etwa dreimal fo ftark
machen wie die entfprechenden von Eifen. Obgleich Aluminium nur den
dritten Teil des Gewichtes von Eifen hat. würden demnach Aluminium-
brücken. -träger ufw. fo f'tark gemacht werden müffen. daß fie ebenfo viel
wiegen wie eiferne. Da nun ein Zentner Aluminium etwa zwanzigmal
fo viel koftet wie ein Zentner Eifen. würden Aluminiumkonf'truktionen
außerordentlich teuer werden. Möglicherweife wird man die Herftellung
des Aluminiums noch etwas verbilligen. es vielleicht auch durch kleine
Zufäße anderer Stoffe für manche Zwecke noch etwas brauchbarer
machen. Aber einen auch nur annähernden Erfaß für das nutzbarfte und
billigf'te Metall. das Eifen. wird es nicht bieten können. Ein anderes
Erfaßmittel für das unferer Kultur unentbehrliche Eifen wüßte ich
nicht.

ll.

Der Prophet Ionas hatte der großen Stadt Ninive den Untergang
geweisfagt. aber feine Prophezeiung wollte fich nicht erfüllen. Wenn
er nun des Morgens aufwachte und fah. daß er und die anderen Be-
wohner von Ninive noch immer lebten. dann ward er todestraurig. Die
Nichterfüllung feiner Vorausfage war ihm bitterer als der Tod. Von
der Sinnesart des Propheten Ionas weiß ich mich frei. Ich wünfche der
uns gewohnten Kultur ein langes Leben; denn mir graut vor dem. was
nachher kommt. Ich wünfche. daß man mich widerlege. aber ich wage
nicht es zu hoffen. Und wir wollen unfere Erkenntn-iffe nicht durch unfer
Wünfchen und unfer Grauen beeinfluffen laffen wie die Schönfärber.
fondern der Wahrheit ins Geficht fehen. fie mag uns gefallen
oder nicht. Die Wahrheit aber ift für alles Organifche zuletzt immer ein
Memento mori.

Wenn ich alles zufammenrechne. was fich durch Neufunde. durch
Sparfamkeit und in mancher Hinficht auch durch Surrogatte erreichen
läßt. und wenn ich annehme. die Sjöngrenfche Schätzung fci viel zu niedrig
gewefen. dann muß dennoch der ftärkfte Tragpfeiler unferer modernen
Kultur. die vom Eifen abhängige moderne Technik. fchon nach ein paar
Jahrhunderten zufammenftürzen und das andere mit fich reißen. Andere
haben nicht einmal fo reichlich gefchäßt. Der Amerikaner Mafon warnte
feine Landsleute vor der fortwährenden Steigerung ihrer Eifenproduktion
und zeigte ihnen. daß Amerika. wenn es dabei beharre. in dreißig Iahren

kein Eifen mehr haben werde. Die bedeutendfte Zeitfchrift der englifchen Metallinduftrie- „Iron and Eoal Trades Review", fagte in ihrer Nummer vom 15. Dezember 1905: In wenig mehr als einem halbe-n Jahrhundert dürften wir einen allgemeinen und vollftändigen Eifen-mangel haben. Diefe Tatfache bringt Probleme von höchfier Wichtigkeit mit fich, nicht nur für die Eifeninduftrie der ganzen Weltt fondern für die Zivilifation überhaupt.

Unfer Zeitalter leidet an einer Art Größenwahn. Weil wir die Röntgenftrahlent das Radium die drahtlofe Telegraphie- die Luftfchiffe und dergl. habent glauben wir gewiffermaßen als Belohnung dafür auf eine unabfehbare Dauer unferer Kultur rechnen zu dürfen. Ich fehe aber den Zufammenhang zwifchen den Luftfchiffen und dergl. und der Lebenserhaltung der Kulturmenfchheit nicht ein. Unfer Zeitalter gleicht einem reichen ManneX der ein großes Haus ausmacht7 aber fchon fein Kapital angreift und von ihm zehrtx ohne daran zu denkenf daß nichts unerfchöpflich ift. Wer inmitten einer Welt fistf deren Grenzen er nicht fieht und niemals überfehen kannt der hält fie für unbegrenzt, für unend-lich, So macht man es mit der unüberfehbaren Welt der Materie, der Sterne und Sternhaufen- und indem man gedankenlos das phyfifch Große mit dem mathematifch Unendlichen verwechfelt- glaubt man wirklich- die chemifchen Stoffe und der Äther- die qualitativ fo fe| und befiimmt charakterifiert findt reichen bis ins quantitativ Unbefiimmtet bis ins mathematifch Unendliche. Man glaubt esp weil man zurücl'fcheut vor einem Nachdenken, defien Ergebnis nur das unerfreuliche Eingeftändnis fein kannt daß wir nichts darüber zu wiffen vermögenf was jenfeits der Grenzen unferer phyfikalifch und chemifch erforfchbaren Welt der Materie und des Äthers- der Elektronen und der Energien liegt. So fcheuten alle Völker und Gemeinfchaftety Stile und Religionent Weltreiche und Epochen vor dem unerfreulichen Gedanken zurückt fie könnten irgend ein-mal aufhören zu erifiieren. Und mußten doch fterbem wie jeder Einzelne fierben muß! Noch kurz vor dem Ende ahnten fie es nicht, Wollen wir; die wir uns fo fehr unferer geiftigen überlegenheit über die friiheren Men-fchen berühment ebenfo unweife denken?

Nicht einmal bis zur vollen Erfrhöpfung der Eifenvorräte unferer Erde wird unfere Kultur vorhalten. Bli>et hin auf die Übervölkerung in unferen Indufirieländernt auf den Überfchuß an Menfchem der nicht mehr von den Früchten des eigenen Landes ernährt werden kannx fondern den der Export der Indufirieerzeugnifie nach Ländern ernähren mußt die

dafür ihren Tribut an Rohj'toffen und Nahrungsmitteln an die Induftrie-
länder entrichten. Schon jetzt. wenn der Export fto>t und Arbeitslofig-
keit eintritt. fchleicht das Gefpenfi des Hungers durch die Hinterhäufer
unferer Großftädte. und der Politiker bangt und forgt. wie er dem Volke
die alten Abfaßgebiete erhalte oder neue gewinne. Und die Völker ftehen
gerüftet und bedrohen fich mit wilden Mienen im Wettbewerb um die
Futterpläße. Dabei nimmt die Ubervölkerung immer mehr zu; fie darf
nicht |ille fiehen oder gar abnehmen. denn ein foläjes Volk verliert die
Drohkraft.

Wie nun. wenn die phyfifche Unmöglichkeit an die Indufirievölker
herantritt. die Indufirie im bisherigen Umfange aufrecht zu erhalten und
dadurch die übervölkerung zu ernähren; wenn der Eifenvorrat der Erde
zwar noch nicht ganz erfchöpft ift. aber doch entfchiedener Eifenmangel zur
Einfchränkung der Induftrie zwingt? Man wird zuerft die Verwendung
des Eifens im Hochbau wieder ftark einfchränken und dadurch Zeit ge-
winnen. Aber wenn der Eifenmangel fo weit gediehen ift. daß man Not
darum haben wird. womit man unfere Eifenbahnen und unfere recht
kurzlebigen Mafchinen wieder erneuern foll. dann ifi das Ende da. Das
wird nicht in dreißig Jahren gefchehen. auch nicht in fünfzig Jahren. fo
fchlimm ift es nicht; fondern ich denke optimiftifch genug. um anzunehmen.
es lange noch für Jahrhunderte. Aber die Tage unferer Indufirie und
damit unferer modernen Kultur find gezählt.

Verfeßen wir uns in jene glücklicherweife noch ferne Zeit hinein.
über fernliegende Zeiten und über die Gefchicke der Menfchheit im großen
läßt fich befier prophezeien als über nahe bevorftehende Schickfale einzel-
ner Völker. weil diefe von vielen Zufälligkeiten abhängen. in jenen aber
die allgemeinen Gefeßmäßigkeiten menfchlicher Entwickelung zum Aus-
druck kommen. Darum wollen wir nicht näher betrachten. was fchon
vor dem Eintritt des allgemeinen Eifenmangels droht. Mit Sicherheit
läßt fich da nur fagen. daß ein ftarkes Induftrieland. dem das Eifen aus-
geht. während es noch Kraftquellen wie Kohle und Wafferkräfte befißt.
fich nicht bloß durch Verträge den Bezug von Eifenerzen aus anderen. noch
eifenreichen Ländern für einige Zeit fichern. fondern auf Eroberung folcher
Länder ausgehen wird. Denn wenn die Dinge fchon fo weit gediehen find.
daß die Erfchöpfung mancher vorher eifenreichen Länder offen zutage
tritt. dann werden die übrigen ihren Befiß an Eifenerzen mit allen Kräf-
ten fiir fich felbft zu bewahren fuchen.

Diefe Kriege gegen Ende der Eifenzeit werden wohl noch in den

zivilifierten Formen geführt werden. die wir heute üben. Unfere jetzigen Kriege. gegen die der Vorzeit gehalten. find ja nur Duelle zweier Völker. man läßt da noch Regeln walten und führt den Krieg fo human. wie es mit dem fchrecklichen Zweck eben vereinbar ift. Man will auch nicht die Vernichtung und Zerfiampfung des Gegners wie in den Vorzeiten. in denen es ums Ganze ging. in denen die Bevölkerung eines Landes aus-gerottet oder verfklavt wurde. um den Erobererfcharen Plaß zu machen. Wir lefen in den alten Schriften. wie die Kriege damals geführt wurden. wie fogar Völker. denen die Luft an Graufamkeit. am Vernichten fehlte. die Griechen. die Juden. teils die Bevölkerung eroberter Städte und Landfiriche töteten. um fich an ihre Stelle zu fehen. teils fie zu Sklaven machten. weil fie andere Mafchinen nicht kannten. Noch fchlimmer mach-ten es die Völker der alten und auch fpäterer Zeiten. denen der Blutdurft und das Vergnügen an Mattern der Niedergeworfenen im Blute lag. und denen die Qualen der Gepeinigten eine Wolluft bereiteten.

Blicken wir nun auf die Zeit des wirklichen allgemeinen Eifen-mangels auf der Erde. Man fieht überall die Indufirie ftock'en ohne Hoffnung auf wieder eintretenden Auffchwung. Man fieht die vielen Menfchen des Staates. die im Induftriezeitalter immerfort fich vermehrt haben. hungernd ohne Ausficht auf Befierung und ohne die Möglichkeit der Auswanderung. Denn längfi haben alle Länder ihre Grenzen gegen die unerwünfchte Einwanderung gefperrt. da fie Not haben. ihre eigenen Bewohner zu ernähren. Was bleibt übrig. um die hungernden Millio-nen. die immer drohendere Mienen annehmen. zu ftillen? Da hilft kein Warten mehr. da hilft auch kein Krieg im heutigen Sinne mehr. Was denn? Die Völkerwanderung, Der Damm bricht. und die Fluten ftrö-men alles verheerend über. Nur fchlimmer ift es als in der früheren Völkerwanderung. Denn damals waren Scharen aus einem armen Lande in ein reicheres hineingezogen und hatten fich fchließlich dort mit der Bevölkerung vereinigt. Nun aber ziehen weit größere Völkerfcharen aus einem verarmten Lande in ein folches. deffen Bevölkerung gleichfalls fich nur eben ernähren kann. Man will nicht mehr Reichtümer üppiger Länder erbeuten. fondern man zieht aus. um das nackte Leben zu friften. Und dazu muß man das Leben der anderen zu vernichten fuchen. Und verdrängte Völker müffen fich wieder auf andere fiürzen. um fie zu ver-nichten. Man führt wieder furchtbare Ausrottungskriege. man ift zur Urzeit zurückgekehrt.

Die Induftrie und die Kultur überhaupt hat fich feit der früheren

Völkerwanderung ganz langfam und allmählich erhoben und fich nach
und nach vergrößert. wie eine Woge des Meeres fich ganz allmählich hebt.
Aber wie eine große Meereswoge ni>7t wieder ebenfo fanft und allmählich
nach Erreichung des Gipfels herabgleitet. fondern fchäumend hernieder-
bricht. fo briäft auch die Kultur. nachdem fie in den letzten Jahrhunderten
fieil zu einem Gipfel angefiiegen war. in fich zufammen und löfi fich in
Schaum und Dunfi auf. Blicket hin auf diefes Wirbeln. Ringen und Zer-
ftören. In ihm geht alles unter. was die Kultur gefchaffen hat. Wo
zeitweife ein wenig Ruhe eintritt. da fehlt doch das Vertrauen in die
Zukunft. und man hütet fich. irgend welche einigermaßen weitaus-
fchauenden Unternehmungen ins Werk zu fehen. Man ift froh. das nackte
Leben zu bewahren.
Was die feinften Köpfe erklügelt und erforfcht haben. was die größ-
ten Dichter und Künftler gebildet haben. das alles finkt dahin. Anfangs
gedenken noch die Männer der Kunfi und Wifienfchaft ihrer Gaben; aber
wie laffen fie fich bewähren in diefem Gewiihl von Blut und Schrecken?
Und die nächfie Generation und die folgende wächfi fchon ohne Lehre auf.
Es fchwindet jede Tradition. Vergefienheit und Dunkel umhüllt alles.
was das frühere Leben Großes erzeugt hat. Denn der Menfch hat um
anderes zu ringen als um geifiige Güter. Es geht ums Leben. und der
Stärkfie hat recht. Der Kulturmenfch wirft die Hüllen ab und wird
wieder zum Raubtier. wie es feine Urväter gewefen waren. Stärke und
Rüäfichtslofigkeit und Hinterlift. das find jest die höchfien Tugenden.
Alle Feinheit des Lebens fchwindet. denn fie kann zu nichts mehr dienen.
Was foll fie hier in diefem fchmußigen Kampfe ums Leben. in diefem
tierifchen Wüten? Alles gerät in Vergeffenheit. nichts bleibt übrig.
Blicket hin auf die Side der Zivilifation. die Großfiädte. Sie find
gleich bei dem Zufammenbruch zu einer Hölle geworden. aus der die Be-
wohner fliehen. Denn in diefen Schreckenszeiten |o>t alle Verwaltung.
und die künfilichen Einrichtungen funktionieren nicht mehr. Es mangelt
an Waffer. an Licht. an Verkehrsmitteln. an der Zufuhr von Lebens-
mitteln. Das Gefindel lebt auf. raubt und mordet. nicht mehr in der
Dunkelheit. fondern am Tage. Es ift wie in einer vom Erdbeben ver-
wüfieten Stadt. Man flieht mit feinen: nächften Angehörigen; aber man
weiß nicht wohin. Man muß rauhen. um Nahrung zu erhalten. Die
einzige Rettung ifi. fich einem größeren Trupp anzufchließen und fich
durchs Land zu fchlagen. bis man in Gegenden kommt. wo man fich für
einige Zeit zur Ruhe fehen kann.

Man ift gezwungen. mit den Wölfen zu heulen und fich dem Trupp
anzupaffen. dem man fich anfchließen muß. um am Leben zu bleiben. Der
Gelehrtefie ift hier nicht mehr als der gewöhnlichfte Lump. Der phyfifche
und moralifche Schmutz. defien fich zu erwehren und den ins Verborgene
zu drängen eine Hauptaufgabe der Zivilifation gewefen war. er brodelt
wieder auf aus der Tiefe. Der feine. gebildete Mann wird hier zum
Strolch. die verzärtelte Dame zur Landftreicherin. Man ftapft in einem
Morafi dahin. endlos. endlos.
Zuerft ift noch Gram in diefen Menfchen um ihr Herunterkommen.
Aber wie wenige nehmen fich deswegen das Leben! Manchmal taucht
noch Wehmut auf. zuletzt wird man das veränderte Leben gewohnt. Und
vielen macht es fogar eine troßige Freude. nun reiht im phhfifchen und
moralifchen Schmude fich gehen zu laffen und durch keinerlei Pflichten
mehr gebunden zu fein. Jn den Andern verfinkt allmählich die Erinne-
rung an die frühere Reinheit. und fie wandern ftumpf durch diefes rohe
Leben mit. Es ift keine Empörung mehr in diefen Menfchen über Mord
und Gewalttat und kein Entfeßen darüber. wie über etwas Unnatürlichem.
Es ift ein Hinnehmen deffen. was der Menfch dem Menfchen Unmenfch-
liches tut. wie das Hinnehmen eines Naturereigniffes. eines unvermeid-
liäfen Gefchickes, Ob man durch Mord oder Hunger umkommt. das ift
nun gleichgültig.
So überfirömt die fchmutzige Flut alle Kultur. nur Wüfte und
Moraft zurü>laffend. Es ift eine allgemeine Verwüftung. eine Vet-wilde-
rung. ein Vernichten aus dem Jnftinkt. die Erde von den überzähligeu
zu befreien. Es ift eine Sintflut. Es ift ein Weltuntergang. -

[Il.

Das ift das grauenhafte Gefchick. das der Kulturmenfchheit nach
wenigen Jahrhunderten bevorf'ceht. Gibt es keinen Trofi für uns über
diefes entfeßliche Ende? Es gibt dergleichen.
Zuerft. es find nicht Menfchen unferes Denkens und Fühlens. die
dann das Verderben trifft. Sie werden reif fein für den Untergang
und ihn verdienen. wie die Römer der Spätzeit reif waren für den
Untergang und ihn verdienten. Wenn die Menfchen vom Ende der In-
duftriezeit uns gegenüberftänden. fie würden uns in ihrem Fühlen und
Denken ganz fremdartig erfcheinenz fo wie wir. wenn wir den frommen
Leuten. die vor einigen Jahrhunderten unfere Stelle einnahmen. gegen-
überträten. ihnen ganz fremdartig und ein Abfcheu fein wiirden, Gegen

jene Menfchen vom Ende der Juduftriezeit wären wir moderne Men-
fchen noch fromme Leute. Wir find noch Jdealiften. wir find human und
voll Mitleid. wir helfen den Unglücklichen und verachten fie nicht. wir
fuchen die Lage der Unteren zu verbeffernz dabei find wir treu und ehren-
haft gegen die Genoffen. ftolz und aufreaft gegen die Oberen. Zwar
unfere Zuneigungsgefühle. Freundfchaft. Verehrung erreiäfen bei uns
nicht die große Höhe wie früher. dafür find andererfeits auch Haß
und Verachtung bei uns fchwächer. und die Welt unferer Stimmungen
ifi dafür eine fehr reiche und tiefe. Wir vernehmen das Raunen der
Natur. wir fühlen uns ein in die feinfien Regungen der Menfchenfeele.
Viel Bedeutendes lebt in unferen Köpfen. und wovon Frühere dicke
Bücher gemacht haben würden. das laffen wir auf ein paar Zeitungs-
blättern in die Winde verflattern.
Mancher lacht und meint. ich fcherze mit meiner Lobrede auf den
modernen Menfchen. Aber es ift mir ernft. Es hat üblere Gewächfe ge-
geben in der Entwickelung der Menfchheit als den modernen Erdbewohner;
es gab Zeiten voll kriechender Schlammfeelen. voll raubgieriger Halunken
und brutaler Menfchenfchinder. Dennoch fehe ich fchon in unferer Blüte
die Anfäße zum Untergang. Was uns blühen läßt und uns vor Ver-
knöcherung bewahrt. das i| jenes Freie. Jugendliche. fich der Beftimmt-
heit des Dogmas Widerfeßende. fich wohlfühlend im Unbeftimmten. Mit
einem gewaltigen Rucl'e befreite unfere Kunft fich vom Dogma der Nach-
ahmung des' Überlieferten und fodann vom Dogma des Verismus. Das
war eine herrliche Zeit. als die dogmatifche Verknöcherung noch einmal
fich löfie. Aber viele folcher plößlichen großen Erweckungen und Er-
löfungen hintereinander find nicht zu erwarten. Wer Welt und Menfch-
heit nicht mit den Augen des Mechanikers. fondern mit Augen des Orga-
nikers anfieht. der weiß. es ift unmöglich. und er weiß. daß langes Er-
ftarren dem kurzen Blühen folgt.
Ob auf religiöfem Gebiete. das fchon längfi ftark von Dogmatismus
und Verknöcherung durchfeßt ift. folch Auffchwung wie in der Kunft zu
unferen Zeiten noch erfolgen wird. bezweifle ich. Eine große Menge der
Menfchen folgt hier dem Dogma der traditionellen Religion. der Über-
lieferung. und die Aufgeklärten folgen dem Dogma der Naturwiffen-
fchaft. dem Verismus. Die Naturforfchung innerhalb ihrer natürlichen
Grenzen in Ehren! Sie ift etwas fehr Großes. Aber um der Wiffen-
fchaft eine fchrankenlofe Herrfchaft über die Geifter zu fichern. haben die
Naturforfcher das Dogma als etwas Selbftverftändliches hingeftellt. die

Materie oder der Ather oder die Elektronen feien felbfi fchrankenlosj fie
reichen bis ins mathematifch Unendlichej und fie haben keine Urfache ge-
habtj fondern feien vor allem Anfange dagewefen. Ein Dogmaj fo un-
beweisbar wie alle anderenj und überdies in fich felbfi widerfinnig'. Ich
habe an einem anderen Orte1) zu zeigen verfuchh daß die Weltj die wir
wahrnehmenj nur eine begrenzte Jnfel innerhalb von etwas ganz Anders-
artigem fein kann_ und nur wie eine Schlatke von jenem Andersartigeu
ausgefondert worden ift. Was aber jenes außerhalb der Weltj in der
wir leben und wahrnehmenj befiehende Andersartige feif das gefiand ich-
nicht zu wifien. Denn ich halte das Eingefiändnisj daß der Menfch nicht.
etwa von einer gütigen Vorfehung„ eigens dazu eingerichtet ifij die ganze
Welt bis in ihre letzten Refte zu verftehen- für keine Schande.
Der moderne Menfch braucht aber auf diefem Gebiete ein Dogma.
um fich endgültig mit den fchwierigen Dingen der Naturwifienichaft ab-
gefunden zu habenz in denen er fich nicht wie bei Kunftwerken ein eigenes
Urteil bilden und erlauben kann. Daher wird die große Menge der Ge-
bildeten meine Anficht ablehnen* und fich an das verifiifche Dogma haltenj
das nirgends im All- nicht einmal im Unendlichen- ein Plätzchen für das
köftliche Freie und Unbefiimmte übrig läßt. Und wie in einer Religion
die Dogmen der Tradition immer fiarrer werdenz fo wird es auch mit
dem Dogma des wifienfchaftlichen Verismus gehen. Ausficht auf eine
durchgreifende Renaiffance oder Reformation können wir uns hier nicht
machen.
In der Politik gibt es noch kräftiges Lebenz Fühlen und Kämpfen-
aber man fieht doch fchom wie die Ideale der Partei-en verblafien und
vor den Nüßlichkeitstendenzen der einzelnen Stände den Platz räumen.
Das ifi der Weg von der Jugend zum Alter- von der Blüte zur Erfiar-
rung. Wir fehen auchj wie man immer neue Normen- Regeln und Ge-
feße machtj um alle Verhältniffe des Lebens fefi und zweckmäßig ein für
allemal zu ordnen. Die Jagd nach diejem Ziel ifi fpannend und vol(
freudiger Kämpfe und Siegez wie die Jagd der Wiffenfchaft nach neuen
Gefeßmäßigkeiten in der Natur. Aber wenn wir uns das Ende folchen
Ringens vorfiellenh dann fehen wir den Menfchen da nicht auf einen er-
habenen Herrfcherthron fieigendj fondern wir fehen das fchöne Freie und
Unbefiimmte gänzlich ausgerottet und den Menfchen feft umfchnürt mit
felbfigemachten Ordnungenf Regeln und Gefeßenj aus deren Gleifen er

1) „Über uns Menfchen.“ Leipzigj Verlag von E. A. Seemannz 1908.

Matthias GrÃ¼newald: Maria mit dem Kinde.
Ausfchnitt vom FlÃ¼gelbilde des Jfenheimer Altars
im Mufeum zu Kolmar.
(Nach dem Werke von H. A. Schmid: â€žDie GemÃ¤lde und H eichnungen
von Matthias Url'ruewald.' Verlag von W. Heinrich. Stra g l. E.)
Zum Auffatz von Hans Rofenhagen.

nicht mehr heraus kann. und die ihm feinen Lebensweg von der Wiege bis
zur Bahre fiarr vorfchreiben. Und die Oppofition gegen eine folche
Umfiritkung der Freiheit wiirde nicht ein mildes. freundliches. edles und
bedeutendes Menfchentum ergeben. fondern nur ein wildes. zügellofes
Austoben des übertriebenen Individualismus mit feinem Gefolge von
Genußfucht. Gier. Rückfiäftslofigkeit. Uberhebung und Hafchen nach Sen-
fationen. Solches haben wir ja fchon fchaudernd erlebt.
Alles in allem wird der Menfch am Ende des Indufiriezeitalters nicht
eine Verbefferung. fondern eine Verfchlechterung des modernen Menfchen
darfiellen. Wenn uns alfo au>f ein allgemein menfchliches Mitleid mit
jenen Menfchen der Untergangszeit nicht fehlen wird. es kann uns doch
nur fo ergreifen. wie der Untergang von uns fremdartigen Menfchen und
Völkern in län-gfi vergangenen Zeiten. Das mag uns ein Trofi fein.
Schlimmer ift es. daß alles Große und Bedeutende. was unfere
Zeit erfchaffen hat. dahinfinken wird im allgemeinen Untergange. Da
mag uns ein Trofi fein. daß nach allen Sintfluten. Eiszeiten und Unter-
gängen immer wieder neues Leben aufkeimt. neues Leben. neues Lieben.
neue Luft und neues Hoffen. neues Schaffen. neuer Glaube. neuer Kampf
und neuer Geift. Die Fragen. um die wir uns jest die Köpfe zerbrechen.
werden dann gelöfi fein; anders freilich. als wir denken. So wird die
fogenannte foziale Frage ihre Löfung finden. anders freilich als die So-
zialiften glauben - es wird nämlich keine Fabrikarbeiter mehr geben.
Und fo mit allem übrigen. Und neue Völkermifchungen werden ent-
fiehen mit neuen Sprachen. neuen Veranlagungen. neuen Temperamen-
ten. neuen Stilen. Dann rettet fich wohl auch irgend ein vergreistes
Volk in die neue Zeit hinüber. wie die byzantinifierten Griechen ins
Mittelalter. und bewahrt manches von Kunft und Schrifttum unferer
Tage. Und es' kommt wohl wieder einmal fo ein Profefforen-Jahr-
hundert und rettet manche unferer Schriften vom Untergang. Und dann
wird fich erweifen. zwar nicht welche unferer Schriften die wertvollften
und der Erhaltung würdigfien waren. fondern welche man auf das halt-
barfie Papier gedru>t hatte; wie überall im Kampfe nms Dafein nicht
das Edelfle und Bedeutendfte fiegt. fondern das materiell am kräftigften
gegen den Untergang Geriiftete. So wird der Gott Zufall vielleicht von
großen Geifiern nur Bruchftücke. von kleinen viel der Nachwelt in die
'Hände fpielen. Aber das tut nichts. Wo Neues felbfitätig fich geftalten
foll. muß Altes fierbenz das fiete Hinblicken auf das Alte lähmt die Kraft
zum Neufchaffen. So mag es uns genügen. wenn wir für die Mitwelt

fchaffen. nicht für die Nachweltz die mag felbfi zufehen. wie fie's treiben will.
Ein dritter Troft ift. daß unfere Jnduftrieepoche einzig in der Menfchheitsgefchichte dafiehen wird als einer ihrer Glanzpunkte. Denn mag gleich nicht alles Eifen fchon verbraucht fein. wenn der Untergang kommt. fondern auch den fpäteren Zeiten etwas übrigbleiben für eine handwerkliche Jnduftrie: es wird doch niemals wieder ein Leben wie das unfrige möglich fein. Vielleicht werden jene fernen Gefchlechter andere Maßftäbe haben als wir. vielleicht werden fie nicht wie Knaben fein. die technifche Leifiungen als höchfie Großtaten bewundern und zum Spielzeug am liebften Eifenbahnen. Automobile. Luftfchiffe haben wollen. Immerhin werden fie uns rühmen als ein Gefchlecht von Wundertätern. ein unnachahmliches. wie uns felbft einmal die Griechen in den Künften als unerreichbar erfchienen.
Noch einen vierten Troft weiß ich. aber nicht ich gebe ihn. fondern andere werden ihn wohl geben. Denn an Befchwiäftigungshofräten hat es niemals gefehlt. Sie werden euch fagen: was hier nach beftem Wiffen über den herannahenden Untergang vorgetragen wurde. das fei alles nicht wahr; es werde mit dem Eifenmangel und dem Nahrungsmangel fo fchlimm nicht werden. man werde fchon Auswege finden. unfer Erfindergeifi fei unerfchöpflich. er könne auch aus nichts etwas machen. und er könne auch den Hunger aus der Welt fchaffen. Solche Propheten hat es immer gegeben. An die haltet euch nur . . .
Er ift nicht angenehm. der Gedanke an Sterben und Untergang.
Und nun wollen wir wieder an unfere Arbeit gehen. -

Frances Külpe:
Zwei Lieder.
Novelle aus der baltifchen Revolutionszeit.
S ch l u ß.
In der Ferne blinkten die Türme Mitaus.
Milda war nachdenklich geworden. Hatte er nicht am Ende recht?
Sie empfand etwas wie Verwunderung. Nun ja. er war eben anders
wie andere Leute.
„Höre" fagte fie freundfchaftlich. ..bei wem wirft du denn wohnen?"
..Ich weiß nicht. Vielleicht fagt's mir der Paftor."
„Weißt du ihn auch zu finden? Die Stadt ift groß.“
„Ich frag' nach dem lettifchen Paftor. da wird man mir den rechten
Weg fchon zeigen."
..Jch wohne im Gafthaus!“ fagte Milda ftolz. ..Mein Zimmer
kofiet ganze anderthalb Rubel für die Nacht. Bei Tifch bedient mich
ein Kellner mit fchwarzem Frack und weißer Halsbinde. Es i| fehr
fein im Hotel Bellevue."
„Ui ja! Anderthalb Rubel für die Nacht!" wunderte fich Jahnit
und lachte. „Ich hab' nur fünfzig Kopeken bei mir."
..Nu ja. du!" fagte Milda. Jn ihrem Ton lag eine große Gering-
fchäßung. Sie fühlte das felbft und korrigierte fich: ..Du bi| dafür
ein junger Burfch' -- fo einer findet überall fein Unterkommen."
..Iäl forg' mich ja auch gar nicht." erwiderte Jahnit fröhlich.
Ießt fuhr der Schlitten in die enggebaute Vorftadt ein. Neben-
einander gefchachtelt kauerten. lehnten und fpreizten fich die verfchieden-
farbigen Häufer.
..So viel Häufer!" fiaunte Jahnit. ..Ein ganzer Wald voll
Häufer!" Er war nur als kleiner Junge einmal in Mitau gewefen und
hatte keine deutliche Erinnerung nachbehalten.
„Es kommt noch ganz anders!" renommierte Milda wohlwollend.
„Große hohe Häufer und prachtvolle Läden mit breiten Glasfenftern!
Und dahinter ftehen die fchönfien Sachen. Federhüte. fo groß! Und

Pelzwaren und fertige Kleider. Und das ift noch gar nichts gegen Riga.
Riga ift eine ganz feine Stadtj da kann fich Mitau verfiecken!‟
Sie fuhren in die „Große Straße“ einj und auf einmal wurde
Milda ftill und ängftlich. Wie. wenn fie einer ihrer feinen Tänzer mit
dem einfachen Bauernburfchen in den eigengewebten Kleidern fahz der fo
neugierig und treuherzig um fich fchaute? Sie war ja dem Jahnit ganz
gut - bis zu einem gewiffen Gradej aber Adolf Ohfoling war doch
etwas ganz anderes! Und wenn der fie fähei
Sorgend fpähten ihre hellbewimperten Augen die Straße entlang,
Da zuckte fie zufammen und wurde glühendrot. Den Erfehnten und Ge-
fürchteten ihres Herzens fah fie zwar nicht. doch fah fie feinen Freund
Louis Bumbirj und das war faft eben fo fchlimm.
Einen langenj hellbraunen Gehmantel hatte er an. den Hut fchief
auf dem Ohr; ein Spazierftöckchen mit elfenbeinernem Griff fchwenkte
er zierlich in der Hand„ und fein dicker; roter Kopf kam mühfam und ge-
dunfen aus einem gewaltig hohenj weiß gefieiften Kragen hervor. Ob
er fie fchon bemerkt hatte?
„Jetzt mußt du ausfieigen!" fagte fie kurz und gepreßt zu Jahnit.
„Auf Wiederfehen alfol“
„Dank auch fürs Mitnehmem“ fagte er freundlich und reichte ihr
die Hand.
Zögernd legte Milda ihre Finger hinein. O Jammer! - Louis
Bumbir hatte die Abfchiedsfzene bemerkt.
Eben ffljlenderte er an dem Schlitten vorüber und lüftete mit
graziöfem Schwung den Hut.
Milda war ganz blaß geworden. „Lebi wohlj Jahnitl‟ rief fie
laut in herablafiendem Tone: „Mach' deine Sache gut! - Ins Hotel
Bellevue!" fprach fie dann zum Knecht. Und fort knirfchte der zierliche
Schlitten.
Jahnit war nachdenklich ftehen gebliebenj guckte die Straße entlang,
hinaufz hinunterj fchaute in die blaue Luft und wunderte fich über die
einengende Häufermenge, Da fühlte er ein Klopfen auf der Schulter
und fchrak auf.
„Naj junger Mann. kommen Sie aus der Arche Noahs? Wie find
Sie denn zu der Ehre gekommenj die weiße Taube zu kennen?"
Louis Bumbir ftand rot und lächelnd vor ihm und bemühte fich- ein
geifireiehes Geficht zu ziehen.

Iahnit war diefe blumenreiche Ausdrucksweife nicht gewöhnt. Die
„weiße Taube", das war offen-bar Milda Spurre. Der Vergleich er-
fchien ihm komifck» und er lachte. Eine Ehre follte es fein, fie zu kennen!
„Sie meinen die Wirtstochter Milda Spurre? Ruf wie follti ich
die nicht kennen? Wir find ja Nachbarskindeß und unfere Gehöfte
liegen dicht beieinander."
„Louis Bumbir‟ - fiellt-e der Jüngling fich vor- „erfter Kommis
in der Modewarenhandlung Spengler und Söhne."
Er fchlug die Abfäße zufammen und reichte Iahnit fchwungvoll mit
der englifchen Handbewegung von oben her die rotbehandfchuhte Rechte.
„Ich bin Jahn Sikkuh Wirtsfohnt“ fagte Iahnit und lachte. Er
betrachtete den gefchniegelten jungen Mann mit dem neugierigem ver-
gnügten Intereffe eines KindesF das zmn erfien Male einen Affen tanzen
fieht. '7, ' ?JZ
Vertraulich legte Louis Bumbir feine Hand mit dem prallem nagel-
neuen GlacEhandfchuh auf Iahnits Arm.
„Sie könnten mir ja einige Auskunft gebem“ fagte er mit pfiffigem
Augenzwinkernt „über die weiße Taube, mein* ich. Ausgeflogen ifi fie
nun ja wohl mehrere Mal - ob fie auch fchon im Hafen geftrandet ift-
_ -- möcht' ich gerne wiffen.“
Diefe Redeweife war für Iahnit entfchieden unverftändlich,
„Sie wohnt im Gafihaus Bellevuef" fagte er nach einigem Be-
finnen,
„Hm“ - die gewölbtem runden Augenbrauen Louis Bumbirs'*
wurden noch runder und zogen fich in die niedrige Stirn hinein, -
„Ihnen fehlt noch einige Erfahrung junger Mannj" fagte er mitleidig-
väterlich. „Das lernt man - allmählich. Ich meine, ob die weiße
Taube ihren Täuberich gefunden hat?"
„Da müßt Ihr fie felber fragem" gab Iahnit zurück. „Davon weiß
ich nichts.“
„Nu und . . . drüben in dem einfamen Frieden der Natur , . Bumbir war fehr ftolz auf diefen Saß- „in dem einfamen Frieden der
ländlichen Natur - hat kein lo>ender Ton ihr Herzchen aufgeftört . . .?"
Iahnit fah verftohlen zu Louis Bumbir hinüber, War er denn ver-
rückt oder einfach dumm? Er entfchied fich für das leßtere.
„Bei uns gibt's keine Locktöne und keine TäubericheF* fagte er

kurz. „Will einer ein Mädchen freiem kommt er zu ihr und fagt einfach: Wirtstochter fo und fo - wollt Ihr meine Frau werden?“
„Auf dem Lande ift man eben fehr zurü>l" meinte Louis Bumbir und feufzte. „Aber ich hätt' noch eine andere Frage: der Futter-faßen für die weiße Taube . . . . ift wohl vom alten Taubenvater reichlich gefüllt- aber ein wenig hochgehängt. Verfiehen Sie mich?‟
Den alten krummbeinigen Spurre mit den fpißen Schultern und dem langem endlofen Kinn mit einem Taubenvater verglichen zu fehen- kam Iahnit fo komifch vor- daß er fiehen blieb und laut auflachte. „Da habt Ihr team“ fagte er fröhlich, „der alte Spurre ift reich wie'n Holz-händler und geizig wie ein Armenhausvater. Was der in den Zähnen hältf das faßt er wie eine Drefchmafchine.“
„So fo . . machte Louis Bumbir mit eigentümlich gedämpftem Toni und fein rundes Geficht wurde lang und nachdenklich -- „fo . . . fo fo -- num dank' für die Auskunft. Sie fuchen wohl einen Dieni'tf junger Mann?"
Louis Bumbir fiand Iahnit plötzlich fremd und herablafiend gegen-über,
„Einen Dienfi? Nein- ich fuche den lettifchen Paftor."
„Wohl ein Aufgebot oder irgend einen Schein?“ fragte Louis Bumbir wieder vertraulichen
Iahnit war der jähe Wechfel in Louis Bumbirs Benehmen nicht ent-gangen. Etwas in ihm firäubte fich gegen diefes Ausfragen.
„Ich habe eigene Angelegenheiten/* fagte er kurz. „Wollt Ihr mir fagen- wo der Paftor wohntx ift's gut- - habt Ihr keine Zeit- dann frage ich einen anderen.“
„Ich habe allerdings fehr wenig Zeitf aber geht nur immer geradezu-junger Mann. bis an die lettifche Kiräiet dann links und dann wieder rechts."
Louis Bumbir reichte Iahnit zwei Finger und fehlender-te fein Spazierfiöckchen fchwenkend nachdenkliih davon.
Iahnit lachte vergnügt in fich hinein. Wie komifch waren doeh die Stadtmenfchenl Sein Pafior aber- der war fo ganzf ganz anders. Und nun begann er fich heftig nach ihm zu fehnen und fiürmte mit langen Säiritten die „Große Straße" hinunter.
Da lag ja die lettifche Kirche aus roten Barkfieinen aufgebaut. Herrgottt wie war die hoch und mächtig. Iahnit fiand und fiaunte. Dann bog er ab in eine Seitengafie - nach links und dann wieder in

eine nach rechts. In einem diefer zweifiöäigen Häufer mußte fein Pafior
wohnen. Welches mochte es wohl fein?
Er entfchloß fich. ein junges Dienfimädchen zu fragen. das ihm mit
einer Kanne Petroleum entgegen kam.
..Bitte. wo wohnt der lettifche Pafior?" fragte er höflich.
Das Mädchen blieb fiehen. fah ihn an und lachte.
..Das ift leicht gefagt -- ich diene ja bei ihm. dort drüben in dem
gelben Holzhaufe. eine Treppe links."
Iahnit wurde es warm ums Herz. ..Das freut mich!“ fagte er
und |rahlte.
„Was freut Sie?“
..Daß Sie bei ihm dienen. Ich möcht' auch bei ihm dienen.“
Neugierig blickte ihn das Mädchen an.
„Warum denn?“
„Weil er ein guter Menfch ift und all-es verfieht."
Das Mädchen nickte und lachte wieder. ..Wie wiffen Sie denn
das?“
..Nu. ich weiß. Alfo auf Wiederfehen. Wie heißen Sie denn?"
„Ich heiß' Anna."
..Und ich heiß' Iahnit. Auf Wiederfehen. Anna."
Er zog feine Müde und ging. Anna blieb fiehen und fah ihm neu-
gierig nach. Was für'n hübfcher Burfchl dachte fie und feufzte.
Iahnit lief die 'Holztreppe fo ftürmifch hinauf. daß fie knackte. Er
nahm immer zwei Stufen auf einmal. Nun fiand er vor der Tür. und
fein .Herz begann zu klopfen.
„Karl Haufer. Pafior der lettifchen Gemeinde‟ - las er auf dem
blanken Mefiingfchilde. ..Sprechftunde von 9-12 Uhr vormittags.‟
Nun es war wohl längft ein Uhr vorbei. Jahnit hatte vergehen.
nach der Kirchenuhr zu fihauen,
Er ergriff die Glocke und klingelte.
Schritte nahten. Sein Pafior kam. Sein Pafior! Die Tür
ging auf.
„Lieber Iahnit. bift du dal“
Stumm vor großer. überquellender Freude fiand Iahnit und atmete
heftig.
Pafior Haufer zog ihn herzlich ins Vorzimmer. Seine guten Augen
leuchteten,

..Das ift ja brav. daß du heute gekommen bift - ich hab' grad'
Zeit.“
Iahnit zog eilig die Mühe und küßte dem Geifilichen die Hand.
..Ich bin fo froh. fo froh . . ftammelte er. Die Tränen fianden
ihm in den Augen.
..Vor allem aber mußt du etwas effen. lieber Sohn. Nach der langen
Fußreife wirft du hungrig fein. Dabei können wir ja reden."
..Ich bin nicht zu Fuß. ich bin gefahren. die Wirtstochter Milva
Spurre nahm mich in ihren Schlitten."
..Ei. ei. das ift ja prächtig!" Wohlgefällig betrachtete ihn Paftor
Haufen Wie des Jungen Augen firahlteni
..Alfo - leg' nur dein Bündelchen hin und mach. als ob du zu
Haufe feiifii‟
Der Pafior ging in die andere Stube. ,.Annai Anna!‟ rief er
halblaut und kam wieder zurüä'.
..Anna ift ausgegangen. gnädiger Herr Paftor. Ich traf fie auf
der Straße."
„Alfo die kennft du aua) fchon? Nun. dann muß ich für die Anna
herhalten. Etwas kaltes Fleifch wird ja wohl noch dafein. Komm'
nur. lieber Sohn.“
Refpektvoll auf Zehenfpißen folgte ihm Iahnit auf dem Fuße.
Welcht ein hübfches. helles Zimmer war das!
Lachend fiellte der Paftor einen Teller mit Fleifch vor ihn hin. legte
Gabel und Mefier und Brot dazu und brachte eine Flafche Bier.
„Sol Nun iß und trink! Diefe Nacht fchläfft du bei mir. Nach-
her geh' ich zu dem Mufikdirektor hinüber und frag* an. ob wir heute
oder erft morgen zu ihm kommen follen. Solche Herren haben nicht
immer Zeit.“
Iahnit fah ihn halb fcheu. halb ftrahlend an und fchnitt haftig an
dem Fleifch.
..Das Paftorlied ift gekommen.“ fagte er. ..auch das Strasdinglied.
Aber fchöner ift das Paftorlied. Das mußte auch fchöner werden."
..Warum denn?“
Iahnit fah ftarr vor fich nieder und rang nach einem Ausdruck.
..Das Paftorlied ift wie ein See. in den hat Gottes Auge hinein-
gefehen. da muß der See leuchten und fcheinen. -- das Strasdinglied
aber ifi wie ein knorriger Eichbaum. den der Blitz zerfchlagen hat. Der

Baum ifi tot und doch lebendig. denn er hat wieder ganz frifches. grünes
Laub bekommen. und die gnädige Sonne fcheint da hinein."
..Iahnit." fagte der Paftor bewegt. ..du bift ein Kind und ein
Dichter. Erzähl' mir von deinem Bruder. Haft du ihn lieb?"
..Jehkab ifi ein guter Burfch. fo einen Bruder hat keiner weiter."
fagte Jahnit ernfihaft. ..Immer haben wir zwei zufammengehalten. find
ja auch Zwillinge. Wir ftreiten uns ja auch. und manchmal hauen wir
uns kräftig. aber wenn jemand einen von uns angreift. gleich ift der
andere zur Stelle. und dann geht's dem fchlecht."
Durch die Küchentür kam die Anna lächelnd ins Zimmer.
Der Paftor ftand auf. ..Nun forg' fiir unfern jungen Gaft. Anna.“
fprach er freundlich. ..ich geh' aus."
Als er wiederkam. fand er die jungen Leute einträchtig beim Kar-
toffelfchälen in der Küche fihen und ernfthaft plaudern.
..Morgen um halb neun." fagte er bedeutungsvoll zu Jahnit.
..Willft du heut abend mit mir in den Iünglingsverein kommen oder bei
der Anna bleiben?“
,.Gnädiger Herr Paftor." fprach Jahnit. ..wenn Sie erlauben. möcht'
ich Ihr Holz klein machen. Die Anna hat mir fchon alles gezeigt.“ - -
Jahnit hatte gearbeitet wie ein Mann. gefchlafen wie ein Kind;
nun ftand er zum Ausgehen bereit. gebürfiet und fauber vor dem Paftor.
Gar feierlich war ihm zumut.
Verfchwunden war das fchöne Himmelsblau. Tauwetter war ge-
kommen. und dicke graue Schneewolken hingen über der Stadt. Stumm
fchritten der Paftor und fein Schützling nebeneinander her. Der Schnee
war glatt und fchlüpfrig. Aufmerkfam betrachtete Jahnit jeden Einzel-
nen. der vor dem Pafior grüßend den Hut zog. Es waren deren viele.
Und wie freudig und refpektvoll größten die Leute! Jahnit fühlte fein
Herz fchwellen vor Freude und Stolz.
Sorgenvoll dachte Pafior Haufer an feinen jungen Gaf't. Hatte er
dem Mufikdirektor nicht zuviel erzählt? War Jahnit wirklich das gott-
begnadete Menfchenkind. für das er ihn hielt? Hatte er fich in feiner
begeifterten Freude. eine Perle entdeckt zu haben. ni>)t zu weit hinreißen
laffen? Er verftand ja nicht viel von Mufik.
„Schau - da ift die Trinitatiskirche." brach er endlich das Schwei-
gen. ..Und dicht daneben wohnt der alte Organift und Mufikprofefior."
Jahnit fah lächelnd an dem hohen Turm empor.

..Der ift aber alt.“ fagte er. ..und fo hoch!"
Sie fchritten durch ein altes. fteinernes Tor quer über einen breiten
Plah und ftanden bald vor einem niedrigen. langgeftreckten Haufe.
..Mufikl" fprach Jahnit und laufchte.
Die Klänge eines Harmoniums kamen feierlich und fehnfüchtig
dahergezogen. Verklärt fiand Jahnit da.
Der Paftor zog die Glocke. Die Mufik verfiummte. Freundlich
lächelnd fiand ein alter. weißbärtiger .Herr vor den Beiden. Sein fihnee-
weißes Haar war weich und fein wie gefponnene Seide.
..Na. da ift er ja - der zukünftige Mozart!" lachte er und klopfte
Jahnit freundlich auf die Schulter. ..Die Augen dazu hat er fchon. ja
freilich!“
Sie traten in einen großen. weißen Saal. Zwei Klavierflügel und
ein Harmonium füllten den wei-ten Raum nicht aus. An den Wänden
hingen Mufikerbildniffez an der einen Schmalwand ftand eine Büfte
Beethovens auf einer fchwarzen Säule.
Befremdet fiarrte Jahnit die Biifie an.
..Nun. mein Sohn." fpraäf der alte Herr. ..kom-i'. ftell* dich zu mir
her und fing diefen Ton.
Er fchlug eine Tafte an.
Gehorfam feste Jahnit ein. Seine Stimme klang rein. voll und
weich. aber er war über und iiber rot geworden.
„Schönl" fagte der Mufikprofeffor. ..Rum diefen hier. und jekt
die beiden nacheinander.“
Jahnits Augen füllten fich mit Tränen. Hieß das ein Lied fingen?
Der alte Herr feste fich gemächlich zurecht und laufchte. Dann
fpielte er ein kräftiges. wenig bekanntes Kirchenlied in reicher Harmonie.
„Sing' mir das. mein Sohn -- auswendig."
Jahnit fang. Still befriedigt nickte der Profeffor und blickte dem
Burfchen in die tränenden Augen.
..Ja. was ift denn das?" fragte er verwundert.
..Lieber. gnädiger Herr." fiammelte Jahnit. ..ich möäft' . . . fo gern
das Strasdinglied fingen . . . und dann aus) das Pafiorlied . . . beide
find in einer Nacht zu mir gekommen. Aber hier - hier kann ich's
nicht."
Aufmerkfam prüfend fah ihn der greife Künfiler an. Ein Strahl
des Verfiehens trat in feine alten. feurigen Augen.

..Es ift dir hier zu eng?"
..Ja. der Himmel muß über mir fein!"
Der Pafior wollte etwas einwenden.
Gebieterifch hob der alte Mann die Hand. ..Laffen Sie nur."
Sie traten ins Vorzimmer zurück. Der Profeffor hüllte fich in einen
Mantel. und ging durch einen dunklen Gang voraus in eine dämmer-
dunkle Stube. Durch die Glastür fah Jahnit in einen verfchneiten Obft-
garten hinein.
Mit weichem flaumigen Schnee bedeckt fianden unzählige Kirfch-
und Birnbäume im Garten; fie |reckten ihre Affe zum grauen Himmel
empor und träumten.
Der alte Herr winkte Jahnit vorauszugehen und blieb wartend
auf der Veranda |ehen.
Und nun war Jahnit wieder daheim. Unter einen großen Kit-fch-
baum hatte er fich gefiellt und hob die Augen zum grauen .Himmel
empor.
Und er fang.
Dunkel und düfter wie ein Herbftwindlied begann fein Lied und
verfuchte zu fliegen. Aber feine Flügel waren gebrochen; es tat einen
tiefen Fall und fank in finfiere Nacht. Und aus der Finfternis hervor
quoll ein füßes. mildes Licht und füllte das Lied mit ahnungsvoller. ftiller
Hoffnung. und die Hoffnung wuchs und wuchs und wurde zur ftrahlen-
den Gewißheit. und auf fturmesficheren Flügeln trug das Strasding-
lied die ringende Seele durch Nacht und Tod zum Sieg.
Jahn-it hatte fich felbft und alles rings um fich her vergeffen. Leife.
leife und träumerifch hatte es zu fchneien begonnen. Der Säfnee fiel
in großen. dichten Flocken. weich und müde riefelnd nieder und hüllte den
fingenden Jüngling allmählich in einen firömenden Schleier ein.
Jeßt ward es ftill. Der greife Künftler hielt die Augen mit der
Hand bedeckt. Er fah auf und lächelte 'till und eigen.
„Herr Paftor." fagte er und fireckte dem Geifilichen die Hand ent-
gegen. ..Sie haben meinem Alter das größte und fchönfte Gefafenk ge-
macht!“
Betrübt kam der weißbefchneite Jahnit unter dem Kirfchbaum
hervor.
„Gnädiger Herr . . .‟ fagte er fiockend. ..das Paftorlied kann ich
heut' nicht fingen. dazu muß der Himmel blau fein.‟

Da fühlte er. wie der Profeffor ihm die Hand drückte und fchüttelte
mit jugendlicher Kraft.
„Du bifi von nun an mein Sohn. Iungel“ fagte er. ..ich nehme
dich als Schüler zu mir."
Ehrerbietig. glürkfelig küßte Iahnit dem alten Herrn die Hand.
..In acht Tagen ziehft du her zu mir - - geh zunächfi nach Haufe
und fag's deinen Eltern.
..Und . . . und das Geld?" flotterte Iahnit.
..Ein Sohn zahlt feinem Vater kein Geld. mein Iunge. Gott behüt'
dich. Auf Wiederfehen!“
Wie im Traume. halb taumelnd. fand fich Iahnit wieder auf der
Straße. Er konnte fich aus feiner tiefen. dumpfen Verwunderung nicht
erholen.
„Gnädiger Herr Paftor." fagte er endlich fcheu. ..warum hat denn
der alte. gute. gnädige Herr geweint?“
..Weil du ein Kind bift und ein Dichter. Iahnit." antwortete der
Pafior. Sein Herz jubelte. und fäfweigfam traten fie beide den Rück-
weg an.
K "c K
Ein großes Staunen war über das Sikkulgefinde gekommen. als
Iahnit wieder heimgekehrt war. Das Staunen fchlug je nach der Eigen-
art der Bewohner in Freude. Stolz. Refpekt oder die Sucht zu renom-
mieren um. Ihr Iahnit ein Schüler. ja ein Sohn des ehrwürdigen
Mufikprofeffors! Ihr Iahnit einfi felber ein großer Herr und Meifter
in feiner Kuni't. Von Kunft verfianden die einfachen Leute nicht viel.
nur Iehkab hatte einige zufammengelefene. lächerlich falfche Begriffe
darüber. Kunfi fchaffte Brot. Ruhm und Geld auf eine angenehme
und kinder-leichte Weife. Man brauchte fich ja nur hinzufiellen. feinen
Mund aufzutun und den Leuten etwas vorzufingen oder auf einer Geige
eine Stunde oder zwei zu fpielen. und man wurde reich wie ein König.
War Iahnits Singen in der freien. offenen Natur bisher unbeaäztet
geblieben. fo fcharte fich jetzt das ganze Sikkulg-efinde andächtig und
refpektvoll laufchend um den Sohn. der fie an Märchen und Wunder
glauben gelehrt hatte, In ihrem Stolz machte die glückliche Familie
jeden Vorübergehenden auf Iahnits goldene Stimme aufmerkfam. und
insbefondere ließ es Iehkab an fticheInden Redensarten gegen die Naäz-

baren Spurre nicht fehlen. Seine fcharfen Vergleiche zwifchen dem Niedergang des Julze Spurre. der aus der Schule gejagt worden war. und dem Aufftieg feines eigenen geliebten Bruders wurden den Spurres gewiffenhaft überbracht. Julze Spurre fchäumte vor Neid und Wut.
Nur Jahnit felbft merkte wenig von all' den Gefchehniffen rings um ihn her. Er ging. ein glücklicher Träumer. feiner Wege. und der Gedanke. in der Nähe feines Pafiors leben zu dürfen und neue Lieder zu lernen. füllte ihn aus.
In vier Tagen fchon follte er nach Mitau ziehen. Mutter Sikkul war eifrig damit befchäftigt. feine Kleider inftand zu feßen. Vier Leinenhemden. ein neuer eigengewebter Anzug. ein paar derbe. neue Stiefeln. eine neue Mühe bildeten feine Ausrüfiung. Jhr Jahnit follte als ein Wirtsfohn und nicht wie ein armfeliger Bettler hinausziehen - in die Stadt und in das fremde neue Leben. Ein paar alte Stiefel. die er wohl fonfi noch hätte ein paar Wochen tragen können. lagen ver-achtet und vorzeitig auf dem Mifihaufen vor der Tür. Seine gebrauch-ten Anzüge mußte Jehkab auftragen.
Neidlos und verfiändig fügte fich Jehkab in diefe fcheinbare Zurück-feßung. Er liebte feinen Bruder viel zu fehr. um ihm fein Glück zu miß-gönnen. Dazu hatte der Vater behaglich fchmunzelnd gefagt: ..Wird Jahnit alfo mal ein Berühmter. follft du. mein' Junge. ein tüchtiger Wirt werden und Haus und Hof erben." Damit war die Sache erledigt. Die ausgleichende Gerechtigkeit hatte ihr vernünftiges Wort gefprochen. und der nüchterne Jehbab war völlig damit einverfianden.
In diefen Tagen war eine neue Militärerpedition durch das Land gezogen. Sie verfeßte die Bewohner in einige Aufregung. Es hieß. zehn Werft weiter habe ein reicher Wirt fein Gehöft angezündet. um die Ver-fiiherungsfumme zu erheben. Er war dabei betroffen worden und wurde. da fich außerdem noch Auflagen revolutionärer Umtriebe gegen ihn er-hoben. ftandreäjtlich erfchoffen.
Die Letten waren diefe furchtbaren Strafgerichte allgemach ge-wohnt. Gegen die wühlenden Unruhen in ihrer eigenen Mitte waren diefe Schreiknifie verhältnismäßig felten. Die Wogen der Revolution hatten fich wieder etwas geglättet. Ein jeder hatte mit feinen eigenen Sorgen zu tun. Es galt. das eigene Haus. die eigenen Hände vor ftraf-baren Handlungen zu bewahren. die eigenen erfchöpften Kaffen durch fleißige. ruhige Arbeit wieder zu füllen.

Iahnit und Iehkab fchliefen die letzte Nacht miteinander auf der gemeinfamen Lagerfiätte, Iahnits Bündel lag gepackt vor dem Bett auf dem Boden. Morgen in der Frühe follte er fein Elternhaus verlafien.
..Zu Oftern komm' ich wieder." hatte er ftrahlend gefagt. ..und dann weiß ich neue. fchöne Lieder.“
Bauern liegt Sentimentalität ferne. Das ift ein unnüher Luxus. den fich Nichtstuer und reiche Leute geftatten dürfen. Aber die Sikkulwirtin konnte doch in diefer Nacht nicht fo fchnell einfchlafen wie fonfi. und fie dachte an den Gefang ihres Iahnit; am heutigen fpäten Abend hatte er hinter der Scheune gefungen. das würde fie nun wohl lange. lange nicht mehr hören.
Auch die blinde Großmutter wälzte fich fchlaflos und unruhig fiöhnend auf ihrem Lager. Es war eine windige Nacht. und fie fühlte ihre greifen Haarfträhnen über ihr Geficht wehen.
..Wai Gottchen. wai Gottchenl Ift das 'ne faure Zeitl“ jammerte fie. ..Und niemand glaubt'sl So'n armes. altes. blindes Weib kann fich den Mund fteif reden - und niemand glaubt's. Nu. - find das nicht meine Haare?“
Triumphierend feßte fie fich in ihrem Bett aufrecht und ftrich fich die greifen Haare aus dem Geficht. Ein wandernder Zugwind trieb fie ihr immer wieder hinein.
Sie horchte in die windige Nacht hinaus. Tauwetter war's. fchmußiger. zerftampfter Schnee lag fpärlich auf dem Boden. Schon längft hatten die Gehöfte ihre weißen Pfühle verloren und ftanden finfter und dunkel gegen den fchwarzen Himmel voll treibender Wolken.
Fröfielnd zog die Alte ihre Decke über die Ohren und kauerte fich wieder zurecht. Nebenan in der Kammer hörte fie das tiefe. ruhige Schnarchen ihres Sohnes. hörte das gleichmäßige. ftille Atmen ihrer Schwiegertochter.
..Ia. die haben's gut!" fagte fie gekränkt. ..Aber fo'n armes. altes Luder wie ich . . . wenn ich doch fchon mal auf dem Kirchhof läg'! Dann hätt' i>j Ruh'."
Sie feufzte und ftöhnte laut in der fiillen Hoffnung. daß jemand erwachen und fie anreden würde. Aber ihr Sohn und ihre Schwiegertochter fchliefen fefi. Die weckte kaum ein Trompetenfioß.
Mit einem Male hörte fie ein klägliches Brüllen - was war denn das?

..Unfer junges Kuhchenl" fagte die Blinde und fehle fich wieder
in ihrem Bett zurecht. Sie horcltte gefpannt.
Das Brüllen kam wieder. und jest blökten Schafe und Rinder viel-
ftimmig verfiört und klagend durch die windige Nacht.
Es klang fchaurig und unheilverkündend.
If't denn am Ende fchon Tag? dachte die Großmutter. Und der
Jehkab hätt's Futter vergeffen?
Nein. das rear noch nie vorgekommen. Das Briillen und Blöken
wurde lauter und dringlicher.
Es ifi einer im Stall! fuhr es der Großmutter durch den Kopf.
Vielleicht ein Dieb . . . vielleicht fchleicht der Tod ums Haus und will
mich holen!
Sie begann zu zittern und zitterte immer heftiger. Die alte Bett-
fiell'e kua>te.
Ia. das ifi der Tod. daatte fie entfeßt. er ifi in meine Kammer ge-
fchlichen und holt mich. Ihr fiel ihre eigene Mutter ein; als der Todes-
krampf fie ftreckte. hatte diefelbe alte Bettftelle auch geknackt. Aber ihre
Kinder hatten um das Lager gefianden - alle waren fie vollzählig ver-
fammelt gewefen. Und fie follte hier einfam verreiken wie ein Hund?
Eine bittere. hartnäckige Empörung ergriff fie. eine entfeßliche Angft.
..Ich will nicht einfam fierben!" fiöhnte fie qualvoll. ..Ich will nicht . . .
will nicht . . . will nicht . . , hört ihr's!"
Niemand hörte. und wieder knackte die Bettftelle. Da hielt's die Alte
nicht länger. Mühfam wi>elte fie fickt in ihre Decke. erhob fich mühfam
und fchlich an den Wänden ängfilich taftend aus ihrer kleinen Kammer
hinaus in das Nebenzimmer.
Vor dem Bett ihrer Kinder brach fie zufammen.
„Ich fierbe. ich fterbe!" wimmerte fie und zerrte auf dem Boden
liegend mit der knochigen. zitternden Hand die De>e von ihrem Söhne.
Ein dumpfer Laut . . . ein Strecken und Brummen. ..Was ift?"
Verftört fuhr der Sikkulwirt aus dem Schlaf.
..Ich fierbe. ja ich fterbe. Sohnchen!‟ wimmerte die Großmutter.
..Herrgott im Himmel - was ift denn das? Feuer! Frau. Frau.
wach* auf. Feuer! Feuer!“
Von ftarken Armen fühlte fich die wild um fich fchlagende Groß-
mutter umfaßt. aufgehoben und ins Freie getragen.
Achzend lag fie am Boden und hatte noch immer nicht begriffen.

Zwei teurer e_ 4 Frances Killer_
__.
'Der Tod harte fir doch e'oen in die fett-xt' Arme genommen :1rd Feuer.
Feuerl hatte ee ven verfchiedcnen (Zeiten um fie her gefchrien -- und nun
'ag .*i* einfem und vcrlaff-*n auf dem feuchten Boden und hörte (Schritte
wir.: oerfiörte Schritte. die an ihr vorüber. die durcheinander liefen.
.Fa-unt! Jehkabi Die Kabel Di.» Pferde . . . halt! Nic..
da limit...- Zeh halte (mon den Schimmel!“
..J-a. klarer. ia; Ja dic. Kubi T'cu'- die Snake! Wir haben fie.
Sie“, fuß an. “Jahn-Lt. Mutter! -- -- die .tx-iifner . .
„Ic-ri. u-ai. r.:i. des furchtbr:e Unglücli“
Swnirfaugc. Urethan-:nm Schritte . . dir Alte crkat.i.te die
newer" Sri-nme pre-.- Inzwiegcrtoibrer.
l-nd fie rirte :in fer-aüclä-des Muttern. hörte Schreckenslaute und
Jam-‟ccm Sie fühlte. nie ihre Saarfirni nen ron einc-'n feuchten. kalten
*keinen-ind 'hr ins (ven-:ht geblafen rot-rden - fie fiihne eine warme.
Zerg-nde Glut iiber fie binwehen.
..In fir-:bel 'Ich ficrbe!" bci'ite fie noch einmal laut auf. Dann
begann fie jammcrlirh zu wii-en und trat-:e mit ihren alten. krummen
Fingern g.*faf.iftig und eilig in. fcbmtcßigen Schnee herum. kratzte die
fchlamnige Erde :n kleine .ty-infchen zufammen.
Und endli-h. ent-lich hatte fie begriffen: Sie war nmh "i-Hk am
Sterben. aber das Sikknlgcfinde. das Erbe ihrer Väter - das lag i1.
lr-dcrnden. flammr-nren Todeszuckungen.
* '3 *
Irre'. Tag: war-*n hingefirichen. zwei lange. dumpfrf forgenvoüe
Tuer. Zwei Tage, über dem-n ein feltfames Staunen. ein unbeimliches.
[nur-intu- Grauen lagerte
&kn-- (4.(- den ft..mufen Grauen hervor war wie ein fchcußliches.
funf-..pengerca-zertrs Ungeheuer mit fiieren, unrrbittl-'chem Zliifu'len
Augen die furchtbare Wirklichkeit* getrennt'.
Jahnit end Jehkal- waren de..7 drii-gendin Wert-Uttes der Brand-
.“tiftung bizichtigt werden und wurden vor: dcm 'S'tcafkcmitö verhaftet.
Vergedcns traten -ille :.echrfcrtigungsrecfuche und Befruerungen.
rergrbms die Tränen. dar Weikklagcn der Frauen. Man hatte j-k. Te-
wcife. Oder waren d-'e Stcefrl. die man auf dem Mitlhaufcn gefunde-r.:
.ni-L3' eine Jahnits Stiefel? Un!: i'tiwn ten die Jußfpnren hinter dem
*Zirl-II(*..nd neben 2er Schrum. wo Jahr-:t am letzten Abend gefraridcn
.iz

. .LZ-No
â€žaZZYZUWZ-EZRQQ ?ZW
mom''

Der Tod hatte fie doch eben in die fefien Arme genommen und Feuer.
Feuer! hatte es von verfchiedenen Seiten um fie her gefchrien _ und nun
lag fie einfam und verlaffen auf dem feuchten Boden und hörte Schritte.
wirre. verfiörte Schritte. die an ihr vorüber. die durcheinander liefen.
„Jahnit! Jehkab! Die Kühe! Die Pferde . . . halt! Nicht
da hinein! Ich halt-e fchon den Schimmel!“
,.Ja. Vater. ja! Ja die Kuh! Treib die Schafe! Wir haben fie.
Hier faß an. Jahnit. Mutter! - - die Hühner . .
..Wai. wai. wai. das furchtbare Unglück!"
Schwerfällige. überhafiende Schritte . . . die Alte erkannte die
fiöhnende Stimme ihrer Schwiegertochter.
Und fie hörte ein praffelndes Knifiern. hörte Schreckenslaute und
Jammern. Sie fühlte. wie ihre Haarfirähnen von einem feuchten. kalten
Nachtwind ihr ins Geficht geblafen wurden - fie fühlte eine warme.
fengende Glut über fie hinwehen.
..Ich fterbe! Jch fterbe!" heulte fie noch einmal laut auf. Dann
begann fie jämmerlich zu weinen und kraßte mit ihren alten. krummen
Fingern gefchäftig und eilig im fchmußigen Schnee herum. kraßte die
fchlammige Erde in kleine Häufchen zufammen.
Und endlich. endlich hatte fie begriffen: Sie war noch nicht am
Sterben. aber das Sikkulgefinde. das Erbe ihrer Väter - das lag in
lodernden. flammenden Todeszuckungen.
* 'i- I'
Zwei Tage waren hingeftriihen. zwei lange. dumpfe. forgenvolle
Tage. Zwei Tage. über denen ein feltfames Staunen. ein unheimliches.
lauerndes Grauen lagerte.
Und aus dem ftumpfen Grauen hervor war wie ein fcheußliches.
fchuppengepanzertes Ungeheuer mit fiieren. unerbittlichen. gläfernen
Augen die furchtbare Wirklichkeit gekrochen.
Jahnit und Jehkab waren des dringenden Verdaäjtes der Brand-
|iftung bezichtigt worden und wurden von dem Strafkomits verhaftet.
Vergebens waren alle Rechtfertigungsverfuche und Beteuerungen.
vergebens die Tränen. das Wehklagen der Frauen. Man hatte ja Be-
weife. Oder waren die Stiefel. die man auf dem Mifthaufen gefunden.
nicht etwa Jahnits Stiefel? Und ftimmten die Fußfpuren hinter dem
Viehfiall und neben der Scheune. wo Jahnit am leßten Abend gefianden

. L. Â»OF-..Nm
:.ZYYYYO:â€žZu-.WHO ?ZW

und gefungen hatte. nicht genau mit diefen Stiefeln überein? Sechs
Nägelfpuren in dem rechten Abfaß und bloß fünf im linken? Konnte
Ichkab vielleicht leugnen. neben feinem Bruder geftanden zu haben?
Und endlich - waren die zerriebenen. durchgefchwißten Nefier von revo-
lutionären Proklamationen nicht etwa in den befagten Stiefeln gefunden
werden? Ha - man follte nur verfuihen zu leugnen. Das Auge des
Gefeßes wachte. Das Auge des Gefeßes war fchon oftmals hinter-
gangen worden. diesmal aber nicht. Man werde mit bitterer Strenge
vorzugehen wifien und einmal ein Exempel fiatuieren.
Die Sikkulfamilie war in einem Nachbargefinde. eine Werft weiter.
untergebracht worden.
Mit grufelndem Behagen erzählte ein Nachbar dem andern. wie
willen- und hilflos die jugendlichen Verbrecher fich hatten fefinehmen und
abführen laffen.
Jn Jahnits klaren Augen hatte ein grenzenlofes Staunen gelegen.
und Jehkab war blaß geworden wie eine Kalkwand. hatte den Kopf ge-
fenkt und dumpf vor fich hingeftarrt.
Die Sikkulwirtin war in ein hißiges Fieber verfallen. und die alte.
blinde Großmutter faß zufammengekauert auf der neuen Ofenbank im
Spahringgefinde und kicherte zuweilen wirr vor fich hin und zog ihre
greifen Haarfirähne durch die gekrümmten Finger.
..Das Bett knackt wieder." fagte fie geheimnisvoll. ..aber der Tod.
der Tod. der ift diesmal nicht gekommen. Er hat fich gefürüjtet . . . vor
dem Feuer . . .“ Und dann fchnalzte fie mit der Zunge und fchwatzte
unverftändliches Zeug vor fich hin. eilig und zufammenhanglos. und fah
mit den lichtlofen Augen durch die firaffgezogenen Haarfirähne.
Die Leute fürchteten fich vor ihr, ..Sie hat den Verftand ver-
loren!“ raunten fie einander zu.
Und der Sikkulwirt? Hohläugig wie ein Gefpenft wankte er um-
her. Keinen Biffen hatte er zu fich genommen. ..Ein billiger Kofl-
gänger!“ zifchelte die Gefindewirtin Spahring. Die Kleider fchlotterten
ihm am Leibe. Der ftarke Mann war gebrochen.
Einige Stunden nach der Abführung feiner Söhne faß er. den
Kopf in den Händen. die Ellenbogen auf den Knien. vor der Hofestür
und ftöhnte vor fich hin.
Er fpürte nicht die fcharfe Winterkälte. er fühlte nur den grimmen
Schmerz. der ihm fein Inneres zerriß. Dann war er aufgefianden und

hatte fein Pferd aus Spahrings Stall gezogen. hatte es gefchirrt und
vor feinen Schlitten gefpannt. Etwas von der alten. firammen Energie
lag in feinen Bewegungen.
Und ohne ein Wort zu fagen. war er davon gefahren in der Rich-
tung nach Mitau. - _ -
Schon feit zwei Tagen ging Paftor Haufer mit einer forgenden
Unruhe an feine Arbeit. Der Gedanke an Iahnit ließ ihn nicht los.
Weshalb war der Burfch' nicht gekommen? Er hatte fich ja fo fehr
darauf gefreut. War er krank. oder follte ihm etwas Schlimmeres be-
gegnet fein? Und dann ftanden dem Paftor plöhlich die leuchtenden
Augen Iahnits vor der Seele. in deren reinen Tiefen etwas Unergründ-
liches fchimmerte. und leife lächelnd fchüttelte er den Kopf. Iahnit
würde und mußte kommen.
Aber am Abend des dritten Tages - der Paftor war gerade zu
einem Kranken ausgefahren - ftolperte ein fchwerer Tritt die knackende
Holztreppe empor. und eine tafiende. zitternde Hand griff un-fiäjer nach
der Klingel.
Ängftlich fchlich die halbverfchlafene Anna an die Tür und wagte
ni>jt die Verficherungskett-e loszuknüpfen.
..Wer ift da?" fragte fie unfchlüffig,
..Jahn Sikkul - um Gottes willen. maajt auf!"
War diefe tiefe. rauhe Stimme Iahnits? Das konnte nicht fein.
..Es ift nicht wahr." gab Anna zitternd zurück. ..Iahnit hat eine
andere. weiche Stimme."
..Ich bin Iahnits Vater.“ klang es mit einem fchweren Stöhnen
hinter der Tür. ..ich bringe böfe Nachrichten -“ und Anna hörte. wie
eine wuchtige. fchwere Geftalt gegen die Tür fchlug.
Großer Gott. der Mann war betrunken. und fie fürchtete fich vor
Betrunkenen.
..Wollt Ihr den Paftor?" rief fie noch einmal ängftlich. ..Der
Pafior ift nicht zu Haufe."
..O mein Gott!" Es klang wie ein dumpfer Schrei. Und dann
ruhiger: ..Wann kommt er?"
„In einer Stunde oder zwei.“
„So werde ich auf der Treppe warten."
Sie hörte ein Stolpern und dann. wie fich jemand ächzend auf die
Treppe feßte.
Und nun begann in dem verfchiichterten Mädchen ein Gewiffens-

kampf. Was follte fie tun? Wenn es wirklich Jahnits Vater war.
fo bekam fie von dem Paftor ficher Schelte. daß fie ihn draußen gelaffen
hatte wie einen Hund. War es aber ein Betrunkener oder gar ein
Übeltäter. der fie überwältigen und des Pafiors Abwefenheit zu einem
Raubanfall benutsen wollte. fo durfte fie die Tür nicht öffnen. Zitternd
blieb fie hinter der Tür fiehen und laufchte. Nun kam ihr ein fchreck-
licher neuer Einfall: wie wenn der Eindringling draußen auf ihren
Paftor lauerte und ihm im Dunklen. wenn er ahnungslos die Treppe
heraufkam. an die Kehle griff? Diefes Bild war fo furchtbar. daß
Anna der Atem ftockte. Mit zitternden Fingern fuhr fie an ihren
Taillenknöpfen entlang:
Nein. ja. - nein. ja - nein. ja - nein - ach Gott. ein Knopf
war ja abgeriffen - ja!
Zählte oder zählte das nicht?
In ihrer Todesangfi wurde fie mutig aus Feigheit. Sie fchloß
die Augen - mochte' da kommen. was wollte. Sterben konnte man ja
nur einmal. Leife mit behutfamen Bewegungen löfte fie die Verfiäte-
rungskette. fchob den Riegel zurück und öffnete den Türfpalt.
Da faß im Dunkeln ein Mann - es mußte nackt feiner Haltung
ein alter Mann fein - und ftiihte den Kopf in beide Hände.
Und Anna fühlte plötzlich ihren Mut wachfen wie eine Lawine.
Leife trippelte fie in den Flur und legte dem Manne die Hand auf die
Schulter.
„Kommt nur herein und wartet drinnen!" fagte fie - ..ich . . .
ich hab' mich vor Euch gefürchtet.“
Verftändnislos blickte der Mann auf - Gott. was für ein gram-
volles Geficht!
..Kommt nur herein!" fagte fie nun ganz tapfer - ..und fieht auf!
Es ift kalt und finfter hier."
Ihr fiel eine fchöne Gefchichte vom Schuhengel ein. die fie in einem
frommen Blatt irgendeinmal gelefen hatte - - der Schutzengel
lächelte den armen wegmüden Wanderer holdfelig an -- und fo lächelte
auch fie. freundlich und doch halb ängftlich. Aber der Mann da fchien
ihr Lächeln gar nicht zu bemerken. Schwerfällig erhob er fich und trat
in das Vorzimmer.
Gefchäftig führte ihn Anna in das Sprechzimmer des Paftors und
wies auf einen Seffel.

Und ohne fie anzufchauen. fank der Mann hinein und "tierte teil-
nahmslos vor fich hin.
Nun packte fie eine unheimliche Wißbegier. ..Und wo ift Jahnit?‟
fragte fie fchüchtern.
..Jahnit . . .L Jahnit und Jehkab. -- meine Söhne - follen
morgen erfchoffen werden. . . . wenn der Pafior nicht hilft."
Anna f'tieß einen Schrei aus und blieb fiehen wie angewurzelt.
Dann begann fie bitterlich zu fchluchzen.
„Und warum?“
..Warum? Wenn ich das doch felber wüßte!“
Das .Haupt des Mannes fank fchwer auf die Bruft hinab. ..Sie
follen _ Jahnit und Jehkab - - ha. ha. ha. follen unfer Gefinde an-
gezündet haben. So fagt die gerechte Straferpeditionl Die weiß
alles - weiß alles befferl"
Das war zu viel. Anna lief in die Küche zurück und feste fich an
ihren blankgefcheuerten Tifch. Und nun weinte fie in aller Ruhe und
Behaglichkeit. weinte fich ihr ganzes. junges. mitleidiges Herz aus.
Nach zweieinhalb langen. bangen Stunden war der Paftor ge-
kommen. und Jahn Sikkul hatte ihm die Tür aufgetan.
Die Unterredung war von kurzer Dauer. Stoßweife. in müh-
famen. kurzen. harten Worten. halb murmelnd. halb fluchend hatte Jahn
Sikkul beriäftet. Die Tränen liefen ihm dabei fteomweife über die ge-
bräunten eingefallenen Wangen. Es waren die erften Tränen. ..Und
an all-em follen die Stiefel fchuld fein - Jahnits Stiefel - und Pro-
klamationen drin! Nie im Leben haben meine Buben Proklamationen
gehabt. Kann ja fein. daß Jahnit mal fo ein verfluäftes Blatt. ohne es
zu lefen. aufgehoben hat und in feine Stiefel gefieckt hat. Er weiß ja
manchmal nicht. was er tut. Und die Spuren follen f'cimmen . . . fünf
Nägel in dem einen Abfaß. und fe>fs im andern. Nu ja freilich -
das ftimmt. ich hab' mich felbfi davon überzeugt. und Jehkabs frifche
Spuren find daneben - aber eher bin ich felbft ein Dieb und Mörder.
als daß Jahnit das Gehöft angezündet hat und Jehkab ihm dabei ge-
holfen! . . . Es gibt keinen Gott. gnädiger Herr Paftor. -- was die
Menfchen Glaube nennen. ift Lüge. wenn meine Jungen. meine Jungen
unfchuldig verurteilt und gerichtet werden follenl"
Der Paftor ftand erfchüttert. Er war bleich wie ein Tuch.
Schwer legte er dem verzweifelten Manne die Hand auf die
Schulter.

..Es gibt einen Gott - - Jahn Sikkul - und fo wahr diefer
Gott lebt. fo gibt es auch Teufel in Menfchengeftalt. die darauf finnen.
die Unfchuld zu verderben. Habt Jhr perfönliche Feinde. Jahn Sikkul?“
Mit leerem Bli> fchüttelte der Mann den Kopf.
..Die Spurres - die lieben- uns nicht." fagte er einfach. ..Einen
Prozeß hab' ich mit dem Spurrewirt. Aber nein. fo etwas tut kein
Menfch dem andern an. Das könnt' ja felbft der Teufel nicht aus-
firmen!‟
Wieviel kindliche Güte lag in diefen einfachen Worten! Gottlob.
es gab doch noch goldechte Naturen unter dem Volk der Letten!
Dem Paftor ftieg es heiß in die Augen.
..Wir fahren fofort!" entfchied er. ..Ich will tun. was ich kann.“
Mit einem herzzerreißenden Dankesblick küßte der Sikkulwirt ihm
die Hand.
K K K
Jahnit und Jehkab lagen gefeffelt die leßte Nacht ihres jungen
Lebens nebeneinander auf einem harten Lager. Vor der Tür des Kruges
fiampfte ein wachthabender Soldat raftlos auf und nieder und blickte
zuweilen durch die blinden Fenfterfcheiben in das fchwach erleuchtete
Krugszimmer hinein.
Jehkab warf fich unruhig hin und her. Seine Augen waren dick
und rot vom Weinen.
..Ich fürcht' mich. Jahnit. ich fürcht' mich . . wimmerte er.
Jahnit fah traurig den Bruder an.
..Ich möäft' dir fo gerne helfen. Jehkab. lieber Jehkab." fagte er.
..Wir find unfchuldig. aber keiner glaubt*s uns. Da i| nichts zu
machen.“
„Glaubfi du. daß es fehr weh tut. Jahnit?‟
Jahnit fchüttelte den Kopf.
..Gar nicht - es geht ja fo fchnell. Und dann“ -- ein warmes
Leuchten trat in feine Augen - ..dann wird fich Gott unfer erbarmen.
denn er weiß ja. daß wir unfchuldig find.
In einem hellen Mantel wird er vor uns ftehen und lächeln. eine
Strahlenkrone hat er auf und die Himmelstür wird er uns felber
öffnen. ‚Kommt nur herein. lieber Jahnit und Jehkab* -- wird er
fagen. ‚Ich freue mich. daß ihr da feid. denn ihr feid unfchuldigl* -
Dort ift es ganz leuchtend wie im Pafiorat. Jehkab. weißt du. wenn der

Weihnachtsbaum brannte. Und Lieder gibt es da. fo ganz. ganz fchöne Lieder.“
Jehkab feufzte. ..Ich muß immer an den Strasding denken“ - fagte er. ..Von dem Tag an. als der Paftor bei uns war. denk' ich an ihn.“
Jahnit wandte den Kopf. ..Du auch?" fragte er. ,.Jch den-k* an beide. an Strasding und an den Pafior. Darum kam mir auch für jeden fein Lied.“
Jehkab ftieß den Bruder an. ,.Du.“ fagte er. ..vielleicht hat der Strasding uns Unglück gebracht mit feinem Gruß. Hätt" er uns lieber nicht grüßen laffen!"
,.Nein!“ fagte Jahnit felt. ..Glück hat er uns gebracht. ‚Es war der größte Tag in feinem Leben. als Strasding fiarb/ fo fagte der Pafior. weißt du noch? Und ohne Strasding wär' der Pafior nicht zu uns gekommen.“
„Was hilft das jest?“ fragte Jehkab trübe.
..Ich weiß. was das hilft! . . Jahnits Augen leuchteten.
Eine lange Paufe.
..Nun fag's" - flüfterte Jehkab wieder.
..Strasdings Tod foll uns helfen fterben!“
Wieder fchwiegen. die Brüder. Das kleine Lämpchen flackerte trübe. Draußen ertönte der fchwere. gleichmäßige Schritt des Soldaten.
Jehkab dachte lange nach. Dann nickte er.
„Wir find noch fo jung!‟ murmelte er. „Und Vater und Mutter und Madde , . . der Kummer und die Schande . .
..Vater und Mutter und Madde und der Paftor in Mitau und auch der alte Profefior - - Keiner wird's von uns glauben. Kummer werden fie haben. aber keine Schande!‟
Stille ward*s im Zimmer.
..Du bifi f-o ruhig‟ - hob Jehkab wieder an. „Fürchteft du dich denn nicht?"
..Ich denk' daran. wie es wohl kommt. daß man vor dem Tode. auch wenn man jung ifi. wie wir. Jehkab. -- in kurzer Zeit fo ein großes. großes Stück wandern kann - fo ein großes. großes Stück . . fprach Jahnit träumerifch.
Diesmal verfiand ihn Jehkab,
„Ial“ fagte er.
..Siehft du. es ift fo wie bei den Telegraphenfiangen. die am Wege

[fehen. Auf jeder Stange |eht ein Wort gefchrieben. auf jeder ein
anderes Wort. und wir ziehen vorbei und kommen fchnell. fchnell weiter.“
..Ia!" fagte Iehkab wieder und nickte, ..Sprich weiter. Iahnit."
„Auf der erfien Stange fland das Wort: Furcht. Und wir gingen
vorüber. und in unferen Herzen war eine große Angfi: Man wird uns
verurteilen und richten.
Auf der zweite Stange fiand: Unfchuldig.
Man hatte uns verurteilt. wir waren voll Kummers und Fürchtens.
aber es war doch eine Freude in uns. daß wir nicht fchuldig waren.
Auf der dritten Stange ftand: Fürchte dich nicht! Und die Furcht
fing an einzufchlafen."
„Bei mir fängt fie er| jest an einzufchlafen.“ fagte Iehkab.
„Auf der vierten Stange fieht: Gnade. Und wir müffen an Stras-
ding denken. der ein Mörder war. und der doch fo klar wurde. daß der
Paftor fagen konnte: Strasdings Todestag war der größte Tag feines
Lebens.
Jede Stange aber trägt ein ftärkeres und fchöneres Wort." fagte
Iahnit wieder. „Die nächfie Stange. - ich glaube. da fiand ,Ver-
trauen* drauf - und fiehft du. vorläufig feh' ich nichts mehr. nur noch
auf der letzten Stange - da feh' ich ein Wort. das leuchtet. und das
heißt ,Freude*!"
..Freude . . . .?" Iehkab fchauerte in fich zufammen.
„Ia - Freude. Iehkab. Wenn wir ankommen. dann find wir auch
gewachfen wie Strasding. und dann ift alles gut.
Und fiehft du. Iehkab. lieber Bruder. weshalb follen wir uns nicht
freuen? Weißt du noch. wie der Pafior einmal in der Kirche fagte:
Was keines Menfchen Auge gefehen. was keines Menfchen Ohr gehört -
das werden wir dort fehen und hören.
Noch viel fchönere Lieder als das Pafiorliedl"
Iahnit verfuchte es mit feiner gefeffelten Hand Iehkab zu fit-eicheln.
„Noch wandern wir!" fagte er geheimnisvoll. - ..aber wir wiffen
fchon. wohin.“
„Ia. Iahnit. wir wiffen*s."
Und in aller Stille wanderten die beiden Brüder. wanderten an
den vielen. neuen. unbekannten Telegraphenftangen und ihren geheim-
nisvollen Überfchriften vorbei. Hand in Hand. Seele in Seele - - -.
Sie hatten ein großes. großes Stück Wegs durchmeffen in diefer fiillen.
leßten Nacht. - - -- - - -- - -

Als der Morgen graute. fuhr ein Wagen raffelnd über den hart-
gefrorenen fchneelofen Boden vor den Krug und fchreckte die Knaben
aus einem kurzen Schlummer.
Der alte Paftor war's. ihr eigener Geifilicher. und er brachte ihnen
das Sakrament und fegnete fie.
„Wir find unfchuldig. gnädiger Herr Pafiorl" fagten die Brüder
einftimmig. Sie waren wachsbleich. aber ihre Augen leuchteten.
Und draußen hatte fich der alte Herr aufs Bitten gelegt. Wenig-
fiens um Auffchub.
Es hatte niäjts geholfen. Der kommandierende ruffifche Offizier
winkte ab.
..Die Herren Paftoren bitten immer für ihre Gemeindeglieder. Das
kennen wir fchon. Die Beweife find ja handgreiflich.“
Und um halb fieben Uhr morgens wurden die Knaben vor ein
kleines Birkenwäldchen geführt. Grau war der Himmel und trübe.
und fiarr ftanden die kahlen Bäume gegen den grünen Tannenwald
dahinter. Frifcher Schnee war gefallen.
Iahnit fah den Bruder an und lächelte.
„Ich fieh* kurz vor der letzten Stange!" fagte er.
Iehkab reichte ihm die Hand und drückte fie feft - - „Ich glaube.
. . ich auch . . .“ murmelte er. ..Leb' wohl. Bruder!"
Die Knaben wurden aufgefiellt. die Binden ihnen über die Augen
gelegt.
..Ich höre. ja ich höre das Paftorlied . . murmelte Iahnit.
Und plötzlich begann er zu fingen,
Starr vor Staunen ftanden die Soldaten.
Wie feltfam. wie leuchtend war der Gefangl
Der Offizier fprach das Wort „Feuer" nicht aus - es war ihm
etwas in die Kehle gekommen.
Er |o>te einen Augenblick.
Hinter ihm jagte in rafender Wut ein Schlitten heran. Zwei
Männer faßen darin. Ein weißes Tuch flatterte im Winde.
Der Offizier fah den Schlitten nicht.
Er hob nur die Hand.
Die Gewehre fenkten fich. Aus je fiinf Kugeln getroffen fanken
die Brüder nieder.
Tot!
Sie waren über die lebte Stange hinausgekommen.

Paul Bornfiein:

Ungedruckte Hebbel-Briefe.

Jm Jahre 1849 ward Heinrich Laube künfilerifcher Leiter des Schau-
fpiels an der Wiener Burg. Seine Abneigung gegen Hebbel. den
Dichter wie den Menfchen. ift bekannt. Sie färbt auch auf feine amt-
lichen Beziehungen zu Hebbels Gattin Ehriftine ab. Wie er Hebbel felbfi
das kurz zuvor erfolgreich eroberte Burgtheater fafi gänzlich wieder ver-
fchließt - Laube hat Hebbel nur aufgeführt. wo er ihn fchlechterdings
nicht umgehen konnte -. fo hat Ehriftine Hebbel beruflich zu leiden
unter Schikanen und Zurückfeßungen vonfeiten des neuen Herrn und
Direktors. Stets fehen wir Hebbel von da an bemüht. durch auswärtige
Gaftfpiele feiner Frau ein erweitertes Feld künfilerifcher Betätigung zu
fchaffen; bemüht zugleich. bei diefer Gelegenheit auch feinerfeits Be-
ziehungen anzuknüpfen. die es ihm ermöglichen follten. das ihm verleidete
und im Grunde auch wefensfremde Wien unter wirtfchaftlich ficheren
Umfiänden gegen eine andere Kunfifiadt zu vertaufchen. Mitte April
1851 war Hebbel nach Berlin gegangen. um hier an der Hofbühne feiner
Frau ein Gafifpiel endgültig zu erwirken. das. fchon 1849 von Rötfcher
angeregt und empfohlen. nur infolge der Unzuverläfiigkeit des Jnten-
danten Herrn von Küftner bisher nicht realifiert worden war. Was'
bei Küfiner nicht hatte gelingen: wollen. glückte Hebbels perfönlichen Be-
mühungen unfchwer bei Baron Hülfen. der foeben als Küfiners Nach-
folger fein Amt angetreten hatte. Das Gaftfpiel. fünf Rollen: darunter
als neu aufzunehmen die „Judith". die 1840 in Berlin mit der Erelinger
als Titelheldin ihre Uraufführung erlebt hatte. wird perfekt und findet
im Juli während Ehriftinens Theaterferien f'tatt. An dies einmal abge-
fchloffene Gafifpiel Anfchlüffe zu fuäjen. lag nahe. Nach Wien zurückge-
kehrt. hatte Hebbel fich denn auch in diefem Sinne an Dingelfiedt in
München gewandt. der kurz zuvor (8. April 51) die „Judith" mit fiarkem
Erfolg herausgebracht hatte; Dingelfiedt aber. anderweitig bereits ver-
pflichtet. hatte abfagen müffen. Der hier folgende Brief lehrt uns. daß

Hebbel noch vor dem Münchner Verfuch einen gleichen. gleifalls freilich dann mißglü>ten in Weimar bei Genaft. Goethes einfiigem treuen Helfer ju (beatkaübus und nunmehrigem Negiffeur unter der Jntendanz des Barons von Zigefar. gemacht hatte. Diefer Brief an Genaft aber bedeutet Hebbels erften und bisher unbekannten Verfuch. überhaupt Beziehungen herzuftellen zu jenem Weimar. das fpäter von fo entfcheidender Bedeutung für fein Leben und feine Kunft werden follte.

Sr. Wohlgeboren.
dem Herrn Großherzogl. Hoffchaufpieler G e n a fi.
Regiffeur der Großherzogl. Bühne.
in
f r e i. W e i m a r.

Wien. den 8. May 1851.

Geehrter Herr!

Verzeihen Sie. daß ich meine. freilich fehr flüchtige. Bekanntfchaft mit Ihnen. die ich bei Gelegenheit Ihres hiefigen Gaftfpielsj) machte. in diefem Augenblick benutze. und Sie um freundliche Vermittlung in einer mir und meiner Frau am Herzen liegenden Sache erfuche. Es ift längft unfer Wunfch gewefen. das jedem Deutfchen. und jedem Künftler doppelt und dreifach. theure Weimar einmal zu fehen. es ftellten fich der Realifirung diefes Wunfches bisher aber jedes Mal Hind-erniffe entgegen. Diefen Sommer giebt nun meine Frau auf der Königl. Bühne zu Berlin eine Reihe von Gafirollen. die gegen den 16. bis 17. July geend'igt feyn werden. fo daß uns noch die *Hälfte des Ferial-Monats zur freien Verwendung übrig bleibt. Was ift natürlicher. als daß wir nun auf unferen Lieblingswunfch zurück kommen? Wenn es der verehrlichen Bühnen-Direktion daher convenirte. meine Fnau etwa drei Mal auftreten zu laffen. was doch für das dortige Publikum von Intereffe feyn dürfte. fo würde es uns fehr lieb fehn. Da ich mit den Weimarer Theater-Verhältniffen durchaus unbekannt bin. fo erlaube ich mir. die Anfrage an Sie zu ftellen und Sie zu bitten. fie weiter zu befördern. Um für den Gewährungs-Fall die doppelte Schreiberei unnötig zu machen. bemerke ich. daß meine Frau als Rollen die Maria Stu a r t. die I ph ig e n i a und. falls das Stück'. das im K. K. Hofburg-Theater bereits 30 Mal über die Bretter ging. nach der hiefigen Bearbeitung einfiudiert werden

1) Dies Gaftfpiel Genafts inWien hatte imIuni 1847 ftattgefunden.

könnte. die In d ithi). in der fie nach einftimmigem Urtheil erellirt(!).
fonfi aber die I uli a in Gußkows Werner wählen wiirde. Die Judith.
die neuliat auat in Münaten mit großem Erfolg zur Aufführung ge-
langte. würde. falls ihre niatt fatwierige und doat gewiß intereffante
Darftellung keine Beanftandung fände. rafch von mir in Abfatrift einge-
fandt werden und iat mit meiner Frau am 18ten oder 19ten Iuly in
Weimar eintreffen. -
Da die Zeit drängt. fo darf iat von Ihrer Güte wohl einer mögliatfi
baldigen Antwort entgegen fehen. Mit einem freundliaten Gruß von
meiner Frau. die fiat wahrhaft fehnt. die claffifaten Bretter auat einmal
zu betreten. auf denen unter Goethes und Satillers Augen* das deutfate
Drama einfi fein höheres Leben begann. zeiatne iclt mich
Hoatachtungsvoll ergebenfi
D1'. Friedriat Hebbel.
Adr.: Penzing bei Wien. Pfarrgaffe
Nr. 63,
»e .- -e
Der Empfänger des näatften Briefes ill niatt genannt; doch erweift fiat
eine Tradition. die den Brief an den befonders als Byron-Uberfeßer noch
bekannten Satriftfteller und Diatter A d o lp h B ö t t g e r in L e i p zi g
gerichtet fein läßt. unfatwer als richtig. Wenn naat des Satreibens
erfiem Abfah Hebbel dem Adreffaten auf deffen Wunfat für eine heraus-
zugebende lyrifate Anthologie das einzige. jufi in feinem Befih befindliche
ungedruckte Gedicht übermittelt. fo kann dies. da 1852 ein anderes
überhaupt niatt entftand. e. priori nur eines fein: ..Ein Geburtstag auf
der Reife". konzipiert und im großen ausgeführt. als Hebbel Ende
Februar. Anfang März gelegentliat der Aufführung feiner ..Agnes Ber-
nauer“ in Münaten weilte. Auat Hebbels räumliate Bedenken treffen
auf dies fehr umfangreiate Gediatt zu. Und in der Tat finden wir in
Böttgers 1853 erfatienenem ..B u at D e u t f at e r L y r i k3)" Hebbels.
hier alfo zum erften Male abgedruates Gediatt.

2) Nach R. M. Werners Feftfiellungen über die Judith-Auf-
führungen an der Burg war das Drama bis zum Datum unferes Briefes
22 m al gegeben worden.

*7) „B u at D e u t f at e r L h r i k". Originalgediatte von . . .. her-
ausgegeben von Adolf Böttger. Leipzig. F. Dürrfate Buch-
handlung (Alexander Edelmann) 1853. Hebbels Gediatt auf Seite *36
unter dem Titel ..Ein Geburtstag auf Reifen - (In Miinchen).“

[AnAdolphBöttger. Leipzig.)
Hochgeehrter Herr]
Ihrer gefälligen Aufforderung zufolge überfende ich Jhnen hierbei
für Jhre ..Lyriker der Gegenwart“ ein bis jest ungedrucktes Gedicht von
mir. Es ift das einzige. das ich befiße. da die dramatifche Produktion
mich feit Jahren faft ausfchließlich in Anfpruch nimmt. und ich bitte Sie.
es mir gleich zu remittiren. wenn es den* dem Einzelnen vergönnten Raum
überfchreiten follte. indem ich es dann dem Familienbuch des Lloyd zu-
wenden würde. welchem ich längft einen Beitrag zugefagt habe.
Jch lege zugleich ein Gedicht bei. das freilich gedruckt ift. das fich
aber noch nicht in meinen Sammlungen befindet und aus mehr wie
einem Grunde für Jhren Zweck in Betracht kommen dürfte. Es enthält
nicht bloß d'en Kern meiner politifchen Weltanfchauung. welche für ein
Eharakterbild in gegenwärtiger Zeit von doppelter und dreifacher Wich-
tigkeit if't. fondern es bringt auch Ideen. die gewiß vom ethifchen Stand-
punkt aus Verbreitung verdienen. Daß es. als ein rein didaktifches.
in meinen Augen keinen hohen poetifchen Werth hat. brauche ich nicht
erft zu bemerken*).
Endlich erlaube ich mir noch. Jhnen diejenigen meiner Gedichte zu
bezeichnen. die mir felbft die gelungenften fcheinen und die ich alfo am
liebfien berückfichtigt fähe; meine eigene Schätzung f'timmt mit einer mir
von Uhlands Hand vorliegenden fo ziemlich überein. Dies find:
E rfte Sammlung.
Vater unfer. Das letzte Glas. Blume und Duft. Horn und
Flöte. Der Sonnen-Jüngling. Der junge Schiffer. Das Grab. Das
alte Haus. Nachtlied. Lit-30 et blutet. Die junge Mutter. Das
Kind am Brunnen. Bubenfonntag.

*) Welches Gedicht hier gemeint ift. läßt fich mit abfoluter Gewiß-
heit kaum feftfiellen; ich fchließe auf ..E r d e u n d M e n f nf‟. das 1848
entfianden. 1852 im ..Jlluftrierten Familienbuch‟ der in Triefi: erfcheinen-
den Zeitung ,.Oefierreichifcher Lloyd‟ zuerfi publiziert worden war. Das
Gedicht. in der Tat von politifch-ethifchem und dabei didaktifchem Wefen.
hatte. da es erft in die 1857 bei Eotta erfchienene ..Gefamtausgabe“ Auf-
nahme fand. in keiner der erften beiden Gedichtfammlungen Öebbels ge-
ftandcn. 1851 hatte übrigens Hebbel in einem Novellen-Preisausfchrei-
ben des erwähnten Familienbuches als Richter. u. a. mit Grillparzer ge-
meinfam. fungiert.

Zweite Sammlung.
Liebeszauber. Opfer des Frühlings. Das Venerabile in der Naaft.
Stanzen. Auf ein erröthendes junges Mädchen. Sommerbild. Aus
der Kindheit. Ballade. Meeresleuchten. Magdthum (wegen N: 2).“),
Die Sonette und Epigramme habe ich hier ausgefchloffen. weil fie
alle unter einander zufammen hängen. und wohl nur in der Totalität die
rechte Wirkung haben.
Mit ausgezeichnetfier Hochachtung
Ihr ganz ergebenfter
Wien. d. 30. Sept. 1852.])1*. Fr. Hebbel.
Von diefen beiden Sammlungen erfchien die erfie: „Gedichte"
1842 bei .Hoffmann & Campe in Hamburg. die zweite: ..Neue
Gedichte" 1848 bei J. I. Weber in Leipzig. Nur für die erfte
diefer Sammlungen kommt überhaupt Uhlands Votum in Betracht. Ihm.
dem vor allen hochverehrten Meifter. dem ein| Hebbel als Werdender
nach eigenem Geftändnis fein ..ganzes inneres Leben" verdankte. dem
dann der reife Künftler die Cottafche Ausgabe feiner Gedichte als ..dem
erfien Dichter der Gegenwart" widmen follte. hatte Hebbel im November
1837 von München aus bereits das Manufkript der erften Sammlung
feine-r Poefien mit der zwiefachen Bitte unterbreitet. Uhland möge die
Zueignung genehmigen und einen Verleger vermitteln. ..der mir ein
billiges Honorar zahlt. deffen ich fo fehr bedarf". Uhland. der damals
durch Schwab Cotta. übrigens vergeblich. für Hebbels Sammlung zu
intereffieren fuchte. hatte auf befonderem Zettel für Cotta diejenigen Ge-
dichte vermerkt. die ihm als die beften erfchienen. Nur vier aber von
denen. die Hebbel hier aus feiner erf'ten Sammlung hervorhebt. hatten
feinerzeit auch Uhlands Lob gefunden; es find dies: ..Der junge
Schiffer". ..Das alte Haus". ..Nachtlied" und ..Bubenfonntag"").

5) Hebbel hatte zu dem Sept. 1839 in Hamburg entfiandenen Ge-
dicht ..Magdthum" 1845 in Rom .ein zweites hinzugefügt. Tagebuch vom
11. Ian. 1845: ..ich habe heute zwei Gedichte gemacht. wovon das eine
(Magdthum Nr: 2) fehr fchön und meinem Aller-Bellen gleich ift". - In
der Cottafchen Gefamtausgabe von 1857 erfcheint der Titel beider Ge-
dichte verändertin ..DasMädchenimKampfmitfichfelbfi."

6) Außer diefen vieren hob Uhland noch die folgen-den Gedichte her-
vor: Mutterfchmerz. - An Hedwig. - Spuk. - Das lehre Glas. -
An den Tod. - Zwei Wanderer. - Vergl. Bamberg: Hebbels Brief-
wechfel. L. S. 140.

Hebbels Äußerung. fein Urteil fiimme fo ziemlich mit dem Uhlands über-
ein. bedarf alfo fiarker Einfchränkung. Bedeutfam bleibt nichtsdefto-
weniger diefe lyrifche Selbfieinfchäßung Hebbels in jedem Falle; fie
im Einzelnen zu diskutieren. fei als müßig und unfruchtbar vermieden.
-tc .e .-
[An einen unbekannten. nicht zu ermittelnden Adreffaten.)
Geehrter Herr!
Was aus dem Herzen kommt. das findet immer den Weg zum
Herzen. Ich kann Ihnen für Ihren fäjönen Brief nur danken und werde
mich fehr freuen. wenn Sie mir recht bald Gelegenheit geben wollen.
Ihnen meine Anfichten über das. was Ihnen in meinem Dramal) noch
räthfelhaft geblieben ifi. mitzutheilen. Empfangen Sie die Verficherung.
daß ich Ihren Brief mit zu den liebfien Früchten meines Dramas rechne.
In aufrichtiger Homaäjtung
Ihr wahrhaft ergebener
Fr. Hebbel.
Wien. d. 5. Dec. 1852.
K K'- K
Dem hier folgen-den Schreiben an den Wiener Dichter Ludwig
Foglar war beigefügt Hebbels Antwort") auf ein-e an ihn gerichtete
Adreffe der Vereinigung Hesperus. in der diefe. da Laube troß der er-
folgreichen Weimarer Aufführung der erfken beiden Teile der ..Nibelun-
gen" am Z1. Ian. 1861 fich des Werk-es nicht annehmen zu wollen fehlen.
Hebbel erfucht hatte. in ihrem Kreife eine öffentliche Vorlefung aus der
Trilogie zu veranfialten:
[An Ludwig Foglar. Wien.)
Hiebei. lieber Foglar. überfende ich Ihnen meine Antwort auf die
Adreffez haben Sie die Geneigtheit. fie den verehrl, Mitgliedern der Ge-
fellfchaft Hesperus mitzutheilen. Ihnen perfönlich fage ich noch be-
fonders meinen herzlichen Dank. Meine arme Frau liegt felt dem Ge-
burtstag-Abend krank darnieder; wenn es ihr Zuftand irgend erlaubt.

7) Dies Drama wohl: ..Agnes Bernauer." -
') Hebbels Antwort an den Hefperus veröffentlicht bereits bei R.
M. Werner: „Briefe". l'll. S, 30. - Nach unferm Briefe dürfte
auch der ebenda S. 130 811d 58er abgedruckte Brief. deffen Empfänger
Werner nicht ermitteln konnte. an Foglar geriäjtet fein.

.aa IL'. .
U 9E n
m Wee
a GU m ,Ta
E “db,
. Cr 1.
U 51;.
. . c
.L MQ..-
N am .o
,"1. WMI..
Mu. I if}.
n n
jk„ .AWI
.4“ .wm
I ..\ .sou
w d J mm. a
. ...fl.n...m.hv
wt,\ 2".
| I‘m“?
_ .| e \
'Q I
..l k.. nm
.' *fix-...w v*
Q M.» 5m
m cf'
s bmwmm
e-
a r ma“
.1. rel ..c
m m tug.“
7x C-U.\.<D m
2.43%.“ l
“18*”???
--.I

. rd...
.N ...r .. .7. .
F/7. 7... .
F(ck.
er? 1
FF' B4,*
- K

werde iat dergütigen Einladung zu dem heutigen Damen-Abend folgen.
fonfi bitte iat. miat zu entfchuldigen.
Ihr
aufriattig ergebener
Fr. Hebbel.
Wien. d. 2-1. März 1861.
r -t- rc
Die Frage naat dem ungenannten Adreffaten des nächften Briefes
erledigt fiat durat deffen am Satluß vermerkte eigenhändige. Empfangsbe-
fiätigung. ,.Empfangen: Weimar d. 10. Iuny 1861. W. v. G.‟ - Das
ift kein Anderer. als Goethes Enkel. der Kammerherr W a lther v o n
Go eth e. Abgefehen davon. daß alle befonderen Hinweife. wie z. B.
der auf die ..fiille Herzliatkeit‟ feines Wefens. auf iltn zutreffen. ergibt
vor allem die Vergleiatung der Handfchrift die unbedingte Richtigkeit
diefer Annahme. Den Naatkommen Goethes fiand .Hebbel feit langem
freundliat nahe. Schon 1848 hatte ein Brief Gufiav Kühnes ihn bei
der damals und für die näatften Iahre in Wien anfäffigen Ottilie von
Goethe eingeführt. in deren Haus er dann gern und zwanglos aus- und
einging. Die Brücke zu den Söhnen war damit natürliat gefatlagen.
Als am 18. September 1852 Hebbels ..Agnes Bernauer" ihre Urauf-
führung in Weimar erlebt hatte. war Walther von Goethe der Erfte. der
Hebbel fchriftliat den Sieg meldete. Als im Juni 1858 Hebbel. vom
Großherzog zur Aufführung der ,.Genoveva“ eingeladen. in Weimar
weilte. erfüllte ihm die inzwifaten naat Weimar übergefiedelte Ottilie gern
den Wunfäl. das damals noch keineswegs allgemein zugängliche Goethe-
Haus befuclten zu dürfen. und der Kammerherr maatte ihm die Honneurs
der geweihten Stätte. So hat denn auat. wie fich aus unfertn Brief.
übrigens wohl dem einzigen an W. von Goethe. ergibt. der gefellige Ver-
kehr mit dem Goethefchen Haufe fiat fortgefeßt. als im Mai 1861 Hebbel
mit feiner Gattin zur Gefamtaufführung der Nibelungen-Trilogie unter
Dingelftedt - die Vorftellung. mit Ehriftine in den weiblichen .Haupt-
rollen. fand am 16. und 18. Mai ftatt - nach Weimar gekommen war.
Und noch 1862. als Hebbel das letzte Mal vor feinem Tode in Weimar
refp. in Wilhelmsthal als Gafi des Großherzogs weilte. wird ein Zu-
fammentreffen mit Ottilie von Goethe und ihren Söhnen briefliat naat
Wien an Ehrifiinen gemeldet. Die Beziehungen dauerten bis zu Hebbels
Tod ungetrübt fort.

Ungedruckte Hebbel-_Briefe Paul Bornftein

[An den Kammerherrn W a l th e r v o n G o e t h e in Weimar.)

Verehrtefter Herr und Freund!

Erft jest bin ich in Wien. wo mich eine Menge von Arbeiten und Gefchäften. theilweife höchft unerquicklicher Art. in Anfpruch nahmen. einigermaßen wieder zur Ruhe oder doch wenigftens zum Aufathmen gekommen. und kann mich wieder umfehen. Da tritt mir denn zu aller-erft mit Ihre Erfcheinung mit Jhrem immer gleichen Wohlwollen und Jhrer ftillen Herzlichkeit aus dem Rahmen des fchönen Weimar entgegen. und ich kann es mir nicht verfagen. mich auch bei Jhnen wieder in Er-innerung zu bringen. Jch kann Jhnen gar nicht ausdrücken. wie fchwer es mir dies Mal wird. mich wieder an die große lärmende Riefenftadt zu gewöhnen. obgleich ich mich fonft. wie es fich für einen Liebhaber des ruffifchen Bades geziemt. ganz leidlich darauf verftehe. aus einem Zu-ftand in den andern hinüber zu fpringen und das Jdyll mit dem Drama zu vertaufchen. Aber das Drama. das fich hier abfpielt. ift fo ganz ohne Stern; es kommt mir vor. als wären hunderttaufend klappernde Mühlen an einander gebaut. und nicht eine einzige gäbe Mehl. Ich habe früher meine gänzliche Unfähigkeit. mich für politifche Vorgänge. als folche. zu intereffiren. als eine arge Schranke meiner Natur betrachtet und mich wohl abgequält. das Jntereffe durch allerlei Gewaltsmittel. z. B. durch er-zwungenes Zeitungslefen. in mir zu wecken. wie man es in der Jugend zuweilen mit einer Obfiart macht. die Einem widerf'teht. und an die man fich zu gewöhnen fucht. weil man denkt: Du kannf't dereinft. wie Robinfon. auf eine wüfie Jnfel verfchlagen werden. wo nichts Anderes wächfil Jetzt bin ich fehr geneigt. mir diefen Mangel nicht bloß zu verzeihen. fondern ihn fogar für die Grundbedingung jeder reinen Entwickelung zu halten. vorausgefetzt natürlich. daß das fpecififche Talent des Individuums nicht geradezu auf den politifäfen Streit angewiefen ift. denn nirgends hängt vom rohen Zufall fo viel ab. wie hier. und nirgends wird die blinde Lei-denfchaft. nicht allein in dem Handelnden. fondern auch in dem Theil-nehmenden. täglich und fiündlich fo herausgefordert. Sie wundern fich vielleicht darüber. daß ich diefe Gedanken gerade gegen Sie ausfpreche. aber fie kommen mir ganz von felbft. wenn ich das ftille .Haus in der kleinen Stadt. das Sie bewohnen. mit dem krampfhaft aufgeregten Rie-fenfiaat vergleiche. ln den ich verfchlagen bin. wie Jonas in den Wall-fifch-Rachen. und unpartheiifch die Bilanz ziehe. Ich fehe das Schaufpiel hier nun zum zweiten Mal. und wenn ich vor dreizehn Jahren doch wenig-

fiens von dem kreißenden Berg das ..Mäuslein" erwartete. obgleich nicht
mehr. fo will ich jest fchon fehr zufrieden feyn. wenn nur nicht unnüßer
Weife Blut vergoffen wird.

Meine Frau. die bis zur Stunde. wie ich. noch mehr in Weimar
lebt. wie in Wien. läßt Ihnen noaj einmal auf das wärmfte danken. und
ich bin in wahrer Hochachtung

Ihr treu ergebener

Friedrich Hebbel.

Wien. d. 7. Iuny 1861.

Empfangen: Weimar den 10. Jun-y 1861.

W. v. G.

Hebbel war politifch nicht ganz fo unintereffiert. wie es nach die-
fem Briefe fcheinen möchte. Er hat fich. wenngleich nichts weniger als
ein revolutionärer Heißfporn. 1848 den Forderungen des Tages keines-
wegs entzogen; feine für die Augsburger Allgemeine Zeitung verfaßten
Berichte aus diefer Zeit beweifen genugfam die Ruhe und Reife feines
politifchen Urteils. 1861 freilich lagen die Dinge in Öfterreich fo. daß
auch die Beften Verzweiflung und Uberdruß am öffentlichen Leben
packen mußte. Finfiere Reaktion feit der Mitte der 50er Jahre; dann. nach
den pfeudokonfiitutionellen Machinationen der Bach und Goluchowsky.
Schmerlings oktroyierte Verfaffung vom Februar 61. die. ohne ihn etwa
zu befriedigen. dem Realpolitiker Hebbel immer noch beffer erfchien. als
finn- und ausfichtslofe revolutionäre Velleitäten. Die Niederlagen in
Italien. Magenta. Solferino. der Verluft der Lombardei hatten die Fi-
nanzen des Staates zerrüttet; Hebbel fürchtete den Staatsbankerott und
damit feinen eigenen Ruin. Hinzu kamen Laubes fortgefeßte Feindfelig-
keiten gegen ihn und feine Frau. und. befonders feit dem Bruch mit Emil
Kuh. ein drückendes Gefühl der Vereinfamung. So war eben damals. im
Mai. unter Zufiimmung der großherzoglichen Herrfchaften die Möglichkeit
einer Überfiedelung von Wien nach Weimar zwifchen Hebbel und Dinge(-
fiedt ernfilich erwogen worden. und zu den unerqui>lichen Gefchäften.
von den-en Hebbel zu Beginn feines Briefes fpricht. gehörte vor allem die
Aufftellung eines Memorials an Laube. in dem er für feine Frau einen
angemeffenen Wirkungskreis oder aber ihre Entlaffung aus dem Ver-
bande des Burgtheaters forderte. Daß infolge einer plötzlichen Front-
fihwenkung des wohl eiferfüchtig gewordenen Dingelfiedt die Uberfiede-
lung nach Weimar fchließlich unterblieb. ift bekannt.

' In eben diefen Zeiten verantwortungsvollfier Erwägungen war
Hofrat Marfhall. der Sekretär der Großherzogin. übrigens ein
äußerft kluger und witziger Kopf. Hebbel vor allem als zuverläffiger
Charakter und aufrichtiger Ratgeber freundfchaftlich nahegetreten. Den
vorwiegend um die Weimarer Projekte fich drehenden Briefwechfel
zwifchen Hebbel und Marfhall hat R. M. Werner in der ,.N. Fr.
Pr."') veröffentlicht; der hier folgende Brief aber f e h lt in diefer Publi-
kation. Nach ihm berichtigt fich Werners Angabe. es hätten fich inner-
halb diefer Korrefpondenz Zeugniffe aus der Zeit der englifchen Reife
Hebbels nicht erhalten. Marfhall. Engländer von Geburt. hatte den
Gedanken eines Zufammentreffens in London felbft bei *Hebbel
angeregt. „Vie-:186 come nur] let me jntrociuce l.0n(10n :mil you t0
each (uber-"0.“ hatte er gefchrieben. und Hebbel hatte. nicht zuletzt. weil
die Indufirieausftellung die Beförderungsmittel verbilligte. zugeftimmt.
Drei Wochen blieb Hebbel in Londonii). er lernte Freiligrath kennen. fah
feinen alten Freund Siegmund Englaender wieder und fuchte vor allem
den geujus 100j. das ,.moralifche Klima" Englands zu erfaffen. wobei
die entfchiedene Selbfiachtung des Engländers bei nicht minder ausge-
prägter Selbfibefcheidung vor dem Gefeß am meiften ihm imponierte.

[An Hofrat Marfhall in Weimar.)

Alfo. mein fehr theurer Freund. auf Wiederfehen in London! Zwar
ift mein Reife-Gefährte abgefallen. weil er fich einem Vergnügungs-Train
anfchließt. und ich verfiehe kein Wort Englifäl. wenn es fich um*s Spre-
chen und Hören handelt. ftatt um's Lefen. Doch hoffe ich. mit meinem
niederträchtigen Franzöfifch durchzukommen. aua) fchwaße iä) in Deutfch-
land fo viel. daß es nicht fchaden wird. wenn ich einmal vierzehn Tage
lang die Rolle eines Stummen übernehmen muß.

Ich werde meiner ..jungen Lady")" (fie ifi aber eigentlich nur eine
Miß. da ich fehr plebejifchen Urfprungs bin) am 1ten Iuny nach der
Eonfirmation Ihren väterlichen Kuß geben und am 2ten abfegeln. alfo
am 4ten oder 5ten eintreffen. und Sie auffuchen. fobald meine zerfchüttel-

') Neue Freie Preffe. 1908. Nr. 15 758.

10) So Hebbel im Brief an Eampe. R. M, Werner. Hebbel.
Briefe. bill. S. 176.

11) Marfhall freilich konnte. da der Geburtstag des Großherzogs be-
vorfiand. nicht fo lange bleiben.

12) Hebbels- Tochter Ehriftine.

ten Gebeine es gefiatten, Dann haben wir bis zum 15ten noch 10 Tage und
ich werde jede Stunde für einen Gewinn haltenz wo ich mit Ihnen zufam-
men feyn kannx ohne Sie zu beläfiigen oder älteren Rechten zu nahe* zu
treten. Außer-ordentlich freue ich mich, nicht auf die Indufirie-Aus-
fiellungz denn fehr gleichgültig ift es mirz ob die Shawls fich vervollkomm-
nenf aber auf die Ausgrabungen von Ninive- und auf das große Welt-
bildz das die Riefenfiadt als folche darbietetz indem fie ruhig Athem holt,
Daran darf ich die 40 Dukaten fchon feßen- welche die Stadt Wien mir
als Ehrenfold für meinen Prolog") durch ihren Bürgermeifber überrei-a
chen ließz um zu zeigen- daß fie Poefie eben fo gut zu fehäßen weißt wie
Venedig.
Von Beau'lieu")xhabe ich noch nichts gehört; meine Nibelungen")
find hoffentlich richtig eingetroffen. Frankiren konnte ich leider nicht;
die Pott nahm kein Porto an.
Alles Uebrige: „No, 4z Paragonz Blael'head."
Meine Frau grüßt Sie auf das Herzlichfie und ich bin
in aufrichtigfier Freundfchaft
Ihr Fr. Hebbel.
Wienz d. 23.
May 1862.
Die Ausgrabungen von Ninive und das Weltbild der Riefenfiadtz das
find die Imprefiionen- die Hebbel von London fich erhofft. Gleichgültig
aber läßt ihn die Vervollkommnung der Shawls. Diefe Bemerkung-
interefianter als fie fcheinn zeigt uns Hebbel in feiner noch nicht be-
leuchteten Stellung zum Kunfigewerbe. Erz fonfi Vorläufer und Vor-
ahner fo manchen modernen Gedankensz lehnt angewandte Kunfi nicht
nur entfihiedem jaz erbittert ab; er ifi überhaupt nicht imftandez ihr
Prinzip auch nur von fern zu erfafien. Die Londoner Gewerbe-Aus-
l3) „Prolog zum 26. Februar-*Z dem Jahrestag der Verfafiungz von
Hebbel im Auftrag des Wiener Gemeinderates gedichtet. Mit diefem
Prolog war am Abend des 25. Februar die Feftvorfiellung im Hofopern-
theater eingeleitet worden.
1') Freiherr von Beaulieu-Marconnay war Sekretär des Großher-
zogs von Sachfen-Weimar; die Worte beziehen fich wohl auf eine Ein-
ladung nach Wilhelmsthal- die Marfhall als bevorfiehend angekündigt
atte
*13) Hebbels „Nibelungen" waren März 1862 auf dem Büchermarkt
erfäfienenz im Verlag von Hoffmann 8c Campez Hamburg.

|ellu-ng vermag in nichts den Eindruä zu ändernf den ihm achtzehn Jahre zuvor die Parifer gemacht hatte. Angefichts diefer „zur Kunft gefleigerten Produkte des Handwerks" empfinde er fo recht „die Grenzen feines Ich". „Je mehr fie fich der Kunfi nähern- um fo mehr ekeln fie mich an." „Es ift mir geradezu zuwiderf daß Dingef die doch für den bloßen Nußen befiimmt findf fich durch ihre den Sinnen frhmeiihelnde Form in den Kreis der Schönheit hineinlügen- und wer kann denn wiffent ob fie nicht alle höhere Wahrheit aus diefem Kreis verdrängen u. f. w.“ So hatte Hebbel 1844 in fein Tagebuch") gefchrieben; ganz ebenfo äußert er fich in einem Brief an Chriftine aus London vom 14, Juni. Seltfame Worte in heutigen Ohren. Unzweifelhaft wirken hier Hebbels faft proletarifche Abfiammung und die Hungerjahre feiner Jugend nach. Gleichwohl! Wenn bei einem Manne- der fo hoch über feinen Ausgangspunkt empor-ftieg wie Hebbel- das Organ für des Dafeins Schmuck fo völlig verküm-mert bliebe fo follte das vor gewiffenz faft ins Utopifche getriebenen Afpirationen moderner Kunfigewerbler immerhin zu denken geben. Jen-feits des Hungers er| beginnt die Kultur des Gefihmackes; die Form der Sihüffel intereffiert gemeiniglich erft dent der fich um ihren Inhalt nicht den Kopf zu zerbrechen braucht.

K K Kl-

Im folgenden drei") Briefe an Juliu s Stein erf den Schau-fpieldirektor der Schweriner Hofbühne- betreffend die Aufführung der erften beiden Teile der Hebbelfihen Nibelungen-Trilogie in Schwerin.

[An Direktor Julius Steiner in Schwerin.)

L

Hiebeif verehroefler Hei-rf überfende ich Ihnen nach unferer in Wei-mar getroffenen Abrede die er|en zwei Abtheilungen meiner Nibelungen-Trilogie. Sie haben Sich felbft überzeugt- daß die beiden Stüäe trotz ihrer ferhs Acte die Gränzen eines gewöhnlichen Theater-Abends um Nichts überfchreitenf denn fie find äußerfl concis und knapp gehalten. Die dritte Abtheilung habe ich einftweilen nicht beigefäfloffenz da Sie

u) Vergl. R. M. Werner. Hebbel. Tagebücher ll, S. 401 und 414.

1*7) Auf Grund der Antworten Steinersf die ihm vor-(agent ftellt W e r n e r noch' zwei weitere Briefe Hebbels an Steiner, und zwar vom 25. Nov. 1861 und 17. Febr. 62 fefi.

aller Wahrfcheinlichkeit nach. wie es in Weimar auch gefchah. mit den erfien beiden Stücken eine Vorfrage an Jhr Publikum fiellen werden. Sie ltr-ht Jhnen. wenn Sie fie folgen laffen wollen und können. jeder Zeit zu Dienfien. ich laffe auf alle Fälle eine Abfchrift davon machen. Die Striche meines Freundes Dingelftedt habe ich fait überall adoptirt. und wenn ich hie und da eine Stelle begnadigte. die er zum Tode verurtheilt hatte. fo habe ich dafür manche andre geopfert. fo daß das beifolgende Manufkript eher kürzer als länger fryn dürfte. wie das feinige. Weiter zu gehen. werden Sie fchwerlich rathfam finden; einen Weimarifchen Theater-Zettel lege ich gleichfalls bei. und fo will ich denn uns allen Beiden zu dem gemeinfchaftlichen Lindwurm-Abentheuer das nöthige Glück wünfchen.

Indem ich Sie bitte. mich Se. Exzellenz. Jhrem Herrn Ehefls).
gütigfi empfehlen zu wollen. zeichne ich mich. verehrtefier Herr.
mit der vollkommenften- Hochachtung
als
Jhren ergebenften Diener
Wien. d. Löten Fr. Hebbel.
Juny 1861.])r.. Ritter des Marimi-
Mans-Ordens. des Falken-
Ordens pp.

ll.

Geehrtefier Herr!

Erlauben Sie mir. daß ich mich in einer an fich kleinen. für mich durch den Drang der Umftände jedoch großen Verlegenheit an Sie wende. Ich foll meine Nibelungen. Theil 1 und 2. in die Druckerei f>ji>en und bin ohne Exemplar. da 'Herr Baron von Hülfen mir bei meiner kürzlichen Anwefenheit in Berlin") das letzte. daß ich befaß. zum Zweck .der Darfiellung aus der Hand nahm. Jch kann auch niäjt einmal aus meinem Brouillon ein neues wieder zu Stande bringen. da ich leider manche Eor-recturen uneingetragen ließ. die iäj um keinen Preis entbehren mögte.

18) Intendant der Schweriner Hofbühne war damals F rie d rich v o n Flo t o w. der Komponift der ..Martha"; Flotow ließ aber in Sachen_ des Schaufpiels Steiner freie Hand.

1') Jm Oktober 1861. auf dem Rückweg von Hamburg. wo er mit Campe über den Verlag der „Nibelungen“ abgefchloffen hatte. machte Hebbel in Berlin Station. um fich die Krönungsfefilichkeiten anzufehen.

Nun erfuhr ich von meinem Freunde Puttlißka). eben auch in Berlin. daß Sie mein Stü> bereits ausgetheilt haben. wofür ich Ihnen hiemittelft meinen verbindlichften Dank abftatte. Daraus glaube ich fchließen zu dürfen. daß es Sie nicht geniren wird. wenn Sie mir auf kurze Zeit das Ihnen überfandte Mfpt. remittiren. damit ich darnach die nöthigen Einfchaltungen machen kann. Ja) erfuche Sie alfo freundlichft. mir diefe kleine Gefälligkeit. wo möglich umgehend. erweifen zu wollen.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenfter

Wien. d. 10ten Fr. Hebbel.

Nov. 1861. Adr.: Neuwien. Dreimohren-Gaffe 378.

Ill,

Hochgeehrter Herr!

Empfangen Sie meinen wärmften Dank für die liebevolle Pflege. die Sie meinen Nibelungen angedeihen ließen. und haben Sie die Geneigtheit. auch den verehrten Mitgliedern Ihrer Bühne diefen meinen Dank auszudrücken. Sie fchrieben mir einmal: was lange währt. wird gut! und diefes bedenkliche Wort. das manche Ausnahme erleidet. ift denn diefes Mal wirklich und reichlich in Erfüllung gegangen. Ich weiß zu gut. was dazu gehört. ein Drama. welches feiner ganzen Atmofphäre nach dem modernen Publikum fern liegt. demfelben nur einigermaßen mundgerecht zu machen. um die Verpflichtung. die eine muthige Direction und eine, begeifierte Gefellfchaft mir durch das Wagniß auflegen. nicht in ihrem vollen Gewichte nach zu fühlen. Vielleicht verfuchen Sie's nun auch fpäter noäj mit dem leßten Theil. zu welchem die beiden erften nur die Erpofition bilden. fo erfchütternd die Katafirophe auch ift. mit der fie fchließen. In dem Falle würde ich diefen Theil unter Berückfichtigung

20) Hebbel traf Putlis. mit dem er feit einem gemeinfamen Badeaufenthalt in Marienbad bekannt war. zufällig auf der Straße. Putlis war mit Friedrich von Flotow. dem er die Libretti zu feinen Opern „Indra“ und ..Nübezahl" gefchrieben hatte. befreundet. Daher fein Wiffen um die Vorgänge am Schweriner Theater. Die Intendantur der Schweriner Hofbühne übernahm Putliß als Flotows Naäjfolger erfk 1863. Nicht er alfo akzeptierte Hebbels „Nibelungen“. wie der Vollender der Kuhfchen Hebbelbiographie annimmt. fondern eben Direktor Steiner. Putliß feßte fpäter Hebbels „Nibelungen" vom Repertoire ab. um gelegentlich eines Gaftfpiels der Ianaufchek die ,.Brunhild" feines Freundes Geibel dafür anfeßen zu können.

meiner Weimarifaten Erfahrungen. die allerdings fchon auf die bei Hoff-
mann et Eampe erfatienene Ausgabe des Werks einigen Einfluß aus-
übten. ganz neu für Sie einrichten; natürliat ohne Ihnen vorzugreifen.
Wie fehr beklage iat's. am Abend des 17ten niatt in Schwerin gewefen
zu feyn! Aber iat mußte es mir auat verfagen. nach Berlin zu gehen.
wo die Vorftellung am 15ten Statt fand und ebenfalls ein erwünfchtes
Refultat hatte. Iat habe nämlich faft den halben Sommer auf Reifen
zugebraatt. war in London und Paris. dann in Wilhelmsthal bei*m
Gwßherzogil). und muß die Zeit- und Geldkofien jest wieder einbringen.
Vielleicht komme iat im Frühling in Ihre Gegend. Ießt fieht das Stück
zunäatfi in Münatenik) bevorz in Wien") werden wir es nach dem
Earneval haben,
Sie erwähnten in Ihrer früheren Zufatrift der ..Recenfionen“)".
Es ift das Organ des Für-lien Ezartorysky. eines Mannes. der fich lebhaft
und aufriattig für die Kunft intereffiert. Aber es hat niatt den gering-
ften Einfluß auf die öffentliate Meinung in Wien. wird gar niatt ge-
lefen und hält fiat nur dadurat. daß der Redaeteur zu den Glücklichen
gehört. die niatt zu rechnen brauchen. Ob man darin gelobt oder getadelt
wird. ifi gleichgültig.
Indem ich Ihnen. hoatverehrter Herr. meinen wärmfien Dank
wiederhole. bin ich mit der größten Hoataattung
Ihr ganz ergebenfter
Wien. d. 22ten Friedriat Hebbel.
Dec. 1862.

21) Auf der Rückreife von London hatte Hebbel fiat einige Tage in
Paris aufgehalten. Anfang Iuli war er in Wien zurück. Im Auguft
62 ging er als Gaft des Großherzogs naat Wilhelmsthal.

22) Die Münatener Aufführung feiner „Nibelungen" hat Hebbel.
obwohl fie von Direktor Satmidt fefi angefetzt war. nicht mehr erlebt;
er felbfi führte die Verzögerung auf den ihm feindlichen Einfluß Geibels
zurück. der feine ..Brunhild“ habe duratfetzen wollen.

23) Die erfte Aufführung von Hebbels „Nibelungen" an der Wie-
ner Burg fand. nachdem Laube infolge des Auffehens. das die Weimarer
Gefamtdarfiellung erregt hatte. notgedrungen die beiden erften Teile an-
genommen. am 19. Februar 1863 ftatt.

24) ..Recenfionen und Mittheilungen über Theater und Mufik“. Mo-
natsfatrift. herausgegeben von zwei Fürfien Ezartorysky; Hebbel fatähte
diefe Revue fehr tief ein.

Gufiav Falke:

Detlev von Liliencron.

Nun ift auch er von uns gegangen. Als ich von feinem Totenbett kam. fand ich auf meinem Schreibtifch alle die brieflichen und telegraphifehen Bitten um ein Wort über ihn. Aber ich "rand ihm zu nahe. Ich hätte es nicht gekonnt. auch wenn ich diefe Stunde mit einem eilfertigen Auskramen von Gefchichten und Anekdoten hätte entweihen wollen. Ich fah fein ftilles. fchönes Geficht vor mir auf den weißen Kiffen; es war mir. als müßten fin) die gütigen blauen Augen noch einmal auffchlagen und mich vorwurfsvoll anfehen: auch Du? Rote Rofen leuchteten auf feinem Bett; zu ihnen legte ich mein ehrfürchtiges und liebendes Schweigen. Jetzt aber haben wir ihn zu Grabe getragen. und die Hand. die ihm als leßten Gruß die Erde auf den Sarg geworfen hat. if't fchon williger. ein paar Worte der Erinnerung niederzufchreiben.

Wer hätte gedacht. daß wir ihn fo früh verlieren würden. Wohl war er. feit einem Jahr etwa. fiäftlich gealtert und ftiller geworden. und will uns auch rückfchauend manches wie ein erfies Ahnen und Mahnen erfcheinen. fo machte er doch noch vor einigen Monaten den Eindruck eines Mannes. dem wohl noch ein Jahrzehnt und mehr zuzufprechen war.

Am 17. Dezember 08 fchrieb er: ..Liebfter Falke. würden Sie mit Ihrer lieben Frau Gemahlin mit uns die Suppe effen. Sonntag. den 3. 1. 09? -- es wäre viel zu erzählen: ich komme eben von einer langen Vorlefereife. Wien. München. u. f. w. Jhr alter Liliencron." Und es war an diefem Sonntag. den ..3. 1. 09". daß er in feiner unendlich gütigen. unendlich vornehmen Weife den Wirt machte. und zugleich mit einer kindlichen Freude daran. fo daß es uns alle geradezu tief rührte. Vielleicht fprach fäfon da etwas mit. was ich jest fchmerzliih zu verfiehen glaube. damals aber nur undeutlich empfand. Wie konnte mich fonfi diefer fchöne. harmonifäfe Abend fo wunderlich bewegen. *

Noch einmal erhielt ich ein kurzes Schreiben am 18. Mai diefes Jahres. Jch hatte inzwifchen eine längere Mittelmeerfahrt gemacht. und

er meinte: ..Sie werden froh fein. von der Reife zurück zu fein." Und
dann fah ich ihn wieder. als wir. ein kleinfier Freundeskreis. am 3. Juli.
feinem 65. Geburtstage. mit dem Dekan der Kieler Univerfität um ihn
verfammelt waren. Er fiand. mit der Linken auf feinen Schreibtifch
geftützt. und hörte tiefbewegt den langen lateinifchen Text an. der ihm den
(Factor [101101-18 carrera verlieh. Er fah fehr blaß aus. und ia) fah mit
Beforgnis. wie fehr es ihn angriff- wie fchwer ihm das Stehen wurde.
wie feine Beine zitterten. Es war in einer Nachmittagsftunde. und der
Morgen hatte ihm der Geburtstagsmühen fchon manche gebracht. Ja.
da niftete fich zuerft die Sorge um ihn bei mir ein. Doch als er dann vor
einigen Wochen die Reife an-trat. auf die er fiaj fo lange gefreut hatte.
die Reife mit Frau und Kindern nach den alten Schlachtfeldern um Metz.
um ihnen die Stellen zu zeigen. wo auch er von feinem teuren Blute für
das Vaterland verfpritzte. und als dann eine Karte aus Mainz. feiner
alten unvergeffenen Garnifon. uns Grüße brachte von ihm und feiner
Frau. von feinem Töchterchen Abel und feinem kleinen Sohn Wulff.
da war die Beforgnis längft verfchwunden.
Und dann kam der 22. Juli. Wir wußten ihn wieder daheim und
hatten auch feine Frau und feine Kinder wiedergefehen. als wir bei ge-
meinfamen Bekannten dem großen Schüßenfeftzug zufahen. Er felbf't war
für fo etwas niäft mehr zu haben. Doch es ginge ihm gut. hieß es. Was
aber machte mich nur wenige Tage fpäter. an jenem traurigen Donners-
tagmorgen. fo feltfam unruhig. daß ich mich nicht zum Arbeiten zwingen
konnte. alle Augenblicke vom Schreibtifch aufftand. an den Bücherfchrank
trat und wiederholt feine Bücher in die Hand nahm? Ich las nur die
Titel. die Widmungen. kann! einen Vers zufammenhängend. hielt nur
jeden einzelnen Band in der Hand. gleichfam als wollte ich mich nur
feines Befißes vergewiffern. Da wurde ich hinuntergerufen. Eine tränen-
crfiickte Stimme: ..Wiffen Sie. daß Liliencron fchwer krank ift? Lilien-
cron ifi tot . .
Liliencron ifi tot . . . Liliencron ifi tot . . . klang es wie gleich-
mäßige dumpfe Glockenklänge in mir nach. Ia) konnte nichts fagen. Ich
glaube auch. ich empfand in dem erften Augenblick kaum etwas. Lilien-
cron ift tot . . . Erft als ich es dann meiner Frau mitteilen mußte. es
mir mit einem Ru> vom Herzen geriffen hatte. erfi da fprang der eiferne
Reifen. den der Schreck gefchmiedet hatte.
Zwanzig Jahre lang habe ich ihm nahegeftanden. in Freundfafaft
und Verehrung. Ich habe es oft genug laut und freudig bekannt. was er

mir gewefen ift. was ich ihm verdanke. _um hier wohl davon fchweigen
zu können. Er hat mein Leben durchfonnt und durchfegnet. hat ihm die
entfcheidende Richtung gegeben. ja ich kann wohl fagen. er war ein Stück
meines Lebens. das nun mit ihm dahingegangen iftz wie mein Leben ohne
ihn geworden wäre. weiß ich nicht zu fagen. Ich hockte in mir felbft
wie der Hamfier in feinem Bau. Er hat mich aus mir heraus getrieben,
Ia auch in dem Sinne. daß ich mich erfi: wieder zu mir zurückfinden
mußte. Doch davon will ich hier nicht reden. Nur ein paar Erinne-
rungsblätter an den Unvergeßlichen und an gemeinfam verlebte Stunden
will ich geben. .
Er kam von München nach Hamburg. als ich ihn zuerft kennen
lernte. Ein kurzer Briefwechfel war vorausgegangen. Nun hatte fich
der Adjutantenreiter. der Mäcen. der Heidegänger bei uns angemeldet.
Ich war noch nicht lange verheiratet. In unferer erften kleinen befchei-
denen Wohnung in der Nollftraße in Hohenfelde fahen wir ihn zuerfi
von Angeficht zu Angeficht. fehr erfiaunt. um nicht zu fagen enttäufcht.
keine ragende Nimrodgeftalt vor uns zu fehen. Einen Teckel führte er
freilich an der Leine mit. ein kleines dunkelbraunes bewegliches Tier-
chen. das gleich unter alle Stühle fuhr. Es war nur eine kurze. herzliche
Begrüßung. nicht ohne einige Befangenheit von unferer Seite. Aber
fchon am anderen Tag kam er wieder. wie wir verabredet hatten. und
wir machten einen langen Spaziergang an die Bille hinunter. über die
blaue Brücke. Er entzückte fich an den alten Patriziergärten und Villen.
fchwärmte für Empire und erwies fich in manchem kundiger als ich. denn
er kannte die Örtlichkeit noch von einem früheren Hamburger Aufenthalt
her. Damals waren wir. wie fich nachher herausfiellte. faft Nachbarn
gewefen. Er hatte in der Brennerftraße in Sanct Georg gewohnt. in dem
Eckhaufe der jetzigen Danzigerftraße. wo damals fchon das Poftamt fich
befand. und ich wohnte in dem anderen Eckhaufe. in der Rofiockerftraße.
Als wir uns am Abend diefes erften Spazierganges trennten. hatten
wir uns gefunden. Es war mir. als hätte ich ihn fchon immer gekannt.
So ganz hatte er fich mir gegeben. fich mir anvertraut. feine Sorgen und
feine Hoffnungen. Wir fahen uns wöchentlich ein-. zwei- auch dreimal.
Er hatte in Ottenfen bei der Kirche. in der Nähe von Klopfiocks Grab.
ein befcheidenes Zimmer bei fchlichten. guten Leuten gemietet. Er wollte
möglichfk draußen. in der Nähe der Elbe und feiner geliebten holfieinifchen
Wiefen und Felder wohnen. Für mich war es allemal eine kleine Reife
von Hohenfelde nach Ottenfen. aber auch immer ein Freudentag. Oft

mußte ich mit ihm effen. Ein befcheidenes Mahlz ganz kleinbürgerlich:
eine Erbfenfuppe. eine Karbonadef ein paar Fricandeausz alles reichlich
in Fett fchwimmendz fo daß er fich denn auch ein vorübergehendes Magen-
leiden zuzog. Zwei Flafchen Lagerbier bildeten den Trunkz eine Rofe
oder ein Syringenitrauß oft den Tifchfchmuck, Und während deffen lagen
auf dem Bett fchon Hut und Handfchuhe für den Spaziergang bereit.
Natürlich gab es auch Gedichte oder irgend ein entzückendes Er-
lebnis. wie fie ihm in den Schoß fielen. „Ich und die Nofe warten".
Auf diefem kleinen runden Tifch. an dem wir unfere Erbfenfuppe aßenz
auf der dunkelbraunen Tifchdecke. hatte die große hellgelbe Nofe gewartet.
Wenn wir dann nach dem Effen durch die Felder gingen. wie offen waren
feine Augenz wie fröhlich war er„ wie leicht beglückt.

„Und erinnern Sie fich unfrer ftillen Gärtenz
die wir hier und dort an fernen Wegen fanden.
wo uns Grogk kredenzt wurdh mitten in der Hiße-
Grogk des Nordens; was auch waren ohne Grogk wir.
Und die Finken fchlugen und die Maienbäume
freuten fich im Sonnenlichtez und wir freuten
unsx daß wir der Riefenftadt nicht mehr im Schoße
faßen- keine Häufer fahen„ keine Menfchen."

„Grogk des Nordens." Iaz könnte ich noch einmal mit ihm in fo
einem ftillen Gärtchen fißen und Grogk trinken und mich belehren laffenz
daß man diefes edle Naß durchaus mit einem gk am Ende fchreiben müffe.
„Faucon, vergeffen Sie nicht! Grogk mit kl“ rief er mir beim Abfchied
noch über die fiille nächtliche Straße nach,

„Nur von einem fprachen niemals
Gottes Tod! wir- von der deutf>7en Literaturr"

Niemals freilich nur in dem Sinnez daß wir keine langen äfihetifchen
oder kritifchen Gefpräche über irgend ein Literaturwerk hieltenz niemals
fachfimpelten. Aber es blieb natürlich nicht ausz daß wir von den Freun-
den- von Dehmely Bierbaumz Conrad und anderen redetenF fiand er doch
mit allen in regem Briefwechfel; und von der Perfon fprang dann die
Rede auch wohl einmal auf ihr SGaffen über. Meift aber waren es
unfere eigenen Produktionenz die uns auf diefen Spaziergängen befchäf-
tigten. Er war unermüdlich im Feilen und Suchen nach dem rechten
Ausdruck, und ich durfte ihm manchmal helfen. Und wenn er dann etwas
recht Schönem Anfchauliches gefunden hattez packte er mich wohl am Arm
und zwang mich ftillzufiehen: ,.Falke. hören Sie!" und in kindlicher

Freude wiederholte er vier-fünfmal den Vers oder das ge-
fundene Wort. Zeigte er mir zu Haufe dann fein Manufkript- huh- fah
das aus. Der Grund zeigte fich in feiner herrlichem großem ftiirmifchen
Handfchrifh aber darüber liefen breite fchwarze Striche, legten fich Kreuze
und Schraffierungen wie Spinnennehe- krochen die Korrekturen wie
dicke Raupen zwifchen den Zeilen und an den Rändern hinauf und hin-
unter. Huhz follte ich hier eigentlich nicht fagenf denn es war vielmehr
eine Freudet fo ein Manufkript zu fehenf und zugleich eine Befchämung
fiir den flüchtigeren Arbeiter,
Er war fchon der Dichter der Adjutantenri-tte- der Gedichtef des
Heidegängersf des Mäcenf des Breide Hummelsbüttel und der Dramen
-- denn. auch Pocahontas befchäftigte ihn fchon damals - und ich berei-
tete unter feinen Augen mein erfies Gedichtbuch vor. Daß man in fait
täglichem mündlichen oder fchriftlichen Verkehr ganz in den Bann einer
Perfönlichkeit wie Liliencron kommtf ift begreiflich, Ich lernte von ihm,
was ich konnte. Doch fand von feiner Seite nie eine beabfichtigte Be-
einflufiung fiattx noch weniger Schulmeifterei. Er ift ja in der Folge
in feiner großen Güte manchmal recht freigebig mit feinem Lob gewefen-
nach allen Seiten hin. Wer aber weißt wie er fich auszudrü>en pflegte-
wo er wirklich teilnahmf der weißf daß ein folches Lob nicht immer viel
auf fich hattef mag es auch manchmal, aus der Wallung eines leicht erreg-
tenz impulfiven Temperamentes herausgefchleuderh feine augenblickliafe
Meinung gewefen fein.
Wie mit Lobf fo hielt er auch mit Tadel nicht zurück und gebrauchte
daf wo er Freund warf die herzhaftefien Ausdrücke. Ich bewahrc noch
manches Manufkriptx an deffen Rand er ein kräftiges „Schiet"l oder
„Dreck"! oder „Pieplipiep" oder fonft ein originelles Wort gefeßt hat,
Wenn er auch anderswo fich gern kräftiger Meinungsäußerung bediente-
fo war es recht oft nur der Schrei gekränkter oder getäufchter Liebef war
Stachelkleid- unter dem fich ein zartesz leiehtverwundetes Gemüt barg.
Und wenn ert Zorn und Liebe in Eines zufammenfaffendf etwa von
„unferm lieben herrlichem gräßlichen alten Dröhnmeyer" fprachx fo war
der liebe fo ernft gemeint wie der gräßliche. So ftark er haffen und
zürnen konnt» fo war doch feine Natur mehr auf Liebe und Güte ge-
ftellt. Erf der felbfi immer in bedrängter Lage wart gab gern und mit
rafcher Hand. Er hat zu feinen Schulden die Schulden armer Leute auf
fich genommem für ihre Miete gebürgt und fich fonft hilfsbereit erwiefen.
Er war nicht nur der Bruder Lufiig. Während man ihn als folchen ver-

lachte und verläfterte. empfand er die Not des Lebens. die Gemeinfamkeit
des Leidens. und trieb in feiner Weife praktifches Ehriftentum.
Unter welchen Angriffen und Anfeindungen er fich literarifch hat
durchfeßen müffen. ift bekannt. Jn einer Zeit. wo er. wenn auch vielleicht
nicht ohne eigene Schuld. mit fchwerer Krankheit und bitter-"tem Elend
rang. der Verzweiflung nahe. war es einzig die frühe Anerkennung
Theodor Storms und Klaus Groths. die ihn aufrecht erhielt. Das war
noch vor meiner Zeit. Zehn Jahre lang aber bin ich dann felbft noch
Zeuge gewefen. wie fich Preffe und Publikum gerade gegen ihn wehrten.
blind fein wollten gegen alles Herrliche und Schöne. das er ihnen fchenkte.
und ihm aus feinen Verfen nur den Grogk nachrechneten. den er getrunken
hatte. ihm feine naiven. gefunden Liebesfreuden zum Verbrechen machten.
während fie die Lüfiernheiten und Frivolitäten eines Heine als geiftreich
mit Behagen getroffen. Jetzt wird die Zeit kommen. wo man über ..Lilien-
cron und die Frauen". über Fite und Lite. gelehrte Abhandlungen fchreibt.
und die Forderung bürgerlich ehrbaren Lebenswandels Herrn Meyer oder
Schultze auf dieDichterbruft feßt. bis auch derenAmouren literaturreif find.
Humor! Es wird immer fo bleiben. Man gefiattet gnädigft dem Genie
feine Schwächen. Aber man erkennt immer zuerft die Schwächen. bevor
man das Genie gewahrt.
Liliencrons Ehe hat ihm das Glück feiner leßten zehn Jahre bereitet.
Seine Kinder liebte er mit Stolz und Zärtlichkeit. Mehr als einmal
hatte er früher zu mir geäußert. daß eine glü>liche Ehe ihm das *Höchfte
und Heiligfte fei. die Krone des Lebens. Die Frau. die es verfiand. ihm
zuletzt noch den Herdfrieden zu bereiten. ift der höchfien Verehrung würdig.
und eine tiefe Dankbarkeit gegen fie erfüllte ihn. Es war damals eine
kleine. allerintimfte Hochzeitsgefellfäjaft. Das junge Paar - er war als
Fünfziger noch jung - fein treuer Freund Maximilian Fuhrmann und
meine Frau und ich. Seine Karte. die die Kleiderordnung für den hohen
Tag vorfihrieb. ift zu drollig und echt. als daß ich mir verfagen könnte.
fie hier mitzuteilen: ..Mein Faucon. A n zu g: d e n k b a r helle Hofen
(keine weißen). ..Gehrock". b un t e r Slips. K ein Zylinder (um Jefu
Ehrifii willen) il! G a n z helle Handfchuhe (h e ll b r a u n). bei Leibe
nicht weiße Handfchuhe. Jhr Liliencron.“
Wir befaßen in der Zeit beide noch keinen Fracl'. Später trug er
nicht ungern einen und fah vorzügliäj darin aus. wie denn überhaupt feine
äußere Erfcheinung nie den Kavalier und Ariftokraten verleugnete. Vor-
nehm und liebenswürdig. Das gewann ihm alle Herzen.

Wieviel Sinn für Häuslichkeit er hatte. zeigte fich mir fchon früh.
als er in feiner zweiten Wohnung. in der Palmaille in Altona. Gelegen-
heit hatte. fich ein wenig mehr auszubreiten und fein Heim zu fchmücken.
Und wer das Arbeitszimmer feiner lehren Iahre gefehen. mit welch er-
lefenem Gefchmack er Möbel und Bilder und allerlei kleinere Erzeugniffe
des Kunfthandwerkes. die ihm zum Gebrauch dienten. oder als liebe Ge-
fchenke von Freunden und Verehrern immer vor Augen fein mußten. mit
welch erlefenem Gefchmack er das alles zu einem kleinen fehenswerten Ka-
binett geordnet hatte. dem ift gewiß nicht entgangen. wie fehr auch die
Pietät hier ihre fammelnde und bewahrende Hand im Spiel hatte. wie
überall zwifchen den fchönften Böcklins und Thomas und Klingers die
Bilder und Bildchen feiner Kinder. Freunde und alten Kriegskameraden
liebevoll aufgehängt waren. Wer den Bli> über diefe Wände fpazieren
ließ. dem konnte fein. als läfe er im Poggfred. Da war Napoleon und
die kleine Fire. der alte Fritz und die Bilder feiner Kinder. feiner Abel
und feines Wulff. Thomas phantafkifche Vögel und die halbverblichenen
Bilder feiner alten Kompagnie.

Poggfredl In Altona-Ottenfen wurde er begonnen und in Alt-
Nahlftedt beendet. Mehr als fünfzehn Iahre liegen zwifchen Anfang und
Ende. Unter meinen Augen. kann ich fagen. find die erften Gefänge ent-
ftanden. I'll feh' ihn noch vor mir in feinem Lehnftuhl fißen. vor feinem
langen Schreibtifch - es war damals noch der von der Breslauer
Dichterfajule gefchenkte - und höre ihn die erfte Strophe lefen. die jeßt in
der neuen Ausgabe die elfte ift. Gefang nach Gefang entftand dann. Er
war in einem Stanzenfieber. ..Und fie hieß Fite. Kleines liebes Tier-
chen." Das war der beherrfchende Ton des damaligen erften Gefanges.
Ießt fchließt das unendliaj oft umgearbeitete kunterbunte Epos in
vierundzwanzig Eantuffen:

..Und in der Halle. hell im Kerzenkreis.
erwartet die Baronin mich im Bunde
mit Wulff. Sie. meines Lebens Himmelspreis.
foll bei mir fein auch in der letzten Stunde.
Vadder un fien Familj. Klein Abel lacht:
Papa. haft du mich auch was mitdebacht?“

Dazwifchen liegt ein ganzes Leben. Ein gelebtes Leben. Ein
Mannesleben. Kampf. Liebe. Arbeit. Wunden und Siege.

Arbeit! Angefichts der fünfzehn Bände. denen fich nun noch zwei
aus dem Nachlaß anreihen follen. wagt wohl kaum einer mehr ein un-

Matthias Grünewald: Der heilige Sebaftian.
Ausfehnitt vom Flügelbilde des Jfenheimer Altar.
ini Mufeum zu Kolmar,
(Nach dem Werne von H. A. Schmid : „Die Gemälde und Handglnitchmmgen
von M. Grünewald“. Verlag von W. Heinrich. Straß g l E)
Zum Auffalz von Hans Rofenhagen.

NAME. 1W... â€œ0
:VgV-_2:
..31c- ...I x
z :se-M-
WK.

gläubiges Geficht zu machen. wenn man von Liliencrons Arbeit fpricht.
Er hat fein Leben nicht vertan. diefer viel gefcholtene Bruder Lufiig. er
hat fein Leben aufgebaut, Aus allen Stunden find fie da. die herrlichen
Früchte. die er gepflückt und uns als köftlichen Befiß hinterlaffen. Frei-
lich. am Schreibtifch allein pflückt man folche Früchte nicht. Um folche
Gedichte machen zu können. mußte er fie erft erleben. draußen. in Frei-
heit und Sonne. Das hat die ,Hälfte feines Lebens ausgefüllt. Da
WWWMWQMWWWMWWNMWWWMNWMW.MMM
dichtete. das wichtigfie Gefchäft des Poeten in diefen Augenblicken ver-
richtete. das fahen fie nicht oder wollten fie nicht fehen. Ich erinnere
mich vieler folcher mit ihm verlebter Dichterfiunden. So einmal auf
einem Spaziergang von Alt-Rahlftedt aus. Wir kehrten in ein Wirtshaus
ein und tranken unferen Grogk. Da gingen unterm Fenfter ein paar
Handwerksburfchen vorbei. Er klopfte an. ließ fie fich draußen auf die
Bank feßen und fchickte ihnen ein- Glas Bier hinaus. Hinter dem Gafi-
zimmer lag der große Tanzfaal. worin zwei Orcheftrions aufgefiellt
waren. Wir erfreuten uns anfangs nur an den Walzerklängen. dann
aber dauerte es nicht lange. und Wirtin und Kellner und Nichte und Kin-
der und wir beide wandernden Dichtersleute drehten uns unermüdlich im
fröhlichen Tanz. Liliencron tanzte mit der Kellnerin? Ia. warum nicht?
Er tanzte mit der Gänfemagd und mit der Prinzeffin und war gegen die
eine fo ritterlich wie gegen die andere. So war er in feiner Art auch ein
Frauenlob. Die Verfe aber. die aus folchen fröhlichen Anläffen entftan-
den. Taufenden nachher zur Freude. hätten die paar Pfennige. die hier ver-
trunken und vertanzt wurden. taufendfach wieder einbringen müffen. was
fie dann freiliäf nicht immer taten.
Er hat tatfächlich wohl keinen Gang durch die Felder gemacht. keine
fröhliche Stunde im Wirtshaus verbracht. ohne daß er ein Gedicht mit
heimbrachte. Seine Phantafie war immer tätig. Immer erlebte er etwas.
war ihm das Erlebte mehr als ein bloßes Gefchehnis. In den leßten
Jahren waren wir naturgemäß feltener zufammen. Die wachfende Fa-
milie nahm jeden in Anfpruch. die Entfernung zwifchen unferen Wohn-
orten war größer geworden. und die Iahre machten auch fchon ihr Recht
geltend. Eine meiner leßten Erinnerungen an gemeinfam verlebte Stun-
den führt mich in eine kleine Gafiftube. wo wir uns vom Grammophon
Neitermärfche vorfpielen ließen. Der große Kurfürfi. der Finnländer.
der Torgauer. der Hohenfriedberger. Und feinen Stock als Palafch
ziehend. führte er mir auf und ab in dem kleinen Zimmer feine Reiter-

regimenter vor. „Falke. der große Kurfürft bei Fehrbellinl" ,.Faucon. Seidliß bei Roßbach"l Und Realifi. der er war. und großer Plaftiker. warf er die Beine und den Kopf wie ein edles Schla>ftroß nach dem Takt der Mufik. Da war er das große Kind und das Genie.

Nun haben fie ihm den ..Finnländer‟ und den ,.Reitermarfch des großen Kurfürften" auf dem Wege zur leßten Ruhe gefpielt. und ich five hier und krame in Erinnerungen und Briefen. Es ift ein reicher Schaß teilweife intimfter Briefe. Karten. Zettelchen. wie er fie zu fchreiben liebte; oft auf der Rü>feite eines alten Briefkuverts oder gar auf dem abgeriffenen Rand einer alten Zeitung. Oft nur kurze hingefprudeltr Mitteilungen. manches Wort drei-viermal unterftrichen. oder mit ebenfo-vielen Ausrufungszeichen verfehen. Am reichften floß unfere Korrefpon-denz von 1892. wo er von Miinchen nach Hamburg kam. bis 1898. Dann. namentlich nach feiner Verheiratung. ebbte fie langfam ab, Richard Dehmel war inzwifchen in die Nähe Hamburgs gezogen. und der Freun-deskreis hatte fich allmählich erweitert. Es lo>te jeßt gar manchen. fich im Glanze feines Ruhmes zu fonnen. Aber in jenen langen Jahren des Kampfes und des mählichen Aufftiegs durfte ihm keiner fo nahe fein im fleten perfönlichen Verkehr wie im. Und noch einmal fteigt eine lange Reihe von Bildern aus jener Zeit vor mir auf.

Des Scherzes gedenke ich. da wir uns am Grabe Klopftocks als Wächter feiner Ruhe photographieren ließen. Der Sänger des Meffias und der Poggfredfängerl der er ja freilich damals noch nicht war. Man-ches Gedicht fchenkte ihm die Nähe diefes Ottenfener Friedhofes. Der ,.Suveräner Herr". ..der Kranz‟ und andere entfianden hier.

Bunt wechfeln die Erinnerungen. Ich fehe ihn zum erftenmal in Uniform. Vor mir liegt die Karte vom 10. Dezember 92. worauf er mir fchreibt: ..Bitte Dienstag 11 Uhr! Lieber.

Ihr Liliencron.

Hauptmann mit dem Schnurrbart. der mich
traf mit feinem Blick.

Dienstag will ich auch in Uniform fein Ihnen zu Ehren! Ich gehe in Uniform heute.“

Wie ungern hat er feines Königs Rock ausgezogen. Soldat bis zum leßten Atemzug. Auch bei der Taufe unferer Erfigeborenen. deren Pate er war. trug er Uniform. Über meinem Schreibtifch hängt ein kleines Bild aus jenen Jahren. der Hauptmann mit dem Schnurrbart.

Ein goldener Sommertag in Wandsbek: in einem Garten am Markt-
platz |and oder |eht noch eine wunderfchöne alte ulme. Er blieb jedes-
mal mit Entzücken vor dem Baum ftehen. Diesmal hatten wir nachher noch
auf dem alten Kirchhof das Grab des alten Moltke aufgefucht- des Vaters
des Feldmarfchalls- und faßen dann zum Schluß in der Veranda des
alten Pofihaufes und aßen ein Hammelkotelett Q la Zoubjöez das delikat
war und uns vorzüglich fchmeckte. Aber immer kam er wieder auf die
ulme zu fprechenf und zuletzt fchlug er vor- wir wollten fie beide „be-
fingen“ und zwar in Verbindung mit Moltkes Grab und diefem Hammel-
kotelett d. la Zoudjse; Ein rechter Liliencron- und Poggfredgedanke,
Er fragte noch manchmal an: „Falke- die Ulme, wie weit find Sie?"
aber es wurde dann doä) nichts daraus.
Geduzt haben wir uns gerade eine Stunde lang. Es war in
kleinem Kreis eine Bierverbrüderung von anderer Seite etwas vom
Zaun gebrochen worden. Sofort fchrieb er mir am anderen Morgen-
das wäre unfer nicht würdigx wir wollten uns gegenfeitig das Ver-
fpreihen abnehmen- uns nie zu duzen. Und als er mir fpäter nochmal
aus freien Stücken das Du anbot- erinnerte er fich andern Tages fogleich
wieder diefer Abmaihung. „Nein- wir wollen das dom nicht mitmachen"-
und es blieb beim Sie.
Aus ganz anderen Verhältnifien und gutbürgerlicher Weltanfchau-
ung herkommendf bin ich ihm vielleicht nicht immer das gewefen- was ich
ihm hätte fein können. Aber er hatte ja früher in Bierbaum- nachher
in Richard Dehmel Freundex die mich glücklich ergänzten. Auch kleine
Verfiimmungen blieben nicht aus- aber es waren nur immer fchnell vor-
übergehende Wölkchen. Wir waren beide fchon etwas von den Sorgen
des Lebens zermürbt- als wir uns kennen lernten. Hätte ich ihn doch zehn
Jahre früher erlebt! Doch will ich dankbar feinf daß ich mich faft
zwanzig Jahre lang feiner Freundfchaft erfreuen durfte. Er gab meinem
Leben- wie ich fäzon fagte- die entfcheidende Richtung. Er ift nicht weg-
zudenken daraus. Auch jeßh da er ausruht unter kühler Rafendecl'e auf
dem Kirchhof feines Alt-Rahlfiedß das nun durch ihn berühmt geworden
ift- foweit poefieempfängliche deutfche Herzen fchlagem auch jeßt i| es
uns- mir und den Meinem nicht eigentlich als wäre er von uns gegangen;
fo fehr ift er dauernder Befiß unferes Lebens geworden- deffen wir uns
erfreuen- auch wenn er uns nun perfönlich nicht mehr nahe ifi.

Achim von Kl'ofterlein:
Landsknechtfchlacht.
Es fteht der Herr Kaplan.
er fegnet uns nach Pflicht.
befiehlt dem Herrn uns an.
Die Stücke gut find auf den Feind gericht!
Wir fpringen von den Knien
mit bunten Fähnlein viel.
in hellem Hanf' wir zieh'n
ins Land hinab zur Schlacht. zum Waffenfpiel.
Verlorner Hanf' voran!
Hintummelnd überm Plan.
grimmig fchon ringen fie.
dieweil zu Pfeifen Pirili
ein feftes Lied wir fingen:
Wer
führt uns an?
Wer fchreitet vor uns her.
als wie ein Landsknecht angetan.
zu Fuß mit Spieß und Wehr?

Er felber. er.
der Ritter tapferfter.
unfer. hei.
Feldgefatrei :
Kaifer Maximilian! -
Die Trummelkneatte trummen.
Feldfatlangen fpei'n und brummen.
Schellen und Becken fchwingen
in geilen Melodein.
da. in gevierten Haufen.
Fußvolk und Reiterein.
die Feinde fieh'n und fatnaufen!
Und los mit Arm und Bein. -
die Spieße ftecht in krummen
und haut die graben Klingen
in Schwanen-Nacken ein!
Zu Roß Ihr Ritter fein.
mit Speer- und Panzer-Raffeln
follt uns willkommen fein:
woll'n Euch Herr"n
zwängen und zerr'n.
zerzaufi Ihr uns den Schopf?
wir fpießen Euat in Kropf:
verhängt in ZWm und Zügel.
verrenkt in Sporn und Bügel.
zerpurzelt Ihr mit Praffeln. -
was. wollt Euch noch regen?
woll'n Euch den Helm zerfägen:
Herunter Hals und Kopf!

Peflfchwerenot -
Der Stich faß gut -
eit taumelt das rot --
fpu>| du Blut? --
Streitftute- farz,
und beiß und tritt -
herunterreiß -
Hund- das nimm mit -
Hilf Jungfrau heil' -
mir wird bunt und fchwarz
Bruder- hilf auf i -
Z
Z
Z
Z
Z
'
'
'
Z
Z
Z
Z
'
'
'
Z
Rumm turrumm purnm. - Z
Keule und Kreil - Z
dreh's Doppelrohr um -- ' Z
gib's ihm mit'm Knauf -- Z
'
Z
Z
Z
'
Z
'
Z
Z
'
Z
Gnade- halt an --
Arkebufier -- -
Das Leben mußt lan -
woher-Z wohin Ihr? -
in Dunit geballt -
Viktoria fchrei'n! -
Öft'reich Panier -
die Frankenhunde laufen-
drauf- Kerle- hinterdrein-
woll'n ihn'n den Rücken raufen-
fie foll'n ihr Leben kaufen
mit Gold und Silber nicht- noch Edelfiein!

Turrum. Fluchtfturm und -ftrauß
verfiiebt und fern verhalltz
'tracks heller Saus und Braus
und Siegsgefchrei erfchallt:
Vivat Kaifer Mar und fein Haus!
Feldf cher.
zum Deibel
kann Er fich packen.
he. Hurenweibel.
fchaff' Er uns Menfcher
rot und warm.
mit feiften Backen.
und geb' Er zu faufen.
- in Schweiß und Morden
find die Kehlen uns heiß
und trocken worden. ""-
Da hat Er Schmuck voll 'n ganzen Arm.
holla. guck den Schwarm!
was? Schwert - nein. Becher raus: --
Das Menfch. das dicke.
wer's von uns zwicke. --
das würfeln wir aus!

Wilhelm Schäfer:

.Hans Thoma.

Als Hans Thoma fünfzig Iahre alt wurde. fing man an zu fprechen
über den verkannten Sonderling in Frankfurt; als er-feinen fechzigften
Geburtstag feierte. berief fein Großherzog den Schwarzwälder Bauern-
fohn als Direktor der Karlsruher Galerie in feine badifäfe *Heimat zurück.
und die Dichter Dentfchlands huldigten ihm als einem Malerpoeten
idyllifcher Haltung neben dem Heroen BöFlin; nun er den Ehrentag feiner
vollendeten fiebzig Jahre erlebt. hat er als eine Lieblingsberühmtheit des
deutfchen Volkes den Sturmlauf überfianden. mit dem die Kritik fich
an jeder Größe des Erfolges verfutht: Er ifi heute kein Verkannter und
kein Uberfchäßter mehr; und wenn wir Zeitgenofien uns auch hüten. zu-
künftige Ehrenpläße anzuweifen. das wiffen wir doch wohl. daß er uns
felber etwas Ungewöhnliches bedeutet.

Was wir zu feinem Ruhm ausfagen könnten. fcheint freilich dreifach
in dem verfloffenen Iahrzehnt gefagt. und nicht die fchlechtefken Geifter
find geneigt. an feinem Ehrentag die Ohren zuzuhalten. um bei dem über-
lauten Jubel nicht taub zu werden für die Säjäßung diefes Künfilers.
dem mehr als anderen aus der Bewertung Einzelner der Mafienbeifall
zuteil geworden ifk. Aber was Goethe von erfolgreichen Büchern fagte.
daß fie dadurch über der Kritik ftänden: das wird wohl auch vom Maler
gelten müffen. deffen Werke ein Befiandteil der künfilerifäfen Bildung
feines Volkes geworden find. Und daß kein deutfcher Künfiler unferer
Tage fich in der Popularität mit Thoma meffen kann. ift wohl in keiner
Weife zuviel gefagt.

So darf fich eine Feftbetrachtung zum fiebzigften Geburtstag diefes
Künfilers. die nicht im Wohlgefallen der eigenen Begeifierung aufgehen
will. zunächft wohl fragen: was ifi es. das den Beifall für Thoma fo
fchwärmerifch entfacht und ihm die Liebe der Mafien gewinnt. die an
anderer Kunft und anderen Künfilern unferer Tage verftändnislos vorüber
gehen?

Die Antwort fcheint nicht fchwer: wer fo den Inhalt feiner Bilder
der Vorftellungswelt feines Volkes entnimmt wie er. dem muß der Dank
und Beifall Vieler ficher fein. Hat Böcklin mit feinen Tritonen und
Venusbildern. feinem heiligen Hain. der Kalypfo und dem „I-ita
somujum drei-e“ einem Bildungszuftand des deutfäfen Volkes entfpro-
chen. fo Thoma mit feiner erzählenden Großmutter. dem Mondfcheingeiger
und all den heimeligen Schwarzwald- und Mainlandfchaften dem deutfchen
Volksgemüt. Daß er fchließlich als der deutfchefie aller Maler einer
Art von gläubiger Verehrung teilhaftig wurde. ift keine Modetorheit. Der
naive Befchauer kann in einem Bild niäzts anders fuchen und genießen als
den Inhalt; man mag ihm noch fo viel und klug vorreden von der maleri-
fchen Qualität. von der Raumbildung und der kompofitionellen Harmonie:
folange ihn der Inhalt nicht ergreift. bleibt ihm das andere grauer Dunftz
und wenn ihn der Inhalt ergreift. erft recht. Der ..Hüter des Tales"
könnte vermalt fein. wie er wollte. und in der Zeichnung die fchlimmften
Mängel zeigen: wie der gepanzerte Kerl bloßköpfig in der Nacht dafteht
mit feiner Fahne. fiill und treu den Schlaf der müden Bauernbewohner
bewachend. das geht dem Gemüt fo unwiderftehlich ein. daß es fich troo-
dem gefangen gibt.
Damit fcheint freilich im Widerfprmh zu fiehen. daß fich das deutfche
Volk gegen die Bilder Thomas jahrzehntelang ablehnend oder doch
gleichgültig verhalten hat. Er mußte fechzig Iahre alt werden. bevor
es feine Sinnbilder deutfchen Wefens trod ihrem volkstümlirhen Inhalt
überhaupt verfiand. Das muß wie alles feine Gründe haben. und die
find nicht fo fäfwer zu fuchen. Zum erfien kam die fcharfe Ablehnung
garnicht vom Publikumz es kriegte feine Bilder felten oder nicht zu fehen.
weil fie die Iury der Maler nicht überdauerten. Die Maler haben
Thomas Bilder niäte gewollt. weil er ein Unzeitgemäßer war von Anfang
an. und weil die fogenannte Entwicklung einer Kunfi. von ihrer Werk-
|att aus befehen. meift ein Wechfel der Moden ift. Wir brauchen nur
an jene Unbegreiflichkeit zu denken. daß felbfi ein fouveräner Maltechniker
wie Leib(nur von wenigen Kollegen feiner Zeit in Deutfchland
geaäftet wurde - troß der großen goldenen Medaille von Paris:
um die unheimliche Macht der Mode im malerifchen Handwerk zu
begreifen.
Dann aber hatte Thoma die Eigentümlichkeit für das Publikum.
den volkstümlichen Inhalt feiner Bilder in eine malerifche und zeichnerifche
Form zu kleiden. die gar nicht populär war. Wir wiffen alle. wie ein

Singlied erft zum Gaffenhauer werden muß. um populär zu fein, Die
einfachen Wendungen einer Melodie. die Klänge feiner Reime müffen
zur Geläufigkeit gefungen fein. bis fich der volkstümliche Inhalt hinein
begibt; denn nicht fchon das ift populär. was in feinem Wefen- einfach und
volkstümlich ift. fondern erft das. wohinein die Ströme eines volkstüm-
lichen Gefühls fich mühelos ergießen können. Und Thoma war dem deut-
fchen Volk zunächft wie einer. der in Sachfen oder Pofen allemannifch
fpricht: da konnte nur die Gewohnheit helfen. und bevor die Augen der
Menge fich an Bilder von eigener künftlerifchen Haltung gewöhnen. i|
leicht ein Maler grau geworden.
Das Glück von Thoma für die Maffe war. daß er mit feiner Gefund-
heit und feinem Selbftvertrauen abwarten konnte. daß er zunächft in
Miinchen - im Leiblkreis - danach in Frankfurt von der Schätzung
treuer Freunde behütet und geftärkt. zwar unbekannt. doch unverdroffen
das Seine tat. Nicht eigenfinnig auf einer rafch erworbenen Manier
verharrend. fondern klugen Auges alles beobachtend. was fonft an Malerei
gefchah; nur anfcheinend ein Einfiedler und Sonderling. in Wirklichkeit
ein Wohlgereifler und Vielbewußter. der fich keiner Anregung verfchloß
und zwar nicht mit der Mode. doch mit der Zeit ging. Wer das bezweifelt.
der kann fich in der Thoma-Ausflellung aus Frankfurter Privatbefiß im
dortigen Kunftverein leicht eines Befferen belehren. Von feinem Stein-
haufenporträt aus 1869 bis zu dem Lauterbrunnental von 1904. das ift
nicht nur der Weg von der dunkeltonigen zur .Hellmalerei überhaupt. fon-
dern es ift auch wenig Malerifches in diefen fünfunddreißig Jahren neu
und herrfchend gewefen. davon fich nicht in einem feiner Werke die deut-
liche Spur vorweifen ließe. Er war zu keiner Zeit ein eigenfinnig Be-
harrender. wenn er fich troßdem nicht verlor. wenn eine Ausftellung von
hundert Bildern verfchiedenfier Art und Haltung ziemlich in jedem feine
Hand erkennen läßt: fo mag man darin eine Sorgfalt der Natur erken-
nen. die jedes Künfklerkind von größerer Abficht und Begabung gerade
durch feine Eigentümlichkeit fo lange vor der allgemeinen Bewunderung
befchiißt. bis feine Art und feine Anfchauung gründlich gefeftigt ift. Es
ift etwas anderes. ob ein Künftler einen Stoff als erfolgreiches Motiv
findet und ausbeutet. oder ob er daran in der Einfamkeit herum boffelt.
Es war für Thoma in feinen verborgenen Iahren gleichgültig. ob er dies
oder das malte. weder die Kunfihändler noch die Kunftvereine noch fonft
wer fah nach ihm: fo konnte er unbehindert in feiner eigenen Vorfiellungs-
welt fpazieren gehen und alle die Sinnbilder ausgeftalten. die ihn -

wenn die Menge feine Sprache erft einmal verftand - durch die Volks-
tümlichkeit ihres Inhalts von felber populär machen mußten.
K K *
Die zweite Frage unferer Betrachtung müßte wohl die fein: wie
kommt es„ daß noch immer Kenner guter Malerei Thoma ablehnen oder
do>7 nur mit einzelnen Werken gelten laffen? Auch hierauf fcheint die Ant-
wort leichter als fie iftz denn wenn es nur die ganz Ertremen der neuen
oder der alten Richtung wärenx fo könnte man ihn je nachdem den Alten
oder Neuen zurechnen und die Abneigung begreiflich finden. In Wirklich-
keit aber finden fich die heimlichen und offenen Gegner feiner Kunft in
allen Lagern und Meier-Graefe gefteht ausdrücklich, daß er fiäf gegen
feine Art von Zeichnung auflehnen müffe wie „ein alter eingefleifchter
Profeffor". Es hilft auch nichts- daß man fich diefe Auflehnung als einen
inftinktiven Proteft empfindlicher Geifier gegen die überlaute Bewunde-
rung erklärt- daß fie fich mehr gegen feinen Erfolg und deffen Jünger als
gegen die Werke felber richte. Denn obwohl man glauben kannt daß
Meier-Graefe z. B.F wenn Thoma heute noch immer unbekannt in Frank-
furt fäße- ihn wert genug zu einer Entdeckung hielter dem kann man fich
doch nicht verfchließenf daß feine Kritik aus einer künftlerifchen An-
fchauung kommt- mit der fich die Kunft von Thoma im lehren Grunde
nicht verträgt. Es i| bezeichnend- daß er ihn als Mitglied des Leibl-
Kreifes gelten läßtr und auch die Maler fprechen gern von feiner guten
Eonrbet-Zeit. Sie meinen die dunkeltonigen Blumenftüäe und die Porträts
wie eben das erwähnte Steinhaufen-Bildnis. Das find die Bilderf mit
denen Thoma fich wie der frühe Trübner auf dem ficheren Boden einer
Malerei befand- die a-us dunklem Grund mit fchwarzen Schatten gleich-
fam von felber eine fanfte Farbenfchönheit gewinnt. Sie widerftrebt
einer harten Zeichnung und trägt die malerifche Weichheit- den floclig
lockeren Zufammenhang der Farben unlösbar an fich. Es muß auffallen-
daß fie auch den Minderbegabten des Leibl-Kreifes gleich geläufig war,
und daß fie heute noch bei jungen Akademikern bevorzugt wird. Sie läßt
fich bei Porträts und Stilleben gleicherweife mit ficherem Erfolg anwen-
den; doch verfagt fie vor der Landfchafß weil fie im lehren Grund ein
Kunfigriff iftf den Zauber einer fatten Ölmalerei vorzutäufchen. Wie
Trübner, Liebermann und alle Künfiler unferer Zeit von einiger Bedeu-
tung hat Thoma diefe dunkeltonige Atelier-kunft aufgegebenf als er fich
eigenen künftlerifchen Problemen zuwandte. Aber während Liebermann

die malerifche Weichheit in feiner fkizzenhaften Bravour beibehielt und
in den farbigen Strandbildern zur Meifterfchaft entwickelte; während
Trübner aus feinen Pinfelftrichen eine Art von Mofaik machte mit vir-
tuofer Verwendung feiner malerifchen Kenntniffe: ging Thoma von der
eigentlichen Öltechnik ab. deren Wefen der gleichmäßige und klare Pinfel-
fihlag ift. Seine zeichnerifchen Neigungen fingen an. aua) den Pinfel
zu regieren. und wer z. B. das bekannte Alpenbild von Lauterbrunnen
nach malerifchem Pinfelftrich durchfucht. wird enttäufcht nur eine fein be-
rechnete Zufarnmenfeßung von farbigen Gründen finden. in die mit fpißem
Pinfel ein kraufes Linienwerk hinein gezeiajnet ift.
Das ift tatfächlich mehr eine Lithographen- als eine konfequente Öl-
technikz aber fie gibt ein fchöneres Nefultat als die wilde Ölfchmiererei.
die Farbe über Farbe ftreichend Hügel und Täler auf die Leinwand bringt.
während hier immer die Struktur des Grundes in einer faft transparen-
ten Färbung fichtbar bleibt. Thoma hat oft mit launigen Worten über die
Deck- und Di>malerei gefpottet. die jede Farbe mit jeder andern wieder
überftreichen kann und im ..Mifchbrei" die Klarheit des Ölmaterials
durchaus vernichtet. Sie hängt aufs engfie mit der modernen Vorliebe
für die Skizze zufammen und ift eigentlich deren Sprößling. Mit der
konfequenten Öltechnik. wie fie Trübner vorbildlich pflegt. hat fie wenig
genug zu tun; die bef'teht in der klaren Pinfelfchrift auf reinen Grund.
ohne Untermalungs- und Lafurnachhilfen. alfo in einer fauberen Prima-
malerei. wo jeder Farbenwert mit dem Pinfelftrich direkt aufgetragen
wird. Das ift natürlich (weil Korrekturen ausgefchloffen find und jeder
Pinfelftrich nicht nur die Farbe. fondern auch feinen Teil der Zeichnung
geben muß) nur da möglich. wo die Anfchauung vollendet ift und gleich-
fam nur noch die innere Vorftellung in Neinfihrift gebracht werden muß.
Man kann daher den Stolz des Primamalers auf fein Handwerk be-
greifen. und allgemein bekannt ift ja das fait moralifche Mißtrauen Leibls.
des größten Meifters diefer Kunft: ..Ich glaube. der Kerl lafiert."
Wenn man darin die Grundbedingung aller Malkunft fieht. bleibt
es nicht aus. daß Thomas Bildermalerei als eine Entgleifung aus dem
rechtfchaffenen Handwerk betrachtet wird. und das tiefe Mißbehagen bei
Manchem ift wohl die Augfi- daß ihr Erfolg die mühfam gewonnene
Achtung vor dem Handwerk der Ölmalerei in Deutfchland fchädigen
möchte. Freilich ftände diefe Beforgnis nur wenigen zu. und nichts ift
komifäjer. als wenn die Jünger der unberühmten Dickmalerei mit Spachtel
und Kremferweiß fich ihrer bedienem Auch liegt ihr beftenfalls noch immer

der Irrtum oder die Engherzigkeit zugrunde. daß nur eine folche Ölteatnik als Malkunft zu betraatten fei,
Nun foll hier niatt der Kunftgriff gemaatt werden. Thoma den Landfataftsmaler kurzerhand auch als Figurenmaler in die Reatnung einzufehen und an dem Einwurf ganz vorbei zu gehen. daß feine Zeiatnung vielfach den dörflicIten Uhrenfatildermaler feiner erfien Jugend kaum verleugne. daß fie meatanifch. unbeholfen und mehr ein Niattkönnen als eine fiilifiifate Fähigkeit fei. daß dies in der Landfataft niatt fo pein-liat zu bemerken wäre wie in der menfatliaten Figur. wo jeder Akademiefatüler ihm die gröbften Zeiatenfehler naatweifen könne. Es ift allerdings merkwürdig. wie fiat in diefem Vorwurf ..der eingefleifatte Profeffor" und der moderne Kunftkenner einmütig finden. Sie hätten reatt. wenn in der Kunft die korrekte Naatahmung der Natur das Ziel wäre; aber da Meier-Graefe andern Künftlern das Reatt gibt. aus fiat felber ..eine zweite Natur" zu geben. ..die man fo wenig mit dem Wald. der Wiefe. dem Tier vergleichen kann. wie eine Kirche oder ein wohlgebautes Haus": werden wir. die wir Thomas ..falfate Zeiatnung" niatt fo unintereffant finden wie er. ein wenig von diefem fouveränen Reatt auat für ihn beanfpruchen dürfen. Wir geben zu. feine Vorftellungswelt ift bauernmäßig fatliatt gegen die von Marees etwa. aber da fie das Bedeutende in den Erfateiuungen fuatt und oft genug Sinnbilder findet. die mit der fiillen Gewalt eines Volksliedes uns niatt mehr verlaffen: find wir ihm dankbar. daß er in ihrer Darftellung fiat niatt als ..Naturalift" befatied. fondern in einem den einfachen Sinnbildern angemeffenen Stil ihre Bedeutung auszudrücken mutig genug war. trotz der Zeichenfehler.
K 'l- kl*
Das aber führt faton zu der dritten Frage. mit deren Beantwortung wir diefe Betrachtung fatließen möatten: Was bewegt uns. trotzdem er kein Ölmaler im konfequenten und entarteten Sinn war und auat niatt einmal als korrekter Zeiatner brillierte. ihm doclt zu feinem fiebzigfien Geburtstag als einem großen Künfiler gern zu huldigen? Wenn feine Vorfiellungswelt faton bäurifat gewefen wäre. d. h. wenn er fein Leben lang die Iugendeindrücke feiner fchönen Satwarzwaldheimat niatt überwunden hätte *- was gar niatt immer riattig ift - fo wären wir ihm angefiatts der landläufigen Bauernmalerei vor ihm faton dankbar. daß er diefer Welt einen künfilerifaten Ausdruck gegeben hätte. darin wir die ewige Bedeutung ihrer Sinnbilder erkennen. Warum follte einem Bauern
.-

verwehrt fein. was wir einem Großftädter. einem klaffifch Gebildeten be-
geifiert anerkennen? Eine Parze ift eine gebildetere Vorftellung als ein
Schnitter. aber kein* tieferes Sinnbild; d. h. wenn der Schnitter nicht
„naturaliftifch“ gemalt. fondern als Sinnbild empfunden und geftaltet
ift; denn andernfalls bleibt er ein Bauer. der Korn fchneidet. wie eine
Parze das Fräulein Modell bleibt. Leibls „Frauen in der Kirche“ hätten
auch Spivenklöpplerinnen in einer Kirmesbude fein können. das wäre
ihm gleich gewefen, Er wollte nichts als die köftliche Qualität feiner
Malerei; er fchnitt aus den „Wildfchüßen" die einzelnen Stücke aus. als
ihm gefagt wurde. daß die Gliedmaßen zu lang geraten feien. Ihm
waren alle Sinnbilder blauer Dunfi. Aber lieben wir Dürers Blätter
wirklich nur um der technifchen Qualität ihrer Zeichnung willen. und ift
uns das Lächeln der Frauen auf Lionardos Bildern gleichgültig? Was
will ein Volkslied. ein Gedicht. eine Melodie anders. als für ein Gefühl
einen typifchen. von feiner zufälligen Herkunft befreiten Ausdruck fuchen?
Und wenn der Vergleich aus andern Künften nicht beliebt wird: was
hätte Marees zu den „Dorfpolitikern" und von Gogh zu einer Trübner-
fchen Landfchaft gefagt?

Da dies nun aber fo verfianden werden könnte. als follte damit das
berüchtigte „Gemüt" gegen das malerifche *Handwerk feine Schwärmer-
augen erheben. wollen wir lieber bei dem Beifpiel einer feiner Landfchaften
bleiben. der fchon mehrmals erwähnten vom Lauterbrunnental, Wer fie
mit einer fpäteren Landfchaft Thomas vergleicht. etwa dem „Rheintal bei
Säckingen“ (in der Galerie Flersheim zu Frankfurt a. M.). wird einen
Unterfchied bemerken. der faft auf einen anderen Maler fchließen läßt.
Nicht. daß es heller in allen Tönen ift und auch viel heller. als es der
Unterfchied in dem Motiv allein rechtfertigt. daß es gleichfam den ..Fort-
fchritt" zur modernen Malerei bei Thoma dartut: es zeigt auch einen
Unterfchied der Handfchrift. der erfiaunen muß. Dort das flache Rhein-
tal. wo ein leichter Dunft die grünen Wiefen und die Waldberge fanft
abtönt zu Flächen. die fich kaum voneinander fcheiden und in die der Blick
fuchend weit hinein führt; hier ein in allen Einzelheiten klarer Aufbau.
der fiih mit jedem Stück dem Auge drafiifch hinbreitet. fiatt der Tiefe eine
Fläche bietet. auf der die fiark gezeichneten Wolken den Blick verhindern.
ins Bild hinein zu gehen.

Wer die Bilder feiner letzten Iahre kennt. weiß auch. daß hier niäft
allein das Motiv die andereDarfiellung erforderte. daß hier einfPrinzip zur
Klarheit gekommen ift. das fich mit immer größerer Deutliäfkeit in feinem

Schaffen zeigte: fiatt der Illufion eines Naturausfchnittes den klaren Aus-
bau auf der Fläche zu geben. aus jeder Einzelheit die typifche Erfchei-
nungsform in draftifchen Linien zu gewinnen und mit diefen Linien auf
einer licht gefärbten Fläche eine Harmonie zu machen. die fich dem Blick
mit eins hinbreitet. Man hat fich an den harten Zweigen feiner Bäume
gefioßen. die er auf feinen letzten Landfihaften gern vorn ins Bild hinein
zeichnet; man hat gefunden. daß er nicht einmal fonderlich mit ihren
Formen variiere. daß er den Menfchen. die vorn im Bild gingen oder
ftanden. hart umriffene Konturen gab. in denen alles Perfönliche ausge-
laffen war und die Haltung fait wie mit der Druckertype draftifch wieder-
kehrte: das alles fah man und nahm es als Bequemlichkeit. Nichtkönnen
oder Laune. man nannte feine Wafferfälle gefroren und feine badenden
Iünglinge darin in der Bewegung eingefchlafenz nur daß dies alles be-
wußte Abficht eines Künfilers war. der einen andern Bildein-
druck als den gewohnten auf der Fläche klar ausbreiten wollte.
das fah man nicht.
Es muß wohl Gründe haben. daß der Meifter der monumental ge-
fchmückten Fläche. daß Ferdinand Hodler vor den Blättern Hans Thomas
bewundernd |eht. Daß der auch altmodifch oder bäurifch fei oder gar am
deutfchen Gemüt krank wäre. wird keiner im Ernft behaupten wollen: Es
wird wohl das Prinzip der klaren Flächengefialtung fein. das auch das
feinige ifi. wenn fchon in einer andern aufs Pathos gefiimmten Bewegung.
Es gibt einen gemalten Bauerngarten von Hans Thoma. wo zwar vorn
ein grabender Kerl ins Bild hinein fteht. hinter ihm aber Spaliergerank
und Figuren faft zu einem ornamentalen Fries verwoben find; es gibt
einen Wafferfall. darin das riefelnde Waffer fich mit den runden Steinen
architektonifch aufbaut; es gibt auf allen möglichen Bildern Figuren. die
im Hintergrund beim Pflügen oder fonfi befchäftigt find und wie ein Orna-
ment ihre Silhouette draftifch ftellen; es gibt die Lautenfpielerin mit der
Hirfchkuh. den Mondfcheingeiger mit dem ftarken Aftwerk. die erzählende
Großmutter vor den Kindern. darüber der Kater wie eine Brunnenfigur
in den Mondhimmel fteht: überall war ein Prinzip gefchäftig. das uns mit
Hodler fo überrafchend in den Impreffionismus hinein kam. und dem
fich doch fchon allerorten die erftaunte Kritik beugen muß.
Es fcheint uns ficher. wenn er| durch die bewußte Befchränkung auf
die Fläche wieder Kraft und Haltung in unfere Schildereien gekommen ifl.
daß man dann auch erftaunt erkennen wird. wie der alte Hans Thoma ein
Junger gerade da war. wo ihn die Zeitgemäßen als altmodifch fchon be-

_ Wilhelm SchÃ¤fer
, *-7
*â€ž . *- .27- 11icht die Laune. de: Gefthm-.e
I1- fachliche Klarheit. Ihr be'.
- -- -- :.*er Zeitgenoffen. die nicht dura
-- . * -- 1.- gefÃ¤hrdct waren. ï¬ch ins Perf'on
i, fe.: ei ift. *wenn wir feinen Franzi-3'721.
:ui-i fehen. wieviel der Zeiger dic-c*
. -*- r. Jet" ir* eine." :EZ-.ie v:-*-*c'7->g.ng. 5*'
* tio-.h wenig zu WTO-n .rr-.treu
_-- -.__.._-_._..- o." ..
..._-
4. ,(j

Robert Saudel:

Gefängnifie in Japan.

Die Führung der Gefängniffe in Japan ift vom wirtfchaftlichen. kriminologifchen und pfychologifchen Standpunkt muftergültig. Wenn man auf Grund der Erfahrungen. die europäifche Nationen auf diefem Gebiet machten. den Iapanern nicht eine Dezentralifation der heutigen Einrichtungen empfehlen möchtet fo wiirde man fich verfucht fühlen, zu fagenf daß hier kaum noch etwas zu reformieren übrig geblieben ift und daß die Europäer zu ihren einftmaligen Schülern in die Lehre gehen müßten.

Wenn fich jemand im unklaren darüber fein folltej wie weit fich Japan von anderen Ländern Afiens kulturell unterfcheidet- an der "traf-rechtliäfen Exekutive könnte er es erkennenj daß Iapan alle anderen Nationen der alten öftlichen Welt himmelweit überragt. Eine Tagesreife liegt Nagafaki von Shanghai entfernt. Eine Tagesreife nur trennt zwei Weltenj von der die eine mit den graufigen Mitteln einer mehr als mit-telalterlichen Zeit arbeitet. und von der die andere deutfcher Strafgerichts-barkeit ebenbiirtig ift.

Die Japaner find fcolz daraufj daß fie es als Schüler in fo kurzer Zeit fo weit gebracht haben. und fie zeigen ihre Leiftungen gerne den Europäernj die fich dafür intereffieren. Wenigftens war mir ihr Juftiz-minifter ein fo bereitwilliger Helfer und ließ mir die Tore der Gefäng-niffej die ich zu fehen wünfchtej fo fehnell und weit öffnenr daß ich eine ähnliche Liebenswürdigkeit der allerhöchften Behörden in keinem anderen Lande kennen gelernt habe. *

Bei all ihrem Stolz zeigen die Japaner aber auch eine fo reizende Befcheidenheih find fo fehr von jeder überhebung frei. vergeffen fo wenig die von ihren Lehrern empfangenen Wohltatenf daß fie den intereffierten europäifchen Beobachter zu um fo größerer und aufrichtigerer *Hochachtung zwingen.

Die japanifäjen Gefängniffe* gehören zu einem der drei Gebietez in denen deutfcher Einfluß nicht nur überwiegtr fondern einzig ausfchlag-

lächeln wollten. Das Ziel der Kunft ift nicht die Laune. der Gefchmack
und Wiß und Perfönlichkeit. fondern die fachliche Klarheit. Ihr hat
Thoma treuer gedient. als die meiften feiner Zeitgenoffen. die nicht durch
eine fo vielfältige Begabung wie die feine gefährdet waren. fich ins Perfön-
liche zu verlieren, Wer von uns noch dabei ift. wenn wir feinen achtzigfteu
Geburtstag feiern. wird dann genau fehen. wieviel der Zeiger diefes
ehemaligen Uhrenfchildermalers feiner Zeit in einer Sache vorausging. die
wir bei feinem fiebzigften Geburtstag noch wenig zu fchäßen wußten.

.Robert Sauber
Gefänguiffe in Zap-a::
Die Führung dei Gefängno'ie - tn i-t vom wimfchaliimen.
kriminologifchen und pfncholegijchc" S *'r' 2.:.kt mnfiergultig. “elfenn
auf Grund der Erfahru-'gim die “.2 *Näf-cbt* .Ne-ll'Mixl auf diefen
*Fsebiet machten. den Iapanern nicht L'iä-*rteal int-cn ..*-r hei-tigen
Ein-*ictnungeu empfehlen möchte. fo *3- .ran :im --cri-.ttn 7:-7len, zu
fag:u. “daß hie- raum noch etwas zu r. .mm-.*7 tkm-.5 :Winden (-"t un.)
rif- *Ile Europäer zu ihr-:n einf'tma...,1a- »3.117, .6:1. in o4* Lehre geren
ini-stic'.
nik-m- fich jemanr im unklaren o-'rüler fein fehle. ni* ir.-.' fir„
*Japan von anderen Ländern Afiens *vl-u r." r-.qterioi-idet an rer fit-W
rex-.linien Erekutive kiinntc er es erkenne-1., tax* ?mA-1 elle a*-'oereu
*Natic'n-:n der alter. öftliäien Welt himmelwen "Xu-..29:7 :Fin- Tagesreife
:.-g' Nagaiaki ron Shanghai entfernt. (Fire Lag. .--x i.-.- tun-ir :re-i
Velten. von der 'rie eine mit den arm-,i 1e.- if'm* - .1- w. :- -i a-'t mit.
telalterlicl-en Zeit arbeitet. und *Kon d-r die -cckr-e - * “ .- 2- Feri-ici ts-
backei- eber-bürtig ift.
Die Japaner find .":olz later-f. .*,17- :7.- e*: aiif 3-'. t. *t i1 f.- ('irzel"
Zeit fo weit g-brarhc haben. lil'k- ,er . _nn i'rtc *Wein-.gen kei-ne den
Europäern. rx.; fi-t* daf-ir intere*;'c.*ren .-- -rigfiens wa:- m-'r ihr Inftiz-
minifler ein fo bereit-billiger .1": (fer und '.uß mir die Tore der Gefäng-
-tifle. die icl- zu iehen *runf-itie. ,o fchnell ur:- wcit öffnen. .daß ich rin.-
a'cnlichc Ljebenswu'rdigk-*it di*- ..llerhöchfien Bel* »rr-en in keincm anderen
Lande kennen gelernt habe.
Rei al'. ihrem Stiiz zeig-n die cJapan-:r ab“. ,. .4* -in- fo rxzeud
Befcheidcuheit. find fo fer,- vor. feder übern-burg fr-.i -* : - --.' -u ie wenig
die von ihren Lehrern empfangenen Wohlntt--ä. du". 17c '* - '1 .--c-i-.rtet'
euroräifchen Beobachter zn um fo größere! und t11.-:: cl-t gr'. '* '- *.7. *-9
zwingen.
T“.- zapanifehen Gefängniffegehbren zu cin-:m der drei '--' .- --
denen druiiclzer Einfluß meh: nur überwiegt. fondern ein7lg 1-.-'.-*---, .-
99 4;.

gebend if't. Die medizinifche Fakultät der beiden Univerfitäten. die Or-
ganifation des Landesheeres und die Strafgefängniffe find das Werk deut-
fcher Männer in Japan. Hier wird man auch bei den erften Leitern der
großen Gefängniffe die Kenntnis der deutfchen Sprache vorausfehen
dürfen. *
Das erfte Gefängnis. das ich in Tokio befuchte. beherbergte faft nur
Unterfuchungsgefangene. Am Tage meines Befuches faßte es etwas
über 1200 Gefangene. darunter 1100 Befchuldigte. von denen 100
Frauen waren. und 100 Verurteilte. die am felben oder am nächften Tage
nach dem nahen Strafgefängnis von Sugamo gebracht werden follten.
Ich gab meine Karte ab und erwartete im Sprechzimmcr den Ge-
fängnisdirektor und feinen obligaten Dolmetfcher. Unterdeffen bringt
mir ein „Boy“ den Tee. der hier zu Lande allen Gäften angeboten wird.
Ein unterfetzter. kleiner gelber Herr tritt ein. Er begrüßt mich. breitet
den Plan des Gefängniffes vor mir aus und beginnt feine Erklärungen.
Hier liegen die Zellen. da das Bad. das Hofpital. das Verwaltungs-
gebäude. das Proviantamt. Dann erzählt er mir die Gefchichte des von
ihm verwalteten Haufes. Vor zwanzig Jahren wurde es erbaut - nam
deutfchem Mufter. Nach deutfchen Vorbildern wird es auch heute noäj
ausfchließlich verwaltet und - mit Stolz erzählt es der alte Herr -
bei einem deutfchen Lehrer hat er felbf't ebenfalls feine Kenntniffe ge-
wonnen. Ich ftelle noch diefe und jeneFrage. die freundlich. ausführlich
und langfam beantwortet wird. dann fchnallt der Herr feinen Säbel um
und beginnt feinen Demonftrationsrundgang durch das Gefängnis.
Wohin wir auch kommen. überall blitzt es und blinkt es von Sauber-
keit. Man hat das Gefühl. daß eine fo konfequent durchgeführte Neinlich-
keit auf manchen der armen Kerle. die hier ..filZen". von ftark erzieherifchem
Einfluß fein muß. Die Iapaner neigen re>jt fehr zur Neinlichkeit. und
das arme Volk hat in diefer Beziehung entfchieden feinere Inf'tinkte als
die gleichartigen Bevölkerungsmaffen in Deutfchland.
Hier in den Gefängniffen fehen nun die armen Leutchen. wie gut und
gefund es fich lebt. wenn man nicht nur feinen Körper. fondern auch feinen
Kimono regelmäßig wäfcht und auf wohlgeklopften Matten fchläft.
Frifche. wohlgepflegte Wiefenanlagen dienen den Gefangenen zu freier
Bewegung in den dazu beftimmten Paufen. in großen. fauberen Küchen
wird die Nahrung der Gefangenen bereitet. und in freundlichen Sprech-
zimmern dürfen fie unter Auffficht ihre Angehörigen fehen.
Die Größe der Zellen wird nach Matten berechnet. Alle Matten in

Japan haben die gleiate Größe. Die Einzelzellen umfaffen drei. die
Doppelzellen fünf Matten. Die Zellen der bereits Verurteilten nnter-
fcheiden fiat von denen der Unterfuatungsgefangenen dadurat. daß fie
zwar diefelbe Mattenausdehnung haben. fiat der Matte aber nur reat-
nungsmäßig als eines Maßes. niatt aber als eines praktifat vorhandenen
Inventars bedienen. Da in Japan die Matte Stuhl. Sofa und Bett
zugleiat repräfentiert. niatt aber. wie bei uns. als bloße Zierde des Zim-
mers dient. fo bedeutet diefer Mangel die Entbehrung jeglichen Luxus*
für den Gefangenen. Es kommt zu der phyfifchen Entbehrung zugl-eiat die
moralifate Degradierung in der Wegnahme der Matte zum Ausdruck.
Alle Zellen find fehr hoch. luftig. hell. peinliat fauber und mit Waffer-
leitung und elektrifatem Liatt verfehen. Ihre Briefe müffen die Ge-
fangenen in einem befondern. überfiattliat eingerichteten Raum fchreiben.
Pfyatologifch unvergleiatliat interefianter als das Unterfuchungs-
gefängnis von Tokio ifi das Strafgefängnis in Sugamo. einer Vorftadt
der japanifaten Reiatshauptftadt.
Das Gefängnis von Sugamo faßt rund 2500 Gefangene. d. h. es ifi
niatt nur der Platz für eine fo hohe Anzahl von Sträflingen vorhanden.
fondern alle Zellen find auat faft immer befeht. Hierbei maatt fiat ein
Mangel an Einzelzellen bemerkbar. fo daß ein Neubau geplant wird.
durch den das Riefengefängnis noch mehr an Ausdehnung gewinnen
wird.
In diefem ungeheuren Strafgefängnis wird man vergebens nach
dem Eindruck grauenvollen Unglüas und Darbens fuaten. Im Gegen-
teil. es hat für den Befuater den Anfatein. als ob er durch eine riefige in
allen Einzelheiten wohlorganifierte und in tadellofer Ruhe funktionierende
Fabrik geführt würde. Mit Ausnahme der Hofpital- und Irrenhaus-
gefangenen. die kaum zwei v.H. derGefängnisbevölkerung betragen. arbei-
ten alle 2400 Gefangene ihre regelmäßige. vom hygienifaten Standpunkt
bemeffene Stundenzahl auf einem Gebiete. das nackt Mögliatkeit ihrer
Berufsarbeit im bürgerlichen Leben entfpriatt.
Da gibt es Satneiderwerkfiätten. die in zwei. drei Säle zerfallen. in
denen je etwa hundert Arbeiter tätig find. Schufterwerkftätten und Tifat-
lereien gleiater Art. und Säle. in denen aattzig oder hundert Menfchen
Briefträgertafaten. Poftfäcke. Militärmäntel und ähnliates arbeiten. Die
Hauptarbeit der Gefangenen kommt den Bedürfniffen des Staates zu-
gute. der hier eine Gemeinfataft billiger. fleißiger Arbeiter verfammelt
hat. fie zu öffentlichem Wohle nüßt. ihnen durat die Wohltat einer ver-

ftändigen Befchäftigung die Strafzeit verkürztf fie moralifch und hygie-
nifch erzieht und ihnen dabei die Möglichkeit ein-es- wenn auch geringen
Gelderwerbs bietet. Etwa ein Fünftel des alfo erzeugten Wertes wird
dem Strafarbeiter als fein Arbeitslohn angerechnet. Gefangenw die
fich befonders gut benehmenx erhalten proportional mehr als renitente.
Es wäre ein fonderbarer Zufallz wenn in diefem von künfilerifäzer
Arbeit und künfilerifchem Interefie erfüllten Lande nicht auch unter
den leichteren oder -fchwereren Verbrecher-in Kunftarbeiter zu finden
wären. Ift es dom erftaunlicl» daß fie- wenn auch in diefer Gefell-
fchaft- in einer fo erdrüclend geringen Minorität find. Immerhin finden
fich ein paar Bronzegießer- Zifeleure und Holzfchnißer unter ihnen. Für
fie ift eine befondere Bronzegießerei eingerichteß und mit den kleinen
fcharfen Infirumenten entfernen die Zifeleure kunftgerecht die Guß-
fchlacke und ziehen die Linien der Skulpturen in dem polierten Gußmetall
nach- während in ihrer Nähe ein paar Holzfchnißer fleißig und aufmerk-
fam Meißel und Meffer an dem gefälligen japanifchen Kirfchenholz er-
proben.
Alle diefe Leute find freundlich höflich und ftill. Man begegnet
keinem haßerfüllten Biich und fo fehr man feiner eigenen Erkenntnis
mißtrauen magf fo fieht man es do>7 immer wieder- wie jung und alt
gleich zufrieden und ein wenig neugierig von feiner Arbeit aufblicktz um
die Befucher zu mufiern.
Worum alle Nationen der Erde das kleine Japan beneiden können-
das ift das Menfchenmaterial unter dem einfa>7en Volke- felbft unter
denenF die zu den Verbrechern zählen. Diefes ergebenef befcheidene7
höflichß keufch empfindende Volk würde man in allen anderen Zonen
vergebens fuchen.

Mar Meyerfeld:

John Millington und St. John.

I.

. . . Und ein großes Sterben hub an in der englifchen Literatur.

..Unwetter bleibt die Welt zurück. entkrönt.
Da nimmer nun in hohem Sang fein Herz
Geburt und Tod und Nacht und Tag verföhnt."

Algernon Charles Swinburne ftieg zuerft in Charons Kahn. Der größte Alerandriner aller Zeiten. Der Schlüffelbewahrer zur Schaßkammer der Weltliteratur. Byron-Schüler. Präraffaelit. Elifabethaner. Hellenift in einer Perfon. Noch auf der leßten Fahrt muß er dem faflottrichten Fährmann griechifche Herameter rezitiert oder eine Villanelle vorgefungen haben. Und auf der Asphodeloswiefe empfingen ihn feine Teuren: Shakefpeare. Chapman. Ben Ionfon; Villon. Victor Hugo. Baudelaire; William Blake. Zwanzig Zeitgenoffen entblößten fchweigend das Haupt. als der Sarg zum Bahnhof geleitet wurde -- ganze zwanzig. So ehrt England feine herrlichen Toten. Bauaufen. Böotier!

Und John Davidfon. der Schotte. verfchwand freiwillig von diefer Erde. die er. wie Thomas Hardy. nur noch mit grämlichen Augen zu fchauen wußte. Immer bittrer war fein Wähnen von diefer Welt geworden; ein einziges „.l'neeuae“ ftöhnte zuleßt aus feiner Dichtung. Es ftöhnte. es jammerte - es dröhnte nicht. daß der Boden bebte und die Wälle wankten. Ihm fehlte die Kraft. durch das Leid im Lied die Menfchen auf die Knie zu zwingen. Sie fchüttelten nur die Köpfe. daß er fo mißmutig geworden und von des Lebens Luft nichts mehr wiffen wollte. Da ging er zum Poftamt. fafickte feinem Verleger ein Paket befchriebener Blätter - „'l'be Peatnment of a Wan tor-via“ - und ward nicht mehr gefehn.

Und George Meredith leg-te fich zum leßten Schlummer nieder. Er hatte feit einem Jahrzehnt gefchlummert. nachdem feine Anfänge noch in die Zeit gefallen waren. als Dickens die Herzen bewegte und George Eliot die Geifier erregte. Zeitlebens hatte er einen Fuß im Steigbügel. ohne

daß es ihm gelang. fich der wetterwendifchen Stute ..Volksgunft" auf den Rücken zu fchwingen. Dafür feierten ihn feine Getreuen als den Browning des Romans. als einen Shakefpeare der Profa. Ohne Übertreibung. Es gibt Kapitel bei George Meredith. die zum Wunderbarften befchreibender Dichtung gehören. die man nie wieder vergeffen kann. wenn man einmal fo glücklich war. das üppig wuchernde Gefirüpp beifeite zu fchieben und zu ihnen vorzudringen: etwa die Zauberinfel in ..Richard Feverel" und das Bad im Ozean in ..Lord Ormont“. Und es gibt bei George Meredith Gefialten. namentlich weibliche. von einer fo modernen Differenziertheit. mit fo vielen Facetten - etwa Diana -. daß die Frauenfiguren modernerer Dichter daneben dürr und dürftig erfcheinen. Immerhin. das Gefirüpp ifi nicht zu [eugnen. Die Deutfchen. deren Lebenstempo jetzt ein rafcheres geworden ift. weigern Meredith den Tribut der Anerkennung. finden ihn arricriert. Iean Paulifch umftändlich. mit einem Worte: langweilig. Aber fie lefen diefen Sprachgewaltigen und Sprachvergewaltiger in Uberfeßungen. die nicht diskutabel find. und wollen nicht berückfichtigen. daß er faft der Generation ihrer Großväter angehört. Gottfried Keller hat auch nicht ums Iahr 1900 gefchrieben. Swinburne und Meredith find dahingegangen wie der greife Neftor. nachdem fie gefagt. was fie zu fagen hatten. Doch von zwei Dramatikern foll hier die Rede fein. denen es das Schickfal wehrte. ihren eignen Ton zu finden oder. wenn fie ihn fchon gefunden hatten. ihm Gehör zu verfchaffen. ..Unendliche Sehnfuäft" weckt ihr Scheiden vielleicht nur einem kleinen Kreife naher Freunde; aber es weckt bei allen tiefes Bedauern. daß fie auf der Mittagshöhe ihres Schaffens abbrechen. gleichfam von vollen Schüffeln aufftehn mußten.

II.

Iohn Millington Synge. in der Nähe von Dublin geboren. fkarb. erft aäjtunddreißigjährig. in feinem irifchen Vaterland. das er glühend liebte wie alle Iren. dem er bis zuleßt treu blieb wie die wenigfien Iren. Seine Legende ..Der heilige Brunnen" - das einzige feiner Dramen. das hierzulande bekannt geworden. - ift im Deutfchen Theater vor drei Jahren gefpielt und bald begraben worden. Ich habe fie zu überfeßen verfucht. Bitte. das foll keine falfche Befcheidenheit fein. Ich ftaune heute. daß ich es wagte. diefe Dichtung mit ihrer nationalen Melodie. fchwermütig wie die Ölrtenweife im ..Triftan“. auf einem fremden Inftrumente nachzublafen.

Wie verfällt man juft auf Synge. von dem damals noch kaum ein
Engländer gehört hatte? Man kauft fich in London eine irifche Zeitfchrift.
Nicht weil fie den fchönen Namen „Dana" trägt. der fo viel bedeutet wie
das griechifche Gaia: Allmutterz fondern weil George Moore. einer der
feinf'ten Schriftfteller. die heute leben. auch einer. für den die Deutfchen
keine Zeit haben. feine „bl00c18 uns blemorjee“ darin aufzeichnet.
Aprilheft 1905. In dem dünnen Heftchen fieht ein Auffaß in franzöfifcher
Sprache. von einem „l-0761' of the West“ gefchrieben. Ein Franzofe
erzählt. daß er in Dublin ein merkwürdiges Stück „M10 Well of the
Saints“ gefehn habe. und verfucht. obwohl er das Idiom nur mangelhaft
verfiand. die Fabel wiederzugeben. Auch eine kunftlofe Inhaltsangabe
vermag zu feffeln. Endlich einmal ein Stoff l Ein Stoff- der abfeits
vom Wege gewachfen. Keine Haupt- und Staatsaktionz keine Familien-
katafirophez keine Eiferfuchtstragödiez nicht einmal ein dreieäiges Ver-
hältnis. Man ifi intereffiert und fchreibt dem Autor, Bittet ihn. wenn
möglich. um Uberfendung feines Werkes. Er tut's. und man muß fich bei
der Lektüre von Seite zu Seite fagen: hier hat einer etwas überrafchend
Neues gemacht. Das Neue liegt nicht fo fehr im Stoff. Zwei blinde
Bettler. die Ärmfien der Armen. erhalten die Gabe des Augenlichts. wer-
den fehend und fehnen fich nam ihrem früheren Zuftand zurück. Schon oft
ift das Recht auf Blindheit behandelt worden. Der Franzofe Elemenceau
hat ihm kurz vorher chinefifchen überwurf gegeben. und Richard M. Meyer
will nächftens dem Motiv durch die Weltliteratur nachpürfchen. Und
doch. in der Graufamkeit. um nicht zu fagen: Roheit. mit der hier dem be-
mitleidenswürdigften körperlichenLeiden begegnet wird. ift ein eigner. wenn
auch keineswegs lieblicher Ton augefchlagen. Aber das verblüffend Neue
liegt in der Form. Hier hat einer den überaus kühnen Verfuch gemacht.
die idiomatifche Sprechweife der gälifchen Bauernbevölkerung mit eng-
lifchen Worten nachzubilden. Das geht fo weit. daß er felbfi ihre Syntax
ins Engljfche übernimmt. alfo etwa für das fehlende Präteritum des Kelti-
fchen eine Umfchreibung mit dem Partizip riskiert und manches dergleichen.
Natürlich mutet auch den Engländer diefe fonderbare Neufchöpfung
fremd an; der Ausländer verfiand fie vielfach nicht und hielt zum Zwecke
der Übertragung eine Transfkription ins Englifäfe für unerläßlich. Doch
es genügte. daß mich der Dichter in feine grammatifchen Befonderheiten
einweihte. fo daß mir der Sinn überall völlig klar wurde. Mehr ließ fich
kaum geben.
Ich fchickte ihm dann meine fertige Überfeßung. Bei diefer Gelegen-

heit erfuhr ich. daß Synge des Deutfchen mächtig war. Er hatte Deutfch-
land öfter befucht. hatte fich in den bayrifchen Alpen aufgehalten und fich
von dort. mit feiner Geige am Weg auffpielend. nach Italien durchge-
fchlagen. Der Sohn eines armen oder verarmten Dubliner Rechtsanwalts
ein fahrender Gefell. ein Spielmann. man dürfte fagen: ein ,.Taugenichts“.
hätte feiner Natur nicht jede fonnige Heiterkeit. das unbekümmerte In-
den-Tag-hinein-Leben gefehlt.
Auch Paris war ihm wohlbekannt. .hier hatte ihn in einem Dach-
kämmerchen William Butler Yeats aufgelefen. diefer irifche Fanatiker.
diefer keltifche Zionift (der Ausdruck bedarf keiner Erklärung. denn ihrer
Begabung. ihrem Temperament und ihren Schickfalen nach find die Iren
katholifche Inden). diefer von nationaler Begeifterung Trunkene. der am
liebfien alle Iren zu einer die Welt beherrfchenden Macht vereinigen
würde und. da ihm dies nicht gelingt. fich damit befcheidet. der keltifchen
Sprache zu einer Renaiffance zu verhelfen. Der haltlofe Synge. der die
Mufik eben an den Nagel gehängt hatte. weil ihm Zweifel an feiner Be-
fähigung für diefe Kunft gekommen waren. und wie ein Kork auf dem
Ozean der Literatur herumtrieb. wurde von Yeats mit Befchlag belegt.
..Ans Vaterland. ans teure. fchließ dich an. das halte fefi mit deinem ganzen
Herzen; hier find die fiarken Wurzeln deiner Kraft." Und Synge fog
neuen Saft aus der Berührung mit der heimifchen Erde. Ein faft fchon
verlorener Sohn. kehrte er nach Erin zurück und verbrachte fortan» alljähr-
lich mehrere Monate unter der keltifch fprechenden Bevölkerung der Infel.
Seine dort gefammelten Erfahrungen find in einem Buche über die
..Aran Islands" niedergelegt. Es find in der Hauptfache folklorifiifche
Studien. Hier fand er unverbildete Menfchen. Hier fand er den reichfien
Sagenfchalz. Hier fand er in den Menfchen prächtige Märchenerzähler
(jeder Ire ifi ein geborener Auffchneider. alfo auch ein Dichter). Hier fand
er feine feltfamen Dramenftoffe. Bald tragifch wie eine Epifode aus Her-
mann Heijermans' „Hoffnung“ -- „L-Werk! t0 i118 868“ -. bald derb-
komifch wie eine Hans Sachslfche Schnurre - „ll'be IWW-7 of the
Med“ -. Man kann ganz deutlich verfolgen. wie ihm durch die Er-
zählung eines Autochthonen über die wunderbare Heilung eines Blinden
zuerfi der Gedanke an feinen ..Heiligen Brunnen" aufgeftiegen fein muß,
Run war er reif für die vaterländifche Same. Nun konnte Mats
mit ihm zufammen ein irifches Nationaltheater gründen. das in der Haupt-
ftadt feinen Sie haben und von hier aus der ganzen Infel eine neue Thea-
terkultur bringen follte. Was dem Grimftader Apothekerlehrling gelungen.

warum follte das den Dubliner Dichtern unmöglich fein? An allen
Ecken und Enden regten fich die Schaffenden. Ich glaube. es waren faft
fo viele Produzenten wie Konfumenten da, und der größte Künfiler unter
ihnen- George Moore- hatte fich längft verftimmt zurü>gezogem nachdem
er kurze Zeit die Idee gehätfchelt hatte wie eine Geliebte.
Pußige Idee das- gerade von Irland aus eine neue Theaterkultur in
die Welt fchicken zu wollen. Von Irland aus„ hoben die Programmatiker
hervor. waren fchon einmal vor vielenf vielen Jahrhunderten heilige
Männer in die Welt hinausgegangem mutige Miffionaref um für eine
neue Sache Propaganda zu machen. Aber eine neue Religion- möäfte man
erwidern- wendet fich allemal zuerft an die Miihfeligen und Beladenenf
an die Unbemitteltenl und die Theaterfpielerei kofiet von jeher Geldz Geld
und noch einmal Geld. Ein Glück-f daß den Theoretikern eine wohlhabende
Dame hilfsbereit beifprang!
Im Iuni 1907 traf ich endlich mit Synge in London zufammen. Er
war mit feiner Truppe herübergekommenf diet ermutigt durch die heimifchen
Erfolgez in England eine Tournee veranfialten wollte. Ich llabe keine
allzu deutliche Erinnerung an feine Phyfiognomie zurückbehalten; das
Bild. das Yeats der Vater von ihm gezeichnen hat die eignen Eindrücke
etwas verwifcht. Aber die Augen des Mannes find mir unvergeßliäf. Iä)
habe nie traurigere Augen gefehu. Der Schmerz und die Träumerei von
Jahrhunderten fchienen darin zu liegen. Augenf die um Gnade winfeln
können wie ein gefchlagener Hund. Augen, die am liebften nach innen
fchauen- weil fie zu viel von der Bitterkeit der Welt erblickt haben. Alles
Vage- Verfchwimmende. das Irland eigen- die grenzenlofe Melancholie
der irifchen Landfchaft lugte aus diefen Augen. Dabei fiimmten fie nicht
recht zu der Gefamterfcheinung. Von Erfcheinung war Synge vierfchrötig.
ein wenig gedunfen. und man hätte ihn feinem ungepflegten Äußeren
nach einen Bohämien nennen dürfenF wenn ihm nicht jede Grazie der Be-
wegung gefehlt hätte. An diefem Nachmittag erzählte er mir von feinem
Leben. feinen Plänen. feinen Hoffnungen; fprach auch von feiner erfchüt-
terten Gefundheit. An diefem Tage hab' ich ficher nicht mehr gelaäft . . .
Etliche Tage fpäter fah ich ihn abends im Theatert als man fein
Stück „1'110 ylnxbozr of *(116 Riester-11 K'oklä“, das in Dublin einen
wiiften Skandal verurfacht hatte, zum erfienmal in London aufführte. Er
hatte feinen Fra> an; aber er fah wirklich nicht ganz fo ausy wie man
fich das Idealbild des englifchen Gentleman denkt. Sein Geficht war
quittegelbf und er konnte feine furchtbare Erregung nicht verbergen. Hatte

auch Grund dazu. denn man befürchtete ähnliche geräufchvolle Kundgebun-
gen wie in Dublin von der irifchen Bevölkerung Londons. die fich zu den
Vorftellungen ihrer Landsleute dängte wie zu einer Volksverfammlung.
Warum hatten fich die braven Iren fo ungebärdig benommen? Weil
Synge angeblich die Keufchheit des irifchen Weibes in den Schmutz ge-
zerrt. Du lieber Himmel. er hatte gezeigt. daß die Weiber auf der grünen
Infel. fo gut wie in der ganzen Welt. aus Fleifäj und Blut beftehn und
daß der dick'fte Biceps. wenn er auch mit einem winzigen Hirn vereinigt
ift. die meifte Chance bei ihnen hat. Die braven Iren! Balzacs Aus-
fpruch. daß die Tugend des Weibes eine Erfindung des Mannes fei. war
natürlich nie zu ihren Ohren gedrungen. Sie befanden fich in Kampf-
ftimmung.
Gleich mußte die gefährliche Stelle kommen. Und wirklich. das Un-
gewitter entlud fich: ein Heulen. Zifchen. Stampfen. Tuten. gegen das
der ekle Radau bei einer Hauptmann-Premiere in Berlin eine Zrmybouja
(10m98tieu ifi. Die Erbitterung eines Naturvolkes machte fich Luft. Ich
habe immer gefunden. daß die angelfächfifche Raffe. trotzdem man ihr
Temperamentlofigkeit nachfagt. ihre Leidenfchaften weit ftürmifcher äußert
als die Romanen. wenn auch weniger oft. Selbft der Patriotismus klingt
in England verteufelt echt.
übrigens: diefe irifche Truppe - mit eins. zwei Ausnahmen lauter
Dilettanten - war erftaunlich einererziert. Seit den Ruffen hatte ich ein
fo exaktes. gleichfam felbfiverftändliches Zufammenfpiel nicht mehr erlebt.
Berufsfchaufpieler find dagegen Stümper. Woraus man vielleicht
fajließen könnte. daß die vielgerühmte Kunft des Enfembles nicht ganz fo
fchwer ift. wie wir meinen. Sie brauchten fich allerdings nur zu geben.
wie fie waren. und in keinem Augenblick' hatte man den Eindruck. daß diefe
Vorftellung durch Verftellung zuftande kam.
An jenem Abend fah ich Synge zum letzten Male. Er reifte bald
darauf nach Irland zurück. Schrieb mir dann gelegentlich. Schickte mir
feine Komödie „P110 'Linker-'8 lüeääiug“ "wird eorcliul 3006 erkalten“.
(Ich kann das Büchlein nicht ohne Rührung in die Hand nehmen.) Wenn
er länger gefchwiegen hatte. mag immer Krankheit daran fchuld gewefen
fein. Bald war-s eine Influenza. bald eine Operation. Danach meldete
er. daß es ihm viel beffer gehe. Nicht lange. Zuletzt muß er nur kurze
Zeit krank gewefen fein. Vielleicht hat ihn gerade auf dem Sterbebett eine
Honorarfendung von mir erreicht für drei Aufführungen des ..Heiligen
Brunnens" in Lemberg.

Armer Synge! Il Stuit gruna (luna aon genre, ninja aon genre
n'etait pers gruna. Er war an ein Programm genagelt. Aber wenn er
mehr als eine nationale Berühmtheit hätte werden wollen. hätte er doch
eines Tages feinen irifaten Bauern den Rücken kehren müffen. Heimat-
kunft ifi auf die Dauer ein Armutszeugnis. Jetzt hat er vier oder fünf
kleinere Dramen hinterlaffen. die in Irland immer ihr Publikum finden
und den Satlaf der Welt nicht fiören werden.
[Il.
Lautlos ift Synge von der Bühne des Lebens abgetreten. Wenigftens
durat feine Todesart hat fich der gleiataltrige St. John Hankin einen
effektvollen Abgang verfchafft. Er war zur Kur in Llandrindod Wells.
einem walififaten Badeort. um feine Nerven aufzufrifaten. und fcheint in
einem Anfall feelifater Depreffion. wie John Davidfon. den Entfchluß ge-
faßt zu haben. ein Ende zu maaten. Er ftahl fiat aus feinem Hotel fort.
nicht ohne dem Stubenmädchen vorher ein Geldftüa in die Hand zu
drücken. band fiat ein Paar fiebenpfündiger Hanteln um den Hals und
fprang in die Tiefe an einer romantifchen Stelle. genannt „Lovers" Leap".
weil dort einmal ein Liebespäraten. der Tradition zufolge. von einem herab-
hängenden Felsblock ins Waffer gegangen war. Zwei Sätze des an feine
Frau gerichteten Abfatiedsbriefes find der Erwähnung wert: ..Iat
wünfatte." fatrieb er. ..wir hätten keinen Körper oder wenigftens keinen
kranken. Im Himmelreiat foll das. wie mir meine Satwefter fagt. der
Fall fein." Merkwürdig. daß ein Mann wie Hankin noch folche Illufionen
hatte; aber felbfi die Aufgeklärtef'ten in England bleiben zeitlebens große
Kinder. werden die theologifaten Märaten ihrer Jugend nie los. Die Re-
ligion ifi eben in England eine Maatt. über die alle Bildung niatts vermag.
Und dann nennt er fiat in diefem Abfatiedsbrief an feine Frau. auf den
Titel feines letzten Werkes anfpielend. ihren ..ewigen Geliebten". Es
ifi wunderbar. daß fiat angelfäatfifate Männer die Illufion der Ehe fo zu
erhalten wiffen. frifch wie am erfien Tag,
Doppelt wunderbar bei einem Manne wie St. John Emile Elavering
Hankin. Denn der Menfat hinterließ. in- Ubereinftimmung mit feinem
Oeuvre. den Ausdruck eines Skeptikers. ja eines leifen Zynikers. Man
brauatte nur wenige Worte mit ihm zu wechfeln. um die Überzeugung zu
gewinnen. daß ihm niatt allzu viele Illufionen geblieben waren. Das Leben
erfatien ihm im Bilde der Hühnerleiter. Er hatte ihm auf den Grund ge-
fataut. Hatte feinen Unwert erkannt. „Keir- ie faul, ana fon] ie fair."

Er wußte. daß ein blöder Zufall die Karten mifäft und daß der Egoismus
die Trümpfe ausfpielt. Der Wiffende glaubte das Recht zu haben. fich
über diefe befie aller Welten ein wenig luftig zu machen. Enthufiasmus
war ihm fremd oder fremd geworden. wenn dem Abgebrühten auch fonfi
nichts Menfchliches fremd war; und fein kritifcher. bohrender Verfiand.
der beftändig auf der Lauer lag. bewahrte ihn davor. fich zu begeiftern.
Ich traf Hankin und Frau in einer Gefellfchaft bei Robert Roß. dem
Freunde Oscar Wildes. Der fremde Schnitt feines Gefichtes fiel fogleich
auf. Die feitlich ftehenden. verfchmißt lächelnden Augen mit den wie ein
Kohlefirich hochgezogenen Brauen hätten einen an einen Zugehörigen
der gelben Raffe denken laffen können - Mar Beerbohm. der ke>e Kari-
katurift. hat diefen Zug glü>lich verwertet -. wäre nicht Hankin mehrere
Köpfe größer gewefen als die meift zierlichen Japaner. hätte er nicht noch
die hochaufgefchofienen Engländer weit überragt.
An diefem Abend las er zwei Einakter. Zuerfi; „'l'be Zur-318.1* '7110
failecl", Im Motiv fehr fiark an den erfien Akt von Bernard Shaws
„sl-1118 uncl the blau" erinnernd: nicht die Uberfallene - eine refolute
junge Dame wie bei Shaw -- hat Angft. fondern der Uberfallende. ein
Dieb. der ein kompletter Trottel ift. Bei Shaw ift es ein Motiv. und
es lohnt eigentlich nicht. mehr daraus zu machen; Hankin hat es über-
flüffigerweife breit gefchlagen, Dann - ja was er dann las. weiß ich
nicht mehr. Ich hörte nicht zu. Iäl hatte mich in der Zwifchenzeit mit dem
Sohn Oskar Wildes unterhalten. und ich muß gefiehn: feine Schickfale.
von der Tragödie des Vaters befchattet. intereffierten mich mehr. Das
Leben war wieder einmal fiärker als die Literatur.
Nicht fo bei Hankin. Literarifche Reminiszenzen fchienen gewiffer-
maßen ein Sprungbrett für ihn. Noch einmal machte er eine mit Händen
zu greifende Anleihe: bei Sudermanns „Heimat". als er die freigeifiige
Heldin. die aus einem engen bürgerlichen Milieu fiammt. ins Elternhaus
zurückkehren und die verlorene Toäfter ihre vorgefchrittenen Anfichten zum
Entfeßen ihrer Familie auftrumpfen ließ. Ohne Magda wäre Hankins
Janet nie geboren worden. Als das Drama „1'119 bunt of the De
Wallins" im Winter 1908 von der Stage Society in London aufgeführt
wurde. fagte dies William Archer in feiner Kritik dem Verfaffer. Eine
Sudermannfche Figur in Shaws Tonart übertragen: fo ähnlich drückte
es Archer aus. Und nun verlor der ruhige. fonfk feiner felbft fcheinbar fo
fichere Hankin die Eontenance. Er fiel über den verdienten Kritiker her
(in einem Artikel. der die unfchöne und unwahre Uberfchrift trug „Set

Animal eat tree msebaut“) und warf ihm perfönliche Sottifen an den
Kopf. Man fieht. auch in England haben Rezenfenten mit dem reiz-
baren Gefchlecht der Dichter zu rechnen; und wiewohl es drüben nie eine
Zeitfchrift ..Kritik der Kritik“ gegeben hat. fo fieht es jedem Angegriffenen
frei. fich tüchtig zur Wehr zu feßen. und das britifäje Publikum ift. aus
einem fportlichen Intereffe fozufagen. aus Gründen des fail* play. nur
zu gern bereit. die Partei des Verriffenen zu ergreifen. unbekümmert. auf
welcher Seite das Recht ift.

Er war nie gut auf die Kritiker zu fprechen. der felige St. Iohn
Hankin. trotzdem er felbfi auf diefem Gebiete begonnen und mit feiner
Witterung für die Schwächen der Dramatiker fie im „Punch" weidlich
verfpottet hatte. Ia. er maß feinen früheren Kollegen die Schuld an der
intellektuellen Verblödung des englifchen Dramas bei. Man möchte fich
nur die Gegenfrage erlauben. warum die ..Schaffenden" fich das ruhig
gefallen ließen. So gut man in einer Küfienftadt des füdlichen Norwegen.
von lauter Eretins und Schurken umgeben. ein aufrechter. ftarker Mann
bleiben kann. kann man in der *Hauptfiadt des britifchen Reiches. von
lauter Kindern und Tröpfen umgeben. ein aufrechter. ftarker Künftler
bleiben . . .

Was wir den befferen Bürgerftand nennen. ,.tlie upper miüsle-
013.88“. war des Dramatikers St. Iohn Hankin Domäne. wie es der
Iagdgrund des Romanfchriftfiellers Iohn Galsworthy ifi. Diefe Klaffe
mit ihren offenkundigen Vorzügen. die der Befangene nicht fehn will. und
ihren offenkundigen Mängeln. die der Kenner im Konverfpiegel fieht.
diefe Klaffe. die der Rumpf des britifchen Niefenreiches ifi (George Moore
würde fagen: des „Ll'jxwn Lmpjl'6“) wurde von Hankin mit Vorliebe
aufs Korn genommen. In feinem Erftling „'l'lle tei-0 blr. Rietberbxn“
wie in feinem letzten Drama. dem fchon erwähnten „I've [met of the 1)e
bluUinZ“, Am amüfanteften für meinen Begriff ift er den engherzigen
Spießern in „'l'be Return of the kroäigal“ zu Leibe gerückt. Hier hat
er in dem jungen Tunichtgut. der erfolgreiche Erpreffungsverfuche bei
feinem alten Herrn macht. einen überaus ergößlichen Vertreter höherer
Wurftigkeit gefchaffen. und die Schnoddrigkeit. mit der diefer tuts
gefalbt ift. läßt ihn beinah als einen liebenswürdigen Mitbürger er-
fcheinen. In der frivolen Komödie ,.'l'be Enesilia Lngagement“ be-
rühren fich zwei Kreife: die Gentry und der Bodenfaß des Bürgertums.
Es ifi höchfi pikant. wie dem jungen ariftokratifchen Springinsfeld. der
fich in einer fchwachen Stunde mit einem reizenden. aber ungebildeten

Ehormädchen. noch dazu von zweifelhafter Herkunft. verlobt hat. die
Augen über feine vermeintliche Liebe geöffnet werden. Man könnte diefen
Stoff faf't aktuell nennen in einem Zeitalter. wo es kaum ein Gaiety-girl
billiger als einen Herzog tut. Aber die kluge Mutter. die ihren törichten
Sohn iiber alles liebt. begeht eigentlich eine recht gemeine Handlung. in-
dem fie den Iungen auf raffinierte Weife loseifi. und das geht dem eng-
lifchen Theaterpublikum wider den Strich. weil ihm nichts fchmerzlicher
ift als desillufioniert zu werden.
..Es ift die Aufgabe des Dramatikers. das Leben darzuftellen. nicht
darüber zu debattieren". hat Hankin in der witzigen Vorrede zu feinen
„Phi-60 [Anz-8 mit!) linppz* Dialoge“ gefagt. Man könnte vermuten.
der Saß habe eine Spiße gegen Shaw. der fich immer mehr zu einem
unermüdlichen. aber die Hörer ermüdenden talker entwickelt hat. hätte
Hankin nicht gerade von ihm am meiften gelernt. Das eine hat er freilich
nicht von ihm gelernt: fich durchzufeßen. Hankin. der fchwächere Nerven
hatte. war des Harrens überdrüffig. Und fo warf er in einem Augenblick
der Mutlofigkeit die Flinte ins Korn.
England kann keinen feines Schlages miffen. Keinen von feiner
Begabung. keinen von jener göttlichen Säfamlofigkeit. die den Künftler
macht. Wenn das englifche Theater. für defien geiftige Hebung jetzt fo
viel gefchieht. wirklich aus einer Kleinkinderbewahranftalt wieder zu einem
Sammelplaß der Intellektuellen werden foll. dann muß die Parole heißen:
Alle Mann an Bord! Hankin hat nicht wie die feichten Melodramatiker
oder die albernen Poffenlieferanten gefälfcht. Er hat nicht rofige Gläfer
vorgehalten. um die faule Welt in zauberhafter Beleuchtung zu fehn;
hat nicht die fchwarze Brille aufgefeßt. um die fchöne Welt feinen Zeit-
genoffen zu verleiden, Er nahm das Leben. wie es ift: als eine Mifchung
von Hohem und Niedrigem. von Gutem und Böfem. von full* und full]-
Vielleicht war er noch nicht groß in feinem Genre. aber fein Genre war
groß.

,l . 7. .
_l 7U* x
q
.,..
.'-o 1.. frei..
iu
i
o
l
*F trÃ¤flirge beim Gebet.
.an-WYS- in Zwar?
.-
'fl
"wu-*a .
.__SÃœp
,
trÃ¤fljtig ?Nix ,ZB-W,-
Zum AUTO*: . Die.
*_ 47***:*74
7
L,
â€žtrim-

TOMMJLYZMWZSV I27!! Mat Meyers!?
Shermaochen. noch dazu von. zweifelhafter Herkunft. verli'tt hat.. die
Augen über feine verneincliche *Liebe geöffnet werden. Man' iönrt: dit-ier:
St-ff iaft aktuell nennm in einen: Zeitalter. we es kaum e-:t (Haict**.g:r.
billiger als einen Herzog tut. Aber die kluge Mutter. *rie ihrer :bricht-
Sohn iiber alles liebt. begeht eigentlich eine rcht gemeine Handlung. i."-
dem fir den Jung-:n auf raffinierte Weife lose-ift. und das gene 'ce-n eng-
lif-:ien Theatcrrubitrum leiter dcn Striax. weil .hm nichts fchnket-zliäwr
ift e::'» dceil.ui";- niert zu werden. l
„Es "ft di- (lui-gabe t-.s Dramatiker-s. das Leben darzufie-len. nicht
dariiber Zi.- dcbc-ti-.r-n“. hit Hankin in der wit-iger. Vorrede zu fen-co
„flit-ie 1'i._i'- iii-ill* hier)) Lolli-tige‟ gefagt Man könnt; ..kumpel-n.
de- Saii habe eine Stu-e gegen Shaw. der fich immer mehr zu einc.-
unermüdlüben. aber die .l örer ermüt-enden tal-ier entwickelt hat. biete
Hankin nicht gerade von ihm am meiften gelernt. Das eine har er f1 itlici*
nicht von ihm gelernt: fich duräuufetx-cn. Hankiti der iclno-'ichere Nett-*n
hat-e. war des Harrcnö ülecdrijffig. Und fo warf e'. in einem Aug-ni in*
der Mutlofigkeit die Flinte ins Korn.
Engler-d kann keinen feines Schlager wiffen. Keiner- von feiner
Begabung. kein-r. ».71 i.ner göttlichen Schamiofigkeit. 'die den skin-[tler
macht. Usain M6 engliici-e Thcater. für deffcn geijkige Hebung jetz: io
viel gxick-ieht. rcizliich aus einer Kleinkinderbewchranfcalt wieder zu einen.
(Zinni-.lplaß der Intellektuellen werden full. dann muß die Parole heiß-:n:
Al'e Mann an Bordi Henkin hat niht wie die feichxen Melone-..munter
rin-r die alb::nen Poffcnliefcranten gefälfcht. Er (zat niht tufiz.- Gläfcr
vocacoalten. um die faule Welt i1.- Wirbel-haftet* Befeuannng z:: ici-n'.
hat nicht die ft-*r-arze Brille a-.fgefelxu nn. die fclzön: Wei! feiner, Zeit.
gina-fiel- zu verleih-n. *.L-r nahm das Lekcn. wie es ift- als eine Mifamng
von Hehe .1 unt Niet-rigem. von Gun-m und Böfem. :um kit-r und lui-i.
'4' i-.llci k*: tr..- er not-'z nicht groß in feinem Genre. aber 'fein (Li-eure mar
gr.»ß. i

StrÃ¤flinge mit Schneiderarbeit befchÃ¤ftigt.
' 9 o 9 Zum Auffatz: ..GefÃ¤ngniffe in Japanâ€œ.

Religiöfe Grundgedanken und moderne
Wiffenfchaft. Eine Umfrage.

xxl).

Geheimer Regierungsrat])1*. H. Vai-
hinger. Profeffor der Philofophie an
der Univerfität Halle:

Nach dem furchtbaren Erdbeben von Meffina war das erfte. was
die wenigen übriggebliebenen Einwohner in der zerftörten Stadt wieder
errichteten -- Altäre. Hier haben wir die Religion in ihren ticffien
Wurzeln. Diefe Wurzeln liegen nicht in dem Boden der Logik: denn
vom rein logifchen. intellektuellen Standpunkt aus hätten fich die Zu-
fchauer und Teilnehmer diefer fürchterlichen Tragödie fagen müffen. daß
die Götter. denen die Bewohner der zerftörten Stadt bisher fo treu gedient
hatten. entweder felbft ohnmächtig feien gegenüber den zerftörenden Na-
turgewalten. oder daß fie. wenn fie dies gräßliche Unglück hätten verhüten
können. aber nicht haben verhüten wollen. gefühllofe Wefen fein müßten.
oder endlich. daß. wenn diefe Wefen gar das Unglüä freiwillig hervor-
gerufen haben - daß dann diefe Wefen (oder diefes Wefen) teuflifcher
Natur fein müßten und nicht Verehrung. fondern tiefften Abfcheu ver-
dienten. Denn unter den Trümmern lagen ja hunderttaufend fühlende
Menfchen. Männer und Weiber. Eltern und Kinder. Greife und Säug-
linge. Gefunde und Kranke. Laien und Priefier. Gerechte und Ungerechte
- alles blühende Leben verwandelt in wenigen Minuten in zuckende
Leiber. in fühllofe und bald faulende Leichen.

Alfo wozu die Altäre? Natürlich. wird man fagen. um zu danken
für die Rettung. Aber welcher logifche Nonfens! Warum follten denn
jene himmlifchen Mächte. weläfe Hunderttaufende erbarmungslos ins
Verderben ftürzten. gerade diefe paar taufend Übriggebliebenen retten
follen und nicht vielmehr alle jene Hunderttaufend? Das ift ja geradefo
unlogifch. als das tägliche Tifchgebet des wohlfituierten Gläubigen. der

derfelben Macht für Speife und Trank dankt. die zu gleicher Zeit Tau-
fende und Abertaufende hungern und verhungern läßt.
Man erfieht daraus aufs neue die alte Wahrheit: die Religion hat
ihre Wurzeln abfolut nicht im Logifchen. nicht im Intellekt. fondern mit
Unterdrückung desfelben im Gefühl und im Willen und in der von diefen
beiden geleiteten Phantafie. Der Menfch fühlt fich hilflos. fühlt fich
fchwach. fühlt fich krank: darum fucht er eine Hilfe bei überfinnlichen
Gewalten. die er fich ausdenkt. die er fich einbildet. von denen er will.
daß fie eriftieren und ihm helfen. In der finnlichen Welt - einem
fühllofen Getriebe eherner Räder. getrieben von fiummer Notwendig-
keit. und ineinandergreifend durch herzlofen Zufall - fieht fich der Menfih
um nach freundlicheren. menfäjlich gearteten Gewalten. den Göttern.
welche nun feiner Meinung nach diefes Getriebe finnreich zum Guten
lenken. zu feinem Guten. Diefe Götter. oder unifiziert - diefer Gott
trägt nun die Verantwortung für alles. auch das Entfeßlichfie: denn
alles dient ja doch zuleßt zu unferem Beften. Diefer Glaube erwärmt das
friereude Herz. und die kalte Welt verwandelt fich dem Gläubigen. der
fo fühlt und der es fo haben will und darum fo erdichtet. in eine von
einem firengen. aber liebenden Vater geleitete Kinderfiube.
Auf diefe Prinzipien kommt im wefentlichen alles zurück. was den
Namen Religion mit Recht beanfpruchen kann. fowohl die gebundeneren.
als die freieren Gefialtungen derfelben. Was foll nun diefem religiöfen
Glauben gegenüber die Wiffenfchaft und ihre höchfie Potenz. die Philo.
fophie. tun? Derjenige wäre ein fchleäfter Philofoph. der die Menfchen
auf diefem Glauben laffen würde. und ein noch fchlechterer. wenn er
ihn ihnen» ohne weiteres rauben wollte. In diefem Dilemma haben alle
großen Philofophen der Religion gegenübergefianden. Alle kritifchen
Philofophen mußten fich fagen. daß jene religiöfe Vorftellungsweife eine
kindliche fei. aber fie wußten auch. daß fie nüßlich. ja notwendig fei.
weil fie den Menfchen (wenigftens der weitaus überwiegenden Majorität
derfelben) das Leben in diefer Welt erleichtert. ja teilweife überhaupt erfi
ermöglicht. Daher blieb dem kritifchen Philofophen die Aufgabe. jene
Vorftellungsweife von den gröbften und groben Schlacken zu befreien
und fie möglichft von» allen fchädlichen Beimifchungen zu reinigen. Dies
wollte auch Kan-t in feiner Religion innerhalb der Grenzen der bloßen
Vernunft. Diefe kritifchen Befirebungen trugen immerhin die Frucht.
daß im Laufe der Zeit die religiöfen Vorfiellungen eine gewiffe Ver-
feinerung und Läuterung erfahren haben.

Diefes ..kritifche Gefchäft" - um mit Kant zu reden - kann der
Philofoph aber nur vollziehen auf Grund einer allgemeinen Unterfuchung
der menfchlichen Natur und ihrer eigentümlichen Einrichtungen. Der
menfchliche Geift - oder phyfifch gefprochen. das menfchliche Gehirn
- ifi von Haufe aus ein eigentümliäjer Spiegelapparat. durch den wir
genötigt werden. innere Vorgänge aus uns heraus zu projizieren. und
Bilder. die nur in uns vorhanden find. in fcheinbare Wirklichkeiten zu
verwandeln. In den Panoptiken ufw. werden uns fogenannte ..Illu-
fionen" gezeigt. welche dadurch zufiande kommen. daß Spiegelbilder ob-
jektiviert werden. Wir brauchen nicht auf Jahrmärkte zu gehen. um
folche Illufionsapparate kennen zu lernen: unfer Gehirn ifi der merk-
würdigfie derartige Illufionsapparat. und wie alles. was die Natur
bietet. gleichzeitig fchädlich und wohltätig. Die Aufgabe der kritifchen
Philofophie. wie fie Locke. Hume. Kant auffaßten. befieht nun darin.
diefe naturnotwendigen Illufionen möglichft unfchädlich. möglichfi nützlich
zu geftalten und den betreffenden Apparat fo zu reinigen und eventuell
umzubauen. daß die durch ihn entfiehenden Bilder jenem Ziele am meiften
nahekommen. Iene Bilder follen nicht wilde Fraßen oder mehr oder
minder düfiere Mächte darfiellen. fondern die edelften Züge der Menfch-
lichkeit an fich tragen. Diefe läuternde Tätigkeit der Philofophie nennt
man mit dem jetzt freilich ni>jt mehr beliebten Worte: Aufklärung. Der
Philofoph foll die Gläfer jenes Apparates reinigen und klarhalten. daß
die Bilder nicht gar zu trübe ausfallen.
Die Aufgabe des wiffenfchaftlichen Denkens überhaupt und der
mit allen Wifienfchaften verbündeten Philofophie insbefondere. gegen-
über den religiöfen Vorftellungen. muß alfo vor allem darin befiehen.
diefe religiöfen Vorfiellungen. deren Notwendigkeit für den Menfchen
im allgemeinen. ja fogar bis zu einem gewiffen Grad für den kritifchen
Philofophen felbft. eben diefer kritifche Philofoph einfieht - diefe
Vorftellungen fo zu gefialten. daß fie ein Minimum von Schaden und ein
Maximum von Nutzen ftiften. Außer diefer materiellen Umgefialtung
der traditionellen religiöfen Vorftellungen nimmt die kritifche Philo-
fophie an ihnen aber auch noch eine formelle Transformation vor: fie
verwandelt die Dogmen in Symbole. die Glaubensartikel in Bilder.
in Vorfiellungen. welche zwar von unferem kritifchen Verfiand als un-
zutreffend. ja als falfch durchfchaut werden. die aber von unferer Phan-
tafie als zweckmäßige und äfthetifch wirkfame Verfinnbildlichungen und
Veranfchaulichungen- tieferer ethifcher Wahrheiten doch noch feftgehalten

T
werden. In diefer Form kann auch der fäfärffte philofophifche Kritiker
an hergebrachten religiöfen Vorfiellungen und evtl. auch an derartigen
Handlungen fich noch beteiligen und ihnen. falls fie nur von groben
Verfiößen gegen Vernunft. Gefäfmack und Gewiffen gereinigt find. noch
einen wertvollen Sinn abgewinnen.

Als ein auch fchon jest gelegentlich und vereinzelt realifiertes Zu-
kunftsideal wird es der Philofoph aber notwendigerweife erkennen. daß
derjenige Ernft. diejenige Inbrunf't. dasjenige Feuer. welche bisher den
religiöfen Phantafiegebilden gewidmet worden find. den Idealen geweiht
werden müffen. welche die Menfchen als echte Humanitätsideale in fich
finden; dies find die Ideale des Wahren. Guten und Säfönenz freilich
nicht jedes beliebig als wahr. gut. fchön Hingeftellte. fondern nur das
durch kritifche Reflexion wahrhaft als wahr. gut und fchön Anerkannte
und damit auch Angefirebte kann als Ideal Geltung verlangen.

Es kann fich fragen. ob man dann auch den alten Namen Religion
hierauf übertragen foll? Notwendig ift es nicht. aber vielleicht nützlich.
Man fpricht in diefem Sinne von der Religion des Wahren. Schönen und
Guten fchon feit Kant. auch fchon vor ihm. Aber Religion kann man
dies doch nur in dem Sinne nennen. wie man etwa den König von
England noch einen Monarchen (Allein-herrfcher) nennt - in Wirklich-
keit ift er kein König mehr im alten hiftorifchen Sinne. Aber es ifi
eine nüßliche Fiktion. diefen Mann noch fo zu nennen. So nenne man
denn auch unbedenklich jene inbrünftige Begeifterung des Edlen fiir
Gutes. Wahres. Schönes ,.Religion". Dann ift zu erwarten. daß der
alte. wenn auch einfeitige. fo doch leider wahre Herameter des Lucrez

-- Brinkum reljgjo yotujt Zuaäere mnlorum --

feinen wahren Sinn erhalte. indem das yotuif eine Vergangenheit
bedeute-t. Als der Saß gefchrieben wurde. zirka 60 v, Ehr. Geburt.
waren freilich die fchlimmften Religionsgreuel - Albigenferkriege.
Herenprozeffe. Inquifitionsgericht ufw. - noch nicht gefchehen. Im
Hinblick auf jene - freilich unendliäf ferne - Zukunft. wenn die
Begeifterung für das Wahre. Gute. Schöne zur Religion geworden ift.
darf man jenen Vers fchon jeßt umgeftalten und fo ausfprechen:

Pankow reljg-jo poterit ruuäere d0n0rum.

Wi si WW

G. Berendt
W11).
Geheimer Bergrat Univerfitätsprofeffor
1):: G. Berendt:
Sie wünfchen eine Äußerung meinerfeits über das Verhältnis
meiner wiffenfchaftlichen Anfchauung zu den religiöfen Grundgedanken.
Da weife ich am beiten auf einen Vortrag zurück. den ich vor bald vierzig
Iahren als junger Univerfi-tätsdozent in Königsberg in Preußen gehalten
habe über ..Die Theorie Darwins und die Geologie".
Die einleitenden beiden Seiten des in Gütersloh bei Bertelsmann
gedruckten Vortrages kennzeichnen deutlich meinen Standpunkt. Er ift
auch heute. nach einem. ausfchließlich den Naturwiffenfchaften. insbe-
fondere der Geologie. gewidmeten Leben völlig derfelbe. Naturwiffen-
fchaft und Religiofität find eben ganz getrennte Begriffe. Sie können
fehr wohl nebeneinander befiehen. da fie einander nichts Gegenteiliges
zu beweifen imfiande find. eben weil fie fich auf völlig getrennten Ge-
bieten bewegen.
Noch heute fage ich bei einem Widerftreite beider miteinander:
..Folgen wir dem Gott als allmächtigen Schöpfer leugnenden Materia-
liften (heutzutage Moniften) dreift auf den Standpunkt der rein bewei-
fenden Naturwiffenfchaft. - Wo er uns aber mit Beweifen im Stich
läßt. fich auf abftrakte Hypothefen. Schlüffe und dergl. einläßt. bei denen
er feinen Standpunkt als Gottesleugner wieder einnimmt. da treten
wir eben fo zurück auf unfern Standpunkt. den des Ehriftentums bezw.
Gottesglaubens und verlangen von ihm zum wenigften diefelbe Be-
rechtigung. wo er nur glaubt. auch. aber anders zu glauben." So wird
auch Haeekel keinen Gebildeten. der fich nicht gern zwingen laffen will.
zwingen können. feiner Entwickelungsgefchichte des Menfchen vom Affen
her Glauben zu fchenken. Muß Haeckel doch im Augenblicke gegenüber
der Befchuldigung ..wiffenfchaftlicher Fälfchungen“ in feiner Entgegnung
(Berl, Volkszeitung v, 29, Dez. 1908) felbft bekennen. daß er überall da
nachgeholfen hat. wo ..das vorliegende Beobachtungsmaterial fo un-
vollftändig oder fo ungenügend ift. daß man bei Herfiellung einer zu-
fammenhängenden Entwickelungskette gezwungen wird. die Lü ck e n
durch Hypothefen a u s z u fü l l en und durch vergleichende Synthefe
die fehlenden Glieder zu rekonftruieren."

_-
Es ifi. fchrieb ich fchon damals. unnüße Furcht. Kleinglaube der heutigen Gebildeten. foweit fie an einen lebendigen Gott glauben - und fie zählen Gott fei Dank noch. nicht nach Taufenden. fondern nach Millionen _ wenn fie beforgen. die Natur felbft könne etwas beweifen. was der Wahrheit zuwider. was ihrem Schöpfer Hohn fpräche.
Damals. vor vierzig Jahren. fchrieb ich: „Die Zeit ift kaum vorüber. wo es faft für ein Zeichen von Befchränktheit galt. wenn ein Naturforfcher es wagte. die Einheit des Menfchengefchlechts zu verteidigen. Bornierte. köhlergläubige Menfchen durfte der Materialismus ungefiraft diejenigen nennen. welche trotzdem die Möglichkeit der Abfiammung des Negers und des Kaukafiers. der Rothaut und des Malayen von einem Paare wiff-enfchaftlich zu beweifen fuchten. Und wenige Jahre fpäter. wo ein Mann kühn die Behauptung in die Welt fchleudert. daß wahrfcheinliäf nicht nur alle Menfchen. nein. überhaupt alle organifchen Wefen von einer Urform herzuleiten; jeßt. ohne daß im Grunde die Sachlage eine andere. gehört es faft ebenfo zum guten Ton Darwinifi (heute ..Monift") zu fein."
..Ein folches Umfpringen in Deutung derfelben Tatfachen muß unbedingt auch einen fonderlichen Grund haben. und wir find zu fragen wohl berechtigt. wie es kommt. daß troß des offenen Gefiändnifies. daß der heutige pofitive Stand der Wiffenfäfaft zwinge. die Beweife noch fchuldig zu bleiben. diefe Theorie dennoch fo viele Anhänger und begeifierte Verehrer gefunden hat."
Heute wie damals antworte ich: „Sie zeigt dem noch immer herrfchenden Materialismus (heute Monismus) eine Mögliäjkeit. das Entfiehen und Befiehen aller lebendigen Wefen zurückzuführen auf ein zufälliges Zufammentreffen äußerer phyfikalifcher und chemifcher Prozeffe. Das Endziel. auf das der Materialismus (bezw. Monismus) mit allen Kräften losfteuert. den in der Natur geoffenbarten Schöpfer herauszudisputieren. hat eben Darwin fo verlockend nahe gerückt." „Nahe und doch fo fern!" -
Die damals von Bronn. Darwins erfiem deutfrhen Uberfeher. gerügte Tatfache. daß feine Theorie immer noch die unmittelbare Erfchaffung. wenn auch nur eines Dußend. ja wenn auch nur einer einzigen Organismenart erheifcht. befieht noch ebenfo unbefeitigt. Auch heutzutage hat kein Gebildeter fich feines Glaubens an einen lebendigen Gott zu fchämen. Schämt fich doch der Monifk nicht feines Glaubens an das Phantom einer Urkraft oder an den fchöpferifchen Zufall.

Wenig bekannt aber bezeichnend ifi es. wie Darwin felbfi. nicht
diefes Hindernis befeitigt. aber ihm aus dem Wege geht.
Nachdem er in der erften Auflage feines weltbekannten Buches
„'l'lie 0rigin 0f species dz- hluna 0f Matura] Selection ein.“
von der angenommenen einen Urform noch fagt: ..welcher das
Leben zuerfi vom Schöpfer eingehaucht worden ifi"
und Bronn. wie eben bemerkt. dagegen einwirft. es fei doch ganz gleich-
gültig. ob der erfte Schöpfungsakt. wenn er eben nötig. fich nur mit einer
oder mit zehn oder mit 100 000 Arten befaßt habe. - läßt Darwin in
der zweiten verbefferten Auflage diefe Worte einfach fort. -
„Was feine Theorie in den Augen mancher dadurch gewonnen."
fchrieb ich fchon damals. ..muß Treu und Glauben. woraufhin. wie er in
feiner Vorrede zu dem zweiten Werke wörtlich fagt. viele feiner Angaben
genommen werden müffen. bei andern erfchüttert fein. Denn entweder
war diefer Zufall vom Schöpfer in der erfien Ausgabe wahre liber-
zeugung. warum ift er dann in der zweiten. nachdem er diefe Befprechung
gefunden. weggeblieben. oder er war es nicht. warum ftand er dann
da?“
..Bei der Darwinfchen Theorie handelt es fich eben nicht. wie fchon
anfangs bemerkt. bloß um eine Tatfache von rein naturhif'torifcher Be-
deutung. es werden auch alle bisherigen philofophifchen und religiöfen
Anfchauungen davon in ihren Grundlagen angegriffen. und darum hat
gerade der Materialismus (und jeßt der Monismus) fie auf fein Panier
gefchrieben."
„Wie aber das Mittelalter fich am Stein der Weifen. wie die jüngft
vergangene Zeit fich am Vernetuum mobile. fo müht fich die Gegenwart
ab an der Urkraft der Materie; und fiets - das i| das Bemerkens-
werte (und Gute daran) - ernfilich auf die Wiffenfchaft fich ftüßend
und zum Befien der Wiffenfchaft. die faft immer unter folchen Reiz-
mitteln. wenn auch oft auf grade die entgegengefeßte Weife. als fie
meinte. gefördert wurde."

Auguft Strindberg:

Mittfommer.

Ein ernfihaftes Lufifpiel.

Aus dem fchwedifchen Manufkript überfeht von Emil Schering.

Schluß.

Sechftes Bild:

Auf der Schanze.

Auf der Schanze (dem Stockholmer Freilichtmufeum ..Skanfen"). Die Gegend um die Teiche im Auszug. Links der Renntierberg mit Lappenkaten. Lappen und Renntieren; Runenfieine; der Opfer-helm mit Schwänen im Teich; der Glockenfiuhl; die Vorratskamrnern. Im Hintergrund auf dem Hügel die Büf'te Guftav Wafas. mit Rofen gefchmückt. Davor ein großer Maibaum.

Ivar und Luife (kommen).

L u i f e (mild): Siehft du. hierher gehen wir Iugend. wenn wir unfer großes fchönes Land im Auszug fehen und uns heimifch fühlen wollen! Und weißt du noch eins: hier fehen wir zugleich das Ausland. denn hierher kommen alle Ausländer. lehren uns unfer Land lieben und erinnern uns daran. daß wir auch Ausländer find.

Ivar (ziemlich weich): Es mag fein. wie du fagfi. aber meine Gedanken find ganz wo anders. und meine Zukunft liegt nicht mehr hell vor mir!

L ui e: Was ift heute gefchehenz wen haft du getroffen?

I v a r: Feinde! Alle Menfchen. die ich getroffen habe. find feindlich. böfe!

L u i f e: Oh nein! Ich finde. alle Menfchen find heute fo nett. als erleuchtc die

Sonne ihr Gemüt und fchmelze die Wärme ihren Haß. Wen haft du
getroffen?
I v a r:
Zum Beifpiel jenen Hagberg. den Pfandleiher. der einem hungrigen
Menfchen ein kleines Darlehn gegen Sicherheit verweigert.
L u i f e:
Hagberg? Der nettfte Menfch. den es gibt! Ich traf ihn eben. and er
nahm dich nur in Schuß.
I v a r:
Mich? Ia. das war dir gegeniiber!
L a i f e:
Dann willfi da wohl nicht. Ivar. daß ich in feine Artigkeit - gegen
mich einftimme! Wen traffi du noch? Den Grafen?
I v a r:
Ia. der ift barmherzig! Das ift ein fchrecklicher Menfch; der fieht aus.
als habe er gemordet!
L a i f e:
Ivar! Von deinem Wohltäter fprichfi du fo?
I v a r:
Und jener Svenffon von der Polizei. der fich die Freiheit nahm. mir
den Text za lefen. und mich verhaften wollte! Der ift fein!
L u i f e:
Welches Unglück du haft. gerade die zu hecheln. die ich am meiften liebe!
I v a r:
Liebft da ihn! Dann liebft du den Idioten Ialias auch!
L u i f e:
Den liebe ich am allermeifien. und er ift ein fehr kluger Barfche. . .
I v a r:
Und jener freche Steuermann. ..
L a i f e:
Der fo allgemein beliebt ift. bei allen. daß. daß...
I v a r:
Ia. es fcheint. als feien alle Menfchen in jeder Hinficht ausgezeichnet.
and ich allein ein Elender!
L u i f e:
Ivar! Du bift der anglücklichfie Menfch. den ich kenne. and was du
jetzt fagfl. ift vielleicht die ganze Wahrheit!

J v a r:
Daß ich allein der Elende bin!
L u i f e:
Du fagft es felbfh das harte Wort!
Jvar
(erfchiittett): Und das von dir!
L u i f e
(mild): Da du mich fragfh ja- denn ich kann nicht lügen!
Jvar
(nach einer Paufe): Du weißtz daß meine Eltern dich zu meiner Gattin befiimmt haben...
L u i f e:
Nein/ das weiß ich nicht; befonders da es Sitte iftx daß junge Mädchen felbft über ihre Neigungen befiimmen!
J v a r:
Neue Sitten!
L u i f e:
Jax gute Sitten! - Aber um nicht die Zeit durch unnüßes Reden zu verlieren über das„ was nicht gefchehen kann- fo mußt du wiffen- daß ich mit Julius verlobt bin.
Jvar
(zuckt zufammen): Mit dem?
L u i f e
(mildf aber befiimmt): Ja! Und damit ift das Gefpräch über d i e Sache zu Ende. Um fo mehr- als du heute morgen angedeutet hafh daß deine Gefühle an ein gewiffes Tafchentuch gebunden feien.
J v a r:
Auch das!
L u i f e:
Duz der Freund meiner KindheitX der fo fchön im Garten feines Vaters wuchs wie kam es- daß du die Wurzelfefie verlorfiz fo daß du zurück-bliebfi und welktefi?
Jvar
(weich): Jah wie ift das gekommen?
L u i f e:
Woran glaubfi du?
J v a r:
An nichts!

L u i f e:
Haft du das Märchen vom Silberfaden gehört? Vom Silberfadem der
zuweilen fo dünn wird- aber doch die Leitung unterhält- die Verbindung
mit dem großen Unbekannten! Mit der Quelle aller Güte und Liebe?
Wer ihn ungeduldig abreißt- der fällt fchließliäh zur Erde nieder und
ißt Erde! bis er wieder Erde wird! Aber dann if't der Geift tot! Für
ewig!
Ivar
(nach einer Paule): Weißt du!„. Ich hätte zuweilen Luftx Pietifi zu
werden!
L u i f e:
Hättefi du! Warum denn?
I v a r:
Ich weiß nicht! Meine nur fo!
L u i f e
(fieht ihn fchweigend an).
I v a r:
Ießt gehe ich!
Lu if e:
Nein- du mußt bleiben und zufehem wie wir fpielen.
I v a r:
Könnt ihr fpielen- ihr großen Menfchen?
L u i f e:
IN wir haben es wieder gelernt! Wir fpielen in unfern Erinnerungen-
daß wir von einem großen mächtigen Volke find und unter Leiden uns
perfönliches Leben erlämpfen; wir fpielen„ daß wir noch eine Zukunft
habenx die die Frucht fein muß von einer langen traurigen Vergangen-
heit...
I v a r:
Was du fagfi- klingt wie Märchen aus der Kindheith an die man glaubte-
ohne eigentlich an fie zu glauben! - Luife- hafi du eine Freude am Leben ?
L u i f e:
Iax das habe ich gewiß! Wenn ich„ befonders morgensx wenn ich aus-
gefchlafen habe„ erwacheh auffiehe und feheX daß die Sonne noch einen
kommenden Arbeitstag beleuchten und ich an meine Arbeit gehe- die
mir die Bedingungen des Lebens gibtx dann genieße ich das Gefühl-
da zu fein! Genieße etwas fo Einfaches wiex daß die Nacht vorüber
und daß der Tag wieder da ifi!

I v a r:
Du bifi glücklich!
L u i f e:
Geh. Ivar. und komm wieder und werde glücklich!
J v a r:
Es ift. als fpriicheft du eine fremde Sprache. die ich lernen muß!
L u i f e:
Aber du mußt zuerft die Sprache denken!
I v a r:
Ia! Ich werde! Ich will! - Aber ich muß hier eine Weile bleiben.
da ich mit Svenffon von der Polizei eine Zufammenkunft verabredet
habe. auf Ehrenwort!
L u i f e:
Ia. dann mußt du bleiben!
J v a r:
Aber. Luife. laß mich allein fein - ich habe fo viel zu denken!
L u i f e:
Ia. mein Freund! Gib mir deine Hand. Ivar. daß wir nicht Unfreunde
find!
Ivar
(reicht ihr feine Hand): Hier. Luife! ohne Bitterkeit!
L u i f e
(nimmt feine Hand): Danke!
I v a r:
Aber der Silberfaden ift zerriffen!
L u i f e:
Ach. fieh nur. die Luft ift voll von Kupferfäden. die Menfchenherzen
verbinden; beginne hübfch mit ihnen. dann kommt der filberne fpäter.
weiter oben!
J v a r:
Du fprichft fo hübfch und fo gut!
L u i f e:
Weißt du. wer mich das gelehrt hat?
Ivar
(macht eine fragende Miene).
L u i f e:
Nein. das ift... Wir fprechen das Wort nie mehr aus. denn es ift fo

mißbraucht. und es ift kein Spiel. obgleich es fo lieb ift. Jetzt kannft du die Eharade löfen! Lebwohl! (Geht.)
I o a r
(fehr fich abfeits in den Vordergrund): Lebwohl!
Lina
(kommt. in Volkstracht; erblickt Jvar): Wenn Sie wüßten. welchen Kummer Sie mir gemacht haben?
I o a r:
Das weiß ich nicht.
L i n a:
Wiffen Sie. was Sie auf dem Dampfer fagten?
I v a r:
Ich fchwaßte Verfchiedenes. aber was ich Ihnen fagte. war vollkommen bedeutungslos; es lag keine Abficht darin!
Die Refiauratrice
(kommt).
Lina
(tritt zu ihr): Er hatte keine Abficht mit dem. was er fagte! Denke dir. wie dumm wir uns angeftellt haben!. . . (Zu Joar). Aber jetzt kann ich „Mama“ fagen!
I v a r:
Ich verftehe noch immer nichts; aber habe ich Ihnen weh getan. fo verzeihen Sie mir!
Lina
(zur Refiauratrice): Es ift fchade um ihn. beftimmt ift es das; er fieht fo unglücklich aus!
Die Refiauratrice:
Es ift fchade um alle Menfchen. .. Und um uns nicht am wenigften. ., Du weißt nicht die Neuigkeit?
L i n a:
Nein!
Die Reftauratriee:
Der Dampfer wird verkauft!
L i n a:
Was foll da aus uns werden?
Der Steuermann
(kommt).

Die Refiauratrice
(zum Steuermann): Steuermann!
Der Steuermann:
Jawohl/ Frau Rundqvifi! Ich habe die Neuigkeit gehört. . . das Boot
i| bereits verkauft!
Die Ref'iauratrice:
Bereits ?
Der Steuermann:
Ia; aber was das für uns für Folgen haben kann - das weiß ich noeh
nicht!
(Die Frau des Steuermanns und ihr Freund» etwas herausgepußtz gehen über
die Bühne.)
Die Refiauratrice
(fiellt fich dem Steuermann ins Licht).
Der Steuermann:
Was ift das?
Die Refiauratrice:
Nichts! Sehen Sie nur nicht dorthin!
Der Steuermann
(fieht doch dorthin): Ach fo! Meine Frau und ihr Freund!
Die Refiauratrice:
Keine Scham im Leib zu haben!
Der Steuermann:
Das ift fchanderhaft! Was mich aber am meifien ärgerh ifh daß ich feine
Glanzlederfchuhe bezahlen foll- wo ich felbfi mit Pechnaht gehe!
Die Refiauratrice:
Wie können Sie ein folches Leben ertragen!
Der Steuermann:
In zwanzig Jahren gewöhnt man fich an alles!
Die Refiauratrice:
Dann muß man ein Engel fein!
Der Steuermann:
Iax fehöner Engel! NeinF Frau Rundqvifi; ich habe„ was ich verdiene;
denn . . . ich„ ich habe fie einfi in meiner Jugend verführt! Ia!
Die Refiauratrice:
Sie! Nein; das war fchon gefchehen!
Der Steuermann:
Was fagen Sie? Wiffen Sie„ was Sie fagen?

Die Refiauratrice:
IaX das weiß ich; und Sie waren unfchuldig! Hören Sie!
Der Steuermann:
Warum mußten Sie das erzählen! Ich ging fo ruhig dahin- beinahe
vergnügt- und quittierte dies gegen eine alte Schuld! Ieht dagegen-
jeßt ifi es widrig zu leben! Pfui! l
Die Refiauxatrice:
Sprechen Sie nicht fo! Ifi es nicht belfer unfchuldig zu leiden als fchuldig ?
Der Steuermann:
Nein; ich habe niemals an Märtyrer geglaubß habe fie immer verhöhnt/
und jeßt follte ich felbfi einer werden!
Die Refiauratrice:
Dann müffen Sie dies gegen etwas anders quittieren!
Der Steuermann:
Das find Worte derWeisheit. Laffen Sie mich fehen- wo ich's auffchreiben
muß! - Ohja- es gibt fchon Pofien auf der Debetfeite! Aber es ifi in
jedem Fall fchauderhaft- eines andern Lafier mit eignen Entbehrungen
bezahlen zu müffen!
Die Refiauratrice:
Es ij't alles fchauderhafth aber darum find wir hierher gekommen- um es
für eine Weile zu vergeffem folange die Sonne fcheint und der Boden
grün ifi! (Sie gehen.)
(Luife und Julius kommen- im Kofiüm der Wafazeit [16. Jahrhundert]; fehen
fich auf eine Bank in die Nähe Jvars- aber ohne ihn zu bemerken).
I u l i u s:
Wie ein anderer Menfch fühle ich michF feit ich diefe Tracht anhabe. ..
ich bekomme andere Gedanken- andere Gefühle und glaube imfiande
zu feinF italienifch zu fprechen, wenn ich Schloß Gripsholm oder einen
Drehorgelfpieler fehe.
L u i f e:
JN mein Fürft! - Jetzt mußt du Signora zu mir lagen!
I ul i u s:
Signora! Jetzt falle ich auf die Kniee! Und dann küffe ich deine Hand!
L u i f e:
Ia- auf den Ringfinger! Und dann?
I u li u s:
Signora; ich habe auf neun Kräutern gefchlafen und geträumß daß ich

dein Bräutigam fei und du die Braut meiner Jugend. meine einzige Liebe. mein Alles auf Erden - meine lila Mittfommerblume. mein keufher Klee. meine blaue Leinblume. du Taufendfhön. du Kornblume. du Maßliebchen. du Fingerhut. du Goldmilz. du meine holde Walderdbeere - jeht habe ih die Namen von neun Mittfommerblumen gefagt; komm nun. mein fchönes Kind. und gib mir einen Kuß!

L u i f e: T

Einen K u ß? Ein e n Kuß! - Taufend! - Hier haft du! (Sie küßt ihn mehrere Male mitten auf den Mund.)

I ul i u s:

Es kommt wer!

L u i f e:

Laß fie kommen. ih werde ihnen meinen Verlobten vorftellen! Aber das hätte ih fagen follen: „Es kommt wer". - Weißt du. warum ih dih liebe. Julius? Darum und darum und darum! Weißt du's, fehr?!

I ul i u s:

Aber weißt du. warum ih dich liebe?

L u i f e:

Du liebft mih niht!

I u l i u s:

Niht?

L u i f e:

Darf ih fehen?

I uli u s

(hebt fie auf feine Arme und küßt fie).

L u i f e:

Es kommt wer!

I u l i u s:

Ia. laß fie kommen. die Sonne fieht uns. der Himmel fieht uns und lächelt! Warum follten die Menfhen niht unfere Liebe fehen dürfen! Läutet vom Turm. fhießt mit den Kanonen. blafi in die Hörner. verkündet es dem ganzen Reich: ih liebe fie!

L u i f e:

Willf't du fo gut fein und jeßt herunter kommen! Du bift allzu hoch oben! Ich fehe nach dir wie nah einer Lerche. ih höre dich fingen. aber du bifi nur ein Punkt...

?Zug-rf.- Strindberg: Mir-*fe* nen-2:
- “_"WJY-Ik .-3177 -d*-.;.-.-.-......-*--:*-.;-,_...._--*- **-r
i ' . u L.
"Gin in.) eine Lei-He) ich glaubte) ich ici im. "Ö-.11i - -- ' e :M:- -a'>;n
ini-or ale einer. ..
Z ,i l f **'
Sull! Sier. die Echwäne auf dem Lein* ..- ; n- ..r .1e .'_ 1-7 einige
[ii-..*arzi Was können fie dafiir? So fine .'ie i'- f *an *.1* *iz-cn ..
J .1 l i u s:
Derzeit) mit? Das Oli-ii' 13ernni>it wie Wein, und lie Li-'ä .1 ic'. 1-- einem.
Da ich dich liebe) fnnge ich a*- zu digi-mim) *ons Haß ifi! Zr.» fui't* even
(03' ein Bedürfnis) wen zu ichlnahtei: und il-n mi: Haut und .Paul ein'
einem Stein-iltnr zu verbrennen..
i. .i i f e;
Iuhue! Wo ift Julius?
u 1' i u s:
Hierä
' Luife: .
Lein) im hörte die Stimme eines nudeln u* ; - .7*-i. -.-. *ier (J 7 *.7* *i l i u s:
Amrum kiißtefi du mich; dis :ift- -i wir 1ne11.--. ..-.* i3U.--
* u i f e:
Wies ift gcfchehen?
*.2
_'- u l i *1 o
.nach einer Paule): hake cbm. k' x '.i . "-7 .'.cHcq'J .. i'; ._ :i'-
iq-uldige Körper) Kohle und Sri-'(v-.iß 2,-,2- iL-e i--i -:-*.,--- * -„
"wanderhaftes Gift bilden. Wir l-:L-r. .t-.--. (iiäit i::- mix.:
:ippen erzeugt und aus unz'rer unfchuldigen (glu wurde dc.- 'ßig gi'.-
deren.
-' n iie:
i *like tiefiinnig Julius geworden ift'
_'- .il (u s: _
Der Idiot! Bifi du ee, Ice-ile) die fäzlunc-.iernde Kiwi-e *iv-*- und en*:
flammt? Allein oder in uni-rer Etcfelliniaft -»- iu) du : - :>- m- :iii-ile:
kafclicn an talfche Alm-lien...
.'i i i e;
l' “ 5: ren-iii» nb din") fiir cine Weile! (Panic) _kn 7-*: . ,
Z* --. : i i. s:
In) das graufame Spiel, das aus zwei MenfchenW-:u eine n*: '
*-iel'ir na>) kms.)
Ö
'*-
i4.
l
l
l

L u i f e
(geht nach rechts. fiößt auf Ivar).
I v a r:
Lnife. ich hatte nicht die Abficht zu laufchen. aberihr fielltet euch fo
und fpracht fo laut. daß ich euch hören mußte. . . Nun: ich habe mich
in Julius geirrt. und ich beglückwünfche dich!
L u i f e:
Ernfilich?
I v a r: .* -7
In vollem Ernfi! - Gehfi du?
L u i f e:
Ja! (Geht.)
J v a r:
Lnife! (Geht ihr nach.)
(Die Frauen Anderffon. Sjöfiröm und Lindgren kommen mit dem Fifcher Lang-
bucht.)
Frau Sjöfiröm:
Das hätte ich mein Lebtag nicht gedacht. daß wir auch hierher kommen
würden!
Frau Anderffon:
Und das ifi ganz wie auf dem Lande!
Frau Lindgren:
Aber eine Fefiung ifi es nicht. obgleich Kanonen da find.
F r a u S j ö fi r ö m
(zeigt auf Gufiav Wafas Buße): Hat der das hier gebaut?
D e r F i f ch e r:
Nein. das ift Gufiav Wafa!
Frau Sjöfiröm:
"Hat Guftav Wafa diefe Schanze gebaut?
D e r F i f ch e r:
Nein. das ift Hazelius!
F r a u S j ö ft r ö m
(betrachtet die Büfie): Oh. ift d a s Hazelius?
D e r F i f ch e r
(fhreit): Nein. d a s ift Gufiav Wafa!
Frau Sjöfiröm:
Schrei Er nicht. mein guter Mann. denn ich bin nicht taub!

D e r F i f ch e r:
Aber die Frau verfieht nicht) was ich fage!
Frau Lindgren:
Laß Er's gut fein! So gehen wir und fehen uns das Gemüfe an.
(Sie bleiben bei einem Gartenfiaket fiehen.)
Frau Lindgren:
Sieh) da ifi Peterfiliß denn die kenne ich wieder!
Frau Anderffon:
Nein) meine gute Frau Lindgrem das ift gewiß keine Peterfilie) denn das find Karotten!
Frau Lindgren:
Nein) aber Karotten find ja rot) das weiß ich.
Frau Sjöfiröm:
Ia) unten ja„ aber das kann man nicht fehen. .,
Frau Anderffon:
Ich habe vierzig Jahre lang Karotten verkauft und ich habe immer nur gelbe gefehen. Habe ich recht) Fifcher) find fie gelb oder rot?
D e r F i f ch e r:
Ich findey fie find gelbrot) denn rot) das find die roten Rüben...
Frau Lindgren:
Laffen wir fie gelbrot fein) fo halten wir Frieden! Kommt und feht,
' euch lieber die Seelöwen an!
I u l i u s
(kommt) als Landwehrmann gekleidet): Sieh da jfi die Langbucht!
Frau Anderffon:
Der Gärtner felbfh nun da werden wir hören) ob Karotten gelb find...
I ul i u s:
Das fieht man wohl) daß fie gelb find...
Frau Anderffon:
Was habe ich gefagt!
Frau Lindgren:
Haben wir jetzt genug von den Karotten...
I u l i u s
Ia) freilich könnten wir von etwas anderm fprechen. ..
(Sie gehen nach rechts.)

(Der Mafchinifi und Mia von links.)
D e r M a f ch i n i fi
(hat feine Langfamkeit abgelegt. fpricht lebhaft und unbefangen): Ia. Mia.
ich bin nicht nett und ich bin nicht hübfch... .
M i a:
Ein Mann brauoht nicht hiibfch zu fein...
Der Mafchinifi:
Aber du kannft dich auf mich verlaffen. denn das Leben hat mich erprobt. . .
M i a: .
Das tue ich. Gufiao; aber in diefen Zeiten der Unficherheit und Unge-
wißheit. . .
Der Mafchinifi:
Was heißt das?
Mi a:
Ja. es ifi unrecht. fich fürs ganze Leben zu verfprechen. denn das heißt
mehr verfprechen. als man halten kann; das ifi geben wollen. was man
nicht befißt; das ift unrecht...
Der Mafchinifi:
Jetzt bewölkt es fich.
M i a:
Ia. es hat lange geftanden und gezogen. aber wir herrfchen nicht über
Wetter und Wind*. .. Du bifi zehn Jahre älter als ich. und du haft mehr
Elend gefehen. aber du haft nicht den Mut. von der Erfahrung zu lernen . . .
Der Mafchinifi:
Wie fchauderhaft klug du bift!
M i a:
Kann man verftändig genug fein?
Der Mafchinifi:
Wohinaus willfi du?
Mia:
Nur dahinaus: binde das Band nicht fo. daß du es nicht wieder aufknüpfen
kannfi; leg keinen Eid auf das ab. was nicht wahr ift! -Denke an den
Steuermann und feine...
Der Mafchinifi:
Soll ich an den Steuermann und feine denken wenn ich an
dich denke! Pfui!
Mia:
Verfieh mich!

Der Mafchinifi:
Liebe mich!
Mia:
Das tue ich!
Der Mafchinifi:
Tufi du das?
Mia:
Komm doch tanzen!
Der Mafchinifi:
Ia. meinetwegen!
M i a:
Aber erft möchte ich Waffeln haben!
Der Mafchinift:
Und Kaffee!
Mia:
Mit Zucker darin. .,
Der Mafchinift:
Und viel Sahne!
Mia:
Bift du geizig?
Der Mafchinifi:
Nein!
Mia:
Denn dann zaufe ich dich!
Der Mafchinifi:
Ich habe keine Haare!
Mia:
Dann zaufe ich dich am Ohr! - Komm. mein Edelmann! ich werde
dich für Geld zeigen! (Sie zieht ihn am Ohr hinaus.)
(Der Steuermann. die Refiauratrice und Lina haben unbemerkt das letzte Ge-
fpräch angehört; lachen.)
Der Steuermann:
Ießt ifi Meifier gefangen!
Die Refiauratrice:
Ia. wie wird es gehen!
Der Steuermann:
Es dauert. fo lange es dauert! Der Sommer reicht nicht länger als

bis zum Herbfi. aber es ift nett im Sommer! - Aber... da kommt
ja der Graf felbfi mit dem Kandidaten.
(Sie gehen.)
(Der Graf und Ivar kommen.)
D e r G r a f
(ruhig): Nein. Sie irren fich vollftändig in meinen Gefühlen... und ich
bin durchaus nicht der. für den Sie mich halten... aber Sie könnten
ja Ihr Mitleid auch bis zu einem Grafen ausdehnen! - Meine Schul-
zeit war gleich nach dem Fall des Ritterhaufes. . . Daß es keinen Vorteil
und keine Freude einbrachte. zu der Zeit Edelmann zu fein. können Sie
fich denken. . . Ich war ein ziemlich furchtfamer Jüngling. der alle Menfchen
achten gelernt hatte. von welcher Gefellfchaftsklaffe fie auch waren -
ich ließ jeden in Frieden _ aber - die Zeiten hatten fich geändert, .
..Der Graf" war ein Schimpfname für mich geworden. ich wurde von
den Lehrern wie ein Idiot behandelt. und die Kameraden fchlugen mich.
weil ich Graf war. Da faßte ich einen grenzenlofen Haß gegen die untern
Klaffen - als ich das Majorat antrat. wurde ich ein Bauernfchinder. . .
Dann kam der Tag. an dem mein Familienname entehrt wurde...
und den Reft wiffen Sie!
Ivar
(mild): Alles. was Sie jetzt fagen. war mir unbekannt...
D e r G r a f:
Aber Sie hätten mit größrer Vehutfamkeit handeln und fprechen können . .
I v a r:
Das kann man jetzt gut fagen! - Aber. Herr Graf. ich danke Ihnen
für das. was gewefen ift; bitte Sie zu verzeihen. daß nichts daraus ge-
worden! Und dann fage ich Ihnen lebwohl: denn jetzt gehe ich. urn
ein neues Leben zu beginnen. indem ich das benutze. was ich heute bitter
habe lernen müffen!
D e r G r a f:
Gut! Und wenn wir uns wiederfehen. fangen wir eine neue Bekannt-
fchaft an. auf eine neue Rechnung! - Leben Sie wohl! (Geht in den
Hintergrund.)
Ivar
(geht): Leben Sie wohl!
L u i f e
(kommt von links. wie bei Beginn des Stückes gekleidet).

I u l i u s
(als Landwehrmann gekleidet).
L u i i e:
Da i| mein Julius wieder!
I ul i u s:
Und meine Luife!
(Sie umarmen fich; außerhalb der Bühne hört man Gefang von Kinderfiimmen,
oben vom Glockenfiuhl.)
„Komm Liebchen in die Auen)
Komm mir zur Seite) fing!
Auen i| fiets zu trauen)
Jugend i| fiets Frühling.
Geht unfer Leben hin im Flug:
Ewig des Frühlings Atemzug.
Komm Liebchen in die Auen)
Komm mir zur Seite) fing!‶
(Bildet die zweite Strophe von: „Blühende [chöne Täler")
I ul i u s
(fieht hinauf): Weißt du) wer oben in der Luft fingt?
L u i f e:
Das find Engel!
I u l i u s:
Oder Kinder!
L u i f e:
Die Schulkinder vom Mälarfirand!
I u l i u s:
Dann ifi der Alte hier!
L u i l e
(zeigt hinaus): Da ifi er!
I u l i u s:
Und fie!
L u i f e:
„Es kommt wer!"
I uli u s:
Die find willkommen.
(Der Gärtner nebfi Frau kommen.)
L u i f e
(gehen ihnen entgegen): Guten Abend) lieber Oheim und liebe Tante!
D e r G ä r tn e r:
Guten Abend) Kinder! Ießt kommen wir und überrafchen euch!

D i e F r a u:
Hier find wir! Wo ifi Jvar?
L u i f e:
Seid ihr ihm nicht begegnet?
D i e F r a u:
Nein!
J u l i u s:
Dann ift er feinen Weg gegangen!
D e r G ä r t n e r:
Jch habe feine Abenteuer vom Grafen gehört) und daß er einen entfchei-
denden Schritt getan hat; ich weiß jedoch nicht) welchen!
D i e F r a u:
Und das hafi du mir nicht gefagt!
D e r G ä r t n e r:
Du mußt doch nicht alles wiffen!
Der Konftabler
(tommy ift unruhig): Guten Abend) Direktor! - Das ifk gut) daß ich Sie
treffe!
D i e F r a u
(erfchrocken): Ein Polizifi! Was ifi nun los?
Der Konfiabler:
Nichts Gefährliches) meine befie Frau Lundberg! Jch hatte einen Haft-
befehl für den Kandidaten. ..
D i e F r a u:
Für meinen Sohn) meinen unglücklichen Sohn...
Der Konfiabler:
Warten Sie) es ifi niaht gefährlich; er hat nur die Mobilmachung ge-
fchwänzt!
D i e F r a u:
Dann wird er füfiliert. , .
Der Konfiabler:
Oh nein! Solche Zeiten find nicht mehr! Aber er hatte von mir Freiheit
auf Ehrenwort erhalten. Jeßt höre ich) daß er fein Wort gebrochen hat)
und eben fah man) wie er fich halb laufend auf dem untern Weg ent-
fernte! Dies ift fiir mich gefährlicher als für ihn) denn ich kann um meine
Beförderung kommen!
D e r G ä r t n e r:
Hat er fein Ehrenwort gebrochen?

Der Konftabler:
Ja; leider!
D e r G ä r t n e r:
Dann will ich nichts mehr von ihm wiffen!
Der Konfiabler:
Warten Sie! Man hat nämlich Grund zu glauben; daß hier ein Miß-
verfiändnis vorliegt; das fich zu allgemeiner Zufriedenheit löfen wird!
D e r G ä r t n e r:
Sie waren fein Freund in der Schule) und er hinterging Sie!
Der Konfiabler:
Vielleicht wurde er in diefe fchiefe Stellung gezwungen; ich möchte es
glauben) denn was er heute erlebt hat; hat eine vollfiändige Veränderung
in feinem ganzen innern Wefen hervorgerufen.. .
D e r G ä r t n e r:
Sagen Sie das! O; daß es fo wäre!
Der Konfiabler:
Ich bin beinahe gewiß; daß in einer halben Stunde er felbft hier fein
wird oder ein Brief von ihm! Darum feße ich mich hier ganz ruhig hin
und warte! (Setzt fich.)
D e r G ä r t n e r:
Der arme Unglückliche!
D i e F r a u:
Das Sorgenkind!
L u i f e:
Jch antworte für Jvar; daß er fein Wort nicht bricht!
D i e F r a u:
Tuff du das!
L u i f e:
Ich habe eben mit ihm gefprochen!
(Die Kinder der Ferienkolonie kommen.)
D e r G ä r t n e r:
Da find meine Kleinen!
Eine Kinderfiimme:
Sie kommt! Sie kommt!
D e r G ä r t n e r:
Wer kommt?
Eine Kinderftimme:
Maria!
A ll e K i n d e r:
Maria!

(Amalie kommt. Maria tragend. die fommerlich gekleidet und wohl ifi.)
AmaUe
(legt Maria in die .Kinderfchar nieder. wo fie entgegen genommen. geküßt und
langfam und behutfam gehißt wird).
M a r ia:
Ich war nicht krank!
D i e K i n d e r
(bilden um Maria einen Kreis; fingen und tanzen).
(Der Steuermann. die Refiauratrice. Lina. darauf der Mafchinifi und Mia
kommen. während der Gefang andauert; die Nefiauratrice geht auf den Gärtner
zu und fagt ihm etwas. das man nicht hört. das aber Freude zu verbreiten fcheint.)
D e r G ä r tn e r
(zum Steuermann): Laffen Sie mich gratulieren. Kapitän. zum neuen
Boot! Beffer fpät als nie!
Der Steuermann:
Danke. Direktor! Das hätte ich mir nicht träumen laffen. nachdem ich
ein Fahrzeug ruiniert habe.. .
D e r G ä r tn e r:
Er hat ja kein Fahrzeug ruiniert...
Der Steuermann:
Nein. das verfieht fich. aber das Unglück ift keine Empfehlung... fie
fagen fo: wer Pech hat. vor dem hüten wir uns! .
D e r G ä r t n e r:
Hüten Sie uns. wenn Sie uns heute nacht nach Haufe bringen! -
Wird eine Neftauratriee an Bord fein?
Der Steuermann:
Jawohl. auch eine Refiauratrice! Oder was fagt der Mafminifi?
Der Mafchinift:
Mia antwortet für fich felbfi!
H a g b e r g
(kommt. tritt an den Gärtner heran und flüfiert ihm etwas zu.)
D e r G ä r t n e r:
Frau Rundqvift! Der Rendant Hagberg. von der neuen Dampfer-
gefellfchaft. bittet mitteilen zu dürfen. daß das alte Boot von dem
Z neuen angekauft ift. und daß die neue Gefellfchaft bittet. Frau Rund-
qviß und Fräulein Rundqvift in ihren Stellungen belaffen zu dürfen.
Die Refiauratrice:
Oh Gott! Auch das hat fich geordnet!
L i n a
(zu Hagberg): Danke. guter Herr Hagberg!

(Die Frauen Anderffonf Siöfiröm, Lindgren mit dem Fifcher.)
Frau Sjöfiröm:
Ich verftehe gar nichts. Löwen haben doch keine Flügel und keine Federn!
D e r F i f ch e r
(fchreit): Nein) es waren Möwen! fagt' ich! Möwen!
Frau Sjö'firöm: '-'-
Schrei Er nichß mein Freundchen) ich bin nicht taub!
D e r F i f ch e r: ..
Nein) aber ich bin etwas taub) fehr Ihr) Frau!
Frau Sjöfiröm:
Das kann ich mir denken. Aber warum fprach Er nicht davon?
D e r F i f ch e r:
Ungebeten fpricht man nicht von feinen Schwächen!
Frau Lindgren:
Ein folcher Spaßmacher) diefer Langbucht!
Frau Anderffon:
Jetzt werden wir uns vor ihm in amt nehmen!
D e r K o r p o r al
(kommt): Tod und Teufel! Ifi der Polizifi hier?
Der Konftabler:
Ia freilich!
Der Korporal:
Viel habe ich erlebt. . . ja) nun ifi der Vogel fortgeflogen!
Der Konfiabler:
Hat Er ihn denn gefehen?
Der Korporal:
Das ift klar! - Ich fah ihn in einer Drofchke zur Kaferne der Garde
hinauffahren !
Der Konftabler:
Aber dann ift er ja nicht fortgeflogen!
Der Korporal:
Ia für mich) verfieht fich! Und meine zehn Kronen find in Rauch auf-
gegangen!
Der Konfiabler:
Aber dann bin ich Kommiffar!
Der Korporal:
Was habe ich davon?
Der Konfiabler:
" Er foll feinen Zehner von mir kriegen! - t

Der Korporal:
Gott behüte den Kommiffar! (Reibt die Hände.) Ha. zehn Kronen!
Das find einige Liter! Haha!
D e r G ä r t n e r:
Ivar hat fih alfo felbfi ausgeliefert?, ..
Der Konfiabler:
In die Hände der Gerehtigkeit. wie es heißt. Es gefhieht ihm nihts
Böfes. Aber das ift nur die Vorfhule zu etwas Neuem...
D e r G ä r t n e r:
Etwas Neues? Gut! Wenn es nur niht beim Alten bleibt!
Der Konfiabler:
Nein. es wird etwas ganz Neues... davon muß er felbft fprehen. ..
(Es läutet jeßt im Glockenfiuhl; allgemeines andachtvolles Schweigen.)
D e r G ä r t n e r
(zu feiner Frau): Es läutet Heiligabend! - Sende einen Seufzer mit
mir. Frau. zu dem Geber aller guten Gaben. der alles zu einem guten
Ausgang führt,
D i e F r a u:
..Denn er liebt alles. was da ift. und haßt nichts von dem. was er ge-
fhaffen hat!"
(Volk in Trachten der Wafazeit. und auh in Volkstrachten. fammelt fih bei
der Büfie Guftav Wafas um einen Gefanganführer. der aufklopft und fagt:
..Jeßt nehmen wir das neue Volkslied." Wie das Läufen aufhört. fiimmen
alle einftimmig folgendes Lied an. mit Worten von Nhblom und Mufik von
Lindblad.)
Ih weiß ein Land ganz hoch in hohem Nord.
Niht warm. niht reih wie Südens Länder;
Das Herz doch klopfet da am rehten Ort.
Und Mut bewohnt des Meeres grüne Stränder.
Und Wälder raufhen da fo fhwer und ftark.
Und Ströme braufen da von Mark zu Mark.
Ein herrlih Land. ein herrlih Land.
Ihr guten Shwedenleut'! Ihr guten Schwedenleut'!
Und wer das Land einmal gefehn.
Der fehnt fich hin. fehnt fih hin noh heut!
- Ende. -

Wilhelm Altmann:

Der jungdeutfche Opernpreis.

Unter den zahlreichen deutfchen Komponifien gibt es heute nur wenige) die nicht den Ehrgeiz haben) fich an einer Oper zu verfuchenz ja recht viele Tonfeßer) deren Namen fonfi kaum über ihren Wohnort hinausgedrungen find) haben zwei und mehr Opern in ihrem Schreibpult liegen. Ja) in ihrem Schreibpult liegen! Verhältnismäßig noch größer als die Zahl der Trauerz Schau- und Lufifpiele) die für alle Ewigkeit dazu verdammt find) lediglich Buchdramen zu bleibenF ift gewiß die Zahl der deutfchen Opern) die nie zur Aufführung gelangen. Sicherlich befinden fich darunter nicht wenige Werke) die durchaus wertvoll find lind auch einen großen Bühnenerfolg haben wiirden; aber wie die Verhältniffe heute liegen) bleiben auch ihnen die Theater verfchloffen.

Unfere Bühnenleiter find in erfter Linie Gefchäftsleutß felbft bei großen Hofbühnen) die mit einem fehr koftfpieligen Apparat arbeiten) fpielt der Kaffenrapport eine nur zu wichtige Rolle. Sie halten fich in der Hauptfache an bewährte Werke) die ihnen ein volles Haus garantieren) in erfier Linie an die Wagnerfchen Opern- und Mufikdramen) die man bekanntlich jetzt felbfi an kleineren Orten gar nicht fchlecht aufführt. Außerdem werden nach wie vor die ausländifchen Bühnenkomponifien) vor allem die Italiener und Franzofen bevorzugt; es ift leider eine betrübende Tatfache) daß fich die deutfchen Opernbühnen weit eher einem völlig unbekannten Ausländer als einem bewährten deutfchen Komponifien öffnen. Und vollends gegen noch unbekannte Tondichter herrfcht bei den Theaterleite--n ein Mißtrauen) das fie häufig verhindert) handfchriftlich eingereichte Opern zur Begutachtung überhaupt nur weiterzugeben.

Nicht leugnen läßt fich freilich) daß von den mancherlei deutfchen Opern) die feit Richard Wagners Tode zur Aufführung gelangt find) nur fehr wenige fich auf dem Spielplan längere Zeit behaupten konnten) daß die wenigfien die große Mühe der Einfiudierung und die Kofien der Jnfzenierung gelohnt haben. Die Urfachen diefes nur vorübergehenden Erfolgs liegen durchaus nicht allein an Mängeln der betreffenden Werke)

vor allem an Gebreften ihres Tertes) fondern auch an Fehlern der Theater-
leitung) wie fchlechter Befeßung bei der Uraufführung) an zu rafihem Ab-
fegen vom Spielplan) ferner an Böswilligkeit der Kritiker) die„ namentlich
wenn fie felb| Opern komponieren und damit kein Glück gehabt habenj
meifi nur die Schwächen eines Werkes fehen) um fie zur Zielfcheibe ihres
Spotts machen zu können) und fchließlich befonders an der Jndolenz unferes
Publikums. So fehr ich es verfiehen kann) daß viele Opernbefucher fich
einzig und allein an die Wagnerfchen Werke halten) fo finde ich es unbe-
greiflich) daß Hunderttaufende an den ödefien Operetten Gefallen finden)
dagegen an feinen mufikalifchen Luftfpielopern) wie dem „Barbier von
Bagdad“ von Cornelius) der „bezähmten Widerfpenfiigen“ von Hermann
Göß) der „Donna Diana“ von E. N. von Reznicekj der „Abreife“ von
Eugen d'Albert) achtlos vor-übergehen) fo daß) wenn troßdem diefe Werke
gelegentlich gegeben werden) der betreffende Theaterleiter doch nicht
ganz ohne Idealismus fein kann. Solange fich der Gefchmack des Publi-
kums nicht ändert) wird) fürchte ich) die deutfche Opernmifere noch lange
anhalten.

Den Verfuch) aus ihr herauszukommen) bedeutet die Schaffung des
„Jungdeutfchen OpernpreifesJ zumal er alle drei
Jahre ausgefchrieben werden foll. Mit diefem durchaus künfilerifchen
Gefichtspunkten dienenden Vorgehen haben fich Herr Kurt Fliege!)
deffen Initiative der Plan entfiammt) und die von ihm zur Ausführung
gewonnene bekannte Verlagsgefellfchaft für Literatur und Kunfi
„Harmonie“ ein großes Verdienfi um die deutfchen Komponifien
erworben) das von der Allgemeinheit dann wohl am meifien gewürdigt
werden diirfte) wenn) wie ich hoffe) unter den Preisträgern fich bis-
her wenig hervorgetretene Tondichter befinden und deren Werke einen
wirklichen Gewinn für das Dpernrepertoire bedeuten wiirden.

Neu ifi ja der Gedanke) durch ein Preisausfchreiben zu gediegenen
und wirkungsvollen Werken zu gelangenhdurchaus nicht) aber der
„Iungdeutfche Opernpreis“ unterfcheidet fich fehr
zu feinem Vorteil in wefentlichen Punkten von
bisherigen Ausfchreibungen. Sehen wir uns die Bedin-
gungen) die fich jeder unentgeltlich von der „Harmonie“ (Berlin W. 35)
fchicken laffen kann) näher an) fo halte ich für den wichtigf'ien Punkt) daß
den beiden preisgekrönten Werken fehr rafch eine A u f f ü hr u n g g a-
rantiert ift. Das Hamburger Stadttheater) deffen Di-
rektor Geheimer Hofrat Mar Ba chur von jeher den Ehrgeiz und den

19'9
V. V a l l g r e n :
Das allgemeine Wahlrecht.
(Text von Lothar Brieger-Waffervogel),

lo
vu III .A1- a.. La." |à|.\ 1-.. .17-,- i ú. :I ».118- H¶. ,. 1..»4 'Wu u'. q 'e .- m
.UMa em. É q: V .À à» J. .Í .J ._ .f z . „ .
.4"-
z
'I'

Mut zu Erftaufführungen gehabt hat„ ifi die Verpflichtung eingegangem
das eine Werk im November 1910z das andre im Jahre 1911 herauszu-
bringen. Bekanntlich ift diefe große Bühne weder in künfilerifcher noch
in gefchäftlicher Hinficht irgend welcher Einfchränkung unterworfen
und befißt alle Mittelj um den berechtigten?: künfilerifchen An-
forderungen gerecht zu werdenj nämlich ausgezeichnete Kapellmeifier
und Solifienj einen fehr leifiungsfähigen Ehor und ein ebenfolches Orchefter.
Mit aller Befiimmtheit i| zu erwartem daß diefe Hamburger Erfi-
aufführungen der preisgekrönten Werke deren Schönheiten in vollftem
Maße zur Geltung bringen werdenj fo daß die Theaterleiter und Kritikerj
die fich dazu ficherlich einfinden werdenj einen ganz anderen Genuß
haben werdenj als wenn fie z. B. in irgend einer kleinen Stadt einer
höahfi mittelmäßigen Aufführung beiwohnen müßten.
Daß nur wirklich hervorragende Werke preisgekrönt werdenj dafür
fprechen die Namen der Preisrichtery die in weiten Kreifen
bekannt find und fpeziell durch ihre praktifche Tätigkeit mit dem Theater
in enger Verbindung ftehen. Es find dies der größte deutfche Kom-
ponifi der Gegenwart 1)): Richard Straußj der Dresdener General-
mufikdirektor Geheimer Hofrat Ernfi von Schuch„ der erfte Kapell-
meifter des Berliner Königlichen Opernhaufes Leo Blech und der
vortreffliche Kapellmeifter des Hamburger Theaters Guftav B r e ch e r.
Das Bedenkem daß Richard Strauß einer radikalen modernen Richtung
angehörtj iftj fchon allein durch den Hinweis auf feine wundervolle Mozart-
Interpretatiom ebenfo wenig zutreffend wie der Einwandj daß er und
Blechj da fie felbfi erfolgreiche Opernkomponifien findj nicht zu Preis-
richtern geeignet feien. Vielleicht wäre es aber angemeffen gewefen/ diefen
vier Männernj die in erfier Linie doch Mufiker findj noch für die Prüfung
des Tertes einen gewiegten Dramaturgen und Regiffeur zuzugefellen.
Allein dafür ifi wohl genügend in der fogenannten Vorkommiffion
geforgt.
Da nämlich jenen vier Preisrichtern unmöglich zugemutet werden
kann„ alle eingehenden Werkej deren Zahl vorausfichtlich hundert über-
lchreiten dürftej zu prüfenj da andererfeits jede für den Preis in *Betracht
kommende Oper von allen vier Preisrichtern forgfam durchgegangen
werden mußx fo hat man den Ausweg getroffen„ zur Prüfung eine
Vorkommiffion zu bildenh die mindeftens zehn Werke jenen ausfäzlag-
gehenden Preisrichtern zu unterbreiten hat. In diefer Vorkommiffionj

deren Arbeit niht gerade immer fehr erfreulich fein dürfte. filzen neben
praktifhen Mufikern und Mufikfhriftfiellern auh zwei gewiegte Theater-
praktiker: Hermann [G u r a. zurzeit Direktor der auf hoher künfilerifcher
Grundlage aufgebauten Sommeroper im Neuen Königl. Operntheater in
Berlin. der lange Iahre Bühnenfänger und Oberregiffeur des Shweriner
Hoftheaters gewefen ift. und der jeht an der Berliner Komifchen Oper
wirkende Kapellmeifter und Komponifi E. N. v on Reznicek.
Mindeftens zwei Mitglieder diefer Vorkommiffion follen fih mit jedem
der eingereihten Werke zu befaffen haben. So leiht es auh fein dürfte.
die Spreu vom Weizen zu fondern. fo dürfte doh die Auswahl der an die
Endkommiffion zu fendenden Werke an die Gewiffenhaftigkeit. die In-
telligenz und die Zeit der Beurteiler recht große Anfprühe fiellen.
Durhaus zu billigen ift es auh. daß für einzureihende Werke keine
Einfhränkung in der Wahl und dem Charakter des Stoffes vor-
gefhrieben ifi; auh ift es gleihgültig. ob das Werk fünf Akte oder nur
einen hat. wenn nur feine Aufführungszeit eine Stunde beträgt und es
mufikalifh-dramatifch ift. Ballett oder Pantomimen kommen natürlih
niht in Betraht. Selbftverfiändlih dürfen die natürlih anonym und
zwar b i s z u m 15. M a i 1910 einzureihenden Werke!) noh von keiner
Bühne angenommen oder gar bereits aufgeführt oder einem Verlag oder
Bühnenvertrieb zugefihert fein.
Von den eingereihten Werken follen. falls die bis fpätefiens am
1. September 1910 zu verkündende Entfheidung der Preisrihter für
fie günfiig ausfällt. je zwei mit je einem Hauptpreife von
10000 Mark. zwei weitere mit einem Ehrenpreife von 2500 Mark
bedaht werden.
Diefe Preife find niht gerade fehr hoh zu nennen. aber fie bilden
doh einen reht hübfchen Uberfhuß über den Gewinn. den die Preis-
träger aus der Verwertung des Urheberrehts und aus dem Verlag ihres
Werkes und zwar im voraus erzielen.
Die mit den Hauptpreifen gekrönten Werke gehen nämlih fofort
unter für die Komponiften durhaus vorteilhaften Bedingungen. die ZG
druckt zur allgemeinen Kenntnis vorliegen. in den Verlag und Ver-
1) Verlangt wird ein Tertbuh in deutfher Sprahe. die Partitur
und ein Klavierauszug. ferner in gefhloffenem Convert ein rechtskräfti-
ger Vertrag zwifhen dem Komponifien und den geiftigen Urhebern des
Textes über die Verwertung des Urheberrehtes und die Verpflichtung
auf die Sahungen des Preisausfchreibens.

trieb der „Harmonie“ über. Es bleibt daher den Tondichtern das
mühfelige und in heutiger Zeit (wo das Mufikalienverlagsgefchäft mehr denn
je darniederliegt und Nachfrage nach wirklich guter ernfier Mufik leider
fchon eine Seltenheit ift) höchft unerfreuliche Suchen nach einem Verleger
erfparß ebenfo auch die langwierigen und zeitraubenden Unterhandlungen
mit den Theaterdirektoren über eine etwaige Aufführung. Diefe Unter-
handlungen werden auch wefentlich dadurch erleichtert) daß die „Harmonie“
fofort wenigftens die Klavierauszüge drucken läßt) um der Abneigung der
Bühnenleiter und -Mitglieder gegen handfchriftliches Aufführungs-
material von vornherein die Spitze abzubrechen.
Auch die beiden mit Ehrenpreifen ausgezeichneten Werke dürften
vorausfichtlich diefelben Verlags- und Aufführungsvorteile wie die preis-
gekrönten genießen) da fich die „Harmonie‟ vorbehalten hat) fie eventuell
binnen vierzehn Tagen nach der Veröffentlichung des Preisergebniffes unter
denfelben Bedingungen wie die mit den Hauptpreifen gekrönten Opern
in Verlag und Vertrieb zu nehmen.
So hat fich denn in überrafchend fchneller Weife durch diefes Opern-
preisausfchreiben der Berlagsgefellfchaft „Harmonie“ ein Teil jener uto-
pifchen Forderungen erfüllt) die in dem letzten Fafinachtsheft der bekannten
Halbmonatsfchrift „Die Mufik“ (8. Jahrg, 10. Heft) betreffs der Fürforge
für die deutfchen Opernkomponifien l)1: Jungfrau in dem Aufruf
„An die deutfchen Tonfeher. Mitteilung des Deutfchen Mufikverlags
(Walter Stolzingfche Stiftung)“ erhoben hat.
Man darf) wenngleich die Erfahrungen bei friiheren Preisausfchreiben
nicht gerade fehr günfiig find) die fichere Erwartung hegen) daß der „jung-
deutfche Opernpreis“ fchon bei feinem erfien Ausfchreiben im Jahre
1910 uns vier wertvolle Bühnenwerke von längerer Lebensdauer be-
fcheren wird. Jch fpeziell möchte wünfchem daß fie) wenn nicht fämtlich„
fo doch vorwiegend der feinkornifchem uns Deutfchen fo fehr fehlenden
Operngattung angehören möchten. Hoffentlich melden fich auch fchon„
ehe die Entfcheidung fällt) noch zwei große Opernbühnen (ich denke dabei in
erfier Linie an Dresden und die Komifche Oper in Berlin)) die fich bereit
erklären) fpäteftens bis Januar 1911 die beiden mit Ehrenpreifen bedachten
Werke zur Erfiaufführung zu bringen. Vielleicht findet fich auch noch ein
Mäzem der in felbfilofer Weife noch zwei weitere Ehrenpreife |iftet„ deren
eventuellen Gewinnern die „Harmonie“ gewiß diefelben günfiigen
Vertragsbedingungen wie den Hauptpreisträgern einräumen würde.
Anregen möchte ich noch die Ausfchreibung eines wenigftens fechs-

fachen Preifes auf Dperntertbücherz die gekrönten müßten in erfier
Linie bewährten Komponifien angeboten werden. In dem Ausfchreiben des
„Jungdeutfchen Opernpreifes“ wird ja mit Recht gefagt: „Bekannte
Autoren geben überhaupt ihre Bücher Anfängern nur ausnahmsweife
und meifiens nur dann) wenn ein Verleger für das zu fchaffende Werk
fchon gefunden ift; denn dies gibt den Autoren die Gewißheit) daß nach
Vollendung das Manufkript nicht liegen bleibt) von Theater zu Theater
wandert) ohne je angenommen) aufgeführt und beachtet zu werden.“
Sicherlich werden auch unbekannte Dichter manches fchöne und bühnen-
wirkfame Textbuch verfaßt haben) ohne es gut unterbringen zu können.
Ihnen könnte durch ein Preisausfchreiben auf Operntertbücher ficherlich
geholfen werden.

Siegfried Trebitfch:

Der Vorhang. Novelle.

Ariftides Largin wurde von feinem Verteidiger den Gefchworenen als ein Menfch mit herabgemindertem Verantwortliaykeitsgefühl darge- ftellt. Er nüßte ihm damit nicht fonderlirhf denn den Tatfachen gegen- über bleibt die Pfychologie machtlos„ ja unintereffant. In den vielen Tagen der langen nervenaufreibenden Gerichtsverhandlung forfchten alle Beteiligten nach den Motiven des Mordesf deffen Arifiides überwiefen worden war. Der Angeklagte ließ zwar nicht ab zu erklären- daß er nur aus Notwehr gehandelt habef aber alle Umftände deuteten unwiderlegbar auf einen Nacheakt.

Arifkides war aus reichem .Haufet hatte in aller Herren Ländern geweilt und fich mit der vagen Tätigkeit eines „Privatgelehrten" zu- friedengegebenf bis ihn feine Heirat an die Heimat feffelte und ihn ernft- (ich nötigte- einen Beruf zu ergreifen, Er hattet wie man nun erfuhr- Okkultismus Spiritismus und manches der Art mit echter Leidenfchaft betrieben7 aber fein Intereffe an diefen Dingen war plötzlich und endgültig erlofchen. Darüber befragtf fchrieb er die Sinnesänderung feiner Heirat zug die ihn fo fehr in Anfpruch genommen habex daß er die Freude an überfinnlichen Dingen verlor. Er wurde auswärtiger Mitarbeiter einer politifchen Zeitfchriftt und feine Feder fchuf ihm bald manchen erbitterten Gegner, Als der Staatsanwalt in ihn drang- auch von feiner früheften Entwicklung zu erzählen- fprach Ariftides nur von einem Ereignis aus feiner Knabenzeit mit fichtlicher Erregung. Er berichtete est als würbe er jetzt noch um Teilnahme, an einem Vorfalh der keines Richters mehr bedurfte.

Er hatte fich als Kind einer Augenoperation unterziehen müffenf und zur Erhaltung feiner Sehkraft war es nötig gewefent ihn tagelang vom Licht abzufchließen. Mit einer Binde, um die Augen und mit an die Bettkanten gefeffelten Händen hatte er daliegen müffenf während er die Stimmen von Menfchen hörtet die .er nicht faht Stimmen- die er kannte und die ihm teuer waren. Er aber fah nichts und durfte nichts

fehen. während die Ärzte Verordnungen gaben und feine Eltern
ihn dringend zum Gehorfam ermahnten. Er durfte nicht fehen. wie fie
fich vom Bett entfernten. und fein gefieigertes Gehör machte ihn fiebrig.
während die auf- und zufchlagenden Türen ihn in atemberaubende Er-
regung verfeoten. Ia. das Geflüfier über feinen Zuftand. das bald be-
fchwichtigend. bald von Ängften bebend an ihn herankam. berührte ihn
wie mit dumpfen Fingern und bereitete ihm körperliche Schmerzen. die
fich zu einer maßlofen Wut fteigertenr Er hätte fie gerne an dem Ur-
heber feiner Empfindungen ausgelaffen. aber er war gefeffelt.
Ariftides zuckte noch jeßt vor Gericht die Achfeln. refigniert und
ergeben. als füge er fich in ein Schickfal. das ihm eben erft zufiel und
nicht jahrelang hinter ihm lag und längft überwunden war, Ungetröfiet.
ja rachevoll war er aus diefem Knabenerlebnis hervorgegangen. und
heute noch. in einem fo gewichtigen fmweren Augenblick bebte feine
Stimme. als er davon fprach. Der Richter hielt ihm vor. daß er doch
dankbar fein müfie in Erinnerung an einen Zwang. den Wohlwollen.
Fürforge und Güte ausgeübt hatten und der ihm fein Augenlicht erhielt.
Arifiides fchüttelte den Kopf. wobei ein bitteres Lächeln feine Mund-
winkel belebte. ...Jahrelang hatte ich Schleier vor den Augen. nichts
fah ich mehr hüllenlos. wie Nebelreißen ift es oft gewefen. ganz undurch-
fiehtig wie hinter einem Vorhang lag die Welt vor mir." Mit gefenk-
ten Blicken gab er diefe Erklärung ab. und während ihn in dem großen
Saal kein Einziger begriff. ergänzte der Sachverfiändige fein Gutachten
noch dahin. daß er den Angeklagten ..von Natur aus verfiockt" nannte,
Ein undurchdringbares Dunkel lagert über den Verbrechen. die
gebildete. von Geburt aus nicht gewalttätige Menfchen verüben. Es ift
oft kaum möglich Zufammenhänge herzuftellen. Die Tatfachen. die er-
hellt werden follen. gleichen dann Eimern. die in einen tiefen Brunnen
tauchen und von denen doch nur immer einer fichtbar. mit trübem Inhalt
beladen. ans Licht kommt. während der andere gleichzeitig in die Finfier-
nis zurückfinkt. Die .Haltung eines Laien-Verbrechers erfchwert jede
Unterfuchung. denn er ift nicht auf ränkevolle Verteidigung erpicht.
fondern gefellt fich felbft fehr rafch zu den Fragern und Staunern. be-
greift die eigene Tat kaum mehr als die andern. und die Motive. die ihn
getrieben haben. find auch für ihn mit Nacht bedeckt. aus der fie nur
einmal mit Blivesfchnelle jäh hervorbrachen.
Die nackte Tat war folgende: Ariftides Largin war gewohnt. des
Nachts zu arbeiten. Erft wenn die Liäfter draußen erlofchen und das

Stimmengewirr erftorben war. fand er Ruhe und Sammlung zu feinen volkswirtfchaftlichen Studien. Sein Arbeitszimmer mündete in einen Gang. und vor feiner Tür ließ er eine fchwere StoffportiÖre anbringen) wodurch ihn ein doppelter Schußwall gegen die Außenwelt umgab.
Hinter diefem Vorhang hatte man eines Morgens einen Mann. den bekannten Abgeordneten Delbanco. ermordet aufgefunden. während Arifiides Largin betäubt an der Wand lehnte und die Zugfchnur der Portier-e um den Hals hatte. Der Unterfuchungsrichter und der Sachverftändige fahen darin mehr eine wohlberechnete Gefle) als eine Abficht. Der Täter hatte dadurch offenbar den Eindruck hervorrufen wollen) als habe er einen Selbftmord verfucht.
Aus Arifiides konnte man weder in der Vorunterfuchung noch in der Hauptverhandlung recht klug werden. Manchmal leugnete er kurzweg. die Tat überhaupt begangen zu haben. oder er fagte. er wiffe nicht. wie es gekommen fei. oder er fprach verworrenes. unzufammenhängendes Zeug. das niemand zu deuten vermochte. Dann verfiel er plötzlich iu einen apathifthen Zufiand. ja zuweilen leuchtete fein Auge auf) und es war. als brachten ihn die vielen Fragen bis an den Rand eines Gefiändnifies. Man merkte. daß er fich verfucht fühlte) all der Qual ein Ende zu machen und eine recht handgreifliche Mordgefchichte reumütig zum beften zu geben. Es erlofch aber diefer Schimmer immer wieder in den Bli>en„ und abermals begannen feine Beteuerungen) daß er aus Notwehr fo gehandelt habe. „Ia, Notwehr) das ift's gewefen!" fchrie er auf. „Mein Vorhang trägt alle Schuld!" Als er diefe Worte mit großer Energie hervorgeftoßen hatte. beantragte fein Verteidiger die Unterfuchung des Geifteszuftandes. Der Ankläger dagegen meintef Arifiides fimuliere nur) und feine Ausrede bezwecke eben das) was nun wirklich vorgefchlagen worden fei.
Jetzt begann ein langwieriges Zeugenverhör. das den gewöhnlichen Erfolg hatte. Da es fich um einen unbefcholtenen. noch wegen keines Deliktes vorbefiraften Mann handelte. nicht um einen der wiiften Gefellen) die in Schenken beifammen fißen und) wenn es Abend wird. das Meffer im Gürtel lockern. bekam man nichts als belanglofe Wahrnehmungen über den Charakter des Angeklagten zu hören. Manche nannten ihn einen Phantafien. andere wollten wiffen) daß er maßlos jähzornig fei. ja einer nannte ihn verfolgungswahnfinnig. bei welchem Wort Ariftides die gefenkten Blicke einen Moment emporhob und den Sprecher erfiaunt fixierte. Alle fchienen fich jedoch darin einig. daß ihm kein

Mord zuzutrauen fei und daß er die ganze Stadt fchmerzlich überrafcht
habe. Schließlich wurde auch die Frau als Zeugin vor-gerufen. Man
durfte hoffen- daß fie fich der Ausfage nicht entfchlagen wiirde- denn
ihre Ehe war keine glückliche. Was man bei Gericht und im Alltagsleben
„den Mann betrügen'h „verraten'h „hintergehen" nennt- das hatte Frau
Largin nicht getan- nur eine zur Schau getragene Gleichgültigkeit gegen
ihren Mann hatte einen Schatten auf Glück und Ehe geworfen- der von
der Welt bemerkt wurde. Ihr Mann war zwar auch feiner Wege ge-
gangenf aber fie verdächtigte ihn nicht einmal. Nur von einer großen Ent-
fremdung fprach fie erregtx die durch die Lebensweife ihres Mannes her-
vorgerufen worden feit der oft fpät nach Haufe kam und des Nachts
arbeitete.
Über das Verhältnis befragt, in welchem Ariftides zu dem ermor-
deten Alfred Delbanco gefianden habe- erwiderte Frau Largin- daß er
in allem und jedem der Antipode. ihres Gatten gewefen fei- diefen aber
fiets bekleidet habe- obgleich er fcheinbar in den freundfchaftlichften Be-
ziehungen zu ihm fiand. Er gehörte der von Ariftides bekämpften
Partei ang aber trohdem hielt fie einen Mord aus politifchen Motiven
für gänzlich ausgefchloffen. „Hat der Getötete in Ihrem Haufe ver-
kehrt?“ fragte der Richter. „Jah“ entgegnete die Zeugin- „er kam eine
Zeitlang gern zu uns- unterhielt fich angeregt mit Ariftides7 deffen poli-
tifche Anfichten er vergeblich zu ändern verfuchte. Dann fiellte er feine
Befuche aber plößliä) eint und ich habe ihn erft als Leiche wiadergefehen.“
„Sie glauben alfo nicht- daß es Eiferfucht warf die Ihren Mann dazu
triebx feinen (Haft zu erwürgen?“ Die Frau erbleichte und fagte: „Dazu
habe ich ihm doch gar keinen Grund gegeben. Die Befuche diefes
Mannes waren mir oft genug läfiig- und ich duldete fie nur) weil Arifii-
des fiundenlang mit ihm beifammen faß und namentlich vor den Wahlen
politifche Fragen erörterte. Mir gegenüber verhielt Delbanco fich gleich-
gültigy fprach nur mit verhaltener Bitterkeit von Arifiides und feinen
großen Fähigkeiten- und wenn wir allein waren- beftürmte er mich mit
vielen Fragent was Arifiides denn eigentlich nächtlich an feinem Schreib-
tifch treibe. Fragen- die nur mein Mann felbfi hätte beantworten
können."
Als Arifiides feine Frau fo fprechen hörtet hob er den Kopf und
fiarrte mit einem angefpannten Gefichtsausdruck ins Leere. Dicht an
ihr vorbei blickte ert als fürchtete er nicht fo ängfilich laufchen zu können,
wenn er fie dabei anfähe. Auf die Frag-et wie fie fich die Tatfache des

Mordes. der nun einmal nicht aus der Welt zu fchaffen fei. erkläre. fing fie zu weinen an und firecfte die Arme nach ihrem Gatten aus. Der erbleichte und fenkte die Augen. während ein Beben ihn zu fchiitteln begann. als ob fein ganzer Leib auffchluchzen wollte vor Leid. Als fie fiel) ein wenig beruhigt hatte und der Vorfißende die Frage wiederholte. fagte fie: ..Das weiß ich nicht. Er kann unmöglich bei Sinnen gewefen fein. An allem find die fchlaflofen Nächte fchuld. Niemals hätte das bei Tag gefchehen können. Warum mußte diefer Menfch auch zu fo fpäter Stunde kommen? Er weigerte fich hartnäckig angemeldet zu werden. Ich fchlief fchon. aber er fchlich fich. wie mein Mädchen verficherte. vor Ariftides' Tür und wollte fich felbfi anmelden. Sie ging zu Bett. Alles andere weiß der hohe Gerichtshof beffer als ich." Abermals fchluchzte fie laut auf und verbarg das Geficht ins Tafchentuch und ging dann gebrochen hinaus.
Da die Barfchaft des Ermordeten nicht angetafiet worden war. konnte es fich nur darum handeln. ob Arifiides als Angreifer oder als Verteidiger des eigenen Lebens fich mit Schuld beladen hatte. aber für den Fall der Notwehr fprach jo gut wie nichts. Die Hautabfchürfungen und Kraßer im Geficht rührten nach dem Ausfpruch der Sachverftändigen vielmehr von dem fich wehrenden Opfer her. Der Verteidiger hob die Momente nochmals hervor. die auf die offenbare geiftige Verwirrung feines Klienten wiefen. felbft der Staatsanwalt neigte zu diefer Anficht. Ariftides wäre alfo der furchtbarften Strafe entronnen. wenn die Sachveritändigen fich nicht für feine geiftige Gefundheit mit aller Entfchiedenheit verbiirgt hätten.
Wie immer in folchen Fällen. wenn überdies alle Mittel der Verteidigung und der Anklage erfchöpft find und aus dem Angeklagten nichts anderes als ftereotype Antworten herauszubekommen find. wurde das Beweisverfahren bald gefchlofien. ohne daß man viel weiter gekommen wäre als zur Feftftellung eines Mordes, Die Motive blieben nach wie vor vollftändig im Dunkel. und bald gab man es auch auf. ihnen vergeblich nachzufpürenc Der Gerichtshof legte den Gefchworenen die Fragen vor. und um einen Weg zu zeigen. der zur Milde führte. wurde auch die Eventualfrage des Totfchlages gefiellt. Die Gefchworenen zogen fich zur Beratung zurück. Ariftides wartete teilnahmlos auf das Refultat. Als der Gerichtshof zur Urteilsverkündung wieder erfchien. atmete der Angeklagte auf. als ob das Ende feiner Qualen bevoritünde. Die Gefchworenen hatten die Frage der Schuld bejaht und für Totjchlag

entfchieden in Anbetracht der außerordentlichen Milderungsgründe. die
dem Mörder vor allem wegen feiner großen Nervenüberreizung zur Zeit
der Tat zugebilligt wurden. Der Vorfisende verkündete darauf das Urteil.
das auf eine langjährige Kerkerhaft lautete. Arifiides atmete tief. und
wie um feinem Verteidiger zuvorzukommen. auf deffen Lippen fich das
Wort ..Nihtigkeitsbefhwerde" bildete. ftieß er haftig hervor: „Ich
nehme die Strafe an.“ Die Verhandlung wurde gefhloffen und der
Verurteilte abgeführt.
Als Arifiides Largin nun aus der Unterfuchungshaft in feine Ge-
fängniszelle gebracht worden war. in der fich fein zukünftiges Leben
vieler Iahre abfpielen follte. fühlte er fich wie beglückt. endlich allein
zu fein. Er feste fich auf die fchmale Pritfche und mufterte den kleinen
Raum. Zuerft mit Neugier und bemüht den Sinn des Wortes „Ver-
brecher". das er nun fo fchallend laut empfand. als ob es ihm ins Ohr
gefhrieen würde. auf fih zu beziehen. Denn noch war ihm. als befich-
tigte er bloß ftudienhalber einen Ort. den er nach Gefallen wieder ver-
laffen könnte. fobald es ihn nicht länger in feinen Mauern litt. Ganz
langfam nur verdichtete fich in ihm ein Bewußtfein. daß er alles. was
er nun an Eindrücken der Gegenwart und der jüngften Vergangenheit
empfing. unwiderruflich auf fich zu konzentrieren habe; daß jede Minute.
die nun folgen mußte. wie ein Hammer an die verfchloffenen Gewölbe
feines Innern pochen würde. bis fein ganzes in Apathie verfunkenes Ich
erwachen. begreifen und endlich auffchreien müßte.
Als es aber Abend und ganz finfter um ihn war. da wußte Arifiides.
daß er fo niht leben konnte. keinen Tag. Als der Gefängnisauffeher
ihm fein Effen brachte. befchwor ihn Ariftides um Licht und Papier. Er
verfprach. nie wieder diefe Bitte an ihn zu richten. Nur einmal follte
fie ihm erfüllt werden. Der Mann ließ fich erweichen. denn er kannte
die Qualen der erfien Nacht im Gefängnis. Er brachte Ariftides eine
Kerze und zündete fie ihm an. Ein paar Bogen abgegriffenen Kanzlei-
papiers legte er ihm dazu und entfernte fich. das Schloß prüfend. als er
den fchweren Riegel vorgefchoben hatte,
e- * ee
Am nähften Morgen fand man den Gefangenen in feinem Blut.
Er hatte fich mit der ftumpfen riffigen Gabel - die in der Nähe der
unberührten Kerkermahlzeit lag - die Pulsadern geöffnet und war fchon

zwei Stunden kalt. als man in feine Zelle kam. Neben ihm lag ein
Brief an feine Frau. den er mit Kerzentropfen verfiegelt hatte.
Der frühe .Morgen nach einer fchlaflofen Nacht hatte Frau Largin
vor die Zelle ihres Mannes getrieben. und fie kam wenige Minuten nach
der Entdeckung feiner Tat. Hafiig fchob fie das Schriftftück in ihre Bruf't.
als gälte es das Leßte. was ihr von ihrem Gefährten geblieben war. zu
verteidigen. Bleiai und aufgeregt ftand fie da und wendete fich be-
herrfcht von dem Anblick ab. der fich ihr bot. Sie lief nach Haufe. fchloß
fich ein in ihre vier Wände und erwies ihrem Schmerz ftundenlang die
Ehre des Staunens ob feiner Größe. Dann befreite fie vorfichtig den
Brief von feiner Hülle und las.
Liebfte. denke nur. der Aufenthalt weniger Stunden in meiner Zelle
hat es mir. dem Einfamkeit-Liebenden klar gemacht. daß ich den Morgen
nicht erwarten kann. daß ich fterben muß ohne Todesfehnfucht. einfach
weil mein Lebenshunger gefiillt ift. fo wie einer. der vom Tifch auffteht.
weil er fatt ift, Geht doch jeder nur fo lange weiter. als er ein Ziel vor
Augen hat. Ich bin angelangt. unwiderruflich. Und das darf man
nicht fein. wenn man leben will. Der fteilfte. mühfeligfte Weg. er lockt
und will begangen fein. *Wer weiß. was hinter ihm liegt? Vielleicht
eine Wiefe. die duftet. vielleicht ein Wald. der fchattet. Keinen Weg
vor fich fehen. das macht müde.. An diefer Müdigkeit fiirbt man. Das
fchwere Wort „Selbftmord“ paßt gar fchlecht zu der Leichtigkeit des
Vollbringens; denn diefes fieht ganz im Dienfie eines Gefühls. das nur
einer kennt. der fo weit gekommen ift. wie ich. Ehe ich meine leichtefte
Tat tue. will ich aber zu Dir fprechen. weil ich Dich nicht gerne vor Nätfeln
wiffen möäfte. die gar keine find. und weil ich Dich fo verquickt mit dem
eigenen Wefen fühle. daß Du auch das einfachfie zu verliehen und zu
glauben vermagft. was ich den vielen Fragern und Rätfelfuchern da
draußen. die mich umlagert. begafft. wie Spürhunde befchnuppert und
gefragt haben. doch niemals hätte verftändlich machen können.
Der verworrene Knäuel. der eine Verbrecherfeele ifi. den mögen
fie ja entwirren können. denn in einem Labyrinth kann man fich zurecht-
finden. wenn man einen roten Faden entdeckt hat. Aber die Tat ein-
facher Menfchen. in denen durch Zufall alles das ftark ausgebildet ift.
wovon andere nur Keime in fich tragen. die fie unterdrü>en und ver-
nichten. die find unentwirrbar durch ihre Einfachheit. Du aber follfi
wiffen. was ich nur felber weiß und was mich getrieben hat. Denn Du haft
Dich meinetwegen gefreut und meinetwegen gelitten. mit mir gejauchzt und

um mich geweint. Wie weh haben mir doch die Tränen getan. die Du
vor fremden Menfchen vergoffen halt!
Es heißt. daß unfere Ehe nicht glücklich gewefen fei. Die Menfchen
fagen es. die Menfchen hören es. und die Menfchen glauben es. Wir
wiffen: f o unrecht haben fie nicht. daß wir uns zu lautem Proteft erheben
dürften. aber wir haben gute Stunden zufammen genoffen. und etwas
Unzerreißbares hat zwifchen uns doch immer ebenfo ficher beftanden wie
etwas Unüberbrü>bares auch. Sünde habe iih an Dir keine begangen;
denn ich habe nichts getan. was Deine Seele ernftlich hätte beleidigen
müffen. Ich ftand Dir nur öfter als nötig zu fern. Das gebe ich zu. Ich
habe mich mit Dir über Vieles nicht ausgefprochen. und das ift auch der
Grund. warum Du fo wie die Andern nur vor einer Tatfache fiehft.
die Du nicht faffen kannft. Unfere Ehe ift mit dem Schickfal der Kinder-
lofigkeit behaftet, Das letzte und größte Annäherungsmittel blieb uns
verfagt. Unfere Gefühle für einander fchwankten zu fehr zwifchen Lei-
denfchaft und einer jähen Rüchternheit. Vielleicht werden Deine Ge-
danken williger bei der Erinnerung an mich verweilen. wenn ich Dir
fage. daß ich das nie getan habe. was oft zu unliebfamen Szenen zwifchen
uns geführt hat. Ich habe Dich mit anderen Frauen niemals hinter-
gangen. Nun habe ich es doch hingefäjrieben. diefes läppifche Wort.
Ich habe mich wohl oft bis über den Rand eines Verlangens geneigt.
aber richtig verloren habe ia. das Gleichgewicht niäft. Etwas riß mich
immer wieder in einem guten Augenblick zurück. und fo bin ia) Dir denn
- weniger aus Überzeugung als durch Zufall. ich bekenne es - treu
geblieben. Defto rückhaltlofer darf ich mit Dir fprechen. die Du mir
fo oft den bere>jtigten Vorwurf gemacht haft. ich fpräche mich mit Dir
zu wenig aus und ließe Dich abfeits von meinen Arbeiten. Plänen. An-
fichtcn und Träumen ftehen.
Womit beginne ich nur? Ich weiß nicht. was Du weißt. aber daß
Du manches ahnfi. das hat mir oft ein gutes Wort im richtigen Augen-
blick verraten. - Weißt Du. daß jeder Menfch Dinge in feinem Leben
hat. die ihn bedrücken und die er doch nicht entbehren kann? Kennfi Du
die Steigerungsfähigkeit diefes Konfliktes? Er kann zur höchfien Tragik
und zur vollftändigen Entwertung eines Lebens führen. Sobald fo ein
Ding die Gefkalt eines Menf>jen annimmt. dem man verfallen ift. lebt
man in Ketten. wie ein Sträfling. Erft duldet man ein Joch. das man
zu fchwach ift abzufchütteln. fpäter liebt man es, Im erften Fall wird
man nur gleichgültig. im zweiten verächtlich und. was das Säflimmfte

ift. nicht etwa vor anderen. fondern vor fich felbfl. Verfallene und Be-
feffene gibt es genug. Die Einen hat Gewohnheit umgarnt und an eine
unwillige Gefährtin gefeffelt. die Anderen haben einem Mann Geheim-
niffe. Verfehlungen irgendwelcher Art ausgeliefert. find an einen Unwür-
digen gekommen. der eine Wiffenfchaft ausnüßt. die das Opfer fefthält.
bis es in den letzten Zügen liegt. Doch es gibt auch Gegenftände. leb-
lofe Sachen. die man mit dem Fuß fortftoßen könnte. die einen zu halten
vermögen. wie fonft nur befeelte Wefen. Es gibt Menfchen. die alles.
was zwifafen ihnen und dem Dunkel ans Licht getreten und Erfcheinung
geworden ift. zu bereitwillig begrüßen und gleichfam aufnehmen. ohne es
auf feine Brauchbarkeit und die Dienfie. die es tun wird. hinlänglich zu
prüfen. Mancher trägt jahrelang einen fchlechtfißenden Rock. nur weil
er ihm eines Tages von einem unfähigen Schneider geliefert wurde,
Mancher läßt fich von einem zu engen Schuh drücken. leidet Schmerzen
auf Schritt und Tritt. aber die Energie. die Schuhe dem Ver-fertiger
an den Kopf zu werfen. bringt er niäft auf, Ihre Gegenwart hat fich
zu |ark fühlbar gemacht. fteht in einem zu grellen Kontraft zu dem gänz-
lichen Fehlen. dem Nichts. das doch eine Zeitlang erduldet werden
müßte. Und der bequeme läffige Geifi rät zur Duldung und Ergebung
in ein Schicl'fal. das gar keines ifi. bevor man ihm nicht die Ehre erwiefen
hat. es als ein folches anzufprechen,

So ift es auch mit der Portidre in meinem Zimmer ergangen. die
ich einfach hätte entfernen können. wenn ich ernfilich allen Spuk zu-
fammenfinken hätte fehen wollen. den fie mir immer heraufbefchwor. denn
niemals würde ich einen Mord begangen haben ohne diefen dunkelroten
Fetzen. Aber ich liebte mein Grauen. ich liebte das bange Gefühl. das mir
vortäufchte. ein Schi>fal balle fich hinter den dunklen Falten für mich zu-
fammen oder irgend ein Erlebnis. ein neuer Schauer könnte aus der
fchmalen klaffenden Öffnung einmal hervortreten.

Nichts Sichtbares hat für den Menfchen den Zauber des Geheim-
niffes. Es mag unverftändlich. unerklärlich fein. es ift da. und was
da ift. was wir fehen und greifen können. das verlangen wir oft nicht
zu begreifen. Wir finden uns ab; ohne weiter zu fragen. gehen wir an
Rätfeln vorüber. die uns leuchtend in die Augen fiat-ren. Sobald aber
ein Nebel die hellen Dinge verhüllt. fobald das dünnfie Gefpinft. das
Traum oder Wachen gewoben haben mag. darüber hinfinkt. wird fo ein
Ding das Ziel unferer Forfchung. unferes Grübelns. Es gleißt und
lockt. narrt uns. quält uns und läßt uns nimmer. Die Phantafie um-

kreift plötzlich einen verheimlichten Gegenftand. von dem der Gedanke fich
eben noch abwandte. an dem der wache Sinn kalt vorbeifah.
Die Kenntnis diefer Tatfache haben nur die Frauen im Blut. oft
ahnungslos. unbekümmert und ohne ein Wort an fie zu verfchwendeu.
Daß folche Weisheit die Schwelle des weiblichen Bewußtfeins felten
überfchreitet. verleiht den Frauen Macht. verfchwii'tert fie mit dem Ge-
heimnis alles Verhüllten. und wenn ihr Sinn zufällig felbfi in die
Wolken ftrebt. wenn fie felbfi nach dem. wovon fie ein Teil find. forfchen.
dann werden fie in die myftifche Glorie der ewigen Geheimniffe erhoben.
Von den Gläubigen. deren Gefühl fich zur Ekfiafe fteigerr'. werden folche
-Frauen ..holde Rätfel“ oder ..dämonifch“ genannt. Die Schöpfung hat
aber doch nur ein paar zarte Fäden von den myfiifchen Geweben. die fie
über die Dinge gelagert hat. um die Hüften der Frauen gefponnen. ohne
ihnen die Gabe zu fchenken. nach Gefallen Hüllen abzuwerfen oder
Sichtbares nach Gutdünken zu bedecken.
Was man aber felbfi zu haben glaubt. das begehrt man natürlich
nicht. und es kann einen nicht verwirren. Deshalb find Frauen Männern.
die Sucher find. zumeifi überlegen. Von einer fcheinbaren Überlegenheit.
die von der einftigen Unberührtheit ftammt. Nur ein Mann wird durch
einen über das Antliß einer Frau herabgefunkenen Schleier in Erregung
verfeßt werden und ungefiüm zu fehen verlangen. was hinter dem Ge-
webe verborgen ift. Gibt es doch kaum einen. der dem Zauber des
Schleiers. jenem banalfien und alltägliäyften Geheimnisbildner wider-
ftehen könnte. Unverbraucht wirkt der Reiz des Schleiers. den jeder
kennt. den jeder an fich erfahren hat. ja dem jeder viele kleine Ent-
täufchungen verdankt. Er ift das Myfterium ohne Adel. fo recht bürger-
lich und zugänglich. wie dazu da. dem Wanderer auf goldener Mittel-
firaße fein bißchen» Phantafie zu befäjwingen. Den Denkern und Träu-
mern aber ifi er ein Symbol. unter defien Zeichen fie leben. Die haben
nüchterne Augen. wenn ihre Blicke auf verfchleierten Mädchen und
Frauen ruhen. Aber unaufhörlich blicken fie hinter Vorhänge und poäzen
an verfchlofiene Pforten. als wiirden hinter diefen alle Schickfale und
Erlebniffe ftehen.
Solche Menfchen legen ni>)t. ohne zu fchaudern. die .Hand auf die
Klinke ein-er Tür in einem fremden Haus. Nie taften fie nach einem
dunkeln Geländer. ohne einen Gegengriff von der .Hand des Schiclfals
bebend zu erwarten. Wie fchwere Wolken fchweben Ahnungen ihnen zu
Häupten. und die leeren Stunden der Einfamkeit gleiten ihnen nicht ftill

und friedlich hin. fondern verwandeln fich in einen Schwarm dunkler
Vögel. der drohend an ihnen vorüberfchwirrt. Zaghaft. ja feige wirken
Gefchöpfe diefer Art auf ihre Umgebung und haben doch den Mut
jeder Fit-fiernis. jeder Tat und gäben gerne ihr Leben hin - und das
anderer auch - für eine neue Erfahrung.
Ich liebte den Tanz meiner Gedanken und Vorftellungen. den Wirbel
meines Bluts. hervorgerufen durch das Anftarren einer beweglichen
Wand. Ich war nicht fo allein in meiner nächtliäfen Einfamkeit. denn
nicht allein fein wollen die Menfchen. auch die nicht. welche die Einfam-
keit fuchen und lieben. Sie wollen die Stimmen. die fie intereffanter
dünken als die der Alltagsmenfchen. nur vernehmlicher. eindringlicher
hören und eine Zwiefprache fiihren. bei der fie immer recht behalten und
das lebte Wort haben müffen. Denn der Einfame ift nicht allein. fon|
könnte er nicht einfam fein. In dem Augenblick. da das Bewußtfein
des Alleinfeins und des Vereinzeltdaftehens den Einfamen wirkliäf er-
reicht. in diefem Augenblick i| er es gewefen. Es verlangt ihn fofort nach
Bewegung. und irgendwie eilt er in das Getümmel des Lebens. Wer fich'
Klängen. Tönen. Büchern ganz ergeben kann. der liebt die Einfamkeit
zumeift und zwar gerade deshalb. weil er dann in ihrem Schatten ganz
beftimmt nicht allein ift. fondern im Mittelpunkt einer regen Unterhaltung
|eht. Doch diefe gefunde Einfamkeit genügte mir nicht mehr. Ich hatte
fie ausgekof'tet wie die Gefelligkeit -- bis an den Rand. Es dürfiete
mich nau) mehr. nach einer neuen befchwingten und bewegten Einfamkeit,
Und diefe fchuf mir feltfamerweife das rote Tuch. das in fchweren Falten
meinem finnenden Auge gegenüber eine unfchöne Tür geheimnisvoll ver-
hüllte.
Doch ich fpreche Dir da über einen Gegenfiand. als ob Du immer
gewußt hättefl. was er mir bedeutet hat. Als wir ihn beim Tapezierer
befiellten. war er uns doch nur ein gleichgültiges. leblofes Zeug. das ein-
fach verhindern follte. daß die Geräufche des oft lärmerfiillten Ganges
in mein Arbeitszimmer drängen und daß meine Schritte. der ich
arbeitend und nathdenkend ungeftüm auf und abging. Deinen Schlaf ge-
fährden könnten. Was dann wurde. das weißt Du nicht. Haft Du
doch eben erft vor Gericht erklärt. daß Du den Zweck meiner nächtlichen
Arbeiten* nicht kannteft. Das hat miih ein wenig gewundert. Dir war
doch meine Gewohnheit. den Tag zu verträumen und fpät abends aus
diefem Traum zu erwachen. bekannt. Du weißt doch auch. wie fehr
ich in der letzten Zeit unter Schlaflofigkeit gelitten habe und wie alle

.Pe-.17(in* mir die Irin- ram-3W gaben, vrrfagtcn. *.ch war alle
geri-ungen, einc-.- Rei-zeig e11 nig-*n nnd mich des Nacht-3 irgendwie: za
»Mexx-*feinen- wem: ict* .nm r(lieg-:n um". ani den Schlaf warrend in die
Fuß-:mis *ZW-gn wollte, 'Dadurch l-in ich z!: vielen Beobachtungen g:-
ioxconcn, die null-.urbia gen-.g find Lira» die will Die jcct nicht vo:
ben lil-ergangen 7-:- Abenk: .n ruhe Recht ind von der Nacht in die
"Li/'2_er-,1e11k.'1-n1ne.*-.w.I tote-'72'. Dit nichts von dcr! unzähligent nie gehör-
ten (Iirci.ira,.-n deu-"en, die nl- beobarhtet habe. Ich will Die licbei
erzählen. mw.: Dim* .il irrt Orlbanco um diefe Zeit in :keinem Lebe:
Offen-l? MU.
7. 1-*- i-i- :incl: fin "ZZ-'ani ich*: heftig intereffiere tas weißt Dir ia.
und auch bin Grand ccv ,„.nicre;lee I) ile ich Dir oft grfcigt. Die Penn:
zug-kee» Landed .ft in Minen. Ilm-,en fiir alle nnfere Leiden vet-antiken.
lich zu machen. Ia, da7. .Sn '.'l'get mit den Mädchen im .Haufe dafi,
daß' wir alle unter ROLF-'ellen .ci-:e Art täglich und fiiindlich leiden,
an allen kleinen und großen .Katiikrophcm ifi die nngefunde Pelitik vieles
Rein-es fil-nid. Tu erinnerf'r Lili' weh! eines Artikcisz der ziemlichen
Anif-*ren gemacht bat und auf den Delbanco zn erwidern verfnchte. Du
weiß' .inc-bF wi: cr dann die '4-Zi- meincs Arbeitszimmers belagcrty bis
'*(H inn endlich empfing- und wi: er fich Dir aufdrängte, bis wir ihn ein-
lneen, damit er nicht glauben foLte, daß ich unfere peiitifche Gegner-
fchaft auf das Menfchliche übertiiige. Dana nxicd e7- pl'oZlich feminin;
uni-7 .iS-nis. fchien mit einem Male zu erkennen, daß wir feine Ge-
fcllf-haft nicht wii-:ichtcrh und mciehte, feiner Zudringlichkeit ein Tnde.
Rach 'arm- Zeit fprachen wir nicht einmal mehr von ihm. Wenn 'On
aber glanlit. daß ich deshalb ron "hm oerf-.hont blieb- *ja ihn wenigfrens
nicht zu Geficht beta-*.9 dann irre'c Du. C:: tauchte *Überall* kon auf,
wo ich ihn am w--nigfien vermutete. den Parianlagen, in dem!!
ich zuweilen über eine neue Arbeit .rachdacht-e, gerade 'vort- wo fie am
einfamficn findF fiand der Mei-fch piöxji-.h vor mir„ grinfie und ging,
nachlc'ifiig grüßend, vorüber. In den nnerwartetfien Linge-:blicken trat
er vor mich hin. War .-s Zufalh hatte er Spion-ef ich weiß es nicht.
Auf kleinen Reifem *don denen Du weißt- flieg er in irgend einer Station
pl'ößlich in 'nein Coupe ein. Ging ich einmal in ein cmlagrnes (LU-.fd
hani» wiihrend Du abwefend wat-ftF fo konnte ieh ficher fürn Dellmmu
alsbald am Nebenrifch fielen zu fein-*nx grijßend und wartend. ob ich vier‟.
lcicii? ein Gefpräch beginnen wiirde. Ich tat ihm den Gefallen nicht. Je.
.if-ter die() gefchah- dcfio weniger verfn-hte er mich zu fprecbon. Mir aber

Matthias Grünewald: Die Heiligen
Antonius und Paulus in der Wüfte.
Flüge-[bild des Jfenheimer Altars . im
Mufeum zu Kolmar.
(Nach dem Wei-[1e von H, A. Schmid: „Die Gemälde
und and eichnungen von Matthias Grünewald“. Verlag
von . einc-ka). Straßburg l, E.)
Zum Auffatz von Hans Rofenhagcn.

Mittel. die mir die Ärzte dagegen gaben. verfagten. Ich war alfo
gezwungen. einer Neigung zu folgen und mih des Nahts irgendwie zu
befhäftigen. wenn ih niht daliegen und auf den Shlaf wartend in die
Finfiernis ftarren wollte. Dadurh bin ih zu vielen Beobachtungen ge-
kommen. die merkwürdig genug find. Doh ich will Dir jetzt nicht von
den übergängen des Abends in tiefe Naht und von der Naht in die
Morgendämmerung fprehen. Dir nihts von den unzähligen. nie gehör-
ten Geräufchen berihten. die ich beobachtet habe. Ich will Dir lieber
erzählen. welhe Rolle Alfred Delbanco um diefe Zeit in meinem Leben
gefpielt hat.
Daß ich mich für Politik fehr heftig intereffierte. das weißt Du ja.
und auch den Grund des Intereffes habe ih Dir oft gefagt. Die Politik
unferes Landes ift in meinen Augen für alle unfere Leiden verantwort-
lich zu mahen. Ia. daß Du Ärger mit den Mädhen im Haufe haft.
daß wir alle unter Vorurteilen aller Art täglih und ftündlich leiden.
an allen kleinen und großen Kataftrophen. ift die ungefunde Politik diefes
Reiches fhuld. Du erinnerft Dih wohl eines Artikels. der ziemliches
Auffehen gemacht hat und auf den Delbanco zu erwidern verfuhte. Du
weißt auch. wie er dann die Tür meines Arbeitszimmers belagerte. bis
ich ihn endlich empfing. und wie er fich Dir aufdrängte. bis wir ihn ein-
luden. damit er niht glauben follte. daß ih unfere politifhe Gegner-
fchaft auf das Menfchliche übertrüge. Dann mied er plötzlich fcheinbar
unfer Haus. fchien mit einem Male zu erkennen. daß wir feine Ge-
fellfchaft niht wünfhten. und machte. feiner Zudringlihkeit ein Ende.
Nach kurzer Zeit fprahen wir niht einmal mehr von ihm. Wenn Du
aber glaubft. daß ih deshalb von ihm verfhont blieb. ja ihn wenigflens
niht zu Geficht bekam. dann irrft Du. Er tauhte überall dort auf.
wo ich ihn am wenigfien vermutete. In den Parkanlagen. in denen
ich zuweilen über eine neue Arbeit nahdahte; gerade dort. wo fie am
einfamften find. ftand der Menfch plöhlih vor mir. grinfte und ging.
nahläffig grüßend. vorüber. In den unerwartetften Augenbliäen trat
er vor mich hin. War es Zufall. hatte er Spione. ich weiß es niht.
Auf kleinen Reifen. von denen Du weißt. ftieg er in irgend einer Station
plötzlich in mein Eoups ein. Ging ich einmal in ein entlegenes Gaff-
haus. während Du abwefend warft. fo konnte ich ficher fein. Delbanco
alsbald am Nebentifch fißen zu fehen. grüßen-d und wartend. ob ich viel-
leicht ein Gefpräh beginnen würde. Ich tat ihm den Gefallen niht. Je
öfter dies gefchah. defto weniger verfuchte er mich zu fprechen. Mir aber

Matthias Grünewald* Die Heiligen
Antonius und Paulus in der Willi-7.
(flügelbild des *Zfenheimer Altars , im
Mufeum zu .'Fclmae.
(Naeh dem Mei-lle ran ". HSH-nid* d.- Gemälde
und aadxeicbnuncen mn 'ia'lßi-ec-Gxewald", *Li-erlag
.ion , Seinen-l.. Straßburg i. E.,
ZumAuifaiz :den Hans :'t'rfenbagen.
,RK- x' "'“i
.l-.c
.".
41“...
.fl p-
'-
.-'-.“.
-..7- „j , .
-MF- .
..W. *
* l
EZB! i
F -x. e .z , x. . K U, *lx-A-
' - * :* . ' - a *1 "
er .- a l*:
ir*: : GKZ*-
x. - ,-4- [1.-. ..e-4- -'.- *x - * 4.-.;7 r
. . , _ .ii-'pn AW*XW1'SIb-k. .ente-:r .M In»
--_--..- _.______-.-_-_- _--W-
r
f *JL* ..xi-if
..ii'
l **" -
.-
.JW -Z:
,c '0 * .*

fing der Menfch an unheimlich zu werden. und da mein Arbeitszimmer
bald der einzige Ort war. an dem ich ficher fein konnte. ihm nicht zu
begegnen. wurde es noäf mehr als früher mein Lieblingsaufenthalt.
Um diefe Zeit befchäftigte ich mich mit dem Gedanken an ein großes
politifches Drama. Ich glaubte meinen Landsleuten von der Bühne
herab zeigen zu follen. woran wir alle kranken. weil ich mir davon das
lautefie Echo und die größte Wirkung verfprach. Da ich kein Dichter
bin. fafzinierte mich die Befchäftigung- mit meinem Stoff wohl noch
mehr als einen Berufsdramatiker. Ich fing an. meine fchlaflofen Nächte
nicht mehr zu füraften. fondern fie herbeizufehnen. Daß ich Dir von
meinen Plänen nichts erzählte. wirft Du jeßt wohl begreifen. Du
hätteft mich entweder ausgelacht oder nach Frauenart fortwährend ein
Refultat meiner Arbeit fehen wollen. Es gab aber nichts zu fehen. Es
gibt auch noch nicht einmal eine Niederfchrift. Alles. was ich befaß.
waren meine waäfen Träume. die mir mein Zimmer mit Geftalten be-
völkerten. deren Spraäfe, nur ich allein. oft mit unheimlicher Deutlichkeit
vernahm. Alle Menfchen meines zukünftigen Dramas fchienen mir
hinter der Portisre zu fiehen und wie gerufen auf ein lautlofes Stich-
wort hervorzukommen. Und es war mir ganz gewiß. daß alles wie ein
Spuk zufammenfinken würde. wenn ich diefen Vorhang. der mir fo feltfame
Kräfte gab und ausftrömte. entfernen würde. Ich habe oft |undenlang
wie gebannt auf feine Falten geftarrt. und er blieb niemals bewegungs-
los. Da das Fenfier offen war. fpielte die Nachtluft in feinen Win-
dungen. Manchmal blähte er fich und raufchte tief. Dann wurde er
wieder ganz ftarr. [till und ftumm und hörte zu flüftern auf. wie einer.
der einem ein Geheimnis zugeraunt hat und nun wartet.
Dinge. die wir ganz allein befißen und von denen niemand etwas
weiß. die bekommen einen Heiligenfchein. und wären fie noch fo profan.
So ein Ding war mir mein dunkler Vorhang und der Raum. der ihn
gaftlich beherbergte. Daß diefem dunklen Tuch die Macht für mich inne-
gewohnt hat. von der ich Dir erzähle. das mußt Du hinnehmen auf Treu
und Glauben. Warum follte ich auch diefe Zeilen mit dem großen
Schmuß einer Lüge bedecken? Mein Verteidiger muß um folche Dinge
gewußt haben oder fie ahnen. denn was er über Sichtbares und Unficht-
bares gefagt hat. das war gut. wenn es mir auch nicht genützt hat und
von meinen Richtern ficherlich für ein Gefafel gehalten worden ifi.
Wenn ich gewußt hätte. daß es folche Menfchen gibt. würde ich fie gefucht
haben und gerettet worden fein. Denn Klarheit und Ruhe bringt

zwifchen Menfchen das gefprochene Wort. fobald fie einander verfiehen
und um die felben Dinge wifien. Ich hütete meine Kenntniffe. die ich für
einmalig und einzig hielt. wie einen Schah. und das ,allein war mein
Irrtum. den ich fo teuer bezahle.
Unter den vielen Gefialten. die auf die gefchilderte Art aus dem
Dunkel zwifchen dem Vorhang und der Tür auf mich zuzufäzweben
fchienen. wenn ich fo dafaß und brütend auf die fchwingende Farbe
fiarrte. war natiirlich fehr häufig Delbanco. Fafi allnächtlich empfing
ich auf diefe Weife feinen unliebfamen Befuch und führte dann eine
Zwiefpvache mit ihm. die ich. wie aus der Ferne. als Dritter belaufchte.
Es war ein regelrechter Dialog. den ich für mein Drama fefizuhalten
fuchte und deffen Z-ufammenhang mir der Morgen raubte.
Nun kennft Du die geiftige Verfaffung. in der ich mich befand und
aus welcher die Möglichkeit. ein Verbrechen zu begehen. hervorgegangen
war.
Was ift ein Mord? Die Umwandlung eines Gedankens in eine
Tat. Nichts weiter. Und eines recht alltäglichen Gedankens noch dazu.
Denn wie viele Menfchen gibt es wohl. deren Wille nicht getötet haben
würde. wenn ihm die Macht dazu innegewohnt hätte? Wie viele gibt
es. die in heißen Augenblicken der Fein-dfchaft dem Bedränger nicht den
Tod gewünfcht haben? Die nicht zuweilen gern den Glauben an das
Dafeinsrecht eines als überflüffig oder fchädlich Erkannten verloren
hätten? Die alle find Mörder. wenn ihre Wünfche auch matt und fteige-
rungsunfähig bleiben und ohnmächtig auf dem Boden flattern. ftatt
empor zu fchweben in die .Höhe einer Tat. Ich aber bin gewiß kein
Mörder. denn keinem habe ich den Tod gewünfcht. auch Delbanco nicht.
Auch die Abficht zu töten hat mir gefehlt. Und wenn meine Verant-
wortung dahin geht. daß ich aus Notwehr gehandelt habe. fo war das.
weiß Gott. keine Lüge.
An einem Abend. der fich von feinen Vorgängern durch nichts als
vielleicht nur durch eine erhöhte Stille draußen unterfchied -- ich hatte
die Fenfter offen und hörte dennoch keinen Laut *- faß ich wie immer.
wenn Du zur Ruhe gegangen warfi. in meinem Zimmer. an meinem
Schreibtifch und harrte der Vifionen. Ich fühlte. daß ich nun mit der
Arbeit beginnen konnte. und freute mich das feftlichen Augenblicks. Alles
Zögern fchien überwunden. und die Schatten verkörperten fich zu Ge-
ftalten. In ihrem Mittelpunkt ftand Delbanco. Seine Sophismen. die

Hintertreppenpolitik. die er und fein Anhang zum Schaden' unferes Landes
übten. reizten mich zu den Entgegnungen. die ich. nach fchlagenden Wider-
legungsworten fuchend. laut zu formulieren begann.
Da glaubte ich zu hören. daß es klingelte. Da alles ftill blieb.
fagte ich mir. das müßte wieder einmal eine Täufchung fein. und ver-
fank in meinen Arbeitstraum, Plößlich bewegte fich der Vorhang heftiger
denn je. So heftig. daß er mich nicht wie fonft durch fein Wallen und
Schweben noch tiefer einfpann. fondern auffchreckte. Um meine Ruhe
und meine Arbeit war es gefchehen. Ich zog mich bei den Haaren. um
auch ja ficher zu fein. daß ich nüchtern und waaf fei. Ich hatte nur
noch einen Gedanken: daß nun wirklich hinter dem Vorhang ein Menfch
verborgen fein müffe. Vielleicht ein Laufcher. vielleicht ein Mörder.
Die erfie Möglichkeit erfüllte mich mit Entfeßen und Zorn. die zweite
mit vager Neugier. Dann hielt ich felbft den Atem an. und unhörbar
fchlich ich ganz nahe heran und fiarrte auf die Portiere. über der ein
fahler Schimmer lag. den das matte Licht meiner Ampel warf. Da war
es mir. als begännen die Falten zu atmen und leife zu wogen. Jeder
Muskel an meinem Körper fpannte fich. Zum erfienmal wünfchte ich
keine Fortfeßung deffen. was mir fonft Spiel und Traum beflügelte. mich
jeßt aber als quälende Realität fchmerzlich anzog. Leife legte ich die .Sand
um die Zugfchnur an der linken Seite des Türrahmens und zog mit jähem
Ru>.
Delbanco ftand vor mir. und als er fah. wie ich mit aufgeriffenen
Augen zurückprallte. brach er in ein lautes fchallendes Gelächter aus.
das mir noch immer in den Ohren gellt. Unaufhaltfam lachte er und
fchlug fich dabei mit den Händen auf die Schenkel. Hohn und Ver-
achtung quollen ihm aus den feuchten Augenfternen. Ich empfand nur
eines: er mußte verftummen. Sofort. ohne Auseinanderfeßung. Ohne
Frage verftummen und verfchwinden. Wie zur Abwehr ftreckte ich meine
Hände vor. vor denen er zurückwich. zu neuem Gelächter Atem holend.
Da klammerten fich meine Finger um feine Kehle und drückten zu. Sein
Röcheln glich feinem Lachen und ftählte meine Wut. Mit der ganzen
Gewalt. deren mein Körper fähig ift. warf ich mich -auf ihn und preßte
den Hals. den ich zwifchen meinen- Fingern fühlte. zufammen wie weichen
Ton. bis ich keinen Laut vernahm und der Unhold regungslos vor mir
auf der Erde lag.
Jetzt richtete in, die Frage an ihn. was er zu fo fpäter
Stunde bei mir fuche und warum er dem Mädchen. das ihm geöffnet

haben mußte- offenbar unterfagt habe- ihn anzumelden. Als er fiumm
blieb. neigte ich mich zu ihm herab und erkannte. daß er tot fei. Das
Bewußtfein meiner Tat und ihre Unwiderruflichkeit überfielen mich mit
Keulenfäflägen. und ein brennendes Verlangenf fofort alles zu tilgeu
und ungefchehen zu machen. füllte mich aus. und da griff ich nach der
Schnurt die neben mir herabbaumelte. Dann fchwand mein Bewußtfein-
bis Ihr mir die Säflinge vom Halfe nahmt.
Nun weißt Du. wie es gewefen ift. Es hat alfo nicht Wahnfinn,
fondern wirklich Notwehr meine Hand geführt. Leb wohl für immer.
Ich will ein Ende machen. damit Du mich beweinen kannft und Dein
Schmerz über meinen Verluft Deine Teilnahme mit dem Toten nieder-
ringe und aua) von den Andern ehrerbietig gegrüßt werde. Mehr kann
ich nicht tun fiir Dich. lebend nicht und fterbend nichh und mehr nicht
für Deinen in das Nichts abgehenden
Ariftides.

Arthur Silbergleit:

Die Verliebten

I

Grinfender Satyr

Auf hohem Sockel im Parkdunkel der Satyr verfteinert. Auf feinem Antliß erfror das grinfende Lächeln. und keine Glut tant diefen Spott auf. Angftbeklommen fiehen die dunklen Sträucher vor ihm. unbeweglich. fefl-gebannt. mit wurzelgekettetem Fuß. doch träumend von Flucht. Ihre fpißen Finger |re>en fie ftarr zur Erde. als wollten fie ihren Schrecken von fich fäfütteln. .Hinter ihrer Angft jauchzt ein Liebespärchen im Schatten des Satyrrückens. Satyr fpielt den Unbefangenen. Vor feinem fkeiuernen Grinfen aber erfchrickt der wolkengeborene Mond.

II

Keufches Glück

Eine Wipfelfeele und ein Waldweiher waren in einander verliebt,
Sie bog hinter Geheimnisdickicht ihr Laubgehänge zu ihm hernieder. als ob fie ihm fowie im Traum ihr dunkles Haupt zum Kuffe reiche. Kein Wefen wußte etwas von diefer Liebeshuld. nur am Hügelfaum ein ein-fames Reh. das in den Abend hineindämmerte. über den Waffern die Tänzerin Libelle und droben der junge weiße Mond, Es war zu ver-fiehen. daß er nun fo befeligt hinlächelte über -den windverfchlafenen Wald.

[II

Die Fontäne

Die Fontäne war die weiße. filberne Braut des Gartens geworden.
Als Geliebte tanzte fie vor ihm ihre kühnen Schleiertänze, Sie fprudelte von Liebe über und über und beugte fich manchmal über den Garten fchimmernder als eine Prinzeffin mit Spangengehänge und demütiger als eine Sklavin über ihren Gebieter. Weil fie dem Garten fo fehr fchmei-chelte. wurde diefer ein wenig mißtrauifäl. und er hauchte ein Gebet zu Gott. er möge die Seele feiner Braut auf ihre Lauterkeit prüfen. Da fandte Gott fein Sonnenauge durch die leichtdurchfichtigen Gewänder der Fontäne, Die leuchteten fiebenfarben auf. als wüßten fie fich durch den Glanz von fieben Himmeln geheiligt. Seitdem funkelt auch der Garten voll Freude über feine filberne Braut. und er duftet ihr Dank. nun er ihre Seele fo klingend-kriftallen. fo rein und fo makellos weiß.

Rund
Sommertheater
Wohlwollende Betrahtungen
1
Es geht niht an. fommer-
theatralifche Veranftaltungen rein
vom äfthetifhen Standpunkt aus
zu betrahten. Und das ifi gut
fo. Der Kritiker. der die Shau-
bühne immer nur von einer Seite
- meinetwegen: von der künfi-
lerifchen -» fieht. verfteht -
wage ich zu behaupten - iiber-
haupt nihts vom Theater.
Ein Kritiker. der über Kunfi
fhreibt. muß zugleih ein Stück
Soziologe. ein Stück National-
ökonom fein. er muß etwas vom
Kaffenrapport verfiehen. kurz: er
muß ein mitfühlender Menfch fein.
ein zarter. weicher Menfch mit
fozialem Mitleid.
Um dies zu betätigen. find für
ihn die Sommerbühnen da.
l]
Erfte Frage: was find Sommer-
theater?. und wie kommen fie
zufiande? Die eigentlichen Di-
rektoren verlaffen ihre Häufer. fie
verpachten fie: die fogenannten
Sommerdirektoren ziehen ein. Die
Sommerdirektoren find meift Herren.
die keinen Ehrgeiz haben und nur
Gefhäfte machen wollen. oder es
find Herren. die Ehrgeiz haben
und doh Gefchäfte mahen wollen.
Das Shickfal aber ifi uner-
bittlih . . .
Der Sommer verlangt leichte.
liebenswürdige. fchnellverdaulihe
fchau
Kofi. Alfo fpielt man Poffen.
Operetten. franzöfifhe Schwänke
fehfien Ranges mit Shaufpielern
fiebenten Ranges. Pii- mein Mit-
gefühl regt fih. ih habe nihts
gefagt. Das Geld ift knapp. man
fördert die Anfpruhslofigkeit des
Publikums.
So in Berlin.
ll(
Dagegen Münhen. Der letzte
Sommer brahte der feftlihen und
doh fo antitheatralifhen Stadt eine
Invafion von Berliner Theater-
leuten. Münhen wurde belagert,
Man fah nur noh Berliner Shau-
fpieler und Schaufpielerinnen.
Reinhardt mit feinen Leuten. Harry
Walden. Adele Hartwig - -

Changer [es places: in München
baute saison, und in Berlin fpielt
die Provinz.
Münhen war fhön. heiter. ka-
priziös. voller Senfationen dadurch.
daß einige gefhmackvolle Berliner
fih in einer fo entzückenden Sie-
delung für einige Wohen fpielend
niedergelaffen hatten.
Ih kam nah Berlin zurück. und
mein Mitgefühl mit den Sommer-
direktoren verfiand. daß ih hier
keine Anfprühe fiellen foll. Gut.
Aber ih kann mir niht helfen.
ich faß einen Akt lang in halb-
leeren Häufern und ging fort.
Denn - troh allem Mitgefühl -
die Leere der Häufer und die un-
begrenzte Talentlofigkeit auf der
Bühne wirkt deprimierend.
Shön. Ih brauhe im Sommer

kein Theater. Jch fpreche auch
nicht für mich. fondern als Soziologe.
der die Bedürfniffe der Gefellfchaft
zu erkennen fucht. der den Ur-
fachen nachgeht. weshalb wohl die
Theater leer bleiben. - der euch.
Sommertheaterdirektoren. helfen
will , . .

Ich hatte ein Gefpräch mit
einem Sommerdirektor. einem
klugen. gefchickten Theaterpraktiker.
er fagte mir: Ihr Schiller ifi ein
Idiot! Gut. fagte ich. gewiß.
das Theater ift - im Sommer -
keine moralifche Anfialt. Von mir
aus: auch im Winter nicht. Aber.
ihr wollt Geld verdienen. fo fpielt
doch etwas Buntes. Freches.
Pittoreskes. Fragwürdiges. etwas
noch nicht Dagewefenes.
Sommerdirektoren. weshalb habt
ihr keine Idee? Weshalb macht ihr
keinen Bluff? Eine unwahrfchein-
liche Attraktion. die - meinet-
wegen: ohne Kunfi ift. roh und auf
die gemeinen Jnfiinkte fpekulierend.
-- aber etwas Neues; etwas. das
aufreizt. die Nerven zucken läßt. -
und ihr werdet die Häufer voll
haben . . .

Aber. ihr ließet einen Sommer
vorübergehen. einen Sommer mit
Novemberregen und Januarkälte.
einen fo gemeinen. hundsföttifchen.
fo für euch gefchaffenen Sommer.
djoejle. Und erweift euch als
befferungsfähige Sünder.

1'

Jch habe mich zu entfchädigen
gefucht. Nach einem faden Theater-
abend bummelte ich mit einem
Freunde durch die Straßen. ein
Stadtbahnzug hatte uns aus der
Friedrichfiadt entführt. wir fliegen
am Lehrter Bahnhof aus und
fchlenderten durch die dunklen
Straßen Alt-Moabits. Wie von
ungefähr erblickte ich plöhlich einen
Biergarten. und wie wir genauer
zufehen. befindet fich im Hinter-
grunde eine mattbeleuchtete Bühne.
auf der bunte Gefchöpfe agieren.
Wir zahlen jeder zehn Pfennig
Entree und find im Paradies.
Buntbefchuppte Mädchen tanzen
Menuett. Ein richtiges. abwechm
lungsreiches Variete fpielt fich vor
unfern Augen ab. Das kommt
und geht. und trippelt und fpringt.

und wiegt fich und tanzt. Und
alles fo grotesk. fo überrafchend
komifch. daß man aus dem Lachen
nicht herauskommt.
Ich fchaue ins Publikum.
Und fehe um mich herum Pro-
letarier. Straßenbahnfchaffner. junge
Burfchen mit ftieren und dumpfen
Blicken. die die Praän drohen auf
der Bühne melancholifch bewundern.
Und rechts von mir filzt eine um-
fangreiche Kokotte in einem weißen
Kleid und mit einem fabelhaften
Hut mit Straußenfedern. und neben
ihr ein Kavalier mit Zylinder und
grauen Glacehandfchuhen.
Und ein kleines Lafter mit
weitabfiehendem Rock - oben auf
der Bühne - hebt nun die Rüfchen.
tänzelt ein paar Schritte rechts
und ein paar links und fingt mit
einer Stimme. die nie eine war.
fchelmifch und neckifch zugleich:
Fritze. fei doch nicht fo fchüchtern.
Sei doch bloß ein Mann.
Sei doch niäjt fo fchrecklich nüchtern
Und fang endlich an.
Das wiederholt fie drei oder viermal.
Und verfchwindet Das Publikum
5::

applaudiert. ehrlich ergriffen. und auf eine rechtfchaffene Art belufiigt. -

Die Schwänke der Sommerbühnen find nicht weniger gemein - oder wenn man will -: ebenfo harmlos. von derfelben ordinären Banalität. - aber fie finden ein weniger dankbares Publikum; - denn hier ift alles gefieigerter. gröber. anfpruchslofer und deshalb wirkungsvoller. Man hat hier keine Prätentionen.

Und ich muß gefiehen. diefe Art Sommerbühnen find mir lieber.

Wilhelm Herzog

Hans Hoffmann zum Gedächtnis

„Ich will Ihnen etwas fagen.“ meinte Hans Hoffmann. als wir uns kurz vor feinem fechzigfien Geburtstag in einer Weimarifchen Weinftube häuslich niederließen. „es ifk zu viel Bedrängnis und zu viel Ärgernis dabei. Jetzt werde ich gefeiert werden. aber was nüßt es mir? Ein paar Tage lang wird man meine Bücher aus der Leihbibliothek holen und dann - - na. Sie wiffen ja. Denken Sie. wie lange es gedauert hat und noch jetzt dauert. ehe einmal eine zweite Auflage herauskommt. Es ifk zu viel Ärgernis. und deshalb mag ich auch nicht mehr fchreiben.“

Das war im Frühjahr 1908. und jetzt im Sommer 1909 ift diefer beredte Mund für immer verfiummt. um deffen Lippen ebenfoviel Refignation wie Schalkhaftigkeit lag. Hans Hoffmann wird gemeinhin in feinen Schriften auf feinen Humor hin geprüft und nach folcher Prüfung hin bewertet. Wenn er auch in feinem weit ausgreifenden Schaffen bei folcher Einfchäßung keineswegs zu feinem Recht kommt. fo berührt fie immerhin einen hervorfiechenden Zug feines Dichtens und Trachtens und feiner liebenswürdigen Menfchlichkeit. Aber ach! - wie fchwer hat er feinen Humor erwerben müffen. durch wie viele Kämpfe hat er ihn fich bis zum letzten Atemzuge zu bm wahren gehabt! „Es ifk zu viel Bedrängnis und zu viel Argernis dabei“ - ja. das waren Worte langen Erlebens und fehr ernfien

Nachdenkens. Er war ein fröhlicher Poet. aber ein fehr fchwergeprüfter Lebenskünfiler. Sorgen des Alltags haben ihn fafi nie ver-laffen: erft ein Schulmeifier. dem das Schulmeiftertum nicht behagte. - dann ein freier Schriftfieller. dem fein Mühen und Arbeiten kaum ein befcheidenfkes Leben ermöglichte. endlich der Generalfekretär der Deutfchen Schillerftiftung. als welcher er. - nachfühlend und liebevoll - für Dichterforgen Anderer mitzuforgen hatte. - bei folchem Lebensgang mußte innere Freude äußerer Ruhe zumeifi die befken Dienfte leifken. ..Es ift nicht immer angenehm. die Penfionen und Unterftüßungen zu fördern. wie ich das fo machen muß. - aber eine gewiffe Genugtuung ifk es mir doch. Sehen Sie. die Not ifi zu groß. und das Verfiändnis dafür fehlt den meifien. Da liegt der Hafe im Pfeffer. Wir kommen mit unferen Penfionskaffen. mit Dichtergedächtnisfiiftungen und Schillerfiiftungen. und wie fie alle heißen. nicht aus; es muß ein Neues kommen. ein ganz .enger Zufammenfchluß der

Gebildeten. die auf den Schulen
erzogen werden. mit ihren Dichtern.
oder doch denen. die fie geifiig
fiihren. Aber da hapert's - das
kann einen oft recht fehr verdrießen.“
Solchen Worten zu laufchen.
war mir nicht nur eine Befreiung
aus eigenen Gedanken. fondern
klang wie eine Befiätigung von
der Überzeugung. daß Hans Hoff-
manns Perfönlichkeit weit mehr
hätte in den Vordergrund gerückt
werden müffen; er fiand in Wahr-
heit über dem Alltag. dem er
doch fchonungslos unterworfen war.
Die Sonnentage waren für ihn
die Ausnahme. die Sorgentage bil-
deten die Regel; und fo if'i das
Rührende und Ergreifende bei einem
Überblick über fein Leben. daß er fich
troßdem nie hat unterkriegen laffen.
Seine Liebe zu den Seinen. feine
Liebe zur Menfchheit. die mit ihm
zu leiden hatte. feine Hingabe an
die Schönheit der Natur und auch
der Glaube an die eigene Schöpfer-
kraft haben ihm immer wieder über
den Berg geholfen. Er dachte
an Athen oder an Korfu - und
feine Augen wurden hell; er dachte
an die pommerfche Heimat. und
fein Herz fchlug höher; und
durch die Erinnerung an fturm-
bewegte See und fchaumgekrönte
Brandung. an Wald und Dünen.
an Dämmerung für verliebtes Volk
und an Sonnenglanz für liebende
Jugend fiärkte fich ihm der Lebens-
mut; er durchwanderte feine Tiroler
Berge nachträumend und überfchritt
die Höhen feines Harzes. er_ wußte
fich in der Lieblichkeit Thüringens
heimifch und baute fich zugleich
geheime Schlöffer in Italien - -
und er half fich diefermaßen über
allen Mißmut des Tages hinweg
als ein echter Dichter. dem dann
beim Wein und unter gleichge-
finnten Freunden die Zunge fich
löf'te. und deffen Schaffenskraft wie
unverfehens als ein Wunder auf-
wuchs. So ließ er die „Bedrängnis“
und das „Ärgernis" des Wochen-
tags hinter fich und fchrieb froh-
gemut aus reichfier Lebenserfahrung
und feinfier Menfchenkenntnis heraus
feineRomane.Novellen.Erzählungen
und Märchen. zu denen er fich
durch frühe poetifche Herzensergüffe

und Tagebuchaufzeichnungen. wohl-
erzogen. vordere tet hatte.
Wie viel köfilicher Erfrifchungs-
trunk durch ihn als den Dichter des
Weines und des Waffers gefpendet
ifi. - mit welcher Meifierfchaft
er zu Herrfchern und Beherrfchten
alter Zeiten. Lehrenden und Ler-
nenden unferer Tage. zu Lie-
benden und Verliebten. junger
Hoffnung und Altersentfagung in
unerfchöpflichem Wechfel geführt hat.
das braucht zu feinem Gedächtnis
nicht gefagt zu werden. Denn wenn
es auch viel Bedrängnis und Ärger-
nis fiir ihn gab. fo hat er doch von
denjenigen. auf die es ihm ankam.
fehr. fehr viele für fich gewonnen
und wird weiterhin Freunde finden.
die ihm Treue halten. [auch nach
dem Tode.
Walter Paetow

Ein Reifebrief

Wabro. Tirol.
Unfere Wirtin. mein Lieber.
heißt Frau Lichodil. .,Lichodil“ -c
ch fprich wie in Lachen.
Ein .,Menfch. wie er in die
Welt paßt“. Klug. voll Kraft.
bedacht und heiter. - Dabei ein
guter Kerl! Ihr ganzes Sinnen und

Rundfchau-
Trachten ifi einzig darauf gerichtet.
wie fie das eben erfi gekaufte.
eigen erworbene Haus mit Garten
am be en vermieten. ausnülzen.
fruktifizteren kann. Eben beim
Morgenfriihfiück erzählt fie uns wohl
eine Stunde. fpricht anhaltend -
nicht fchwälzerhaft. fondern fach-
eifrig. ernft und voll gefchäftlicher
Begeifterung: Wie fie das Haus
erfiandenz wie fie es zu bewirt-
fchaften. einzurichten gedenkt. Über
den Zaun und das Ziegeldach und
die Beete und die Penfionspreife
und die Verzinfung. - Und dann
über ihre Hoffnungen mit diefem
Haufe; für die Zukunft.
Schließlich brach fie in Schweiß
aus; das andauernde Reden ver-
urfachte Kratzen im Halfe. Keuchend.
fchwiizend und hufiend ftand da ein
ungeheurer Körper vor uns. ein
energifcher gefcheiter Kopf auf
breiten verläßlichen Schultern. mit
riefigen rotbraunen fchwieligen
Händen. eifrig gefiikulierend: Frau
Lichodil - (ch fprich wie in Lachen).
ü
Ich wüßte nicht. was an fich
gegen diefe Frau zu fagen wäre.
Ein ganz famofer Menfch. der da
fprach. An fich. Ia. - Von dem
Raufch. den wir den mit ewigem
Schnee bedeckten Bergen um uns
verdanken. kam rein nichts vor
in diefen wohl eine Stunde wäh-
renden Reden! Nichts von der
Tollheit des viele Häufer hoch
herabfchießenden Gebirgswaffers.
von all der Praaht und Lieblichkeit
an Wald und Matten ringsumher. -
Auch nichts von dem Grauen.
das diefe himmelanragenden Un-
getüme in der fchwarzen Dunkelheit
mir einflößten. wenn fie mit ihren
in Wolken gehüllten Häuptern un-
bewegliäy fiarr auf mich nieder-
lächeln - mich zu erdrücken drohen.
Nichts - nichts von alledem. Nur
von Prozenten war die Rede.
von Notar und Kaufverträgen. von
Mobiliar und Verfieigerungstermin
und Zeugen und Anwaltsgebühren.
Wir find ja Narren. mein Lieber!
Träumen Tag und Nacht von
Dingen. die doch wohl nicht da
find. da fie doch fo viele. die gute
Augen haben. nicht fehen. Und
doch! es träumt fich fo gut. Träumen

wir weiter - wir Künfiler.
Frau Lichodil hat's mich wieder
gelehrt. Von neuem. Frau Lichodil
- (ch fprich wie in Lachen).
Dabei ein guter Kerl.
Dies. mein lieber Junge. ftatt
eines Briefes.
Es grüßt Dich aufs herzlichfie
Dein
R. L.
5x4

Bildende

Matthias Grünewald

Mit dem Reifen der Erkenntnis und mit dem Wachfen der Kenntniffe verändert fich niht nur der Gefhmack des Einzelnen an künftlerifhen Leifiungen. fondern auch der ganzer Generationen. Weihe Kunfiwerke findet der junge Menfh bewundernswert und welhe der alte? Welhe Künfiler fiellte man vor einem halben Jahrhundert am höhfien und welhe jetzt? Ungeheure Schwankungen des Kunfigefchmacks haben fih in den letzten Jahrzehnten vollzogen. Gar niht fo lange ifi es her. daß jedermann in Raffael den Gipfel der romanifhen. in Dürer den der germanifhen Kunfiform fah. und Vielen find fie es ohne Zweifel noh. Der Entwicklungsgang der modernen Kunfi aber und die vermehrte Kenntnis der alten haben die Jdeale früherer Generationen in den Hintergrund gedrängt. und unter den Shöpfungen der Vergangenheit find neue entdeckt und ans Licht gezogen worden. Je fiärkere Anerkennung die realiftifhe Malerei der Gegenwart gefunden. je klarer 'die Begriffe vom Wefen und den Aufgaben der Malerei an fih geworden find und je eifriger man nah den Merkzeihen der charakteriftifh deutfchen Kunft geforfht hat. um fo intenfiver ift das Jntereffe der feinfien Kenner für einen alten Meifier geworden. deffen Werke noh vor wenigen Jahrzehnten eher mit einem gewiffen Entfetzen als mit

Kunfi

vollem Verfiändnis für ihre außerordentlichen künfilerifhen Eigenfchaften betrahtet wurden. Diefer Meifier ift Matthias Grünewald. ein Maler. der in den neueren Kunfigefhihten unter den Künftlern der oberrheinifhen Shule figuriert und als deffen wihtigfies und bedeutendfies Werk mit Reht der Jfenheimer Altar im Mufeum zu Colmar genannt wird.

Erfi feit etwa zwanzig Jahren hat fih die Kunftwiffenfhaft eingehender mit Matthias Grünewald befchäftigt und mit gefhärfter Einficht von feinem einzigen beglaubigten Werke. eben jenem Jfenheimer Altar ausgehend. Mufierung unter den ihm zugefhriebenen Bil-

dern gehalten. wobei fih heraus-
ftellte. daß er vielfah mit Baldung
und dem älteren Eranah verweh-
felt worden war. Die Nahrihten
über des Malers Leben haben fih
niht fonderlih vermehren laffen.
Man weiß über fein menfchlihes
Dafein faft nichts und ifi immer noch
im wefentlihen auf das angewiefen.
was Sandrart hundertfünfzig Jahre
nah Grünewalds Tode in feiner
..Teutfhen Akademie" auf Grund
der Erzählung des Shülers eines
SchülersGrünewaldsvondem..deut-
fhen Eorreggio“ berihtet hat. Siher
ift. daß er ein ungefährer Alters-
genoffe von Dürer. Burgkmair. Alt-
dorfer und Cranah war. ungefähr
drei Jahrzehnte tätig gewefen ifi.
in Afchaffenburg und Mainz -
hier als Hofmaler bei dem Kardinal

Albrecht von Brandenburg q gearbeitet hat und 1530 fiarb. Die wertvollfien und zuverläffigften Auskünfte über den dunklen Meifier hat der Prager Profeffor Heinrich Alfred Schmid in dem Fefibuche zur Eröffnung des Hifiorifhen Mufeums in Bafel 1894 gegebenx und diefer ausgezeichnete und gründlihe Gelehrte„ ein Landsmann Arnold Böcklinsx ift es auch„ der es als erfier unter: nommen hat- die Öffentlichkeit mit dem gefamten bekannten Werke des vielleicht größten deutfchen Malers des 16. Jahrhunderts in einer aus zweiundfechzig Lichtdrucktafeln in Großfolioformat beftehenden fehr fhönen Publikation bekannt zu mahen.

Die Gemälde und Zeichnungen von Matthias Grünewald in diefer beim Verlage von W. Heinrih in Straßburg erfhienenen Publikation find von dem Straßburger Photographen I. Manias aufgenommen. Die Reproduktionen geben die Werke in Colmar/ Karlsruhex Bafelh Frankxurh Afhaffenburg/ Miinchenx Berlin owohl im ganzem als auh in Ausfchnitten mit Köpfen (diefe in halber und felbft ganzer Originalgröße» fo daß - abgefehen von der Farbe - eine überaus vollkommene Kenntnisnahme von dem Shaffen des einzigen Künftlers jeßt möglich ifi. Wenn diefe hervorragende und bdeutungsvolle Veröffentlihungx die durch einen Tertband Schmids demnähfi noh eine fehr wihtige dokumentarifhe Ergänzung erfahren follx fih an den Fahmann und den tiefer fhürfenden Kunftfreund wendeh fo ift eine zweite„ von Mar I. Friedländer bei F. Bruckmanm Münchenherausgegebene Publikation dazu beftimmt und inJhohem Maße geeignetx das Publikum im weitefien Sinne mit dem herrlichfien aller Grünewaldwerke bekannt zu mahenx weil fie den Ifenheimer Altar in feiner ganzen überrafhenden und gewaltigen Farbenpraht gibt. Der vier Seiten umfaffende Tert Friedländers zu den fehs Farbenfakfimiles und dem einen Lihtdruck (Groß-Imperialformat) der Bruckmannfhen Kunftanfialt dient niht nur als Kommentar zu dem Wunderwerke des Altars„ fondern auh als Ein-

führung in die Kunfi des feltenen
Meifiers und fieht- wie es von diefem
kenntnisreichen und feinfinnigen
Autor niht anders zu erwarten ifiz
vollkommen auf der Höhe der
gegenwärtigen wiffenfchaftlihen For-
fhung. Die farbige Nachbildung des
Altarwerkes in feinen neun Teilen
ift eine ganz erfiaunliche Leifiung
der photomehanifchen Technik. Sie
gibt die Originale aufs treuefie
wieder und in ihrer ganzen über-
rafhenden Farbenglut.
Mit diefen beiden Publikationen
ift ohne Frage fehr viel mehr als nur
das Nötigfte gefchehenx um einen der
ftärkfien Künftler aller Zeiten der
allgemeinen Bewunderung zugäng-
lich zu machen und einen fehr felt-
famen Menfchen- in deffen Wefen
die hervorfiechendfien Eigenfchaften
deutfcher Art aufs feinfie und origi-
nellfte gemifht waren. Denn als
Künftler und befonders als deutfcher
Kün 'tler ift Grünewald eine überaus
felbfändige Erfcheinung. Während
feine Zunftgenoffen um ihn herum
in einer ausgefprochen zeichnerifhen
Art malem indem fie Konturen mit
mehr oder minder leuchtenden Far-
ben ausfüllen- geht er von dem far-
bigen Eindruck der Dinge aus und
arbeitet niht nur mit großen far“-

digen Flächen. fondern auch mit
zarten Abftufungen des Kolorits und
mit großartigen Lichtwirkungen. Er
verwendet die Farben durchaus fchon
als Stimmungselement und erzielt
mit ihr große. erfchütternd pathetifche
Wirkungen. Man hat aus feiner für
die Zeit und Deutfchland ungewöhn-
lich liebreizenden. lächelnden Ma-
donna den Schluß ziehen wollen.
daß Grünewald in Italien war und
LeonardosSchöpfungen gekannt hat.
Es gab aber wohl keinen großen
deutfchen Künfiler in diefer Zeit.
der mit feinem Schaffen heftiger
fich gegen die fchmeichelnde. ver-
fchönende Art der über die Alpen
dringenden italienifchen Renaiffance
gewehrt hat als den Meifier des
Jfenheimer Altars. Während Dürer
mit feiner Bewunderung für die
Leifiungen der italienifchen Maler.
die auf feine Schöpfungen nicht ohne
Einfluß blieb. der Ausbreitung der
Renaiffance in DeutfchlandVorfchub
leifiete und Holbein bereits als Ro-
manifi gelten kann. fteht Grünewald
an der Spiße einer Bewegung. die
nicht in der äußerlichen Schönheit.
fondern in der Wahrheit und im
Charakter ihr Ziel fah. die aber auch
der Phantafie ihr Recht ließ; eine
Bewegung. an der fich Altdorfer.
Wolfgang Huber und in ihrer Jugend
Dürer und Eranach beteiligt haben
und die man wohl als realiftifche
Romantik oder als romantifchen Re-
alismus bezeichnen kann. Jedenfalls
befandfichdiefeBewegungimvollften
Gegenfalze zu der eindringenden
klaffiziftifchen. weil fie ausgefprochen
national war. indem fie nach indi-
viduellem Ausdruck. nach Wirkung
auf den Affekt durch den Affekt
firebte und für denThpus. für die ge-
wünfchte Form und idealiftifche Re-
geln nichts übrig hatte. Es i| die
gleiche Bewegung. die in den Nieder-
landen die Eycks repräfentieren. die
nachher noch einmal im Barock. im
17. Jahrhundert und bei den Vene-
tianern auflodert. und die in Deutfch-
land durch das Vorbringen der Hoch-
renaiffance erdrückt und vollftändig
vernichtet wurde. Und Grünewald
ifi kraft feiner großen urfprünglichen
Begabung. feiner rückfichtslofen Dar-
fkellungsweife. feiner überragenden.
gewalttätigen. oft im Furchtbaren.

Graufigen fich gefallenden Phantafie
und kraft feiner feinenEmpfindung für
die elementare Sajönheit der Farbe
der impofantefie und ftärkfie Re-
präfentant diefer im reinften Sinne
deutfchen Bewegung in der Malerei
des 16. Jahrhunderts.
Daß Grünewald die ihm als
Haupt einer fo ausgefprochen deutfch-
nationalen Malerfchule gebührende
Beachtung bisher nicht gefunden hat.
liegt wohl daran. daß man die deutfche
Kunfk des 16. Jahrhunderts und da-
mit die deutfche Kunfi überhaupt
faft ausfchließlich nach Dürer und
Holbein beurteilt oder nach Rem-
brandt. wobei die Schlagworte Bo-
denfiändigkeit. Gemüt. Wirklichkeits-
finn. Jntimität und andere mehr mit
Vorliebe verwendet werden. Die
in der oberdeutfchen Kunfi herrfchen-
den Tendenzen lagen jedoch weit ab
von dem. was Dürer und Holbein
fpäter anftrebten. Sie waren in den
erften beiden Jahrzehnten der Blüt-
zeit zweifellos die fiärkeren und fan-
den in Grünewald ihren heldenhaf-
tefkenVorkämpfer. Er war unter den
Mitfirebenden der größte. feinfie.
reichfte und - rückfichtslofefte
Künfiler. Wie verhaßt find ihm alle
Konventionen! Wie fiark unter-
fcheidet fich feine Auffaffung. feine

Kompofition- feine Malweife von
allemh was zu feiner Zeit Gültig-
keit hatte! Er will erfrhütternh hin-
reißen und wählt dazu die Mittel-
die ihm wirkfam fcheinen. Er gibt
Michelangelo an Kühnheit darin
nichts nach. Wie er mit den Zauber-
kräften der Farbe fihaltet und walter-
um Stimmungen zu fchaffenF um
das Häßliche fchön und das Schöne
hinreißend„ anbetungswürdig zu
machen - darin ift er in Deutfch-
land einzig und der Vorläufer von
Rubens und Rembrandt. Er ift der
erfte dramatifche Malen das erfie
malerifche Temperament in der
deutfchen Kunfi.

Die Entdeckung Grünewalds in
der Gegenwart war durch mancherlei
Umfiände vorbereitet. Vor allem
durch die Entwicklung der Malerei
im 19. Iahrhunderth durch den ge-
fieigerten Wirklichkeitsfinn und die
im Anfchluß daran großgewordene
Sehnfucht nach einem realiftifchen
Monumentalfiil. Böcklinh der nach
Colmar kam- um Schongauers Bil-
der dort zu fiudierem fand zu feinem
Erfiaunen einen viel größeren Meifier
und wurde nicht müdeh Grünewald
als einen der wunderbarfien Künfiler
aller Zeiten zu rühmen. Dann ent-
deckte der Verfaffer von „3 reboure“
und „dä-daa", Karl Huysmansh den
Schöpfer des Ifenheimer Altarsh und
der Schüler Zolas begeifkerte fich
nicht nur für den unerhörten Realis-
mus des deutfrhen Malers - ihn
zogen auch die mhfiifchen Senfa-
tionen am die ihm aus dem an Ge-
genfäßen fo reichen Werke entgegen-
raufchten. Und endlich hat auch die
Reifemode- welche die Vogefen als
Sommerfrifche in Aufnahme brachte-
dazu mitgeholfenh daß der größte
Schuß des Colmarer Mufeumo be-
kannter geworden ift.

In feinem Tert zu den Bruck-
mannfchen Farbentafeln fagt Fried-
länder: „Neben dem Ifenheimer
Altar ift allesx was wir fonfi von
Grünewald befißenz nicht mehr als
Wiederholung oder Ableger. In
Bafel- Karlsruheh Frankfury Afchaf-
fenburgL Münchem Freiburg und
Stuppach erklingt kein Tom der nicht
auch und niäyt wenigfiens ebenfo
ftark in Colmar laut würde.“ Das
ift ohne Frage richtig; aber durch

diefen Ausfpruch wird fich kein auf-
richtiger Bewunderer des einzigen
Künfilers abhalten laffen- ihn auch
in den Werken kennen zu lernenx die
weniger Unioerfalita't haben. Man
wirdz nachdem man fein Hauptwerk
gefehen„ doch immer gern wiffen wol-
lenh was ein fo großer Künfiler fonfi
noch gemachthat. Daß es bei Grüne-
waldimmerAndachtsbilderfindhifile-
diglich ein Zufall. Wer weiß unter
welchem Malernamen feine Porträts
figurieren! Denn daß der Maler
des heil. Antonius und des heil, Se-
baftiam der beiden Flügelbilder zu
der gewaltigen Kreuzigung des Ifen-
heimer Altars- ein hervorragender
Bildnismaler gewefen und als folcher
ficherlich auch befchäftigt worden ift7
kann kaum einem Zweifel begegnen.
Aber man kennt keine Bildniffe von
ihmh nur Altartafeln. Man findet
diefe fämtlich in der fchönen Publi-
kation .i'yeinrich Alfred Schmidr!x die
durch die Bruckmannfchen farbigen
Wiedergaben nicht erledigt- fondern
nur in einem befiimmten Umfange
ergänzt wirdh zumal die Detailauf-
nahmen von Manias doch wohl einen
höheren Begriff von der Stärke des
feelif chen Ausdrucke» über den Grüne-
wald verfügte- gebenh als es die-

W
fer immerhin nicht fehr großen farbigen Gefamtaufnahme möglich ifi. Nicht zu vergeffen die prächtigen Wiedergaben der zum Teil fehr bedeutenden figuralen Schnihwerke des Altars und die von Schmid auf Grund feiner Forfchungen entworfene Rekonfiruktion der ganzen Anlage. Und fchließlich hat es doch ein gewiffes Jntereffe. an den bedeutenden Spätwerken Grünewalds. dem Tauberbifchofsheimer Kreuzigungsbilde in Karlsruhe und der in ihrer Art ganz einzigen „Disputation“ in München zu fehen. wie fich der Meifier weiter entwickelthat. Schmid publiziert eben alles. was die Forfchung jeht dem großen Künftler zufchreibt. und außerdem die Werke. die angezweifelt werden oder nur feiner Schule entftammen.

Jede der beiden Veröffentlichungen hat alfo ihreBorzüge. jede offenbart die Genialität Grünewalds in einer befonderen Weife. jede gibt die Erfchütterungen weiter. welche die Originale mit ihrem leidenfchaftlichen Pathos. mit ihren prangenden Farben und ihren flammenden Linien in fühlenden Herzen hervorrufen. Die deutfchen Kunfifreunde find als Zufchauer bei dem Kampfe um die künfilerifchen Jdeale der Gegenwart frei genug geworden. um den Meifter von Afchaffenburg richtig einzufchähen. um zu begreifen. daß er eine jener heroifchen Erfcheinungen in der Kunfi ifi. die verbrauchte Formen zertrümmern. um fich mit einem ungeheuren Aufwand von Kraft auf diefen Trümmern eine neue Welt. eine Welt nach ihrem Sinne aufzubauen. Und der verwunderliche und hochgeftiegene Schöpfer des Jfenheimer Altars war ein Gigant. ein Geift. der auf einfamer Höhe fiand und in feine Welt nicht nur den Glanz und die farbige Schönheit der Erde. fondern auch feine Träume von Himmel und Hölle und das ewige Leid und Weh der Menfchheit hineingemalt hat.

Hans Rofenhagen

Vallgren

Die Älteren unter den Lefern werden fich ohne Zweifel diefes Namens noch erinnern. der. einfi von europäifahem Klang. nun feit

längerer Zeit bei uns kaum mehr
gehört wurde. Galt es doch als
eine der größten Kofibarkeiten. in
feinem Salon eine oder gar mehrere
Bronzen des Meifters zu haben.
Entzückende kleine Figürchen.
Frauenakte. voll gallifcher Grazie.
reich an reizenden Details und
von jener minutiöfen Ausführung.
die einft den alten Meiftern eignete.
Reife Naturempfindung und das
fenfitive Gefühl eines überkulti-
vierten Menfchen einten fich in
diefen liebenswürdigen Schöp-
fungen eines Künftlers. den man
fich gern im Koftüme einer anderen
Zeit dachte. die gepuderte Pe-
rücke auf dem Haupt und den feiden-
gefütterten Spihhut unterm Arme.
Und der Geift diefer Epoche lebte
auch in dem KunftgewerblerVallgrsn.
einem der erften Großen. die der
neue. fchließlich doch ach zu fo
wenig Refultaten gelangte Auf-
fchwung diefer Epoche hervorbrachte.
Jn gar vielen unferer vornehmen
Patrizierhäufer. vor allem in Wien.
das einen wahren Kultus mit
Vallgren-Bronzen trieb. finden fich
feine wundervollen und wunder-
lichen Kronen. ein phantaftifch
Gewirr von bronzenen Blättern
und Ranken. zwifchen denen füße

kleine Frauenleiber verlockend her-
vorlugen.
Man hörte dann lange nichts
von Vallgrsn. Andere franzöfifche
Kunfigewerbler. wie der Gold-
fchmied Rene Lalique. erfüllten die
Welt mit ihrem Ruhm. das eng-
lifche und felbfi das deutfche Kunfi-
handwerk erhoben fich zur künft-
lerifchen Höhe. aber Vallgrens
Schaffen fchien mitten in feiner
Laufbahn abgebrochen. und nur
wenige bei uns wußten. daß der
alternde Meifier in jäher inner-
licher Wandlung eine vollkommene
Revifion feiner Kunfi durchmachte.
Wer heute dem finnifchen
Künfiler von feinen friiheren welt-
berühmten Leiftungen fpricht. be-
gegnet einem fafk verächtlichen
Lächeln. Der inmitten der Riefen-
fkadt einfame Parifer lebt und
fchafft in einem fieberhaften Drange
nach Monumentalität und Größe
in Konzeption und Ausführung.
Der Vallgren. den wir früher
kannten. ift wahrhaft tot; feit andert-
halb Jahrzehnten haben feine Hände
nie wieder eines jener kleinen zärt-
lichen Bronzeweibchen geformt. Der
Meif'ter gehört zu den offiziellen
Monumentalbildhauern Frankreichs.
was. wohl verfianden. meift eine
Ehre und eine Würdigung großen
Schaffens ifi. nicht wie bei uns
ein oft mit Recht zweifelhafter
künfilerifcher Ruf. Viele franzöfifche
Städte. auch Paris felbfi. befißen
Denkmalswerke von feiner Hand.
Durch die Abbildung feines
letzten und bedeutendfken Werkes.
die fich in diefem Heft findet.
wird nun vielleicht auch diefer
Vallgrsn bei uns in Deutfchland
bekannt werden. Er ifi wert.
daß man fich auch hier für ihn
intereffiert. und das Großartige
feines Werkes ift wohl kaum zu
verkennen. Er ift nicht mit Rodin
in Parallele zu ziehen. auch mit
Bartholoms nicht. aber er hat einen
Zug ins Große. Dekorative. den
vielleicht kein anderer Franzofe heute
fo befißt.
Sollen wir troßdem gefiehen.
daß uns der frühere Vallgren lieber
ift. und daß wir das Bleibende
feines Schaffens in den jungen
Werken fehen. von denen er nichts

mehr wiffen will? Als ein Meifier
von Tanagra des neunzehnten Jahr-
hunderts wird er in der Kunß-
gefchichte unfterblich fein.
Lothar Brieger-Waffervogel

Ein Bu ch übe r Ma r Artikeln. auch ein Buch über ihn
N e i n h a r d t_ und feine Bühne erfchienen. ..D a s
Deutfche Theater in
. Nun ifi er Profeffor gar und B e r l i n". herausgegeben von
nun ift. nach hundert Debatten. P a u l L e g b a n d (bei G e o r g
aberhundert Effahs und taufend M ü l l e r in München). ifi eine
7.-, . . Mk
x HUK
*- 'FÖZY-:Z-trärx'."
Agnes Sur-ma als'Minna von Barnhelm,
(Aus der Feftfrhrifl „Das Deutfhe Theater in Berlin". Herausgegeben von
Paul Legband. Verlag von Georg Müller, München.) .

Zllufirierte Bibliographie
mit dekorativen Skizzen. fzenifchen
Aufnahmen und zahlreichen - guten
*- Porträts verfehene Sammlung
von Auffähen. größtenteils aus Ber-
liner Federn. und charakterifiert fich
durch einen witzig prologifierenden
Epilog Jofef Rnederers
..Was hoffen die Münchener von
Reinhardt?“ - nämlich: 'Verkehrs-
fteigerung. Bierkonfumerhöhung und
neue Trambahnverbindungen! >
als eine Fef't- und Werbefchrift
zu den Spielen im Künfilertheater.
Doch auch wer die nicht befucht -
und ich rate jedem Verwöhnteren.
der es ermöglichen kann. Reinhardt-
vorftellungen lieber an der winter-
lichen Quelle zu koften als in der
fommerlichen Berwäfferung an der
Ifar-.auchwenesnichtreizt.Werde-
gang und Wirken fpeziell diefes
Theaters zu verfolgen. fondern
die Probleme der modernen Schau-
bühne im allgemeinen. auch der
findet in dem Büchlein viel Inter-
effantes und J'nfiruktives. Denn.
für Freund und Feind. ift Reinhardt
der unbefirittene Repräfentant des
derzeitigen Bühnenwefens. und fo
muß. wer fich mit ihm befchäftigt.
notwendig auch die Struktur diefes
ganzen Bühnenwefens durch-
fchitnmern. ja bis zu einem ge-
wiffen .Grade auch die Grund-
linien unfrer gefamten Kultur her-
vortreten laffen.
Allen. auch dem Herausgeber.
voran in der Reihe der ..Kron-
zeugen" für Reinhardt marfchiert
Marimilian Herden mit
einem Briefe. der zwar fchon ein
paar Jahre alt ift. aber durchaus
verdiente. noch einmal und an
der Spitze abgedruckt zu werden;
enthält er doch in einem knappen
Nebenfahe das Allertreffendfie. was.
nicht nur in diefem Buche. fondern
wohl iiberhaupt. über die viel-
diskutierten ..Ausfiattungs-Befire-
bungen“ gefagt worden ift. ..Da
wir den Menfchen“. meint Harden.
..nun einmal determiniert fehen
wollen. in dem Milieu. das ihn
mitfchuf. können wir Shakefpeares
kahle Bühne nicht mehr brauchen;
und warum dann nicht nutzen.
was die verfeinerte Technik ge-
währt . ?“ Das war damals. und
ift noch mehr heute. ein rechtes Wort

zu rechter Zeit; ein Hinweis. der
all den Pofikutfchenromantikern der
Bühne. die immer über den
Schatten ihrer eigenen Zeit fpringen
und mit Griechen und Römern
und Briten die Entwicklung tot-
fchlagen wollen. die Ohren klingen
laffen müßte.
In dem eigentlichen Einleitungs-
kapitel gibt der Herausgeber dann
einen kurzen Abriß der Gefchichte
des Deutfchen Theaters von feiner
Gründung durch L'Arronge über__
die Ara Brahm bis zu dem der-
zeitigen Bewahrer und Neuerwecker
der großen Traditionen des Haufes.
Die Truppe. mit der er feine
Siege erficht. läßt dann Willi
Hand! in einem feiner welt-
männifch konzilianten Effays vor-
überziehen. bei aller Glätte des
Stils und der vielleicht gar zu
vorfichtigen Abgewogenheit des
Urteils doch die Einzelerfcheinung
fcharf untreißend, Daß er unter
allen Mitgliedern diefes Enfembles
gerade Paul Wegener und
Tilla Durieu r als diejenigen
heraushebt. in denen fich bereits
die ..trofireiche Spiegelung eines
künftigen. fchöner entfalteten Da-

feins emporringt". das ift fehr
fein. Auh ich glaube. daß in
diefen Beiden die einftweilen mo-
dernfie und zukunftsbereitefte Form
des Menfchen auf der .Bühne ficht-
beim Manne als ..ausdauernde Kraft
und raffinierte Empfänglihkeit“.
während er der Frau etwas vag eine
..durch Zuchtveredeltewergeiftigte. in
jedem Sinne wohlgrbildete Schön-
(krnft Stern: Skizze zur Infzenlerung von Ariftophanes' ,.Lhffttrata“.
(Aus der Feftfchrift ..Das Deutfhe Theater in Berlin".
Herausgegeben von 'paul Legband
Verlag 'on Georg Müller. Munchen).
bare Gefialt geworden ift; daß
es Ilbergangstypen find. in denen
die Keime zu einer neuen. nie
vorher gewefenen Synthefe in bereits
relativ fefter Vereinigung vorhanden
find. Diefe in Europa heute noch
durchweg gefondert auftretenden Po-
tenzen bezeihnet .fyandl fehr richtig
heit“ zufpricht.
Mit den ..Kleinen von den
Seinen". den Namenlvfen. die aber
bei Reinhardt bekanntlich kaum we-
niger wichtig find. ja manchmal
fchon allzuweit in den Vorder-
grund drangen. befchäftigt fih dann
J u l i u s B a b s vortreffliher Bei-

trag „Reinhardts Chorregie“, Scharf-
fichtig und überzeugend wird darin
eine Linie von dem Schau -
fpieler zu dem Negiffeur
Reinhardt gezogen: die „mimifche
Detailphantafie“ und die „dampf-
elementare Ausdruckskraft" des Dar-
ftellers fieht Bab zu der „ein-
fallsreichen pantomimifchen Phan-
tafie“ und der „klaren Kraft thea-
tralifcher Akzentuierung“ des Cho-
riftenführers erweitert, Gleichzeitig
findet Bab die fchärffte Formu-
lierung fiir die Gefamtleiftung des
Mannes: „Der kulturelle Infiinkt
und die organifatorifche Kraftz die
ihn (Reinhardt) befähigtenz die ver-
wandten Elemente neuer *Malereh
Poefie und Schaufpielkunft anzu-
ziehen und zu einem modernen
Theatergebilde ineinander zu
wirken*).“ In diefer fonft durchaus
treffenden Aufzählung der Elemente
der Reinhardtfchen Regie fehlt die
Mufikx die darin einex wenn
auch geringere Rolle als jene drei
' anderen Künfiet fo doch keine ganz
unwefentliche fpielt. O s c a r B i e
arbeitet, in feiner fcheinbar im-
preffioniftifch zufammengewiirfeltem
aber doch fo raffiniertdisponierenden
Art- fpürfinnig herausX wie die
Mufik bei den „Gefamtkunftwerken“
des Deutfchen Theaters mitwirkt.

1) Einen Licht und Schatten mit
furhtlofer Gerechtigkeit verteilenden
Effah von Hermann Bahr über
' Wefens- und Wirkungsart des Viel-
gefeiertenf der fich auf ähnlichen Grund-
gedanken aufbaut (Reinhardt ift das
„große Ohr“)- hat Herr l): Legband,
wenig gut beraten, zurückgewiefen; er
ifi dann in der „Schaubühne" er-
fchienen.

Von einem „akufiifchen Horizont“
fpricht erh der die Gefchehniffe auf
den Brettern umfchließt- einer durch-
gehenden Stilifierung der Geräufche-
die in einem einzigen Laut jeweilig
kulminiert: dem fpilzen Libertiner-
pfiff- dem fatanifchen Heulton des
Herenfabbaths- dem graziöfen
Zifchen und Züngeln im Sommer-
nachtswald. Dann zeigt er- wie
Reinhardt Gefang (z. B. in den
„Räubern“) gewiffermaßen „dar-
fiellt*h und fchließlichx wie die To-
talitäteinerAuffiihrungimDeutfchen

Theater an fich fo mufikalifchx mufik-
gefättigt ift/ daß» die eigentliche
Mufik wirklich nur Dicnerin/ Schat-
tierungX nur eine „Kunft der Peri-
pherie" für fie' fein kann. Mit
einer längeren Ausführung in der
M a r O s b o r n recht' _iiberfichtlich
die neuefte Gefchichte des Problems
„Bühne und Bild“ Revue paffieren
läßß fchließt dann der fozufagen
theoretifche Teil- und es folgenz*
nach kurzen Beiträgen der Rein-
bardtleute Roller und Hol-
l ä n d e r über „Ausftattungswefen“
und das Thema: Klaffiker oder
junge Autoren ?7x allerhand kunter-
bunte Scherflein von vornehmlich
ausländifchen Freunden des Haufes:
Hugo von Hofmannsthal-
Hermann Heijermansh
Maurice Maeterlinckx
Georg Brandesz William
Archer„ Mar Meyerfeld-
Frederik van Eeden. In-
tereffant darunter find befonders:
der launige Prolog Hofmannsthals
zur „Lyfiftrata“ und die (un-
überfeßte) Polemik des berühmten
englifchen Kritikers gegen das Buch
des friiheren Münchener Ober-
regiffeurs S a v i t s „Von der

Abficht des Dramas“. das u, a,
Dinge von fo kraufcm Dilettan-
tisnius enthält wie die "Zurück-
führung der. im Wcfcn des Dramas
doch zutietfi begründeten. Aktein-
Art ebenfo intereffanter und wert-
voller fiatiftifchcr Teil fchließt das
ganze Buch.
Aus diefen Aufftellungen geht
hervor. daß Reinhardt in fieben
(teller um: Otto Brahm in der Loge. (Nach einer Ölflilzze.) (Aue der Feftfcbrift ..Das *deutfche
Theater in Berlin". Herausgegeben von Paul Legband. Verlag von Georg Müller, München.)
teilung auf die allgemeine Kon-
ventionsbefangenheit der Dichter(I).
Das oben erwähnte Miniatur-
Pamphlet Ruederers gegen feine
lieben Münchener beendet dann
den literarifchcn Teil; ein in feiner
Saifons 115 Stücke. alfo etwa
17 pro Spielzeit oder durchfchnitt-
lich alle zwei Wochen eine Premiere
herausgebracht hat. Das ift eine.
auch von einem Privattheater bisher
zweifellos nie erreichte Höhe; zumal

wenn man rechnen wievielnial
die Zahl der Aufführungen des-
felben Stückes bis in die Hunderte
burg- nicht einmal ein Skowronnek
oder Roefflcr way dagegen fo
ziemlich alle- die in dem letzten
Max Reinhardt ale Peter Mortenßgard in „Roemer-Shaun
(Aus der Feftfan-ift „Das Deutfche Theater in Berlin“.
Herausgegeben von Paul Legband.
Verlag von Ceorg Müller, Miinchenxf
getrieben werden mußtq um die
riefigen Koften zu decken und wenn
man weiterhin bedenkß daß unter
den 69 Autoren/ die die 115 Stücke
fiellten/ kein Blumenthalx kein Kadel-
Vierteljahrhundert ein paar halb-
wegs liter-*irifche Akte gefchrieben
haben. Wahrlicl» man darf Nein-
hardt ruhig als den Repräfentanten
der erfien derzeitigen Theater-kultur

Illufirierte Bibliographie
der Erde. der deutfchen. bezeichnen. Gewiffen über ihn gefchrieben
und viel dickere Bücher als diefes werden. -
handliche (und von O r l i kvornehm Harry Kahn.
ausgefkattete) dürfen mit gutem
Karl Waller: Figurincn zu 'Nein-oh- Pofle „Einen Jux will er [ich machen".
(Aus der Feftfcbrift „Das Deutlche Theater in Berlin“. Herausgegeben von 'paul Legband.
Verlag von Georg Müller, München.)
Ü _
Redaktion:))r. Mar Osborn. - Verantwortlich für den Inhalt:))r. Curt
Radlauer; fiir den Inferatenteil; Walter Fliegel. Sämtlich in Berlin.
Verlag „Nord und Süd“. G. m. b. H.. Berlin R7. 35. Schöneberger Ufer 32.
Zufchriften und Einfendungen werden ohne Angabe eines Perfonennamens
erbeten. - Druck: Schlefifche Buchdruckerei vorm. S. Schottlaender. A.-G..
Breslau lll. Siebenhufenerfiraße 11-15,

Leffing-Gefellfchaft für Kunfi und Wiffen-
fchaft. Eingetr. Verein.
Vor uns liegt ein kleiner
Zeitungsausfchnitt -- 1() Iahre alt
_f dem wir folgendes über eine
Veranftaltung der Leffing-Gefell-
fchaft entnehmen:
„Ein fchöneß genußreicher Abend
wurde uns geboten- und ein difiin-
guiertes- kunfiverftändiges Publikum
füllte den Saal bis auf den letzten
Platz. Detlev von Liliencron ftand
anf dem Podium- einer der erfien
unter den lebenden Lyrikern und
ein erklarter Liebling des deutfchen
Volkes. Mit raufchendem/ nicht
endenwollendemBeifallbegriißtedas
Auditorium den Dichter-f und orkan-
artig fchwol(der Applaus an„ als
Liliencron feine Novelle „Der Narr“
gelefen hatte„ eine ergreifende Epi-
fode aus dem deutfeh-franzöfifchen
Kriege. - Der militärifche Kom?“
mandoton läßt fich zwar aus Lilien-
crons Vortrag nicht ganz vertilgem
tritt aber zurück hinter der be-
frheidenenx ungezierten Liebens-
wiirdigkeit feines Wefens- die einen
wohltuenden Einfluß auf den Zu-
hörer ausübt. Nach einer kleinen
Paufe brachte der Dichter zwei
launige Scherzgedichte: „Die neue
Eifenbahn" und „Auf der Kaffe'Z
zum Vortrag; der köfiliche Humor/
der diefen Gedichten zugrunde
liegt und ini Vortrag des Dichters
trefflich zum Ausdruck kann riß
das Publikum zu ftürmifchem Jubel
und vielfachen Hervorrufen des
Gefeierten hin.“
Das war vor zehn Jahren.
Und heute? Detlev von Liliencron
ifi tot. Nie wieder werden Worte
wie die vorfiehenden über ihn gefagt
werden„ nie 'wieder werden wir
unter dem Eindruck feiner Schöp-
fungen gleichzeitig den Zauber feiner
Perfönlichkeit empfinden. Aus
feinen Dichtungen aber foll er
uns immer von neuem erftehem
lebendig in uns allen- kiilinx fröhlich
und frei„ und darum wird der erfi'e
Abend des neuen Gefellfchaftsjabres
feinem Gedächtnis gewidmet fein.
1)!: Hans BethgeF dem engeren
Freundeskreife Liliencrons ange-
hörend„ wird dem toten Freunde
die Gedenkrede halten/ und ein be-
rufener Interpret feines Wortes foll
uns feinen Griff heraufbefcbwören.

Ihre Mitwirkung fiir das dies-
jährige Programm liaben ferner
zugefagt: Herr Biirgeruieifter
l): Reicke/ 1)r. Ludwig Fuldaf Herr
Ph. Spandow- Herr Geh. Medizinal-
rat Leppmanm Frau Gabriele
Reuter, Einzelne Verhandlungen
find noch nicht abgefchloffen; doch
fiehen uns neue und intereffante
Veranfialtungen in Ausficbt.
Der Vorfiand.

Mufit-Beigabe
2.
Uvencilieci.
lotto .i Ziel-damn.)
Mikes barer-7..
86m* [(111883.]11. eure/inne- rybr keine'.
6888.115
Die Wacht 18'. nie - cier- g*e_gao - gen,
Vikfl0foki-E- Z) .re-7727277- rim/tn ten-.raw
Zehn-sr - :eo 8011191 - er bau .gen aua [Frisch uncl klaus.
rauscht es in rien Lu - eden, sieletZ-teu Mia
__ cite 'all-sten Aip-ielsiah Zulu die - - 8te aus.
/RÄ
Ned/Fre rar-rie) W W
,Alle [Ii-landing (1er ?erlngslmnaluug li len & k) rie 1* in bei-1111 K'. 15 abgeäruelet nur: xllfrecl [Ni-eur.
drei dieser für eine Ijugetlmme mit [Begleitung (lee yiuuofaite. (rn-i3 2 Lilli.)

. um] 1ej5' ein
>27?)
0- y .
F . /F "aM-yGmg-Z
claoobleibc . tem MUM-.d (ist
>-
vy! &mac-Skye!
L
„9 OÖ:-
“.7
„x W*
[qm- noob ein :a . ges :Sve:- födläorod Aaodbjad
Jody-eden auf' Cie cler k'kje - (18 ISK-[LL kläo .

Zu der
ZRufikbeigabe
Alfred Lorenz.
Während Alfred Lorenz als
Konzert- und Dperndirigent feit
ungefähr fhon zehn Jahren auch
über feinen engeren Wirkungskreis
hinaus ziemlih bekannt geworden
ift. haben feine Kompofitionen bisher
noch wenig Verbreitung gefunden.
in erfier Linie. weil er in allzu
großer Befcheidenheit fie meifi in
feinem Pulte verfchloffen hielt. fiatt
fie der Öffentlichkeit zu übergeben.
was ihm in feiner Stellung als
Gothaer Hofkapellmeifier gar keine
Schwierigkeiten gemacht hätte. Es
bleibt ein Verdienfi des Mufikver-
legers Alfred Hoffmann (in Firma
E. F. Kahnt Rahfolger) in Leipzig.
das erfie größere Alfred Lorenzfche
Werk in den Mufikalienhandel ge-
braht zu haben. ein Klavierquartett.
Auh das kürzlich erfchienene Heft
mit drei Liedern. von denen das
mittlere. das tief empfundene und
die Stimmung ganz ausgezeihnet
widerfpiegelnde „Abendlied“. hier
als Mufikbeigabe geboten wird. ift
erfi auf Drängen eines mit dem
Tondihter zufällig bekannt gewor-
denen Herrn veröffentliht worden.
Jetzt. wo der Bann des Zagens
vor dem Publizieren von ihm ge-
nommen worden ift. wird der reich
begabteKünftlcr hoffentlich die Ruhe.
die ihm nah angefirengter Kapell-
meifiertätigkeit im Winter der
Sommer gibt. zu eigenem Shaffen
mehr als bisher benutzen und feine
fymphonifhen Dichtungen ..Colum-
bus“ (1905) und „Drefiie" (1906)
herausgebenz bekanntlih haben letz-
teren Stoff Weingartner und Ta-
neiew als Mufikdramen neuerdings
verarbeitet. auch bildet ja die ..Elek-
tra“ von Richard Strauß einen Teil
der ..Drefiie“. Lorenz hat fein Werk.
das durch beftrickende melodifche
Wendungen fih auszeihnen und
in der harmonifchen und orhefiralen
Ausgeftaltung durhaus modern fein
foll. in die drei Sätze ..Agamemnon".
..Orefies“ und „Die Eumeniden“
zerlegt, Er ift übrigens der Kom-
ponift der durhaus von Wagner
beeinflußten Oper ..Helges Etwa--
chen“. die feinerzeit bei der noch
von Herzog Ernft ll. ausgefhrie-
benen Gothaer Opernkonkurrenz

durch eine befonders ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnet und am
5. Februar 1896 bei ihrer Aufführung im Schweriner Hoftheater durchaus warm aufgenommen worden ift.
Alfred Lorenz ift am 11. Juli 1868 in Wien geboren. wo damals fein Vater. ein höchft verdienftvoller Gefchihtsforfcher und Genealoge. an der Univerfität lehrte; als diefer dann 1885 einem Ruf nah Jena folgte. ftudierte fein Sohn hier. in Leipzig und auch in Berlin angeblich Jura. in Wahrheit befchäftigte er fih faft ausfchließlih mit Mufik. insbefondere arbeitete er in den Akademifchen Richard Wagner-Vereinen fehr eifrig für die damals ja noh nötige Bayreuther Propaganda. Ermutigt durch Philipp _Spitta und Robert Radecke. deren Unterricht er genoffen hatte. hängte er dann fchließlich die Jurisprudenz ganz an den Nagel und wurde. um fih für die Laufbahn eines Bühnendirigenten vorzubereiten. Korrepetitor an dem Stadttheater in Königsberg; an kleineren Bühnen Norddeutfhlands und der ruffifhen Oftfeeprovinzen war er dann tätig. eine Zeit lang auh in Elberfeld als zweiter Kapellmeifier; nachdem er einige Monate in München am Hoftheater wieder als Korrepetitor gewiffermaßen von vorn angefangen hatte. erhielt er im Herbfi 1897 einen Ruf als Ehordirektor nach Gotha; bald wurde er hier. wo damals Karl Pohlig an erfter Stelle wirkte. zweiter Kapellmeifter. Sein Wirken fand folche Anerkennung. daß er
Z

1901 einfiininiig zum Dirigenten
des Gothaer Mufikvereins gewählt
wurde. Um fich diefem ganz widmen
zu k5nnen/ zog fich Lorenz„ der 1902
zur Affiftenz bei den Bayreuther
Feftfpielen zugezogen wurde- von
der Theatertatigkeit zurückx zumal
er an der Gothaer Bühne nicht weiter
an zweiter Stelle fiehcn wollt-,y
_wurde aber bereits 1904 nach einer
von ihm aus Gefälligkeit geleiteten
unverkürzten Meifierfinger - Bor -
fiellung' als erfier Kapellmeifier fiir
die vereinigten Hoftheater in Gotha
und Koburg gewonnenh fo daß ery
da er den Gothaer Mufikoerein
beibehalten und in Koburg einen
Oratorienverein gegründet hay das
mufikalifche Leben in diefen beiden
thiiringifchen Refidenzfiädteu durch-
aus beherrfcht.

Wer irgend kann- verfäume nicht„
fich fein bereits oben erwahntes
Klavierquartett in E-Dur näher
anzufehen. In geradezu meifier-
hafter Weife hat er es verfiandenz
unter Beibehaltung der klaffifchen
Form ein in Harmonikz Rhythmik
und Inhalt modernes Werk zu
fchaffem das durch feine Urfprüng-
lichkeit„ Jugendkraft und Frifche von
vornherein gefangen nimmt. Hof-
fentlich bleibt es nicht das einzige
Kanimermufikwerk des Komponifienz
deffen Beruf und ganze Neigung
ihn natiirlich vorwiegend zum
Schaffen von Mufikdramen hin-
drängen muß.

Prof. 1)!: Wilh. Altmann.

* 'k
*

Die Renaiffance der alten M u f i k.

Die letzten Jahre haben eine
lebhafte Bewegung 'zur Wieder-
erneuerung der alten Mufik gebracht.
Ein Hauptverdienft um diefe Be-
firebungen hat fich die Pianifiin
Wanda Landowska durch
ihre Konzertvorträge alter Stücke
auf dem Clavecin (Cembalo) erwor-
ben, Nun hat fie auchihre Federin den
Dienft ihrer Ideen gefiellt und
foeben im Verlag des „Uereure (Le
France‟ eine hifiorifch wohldoku-

mentierte mufikalifch - iifthetifche
Streitfrhrift erfcheinen laffen „Alwi-
que aneienne“, die in kaum
14 Tagen die dritte Auflage er-

reichte und über die viel debattiert
wird. Ein warmer Anhänger von
Frau Landowskas Ideen ifi der
greife Leo Tolfioiz der die Künftlerin
mehrfach zu Befuch nach Iasnaja
Poljana einlud„ um dort mit ihm
zu mufizieren.
Frau Landowska hat mir ge-
fiattetz aus ihrem Werk Bruchfiiicke
in freier Auswahl und Übertragung
zu veröffentlichen. Ich freue mich-
in diefen Blättern auf die Künft-
lerin und ihr Wirken hinweifen zu
können. Adele Schreiber.
Die mufikalifch-äftheti-
fchen Anfchauungen des
18. Jahrhunderts,
Wenn das Publikum und felbft
wenn die Mufiker von alter Mufik
fprechenz fo fchwebt ihnen ins-
befondere die des 18. Jahrhunderts
vor/ irgend ein Menuety eine Ga-
votte/ eine Opernmelodie„ und fo
rechtfertigt fich teilweife ihr Vor-
wurf„ daß die alten Komponiften
oberflächlich waren.
Sicherlich waren fie es auch:
aber es war eine gewolltez der
Verfeinerung entfpringende Ober-
flächlichkeit.
Anfiatt fich in den dunklen
Waffern der Tiefe zu bewegenf
zogen fie es von über die Ober-
fläche zu gleiten.
„Das Ernfie ift niemals an-
mutig'ß fagt Voltaire„ „es zieht
nicht an. Es nähert fich zu fehr dem
Strengenz das abftößt.“
Lieber als die Höhepunkte der
Affekte waren ihnen die zarten
flüchtigen Gebilde/ die fich fanft
ins Herz einfchmeichelm oder weichez
elegantez anmutige Nichtigkeiten mit
einem koketten Einfchlag/ lachend
füße Töne„ die das Ohr ergölzen.
Sie ergaben fich nur dann der
Gefangenfchafh wenn ihre Ketten
Blumenguirlanden waren, Den
Stürmen des Menfchenherzens zogen

fie den Frohfinn des Lebens vor.
die lachende. heitereSchönheit. oder
den Ausdruck würdiger Feierlichkeit.
..Schmerz. du bifi kein Übel‟.
fo fagten die Stoiker.
„Aber auch kein Gut". fcheinen
die Menfchen des 18.Jahrhunderts
zu erwidern. „Meiden wir lieber
den Schmerz. ermüden wir die
Welt nicht mit unfcrer Trauer
und unferem Kummer."
Man warf Gluck feine Härte.
feinen Mangel an Leichtigkeit und,
Grazie vor. insbefondere auch den
Mißbrauch von leidcnfchaftlichen Ak-
zenten und Schmerzensausbrüchen.
Als Zweck der .Kunft wird nicht
nur die Auslöfung von Erregungen
angefehen. fondern das Wohlgefühl.
das diefe begleitet; es genügt nicht.
daß die Erregung ftark fci. fie foll
auch noch angenehm fein.
Mozarts Ideen ftimmen hiermit
völlig überein. Delacroir zitiert
einen feiner Briefe. der fozufagen
ein Programm enthält:
..Die heftigen Leidenfchaften
follen niemals derart ausgedrückt
werden. daß fie Widerwillen er-
regen. Selbft in den grauen-
haftefien Situationen foll die Mufik
niemals das Ohr verletzen oder
aufhören. Mufik zu fein.“
Man fucht die Brutalitäten zu
mildern. die Lcidenfchaftsausbrüche.
die Schreie. das Röcheln zu ver-
meiden. ebenfo alles. was die Sinne
diefer Menfchen verletzen könnte.
die durch Erziehung gelernt hatten.
die Formen ihrer Äußerungen zu
zügeln. _
Man vermied. was man die
fehlerhafte Nachahmung (1'jruitu-
tion "ici-3.186) nannte; näm-
lich das. was nur groß ift. als gi-
gantifch darzuftellen. das. was le-
diglich einen männlichen Charakter
trägt. bis zur Härte zu fteigern.
Die Mäßigung und die abge-
klärte Vornehmheit der griechifchen
Kunft waren die Bafis des franzö-
fifchen Gefchmacks im 18. Jahr-
hundert.
Romain Rolland hat völlig recht.
wenn er fagt. daß die meifien mufi-
kalifchen Diskuffionen: Ramiften
gegen Gluckiften. Debuffyften gegen
Wagnerianer im Grunde in dem
großen'Gegenfatz zwifchen arifio-
kratifcher und volkstümlicher Kunft

gipfeln. Das Hauptverdienf't diefer
Mufik. die an den Höfen der Könige
und in einer Gefellfchaft. welche
den Formen und der Höflichkeit
einen fo breiten Raum anwies.
gepflegt wurde. mußte in der Ele-
ganz. der Schmiegfamkeit. der Rein-
heit des Gefchmacks befiehen. unter
Vermeidung von allem. was die
zarten Seelen abftoßen konnte. Da-
her ihre Leichtigkeit. ihre göttliche
Frivolität. die mitunter mit feier-
licher Würde abwechfelt. aber immer
von Grazie und Geifi erfiillt ift,
Es fehlen ihr die Größe und
die kräftigen Akzente.
Aber verlangen wir nicht von
diefer Königin. einer zugleich fo
einfachen und fo künfilichen Schön-
heit. daß fie uns durch die Kraft
ihrer Muskeln oder die Wucht ihres
Auftretens überrafchen foll. Seien
wir ihr dankbar. daß fie in die
Mufik etwas von ihrer Würde und
lieblichen Anmut hineingetragen hat.
Die Romantik.
Wir ftehen am Ende des 18. Jahr-
hunderts.
Jeder Boden wird erfchöp t.
wenn er lange Zeit derfelben Kultur
unterworfen wird. Man begann
des ewigen Vogelgezwitfchers. der
gehaltenen Empfindungen. der lie-
benswürdigen Nichtigkeiten iiber-
drüffig zu werden. Den leifen Er-
regungen. die mitihren zarten Schau-
ern nur die Seele fireiften. fetzte
man nun heftige Akzente voll
Leidenfchaft und Stärke entgegen.
die auf die Sinne herniederwuchten
und die Nerven bis zum äußerften
anfpannen. An die Stelle der Ge-
rechtigkeit und der weifen Mäßigung
traten gigantifche Übertreibung und
Zügellofigkeit. ein Überfchwang von
Bewunderung oder von Haß. lauter
Ertreme. lauter Parorysmen. Man
fürchtet den bedenklichen Schritt

nicht mehr) der das Erhabene vom
Lächerlichen trennt/ ja man geht
ohne Beforgnis noch darüber hinaus.
Alles zielt darauf abx in leidenfchaft-
licher Ekfiafe felbfi den Kopf zu
verlierenX anderen die Befinnung
zu raubenh Herz und Phantafie
förmlich zu überfchütten.
Man atmet nur auf Höhen.
Grazieh Geifix Ausgeglichenheitx Ver-
gnügenh alles„ was bezaubert und
reizvoll ift. wird in Acht und Bann
getan. Man nimmt im Gegenfatz
hierzu einen erplofiven Stil an und
nährt unabläffig den Gedanken von
Leid und Größe. Man empfindet
ein geheimnisvolles Glück dabei/
feine Wunden bloßzulegem feine
Narben zu zeigen und„ feltfamer
Gegenfatz: während die parfijmier-
ten Galans fröhlich aufs Schlacht-
feld gingen wie zu einem Ball.
macht das geringfie Stäubchen diefe
Repräfentanten der Männlichkeit mit
der königlichen Mähne. die allesx
was zart und weichlich if'tx zurück-
weifen und nur bei ihrer wilden
Männlichkeit fchwörenh vor Schmer-
zen ächzen. Es ift guter Ton ge-
wordem zu übertreiben und die
Welt mit den Ausbrüchen feiner
Verzweiflung zu erfüllen.
Die Feinfühligen beklagen fich
über die Verderbnis des Gefchmacksh
Männer von Geifi verfpotten diefe
Dichter/ die im ftillem behaglichen
Hafen Stürme erfinnen und mit
ihren Federn hundertmal gigan-
tifche Schaumberge emporheben.
Und etwas fpäter wollen ver-
feinerte Geifter in Deutfchland„ wo
diefes Genre weniger Mühe hat„
durchzudringenh fich der Tyrannei
des Schmerzes nicht ohne weiteres
unterwerfen.
So finden fich in den Briefen
Goethes an Zelter verfchiedene
Stelle-m in denen er mit leiferIronie
dariiber klagt/ wie es die jungen
Leute liebenx in Trauergefängen
zu fchwelgen oder in fchnierzvollen
Tönen verlorene Liebe zu beweinen,
Selbft Beethovens Größe erkannte
er zwar an- fand aber feine Lebens-
6
anfchauung weder angenehm für
ihn felbft noch fiir andere.
'Aber die von heiteren Märchen
überfättigten Kinder lehnen die neue
Richtung voll von Gefpenftern und

Schrecken keineswegs ab„ Kinder lieben ja Gefchichten. die zum Grufeln find,
Und die Frauenh gierig nach allemy was traurig macht/ find vielleicht die erftenh die _folche tragifche und herzzerreißende Erregungen fuchen,
So refpektieren denn dieNeuererh ermutigt durch den Beifall/ der ihnen zuteil wirdh nicht mehr die geheiligten Gefehe der Schönheit; fie drohenh alle Traditionen über den Haufen zu werfen und ein völliges Widerfpiel aufzurichten.
Man hatteGrund„beforgt zu fein, Und dennochh trotz aller Beforgniffe beweifi die reiche Ernte an Mcifierwerken und Wundernh die uns die Romantik hinterlaffen hatx neuerdings die Hinfälligkeit der autoritativen Vorfchriften über die Schönheith die uns die Gefchmacksprofefforen aller RiÖtungen aufdrängen wollen„ fei es im Namen der geheiligten Tradition oder im Namen des gebenedeiten Fortfchrittes.
Die Wiedergeburt der alten Mufik.)
Noch find wir taub gegenüber den Wundern und Schönheitenh welche die Seele durch das ferne melodifche Echo erheben und die Herzen Gleichempfindender von Jahrhundert zu Jahrhundert mit göttlichen Banden verbinden.
Jeder mehr oder weniger gebildete Mufiker bewundert dle Meifterwerke eines Raphaeh Leonardo da Vinci/ Botticelli; aber welche Werke der Renaiffance in der Mufik find ihm wohl vertraut? Der Maler/ der Bildhauer) der Dichterh fie wiffenh daß _man das Schöne nur variieren kann. Der

Mufiker allein will. daß feine Kunft
unabläffig „Fortfchritte mache“.
Und fo wird in der Gefchichte
unferer Kunfi immer nur von Re-
volution und Befreiung gefprochen.
Das Italien des 17. Jahr-
hunderts foll das_ Verdienft haben.
die Melodie von den polyphonen
Ketten. die fie zu fehr einengten.
„befreit“ zu haben. *
Lully hat uns angeblich von
dem gezogenen und düfieren Ge-
fange der Alten „befreit“. Rameau
„befreite“ uns von der Richtung
Lullys. Die Italiener des 18. Jahr-
hunderts „befreiten“ uns von der
Trockenheit Rameaus durch die
Grazie und Leichtigkeit ihrer Er-
findung.
Die Romantiker „befreiten“ uns
wieder von der Oberflächlichkeit
der Italiener und Franzofen und
vom kontrapunktifchen Panzer der
Bachfchen Mufik.
Zu jedem Zeitpunkte glaubte
man. uns einen Dienft zu erweifen.
indem man uns von der Laft unferer
Kofibarkeiten befreite. Das Erbrecht
wird in der Mufik unterdrückt. und
wir find darauf angewiefen. vom
fchmalen Gut des Tages zu leben.
Indem man fo das Befihtum ver-
mindert und begrenzt. ftürzt man
fich auf den Modekomponifien. um
bei ihm alle Schönheiten oder
Schwächen zu finden,
Was haben die Kommentatoren
von Wagner nicht in jeder Phrafe
feiner Opern gefunden: - - Philo-
fophie. Afirologie. Metaphhfik und
taufend Dinge. die er nie hinein-
geheimnißt hat.
Und fchon fpricht man davon.
uns vom Wagnerianertum zu „be-
freien“.
Aber wir wollen diefe Befreier
gar nicht. diefe falfchen Meffiaffe.
Zu oft fchon haben wir dasfelbe Spiel
erlebt. Wir wollen ihnen antworten:
„Schafft neue Schönheiten; wir
werden fie lieben. ohne darum das
Erbteil der Meifier. auf denen ihr
aufbautet. in den Schatten zu ver-
bannen. Schafft neue Werke - -.“
..Kunfiwerke find doch keine Wölfe.
die fich untereinander auffreffen“.
fo fagt Gounod.
Jm Gegenfah zu den Diktatoren
des Gefchmacks waren alle großen
Mufiker von Bewunderung und

Zärtlimkeit für die Werke ihrer
Vorgänger erfüllt und erhoben
keinen Anfpruch darauf. mit ihrem
firahlenden Ruhm die ganze Ver-
gangenheit zu verdunkeln. Die
Kunft der Griechen ift uns verloren
gegangen; aber wie wenig ifi uns
auch von den Schätzen des Mittel-
alters und der Renaiffance vertraut.
Gleich alten abgelegten Kleidern
werden Meifierwerke weggeworfen.
wenn die Mode fich geändert hat.
Ich bin weit entfernt davon.
die Gegenwart zu verläfiern oder
etwa gar. wie manche übertriebenen
Lobredner der Vergangenheit. in
der Kunfi unfrer Zeit Entartung
und Niedergang zu entdecken. Ich
laffe jedem das Recht. eine oder
die andre Kunftepoche zu bevorzugen;
ich bekämpfe jedoch die Anficht. daß
die Mufik gleich einem braven
Pennäler von Klaffe zu Klaffe
auffteigt. um endlich „reif" zu
werden. Aus allen Zeiten haben
wir vollendete Kunfiwerke. vor denen
uns nur Andacht geziemt. denn fie
haben die höchfie Vollkommenheit
erreicht. In ihrer Art und Richtung
bedeuten ein Weihnachtsoratorium
von Bach fo gut wie ein graziöfes
Stück von Eouperin. Werke von
Paläfirina. fo gut wie folche von
Brahms. die Schöpfungen eines
Beethoven nichtminder wie die eines
Wagner Gipfel der Vollendung.
die einen „Fortfchritt" ausfchließen.
Wir wollen nach Gutdünken
und Laune an allen Erregungen.
an allen Ekftafen Anteil haben.
und die Bannerträger des Fort-
fchritts werden uns nicht einreden.
daß. während die anderen Künfie
herrlich erblühten. die von allen
bewunderte Mufik nur eine arm-
felige. kränkliche Pflanze war. die
fich kaum-.iiber dem Boden hielt.
Unter der Jahrhunderte alten Afche
entdecken wir unverl'ofchte. ewige
Gluten. die fanft erwärmen,

Verfuche zur Wiederbelebung
und Erhaltung der alten Mufik
find in der zweiten Hälfte des
19. Jahrhunderts in befcheidenem
Umfange gemacht worden; fie
haben in allerletzter Zeit einen er-
freulichen Auffchtvung genommen.
In Deutfchland verdienen die Ver-
öffentlichungen der Bachgefellfchaft.
die Händel-Ausgabe von Ehryfander
und SeiffertF die „Denkmäler der
deutfchen Tonkunf't"„ die hifiorifchen
Arbeiten von Kretfchman Johannes
Wolff. Hugo Riemanm Seiffert.
Schering Heuß. Schneider und
anderen volle Anerkennung; nicht
zu vergeffen die "Studien über
erotifche Mufik. die unter Leitung
von Profeffor Stumpf-])c Abraham
und l): Hornbofiel ausgeführt werden.
Das Mufeum alter Mufikinfiru-
mente von Oscar Fleifcher ift von
bewundernswerter Reichhaltigkeit.
In Öfterreich fei auf die „Denk-
mäler öfierreichifcher Toniunft" ver-
wiefenh um die fich Guido Adler
ebenfoviel Verdienfie erworben hay
wiedurch feine hiftorifchen Arbeiten.
daneben find noch Namen wie Bot-
fiiberh Koczirz. Mandhczewski ge-
nannt. In England finden wir das
„Virginal - Book'J herausgegeben
von Fuller-Maitland und Barclay-
Squire. die Ausgabe von Purcelh
von Pasquini-Kuhuaux von Kerl
mit den trefflichen Kommentaren
von Shedlockz die hifiorifchen Ar-
beiten diefes letzteren und die des
fchon genannten Fuller-Maitland.
fowie folche von Dannreutherx
_ Niecks und anderen. In Rußland
kenne ich nur die intereffanten
Ausgaben von Findeifem „mw-
tiquitS Miene". In Polen hat
die Renaiffance-Bewegung„ an-
geregt von den Mufikhif'torikern Ehh-
binski und Obienskif begonnen,
Über die andern Länder bin ich
nicht genügend unterrichtet; auf
Frankreich jedoch fei etwas aus-.
führlicher eingegangen. Hier haben
wir zunächft das Monumentalwerk
..lin .Klugique cle 18. NeuniWanc-(z
[Orangerie-3** von Erpert- die Orgel-
Ausgaben von Guilmant und Pirro.
die Publikationen der „80ciStS
[titel-nationale (Le munique".
die neuen Ausgaben von Ranieau
und Eouperinx die hifiorifchen Ar-
beiten von Romain Rolland„ la

Laurenciex Marnold. Aubry-
Schweizeß Pirro/ Quittard„ Ecor-
cheville„ Laloh. Greilsameß Arthrit-
Pougim Adolphe Jullien ufw.
Wir fehen an der Spitze der
Bewegung unfre großen modernen
Mufiker Saint-TMNT D'Jndty De-
buffy. Dukas und den unermüd-
lichen Bordes. Damit befolgen
diefe Mufiker nur das Beifpiel der
Großen aller Zeit; denn fiets haben
Meifier wie Bach. Wagner/ Lifzt-
Joachim/ Biilow/ Rubinfiein fich
in Andacht vor den Werken der
Genies„ die ihnen vorangingenh
gebeugt. Gefellfchaften zur Wieder-
belebung der alten Schätze auch
durch Aufführungen find faft allent:
halben entftandem und fie mehren
fich täglich. In Rußland haben
die berühmten Konzerte des Kon-
fervatoriums innerhalb 40 Jahren
nicht ein einziges Werk von Bach
zur Aufführung gebracht - in den
großen Symphoniekonzerten hin-
gegen„ die von dem trefflicben Si:
loti dirigiert werden. umfaßt jedes
Programm auch alte Werke; und
das Publikum beklagt fich keines-
wegs darüber, fondern im Gegen-
teil/ es zeigt die größte Begeifierung
für Bachx .Handel/ Mozart ufw.
Früh oder fpät werden Leute
mit verfeinertem Gefchmack den
Wert diefer unverg'cinglichen Schön-
heiten anerkennen. Dann wird
eine Zeit gekommen fein„ in der
man uns hilftx mufikalifche Mufeen
zu errichtem wo wir unfreTi-
zians„ unfre Belasquez„ unfre
Raphaele erhalten und bewundern
könnem fo gut wie die Maler
die ihren.

Redaktion der Mufikbeigabe: Kurt Fliegclf Bet-lim Kurfr'irfieudamm 13b".